Globus.

XIII. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

In

Verbindung mit Fachmännern und Künstlern

herausgegeben von

Karl Andree.

Dreizehnter Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1868.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Indischer Archipelagus, Australien. Großer Ocean.

Zur Völkerkunde.

Vermischte Mittheilungen.

Illustrationen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Südsee.

Die Stadt Kuka in Bornu.

Von **Gerhard Rohlfs.**

Die verschiedenen Stadttheile, ihre Bauart und die Wohnungen des Sultans. — Das Christenhaus. — Rathsversammlungen. — Aufzüge und Prunk der Großen. — Leben und Treiben auf dem großen Markte. — Schwunghafter Sklavenhandel.

Kuka, von den Bewohnern Sudans Kukaua genannt, ist die Haupt- und gewöhnliche Residenzstadt von Bornu. Sie liegt auf ungefähr dem 13° nördl. Br. und dem $32^1/_2$° östl. L. v. F., etwa zwei Stunden vom Westrande des Tsad-Sees, und ist umgeben von einer ungeheuern steinlosen Ebene. Diese ist zum größten Theile mit dichter Waldung bedeckt, welche hauptsächlich aus Tamarinden, Mimosen, Hadjilidj (Balanites aegyptiacus), Korna (Rhamnus lotus) und Dumpalmen besteht. Bloß in unmittelbarer Nähe der Stadt haben die Bäume für die Culturen Platz machen müssen, und zur Regenzeit sind die Stadtmauern von zwanzig Fuß hohen Argum-moro- (Pennisetum distichum) und Ngáfoli- (Sorghum) Feldern umgeben. Allmälig aber, und namentlich gegen das Ende der Regenzeit, wird das ganze umliegende Land Ein Sumpf, und oft bei anhaltendem Regen steigt der Tsad-See so hoch, daß er mit der ganzen umliegenden Gegend Einen Morast ausmacht. Aber auch in Kuka selber ist dann Alles unter Wasser, und die große breite Straße, welche die Stadt der ganzen Länge nach durchschneidet, von den Kukaern „Dendal", d. h. Promenade genannt oder, wie Barth übersetzte, „Königsstraße", ist dann Ein Wasserbecken von meist 1 bis $1^1/_2$ Fuß Tiefe.

Die Stadt Kuka, so genannt, weil der Gründer Mohammed-el-Kánemi im Jahre 1814, als er die Stadt anlegte, dort, wo er das erste Haus hinbaute, eine „Kuka" oder Adansonia digitata fand, besteht aus drei Theilen: der Weststadt Billa fute be, der Mittelstadt und der Oststadt Billa gede be*). Die Ost- und Weststadt sind mit hohen und guten Mauern aus gehärtetem Thon umgeben und derart aufgeführt, daß man von Innen bequem durch Treppen überall bis nach oben hinaufsteigen kann, während die Außenwand fast ganz steil abläuft. Die Richtung der Stadt ist, da die beiden ummauerten West- und Osttheile fast rechtwinkelige Vierecke bilden, beinahe von Osten nach Westen.

An öffentlichen Gebäuden besitzt natürlich eine Stadt wie Kuka, deren Baumaterial bloß Thon ist, nichts Bemerkenswerthes. Der jetzige Sultan, Scheich Omar, der bei den Kanúri den Titel Mai, d. h. König, führt, residirt in der Oststadt, wo er drei sehr große, geräumige Wohnungen hat, die ebenfalls aus Thon gebaut sind; in den inneren Hofräumen sind außerdem eine Menge kleiner, birnenförmiger Hütten aus Stroh für die Weiber und Sklaven. Der Sultan residirt abwechselnd in diesen Wohnungen. Dicht dabei befindet sich auch eine große Moschee, die ebenfalls aus Erdklumpen errichtet ist; in dieser wird Freitags das Chotbah-Gebet, dem der Mai immer im größten Pompe beiwohnt, abgehalten. In seiner Hauptwohnung befinden sich auch die Grabmonumente seines Vaters Mohammed-el-Kánemi, welcher die jetzige Dynastie der Kanemin gründete, nachdem die der Séfua, welche von etwa 900 Jahren nach Christi Geburt bis zu Anfang unseres Jahrhunderts den Thron innehatten, durch ihn vom Throne gestürzt war. Seinen Bruder Abd-er-Rahman ließ er zur Zeit, als Barth und Vogel in Bornu waren, als Empörer und Usurpator erdrosseln. Das Grab des Letztern ist äußerst prächtig und gleicht in dieser Beziehung ganz denen der marokkanischen Kaiser in Mikenes und Fes. Eine andere sehr großartig angelegte Moschee hat man nicht vollenden können, und so ist sie ohne Dachschutz schon wieder ganz zerregnet. In der Weststadt hat der Mai auch eine sehr große Wohnung, welche früher hauptsächlich seinem Vater zum Aufenthalte diente; neben ihr befindet sich ebenfalls eine große Moschee, welche gut erhalten ist und in der auch des Freitags Chotbah gelesen wird. Der jetzige Sultan residirt indeß nur in einzelnen Fällen in der Weststadt und dann immer nur auf

*) Dies ist eine bloß wörtliche Uebersetzung, die Kanuri oder Bewohner Bornus haben indeß auch eigene Namen für die drei Stadttheile: Weststadt = Kuka-garfole, Mittelstadt = Kuka-ngimsegeni, Oststadt = Kuka-gergebi.



Hauptwohnung des Sultan von Bornu.

einige Tage. In der Weststadt liegt ferner das Christenhaus Fato nssara be, welches allen europäischen Reisenden, von Barth und Overweg an, als Absteigequartier gedient hat.

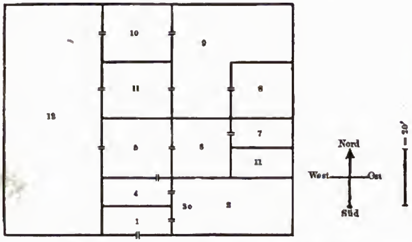
In beiden Städten und auch in dem großen nicht ummauerten Stadttheile giebt es außerdem eine Menge großer viereckiger Thongebäude, und zwar in der Oststadt die der Prinzen, der Großen und Beamten, während in der Weststadt mehr die Kaufleute, die hier aus allen Theilen der bekannten afrikanischen Länder zusammenströmen, ihre Wohnungen und Niederlassungen haben. Das eigentliche Haus



Hütte in Kuka.

des Volkes ist indeß die kleine bienenkorbförmige Strohhütte, die gewöhnlich oben mit einem Straußenei oder mehreren geschmückt ist, Ngim genannt, und die, wenn mehrere zusammen von einer thönernen Befriedigung umgeben sind, den Namen Fato, Wohnung, haben.

Die Bevölkerung einer Stadt, die als Hauptmittelpunkt des Handels von Innerafrika gilt, muß natürlich eine sehr gemischte sein; am meisten vertreten sind indeß die Kanúri oder eigentlichen Bornubewohner, dann die Leute aus Kanem, einem Lande, welches nördlich vom



1. Eingangszimmer.
2. Hof.
3. Großer Luftwurzelbaum.
4. Zimmer für den Diener.
5. Hof, um Fremde zu empfangen.
6. Zimmer (welches ich bewohnte).
7. Verschließbares Vorrathszimmer.
8. Küche.
9. Hofraum.
10. Zimmer, welches Barth bewohnte, jetzt verfallen.
11 u. 11. Verfallene Zimmer.
12. Großer Hof für die Frauen, früher waren Strohhütten darin.

Fato nssara be oder Christenhaus in Kuka.

Tsad liegt, endlich die Teda oder Tebu, die zum Theil in Bornu selbst ansässig sind, zum Theil auch aus den ihnen zugehörenden Ländern kommen. Aber außerdem sind die Búdduma oder Sedina, welche die Inseln des Tsad bewohnen, die Uandala aus den nördlichen Sumpfniederungen am Rande des Mendif-Gebirges durch zahlreiche Colonien in der Hauptstadt vertreten, sowie das weiße Element durch die verschiedenen Túareg-Stämme der südlichen Sáhara und durch Araber und Berber repräsentirt wird. Natürlich, da alle diese Stämme ihre eigenen Trachten haben,

bietet dieses Völkergemisch den buntesten Anblick, den man sich denken kann, obgleich die Hauptstadt, wie alle anderen auch, das Eigenthümliche hat, sehr rasch alle zu absorbiren. Man sieht daher sehr häufig alte Musguweiber mit großen Narben in der Ober- und Unterlippe. Denn wenn sie es auch in ihrem Vaterlande für schön hielten, in die Lippen sich ein oft mehrere Zoll großes Stück Holz oder eine Kürbisschale einzuschieben, so schämen sie sich doch dieses Schmuckes, sobald sie längere Zeit in der Capitale gelebt haben, der Art, daß sie die großen Löcher nach Herausnahme des Tellers durch Wundmachen der Ränder zu vernarben suchen. Ebenso gehen vielleicht die Gebirgsbewohner südlich von Uandala eine Zeit lang ganz nackt, wie in ihrer Heimath, wo ihre ganze Kleidung in dem Blatte irgend einer Feigenart besteht, welches sie vorn an ihrem Gürtel befestigen; aber bald erwacht das Schamgefühl, oder vielmehr die Eitelkeit, es den Anderen gleichzuthun, und sie suchen sich durch irgend eine Art Kleidungsstück zu bedecken.

Kuka ist eine Großstadt und gleicht hierin in manchen Beziehungen unseren europäischen Hauptstädten. Morgens früh, d. h. um 6 Uhr, sieht man die eigentlichen Kukabewohner noch gar nicht, Alles schläft noch. Indeß kommen schon vom Lande, dessen Bewohner sich lange vor Sonnenaufgang auf den Weg machen, um die Stadt bei Zeiten zu erreichen, die Bauern mit Vieh, Butter, Fischen, Korn, Obst und Gemüsen. Schreiend ihre Waaren ausbietend, durchziehen sie die Straßen, und nun erheben sich die Frauen Kukas, um für den täglichen Bedarf einzukaufen. Zuerst wird aber sorgfältig die Hütte und der Hofraum ausgekehrt, und dann macht jede ihre Toilette am Brunnen, der fast bei keinem Hause fehlt. Denn wenn die Kanúrifrauen auch sehr eitel sind, so sind sie andererseits doch auch sehr reinlich. Die Männer, welche ein Handwerk treiben — und in einer so großen, belebten Stadt wie Kuka giebt es deren sehr viele —, gehen nun ebenfalls ans Geschäft, nachdem sie zuvor jedoch ein frugales Frühstück eingenommen haben, welches in der Regel aus Negerhirsebrei mit einer stark gepfefferten Adansonienblattsauce besteht. Selten wird des Morgens Fleisch genossen. Die meisten Gewerke werden wie in allen heißen Ländern unter Schoppen in den Straßen oder auf den öffentlichen Plätzen betrieben, Baumwollenspinnereien, Indigobereitung, große Färbereien, um den Kattunen die so sehr beliebte dunkelblaue Farbe zu geben, Ledergerbereien, Klopfanstalten, in denen eine Menge junger Neger und Negerinnen beschäftigt sind, um durch Klopfen mit einem hölzernen Hammer dem Toban oder Kulgu Glanz zu verleihen, endlich Schuster, Schneider, Klempner, Schmiede, Schreiner, Sattler, Schwertfeger &c, Alles arbeitet im Freien. Die gegen Mittag eintretende Hitze gestattet aber Keinem, länger als bis 11 Uhr den Geschäften nachzugehen.



Heidnische Sklavin aus Musgo.

Gegen 8 Uhr Morgens erheben sich auch die Großen und die reichen Kaufleute. Jene begeben sich in ein Vorgebäude oder in einen äußern Hof ihrer Wohnung, um ihre zahlreichen Clienten zu empfangen, um Stadtneuigkeiten zu hören und um etwaige Angelegenheiten unter den Hausangehörigen zu ordnen. Der Kaufmann hingegen begiebt sich auf den Dendal oder auf einen ihm zunächst liegenden Platz und tauscht hier mit Seinesgleichen Neuigkeiten aus, oder mustert die Vorübergehenden.

Das eigentliche Leben beginnt aber um 9 Uhr; jeder Prinz, jeder Beamte, und darunter namentlich die Cognaua (Plural von Cogna) oder Räthe, welche die Rathsversammlung oder Nokna, die alle Morgen in der Wohnung des Mai stattfindet, bilden, begeben sich mit großem Gepränge, von vielen Sklaven und Clienten begleitet, zur Wohnung des Sultans. Da kommt auf einem prächtigen Berberhengste, der vielleicht mit zwanzig Sklaven bezahlt worden ist, ein nächster Verwandter des Sultans; sein Pferd hat einen silbernen Kopfhelm und einen reichen Seidenüberwurf, der Sattel, bei den Vornehmen meist mit hohen Lehnen, wie bei den Arabern, ist in der Regel von echtem blauen oder rothen Sammt, worauf Arabesken von Gold gestickt sind, überzogen; eine eben so kostbare Schabracke und Zügel aus feinen Lederstreifen zusammengeflochten vervollständigen das Ganze. Der Reiter trägt meist nach Art der Tuniser Kaufleute einen Anzug aus Tuch und Seide, jedoch sind nur sehr wenige beturbant, meist begnügen sie sich mit einem rothen Fes. Und sobald sie vor dem Sultan sich befinden, haben nur die Prinzen von Blut und die Cognaua die Erlaubniß, den Fes aufzubehalten, alle anderen, selbst die Generäle und Minister, müssen barhaupt und barfuß erscheinen. Vor ihm her laufen seine Waffenträger und rufen Jedem zu, Platz zu machen, während hinterher noch Spießträger und ein ganzes Gefolge von Sklaven trabt. Mit weniger großem Aufzuge reiten die Beamten, höheren Offiziere und Räthe, alle lieben es aber, ein so großes Gefolge wie möglich zu haben, jedoch darf ihr Pferd weder Silberplatten noch Seidentroddeln tragen. Dies ist ausschließliches Vorrecht der königlichen Familie und vielleicht eines fremden Gesandten.

Alle diese Aufzüge gehen im schnellsten Trabe durch die Stadt. Was liegt dem Großen daran, ob seine hinterhertrabenden Sklaven keuchen und husten, er kümmert sich nur um sich und achtet nur den, welcher im Range über ihm steht. Sobald alle in den geräumigen Sälen des Fürsten versammelt sind und sich gesetzt haben, ertönen die große Trommel und mehrere Pfeifen und andere Instrumente, für die wir keinen Namen haben, von denen eins jedoch unserm Dudelsacke gleicht und einen clarinetartigen Ton abgiebt. Jetzt betritt, von Eunuchen umgeben, der Mai die Versammlung, und während sich die Verschnittenen zurückziehen, nimmt er Platz auf einer Erhöhung, die mit schönen Smyrnaer Teppichen überdeckt ist. Die ganze Versammlung, welche sich beim Eintritt des Mai erhoben hat, läßt sich nun auch nieder, und

jeder Einzelne kann dann den Mai begrüßen, kann Beschwerden vorbringen und Gesuche einreichen; die speciell Bevorzugten dürfen auch die Hand küssen. Dies thun indeß eigentlich nur etwaige Schürfa (Abkömmlinge vom Propheten, deren es immer eine Menge aus Mekka und Medina kommende in Kuka giebt). Die alten Cognana haben so große Ehrfurcht vor ihrem Fürsten, daß sie ihm gar nicht ins Gesicht sehen, wenn sie mit ihm reden. Und früher zur Zeit der Sefua-Dynastie war es, wie das heute noch im Königreiche Mandara Sitte ist, Gebrauch, daß alle beim Könige Versammelten demselben den Rücken zudrehten, um nicht vom Glanze des königlichen Antlitzes geblendet zu werden. Der Mai allein ist bewaffnet; zur Seite hat er zwei mit Silber beschlagene Pistolen liegen, manchmal auch noch einen Karabiner; vor ihm liegt ein kostbares silbernes Schwert, Geschenk der Königin Victoria *); alle anderen aber müssen, ehe sie die Wohnung des Mai betreten, draußen ihre Waffen zurücklassen. Die Versammlung dauert meist bis 11 Uhr, wo der Sultan durch seinen Rückzug das Zeichen zum Auseinandergehen der Versammlung giebt. Ehe sie jedoch die Wohnung verläßt, gruppiren sich drei oder vier um eine Fleischschüssel, Geschenk des Sultans, der ihnen manchmal auch während der Versammlung Goronüsse präsentiren läßt. Die Reste in den Schüsseln sind immer für die Sklaven.

Sobald sich die Großen mit ihren Gefolgen wieder in ihre Wohnungen zurückbegeben haben, nimmt die Stadt einen todten Anstrich an. Die große Hitze erlaubt um diese Zeit keine Geschäfte und Arbeit, Alles zieht sich in die kühlsten und innersten Gemächer der Wohnung zurück, oder sucht einen dichtschattigen Baum auf, um sich dem Schlaf und dem Nichtsthun hinzugeben.

Erst um 3 Uhr Nachmittags wird die Stadt wieder belebt, der Markt fängt an. Ich spreche hier nicht von dem großen Markte, der jeden Montag vor den Thoren der Weststadt abgehalten wird, sondern von dem, der alle Tage in der Stadt selbst stattfindet. Aber wenn ich sage, es wird nur Ein Markt abgehalten, so muß man darunter nicht verstehen, daß derselbe an nur Einem bestimmten Orte wäre, im Gegentheil, um 3 Uhr Nachmittags ist die ganze Stadt ein Markt; Hauptpunkte bilden freilich der westlichste Dendal der Weststadt, dann der Ngunsegeni-Dendal und der Platz am Westthore der Oststadt.

Nur wer selbst dem Leben und Treiben in den Negerstädten mit beigewohnt hat, kann sich einen Begriff davon machen, wie es auf diesen Märkten hergeht. Man findet Alles, was zum Leben nöthig ist. Hier stehen große lederne Botta, welche Butter enthalten, die natürlich immer flüssig ist, dort hacken die Metzger Fleisch, hier stehen Säcke mit Getreide, dort liegen Koltsche und Ngángala Erdnüsse, die einen kastanienartigen Geschmack haben. Melonen, Pasteken, Kornafrüchte (Lotus) und die bitteren äußerlich einer Dattel ähnlichen Früchte des Hadjilidj-Baums, selbst viele andere wilde Waldfrüchte werden ausgeboten, nicht zu vergessen die herrliche Gunda oder Melonenbaumfrucht, welche in den letzten Jahren aus dem Sudan ihren Weg bis an den Tsad-See gefunden hat. Aber auch gekochte Speisen findet man, um lodernde Feuer sieht man an kleinen hölzernen Spießen große Stücke Fleisch braten, oder auch nach Art der Araber auf Kohlen backen. Wenn es gehackt und stark gewürzt ist und dann um Stäbchen geklebt und über Kohlen gar gemacht wird, bezeichnen sie es als Gúmgeni. Dies ist das, was die Araber Kiftah nennen. Auch kleine Brötchen, für einige Muscheln das Stück, sind zu haben, und damit ja nichts für den Gaumen fehle, findet man eine ganze Budenreihe, wo bloß Goro- oder Kola-Nüsse verkauft werden. Aber wie mancher arme Schlucker muß sich mit dem bloßen Anblick genügen! Die Goro-Nuß, die nach Kuka von der Westgegend Afrikas über Kano kommt, wird durch diesen Transport so theuer, daß man manchmal das Stück mit 1000 Muscheln und mehr bezahlen muß, d. h. nach unserm Gelde mit etwa 9 Silbergroschen. Die übrigen Lebensmittel sind jedoch in Kuka so billig, daß ein Mann bequem seine Familie einen Monat lang mit 1000 Muscheln ernähren kann.

Interessant sind die Buden, welche europäische Artikel ausbieten: Perlen, Seidenzeuge, Kattune, Spiegel, Porzellanwaaren, Nadeln, Messer, grobes Schreibpapier und andere kleine Artikel. Namentlich in Perlen findet man eine erstaunlich große Auswahl, und man hat berechnet, daß die venetianischen Glasperlenfabriken für die schwarzen Damen eben so viele Perlen fabriciren, als es die böhmischen jetzt für die weißen Modedamen thun. Auch alle Handwerke findet man auf dem Markte vertreten, namentlich fehlt es nicht an Pferdegeschirr und Sätteln, denn jeder auch nur einigermaßen bemittelte Mann in Kuka hat sein Reitpferd und einen Sklaven. Trödelbuden und Kleidermagazine sind natürlich auch vorhanden, denn wie bei uns kauft sich ein Kuka-Stutzer manchmal ein neues hübsches Gewand, zieht es ein oder ein paarmal an und verkauft es dann dem Trödler, nachdem er es einem neuangekommenen Araberkaufmann vorher auf Borg abgenommen hatte.

Sklaven sind ebenfalls alle Tage zu haben, jedoch von geringerer Sorte. Man findet deren 100 oder 150 ausgestellt, während Montags am großen Markttage manchmal Tausende unter den Hangars kauern. Der Sklavenhandel wird überhaupt en gros in den Häusern getrieben, indem es z. B. vorkommt, daß ein reicher Kaufmann aus Tripoli oder Cairo seine Waaren oder einen großen Theil derselben an Einen Mann für eine gewisse Zahl von Sklaven losschlägt, ohne daß diese auf den Markt kommen. Durch den großen Aufschwung des Sklavenhandels in den letzten Jahren sind die Sklaven bedeutend im Preise gestiegen; so gilt ein hübsches junges Mädchen von 13 bis 16 Jahren bis gegen 50 oder 60 Maria-Theresia-Thaler, ein junger Bursche durchschnittlich 20 Thaler.

Hinter den Sklaven kommt gleich der Ort, wo das Vieh verkauft wird, denn auch Kameele, Pferde, Esel, Rindvieh, Schafe, Ziegen, Hühner &c. sind alle Tage und zwar nach unseren Begriffen zu fabelhaft billigen Preisen zu haben. So ersteht man eine fette Kuh für 2 Maria-Theresia-Thaler, ein gutes Pferd für etwa 12 solcher Thaler, ein Huhn für 50 Muscheln. Man kann aber auch alles mit Waaren kaufen, und wer z. B. europäische Artikel hat, steht sich sehr gut dabei, da diese bedeutend höher abgeschätzt werden, als ihr wirklicher Werth ist. Der Markt dauert bis 6 Uhr Abends, weil dann nach Sonnenuntergang die schnell eintretende Finsterniß jedem Austausch ein Ende macht.

Aber damit hat noch längst nicht das Leben in Kuka ein Ende. Nachdem man vom Markte zu Haus angekommen ist, wird das Mittagsessen eingenommen und dann machen sich die Leute ihre Besuche. Man giebt sich Rendezvous; namentlich die verheiratheten Leute leben in Kuka auf eben so leichtem und ungenirtem Fuße, wie bei uns die vornehme

*) Die meisten größeren Geschenke, welche der Sultan Omar von Bornu besitzt, sind von der Königin Victoria: ein Wagen, sehr schöne Waffen, Uhren, Zelte, Teppiche und dergleichen mehr. Als Gegengeschenke sandte Sultan Omar einst einen Elephantenschwanz und einen Giraffenschwanz als höchstes Freundschaftszeichen, welches ein Bornukönig geben kann. Unser „König von Norddeutschland" ward nicht so glücklich bedacht; er mußte sich mit einem silbernen Pferdegeschirr und einigen Thierfellen, darunter ein gesprenkeltes Löwenfell, begnügen, weil gerade keine Elephanten und Giraffen in der Nähe der Hauptstadt waren.

Welt. Fast jede hübsche verheirathete Frau hat ihren Cavaliere servente, und selbst die jungen Töchter des Sultans wußten es möglich zu machen, ihren Eunuchen zu entschlüpfen, um Liebesabenteuer aufzusuchen. Dabei bilden sich die Kinder Abends zu Gruppen, denn die kühlere Nachtluft gestattet jetzt Tanz und Singen; Musikbanden durchziehen die Straßen und namentlich bei Mondschein wird es selten vor Mitternacht ruhig in der Stadt.

Für einen Europäer würde indeß bei allen materiellen Vortheilen ein bleibender Aufenthalt in Kuka unerträglich sein. Mit Europa ist in der Regel nur ein Mal im Jahre über Tripoli eine Verbindung; der viel nähere Weg nach der Küste vermittelst des Bénuë und Niger ist augenblicklich für Reisende und Waarensendungen ganz verschlossen. Der einzige Artikel, der jetzt in Masse von der Küste seinen Weg bis an den Tsad-See gefunden hat, ist die kleine Muschel (Kauri), welche als Geld dient. Das Klima von Kuka ist sonst trotz der Nähe des Tsad und trotz der vielen Wasserlachen während der Regenzeit ein gesundes, weil die trockene Luft, durch die Nähe der Sáhara bedingt, eine rasche Verdunstung des Wassers hervorbringt und so schon nach wenigen Tagen den Boden austrocknet.

Die neuesten Ansichten über das Fortrücken der Gletscher.

Von **Dr. H. Birnbaum.**

I.

Alle Gletscher werden jetzt als bewegliche Eisströme betrachtet, welche in den mit ewigem Schnee belasteten Gipfeln der Bergriesen ihren unversiechbaren Urquell besitzen. Sie sind dadurch die Hauptableiter der sonst unaufhörlich anwachsenden gewaltigen Schneemassen der Hochgebirge. Denn nach Abzug aller durch Verdunstung erzeugten Verminderung des dort oben fallenden Schnees würde das Lager desselben durchschnittlich im Jahre noch um drei ganze Fuß erhöht werden, so daß, nur auf unsere christliche Zeitrechnung bezogen, die Vergrößerung der Höhe schon nahe an 6000 Fuß betragen hätte. Das was als Lawinen in die Tiefe stürzt, ist verhältnißmäßig auch nur gering. Durch den Druck von oben und durch den Act des Schmelzens verwandelt sich der tiefer gelegene Schnee in Firn und compactes Eis, und wird dann in der bekannten Form von Gletschern zu tieferen und tieferen Plätzen getrieben, als wäre das erstarrte Wasser in einem flüssigen Zustande.

Dieses wunderbare Herabfließen der krystallinischen Wasser nehmen wir auf ganz gleiche Weise bei dem Himalaya, bei den Anden und Alpen, überhaupt bei allen in die Schneeregion hinaufragenden Hochgebirgen des ganzen Erdballs wahr. Der Eisstrom ergießt sich von steilen Felsen in die Tiefe, sucht sich in den Thälern einen Ausweg zu niedriger gelegenen Betten, er schleift, schrammt und ritzt dabei die härtesten Steinmassen und führt auch Felsblöcke und Geröll mit sich hinab, bis er in eine Region kommt, wo er dem mächtigen Einflusse der untern Jahreswärme nicht mehr gewachsen ist und sich dazu bequemen muß, zu wirklichem tropfbaren Wasser zu werden. In dieser Umwandlung wird er dann allmälig zu einem wahren Wasserstrome; er wird zu dem, was er vorher nur zu sein schien.

In diesem Scheine liegt aber viel mehr Wahrheit als man eigentlich erwarten sollte. Mit der starren Unbiegsamkeit und Sprödigkeit einer compacten gefrorenen Wassermasse läßt sich der Begriff einer fließenden Bewegung gar schwer vereinigen; man denkt dabei viel eher an einen directen Gegensatz, als an die Möglichkeit einer Aehnlichkeit. Und dennoch fehlt es dabei nicht an bewahrheiteten Thatsachen, welche allen Zweifel beseitigen können. Der Gletscher sucht sich, gerade wie ein fließender Wasserstrom, ein mit Gefälle versehenes Flußbett, füllt dasselbe nicht bloß vollkommen aus, sondern fügt und schmiegt sich auch in jede Beugung, jede Verengung, jede Erweiterung; er fließt auch wirklich vorwärts, immer mehr und mehr in die Tiefe und zeigt, wie die wirklichen Flüsse, bei diesem Fließen eine raschere Bewegung in seiner obersten Fläche und in seiner Mitte, als am Boden und an den Seitenwänden. Hat sich nun auch durch die Messungen von Forbes, Agassiz, Hugi und Anderen ergeben, daß das Fließen der Gletscher sehr langsam vor sich gehe, daß dasselbe in einem ganzen Jahre kaum so viel betrage, als die mittlere Geschwindigkeit des Rheines in einer einzigen Minute, — so hat man es doch wahrnehmen und auf Zahl zurückführen können. Es ist aber auch nicht die sehr große Differenz in der Geschwindigkeit, welche uns hierbei in Staunen setzt, sondern überhaupt die Möglichkeit des Fließens im Gletscher.

Worin kann dies seinen erklärenden Grund finden? — Das ist die Frage, welche schon seit länger als einem Jahrhundert den Scharfsinn der größten Naturforscher angespornt hat, aber bis auf den heutigen Tag auf eine vollkommen befriedigende Antwort vergebens harrt. Man hat es wahrlich nicht an Hypothesen und Theorien fehlen lassen, es sind Kämpfe und Gegenkämpfe ins Leben gerufen, es ist auch dabei Vieles ins Licht gestellt, worüber unser Wissen bisher im Dunkeln war; aber wenn man ehrlich sein will, so muß man gestehen, daß die Sache selbst noch ganz unaufgeklärt vorliegt. Alle Bemühungen haben die Thatsache des Fließens der Gletscher immer mehr und mehr zu einer unzweifelhaften Gewißheit gebracht, aber auch zugleich die Lösung des Problems fortwährend schwieriger gemacht.

Nun aber scheint endlich eine wirkliche Aufklärung kommen zu wollen. Die von Michael Faraday entdeckte wunderbare Eigenschaft des Eises, die sogenannte Regelation desselben, zeigt sich als gepriesene Helferin in der Noth. Sie wird schon jetzt von allen Seiten mit triumphirendem Jubel begrüßt, obgleich auch hier der Zukunft überlassen bleiben muß, ob sie sich auf immer als Siegerin behaupten kann, denn es fehlen ihr ebenfalls die Gegenkämpfer nicht, welche Alles aufbieten, um auch sie wieder aus dem Felde zu schlagen. Dies ist es nun, was wir näher zu betrachten gedenken. Doch läßt sich die Sache nicht gut anders verfolgen, als bis wir die bisher aufgestellten Ansichten und Kämpfe zur Anschauung gebracht haben. Wir werden uns dabei nur auf das Allernothwendigste beschränken, um das zu geben, was zum Verstehen des Ganzen unumgänglich nothwendig ist.

Die erste entschiedene Ansicht über das Fortrücken der

Gletscher finden wir in der „Beschreibung der helvetischen Eisberge“, welche der naturforschende Reisende J. G. Altmann 1751 herausgegeben hat. In ganz gleicher Weise sprach sich auch Gruner in seiner 1760 erschienenen Schrift — „Die Eisgebirge des Schweizerlandes“ — aus. Beide waren der Meinung, daß diese Bewegung durch den gewaltigen Druck der großen Eismasse längs der geneigten Thalbahn bewirkt werde. Hiermit stimmte auch H. B. de Saussure, der geistreiche Erforscher der hohen Alpenwelt, überein, fügte aber noch eine zweite wahrscheinliche Ursache hinzu, welche darin bestehe, daß die ununterbrochen thätige Erdwärme ein fortwährendes Schmelzen der untern und seitlichen Gletscherflächen bewirke, wodurch die Bewegung nach unten eine Haupthülfe erhalte. Er trat damit 1769 in einer besondern Schrift hervor und bildete so die erste Theorie des Gegenstandes, welche dann später in den eifrigen Bergreisenden Kuhn, Hugi, Merian begeisterte Anhänger fand. Lange Jahre hindurch galt die Saussure'sche Auffassung für die allein richtige, und alle Forschung verfolgte den Zweck, die Wahrscheinlichkeit zu einer unzweifelhaften Gewißheit zu bringen.

Da trat der Schotte Forbes auf und brachte durch seine unbefangenen selbständigen Untersuchungen neues Leben in die Erklärung des Gegenstandes. Seine 1842 auf dem Montanvert angestellten Messungen gaben erst eigentlich Licht über die Art und Größe des Fortrückens der Gletscher. Durch unermüdlich fortgesetzte scharfe Ausmessungen fand er das durchschnittliche tägliche Fortrücken des untern Gletschers 16,7 Zoll, während dasselbe oben in der Nähe des Firns nur 10,2 Zoll betrug. Auch war er der Erste, welcher durch wirkliche Messung herausbrachte, daß sich die Eismasse in der mittlern Oberfläche rascher bewege als an den Seitenwänden. Um dieselbe Zeit war auch Agassiz emsig bemüht, den Aargletscher eben so genau zu erforschen; hier betrug das durchschnittliche tägliche Vorrücken 14,7 Zoll, und er erkannte schon eine langsamere Bewegung im Winter als im Sommer; auch schien ihm ein ähnlicher Unterschied zwischen dem Fortrücken bei Nacht und bei Tage zu bestehen. In gleicher Weise nahm damals auch Hugi Messungen am Grindelwaldgletscher vor und fand hier das durchschnittliche tägliche Vorrücken 12 bis 14 Zoll.

Durch diese genauere Erforschung überzeugte man sich aber, daß die Saussure'sche Erklärung nicht mehr ausreichen wollte. Es war allerdings nicht zu leugnen, daß der mächtige Druck von oben ein Haupthebel des Hinabrückens bilde, indeß war damit noch nicht erklärt, wie die starre Eismasse sich schmiegen und biegen könne, um alle Windungen des Thalbettes ausfüllen und verfolgen zu können; wie es dadurch möglich sei, daß sich der Gletscher durch Engen hindurchzwänge und gleich hinterher wieder ausdehne, wenn die Erweiterung des Bettes dazu die Gelegenheit gäbe. Noch weniger war dadurch zu erklären, warum die compacte Eismasse in ihrer Mitte sich geschwinder bewege, als an den Seitenwänden und auf dem untern Boden. Forbes versuchte nun wieder zuerst eine neue Theorie aufzustellen. Er meinte, daß die Messungen und Beobachtungen der Gletscherbewegung zu der Annahme drängten, daß dabei ein wirkliches Fließen stattfinde. Man könne allerdings dem Eise, soweit man dasselbe bisher kennen gelernt habe, die Eigenschaft des Fließens nicht beilegen, aber es sei dies auch ein Begriff, wozu eine ganz neue Thatsache unwiderstehlich nöthige, und da es überhaupt möglich sei, die Zähflüssigkeit bis ins Unendliche sich immer mehr und mehr in Abnahme begriffen vorzustellen, so wäre eigentlich kaum ein Stoff zu denken, dem diese Eigenschaft gänzlich fehle. Er nahm also an, daß das Eis der Gletscher eine zähflüssige Materie sei, und erklärte daraus mit kühnen Griffen alle Erscheinungen dieses wunderbaren Naturphänomens.

Agassiz schloß sich im Allgemeinen der Forbes'schen Hypothese an, wich aber doch in vielen Punkten davon ab. Er war ein zu gewissenhafter, selbständiger Forscher, als daß er sich dazu verstehen konnte, seine auf Thatsachen gestützte Anschauung einer bloßen Idee unterzuordnen, welche zu ihrer Begründung wenig mehr für sich habe, als die Nothwendigkeit, einen endlichen Erklärungsgrund aufstellen zu müssen. Alles, was Forbes und Andere herausgefunden hätten, deute allerdings mit Entschiedenheit darauf hin, daß das Vorrücken der Gletscher eine große Aehnlichkeit mit dem Fließen einer zähflüssigen Materie besitze, aber es vertrage sich doch nicht mit der Vorsicht eines gründlichen Naturkundigen, nun gleich die Behauptung auszusprechen, daß der Schein eine unumstößliche Wahrheit sei. In den oberen Regionen zeige sich in der heißen Jahreszeit die Gletschermasse allerdings als eine aus Wasser, Schnee und Eis zusammengemengte zähflüssige Materie, hier habe die Ansicht Forbes' ihre volle Berechtigung. Aber in den unteren Partien, wo Alles eine starre, compacte Eismasse ausmache, könne unmöglich von einer Zähflüssigkeit die Rede sein. Er wies darauf hin, daß der Act des Schmelzens bei keinem Gletscher je aufhöre, daß derselbe in seinem Innern und seiner Grundfläche Jahr aus Jahr ein eine Temperatur von 0° bewahre, wie Bohrversuche und jahrelange Beobachtung nachgewiesen hätten. Regen und Schmelzwasser gehe durch die Spalten und Haarröhrchen des Gletschereises flüssig hindurch und treibe mit seinem bekannten mächtigen hydraulischen Drucke die Eismassen in die Tiefe und zur Seite, wodurch recht gut eine Erscheinung erklärlich sei, die mit dem Fließen des Ganzen Aehnlichkeit habe. Für diese Ansicht stimme auch die auf Ausmessung gestützte Thatsache, daß das Vorrücken der Gletscher jedesmal im Frühjahre bei plötzlichem heftigen Thauwetter am größten sei, und daß dasselbe im Sommer nach andauerndem Regen sich immer größer erwiesen habe, als während längerer Dürre. Und wenn mitten im Winter auch das Minimum des Thauens und Vorrückens liege, so sei dasselbe der Erfahrung nach doch nie Null.

Diese neue Auffassung des Gegenstandes stimmte genau mit der Wahrnehmung im alltäglichen Leben überein. Wer nur irgend einmal eine Wanderung über den Gletscher gemacht hat, erinnert sich der hier beständig herrschenden Wasserbildung und Wasserthätigkeit, wie diese Flüssigkeit sich zu kleinen Rinnen und Pfützen, zu größeren Bächen und Teichen ansammelt, den Berg hinabrieselt, plätschert und strömt, wie dieselbe an einigen Stellen brausend und schäumend sich in die Eisspalten ergießt und dem wildtosenden Flußquell tief unten den nie aufhörenden Zuwachs giebt. Auf dem Mer de Glace bildet dies Schmelzwasser sogar kleine Seen, denen die Volksmeinung Heilkräfte andichtet, wenigstens behaupten die Führer, daß selbst die erhitzten Reisenden von diesem eiskalten Wasser sich ohne Schaden satttrinken könnten. Das poröse Gefüge der Gletschermasse scheint sich überall mit dem Schmelzwasser gesättigt zu haben und darin festzustehen, aber ein Blick unter das schaurige Eisgewölbe läßt sogleich erkennen, daß das ununterbrochene starke Herabtraufen hauptsächlich dem Durchsickern zuzuschreiben sei.

Man erkennt auch übrigens eine gewaltige Thätigkeit in dem anfangs starr und todt scheinenden Kolosse. Es bilden sich fortwährend neue Risse und Spalten mit einem eigenthümlichen lauten Krache, Bruchstücke lösen sich in dem Gewölbe der untern Fläche los und stürzen mit dumpfem Donnergetöse in die unterirdischen Fluthen des Gletscherstroms. Auch hört man, wie in der Ferne Lawinen auf die oberen Gletscher fallen und ein andauerndes Gewitterrollen erzeugen.

Diese nervenerschütternden Geräusche sind ebenso verschieden wie ihre Ursachen, so daß es oft schwer hält, sie mit demselben Phänomen in Einklang zu bringen. Immer wird man aufs Neue zu der Vermuthung getrieben, als ob ein fernes Gewitter im Anzuge sei. „Bisweilen gleicht ihr Krachen einem Geprassel," erzählt ein Reisender, „welches entstehen müßte, wenn man Tausende von Pferden in vollem Laufe über eine hohe eherne Brücke jagte. Zu einer andern Zeit äffen sie das Pfeifen des Sturmwindes oder das Brausen von Wasserfällen oder von mächtigen Strömen nach, denen durch die Oeffnung von Schleusen oder Dämmen auf einmal ein Ausfluß verschafft wird."

Diese großartige innere Thätigkeit ist eine Folge der ungeheuern Massengewalt, die man mehr mit dem Gedanken als mit dem Auge zur Anschauung bringen kann. Man stelle sich eine zusammenhängende Eismasse vor, welche oft 4000 Fuß hinaufragt, 6 Stunden lang und durchschnittlich 1 bis 2 Stunden breit ist und von einer Mächtigkeit, die meistens nach Hunderten von Fußen gemessen werden kann, so erhält man einen Begriff von der Größe des Gletschers, und wenn man damit sein allmäliges Hinabgleiten in die Tiefe verbindet, so wird auch begreiflich, wie dadurch eine vordrängende Gewalt entstehen müsse, der kein Menschenwerk einen Damm entgegensetzen kann. In der Kirche zu Grindelwald wird noch eine Glocke aus der Capelle der heiligen Petronella aufbewahrt, welche durch das Vorrücken des Gletschers vernichtet wurde; auch fehlt es nicht an Beispielen, wie dadurch Wälder, Wiesen und Felder verwüstet worden sind; die Straße von Frankreich nach Piemont über den Montmaudet ist einst auf eine Strecke von zwei Lieues Länge und einer halben Lieue Breite durch das Naturereigniß weglos gemacht worden.

Aus solchen Beispielen stammt die allgemeine Furcht vor dem Vorrücken der Gletscher, als wenn dasselbe alljährlich im Wachsen begriffen sei und zuletzt alle naheliegenden Matten und Felder und Häuser vertilgen werde. Diese Bewegung des Gletschers hängt von dem jährlichen Wachsen des untern Endes und dem Zurückweichen desselben ab, und ist eine Folge des Winters und Sommers, welches der Schweizer mit den Worten: „der Gletscher stößt" und „der Gletscher schwynt" zu bezeichnen pflegt. In früherer Zeit kannte man nur dies Vor- und Zurückrücken des Gletschers und man war ziemlich überall der Ansicht, daß das erstere bedeutend im Uebergewicht sei. Genauere Forschungen haben dies aber als Irrthum herausgestellt, und obgleich wirklich ein ununterbrochenes Vorrücken dabei nachgewiesen ist, so sind die Gletscher im Ganzen genommen doch immer kleiner und kleiner geworden, bis sie in unserm Jahrhundert ziemlich genau eine constante Größe angenommen haben, welche im Winter um eben so viel wächst, als sie im Sommer abnimmt.

Aus den Moränen — das sind Ablagerungen von verwitterten Gesteinen, welche der Gletscher von der Höhe herabgebracht hat und beim alljährlichen Abschmelzen vor seinem untern Ende zurückläßt — und aus dem Schliff — womit man die charakteristischen Ritzen, Striemen und Polirflächen bezeichnet, welche der Gletscher bei dem Vorrücken in dem harten Gestein seines Bettes bewirkt — ist jetzt allgemein bestätigt, daß diese großen Eislager in früherer Zeit eine noch sehr viel größere Ausdehnung gehabt haben müssen. Agassiz hat hierdurch nachgewiesen, daß z. B. das Chamounithal einst von einem Gletscher eingenommen war, der sich gegen Col de Balme hin bewegte. Eine bei St. Maurice aufgefundene Moräne liegt 1875 Fuß über dem Rhone, und es scheint mit Bestimmtheit angenommen werden zu können, daß vor Jahrtausenden die ganze Schweiz ein solches Eislager gehabt habe, dessen Höhe noch 2022 Fuß höher als die jetzige Oberfläche des Genfersees gewesen sei. Nach solchen Resultaten der wissenschaftlichen Forschung stellt sich die Furcht vor dem Größerwerden der Gletscher als durchaus unbegründet heraus.

Kehren wir nun wieder zu unserm Hauptthema zurück, so haben wir noch einer Theorie zu erwähnen, welche sich zu den vorhin besprochenen von Saussure, Forbes und Agassiz als eine vermittelnde gesellt hat. In ihrer ersten Begründung rührt sie von Scheuchzer her, ist dann von Touss. de Charpentier und Biselx weiter ausgebildet, wurde aber erst in neuerer Zeit von J. de Carpentier — in seiner Essai sur les Glaciers — als ein abgerundetes Ganzes zur Darstellung gebracht. Man geht dabei von der Ansicht aus, daß das in die Haarspalten des Gletschereises eindringende Wasser bei der immer aufs Neue vorkommenden Temperaturabnahme unter Null gefriere und dann mit der bekannten furchtbaren Gewalt der Volumenvergrößerung das Vorrücken bewirke. Obgleich nun diese Ansicht sich eine Zeit lang eines großen Anhanges zu erfreuen hatte und sogar Agassiz nicht abgeneigt war, dieselbe mit der seinigen zu verbinden, so scheint sie doch jetzt wieder ganz aufgegeben zu sein, da sich gar zu viele Widersprüche mit der wirklichen Erfahrung herausgestellt haben. Besonders waren es Forbes und P. Merian, welche die gänzliche Unhaltbarkeit dieser Theorie nachgewiesen haben. Das Wasser in den Poren des Gletschers bleibt den größten Theil des Jahres, und tief im Innern fortwährend, flüssig. Forbes führt z. B. die Erfahrung an, daß auf dem schon mehrere Tage überfrorenen Gletscher überall in weniger als einen Fuß Tiefe nasses Eis anzutreffen war.

Aus dem Kriegerleben der Abyssinier.

Gefahren eines Krieges der Europäer in Abyssinien. — König Theodor und die Ausländer; seine Stellung zum Heer. — Schilderung der einzelnen Waffengattungen; Reiter und Scharfschützen. — Leben und Treiben der Soldaten. — Romantischer Lebenslauf des Kriegers Balgada Aröa. — Beispiele von barbarischer Kriegführung. — Zweikämpfe vor der Schlachtfront. — Ein Heerlager durch Hochfluth vernichtet. — Eine Heerschau am Königshofe in Schoa. — Zweckmäßige Lagereinrichtungen; das rothe Zelt. — Hrn. v. Heuglin's Charakteristik der abyssinischen Armee.

Der Krieg, welchen England gegen den Negus Theodoros von Habesch führt, ist durch das unverständige und widersinnige Verfahren der Briten selber verschuldet worden. Es ist bequem, gegen einen „barbarischen" König entrüstet zu sein, der in der That ein Halbbarbar ist; dieser Mann war indeß Jahre lang ein Freund des englischen Consuls Plowden und sein innigster Vertrauter war gleichfalls ein Engländer, Bell. Aber dieser Monarch wurde mißtrauisch gegen die Europäer; er hatte früher eine gute Meinung von der Ehrlichkeit derselben, diese verlor er jedoch, und daran sind

lediglich die Engländer und Franzosen nebst den katholischen und protestantischen Missionairen schuld, die ohnehin unwillkommene Gäste waren und von den Diplomaten als Werkzeuge politischer Intriguen mißbraucht wurden. Auch unterliegt es keinem Zweifel, daß das Benehmen mancher Sendboten sehr oft ein keineswegs würdiges gewesen ist. Dieses vollkommen richtige Urtheil fällte schon vor vier Jahren Werner Munzinger, derselbe, welcher seit einiger Zeit englischer Consul in Massawa ist und sich jetzt, als gründlicher Kenner der Verhältnisse und der abyssinischen Zustände, der Expedition angeschlossen hat (Ostafrikanische Studien, Schaffhausen 1864, an vielen Stellen der sehr ausführlichen Einleitung).

Unsere Leser wissen, daß seit nun sechs Jahren der „Globus" den Fortgang der Begebenheiten in Abyssinien mit großer Aufmerksamkeit verfolgt hat, und daß wir eine lange Reihe von Mittheilungen über jenes Land gegeben haben. Wir werden gerade jetzt einige Male Gelegenheit nehmen, in



Ein abyssinischer Cavallerist.

erörternder Weise darauf zurückzukommen. Bei den Erörterungen im Londoner Parlament ist man auf den eigentlichen Kern der Dinge nur sehr mangelhaft eingegangen; man hatte Ursache genug, die groben Fehler, welche man begangen, und die Unschicklichkeiten, die man sich hat zu Schulden kommen lassen, nicht allzu genau hervorzuheben.

Die Zeit wird lehren, welchen Erfolg der sicherlich höchst gewagte und kostspielige Kriegszug gegen den Negus Theodoros haben wird. Auf jeden Fall ist es aber von Interesse, das Kriegswesen und die Heereseinrichtungen Abyssiniens zu betrachten.

König Theodoros hat keine andere Stütze im Lande als sein Heer, und dieses scheint nicht zuverlässig zu sein; wenigstens sind während der letztverflossenen Jahre manche Meutereien vorgekommen. Die alten Landeshäuptlinge tragen das Joch des Negus, den sie als einen Emporkömmling betrachten, nur widerwillig; ohnehin werden sie von dem Herrscher streng behandelt.

Der Abyssinier ist ein tapferer, furchtloser Mensch und in seiner Weise ein tüchtiger Soldat. Das Heer Theodor's besteht oder bestand wenigstens im Jahre 1863 aus etwa 40,000 Mann Kerntruppen, welche dem König überall hin nachziehen. Außerdem hat derselbe in den Gegenden, deren Bewohner er für unzuverlässig hält, z. B. bei den Gallas und Mohammedanern, eine Anzahl von Truppen, welche bald da bald dort auf längere oder kürzere Zeit ein Lager beziehen und von demselben aus Streifzüge unternehmen. Dieser Bestandtheil des eigentlichen Heeres wird von Wilhelm Lejean auf etwa 50,000 Köpfe geschätzt.

Ein französischer Abenteurer, Graf Bisson, der vor einigen Jahren viel von sich reden machte und mit einer Anzahl bewaffneter Landsleute an der Nordgrenze Abyssiniens und in der ägyptischen Landschaft Takka eine problematische Existenz führte, hat eine Schilderung der abyssinischen Truppen entworfen; er spricht aus eigener Anschauung. Ihm zufolge ist das taktische Verhalten höchst mangelhaft. Die Truppen werden in zwei Linien aufgestellt, die Reiterei operirt an beiden Flügeln und die Fronte wird durch Scharfschützen gedeckt. Das Fußvolk trägt einen langen, krummen Säbel, eine Lanze und einen Schild und greift mit blanker Waffe allemal in wildem Sturme den Feind an. Die leichte Reiterei hat vortreffliche Pferde und ist in Bezug auf rasche Bewegung und Gewandtheit geradezu bewunderswürdig. Beim Ansprengen läßt sie die Zügel fallen, lenkt die Pferde lediglich vermittelst des Knie- und Schenkeldrucks und hat die Arme zum Kampfe völlig frei. Der Reiter hat gewöhnlich nur einen Säbel und zwei Lanzen; diese letzteren benutzt er als Wurfspeere und trifft auf eine Entfernung von 30 bis 40 Fuß ganz sicher. Jeder hat einen Diener, welcher mit dem Säbel in der Faust und unbekümmert um jede Gefahr in die Reihen der Feinde eindringen muß, um die Wurflanze, welche sein Herr geschleudert hat, diesem wieder zurückzubringen. Diese Reiterei sprengt mit einer wahren Furie gegen geschlossene Vierecke an. Jedes Zurückweichen gilt für schimpflich; der Reiter sucht eine Ehre darin, mit seinem flinken Roß über die Köpfe der Fußsoldaten hinwegzusprengen, und wenn eine Anzahl dieser kühnen Cavalleristen sich im Rücken des Fußvolkes befindet, dann macht sie Kehrt und greift dasselbe von hinten an. Dergleichen Manöver kommen nicht allzu selten vor, aber gegen eine europäische Artillerie vermöchten diese kecken Reiter doch nichts auszurichten.

Die Scharfschützen, etwa 20,000 an der Zahl, werden zumeist in der Landschaft Tigre recrutirt. Sie fechten in Rotten oder Schwärmen und als Plänkler, zielen vortrefflich und zeigen einen kalten Muth. Ihre Percussionsgewehre sind gut, aber das Pulver ist schlecht, da jeder Schütz sich seinen Bedarf selber verfertigen muß. Von Artillerie ist kaum die Rede, auch sagt diese Waffe dem Negus persönlich nicht zu. Er möchte gern Alles mit einem Anlauf und im Sturme niederwerfen, so rasch als möglich. Er ist nicht der Mann langsamer Berechnung.



Ein abyssinischer Füsilier.

Alles in Allem genommen ist das abyssinische Heer ein Gegner, den man keineswegs geringschätzen darf. Aber einer europäisch geschulten Infanterie wird es doch in offenem Felde nicht viel anhaben können, und die Schützen vermögen nichts gegen schweres Geschütz; ohnehin wird man sie niemals an die europäische Taktik gewöhnen können. In dieser Beziehung ist Folgendes ganz charakteristisch. König Theodor war schon vor dem Jahre 1860 vollkommen davon überzeugt, daß die europäischen Heereseinrichtungen jenen der abyssinischen Armee bei weitem vorzuziehen seien, und er wollte den Versuch wagen, zunächst ein paar Bataillone „alla franca" einzuexerciren. Sein specieller Freund, der Engländer Bell, traf dann auch die nöthigen Vorkehrungen und begann mit dem Drillen der Leute. Aber schon nach wenigen Tagen war die Stimmung unter den Soldaten so bedenklich, daß der Ausbruch einer Meuterei befürchtet werden mußte; sie riefen laut, man müsse dem Franken den Hals zuschnüren! Theodor wurde wüthend und wollte exemplarische Strafen verhängen, aber er mußte diesmal klein beigeben, denn die Krieger deuteten vernehmlich genug an, daß sie ihn und seinen Engländer Bell mit demselben Stricke erdrosseln würden, wenn er den Zwang des Exercirens fortdauern lasse.

Der abyssinische Soldat ist allerdings tapfer, aber dabei ein Buschklepper, Strauchdieb und Räuber. Obwohl selber aus der Classe der Bauern hervorgegangen, plündert er doch überall, wo es irgend thunlich ist, den Landmann auf unbarmherzige Weise aus. Er führt sein unruhiges Leben

vielleicht 15 oder 20 Jahre lang und dann macht er ein Ende. Nicht selten geht er dann unter die Mönche, und nachdem er es so lange lustig und wild getrieben und sich mit Sünden vollauf belastet hat, wird er ein strenger Büßer.

Wilhelm Lejean lernte in Massawa solch einen Asceten kennen. Dieser Mann hatte lange im Heere des Ras Ali gedient, dann mühselig genug Lesen und Schreiben gelernt, und verkaufte nun Psalmen, die er abgeschrieben hatte. Davon lebte er; auch hatte er einige Thaler erspart. Diese verwandte er, um eine Pilgerreise nach Jerusalem zu machen; doch war ihm das Glück nicht günstig. Das Fahrzeug, auf welchem er sich nach Dschidda eingeschifft hatte, wurde von einem gewaltigen Sturm überrascht und ging bei Loheia zu Grunde. Dabei verloren sechs christliche Pilger aus Abyssinien ihr Leben, drei andere, unter ihnen der ehemalige Soldat, retteten sich. Eine türkische Barke brachte sie nach Loheia, wo sie vom mohammedanischen Gouverneur wohlwollend behandelt, mit Kleidern und Lebensmitteln versorgt und nach Dschidda befördert wurden. Von dort kam jener Büßer nach Massawa zurück; auf die Wallfahrt nach Jerusalem hatte er verzichtet.

Das Urbild eines abyssinischen Kriegers war Balgada Aröa, der sich einst zu König Ubieh's Zeiten in Tigre als Freund der Europäer (z. B. Dr. Schimper's, Galinier's und Anderer) einen guten Namen unter den Franken gemacht hatte; unter seinen Landsleuten war er als tapferer Soldat berühmt. Die Abyssinier haben großen Bedarf an Steinsalz (Tschou). Viel davon holen sie aus der Salzebene von Norom, welche im Gebiete der Danakil liegt, also in Feindesland. Dorthin zieht alljährlich eine starke, bewaffnete Karawane, die zu ihrem Anführer einen durch Tapferkeit und Umsicht erprobten Krieger erwählt, einen Balgada. Aröa hatte seine Laufbahn als solch ein Balgada eröffnet, und er behielt diesen Titel auch dann bei, als er zeitweilig auf einem Throne saß.

Der Balgada war ein ganz ausgezeichneter Reiter und das Kriegführen ein Lebensbedürfniß für ihn. Als König Ubieh von Tigre sich eines ihm verdächtigen Mannes, Sobogadis Kassa, durch Verrätherei bemächtigt, denselben verstümmelt und eingesperrt hatte, rückte der Balgada zu Gunsten des Gefangenen ins Feld und führte gegen Ubieh einen Krieg in der bekannten Weise des afrikanischen Abd-el-Kader oder des kaukasischen Schamyl. Ein Handstreich und ein Ueberfall folgte dem andern, der Balgada war überall und nirgends und schon bei Lebzeiten heftete sich die Sage an ihn. Das Volk glaubte steif und fest, daß er unter dem besondern Schutz einer überirdischen Macht stehe. Einer der besten Feldherren Ubieh's machte sich lustig über die kühnen Thaten, welche man vom Balgada erzählte, und rief: „Bei mir würde der Landstreicher dergleichen nicht wagen; er sollte schön ankommen!“ Einige Tage später war dieser Feldherr Abends in seinem Zelt eingeschlafen; neben ihm stand ein Gefäß mit Meth und die geladenen Waffen lagen ihm zu Häupten. Als er Morgens erwacht, ist das Methgefäß leer und die Waffen sind verschwunden. Einige Stunden später überbringt ein Bote ein Schreiben folgenden Inhalts: „Dein Meth hat gut geschmeckt, Du hast aber schlecht aufgepaßt. Deine beiden Flinten habe ich mitgenommen; eine derselben schicke ich Dir anbei zurück. Ich könnte Dir auch die andere wiedergeben, sie gefällt mir aber, und Du wirst hoffentlich nichts dagegen einwenden, daß ich sie als Andenken an den Besitzer behalte; ich hätte Dir ja mit leichter Mühe den Kopf abschneiden können.“



Abyssinischer Scharfschütz.

Dieser Aröa war 1841 einige Monate lang König von Tigre; Lejean hat das Originalschreiben gesehen, durch welches er dem französischen Viceconsul in Massawa seine Thronbesteigung anzeigte und den Wunsch aussprach, in regelmäßige Verbindung mit Frankreich zu treten. Bevor dieser Schritt weitere Folge hatte, war der Balgada von seinen bisherigen Freunden, welche ihm seine Macht beneideten, verrathen worden; Ubieh kam zurück, bestieg seinen Thron wieder und Aröa wurde abermals Parteigänger und Glückssoldat.

König Ubieh von Tigre wurde 1855 von Theodoros besiegt und dieser hielt es für angemessen, den beim Volke beliebten Balgada zum Befehlshaber der neuen Provinz zu ernennen. Klugheit und Vorsicht waren nicht die Sache dieses Mannes; wahrscheinlich gelüstete es ihn abermals nach dem Throne; gewiß ist, daß Negus Theodoros Verdacht schöpfte. Eines Tages ließ er ihn auffordern, am Hoflager des Königs zu erscheinen. Der Balgada mochte sich wohl sagen, daß man genaue Rechenschaft über sein Thun und Treiben verlangen werde und daß es im schlimmsten Falle sich um seinen Kopf und Kragen handeln könne. Doch wollte er gehorchen und beim Negus erscheinen, freilich an der Spitze von etwa 20,000 Mann seiner alten erprobten Soldaten aus Tigre.

In der That rückte er mit denselben in das königliche Hoflager ein. Der König schien über einen solchen Aufzug nicht im Mindesten befremdet, empfing den Balgada ganz vortrefflich, gab ihm an seiner Tafel den Ehrenplatz und ließ ihn bei der großen Heerschau an seiner Seite reiten. Als er nachher wieder neben dem Könige saß, erschienen urplötzlich vier Trabanten und legten dem Helden Handschellen an. Der Balgada wüthete und schäumte, rief dem Negus zu, daß er ihn nicht so behandeln würde, wenn seine Truppen zugegen wären, und Theodoros gab ihm darin vollkommen Recht. Der Ueberlistete rief: „Du rühmst dich, der tapferste Soldat in Habesch zu sein! Nun, so komm, gieb mir ein Pferd und eine Lanze; wir wollen es ausfechten.“ Theodoros blieb ganz ruhig und entgegnete: „Es scheint, als ob du mich für einen Gaukler (Asmari) hältst. Du irrst, ich bin Kaiser, sehe nach Recht und Ordnung und muß Tollköpfe deiner Art, welche nur Verwirrung anstiften, in Zaum und Zügel halten. Ich will das Rebelliren nicht dulden. Wenn einmal Ruhe und Frieden im ganzen Lande herrschen, dann werde ich dich wieder loslassen; bis dahin bleibst du mein Gefangener!“ Balgada's Soldaten aus Tigre rührten sich nicht.

Wenn König Theodoros fortwährend im Lande umherzieht und selten längere Zeit an einem Orte verweilt, so hat das seinen guten Grund. Der vielgemischten und innerlich zusammenhanglosen Bevölkerung: Mohammedanern, Gallas und christlichen Abyssiniern verschiedener ehemaliger Königreiche, gegenüber muß der Herrscher stets auf seiner Hut sein. Gewalt kann er nur üben, so weit man ihn fürchtet und so weit seine Waffen reichen. Die eigentliche Hauptstadt befindet sich immer nur in des Königs Feldlager, und von dort geht die Regierung aus. So war es auch schon in früheren Zeiten, und Theodoros befolgt nur eine alte abyssinische Ueberlieferung oder vielmehr einen Landesbrauch. Schon der Venetianer Livio Sanuto bemerkt, daß im funfzehnten Jahrhundert der Prester John (Priester Johannes), d. h. der Landesherrscher, keine festbestimmte Residenz hatte; er zog unablässig umher und hatte insgemein etwa 6000 Krieger bei sich, manchmal auch doppelt so viel. Die großen Feudalherren lebten in Pracht „und führten gleichsam eine Stadt mit sich,“ der gemeine Mann dagegen war armselig daran und oft nur mit Thierfellen bekleidet.

Theodoros hielt vor sechs Jahren, als Lejean in seinem Lande war, in seinem Hofhalt und auch im Generalstabe sehr strenge Zucht. Der Reisende erzählt als Augenzeuge einen Vorfall aus dem Lager, das damals in Godscham war. Als einige Diener des Königs tapfer gezecht hatten und dann lauter Zank unter ihnen sich erhob, regnete es förmlich Bastonnaden auf sie herab. „Als ich bei Tische im kaiserlichen Zelte saß, hörte ich ein regelmäßig wiederkehrendes Geräusch; es war etwa so, als ob ein paar Männer Teppiche ausklopfen. Hinterher erfuhr ich, was geschehen war. Die hübschen Mädchen, denen in der Küche das Brotbacken oblag, hatten das Brot nicht rechtzeitig abgeliefert. Zur Strafe dafür wurden sie platt auf den Bauch gelegt, eine neben der andern, und einige Hofdiener hieben mit biegsamen Stöcken unbarmherzig auf Schultern rc. los, taktmäßig und mit geübter Hand. Die armen Mädchen schrien nicht einmal.“

Den gemeinen Soldaten gegenüber ist der König nicht gar streng; sie dürfen ein lustiges Leben führen und sich für böse Tage, an denen es auch nicht fehlt, entschädigen. Die Verpflegung ist sehr schlecht eingerichtet. Jeder Soldat bekommt seine Ration in Mehl geliefert; deshalb hat er seine Frau oder eine Dienerin bei sich, welche ihm die Küche besorgt. Sie folgt ihm treu und ergeben auf dem Marsche, sei dieser auch noch so beschwerlich, trägt das Kochgeschirr und zumeist auch einen mit Meth gefüllten Krug. Es kommt wohl vor, daß eine solche Soldatenfrau unterwegs ein Kind gebiert. Ein solches wird dann allemal vom Negus adoptirt.

Die Kriegführung ist entsetzlich barbarisch und Theodoros ist in Bezug auf Grausamkeit ein echter Abyssinier. Als Lejean von Gondar nach Dobarek unterwegs war, zeigte man ihm das auf einer Hochebene liegende Dorf Debreskieh, wo am 5. Februar 1855 das Schicksal des Landes entschieden wurde.

Dort lag König Ubieh von Tigre mit seiner ganzen Heeresmacht; ihm gegenüber stand Kassa, denn so hieß damals noch Theodoros, welcher vor Kurzem von den Soldaten und der Geistlichkeit zu Gondar zum Kaiser ausgerufen worden war. Sein Heer, obwohl abgemattet durch beschwerliche Märsche und manche Entbehrungen, erhielt trotzdem von ihm Befehl zum Angriffe. Es murrte und zögerte. Da ritt Kassa den Linien entlang und rief: „Was, ihr zögert? Habt ihr Furcht vor dem lahmen, alten Manne Ubieh? Die Gewehre seiner Soldaten sind nicht mit Pulver, sondern mit Lumpen geladen. Also vorwärts mit Muth ins Feuer! Mit Gottes Hülfe siegen wir und morgen heiße ich nicht mehr Dedschas Kassa, sondern bin Dschan Hoi,“ d. h. Majestät.

Nun stürmten die Soldaten gegen den Feind ein, der sich tapfer wehrte. Selbst Ubieh hielt sich gut; er bekam einen Lanzenwurf ins Bein und wurde gefangen genommen; sein Sohn Tschetu blieb todt auf dem Platze und die Sieger richteten unter den Truppen von Tigre ein fürchterliches Blutbad an. Zwei Tage später ließ Kassa sich als Kaiser Theodoros II. krönen, und zwar in der Kirche von Debreskieh. Diese hatte Ubieh nach dem von Dr. Schimper aus Mannheim entworfenen Plan ausführen lassen.

In der Nähe von Dobarek fand Lejean das Feld weit und breit mit Menschenschädeln förmlich besäet. Ein Schlachtfeld konnte dort nicht gewesen sein, denn andere Knochen, als eben nur Schädel, waren nicht vorhanden. Aber was war hier geschehen? Eine entsetzliche Katastrophe. Vor damals drei Jahren hatte Theodoros über seinen rebellischen Neffen Garet bei Tschober einen Sieg erfochten und etwa siebenzehnhundert Gefangene nach Dobarek abgeführt. Dort wurden sie enthauptet; ihre Schädel warf man aufs Feld.

Bis dahin hatte sich Theodoros, für einen Abyssinier wenigstens, nicht grausam benommen; von jener Zeit an wüthete er jedoch gegen Alle, die er für Rebellen hielt, und das Blut floß in Strömen, namentlich auch im Jahre 1860. Zwei Brüder Namens Garet, Vettern des neuen Kaisers, hatten sich empört, um ihn vom Throne zu stoßen, auf welchen sie mindestens eben so viel Anrecht zu haben glaubten als er. Im Anfange des eben genannten Jahres hatte ein Soldat des Garet den englischen Consul Plowden erschossen. Theodoros verlangte die Auslieferung des Mörders, welche ihm verweigert wurde. Nun rückte er gegen den Rebellen aus, welcher sich bis Tschober zurückzog. Dort verlangte er Hülfe von Tesama, dem Bruder des Thronprätendenten Negusie, welcher Anspruch auf die Herrschaft in Tigre machte und sich als den rechtmäßigen Nachfolger des von Theodor entthronten Ubieh betrachtete. Dieser verweigerte indeß allen Beistand. Nun beschloß Garet, ein Kraftstück zu wagen. Er besaß ein treffliches Fernrohr, welches einst dem Consul Plowden gehört hatte. Mit Hülfe dieses Glases bemerkte er, daß der Negus, von einer Anzahl Offizieren umgeben, heransprengte. Sofort warf er das Fernglas zu Boden, rief seinem Bruder und einigen Begleitern, welche ihm auch jetzt folgten, einige Worte zu, und ritt in gestreckter Carriere auf Theodoros zu. Als er sich in Schußweite befand, hielt er an, zielte und feuerte. Der Negus wurde an



Eine abyssinische Heeresabtheilung von einer Wasserfluth überrascht.

der Schulter verwundet. In diesem Augenblicke gab der Engländer Bell, des Negus „Likamankuas“, Feuer und jagte dem verwegenen Garet eine Kugel durch den Kopf, erhielt aber gleichzeitig einen Lanzenstich in die Seite und von Garet's Bruder einen heftigen Stoß ins Auge. Nun gab auch Theodoros Feuer und streckte den jüngern Garet zu Boden. Dieses kurze und blutige Duell war entscheidend; Garet's Leute streckten die Waffen und wurden als Gefangene nach Tobarek gebracht. Weiter oben ist erzählt worden, daß Theodoros ihnen allen den Kopf abhauen ließ.

Der Engländer Bell hat längere Zeit eine hervorragende Rolle gespielt. Ludwig Krapf (Reisen in Ostafrika II, S. 352), der ihn kennen lernte, lobt ihn als einen verständigen Mann, der in Sprache und Sitten ganz zum Abyssinier geworden sei. „Der König hat ihn zu seinem Adjutanten und Likamankuas, d. h. Träger des königlichen Kleides in der Schlacht, gemacht. Es giebt vier solcher Likamankuas, die sich ganz wie der König selbst kleiden müssen, damit der Feind den wirklichen König nicht unterscheiden könne. Es ist ein ehrenvolles aber gefährliches Amt, für das Herr Bell beträchtliche Ländereien erhalten hat; davon kann er seine abyssinische Frau und seine Kinder ernähren.“

Nicht selten haben die abyssinischen Truppen auf ihren Hin- und Herzügen von den heftigen Regengüssen in den Sommermonaten zu leiden, und manchmal wird das durch dieselben bewirkte Anschwellen eines Stromlaufes geradezu verhängnißvoll. Lejean erzählt davon ein Beispiel.

Er zog über die schöne Ebene von Aïlat, in welcher wilde Schweine in ganzen Rudeln schwärmten. Sie wird von mehreren Flußbetten durchzogen, die nach heftigen Regengüssen plötzlich hoch anschwellen und dann einige Zeit nicht zu passiren sind. Einige Wochen später, als er von Zenandegle nach Aïlat zurückreiste, ließ er seine Karawane unter einer Baumgruppe rasten, weil eine Hochfluth aus dem Oberland her zu erwarten war. Bald vernahm man ein lautes Rauschen und Brausen, das von den steilen Wänden des Gebirges dumpf wiederhallte; es kam von Süden her und schien gerade auf den Lagerplatz hinzugehen. Indessen war derselbe von der Art, daß keine Gefahr besorgt werden durfte. Nicht lange nachher wälzte sich eine ungeheuere Schlammwoge in dem bislang trocknen Bett herab. Es war ein furchtbarer Anblick. Sie stürmte mit entsetzlicher Gewalt einher und kam doch nur langsam vorwärts, weil die tiefe Sandlage die ersten Wellen gleichsam verschluckte. Dann kam die gelblichbraune Wassermasse, Trümmer verschiedener Art mit sich führend. Nach etwa zwanzig Minuten war sie dann ganz klar und strömte einige Stunden lang ruhig fort. Einige Meilen weiter abwärts wird man schwerlich viel von diesem wilden Wasser gesehen haben, denn sicherlich hat unterwegs der tiefe, trockne Sand die ganze Masse verschluckt.

Einst lagerte Theodoros mit seiner Armee in dem engen Tiefthal von Baschilo. Dasselbe ist von steilen Bergwänden eingeschlossen, wie manche Flußthäler im Lande, und eine Heeresabtheilung hatte unvorsichtigerweise in dem trocknen Strombette sich gelagert, ohne Zweifel um bequemer Wasserlöcher graben und Holz und Gras haben zu können. Die Leute ahneten nicht, daß im Oberlande ein heftiger Regen gefallen war. Da vernahmen sie ein Geräusch, über dessen Bedeutung sie nicht im Unklaren sein konnten. Rasch ergriffen die Männer Lanze und Schild und sattelten ihre Rosse, während die Frauen in aller Eile ihr Küchengeräth zusammenrafften; dann eilten sie alle fort, um bergan zu klimmen.

Aber in diesen Thälern giebt es nur wenige Pfade, die bergan führen, und diese sind obendrein steil und eng, „Ziegenpfade“, welche der Mensch nur mit Mühe hinanklimmt. Bald waren diese schmalen Wege durch den Andrang der Menge versperrt, die meisten konnten nicht aus dem Thal heraus, und noch ehe eine Viertelstunde vergangen war, hatte man das fürchterlich brüllende Tosen und Toben in der nächsten Nähe. Die gelbbraune Wassermasse kam in einem einzigen, ungeheuern Schwall herab und riß alles in ihrem Wege mit sich fort. Manches Hundert von Männern, Frauen, Rossen und Maulthieren fand den Tod in dieser entsetzlichen Fluth und das ganze Gepäck ging verloren. —

Die ganze Kriegführung und die Einrichtungen des Heerwesens sind, wie man sieht, auch jetzt noch barbarisch genug. Im Lande Habesch hat man es niemals zu einer leidlichen Civilisation gebracht.

Als Major Cornwallis Harris 1842 und 1843 als britischer Gesandter in Schoa war, fand er auch dort beim Könige Sahela Selassi barbarischen Pomp und den widerwärtigsten Schmutz ganz unvermittelt neben einander (The Highlands of Ethiopia; Newyorker Ausgabe von 1844, S. 146 ff.). Er schildert eine große Musterung des Heeres, welche bei Debra Berhan, dem „Hügel des Ruhmes“, stattfand. Um in den Palast des Königs zu gelangen, mußte er knietief durch Koth und Unrath waten. An der Pforte wurde er von zwanzig Eunuchen empfangen, welche als Ceremonienmeister fungirten. Inzwischen hatte die abyssinische Reiterei sich aufgestellt, während die Infanteristen in langen Reihen am Boden lagen „wie Schildkröten“ und sich mit ihren Schilden zudeckten. Ein Theil des Fußvolkes war mit Musketen bewaffnet, welche Major Harris als Geschenk mitgebracht hatte. Die Leute erhoben das Kampfgeschrei, welches dem Brüllen des Löwen nachgeahmt war. Dabei schwenkten sie mit den blanken Bayonnetten, an denen sie große Freude zu haben schienen; man hatte eine solche Waffe nie zuvor gesehen. Ein grauhaariger Veteran führte vor der Front einen Kriegstanz auf, sprang hin und her und heulte dabei wie ein Wolf; dann fiel die ganze Linie als Chor mit ein und der Kriegstanz wurde allgemein.

Nachher ritt der Reitergeneral mit der königlichen Leibgarde auf, dieser „Blüthe der christlichen Lanzen“. Er trug buntfarbige Gewänder, die reich mit Silberschmuck verziert waren, und dasselbe gilt von seinem Schild und von seinem Pferdegeschirr. Als der englische Major aus den Feldgeschützen, welche er mitgebracht hatte, eine Salve von einundzwanzig Schüssen geben ließ, zogen nicht weniger als dreizehn Gouverneure hinter einander auf; alle waren in Löwen- und Leopardenfelle gekleidet und dabei mit allerlei Silbersachen über und über behängt; manche derselben bestanden in der Beute, welche sie im Kampfe dem Feinde abgenommen hatten. „Dann ereignete sich ein charakteristischer Auftritt. Die Gouverneure, Richter, Häuptlinge, Edelleute, Hofbeamten und Geistlichen, welche auf einem Gerüste zu beiden Seiten des königlichen Zeltes Platz genommen hatten, stürzten über einige Ochsen her, welche der König vorführen ließ, schnitten den Thieren das Fleisch aus dem Leibe und fraßen große Stücke roh auf. Inzwischen ritten etwa 3000 Gallasreiter auf, schwenkten ihre Säbel und hatten offenbar Freude an den Tönen der Kesselpauke, welche ihre Regimentsmusik bildete. Im Ganzen waren wohl 8000 bis 10,000 Reiter auf dem Plan und die Musterung, welche von neun Uhr früh bis fünf Uhr Nachmittags dauerte, machte einen eigenthümlichen Eindruck durch das ganze wilde Wesen.“ Als es dunkel wurde, ließ Major Harris Raketen steigen. Auch diese hatte man nie zuvor gesehen, und „als das Feuer erst zischend zum Himmel emporstieg und dann herabregnete oder in der Luft geräuschvoll zerplatzte, schrie und heulte die erstaunte Menge, und Männer, Weiber und Kinder warfen sich erstaunt zur Erde nieder.“

Als wir diese Zeilen geschrieben, erhielten wir das neueste Werk des Herrn M. Th. von Heuglin, auf das wir ausführlich zurückkommen werden (Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862. Jena, bei Costenoble 1868). Wir haben das inhaltreiche Buch ohne Unterbrechung in einem Zuge durchstudirt und darin auch interessante Mittheilungen über das Heerwesen gefunden (namentlich S. 340 ff.). Als unser Landsmann über die hohe Ebene von Tschimba zog, kam er an eine Stelle, wo vor Kurzem noch des Königs Lager gestanden hatte. Am Wege fand er Dutzende und Hunderte Cadaver von Pferden, Eseln, Maulthieren und Rindern in allen Stadien der Verwesung, dazwischen einzelne Leichen von Männern und Weibern, die vor Kälte erstarrt oder von Feindeshand gefallen waren; erbarmungslos gingen Pferde und Menschen hinweg über kleine Kinder, die gestorben oder aus Noth und Elend ausgesetzt und von der Mutter verlassen worden waren. „Was davon noch am Leben war, wurde am andern Tage vom Befehlshaber der Nachhut gesammelt und im Lager, so gut es ging, versorgt. Züge von Geiern, weißnackigen Raben und halbwilden Hunden folgten dem Troß und fanden reichliche Beute; an Beerdigung der Leichen dachte kein Mensch.“

Herr von Heuglin lobt die Einrichtung des Lagers. In demselben bildet allemal das rothe Zelt die Mitte; es steht, wenn irgend möglich, auf einem etwas erhöheten Platze und seine Thür ist der Himmelsgegend zugekehrt, nach welcher am nächsten Tage marschirt werden soll. Vor dem rothen Zelte steht das Kirchenzelt mit dem Tabot (Gesetztafeln Mosis); neben diesem befinden sich die Zelte der beiden Königinnen, und etwas entfernter jene des Bischofs und des Lagerbefehlshabers, alle in ziemlich großen Zwischenräumen. Die Zelte sind nach Stoff und Form verschieden; am zweckmäßigsten fand unser Landsmann jene der Krieger aus Schoa; diese bestehen aus braunem, dickem Wollstoffe, sind gewöhnlich sehr geräumig und ruhen auf zwei Säulen aus Rotang, über welche gewöhnlich als Dachfirst ein dickes Stück Rohr gezogen ist. Andere bestehen aus weißem Baumwollenzeug und haben dann meist die Form eines kleinen Hauses mit Giebel und Dach. Jeder Soldat macht sich, wenn das Heer längere Zeit an demselben Orte verweilt, seinen eigenen Godscho, d. h. eine vier Fuß hohe und nicht viel mehr im Durchmesser haltende Hütte von einigen Baumzweigen, die dicht mit Hochgrase bedeckt werden; ein Bündel Gras bildet die Lagerstätte.

Der König reitet gewöhnlich an der Spitze der Truppen und bestimmt den nächsten Lagerplatz durch Aufschlagen des rothen Signalzeltes. Herr von Heuglin sagt, er habe öfter versucht, die Kopfzahl einer einzelnen Heersäule oberflächlich zu bestimmen; nach seiner Meinung war das vereinigte Lager, in welchem er 1862 sich befand, mehr als 150,000 Köpfe stark. Der oft über eine Meile breite, aber nicht sehr dicht gedrängte Zug war zwei bis drei Meilen lang; die Cavallerie nahm auf den meist nur schmalen, für die Pferde tauglichen Pfaden sehr viel Raum weg, aber noch mehr erforderten die den Galla abgenommenen Herden. Die weiter oben von uns mitgetheilten Bemerkungen Lejean's über den großen Troß von Knechten, Waffenträgern, Köchinnen und sonstiger Dienerschaft werden von unserm Reisenden bestätigt; auch er fügt hinzu, daß manche Mädchen reichlich mit Kindern gesegnet seien. Die Zahl der gefangenen Galla und jene der Geistlichen und Mönche war gleichfalls beträchtlich, und man konnte für die streitbare Mannschaft etwa 50,000 Köpfe annehmen, eine immerhin stattliche Ziffer. Eigentliche Waffengattungen als feste; geschlossene Körper giebt es nicht, die Reiterei kaum ausgenommen; die Artillerie, welche nur aus einigen Gebirgskanonen besteht, kann gar nicht in Betracht gezogen werden. Die Reiterei aus Schoa gilt für die beste; in ihre schwarzen Wollmäntel gehüllt, auf leichten, kräftigen, unbeschlagenen Pferden, deren Kopfzeug mit Metallplatten geziert ist, jagen kleine Abtheilungen in flüchtigem Galop klirrend vorüber. Auch die Reiterei der Provinz Damot, im Süden von Godscham, ist wohlberitten und streitbar. Die Infanterie war zum größten Theil mit Luntenflinten oder Kapselgewehren versehen; Gewehre mit Schloß sind unbeliebt, weil sie des schlechten Pulvers und feuchten Klimas wegen häufig versagen. Die richtige Bemerkung Lejean's, daß jeder Soldat sich das Pulver selbst beschaffen müsse, finden wir bei Herrn von Heuglin dahin erläutert, daß der Soldat trocknes Weiden- oder Asclepiasholz in einem mit Thon verschlossenen Topfe kohlt; dieses nebst Schwefel und Salpeter wird fein gepulvert, dann angefeuchtet und in einem gewissen Mischungsverhältnisse mehrere Stunden lang in einem hölzernen Mörser gestoßen und zusammengerieben. Die Körnung nimmt man sehr vorsichtig auf einem feinen Siebe vor, sie fällt aber nach unserm Begriffe schlecht genug aus, eben so das Pulver selbst. Blei ist für Kugeln zu kostspielig, diese sind eisern und von roher Form.

Die strategische Taktik besteht, wo die Bodenverhältnisse es erlauben, in Massenangriffen und in fingirten Chargen der Reiterei. Auf dem Marsche sind alle Offiziere des Fußvolkes beritten, aber bei Angriffen kämpfen sie zu Fuß an der Spitze ihrer Leute. **A.**

Die hohe Pforte in Konstantinopel und ihre Säulen.

Von **Hermann Vambery** in Pesth.

Die verschiedenen hohen Aemter und die Titel der hohen Würdenträger. — Rangordnung. — Erforderniße zum Staatsdienst. — Kalligraphie und amtlicher Stil; Kitabet. — Die Kenntniß fremder Sprachen.

Unter der hohen Pforte, Bab Ali, versteht die heutige Türkei sowohl das Ensemble der höchsten Würdenträger im ottomanischen Reiche, als auch den Ort, wo diese zu ihren Berathungen zusammenkommen. Die Pforte oder das Thor galt von jeher im Oriente für das Gegentheil von dem, was sie bei uns bedeutet, nämlich für den Ehrenplatz des Hauses. Schon der Patriarch Abraham empfing die Erzengel unter der Pforte seines Zeltes, und auch später erscheint dieser Theil des Wohngebäudes nomadischer oder ansässiger Einwohner des Ostens in eben derselben Reverenz. Hierin thun sich besonders und vor allen anderen die turanischen Völker hervor. So wie der Kirgise mit seinen Stammesgenossen nur

vor dem Eingange, nie aber im Innern seines Zeltes über öffentliche und private Angelegenheiten beräth, so pflegt auch der chinesische Bang von Kaschgar, Aksu und anderen Städten, so pflegen auch die Behörden von Kochant, Bochara und Chiva, ja sogar die betreffenden Fürsten selbst auf einer neben dem Hausthor befindlichen Terrasse ihren Unterthanen Audienz zu ertheilen, Recht zu sprechen und Anordnungen zu treffen.

Diese Sitte datirt noch aus dem grauen Alterthume, und hieraus erklärt es sich, warum wir im Türkischen das Wort Pforte überall mit Gerichtshof, Residenz eines hohen Beamten identificirt finden. So wie man in Persien noch vor den Zeiten der Sefeviden mit dem Ausdrucke „Ali Kapi" den Sitz der höheren Beamten bezeichnete, so war dieses auch in der Türkei der Fall. Nicht nur jede Hauptstadt, sondern jeder Sitz eines Provinzialguberniums hatte einen Kapi, und wenngleich europäische Neuerungen heute bestrebt sind, das alte Wort durch Einführung der Ausdrücke „Ministerium, Tribunal" u. s. w. zu verdrängen, so wird es doch den Türken und anderen Völkern Asiens noch lange schwer fallen, sich zur Wiedergabe des Begriffes „Hoher Gerichtshof" oder eines sonstigen höhern Amtes einer andern Bezeichnung zu bedienen als: Kapi, Der, Bab, die Pforte.

Unter den Ausdrücken „Festes Thor", „Hohes Thor" versteht man die verschiedenen Eigenheiten der betreffenden Behörden, deren allenfallsige Bestechlichkeit sogar durch dieses Wort eine anspielende Bezeichnung erhalten. Heißen doch im Türkischen die Bestechungen oder Nebeneinkünfte, wie man sich in der Türkei beschönigend ausdrückt, Kapi alti, d. h. was unter dem Thore sich befindet; unstreitig eine treffende Anspielung auf die Geschenke, die der Client dem Richter wohl nicht öffentlich ins Haus bringt, aber gleichsam verstohlen hinter das Thor stellt.

Da die Pforten von Privatwohnungen sehr oft auf Säulen errichtet werden, so darf es uns nicht befremden, daß auch die Pforte des Staatsgebäudes auf Säulen errichtet ist. Diese Säulen sind die Minister, welche in Folge dieses Amtes auch wirklich Erkiani-Devlet, Säulen der Regierung, genannt werden.

Auf ihnen lastet das große Werk, das sich in der Leitung des Staatsruders concentrirt, und der an ihrer Spitze Stehende führt ganz treffend und mit Recht den Namen Vezir, d. h. Lastträger. Den ästhetischen Unterschied, den wir zwischen corinthischen, dorischen u. s. w. Säulen machen, haben wohl die Orientalen bis jetzt noch nicht in das Register ihres Wissens aufgenommen; dafür aber führen sie sehr oft die verschiedenen Bezeichnungen: „Eiserne, stählerne, steinerne Säulen" im Munde. Natürlich sind diese nichts anderes als bombastische, hohle Titel; denn so mancher sogenannte stählerner Pfeiler der Regierung entpuppt sich, wenn man ihn mit dem Auge der Wirklichkeit etwas näher betrachtet, oft zu viel weniger noch als zu einem halbverfaulten, weichhölzernen Balken.

I.

Die hohe Pforte, in der Volkssprache Pascha Kapisi genannt, umfaßt heute folgende Aemter: 1) Den Sitz des Großvezirs und seiner entsprechenden Büreaus. 2) Das Ministerium des Aeußern mit seinem Secretariate und dem Uebersetzungsbüreau. 3) Das Medschlisi Vala, oder den allerhöchsten Staatsrath, an dem sich die Chefs der verschiedenen Ministerien betheiligen. 4) Das Medschlisi ahkiame adlie, oder den Rath des obersten Gerichtshofes und zugleich das Ministerium des Innern sowohl als auch das der Justiz, da er die Gouverneure und die subalternen Offiziere ernennt und absetzt. 5) Das Amedi divani humajum, oder jenes Büreau, welches in directer Verbindung mit der Privatkanzlei des Sultans und der Pforte steht. Die übrigen Dicasterien der Verwaltung, als: das Ministerium der Polizei, der Finanzen, des Handels, des Krieges, der Marine, des Unterrichts, des Wakfs (fromme Stiftungen) u. s. w. sind in verschiedenen Gebäuden untergebracht und die betreffenden Chefs begeben sich nur dann auf die hohe Pforte, wenn das Aufgebot des Medschlisi Vala sie zu einer wichtigen Berathung einladet.

Außer diesen giebt es noch einige nicht strict hierhergehörige Aemter, als: Das Büreau des Oberaufsehers der Zölle und Mauthen; das Büreau der vier verschiedenen Secten, nämlich der Katholiken, unirten und nichtunirten Griechen und der Juden; das Büreau des Ceremonienmeisters und des Anfertigers der kaiserlichen Unterschriften (Tugra), und schließlich sogar eine Schule und Bibliothek zum Unterrichte im Französischen, welche im Vereine mit dem Uebersetzungsbüreau zum Ministerium des Aeußern gehören. Was die verschiedenen Beamtenclassen betrifft, so ist bei der Civilbehörde der höchste Rang der Muschir, Marschall; ihm geziemt der Titel „Devletli", d. h. der Glückselige. Er hat einen Monatsgehalt von 80,000 bis 120,000 Piaster (ich rede hier natürlich von der Zeit meiner Anwesenheit in der Türkei), und vor einigen Jahren noch hatte der Vicekönig von Aegypten nichts anderes als einen Muschirrang, nur mit dem Unterschiede, daß man ihm das Epitheton Ubhetli, Strotzender, beilegte. Ein Muschir pflegt sich in das Amt auf einer europäischen Equipage zu begeben; als Großvezir begleiten ihn zwei Offiziere aus der Armee und zwei Kavassen (Polizeimänner) zu Pferde, außerdem folgen ihm ein oder zwei Diener und der Tschibuktschi, welcher letztere zu Pferde sitzend das im Futteral steckende lange Pfeifenrohr martialisch umherschwingt. Groß ist die Achtung, die dem Muschir überall gezollt wird, aber noch größer sind die Ausgaben, mit denen er den zahlreichen Schwarm der Diener, Anverwandten, Schützlinge u. s. w. aushalten muß, so daß trotz seines enormen Gehaltes kein einziger Muschir, wenn er anders nicht Privatvermögen besitzt, mit seinen Staatseinkünften auskommen kann. Muschire giebt es auch im Militairstande, doch diese stehen weit hinter den ersteren zurück, da hier sowohl die Anzahl größer, andererseits aber auch der Gehalt viel kleiner ist.

Nach dem Muschir kommt Rütbe-i-Vala (hoher Rang), welcher in zwei Classen zerfällt. Ihr Titel ist Utufetli (huldvoll). — Rütbe-i-Ula, der auch zwei Classen umfaßt, und denen der Titel Seadetlu (glückselig) zukommt. — Mutemajiz oder Rütbe-i-Sanie, ein Rang, den größtentheils die Chefs der Büreaus haben und mit Izzetlu Efendim (mein herrlicher Herr) betitelt wird. Dann Sanie Nr. 2, denen der Titel Izzetlu Efendi (herrlicher Herr) zukommt. Hierauf folgen die Rangordnungen der untergeordneten Beamten, als: Rütbe-i-Salise (dritte Classe), wird mit Rifatlu (erhöhte), Rütbe-i-Rabie (vierte Classe) wird mit Futuwetli (der Edelmüthige), die übrigen minores gentium der Beamtenwelt mit Hamijetli (der Eifrige) titulirt. Von den hierarchischen Beamten ist der höchste der Scheich ul Islam; nach ihm folgen die Sudurs und die fünf verschiedenen Pajes oder Grade von Stambul, den heiligen Städten, vom Bilade Arbaa, von Rumili und von Anatoli. Bei dem Militair sind die verschiedenen Grade der Aemter deutlicher in dem Range der Offiziere ausgedrückt. Hier giebt es Muschire in einer großen Anzahl; ja selbst Paschas, Generäle der Division und Brigade stehen in ihrem Range unter so manchem Efendi der Civilbehörde. Da wir eben bei dem Ausdrucke Pascha sind, so wollen wir noch zur Aufklärung dieses am Ende der Wörter angehängten Civil- und Militairtitels hinzufügen, daß diesen unter den Mitgliedern der Civilbehörde nur die

Muschire und Mutefarrif (Gouverneure zweiten Ranges) der Provinzen, sie mögen ihrem Range nach auch nur Mutemajis sein, erhalten; bei den Militairbehörden jedoch wird er gleich nach dem Obristenrange ertheilt. Nach Pascha kam früher der Titel Beg, den unsere Europäer irriger Weise mit Prinz übersetzen, da dies in alten Zeiten so Sitte war. Heute aber folgt auf den Pascha ganz einfach Efendi, Herr, und nach Efendi kommt Aga. Uebrigens ist man im Gebrauche der letzten zwei Titulaturen nicht so sehr scrupulös, besonders bei dem Worte Beg, welches, da es heute gänzlich herabgekommen ist, als Liebkosungswort nicht nur bei Kindern der vornehmen Beamtenwelt, sondern selbst bei der Mittelclasse in Anwendung gebracht wird. Efendi hingegen hat einen schon seriösern Klang. Im gewöhnlichen Leben versteht man darunter einen Schriftkundigen, im Beamtenleben oft eine ganz hochgestellte Person, ja selbst die königlichen Prinzen hängen ihrem Namen ganz einfach nur den Ausdruck Efendi an.

Soviel in Kurzem von den verschiedenen Aemtern und Rangordnungen. Dieser Gegenstand ist theils in den statistischen Arbeiten über die Türkei, theils in anderen wissenschaftlichen Werken oft detaillirt behandelt worden. Wir wollen lieber die minder zugängliche und weniger bekannte Seite des Gegenstandes berühren, indem wir unsere Leser mit den geistigen Erfordernissen bekannt machen, die zur Aufnahme auf die Pforte nöthig sind, mit den Eigenschaften, die den jungen Osmanli dazu qualificiren, um einst den Titel Pfeiler des Staatsgebäudes sich erwerben zu können. Vor alten Zeiten mußte man auf dem Wege sein, um nach orientalischem Begriffe als vollkommen gebildeter Mensch dazustehen; man mußte vor Allem eine schöne Schrift haben, im Arabischen und Persischen gut bewandert sein, stilistischer Fähigkeiten sich erfreuen, besonders aber entweder auf hohe Abstammung oder auch auf die Protection eines Hochgestellten pochen können. Die heutzutage erforderlichen Vorkenntnisse unterscheiden sich von den älteren nur etwa darin, daß die Kenntniß der französischen Sprache beansprucht wird; Geographie, Geschichte, Physik, Mathematik und andere Wissenschaften hat man von der Beamtenwelt nie gefordert, und wenngleich diese von den älteren Mitgliedern der Pforte in ihrem dienstlichen Leben leicht entbehrt wurden, so sind sie heute eine um so größere conditio sine qua non, weil oft die höchstgestellten Beamten in Berührung mit unserer Diplomatie, bei Einführung so mancher europäischen Einrichtungen durch den Mangel an vorhergenannten Wissenschaften sich eben die größten Blößen zu geben pflegen. Was die heutigen hervorragenden Mitglieder der türkischen Ministerien wissen, das lernten sie Alles schon während ihrer Beamtenzeit. Denn ehemals haben die Efendis und Paschas auf dem Privatwege zu ihrem Berufe sich herangebildet, heute erhalten sie ihre Schule und Ausbildung auf der Pforte selber, und hierin unterscheidet sich eben das alte türkische Staatsleben bedeutend von dem neuern. Vorschriftsmäßig sollte der junge Efendisohn nur dann dem einen oder andern Büreau zugetheilt werden, nachdem er vier Classen in der Ruschdieschule mit Erfolg vollendet, nachdem er wenigstens das sechszehnte oder achtzehnte Jahr erreicht hat. Soweit mich die Erfahrung gelehrt hat, wird dieses wenig befolgt. Die verschiedenen Kalems (Büreaus) haben oft Kinder von zehn Jahren in ihrer Mitte, ja wenn ein Unerfahrener im Correspondenzbüreau des Ministeriums des Aeußern eintritt und auf den ringsumher sich erstreckenden Sophas die kauernde Kinder- und Jungenmasse erblickt, dann wird ihn dieses viel eher eine Schule, ja eine Kinderschule dünken, als wie eine Amtslocalität ersten Ranges.

Haben die jungen Efendis diese amtliche Kinderbewahranstalt einige Jahre hindurch besucht, so wird sich zeigen, ob der Einzelne zur Branche der äußern oder innern Verwaltung, oder im Allgemeinen zur Beamtenwelt sich anschickt; denn wenn er es während dieser Zeit nicht so weit gebracht hat, als tüchtiger Copist (Müsevit) bei seinem Kalfa (Büreauchef) sich bekannt zu machen, so ist wenig Aussicht für ihn vorhanden. Manche, und hierher gehören die Begabteren oder Fleißigeren, haben sich indeß auf den Grad der Mubejjiz geschwungen, und wenn sie dabei durch Privatfleiß auch das Französische sich so weit angeeignet haben, um den „Telemach“ geläufig lesen zu können, oder im „Journal de Constantinople“ die Rubrik der faits divers zu verstehen, so erwachen bei ihnen schon die geheimen Wünsche, der einen oder andern Gesandtschaft als Attaché zugetheilt zu werden oder, wenn sie besondere Aussicht dazu haben, im Büreau des Amedije, dieses allerhöchsten Kalems, eintreten zu können.

Im letztern werden nur Söhne der vornehmsten Türken aufgenommen, und ein solcher, wenngleich Copist, erhält hier doch einen höhern Gehalt, als so mancher Büreauchef anderer Departements. Das Amedi ist durch seine vermittelnde Stellung, die es zum Regenten einnimmt, auch von höchster Wichtigkeit, denn alle Beschlüsse der Pforte passiren hier durch, wenn sie ihren Weg zu dem Serail nehmen sollen.

Um uns mit der gegenwärtigen Beamtenwelt der hohen Pforte noch besser bekannt zu machen, muß diese in zwei Theile getheilt werden, von denen wir einen den nationalen, den andern den internationalen nennen würden. Diejenige Beamtenwelt, die den ersten Theil ausmacht und die noch stark nach der alten osmanischen Büreaukratie riecht, legt das Hauptgewicht auf die Vervollkommnung im Kitabet (Stil). Kitabet ist das Erste und Letzte, wonach diese Leute streben. Tag und Nacht wird davon gesprochen, die übrige Welt wird nach dem Maßstabe desselben gemessen, und wenn man diese Leute im Eifer ihrer Anstrebungen Wochen, Monate, geschweige denn Jahre lang beobachtet, so wird man bald einsehen müssen, wie sehr nach echt orientalischer Denkungsweise schon von jeher immer das Wesen der Form geopfert wurde. Diese Herren, die nur die Erfindung der am meisten grotesken Metaphern, bombastischer Ausdrücke, passender Reime in Prosa stets vor Augen haben, finden einen Rapport, ein Bittgesuch oder irgend eine sonstige Schrift nur dann reizend schön, wenn der Leser zur Errathung des Inhaltes nur mit Mühe gelangen kann; ja sie vergleichen eine derartige Lectüre dem Fund einer werthvollen Perle unter den gefährlichsten Korallen im Meeresbusen. Was leicht und klar geschrieben ist, ekelt sie als banal an, und darum sind sie noch immer in Anbetung jener alten Helden der türkischen Stilistik vertieft, die eine Construction auf drei Seiten lang hingezogen und unter hundert Wörtern sich höchstens fünf oder zehn türkischer zu bedienen wußten. Die letzten Meister dieser nutzlosen literarischen Tändelei waren Akif Pascha, Pertef Pascha und Rifaat Pascha, und da ihre heutigen Nachfolger in dem großen Labyrinthe der turko-arabisch-persischen Sprachen zu sehr vertieft sind, um auch mit europäischen Mundarten sich bekannt zu machen, bleiben sie zumeist im Departement der inländischen Verwaltung; aus ihnen werden theils Chefs der entsprechenden Büreaus, zumeist aber Gouverneure der Provinzen.

Die zweite Classe, welche die moderne Türkei repräsentirt, nimmt auch in ihren Studien einen modernen Anstrich an. Wie schon bemerkt, lernen sie Französisch auf der Pforte selbst, oder werden zur Erlernung desselben nach irgend einer europäischen Hauptstadt geschickt, zumeist leider nach Paris, wo Mabile und café chantants mehr besucht werden als das Collège, und von wo statt Civilisation des Westens solche Tugenden mitgebracht werden, die uns Europäern nicht besonders zur Ehre gereichen. In wissenschaftlicher Bildung

haben es diese auch nicht viel weiter gebracht als die ersteren, doch sind ihnen die Producte der geistigen Bestrebungen Europas wenigstens dem Namen nach nicht unbekannt; hier und da giebt es sogar einige, die schon etwas tiefer eingedrungen sind, wie z. B. der berühmte Ahmed Vefik Efendi, der sich durch seine Studien in der Geographie, Derwisch Pascha in der Metallurgie und Edham Pascha, der sich durch seine Studien im Gebiete der commerciellen Wissenschaften bekannt gemacht hat u. s. w. Französisch, Deutsch oder Englisch schreiben zu können, gelingt selten einem, und es macht nur hierin Aali Pascha, der gegenwärtige Großvezir, eine glänzende Ausnahme, dessen ausgezeichneter, gediegener, französischer diplomatischer Stil selbst in Frankreich hoch berühmt ist. Das Reden fremder Sprachen hingegen ist bei der Geistesbehendigkeit und dem nicht seltenen Sprachentalente der Orientalen schon häufig anzutreffen. Hierin zeichnet sich besonders Fuad Pascha, der jetzige Minister des Aeußern, aus. Außerdem giebt es noch eine bedeutende Anzahl, die theils zu parliren, theils zur Aufrechterhaltung einer ordentlichen Conversation schon fähig sind, und da man nicht nur bei der Anstellung im Ministerium des Aeußern, die als eine der glänzendsten von vielen angestrebt wird, sondern sogar bei der Anstellung in anderen Aemtern höhern Ranges die Kenntniß der französischen Sprache beansprucht, so ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß auf der hohen Pforte ein großer, wenn auch nicht der größte Theil der Beamten, namentlich die jüngere Generation, des Französischen kundig ist.

Die Umwandelung in der Sprache bei uncivilisirten Völkern.

Max Müller in Oxford erörtert in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ (Leipzig 1865) diesen Gegenstand, insofern er sich bei den Kafferstämmen in Südafrika und bei den Bewohnern von Otaheiti findet. Hier wird derselbe als Tepi bezeichnet, und wir haben über diese interessante Erscheinung früher einige Mittheilungen gegeben („Globus“ X, S. 74 ff.). Um die Ehrfurcht vor dem Herrscher auszudrücken, enthalten sich die Leute in der gewöhnlichen Sprache des Gebrauches solcher Wörter, welche den Namen des Königs oder eines seiner nächsten Verwandten im Ganzen oder zum Theil in sich enthalten, und erfinden neue Ausdrücke, welche an die Stelle der verpönten treten. Dieser Gebrauch muß eine bedeutende Umwandelung in der Sprache hervorbringen, weil alle Eigennamen in den polynesischen Sprachen bedeutungsvoll sind und ein Häuptling deren insgemein verschiedene führt. Die Wandelung ist allerdings nur eine zeitweilige, weil man nach dem Tode des Mannes den ursprünglichen Ausdruck wieder aufnehmen kann, aber es gehen im Fortgange der Zeit doch viele alte Ausdrücke verloren. Wir wissen z. B., daß seit Cook's Zeiten bis jetzt, also binnen etwa einhundert Jahren, von den damaligen Benennungen der zehn Zahlen nun fünf ganz verschwunden und beim Volk in Vergessenheit gerathen sind; einst wurde 5 als rima bezeichnet, jetzt heißt es pae; 2 hieß rua, jetzt sagt man piti ꝛc. Bei zusammengesetzten Wörtern genügt es, nur eins derselben fallen zu lassen. Po mare bedeutet Husten (po) der Nacht (mare). Man hat davon nur po geächtet und mi an dessen Stelle gesetzt.

Wir wollen verwandter Erscheinungen bei anderen Völkern erwähnen. In Siam muß der Unterthan den König durch irgend ein Epitheton bezeichnen; in Birma und theilweise auch in Indien vermeidet man, den Namen des Herrschers auszusprechen, weil derselbe für geheiligt und geheimnißvoll gilt.

Vor Nennung des Namens Verstorbener haben viele Völker eine geheimnißvolle Scheu. In Nordamerika deuten die Indianer denselben nur an, sprechen ihn aber nicht aus. In Südamerika, bei den nun längst ausgestorbenen Abiponen in der La-Plata-Region, sprach man „von dem Manne, der nun nicht mehr ist“. Die Feuerländer sprechen nicht einmal den Namen verstorbener Freunde aus, und wenn ein Kind vom todten Vater oder von der nicht mehr lebenden Mutter spricht, sagt man ihm: „Ruhig, sprich keine bösen Worte.“ — Der Samojede redet von Verstorbenen nur in Anspielungen und Andeutungen, weil Nennung ihres Namens sie beunruhigen würde. Dr. Lang versuchte alles Mögliche, um von einem Australier den Namen eines Verstorbenen herauszubringen. „Er sagte mir, wie dessen Vater geheißen habe, wie sein Bruder heiße, wem der Todte ähnlich sah, wie derselbe linkshändig gewesen und mit wem er viel verkehrte; aber der Name kam nicht über seine Lippen und weder Belohnung noch Drohungen würden ihm denselben ausgepreßt haben.“ — Auch die Wamasai in Ostafrika nennen einen solchen Namen nicht und ebensowenig die Papuas im östlichen Archipelagus. Glaubten doch auch die alten Römer, daß durch Aeußerung desselben die Seele des Abgeschiedenen beunruhigt werde. Auf den Shetlandsinseln wird eine Wittwe stundenlang von ihrem verstorbenen Manne erzählen, aber den Namen nennt sie gewiß nicht. Ziemlich allgemein ist der Glaube, daß ein „Genannter“ zu dem kommen werde, welcher ihn nennt.

Sehr verbreitet ist aber auch die Furcht, die Namen von Geistern und übernatürlichen Wesen zu nennen, oder überhaupt Gegenstände, denen man höhere Kräfte zuschreibt. Der Dayak auf Borneo wird gewiß nicht die Blatternkrankheit mit Namen aussprechen, sondern er wird vom „Häuptling“ reden oder von den „Blättern des Waldes“, oder wird fragweise sagen: „Hat er dich verlassen?“ So wurden von den alten Griechen die Furien nicht als Rachegöttinnen bezeichnet, sondern als das Gegentheil, als die Eumeniden, die wohlwollenden. Die Yesidis, sogenannten Teufelsanbeter, sprechen Satans Namen nicht aus. Bei den Lappen heißt der Bär „der alte Mann mit dem Pelze“; mit Namen bezeichnen sie ihn nicht gern. In Annam ist der Tiger „Großvater“ oder „Herr“; auf Sumatra ein „wildes Thier“ oder ein „Vorvater“.

Vielfach liegt der Grund von solchen für uns auffallenden oder unverständlichen Bräuchen in der festgewurzelten Ansicht, daß die Nennung eines Namens auf den, welcher ihn trägt oder einst trug, eine Wirkung ausübe, gleichviel ob der genannte Gegenstand ein Mensch, ein Thier, ein Geist ist, und einerlei, ob er sich in weiter Ferne oder in der Nähe befindet. Auch ist vielfach der Glaube verbreitet, daß übernatürliche Wesen es hören, wenn man sie nennt und dann dem Lebenden, weil er sie gestört habe, Unannehmlichkeiten verursachen. Wir haben noch Sprüchwörter, welche sich darauf beziehen, z. B.: „Sprich vom Teufel und du siehst seine Hörner“, oder „wenn man den Wolf nennt, kommt er“.

Diese Dinge haben in alter Vorzeit einen tiefern Sinn gehabt als bei uns.

Ein alter Indianer erklärte dem Entdecker der Mississippiquellen, Henry Rowe Schoolcraft, weshalb man Märchen und Wundergeschichten nur im Winter erzählen dürfe. Dann liegt hoher Schnee und die Gewässer sind dick mit Eis belegt; deshalb können die Geister, welche dort wohnen, nicht das Lachen der Leute hören, die im Wigwam um das Feuer herumsitzen und die Erzählungen anhören. Deshalb kann man Scherze und lustige Dinge über sie äußern, aber im Frühling ist die ganze Geisterwelt lebendig und dann wird der Jäger über Alles, was auf dieselbe Bezug hat, nur gemessen und mit Ausdrücken der Ehrfurcht sprechen.

Wir kommen nun auf den in der Ueberschrift erwähnten Gegenstand. Das Verbot, Namen zu nennen, ist mehrfach nicht ohne Einwirkung auf die Sprache geblieben. Wenn der verbotene Name ein im allgemeinen Gebrauche befindliches Wort ist, oder, in manchen Fällen, auch nur an ein solches anklingt, Aehnlichkeit mit demselben hat, dann läßt man es fallen und sucht dafür ein neues. Durch diesen Brauch sind manche Sprachen wesentlich berührt worden. Die Ursachen des Verbotes sind aber nicht etwa überall dieselben. Auf den Südsee-Inseln, z. B. beim Tepi auf Otaheiti, werden Wörter „tabu't", verboten, wenn sie in Beziehung auf den Namen des Häuptlings stehen; in Australien, auf Tasmanien und bei den Abiponen in Südamerika, wie schon weiter oben gesagt wurde, weil sie sich auf Verstorbene beziehen; in Südafrika, weil die Verwandtschaft ins Spiel kommt.

Cook bemerkt in Bezug auf Otaheiti, daß es die Eingeborenen verdroß, wenn man einen Hund oder ein Pferd als Prinz oder Prinzessin bezeichnete. Als ein Häuptling auf Neuseeland Wai, d. h. Wasser, hieß, mußte für Wasser eine andere Bezeichnung gefunden werden. Ein anderer Häuptling hieß Waripi, d. h. Messer; man benannte nun die Messer mit einem neuen Namen und sie hießen fortan Nekra. Ueber Otaheiti haben wir schon gesprochen; es möge noch hinzugefügt werden, daß das Wort fetu, d. h. Stern, in fetia umgeändert wurde, als ein Häuptling Namens Tu ans Ruder kam; tui, d. h. schlagen, wurde zu tiai.

Wenn bei den Australiern der Name eines Verstorbenen einem Vogel oder vierfüßigen Thiere entlehnt ist, dann bekommt dieses Thier eine neue Bezeichnung, und diese gilt fortan im ganzen Stamme, welchem der Todte angehörte. In Moorunde hieß der Lieblingssohn des Eingeborenen Temberry Torpuhl, d. h. Krickente. Nach dem Tode des Knaben erhielt diese Ente die Bezeichnung Tilkwaïtsch, und der Name Torpuhl verschwand damit für immer aus jenem Stamme.

Auf Tasmanien entlehnte man gleichfalls die Namen von verschiedenen Gegenständen, z. B. einem Känguruh, einem Gumbaume, vom Hagel, Donner, Wind, Meer, der Waratahblüthe ꝛc. Es war aber dort bei allen Stämmen herkömmlicher Brauch, nach dem Tode eines Menschen unbedingt die Nennung des Gegenstandes zu vermeiden, der hier in Frage kam. Denn wenn das nicht geschah, würde, so glaubte man, ein großes Unglück kommen. E. B. Tylor führt (in den Researches into the early history of mankind etc. London 1865. S. 165) ein Beispiel an. „Wenn das Ehepaar William und Mary gestorben ist, und Lucy, William's verstorbene Schwester, die mit Isaac verheirathet war, gleichfalls todt ist, dieser beiden Sohn Isaac aber noch lebt, dann werden sie sagen: „die Frau des Bruders von Jemmy's Vaters Frau" und so weiter. Solch ein Brauch muß die Anzahl der Substantivbenennungen wesentlich vermindert, dagegen neue phonetische Symbole geschaffen haben, um alte Vorstellungen auszudrücken. Diese neuen Vocabeln sind wohl bei jeder Gelegenheit verschieden gewesen und zwar bei jedem einzelnen Stamme verschieden. Die gegenseitige Annahme von Ausdrücken geschah nur durch Vermittelung der Frauen, welche von einem andern Stamme geraubt wurden."

Bei den Abiponen wurden sehr oft und sehr viele allgemein bräuchliche Wörter abgeschafft, um ganz neuen Platz zu machen. Der alte Dobritzhoffer war darüber sehr ungehalten, weil das Erlernen und Verstehen der Sprache dadurch ungemein erschwert werde; er findet den Brauch „äußerst lächerlich". Auch dort stand derselbe in Beziehung zu den Verstorbenen; die Abiponen wollten so viel als möglich jede Erinnerung an den Todten vermeiden. Der Missionär sagt: Während der ersten Jahre meines Aufenthaltes sagte man: Hegmalkam Kahamatek, d. h. wann wird ein Ochsenschlachten stattfinden? Nach dem Tode eines Mannes wurde das Wort Kahamatek verboten und man sagte seitdem: negerkata. Der Tiger hieß Nihirenak; dieses Wort schaffte man ab, um fortan Apañigehak zu sagen. Leuë, Krokodil, wurde zu Kaeprhak, und Kaama, ein Spanier, zu Rikil, weil jene Bezeichnungen an den Namen einiger kürzlich verstorbenen Leute erinnerten.

In Südafrika schaffen einige Kafferstämme Wörter ab, welche an den Namen früherer Häuptlinge erinnern. So bezeichnen die Ama Mbatu die Sonne nicht mit der Bezeichnung, welche sie in der Sprache der Zuluvölker überhaupt führt, nämlich i langa; denn einer ihrer Häuptlinge hieß Ulanga und deshalb nennen sie nun die Sonne i sota (vergleiche „Globus" X, S. 75).

Mit dem Uku hlonipa, einem eigenthümlichen Brauche bei den Zulukaffern, verhält es sich nach den Mittheilungen des Missionairs Döhne folgendermaßen. Das Zeitwort hlonipa bedeutet: schüchtern sein, sich aus Furcht in einer gewissen Entfernung halten, eine Annäherung vermeiden, eines Andern Namen nicht nennen. Man bezeichnet damit einen Brauch, welchen man in Bezug auf die nächsten Verwandten beobachtet, und derselbe bezieht sich ausschließlich auf das weibliche Geschlecht; nur die Frauen beobachten ihn. Verheirathete Frauen dürfen die Namen der Anverwandten ihrer Männer und ihrer eigenen Schwiegerväter nicht aussprechen, müssen sich von den letzteren entfernt halten. Deshalb erfinden sie neue Namen für die Mitglieder der Familie, und das geschieht auch, wenn die bisherigen Bezeichnungen einem andern Wort entsprechen oder von demselben abgeleitet sind. Der Vater oder Schwager heißt z. B. Umchlo; dieses Wort ist abgeleitet von amchlo, Augen. Das Isisazi, d. h. weibliche Geschlecht der Familie, wird nun nicht länger den Ausdruck amchlo gebrauchen, sondern statt desselben sagen amakangelo, d. h. die Gucker. Auf solche Weise ist die Weibersprache, das Izwi lezifazi, unter den Kaffern entstanden.

Schon oben ist erwähnt worden, daß die Yezidis (in der obern Euphratregion, Kurdistan ꝛc.) den Namen Satans, Scheïtan, nicht aussprechen. Sie haben sogar das Wort schat, für Fluß, geächtet und sagen statt desselben Nahr, Wasser. Ebensowenig bringen sie das Wort keïtan, d. h. Faden, Zwirn, Rand, über ihre Lippen; sie sagen auch nicht naal für Hufeisen, oder naal band, Hufschmied; denn diese verbotenen Wörter erinnern ja an laan, Fluch, und malun, verflucht, also an den Satan.

Wir müssen auch des albernen Gebrauchs erwähnen, welcher unter den englisch-redenden Völkern in einzelnen Schichten der Gesellschaft Mode geworden ist; z. B. wenn sie statt

Hosen sagen inexpressibles, und es für unanständig halten, in Gegenwart von Frauenzimmern von Beinen zu reden. So berührt sich die Prüderie der Scheincivilisation mit den Bräuchen der Wilden, nur daß bei den letzteren nicht Prüderie dem Brauche zum Grunde liegt. Im puritanischen Neuengland zieht man sogar den Beinen der Claviere Hosen an, die aber beileibe nicht wie Hosen aussehen dürfen; sie sind Verhüllungen für die hölzernen Füße! **A.**

Von Panama nach Acapulco.

Von **Theodor Kirchhoff.**

Auf einer einsamen Bank war es, auf dem hohen Kajütendeck des stolzen Südseedampfers „Constitution", wo ich Platz genommen. Welch herrliches Panorama ist um uns ausgebreitet! Rings an den Ufern des Golfs, der zwei Drittheile eines Kreises bildet, dessen offene Seite das Meer schließt, ziehen sich malerische mit Wald bewachsene Berggruppen, bald näher, bald ferner, höher und höher hinter einander hin, im Süden von den Hochgebirgen von Nueva Granada übergipfelt. Im Golfe liegen eine Menge schön bewaldeter kleiner Inseln in poetischen Gruppen zerstreut, welche ihre hochgewölbten Kuppen dunkelgrün aus den himmelblauen Wellen heben. Am Ufer stehen hier und da schlanke Palmen, welche ihre vollen Kronen zu den hellen Fluthen leicht herniederneigen, als freute es sie, ihr Bild in dem Azurspiegel zu betrachten. Hier und dort ragen, vereinzelt dastehend, zackige Felsspitzen aus den Fluthen und warnen den kühnen Seefahrer, dem offenen Golfe nicht zu trauen, wenn der Sturm die Tiefen des großen Oceans aufwühlt und die schweren Wogen auf ihre nackten Stirnen schleudert, sondern Schutz zu suchen hinter jenen hohen Inseln, wo sie so sicher wie in einem Dock ankern können, bis sich die Wuth der entfesselten Elemente wieder gelegt hat.

Vom Ufer des nahen Festlandes blickt die alte Stadt Panama mit ihren zerfallenen Ringmauern und bemoosten mit Epheu durchwachsenen Ruinen, welche sich rechter Hand an einen reizenden Palmenhain lehnen, romantisch zu uns herüber.

Ruinen unter den Palmen der Neuen Welt. Ein seltsamer Anblick! — Könnten jene in Trümmer sinkenden Mauern reden, welch märchenhafte Dinge möchten sie uns erzählen von längst vergangener Zeit, — als noch die Flotten jenes Spaniens, deß Herrscher sich rühmten, es ginge die Sonne nie unter in ihrem Reiche, diesen wundervollen Hafen belebten, als stolze Gallionen, beladen mit den Schätzen des blutenden Peru, mit fliegenden Bannern bei diesen reizenden Inselgruppen vorbei segelten, um ihre Silberlasten an den von Menschen wimmelnden Quais der reichen Stadt Panama auszuladen, der ersten Handelsstadt am Stillen Ocean, deren Gewölbe und Speicher den Reichthum der von Europa ihr zuströmenden und für die spanischen Besitzungen beider Indien bestimmten Waaren kaum zu fassen vermochten!

Aber das Blut der gemordeten Incas und die Thränen der um feilen Mammon hingeschlachteten Bewohner des friedlichen Peru schrien zum Himmel um Rache. Die Stunde der Vergeltung kam, als der kühne Morgan mit 1300 beutelustigen Buccanieren unter Ueberwindung unglaublicher Strapazen, wie die Kriegsgeschichte nur wenig Aehnliches aufzuweisen hat *), durch die Wildnisse des Isthmus drang, 5000 spanische Söldlinge unter den Thoren der Stadt aufs Haupt schlug und Panama mit stürmender Hand eroberte, plünderte und verbrannte. Wohl mögen die Palmen dort ihre Kronen wie weinende Cypressen über jene verfallenen Mauern senken! Schrecklicher, als der blutige Tilly im eroberten Magdeburg hauste, wütheten diese Teufel in Menschengestalt in dem unglücklichen Panama. Das Weinen der Kinder, das Flehen geschändeter Jungfrauen, das Knirschen verstümmelter Männer, der Fluch der Greise, Alles, Alles wurde zum Hohn, — bis nach drei Wochen ununterbrochener Plünderung, vom Blute gesättigt und 600 Geißeln für fernern Raub mit sich schleppend, 175 mit Gold und Silber beladene Packthiere im Gefolge, klingenden Spiels und mit flatternden Bannern die Flibustierschaar ihren Rückmarsch antrat und das rauchende Panama sich von seinem Jammer ausweinen ließ.

Seit jenem Schreckenstage ist der Glanz der alten Zeiten auf immerdar von Panama geschieden. Wohl bauete man 1671 mit ungeheuerm Kostenaufwande *) eine neue Stadt auf einer vor Ueberfällen geschützten Landzunge, anderthalb Meilen von den Trümmern der alten, aber Handel und Wohlstand flohen die vom Schicksal verfluchte Stätte **), — und Spanien, das stolze Spanien, das von Räubern aus seinen goldenen Träumen aufgerüttelt werden mußte, verlor nach und nach fast alle jene Besitzungen, welche es zum ersten Reiche der Welt gemacht, bis sein Name seinen Feinden zum Spott ward und die rächende Nemesis seinen goldenen Thron zerbrach und es mit höhnender Faust in halbe Barbarei zurückstieß.

Die Isthmuseisenbahn und der Unternehmungsgeist der Amerikaner haben neuerdings wieder etwas Leben in diesen prachtvollen Golf gebracht, und der sich öffnende Weltverkehr zwischen Europa und Australien, der seine Hauptstraße aller Wahrscheinlichkeit nach über den Isthmus nehmen wird, muß nothwendigerweise einen wohlthätigen Einfluß auf die Entwickelung dieser Länder ausüben; aber der Hafen von Panama ist versandet und die elende Mischlingsbevölkerung liegt wie ein Fluch auf der Stadt, so daß diese, obwohl ein Freihafen, gegenwärtig weiter nichts ist, als ein Transitdepot und eine Dampferstation fremder Nationen.

---

*) Basil Ringrose, einer von Morgan's Begleitern, erzählt in seiner Beschreibung des Ueberfalls von Panama vom Jahre 1669, daß die Buccaniere ohne Lebensmittel neun Tage über den Isthmus marschirten und vor Hunger sogar ihre Ledertaschen verzehrten. Während der Schlacht vor Panama ließen die Spanier ein paar Hundert wilde Stiere gegen die Freibeuter los mit ungefähr demselben Erfolge, den die Elephanten des Porus gegen Alexander erfochten.

*) Die neu aufgeführten Wälle waren so kostbar, daß man in Spanien beim Einreichen der Rechnungen zu wissen verlangte, ob die Mauern aus Gold oder aus Silber gebaut seien.

**) Drei Mal brannte die Stadt Panama total ab; in den Jahren 1739, 1759 und 1784.

Da die „Constitution“ nicht vor dem nächsten Morgen abfahren sollte, hatte ich volle Gelegenheit, die uns umgebenden Naturschönheiten zu genießen. Die klaren Wasser des Golfs, welche nur ab und zu ein leichter Lufthauch kräuselte, luden zu einem erquickenden Bad ein; aber die in der Nähe des Schiffes leise umherstreifende Gestalt eines riesigen Haies benahm mir die Lust zu einer solchen Excursion. So begnügte ich mich damit, eine Havana-Cigarre rauchend, auf dem hohen Deck des Dampfers auf und ab zu spazieren und bis zum Abend dem lebendigen Getriebe an Bord und auf dem Golfe zuzuschauen.

Eine ansehnliche Dampferflotte verschiedener Nationen, die Landesflaggen träge an den hohen Masten hängend, lag draußen auf der Bai vor Anker, unter denen sich ein paar stattliche amerikanische Fregatten durch ihren schlanken Bau ganz besonders hervorthaten. Leichte Boote mit weißgekleideten Matrosen bemannt, die bunten Sternenfahnen lustig hinter sich her flatternd, glitten im lebendigen Rudertakte pfeilschnell von Schiff zu Schiff, um Zeitungen und die neuesten Nachrichten von der civilisirten Welt zu überbringen. Wackelige aus Baumrinde gebaute Canoas, mit halbnackten Eingeborenen darin kauernd, tauchten hinter den Inseln hervor und eilten geräuschlos, von einem breiten Hinterruder fortbewegt, zu unserm Schiffe herüber, um den Passagieren Südfrüchte und allerlei Schnurrpfeifereien zum Verkauf anzubieten. Die Schiffswinde knarrte, als die auf Leichtern vom Bahnhofe anlangenden Waaren unter dem taktmäßigen Gesange der fleißigen Matrosen an Bord gehißt wurden. Neben mir hatte der Segelmacher ein großes Segel auf dem Verdeck ausgebreitet. Aufmerksam sah ich ihm zu, wie er eine schadhafte Stelle ausbesserte, indeß er mir von einem Orkan erzählte, den unser Schiff auf der letzten Reise im Golfe von Tehuantepec auszuhalten gehabt.

So verging der Tag schnell und die Sonne neigte sich im Westen bereits tief herab, da plötzlich donnerte es, ein, zwei, drei Mal — eine ganze Breitseite, über die schlummernden Wasser herüber von einer der amerikanischen Dampffregatten; die silbernen Wolken zertheilten sich östlich über dem Azurspiegel der Bai und das Echo rief den Gruß des scheidenden Tages aus den fernen Gebirgen von Nueva Granada herrlich zurück. Dann wieder träumerische Stille, plötzlich unterbrochen von den fernen Klängen eines Musikchors, welches auf einem englischen Kriegsdampfer „Rule Britannia!“ spielte.

Noch lauschte ich den letzten, leise verhallenden Tönen, da fielen die länger werdenden Schatten von der zunächst liegenden hohen Insel über das Schiff; den Zenith deckte tieferes Blau, die Hochgebirge nahmen violettfarbene Tinten an, und im fernen Westen senkte sich der große Sonnenball schnell in ein Meer von Purpur und Gluth. Bald kamen die silbernen Sterne leise aus den Tiefen des Aethers dahergewandelt, hin und her am dunkelnden Strande bewegten sich Lichter und Fackeln, und die Tropennacht hüllte Land und Meer in ihren Zaubermantel.

Einen letzten Blick noch warf ich auf die am Ufer zitternden Lichter von Panama und eilte dann hinunter in den hellerleuchteten Prachtsalon der ersten Kajüte, von wo ungebundener Jubel mir entgegenschallte.

Da saß unsere verloren geglaubte Hamburgerin mit aufgelöstem Haar und erhitztem Teint und erzählte der Gesellschaft „von dat schauderhafte Panama und de todringlichen, nakigen Indiahner, und dat se bannige Angst vor de Menschenfräters hev uhtstahn möhten“ *). Wie ein lieber Hamburger, der in Panama einen noblen Tanzsalon halte, sich ihrer, die halb ohnmächtig gewesen, liebreich angenommen und sie aus den Händen der Indianer errettet. Wie er sie durch die räucherige Stadt, wo die Straßen noch enger wären, als in der Fuhlentwiete, mit nach Hause genommen, dort mit Kokosnüssen, Palmblättersalat und rothem Pfeffer tractirt und zuletzt in seiner Staatsjolle glücklich zwischen den Haifischen hindurch an Bord gebracht hätte, — was Alles ihr keinen Schilling gekostet.

Nachdem ich mich an der lieblichen Erzählung der Hamburgerin hinreichend erquickt und in lustiger Gesellschaft zum ersten Mal in meinem Leben auf dem Stillen Ocean zu Abend gespeist, suchte ich mein Schlafquartier auf, wo ich bald in süßen Schlummer sank und im Reiche der Träume mich verlor. Am frühen Morgen weckten mich das Geknarr der Ankerwinde und das Hohoi der Matrosen — das ich im ersten Schrecken für einen indianischen Kriegsgesang hielt — aus meinen Träumen. Sobald ich zur Besinnung gekommen, sprang ich vom Lager empor und kleidete mich rasch an, um das Schauspiel der Abfahrt nicht zu versäumen, — und als ich das obere Kajütendeck betrat, sah ich den Dampfer bereits in voller Fahrt, Panama weit im Rücken und die waldgekrönten Inselberge schnell hinter uns zurückeilen.

Die Reise durch den Golf von Panama war herrlich über alle Beschreibung. Langsam stieg die Sonne hinter den Gebirgen von Darien empor und ließ das vor uns liegende Meer wie einen Silberspiegel schillern und blinken. Bergige, waldgekrönte Inselgruppen, mit schroffen, einsam aus den blauen Wassern emporragenden Felsspitzen abwechselnd, über denen mitunter ganze Wolken von Seevögeln hingen, folgten ein paar Stunden lang fast ununterbrochen auf einander. Dann wurden die Inseln seltener. Nur hin und wieder streckte ein einsamer Felsen seine nackten Wände aus der leise ihn umplätschernden Azurfluth. Die mit waldigen Bergen gekrönten Ufer, welche sich allmälig nach rechts hin zum Horizont entfernt hatten, indeß linker Hand die Hochgebirge von Südamerika wie ein violetter Dunststreifen eben sichtbar waren, näherten sich uns wieder gegen Mittag, und bis Sonnenuntergang hatten wir die mit gezackten Felsinseln umgürtete grüne Küste wieder rechts in nächster Nähe. Hinter ihr ragten hohe Bergzüge in den blauen Aether, auf denen dichte Wolkenmassen in phantastischen Gebilden sich hin und her drängten, bis unser stolzer Dampfer gegen Abend um das letzte Cap aus dem Golf von Panama in das tief aufschwellende Stille Meer hinausbrauste und wir mit verändertem Cours nach Nordwest dem Goldlande entgegeneilten.

Oft wanderten meine Gedanken an diesem Tage — es war ein Pfingstsonntag — nach der fernen Heimath, wo alle Häuser mit grünen Maibüschen geschmückt waren und Jung und Alt zu Fuß und auf Wagen aus den Mauern ins freie Feld und den hellgrünen Buchenwald eilten. Die Wahl zwischen jenen Freuden der Heimath und dieser Pfingstfahrt durch den herrlichen Golf von Panama, im himmlischsten Wetter und an Bord des schönsten der Südseedampfer, wäre in der That schwer gewesen. Hätte ich die Meinen zu mir herüberzaubern können, ich würde diesen Pfingstsonntag den schönsten meines Lebens genannt haben!

Während wir so den Tag über die blauen Fluthen des Golfs von Panama mit brausenden Rädern durchfurchten, nahm ich mir Muße, unsern Dampfer etwas genauer in Augenschein zu nehmen. Ein wahrer Prachtbau war es von 3315 Tonnen Gehalt, 368 Fuß Länge, 74 Fuß Breite und 44 Fuß Tiefe. Ein Salon, fürstlich ausgestattet, über 100 Fuß lang bei 35 Fuß Breite, war für alle Kajütenpassagiere offen, worin gespeist wurde und wo man sich die Zeit nach Belieben mit Lesen, Schreiben, Spielen oder sonstwie

*) Von dem fürchterlichen Panama und den zudringlichen, nackten Indianern, und daß sie vor den Kannibalen große Angst gehabt hätte.

vertreiben konnte. Das obere Deck, welches über den Kajütenzimmern und dem großen Salon lag, das sogenannte Hurricanverdeck, war nach beiden Seiten über den Rumpf des Schiffes hingebaut und erstreckte sich über die ganze Länge und Breite des Dampfers. Mit schwerer, hellgrau gemalter Leinwand beschlagen, ringsum mit einem Geländer und mit Reihen bequemer Bänke versehen, und bei allzu heißem Wetter von einem Zelttuche überdacht, gewährte es einen prächtigen Platz zum Spazierengehen, von wo aus man eine freie Rundschau genoß.

Wer einen besonders bequemen Sitz wünschte, war jedoch genöthigt, an seinen eigenen Stuhl zu appelliren, wie dieses auf den californischen Dampfern Sitte ist. Einen leicht transportabeln Sessel, der zusammengeklappt werden kann, sollte Niemand, der diese Reise unternimmt, verfehlen mitzunehmen. Man sieht solche in allen nur denkbaren, oft sehr originellen Façons, mit den Namen der Besitzer darunter geschrieben. Wer in argloser Unkenntniß der traurigen Wahrheit, daß die californischen Dampfpaläste nur wenige oder gar keine Stühle besitzen, auf einem leeren Sessel Platz nimmt, solchem wird bald mit einem bestimmten „if you please, Sir!" sein gesellschaftlicher Standpunkt klar gemacht und Stuhl nach Stuhl fortgenommen werden, bis er sich in schlechter Laune auf eine harte Bank oder auf den Fußboden setzt, wo er ungestört über seine Stuhlarmuth nachdenken kann.

Welch ein Unterschied zwischen diesem noblen California-Dampfer und Herrn Vanderbilt's elendem „Northern Light"! — Kajütenräume und Schlafstellen, Mahlzeiten und Bedienung, kurzum — Alles und Jedes auf unserm Dampfer war ganz untadelhaft. Der Capitain ein tüchtiger Seemann und freundlicher Vorgesetzter, inspicirte täglich das ganze Schiff bis in die kleinsten Räume und war den Passagieren gegenüber gesellig und zuvorkommend, ganz das Gegentheil von dem Capitain des „Northern Light", der während der ganzen Reise von Neuyork nach Aspinwall sich nicht ein einziges Mal in der zweiten Kajüte oder im Zwischendeck blicken ließ, und es unter seiner Capitainswürde zu halten schien, mit den Passagieren zu verkehren.

Unser Schiff war ein schwimmendes Prachthotel, zum Ueberflusse verproviantirt und mit allem erdenklichen Luxus ausgestattet. Es waren da Stallungen für Rindvieh, Hammel, Schweine, Federvieh &c., mit einem Schlachthaus daneben, worin täglich geschlachtet wurde. Hühner und sonstiges Geflügel, Eier, frische Milch, tropische Früchte und Leckereien in nie endender Menge gab es tagtäglich, und feine Weine, Bier und kühlende Getränke standen Jedem für klingende Münze zu Gebote. An eine Hungersnoth war bei der Fülle von Lebensmitteln gar nicht zu denken, sogar auf einer vierzehntägigen Seereise, auf der tausend Passagiere doppelt so viel als sonst je in ihrem Leben verspeisen.

Am folgenden Tage fuhren wir stets in nordwestlicher Richtung und Angesichts der Küste hin, die sich bald näher, bald ferner zu unserer Rechten hinzog. Der Himmel war leicht bedeckt und das Wetter frühlingswarm. Leichte Regenschauer zogen über den ruhig daliegenden Spiegel des Meeres und silbergraue Wolken lagerten auf den Gebirgen Centralamerikas. Unser stolzes Schiff glitt so leise über den fast wellenlos daliegenden Ocean, und schaukelte so wenig, als ob wir auf einem Mississippidampfer reisten. Sogar die Damen dachten nicht mehr an Seekrankheit. Wer Abends in den von vierundzwanzig strahlenden Glaskuppeln taghell erleuchteten großen Saal trat, wo sich die Passagiere mit Schach, Dame, Domino, Karten und allerlei Gesellschaftsspielen, mit Lesen und Schreiben die Zeit vertrieben, brauchte nur wenig Einbildungskraft, um sich vom Stillen Meere auf einen der Prachtdampfer des Vaters der Flüsse versetzt zu wähnen.

Auf ähnliche Weise ging die Fahrt während der nächsten Tage durch den weitgeschweiften Golf von Tehuantepec, der von den Stürmen, welche mitunter auf ihm wüthen, diesmal auch nicht die leiseste Spur zeigte, und an der mexicanischen Küste entlang immer Angesichts der Hochgebirge, die sich in wechselnder Gestalt dunkel an unserer Rechten in den blauen Aether thürmten, — eine wahre Vergnügungsreise, vom herrlichsten Wetter begünstigt.

In der Nacht vom 29. auf den 30. Mai näherten wir uns dem Hafen von Acapulco. Der Mond schien hell auf die finsteren Gebirgsmassen, welche sich drohend uns entgegenstellten, zwischen denen das Auge auch nicht den geringsten Anschein einer Hafenöffnung gewahr ward, so daß ich unwillkürlich erschrak, als wir scheinbar gerade auf die schroff emporsteigenden schwarzen Felsen losjagten. Ehe wir's dachten, bog aber unser Schiff um eine Gebirgswand und lief in eine kreisförmige, rings von hohen Bergen eingeschlossene Bucht ein, von deren Innern man das Meer nicht sah, so daß es mir vorkam, wir seien plötzlich in einen Binnensee versetzt, — der Hafen von Acapulco, der sicherste an der ganzen Westküste des amerikanischen Continents von der Behrings- bis zur Magellansstraße, dem nur die Größe fehlt, um ihn zum besten Hafen der Welt zu machen. Es ist ein von der Natur in den Granitfels der Küste gehauenes Becken von fast 20,000 Fuß Breite. Die Einfahrt von Süd und Südost ist bequem, einerlei aus welcher Richtung der Wind weht. Das Wasser ist tief und der Ankergrund ausgezeichnet, Linienschiffe können ohne Gefahr vor verborgenen Klippen hart an den felsigen Ufern hinlaufen und finden überall im Hafen hinreichende Tiefe.

Mit einem Paar Raketen, welche vom Verdeck hoch in die stille Luft zischten und ihre farbigen Sterne über das finstere Gebirge streuten, und einer donnernden Geschützsalve, die prasselnd von den nahen Felswänden zurückprallte, weckten wir die Stadt aus ihrem Schlummer, — und als unser Anker sich rasselnd vom Bord stürzte, ward es um uns bereits lebendig, Lichter tanzten am Strande hin und her und eine zahlreiche Flottille von Canoas, von rothsprühenden Fackeln erleuchtet, glitt vom Ufer, unter lautem Geschrei der Eingeborenen, wie ein Geisterheer durch die Nacht zu uns herüber.

Die Zustände der Menschen im Steinzeitalter, verglichen mit jenen der jetzigen wilden Menschenracen.

Die Forschungen in Bezug über die Zustände, in welchen die Menschen der „Urzeiten" gelebt und ihr Dasein gefristet haben, üben eigenthümlichen Reiz auf jeden, der sich mit denselben beschäftigt. Da weder Geschichte noch Ueberlieferung auch nur den geringsten Aufschluß bieten, der das Dunkel, welches sich über die Anfänge menschlicher Existenz ausbreitet, erhellen könnte, so ist der Phantasie und der Speculation großer Spielraum gegeben, sobald es sich darum handelt, die wenigen Anhaltspunkte, die uns für derartige Studien zu Gebote stehen, gleich einer Mosaikarbeit an einander zu fügen.

Wir können uns dabei fast einzig auf die Producte primitiver menschlicher Thätigkeit stützen, die uns in Gestalt anfänglich roher, später mit mehr Sorgfalt bearbeiteter Steinwerkzeuge in verschiedenen Gegenden erhalten wurden und die in allen Theilen der Erde in fast übereinstimmender Form uns entgegentreten, die sogar jetzt noch bei einzelnen wilden Völkerstämmen, z. B. in Australien, bei den Eskimos 2c., im Gebrauche sind. Da jedenfalls die Vermuthung nahe liegt, daß sich unsere Vorfahren in Europa auf gleicher Stufe der Entwickelung befanden wie die jetzigen Wilden, so können wir auch mit Recht nur auf dem Wege zu einem Schluß in dieser Hinsicht gelangen, daß wir zwischen dem Zustande der letzteren und dem wahrscheinlichen der ältesten Menschen Europas eine Parallele versuchen, die aber nur theilweise Anspruch auf Evidenz machen kann.

Es steht fest, daß die vermuthlich ältesten Bewohner der Erde ihr Dasein mit den untergegangenen Riesenthieren der Tertiärzeit, wie dem Mammuth, Riesenhirsch, dem Höhlenbär 2c., theilten, und daß diese Thiere ihre Jagdbeute bildeten, wie die meist durch die Hand des Menschen gespaltenen Markknochen der bezeichneten Thiere beweisen. Daß diese Menschen sich Feuer zu verschaffen verstanden und dasselbe theils zur Herstellung ihrer Speisen, theils zur Erwärmung ihrer Zufluchtsörter, sodann auch zum Verbrennen ihrer Todten zu verwenden wußten, geht aus den an verschiedenen Stellen bei Resten von Mahlzeiten oder an Begräbnißstellen gefundenen Kohlen unbestreitbar hervor.

Mehrere Alterthumsforscher haben aus der Gleichzeitigkeit des Menschen mit jenen kolossalen Thieren früherer Epochen schließen wollen, daß jene im Besitz viel gewichtigerer Waffen gewesen sein müßten, wenn sie mit Erfolg einen Angriff auf diese Thiere machen wollten und daß die aufgefundenen Celte, steinernen Lanzenspitzen oder solche aus Horn, und Steinbeile, dergleichen wir als Ueberbleibsel aus jener Zeit kennen, dazu nicht ausgereicht haben könnten. Darin gehen sie wohl zu weit; denn noch heutigen Tages findet der Eskimo kein Bedenken, den Eisbären, bloß mit der Lanze bewaffnet, höchstens unterstützt von seinen Hunden, anzugreifen. Ferner wissen wir, mit welchen schwachen Hülfsmitteln von den wilden Stämmen Afrikas das Nilpferd, der Elephant und andere dem Menschen an Stärke weit überlegene Thiere gejagt und getödtet werden. Geschicklichkeit im Gebrauche der zu Gebot stehenden Waffe und vor Allem die überlegene Schlauheit des Menschen beim Angriffe, welcher, ohnehin dort meist in Massen unternommen, das Thier durch unausgesetzte Beunruhigung erschöpft und zum Fall bringt, reichen allein aus, die Möglichkeit eines siegreichen Erfolges dem Menschen zu gewähren. Erzählt uns doch schon die Bibel den Tod Goliath's durch die Schleuder des Hirtenknaben, was gewiß auf große Fertigkeit in der Handhabung dieser primitiven Waffe deutet, und in dem Buche der Richter lesen wir, daß im Stamme Benjamin sich 700 Mann befanden, die so gut im Gebrauche der Schleuder geübt waren, daß sie nicht auf Haarbreite vom Ziele abwichen. Es liegt deshalb kein triftiger Grund vor, daran zu zweifeln, daß die uns bekannt gewordenen, aus ältesten Zeiten stammenden Steinwaffen für den Schutz und Trutz der ersten Menschen ausgereicht haben, und ohne Zweifel wäre auch von schwereren Waffen die eine oder andere uns zu Gesicht gekommen, wenn solche existirt hätten.

Aus der Analogie mit den jetzigen wilden Völkern zu schließen, deren selbsterworbene Kunst und Fertigkeiten uns viele Reisende mittheilen, dürfte wohl auch vermuthet werden können, daß derartige Fähigkeiten den ältesten Bewohnern Europas nicht fremd waren; wenigstens zeigen aus Horn und Knochen geschnitzte Dolche ältester Zeit unleugbare Spuren von Geschmack und Geschicklichkeit.

Die Nettigkeit, mit welcher die Hottentoten, Eskimos, nordamerikanische Indianer 2c. Näharbeiten ausführen, ist in der That auffallend, wenn wir berücksichtigen, daß Ahle und Thiersehnen uns wenigstens nur schlechte Ersatzmittel für Nadel und Faden bieten würden. Warum sollte man aber Anstand nehmen, die Rennthierhöhlen der Dordogne dem Steinalter zuzuschreiben, weil Nadeln aus Knochensplittern und Arbeiten mit solchen darin gefunden wurden, da doch wohl die Menschen der Steinzeit keineswegs hinter den heutigen Eskimos zurückstanden? Auch der Einwurf, daß man die Oese der Nadeln nur mit Hülfe metallener Werkzeuge hätte anbringen können, ist als unhaltbar beseitigt, denn Lartet stellte selbst eine solche Nadel, bloß mit Hülfe eines scharfen Feuersteines, her. Zugleich verdient die Thatsache Erwähnung, daß Cook sich davon überzeugte, wie die Neuseeländer in ein denselben geschenktes Glasstück, bloß mit Hülfe eines Jaspissplitters, ein Loch bohrten. Indianer in Brasilien bedienen sich verschiedener Schmuckgegenstände aus Quarzstücken von 4 bis 8 Zoll Länge und 1 Zoll Dicke, in welche sie mit Hülfe des spitzen Schößlings einer wilden Banane, unter Zusatz von Sand und Wasser, Löcher bohren, was oft eine jahrelange Arbeit erfordert, aber dennoch gelingt. Dabei ist hervorzuheben, daß die Zeit für wilde Völker keinen Werth hat und daß oft auf die Herstellung eines Pfeiles Wochen verwendet werden.

Die Kunstgegenstände, die man in den Höhlen der Dordagne gefunden hat, sind nicht besser, als jene der Eskimos oder der Indianer Nordamerikas; überhaupt ist die Würdigung solcher Gegenstände mehr von Wichtigkeit für ethnologische Charakteristik, als ein Maßstab für den Grad der Civilisation. Wir finden auch, daß eine gewisse Kenntniß des Landbaues mitunter dem Gebrauche der Metalle voranging; die Erdbefestigungen der Neuseeländer, die großen Morais auf den Inseln der Südsee sind Beweise zu Gunsten der Annahme, daß gewisse große Grabhügel und alte Steindenkmale der spätern Periode der Steinzeit angehörten. So sind die berühmten Statuen auf der Osterinsel wahrhaft kolossal; eine umgefallene mißt der Länge nach 27 Fuß, andere scheinen sogar noch größer zu sein. Die Häuser der Eingeborenen auf den Ladronen (Marianen) sind gleichfalls höchst merkwürdig; die größeren werden von starken Steinpyramiden

gestützt, welche nach Freycinet aus einem Stücke bestehen und auch theilweise aus Steinen, die durch eine Art von Kitt zusammengehalten werden. Sie wurden zuerst von Anson beschrieben, welcher mehrere von 13 Fuß Höhe sah, während jener sogar die Höhe von 20 Fuß dafür angiebt. Ueberhaupt liefern die Südseeinsulaner wunderbare Beweise für das, was mit Steinwerkzeugen allein auszurichten ist; ihre Häuser sind geräumig und oft gut gebaut, ihre Schiffe haben von jeher die Bewunderung europäischer Seeleute hervorgerufen.

Obgleich die Verwendung von Stein zu Waffen und Geräthen im Allgemeinen auf eine niedere Stufe von Civilisation deutet, so läßt dieselbe dennoch die Annahme verschiedener Grade von Entwickelung zu. Der Mincopi (auf den Andamanen) oder der Australier kann durchaus nicht mit den halbcivilisirten Eingeborenen der Gesellschaftsinseln verglichen werden; ebenso findet man in der alten Steinzeit Europas sehr scharf hervortretende Unterschiede. Die wilden Bewohner der südfranzösischen Höhlen besaßen, nach Lartet und Christy, noch nicht den Hund oder andere Hausthiere und hatten keine Idee von Töpferkunst oder Ackerbau; dagegen besaßen die Leute, von denen die dänischen Muschelhaufen herrühren, schon den Hund; die Bewohner der schweizer Pfahlbauten hatten neben diesem schon Rindvieh, Schafe, Schweine, vielleicht schon das Pferd; dabei besaßen letztere einige Kenntniß vom Landbau, sie verstanden selbst, grobe Stoffe zu weben. Wenn wir also auch sicher sind, gewisse Funde dem Steinalter zuschreiben zu dürfen, so wissen wir dann noch lange nicht, ob die Verfertiger noch auf der niedersten Stufe der Entwickelung sich befanden oder bereits einige Civilisation errungen hatten.

Reisende und Naturforscher stimmen bis jetzt noch nicht überein, welche wilde Race den unzweifelhaften Anspruch habe, als die niederste in Beziehung auf Civilisation bezeichnet zu werden. Cook, Darwin, Fitzroy und Wallis sprachen sich dahin aus, daß die Eingeborenen des Feuerlandes wohl das am tiefsten stehende Volk seien. Burchell erklärte die Buschmänner für solches, während sich d'Urville für die Australier und Tasmanier erklärte und auch Dampier die Australier für das „elendeste Volk der Welt" hält. Forster sagt, daß das Volk von Mallicollo (Vanicoro) zunächst an die Affen streife. Owen hält für die niederste Race die Eingeborenen der Andamaneninseln, andere dagegen stimmen für die nordamerikanischen Wurzelgräber (Yamparicas, Pa-Yutas), während ein Franzose (thörichter Weise!) den Lappen das keineswegs schmeichelhafte Compliment macht.

Der eisige Boden und das arktische Klima konnten den Eskimo nicht ermuthigen, Feldbau zu versuchen; er besaß auch keine Pflanzen für denselben. Das Fehlen der Hunde auf den Freundschaftsinseln, des Schweines auf Neuseeland, sämmtlicher Säugethiere auf der Osterinsel erklärt sich wohl einfach durch die isolirte Lage jener Eilande.

Hinsichtlich der Bewaffnung des Wilden hat man im Allgemeinen zu berücksichtigen, daß derselbe nur einige wenige Waffen, die seine Bewegung nicht beeinträchtigen, tragen kann, weshalb er natürlich die ihm nützlichsten vorzieht. Vergleichen wir die atlantischen Stämme der Indianer Nordamerikas, die Australier, Kaffern, Buschmänner, Neuseeländer und die Eingeborenen der Gesellschaftsinseln, so finden wir, daß diese alle beständig in Fehde lagen und die beiden ersteren besonders auf den Ertrag der Jagd angewiesen waren, also ziemlich gleiche Bedürfnisse hatten. Trotzdem haben sie als Waffen nur Lanze und vielleicht die Keule gemeinsam; die Nordamerikaner hatten dabei noch gute Bogen und Pfeile, die Buschmänner und die Bewohner der Gesellschaftsinseln hatten nur sehr schlechte, während die Australier, die Kaffern, die Neuseeländer diese Waffen gar nicht kannten. Dagegen bedienten sich die Australier ihrer Wurfwaffe, des Bumerang, die wir entfernt ähnlich, aber aus Eisen gefertigt, bloß nur noch bei einem afrikanischen Stamme, den Nyam-Nyams, antreffen. Die Eingeborenen der Gesellschaftsinseln besitzen Schleudern, die Neuseeländer neben ihren gewichtigen Steinkeulen, die eigenthümlicher Weise vollkommen in Gestalt mit einer gleichen peruanischen Waffe übereinstimmen, zahlreiche und ausgedehnte Befestigungen.

Alle diese Verschiedenheiten lassen sich vielleicht (— aber gewiß nur theilweise —) daraus erklären, daß sich mitunter ein Einfluß von Seiten etwas civilisirterer Nachbaren geltend machte, der bei mehr isolirten Völkern natürlich nicht wirken konnte. Dies dürfte sich auch auf die Kenntniß des Landbaues beziehen. So war in Britisch-Columbia, Australien, dem Cap der guten Hoffnung 2c. vor der Ankunft der Europäer der Ackerbau unbekannt; die Osterinsel dagegen besaß bereits ausgedehnte Pflanzungen von süßen Kartoffeln, Yamswurzeln, Bananen, Zuckerrohr, weshalb man entweder annehmen muß, daß die Bewohner der letztern auf diese vortheilhafte Verbesserung ihrer Lage entweder durch Verkehr mit anderen Gegenden aufmerksam gemacht wurden oder daß sie von einer Gegend her einwanderten, in welcher bereits Landbau vorhanden war.

Wie wir bereits oben bemerkten, hatten die Höhlenbewohner des südlichen Frankreich, die Dänen zur Zeit der Entstehung der Muscheldämme und der Kjoekenmöddings keinen Ackerbau; dagegen war dieser bereits den Pfahlbaubewohnern bekannt, die ihn vielleicht durch fremden Einfluß gelehrt erhielten, da ja wenigstens die Pfahlbauten in dem westlichen Theile der Schweiz an einer Handelsstraße lagen, welche die Zinn- und Bernsteinkaufleute aus dem Süden häufig berührten und ohne Zweifel mit auf die allmälige Civilisation der Pfahlbaubewohner einwirkten.

Die mehr nördlich an oder in der Nähe der Küste lebenden Urbewohner Europas werden im Allgemeinen ein dem der jetzigen Eskimos ähnliches Leben geführt haben; die „Rennthierstämme" des südlichen Frankreich, wahrscheinlich auch eines großen Theils von Mittel- und Süddeutschland, waren jedenfalls mehr Nomaden und dürften also in den Lappen ihre Analogie finden; jedenfalls machten die Pfahlbauer, als mehr stabile Feldbau treibende Stämme, zuerst Fortschritte in der Civilisation, die wir in Europas nördlichem Theile nach der Annahme mehrerer Archäologen in ihren ersten Phasen hauptsächlich dem Verkehr mit semitischen Völkern verdanken, welche der Reichthum an Zinn in Cornwallis, in der Bretagne und Galizien, der der jütländischen Küste an Bernstein, zum Handelsverkehr bis zum äußersten Norden Europas hinzog. (— Nach Rougemont's „Bronce-Zeitalter". —)

Die Ermordung des Missionärs Baker auf den Fidschi-Inseln.

Alljährlich wird von einer oder der anderen Insel in der Südsee gemeldet, daß Missionäre von den Heiden ermordet, respective aufgefressen worden seien. Dann und wann erleiden sie ein solches Schicksal, ohne daß sie sich dasselbe durch eigene Schuld zugezogen hätten, manchmal aber fallen sie als Opfer ihrer eigenen Unvorsichtigkeit und Hartnäckigkeit. Das letztere trifft bei dem Wesleyaner Baker zu, dessen tragisches Ende wir berichten wollen.

Gegenwärtig befinden sich auf allen größeren Inseln der Südsee Missionen, theils katholische, theils protestantische, leider oftmals dicht nebeneinander. Die eine Partei macht die andere schlecht und die Eingeborenen haben sich da oder dort schon mehrmals blutige Fehden geliefert, wegen verschiedener Auffassung der ewigen Höllenstrafen, der unbefleckten Empfängniß und solcher „Dogmen" mehr, von denen die braunen Insulaner wahrscheinlich gerade so viel wissen können wie die weißen Missionäre, welche ihnen mit solchem Kram den Kopf verwirren. Es ist richtig, daß das Menschenfressen aufhört, sobald irgendwo eine Mission gegründet ist, aber ebenso richtig, daß die Insulaner durch die neuen Lehren, welche sie nicht verstehen und geistig nicht in sich verarbeiten können, sodann durch den Branntwein und durch die Schießgewehre, welche sie von den Christen erhalten, durchaus aus ihrem alten Gleichgewichte geworfen werden. Dazu kommen allerlei neue und böse Krankheiten, die heillose Verwüstung anrichten. Die Zahl der Südseeinsulaner vermindert sich unter diesen Umständen reißend schnell. Auch sind Beobachter, welche vorurtheilsfrei und unbefangen die Verhältnisse würdigen, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Christenthum bei allen diesen Insulanern sehr oberflächlich und kaum in die Haut eingedrungen sei. Sie führen zum Belege dafür viele Beispiele an und ihre Ansichten sind durch die bekannten Vorgänge auf Neuseeland vollkommen bestätigt worden. Gerade unter den Stämmen, welche man von Seiten der Missionäre und Philanthropen für „zuverlässige Christen" schon seit vielen Jahren erklärt hatte, brach der Vai macire der Hauhaus aus, über welchen wir früher im „Globus" eingehende Mittheilungen gebracht haben.

Ueber den Archipelagus der Fidschi-Inseln haben wir aus Stockholm den Bericht eines schwedischen Ansiedlers erhalten, welchen wir in einer unserer späteren Nummern abdrucken werden. Heute mag nur bemerkt werden, daß auf Viti Leuvu, dem größten Eilande dieses Archipelagus, die Wesleyaner eine Anzahl Missionäre haben. In der Stadt Bau und überhaupt an der Küste sind dieselben nun gegen alle Unbilden gesichert, weil sehr oft europäische Fahrzeuge, darunter auch Kriegsschiffe, anlaufen, und die dortigen Eingeborenen es vortheilhaft gefunden haben, sich bekehren zu lassen. Die Sache ging verhältnißmäßig leicht von statten, da die Fidschi-Insulaner sich aus ihren alten Göttern nicht besonders viel machten.

Aber im Innern des Eilandes leben Stämme, welche von dem Lotu, d. h. dem Christenthum, nichts wissen wollen und sich gegen dasselbe ablehnend verhalten, nicht sowohl aus religiöser Abgeneigtheit, sondern „weil sie in dem Vordringen des Christenthums auf ihr Gebiet nichts weiter sehen, als eine politische Confiscation ihrer Macht und Gewalt, ihrer Ländereien und selbst ihrer Personen, und das Alles durch die mächtigeren Stämme, welche an der Küste wohnen. Deshalb sind sie der Annahme des Lotu feindlich." Diese Stelle entnehmen wir dem Berichte des „Sydney Herald" über Baker's Ermordung, und sie erklärt Vieles.

Der Stamm der Navosa im Innern steht mit den Leuten an der Küste in so gut wie gar keinem Verkehr. Nun hatte sich der Missionär T. Baker, welcher seit einigen Jahren auf einer Station am Flusse Rewa arbeitete, in den Kopf gesetzt, diesen Navosas das Lotu zu bringen, „und ihr Gebiet dem britischen Unternehmungsgeiste zu eröffnen." Bekanntlich hat der Engländer bei der geistlichen Mission stets auch den Handelsvortheil im Auge, und der Missionär bahnt den Weg für die Kattunballen.

Am 13. Juli 1867 verließ Baker seine Station, sagte aber weder seinem Missionscollegen Carey noch seiner eigenen Frau ein Wort über das, was er vorhatte. Nach vier Tagen war er in Dawerau und ging von dort nach dem Dorfe Namara, wo der Häuptling Wakwalikli wohnte. Dort befindet sich ein Außenposten der Civilisation, an welchem vier Katechisten leben; Baker betete und predigte. Es hatte sich zufällig ein Unterhäuptling der Navosas eingefunden, der sich zudringlich und frech gegen den Europäer benahm und dafür von Wakwalikli zurechtgewiesen wurde. Dieser Letztere scheint ein ganz verständiger Mann zu sein; er erzählte, daß sein Vater von den Navosa mit Keulen erschlagen worden sei und daß Herrn Baker höchst wahrscheinlich dasselbe geschehen werde. Er bat den Missionär dringend, nicht weiter zu gehen; er sei fest überzeugt, daß ihm Unheil widerfahre.

Daß bei diesem angeblich christlichen Häuptlinge der alte Volksaberglaube noch lebendig war, ergiebt sich aus Folgendem. Wakwalikli sagte dem Missionär, daß er zu allem Ueberfluß auch sein Orakel befragen werde; dasselbe werde anzeigen, ob die Reise zu unternehmen sei oder nicht. Dann ging er fort, kam bald wieder und hatte ein paar Blätter von einem Strauch in der Hand. Diese legte er unter seinen Gürtel auf die bloße Haut und fing dann mit geballten Fäusten und schlenkernden Armen umherzulaufen an, bald vorwärts, bald rückwärts. „Wenn das Blatt beißt, darfst Du nicht gehen." Das Blatt biß aber und der Häuptling mahnte noch einmal dringend ab; der Missionär aber lachte und sprach: „Es bedeutet das nur, daß Du nicht reisen sollst; auf mich findet das keine Anwendung."

Der Häuptling gab ihm zwei Führer, aber nicht Leute aus seinem eigenen Stamme, die er nicht preisgeben wollte, sondern zwei Navosa, die sich seit einiger Zeit in seinem Dorfe aufhielten. Zuletzt noch einmal eine dringende Abmahnung und wieder vergeblich! Der Missionär meinte, Wakwalikli habe Furcht oder wolle nicht, daß die Europäer mit einem ihm feindlich gesinnten Stamme in Berührung kämen. So zog der Missionär von Namara gen Gaga dela vatu. Dort ließ er den Navosa-Häuptling Nakataka faimosi um eine Unterredung bitten. Der Mann kam, setzte sich auf einen Stein auf dem großen Platze im Dorfe, der Missionär schüttelte ihm die Hände und überreichte ihm, nach Landessitte, „einen Walfischzahn". Dann fiel er sofort mit der Thür ins Haus und verlangte erstens: daß der Häuptling Christ werden und zweitens ihm einen Führer ins Gebiet des nächsten Stammes mitgeben solle.

Als Antwort wies der Häuptling auf die neben ihm liegende Axt und sprach sehr bezeichnend: „Die ist für den Lotu." Baker schlief in dem Dorfe, weil er vernahm, daß dort einmal ein englischer Consul mit einem Schweinsbraten regalirt worden sei. Er ging dann mit seinen Katecheten und Schülern, die ihn begleitet ins Haus des Häuptlings, um dort, nach Landesbrauch, mit Speise und Trank bewirthet zu werden; man gab ihm aber nichts, und als er Yamswurzeln kaufen wollte, verbot das der Häuptling. Unter diesen Umständen ermahnte ein Katechist das versammelte Volk, sich zum Lotu zu bekehren, von welchem dort jene braunen Menschen nicht die Spur wußten. Ein Häuptling warf die Frage auf: „Wie viele Flinten, wie viel Pulver, wie viel Eisenbeile und Stücke Zeugs werden wir bekommen, wenn wir den Lotu annehmen?"

Die eingeborenen Katecheten und Schüler, welche Baker bei sich hatte, merkten längst Unrath, der Missionär aber glaubte, daß ihm nichts Arges widerfahren könne, denn er betete ja, und dann schlief er ein. In der Nacht erhob sich ein Geräusch; ein Katechet stand auf und sah, daß fackeltragende Männer aus den umliegenden Dörfern herankamen. Dann wurde Alles wieder still. Am Morgen betrachtete Baker durch sein Teleskop die Landschaft, nachher sang er, las Psalmen und betete. Als er wieder aus der Hütte trat, schritt Nakataka kaimosi auf ihn zu und sprach: „Komm, ich will Dir den Weg nach Buda zeigen.“ Der Missionär rief seine Begleiter, der Häuptling schritt voran, hielt eine Axt in seiner Hand und Baker nebst Gefolge gingen einer hinter dem andern in seinem Gefolge. Als sie etwa einhundert Schritte gemacht hatten, sah der Katechet, daß ein Navosa einen Beutel hatte, der ihm gehörte. Als er sich umdrehte, um sein Eigenthum zu fordern, bemerkte er, daß „Heiden“ in Menge, mit Flinten und Keulen bewaffnet, herbeiliefen. Bald nachher bekam der Katechet Aisea einen Keulenschlag auf die Schulter; fast gleichzeitig drehte der Häuptling sich um und gab dem Missionär mit seiner Axt einen Hieb in den Nacken, der so gut traf, daß Baker sofort todt zur Erde stürzte. Seine übrigen Begleiter wurden gleichfalls erschlagen, bis auf zwei, die sich in einem Rohrgebüsche versteckten. Aisea konnte Alles beobachten, was vorging und seine Erzählung ist bestätigt worden von den beiden Navosaführern, welche von ihren eigenen Landsleuten zurückgeschickt wurden, um zu berichten, wie es den Männern des Lotu ergangen sei.

Die Erschlagenen wurden ins Dorf geschleppt, dort entkleidet und auf einen Haufen geworfen; den Missionär legte man zuoberst. Alle wurden dem Gotte geweiht und dann unter die verschiedenen Dorfschaften vertheilt. Drei Leichen wurden Beuteantheil für die Häuptlinge und das Volk von Ro Gaga dela vatu, zwei gab man den Leuten eines andern Dorfes und die drei übrigen wurden an noch drei andere Dörfer verabfolgt.

Aisea blieb von Morgens bis zum dunkeln Abend in seinem Verstecke liegen und die ganze Zeit über wurde die *Todtentrommel* gerührt. Dazu sangen und tanzten die Wilden und häuften Schmach auf die Leiber der Erschlagenen. Sie klatschten zu Ehren des Gottes auf die Lenden und Schultern ihrer Schlachtopfer, und nachher wurde unter hellem Jubel das Feuer angezündet, an welchem man sie kochte und röstete!

Affen und Menschen.

Seitdem die Anhänger der Lehren *Darwin's* eine anatomische Verwandtschaft zwischen Affen und Menschen nachweisen konnten, und namentlich seitdem *Huxley's* Arbeiten großes Aufsehen erregt haben*), erhob sich in England ein großer Sturm. Man glaubte durch wissenschaftliche Forschungen die „Religion“ und die „Menschenwürde“ gefährdet. In Deutschland war man nicht so ängstlich, bis Professor Karl *Vogt* aus Genf vor das große Publicum trat und in naturwissenschaftlichen Vorträgen auch den fraglichen Gegenstand erörterte. In Aachen meinte eine „rechtgläubige“ Partei, daß man mit Geschrei und Flüchen und Steinwürfen wissenschaftlichen Argumenten entgegenarbeiten und die „wahre Religion“ vertheidigen könne!

Wir unsererseits lassen uns hier auf die Darwin'schen Aufstellungen und die Folgerungen, welche aus denselben gezogen werden, gar nicht ein; wir verlangen aber für die Wissenschaft die allerfreieste Bewegung. Auch haben wir vor den Ergebnissen der Forschung nicht die allermindeste Angst; es ist uns ganz einerlei, ob der Affe anatomisch genommen ein specieller Stammverwandter des Menschen ist, wie das viele Negervölker glauben, oder nicht. Es ist uns auch gleichgültig, ob es ein besonderes *Menschenreich* gebe und man für das sogenannte „Ebenbild Gottes“ eine zoologische Ausnahme statuiren könne, wozu wir, beiläufig bemerkt, unsererseits nicht den Muth haben.

Wir sind ganz der Meinung, welche Dr. Th. L. W. *Bischoff* in München ausgesprochen hat, daß *nämlich die Vorstellung einer Schöpfung durchaus jenseit unserer Einsicht und Forschung liege.* Sie bezeichnet die Entstehung eines Dinges aus Grund und Ursachen, die uns *unbekannt* oder *unerkennbar* sind; „wo wir eine *Schöpfung* eintreten lassen, da bekennen wir, über Grund, Ursache und Abstammung irgend eines Dinges nichts weiter zu wissen, ja auch nichts wissen zu können.“

Der Mensch ist eben kein Affe, das genügt, und damit könnten die „Armen an Geist“ sich vollkommen beruhigen. Mit dem „Ebenbilde Gottes“, das weiß Jedermann, hat es ohnehin seinen Haken.

Nicht der Affe, sondern der Mensch ist im Besitze des Selbstbewußtseins, das heißt, der Fähigkeit und Nöthigung, über sich selbst und seine Beziehungen zur Außenwelt nachzudenken; den Thieren, auch den Affen, fehlt diese Fähigkeit. — *Niemand vermag die Uranfänge der Dinge zu erklären.*

Wenn Affen und Menschen auch dieselbe Gehirnbildung haben, so ist die Wirkung des beiderseitigen Gehirns doch eine ganz verschiedene. Hund und Elephant haben dasselbe ganz anders, als Mensch oder Affe, und doch sind jene beiden Thiere an Scharfsinn dem menschenähnlichen Affen bei Weitem überlegen. Crawfurd weist, in einer Besprechung von Lyell's Buch über das Alterthum der Menschen („Transactions of the ethnological society, III.“ S. 67) darauf hin, daß Hund und Wolf anatomisch genommen einerlei Gehirn haben und doch, wie ganz verschieden wirkt das eine und das andere! Der Wolf, ein räuberischer Vielfraß, ist platterdings nicht zu zähmen, während der Hund des Menschen Freund und Gefährte ist, selbst der australische Dingo, wenn er ganz jung dem Einflusse seiner wilden Vettern entzogen und ordentlich gefuttert wird.

Das Schwein ist weit scharfsinniger und klüger als irgend ein menschenähnlicher Affe. Schaf und Ziege haben in der Gehirnbildung große Aehnlichkeit; aber die Ziege ist schlau, klug, behende und beweglich, während dem Schafe diese Eigenschaften abgehen.

Es giebt subtile Unterschiede, die immanent sind und welche auch die allersorgfältigste Anatomie nicht nachweisen und erklären kann. Sie äußern sich und sind eben da.

Die Affen der sogenannten alten Welt haben die Zahnbildung, welche wir beim Menschen finden, aber bei den *amerikanischen* Affen kommen vier weitere Zähne hinzu; sie haben deren 36. Die Verdauungsorgane stimmen bei Menschen und Affen überein, aber jene sind omnivor, diese fructivor. Der Zahn des Affen ist stärker, weil er ihm als Waffe dient; er hat keine andere. Er besitzt zwei Hände, aber er hat dieselben niemals zur

*) *Zeugnisse für die Stellung des Menschen in der Natur.* Drei Abhandlungen: Ueber die Naturgeschichte des menschenähnlichen Affen. Ueber Beziehungen des Menschen zu den nächstniederen Thieren. Ueber einige fossile menschliche Ueberreste. Von Thomas Henry *Huxley*. Deutsch von J. Victor *Carus*. Braunschweig. Fr. Vieweg und Sohn, 1863.

Verfertigung einer Waffe oder eines Werkzeuges zu benutzen verstanden. Psychologisch wirkt, wie schon gesagt, sein Gehirn ganz verschieden von jenem des Menschen.

Die Unähnlichkeiten zwischen Affen und Menschen sind viel zahlreicher als die anatomischen Aehnlichkeiten. Die Menschen aller verschiedenen Grund- und Urstämme sind unter einander zeugungsfähig und erzielen Kinder, die verschiedenen Affenarten dagegen vermischen sich nicht mit einander. Der Mensch kann, wenn auch nicht gerade andauernd, unter allen Zonen, in jedem Klima leben, überall wo er Nahrungsmittel findet, die bekanntlich von sehr mannichfaltiger Art sind. Der Affe ist wesentlich ein tropisches Thier und reicht kaum in die gemäßigte warme Zone hinein. Selbst innerhalb der Wendekreise wird er in vielen Gegenden gar nicht gefunden, z. B. nicht auf den Molukken und anderen Eilanden des östlichen Archipelagus; nicht in Australien oder auf Neu-Guinea oder in der Südsee. Der Affe kann sich einem fremden Klima weit weniger anpassen, als Mensch, Hund, Schwein, Ochs, Pferd. Sie alle gedeihen vom Aequator bis über den 60. Grad nördlicher Breite. Ein Tschimpanse oder ein Orang Utan wird in Mitteleuropa nicht fünf Jahre lang ausdauern können, ohne die Schwindsucht zu bekommen, an welcher er stirbt.

Der Mensch hat die Fähigkeit, Wissen, Kenntnisse und Fertigkeiten zu sammeln und zu vererben; beim Affen ist das nicht der Fall. Der Mensch, auch der auf der niedrigsten Stufe, hat die *articulirte Sprache*.

Von den vier menschenähnlichen Affenarten, welche Huxley beschreibt, sind gerade die, welche dem Menschen anatomisch am nächsten stehen, intellectuell am weitesten von ihm verschieden. Dagegen können wir auf Jahrmärkten sehen, daß ein kleiner geschwänzter Affe menschliche Handlungen und Bewegungen vortrefflicher nachahmt, als ein großer Gibbon oder ein Tschimpanse es vermöchte. Die Hindus erkennen intelligente Eigenschaften nicht dem großen anthropoiden Gibbonaffen zu, sondern einem langschwänzigen Pavian, dem Hanuman, Semnopithecus Entellus, welcher in ihrem Epos als Feldherr eine große Rolle spielt.

„Wenn man," sagt Crawfurd, „die Umwandelung der Arten durch natürliche Auswahl annimmt und wenn der Gorilla in Folge der Umwandelung dem Menschen zunächst steht, dann muß nothwendig die letztere von den niederen zu den höheren Affen ihren Verlauf genommen haben. Wir kennen, abgesehen von den Lemuren, etwa zweihundert verschiedene Arten von Affen. Welche Art bildet den Anfang in der langen Stufenreihe, vermittelst welcher wir zum Gorilla gelangen? Hat schon ein Zoolog alle diese Affenarten im Zusammenhange beschrieben? Wie werden die geschwänzten und die ungeschwänzten classificirt und wohin gehören die Arten, welche vier Zähne mehr haben als die anderen? *Amerika hat gar keinen menschenähnlichen Affen*; auf der westlichen Erdhalbe hat jeder Affe einen Schwanz und vielfach einen Greif- und Wickelschwanz. In Amerika also fehlt auf jeden Fall ein großes Verbindungsglied zwischen Mensch und Affe, auch in anatomischer Hinsicht."

Als Facit stellt sich Folgendes heraus: — Die Affen haben in der äußern Erscheinung und im Körperbau größere Aehnlichkeiten mit dem Menschen als irgend ein anderes Thier. Weshalb die Natur das so eingerichtet hat, wissen wir nicht und können es auch nicht wissen. Diese äußere Aehnlichkeit ist eine Thatsache. Wie gering muß aber die Intelligenz und wie armselig der „rechte Glaube" derer sein, welche „Religion und Kirche" gefährdet glauben, wenn die Naturforscher von dieser natürlichen Thatsache reden!

Aus allen Erdtheilen.

Die Reisen des Dr. Gerhard Rohlfs in Afrika.

Auf dem ersten Bogen dieser Nummer finden unsere Leser eine Schilderung *Kukas*, der großen Hauptstadt des mächtigsten Negerreiches Bornu, aus der Feder von *Gerhard Rohlfs*, welcher in derselben Monate lang verweilte. Das Frauengesicht, welches wir Seite 4 mittheilen, gehört einer heidnischen Sklavin aus Musgo an; sie trägt einen Lippenschmuck, eine Holzscheibe in der Unterlippe, nach Art der „*Pelele*", welche Livingstone bei vielen Schwarzen in der Gegend des Nyassasees fand. Wir haben („Globus" X. S. 201) die Abbildung einer solchen Negerin gegeben.

Dr. *Rohlfs* ist im December 1867 im Auftrage des Königs von Preußen nach Abyssinien abgegangen, um sich als Beobachter der Expedition gegen König Theodorus anzuschließen. Das ist seine *vierte* Reise in Afrika, dessen Osten er nun kennen lernt. Nachdem er längere Zeit in *Algerien* gelebt und den Nordrand des Continents vielfach erforscht, unternahm er seine *erste* Wanderung in *Marokko*, 1861 und 1862; er ging der Küste entlang gen Süden bis zum Hafenplatz Agadir, von dort nach Osten durch die Region des Wady Draa, wurde in der Nähe der algerinischen Sahara von seinen Begleitern mörderisch überfallen und erreichte mit Mühe und Noth, schwer verwundet, die französische Ortschaft Geryville. Trotzdem finden wir ihn schon im folgenden Jahre, 1863, abermals auf einer Wanderung im südlichen Algerien, in der Absicht, über die Oase Tuat nach Timbuktu vorzudringen. Er fand in dem unruhigen Zustande der zwischenliegenden Gegend ein unüberwindliches Hinderniß, entwarf aber sofort einen andern Reiseplan. Es war seine Absicht, von Tandschehr (Tanger) nach Tuat vorzudringen, und sie gelang ihm. Er überschritt den hohen Atlas, kam nach Tafilelt und blieb von August bis in den November 1864 in den verschiedenen Oasen der Oasengruppe Tuat, von wo er über Ghadames nach *Tripolis* ging.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Europa unternahm Rohlfs von dieser Stadt aus seine *dritte* große Reise, immer in der Hoffnung bis *Timbuktu* vordringen zu können. Er gedachte von Ghadames aus durch das Gebiet der Hoggar- (Ahaggar-) Tuarek und weiter durch die Wüste bis an den Niger zu gelangen. Dieser Plan war nicht durchzuführen, weil unter den Tuarek weit und breit Fehde herrschte. Nachdem er von der Mitte Juni bis zu Ende des August in Ghadames durch die furchtbare Hitze schwer gelitten, ging er, auf einem bisher noch von keinem Reisenden betretenen Wege nach *Murzuk* in der Oase *Fezzan*, und dort blieb er vom 26. October 1865 bis zum 25. März 1866. In der Zwischenzeit machte er einen Ausflug nach der Landschaft *Tibesti*, über welche wir durch ihn eingehende Nachrichten erhalten haben.

Es war nun seine Absicht, bis an den Tschad-See zu gehen, von dort aus *Waday* zu besuchen und an der Ostküste oder in der obern Nilregion wieder zum Vorschein zu kommen. Er ging über Bilma nach *Kuka* in Bornu und fand Gelegenheit vollauf zu einer genauen Beobachtung der *Tebus* (Tibbus), die bisher als ein ethnologisches Räthsel dastanden. Rohlfs, auf Heinrich Barth's Sprachforschungen Bezug nehmend, betont entschieden,

daß die Tebustämme mit den Kanuri (d. h. den Bewohnern Bornus) verwandt seien. Seine eigenen Sammlungen der Tedasprache (d. h. der Tebus), des Kanuri und des Buddama enthalten dafür die Bestätigung. Demgemäß rechnet er die Tebu zu den Negervölkern. Das häufige Vorkommen kaukasischer Gesichtsbildungen und verhältnißmäßig heller Hautfarbe erkläre sich durch die Mischungen mit Tuarek und Araber.

Am 22. Juli 1866 zog Rohlfs in Kuka ein, wo er als Herrscher den Scheich Omar antraf, der seit 1835 auf dem Throne sitzt. Er fand eine freundliche Aufnahme und konnte einen Ausflug nach der Landschaft Mandara unternehmen, die jetzt in Abhängigkeit von Bornu gerathen ist, während Vogel sie noch selbständig fand. Scheich Omar hatte bei Ali, dem Sultan von Waday, brieflich angefragt, ob Rohlfs dessen Land besuchen dürfe, aber es erfolgte keine Antwort. Unter den obwaltenden Umständen mußte der Reisende seinen Plan, dessen Ausführung platterdings unmöglich gewesen wäre, fallen lassen. Er erfuhr aber in Kuka Manches über Waday und auch über Eduard Vogel, z. B. daß dessen Papiere und Instrumente als verdächtige Werkzeuge verbrannt worden seien. Die Aussagen, welche Vogel's Diener über den Tod seines Herrn gemacht hat, erscheinen in wesentlichen Punkten als unrichtig. „Es heißt, Vogel sei anfangs in Wara gut aufgenommen, dann aber in den Verdacht des Spionirens gerathen, weil er viel schrieb und zeichnete. Den Befehl des Sultans, diese Schreibereien einzustellen, habe er nicht befolgt; der erzürnte Despot habe ihn deshalb von Wara nach Nimro führen, dort aus dem Lande weisen und bei der Abreise des Nachts durch die scheinbar als Escorte mitgegebenen Reiter rücklings erstechen lassen.“ Die Richtigkeit auch dieser Aussage müssen wir wohl dahin gestellt sein lassen; gewiß ist nur Vogel's Ermordung.

Rohlfs schlug nun, da ihm nichts Anderes übrig blieb, die Richtung nach Südwesten ein. Am 13. December 1866 verließ er Kuka und ging zunächst nach Jakoba, der Hauptstadt der Provinz Bautschi, in welcher die Fulbe herrschendes Volk sind. In Petermann's Geographischen Mittheilungen (1867, Heft X, S. 378), in welchen eine Uebersicht der sämmtlichen Reisen unseres unternehmenden Landsmannes gegeben wird, finden wir, daß Jakoba etwa 150,000 Einwohner zähle, es wäre demnach die volkreichste Stadt in Afrika, soweit dasselbe von Schwarzen bewohnt wird. Es liegt in einem an sich nicht ungesunden Gebirgslande, aber den Reisenden verließ auch hier das Fieber nicht, welches ihn überhaupt verfolgte, so lange er auf afrikanischem Boden war. Dazu kam ein belästigender Moorrauch, welcher von den ausgedehnten Grasbränden herrührte. Das Plateau von Jakoba fand er etwa 3000 Fuß hoch.

Von dort bis zum Benue schlug Rohlfs einen völlig neuen Weg ein. Vogel war einmal südöstlich und zum zweiten Male südlich bis zu diesem Flusse vorgedrungen; Rohlfs dagegen ging in südwestlicher Richtung über die Handelsstadt Keffi Abd es Senga und erreichte den untern Benue am 19. März 1867 bei der Insel Loko. In Bautschi sowohl als weiter südlich in Segseg und bis nach Loko fand er eine so bunt in- und durcheinander gemischte Bevölkerung, daß er sich in ein „ethnographisches Museum“ versetzt glaubte. Auf einem Klotzkahn, einem Einbaum, schwamm er den Benue hinab und erreichte am 28. März die durch Dr. Baikie gegründete Niederlassung Lukoja (Lukodscha), wo er von den beiden dort stationirten Engländern Fell und Robins gastlich empfangen wurde. Am 2. April fuhr er den Niger eine Strecke weit hinauf, über Egga nach Rabba; das letztere fand er in Folge eines Krieges fast gänzlich zerstört. Von dort nahm er seinen Weg durch die Landschaft Yoruba, berührte die Städte Ilorin, Ibadan, Ikorodu und traf zu Ende des Maimonats in der englischen Hafenstadt Lagos ein. Am 2. Juli 1867 landete er nach einer Fahrt von 29 Tagen in Liverpool.

Richard Brenner's Reise in Ostafrika. Seit etwa dreiviertel Jahren hatten wir in Europa nichts mehr von unserm muthigen Landsmann gehört; er war bekanntlich im Herbst 1866 wieder nach Brawa und an den Dschub zurückgekehrt, um über die Umstände, welche mit der Ermordung des Herrn von der Decken in Verbindung standen, genauere Kunde einzuziehen. Jetzt erfahren wir wieder Einiges von ihm. Dr. Kirk schrieb unterm 11. October 1867 aus Sansibar: „Herr Brenner ist soeben vom Flusse Dana, den er in einer Entfernung von zwischen 100 und 200 Miles von der See stromaufwärts befuhr, nach Sansibar zurückgekehrt. Er sagte, der Fluß sei tief, für kleine Schiffe fahrbar und ströme durch ein fruchtbares Land.“ — Wir wissen also, daß Brenner von seinen Wanderungen in Ostafrika, welche acht Monate in Anspruch genommen haben, wohlbehalten zurückgekehrt ist. Ohne Zweifel hat er diese ganze Zeit nicht darauf verwandt, um lediglich den Lauf des Dana auf einer Strecke von 30 bis 35 Meilen zu erforschen. — Im Herbste des Jahres 1867 kamen aus Sansibar, gleichfalls von Dr. Kirk, mehrere Schreiben nach Europa; darin heißt es, daß arabische Kaufleute und auch schwarze Handelsleute im Innern, in der Gegend des Tanganyika-Sees, einem weißen Manne begegnet seien. Kirk bezog das auf Livingstone; wir ersehen aber aus der St. Petersburger deutschen Zeitung (23. December), daß Brenner's Angehörige, welche in der russischen Hauptstadt wohnen, in der Schilderung jenes „weißen Mannes“ ihren Verwandten erkennen.

Der Nilreisende Miani war im August 1867 zu Chartum, wohin er von Suakim am Rothen Meere in 14 Tagen gereist ist. Unterwegs fand er wasserreiche Oasen. Er wollte damals nach Galuffi am obern weißen Nil aufbrechen, bis wohin er auf seiner frühern Reise gekommen war, und dann weiter in das bisher unbekannte Innere vordringen. Die Uferbewohner waren gegen die europäischen Kaufleute sehr feindselig gesinnt. Als vor einiger Zeit zwei den bekannten Brüdern Poncet gehörende Barken am Ufer scheiterten, wurde die ganze Bemannung von den Schilluks ermordet. Miani bemerkt, daß gegenwärtig eine Reise auf dem obern Nil mindestens viermal so viele Kosten verursache als noch vor wenigen Jahren. Der Preis für ein Kameel in der Wüste ist von 4 auf 20 Mariatheresiathaler gestiegen und in demselben Verhältnisse das Miethgeld für eine Barke, für Diener etc. Die ägyptische Regierung fordert von jedem Reisenden, der sich nach dem obern Nil begiebt, eine Abgabe von 25 Francs. In Folge der entsetzlichen Barbareien, welche am obern Nil von Türken und Europäern verübt wurden, sind die Neger rachsüchtig geworden und das Reisen ist im höchsten Grade gefährlich.

Piaggia de Luca im Lande der Nyam Nyams. Dieser Italiener hat sich auf einem neuen Wege in das Gebiet jenes Volkes gewagt und seine Berichte über dasselbe stimmen mit denen Antinori's überein. Beide sind der Ansicht, daß der vielbesprochene Djurfluß ein und derselbe mit dem Bahr el Ghazal sei. Wenn man am Djur aufwärts wandert, gelangt man früher in das Gebiet der Nyam Nyams als von Gondokoro aus, und man kann in dieser Richtung zu Baker's Albertsee (dem Luta Nzige) leichter vordringen als wenn man am weißen Nil aufwärts geht. Zwischen jenem See und dem Lande der Nyam Nyams liegt ein gesundes, an Wild reiches Hügelland; weiter nach Westen hin sollen hohe Gebirge sich erheben. Piaggia will im Lande der Nyam Nyams Gorillaaffen gefunden haben, was wir unsererseits bis auf Weiteres durchaus in Zweifel ziehen. Das Volk schildert er als friedlich, hübsch gebaut, kupferfarbig, langhaarig und mit Bart. Er fand bei denselben keine religiösen Vorstellungen, keine Schrift und der Handel war lediglich Tauschhandel. Menschenfresser sind sie „nur gelegentlich“. Von

Horatio Antinori ist ein besonderes Werk über dieses Volk veröffentlicht werden.

Karl v. Scherzer's handelsstatistische Arbeiten.

Die österreichische Fregatte „Novara" hat bekanntlich in den Jahren 1857 bis 1859 die Erde umsegelt. Diese Expedition ergab sowohl für die Wissenschaft wie für die Interessen des praktischen Verkehres eine ungemein reiche Ausbeute für Anthropologie, Botanik, Sprachwissenschaft ꝛc. Wir müssen unsere uneingeschränkte Bewunderung den Männern zollen, welche mit rastlosem Fleiße bemüht sind, die Ergebnisse der Forschungen zu veröffentlichen, wollen aber hier nur auf die „Statistisch-commerciellen Ergebnisse" aufmerksam machen, welche wir Herrn Karl von Scherzer, dem Fleißigsten unter den Fleißigen, verdanken.

Man beging in Wien 1864 die zweckwidrige Thorheit, dieses Werk mit großem Luxus und Kostenaufwande in zwei dicken, durchaus unhandlichen, obendrein noch mit lateinischen Lettern gedruckten Quartbänden herauszugeben, die im Buchhandel einen hohen Preis hatten. Man hätte wissen können, daß unsere Kaufleute überhaupt viel weniger lesen als wünschenswerth wäre, daß aber zwei mächtige „Wälzer" mit lateinischen Buchstaben geradezu abschreckend auf sie wirken mußten. Es sind gewiß nur Wenige gewesen, welche das inhaltreiche, belehrende Werk auch nur theilweise gelesen haben.

Jetzt aber ist ihnen Gelegenheit geboten, sich mit diesen statistisch-commerciellen Ergebnissen in bequemer Weise bekannt zu machen. Herr von Scherzer hat das Werk in zweckmäßiger Weise in Hinblick auf den praktischen Gebrauch abgekürzt, und die Verlagshandlung von Brockhaus in Leipzig dasselbe in einem Bande geschmackvoll mit deutschen Buchstaben erscheinen lassen. Nun wird es ohne Zweifel auch außerhalb der kaufmännischen Kreise einen ausgedehnten Leserkreis finden und es verdient denselben in vollem Maße.

Wir Deutschen sind die dritte See- und Handelsmacht in der Welt, unser Verkehr reicht über den ganzen Erdball und wächst von Jahr zu Jahr an. Kenntniß aber ist Macht. Sie darf sich indeß nicht lediglich auf das Technische eines Gewerbes und auf den lediglich technischen Comptoirbetrieb des Handels beschränken; dann behalten die Dinge wie die Betriebsmenschen einen bloß niedrigen Anstrich und bleiben in der Plattheit stecken. Es muß das bildende Element hinzukommen, welches allein den Erwerbsleuten ein höheres, veredelndes Gepräge giebt. Der Kaufmann wie der Industrielle muß nicht in der Comptoir- oder Fabrikroutine haften bleiben, er muß nicht bloß das Kaufen und Verkaufen, den „Absatz" und das Handeln ins Auge fassen, sondern den Handel in seinen großartigen Verflechtungen über den Erdball. Erhält er doch Producte aus allen Zonen und setzt dergleichen selber dorthin ab.

Das Werk des Herrn von Scherzer giebt in sehr zweckmäßiger Weise Gelegenheit zu einem Einblick in den Weltverkehr. Der Verfasser hat eine große Fülle wirthschaftlichen und commerciellen Materials gesammelt und gesichtet; er stellt klar und übersichtlich dar und hat die statistischen Angaben mit großer Sorgfalt zusammengetragen.

Die „Novara" besuchte Gibraltar, Rio de Janeiro, Capstadt, St. Paul und Amsterdam, Ceylon, Madras, die Nikobaren, Singapore, Java, Manila, Hongkong, Schanghai, Japan, Sydney, Neuseeland, Tahiti, Valparaiso. Herr von Scherzer besuchte seinerseits noch Peru, ging über die Landenge von Panama, beschreibt auch Centralamerika und Mexico, die westindischen Inseln St. Thomas, Haiti, Puerto rico und Cuba und wirft zuletzt einen Blick auf die nordamerikanische Union. Man sieht, daß es sich hier um wichtige Handelsregionen beider Erdhälften handelt, um solche, die im Verkehr eine große Bedeutung haben, die in verschiedenen Zonen liegen und deshalb eine große Menge verschiedener Erzeugnisse liefern und kaufen. In sehr zweckmäßiger Weise schildert der Verfasser die Bodenerzeugnisse, die Productionskraft, die Verkehrsmittel, die Schifffahrtsbewegung, die Ein- und Ausfuhrzölle und die wichtigsten Handelsbräuche in den einzelnen Ländern. Diese Darstellung gewinnt aber an Uebersichtlichkeit und an Brauchbarkeit wesentlich dadurch, daß eine kurze geographisch-geschichtliche Skizze vorausgeschickt wird, und daß Bemerkungen über Sprache, Culturzustand und Bedürfnisse der Einwohner nicht fehlen. In Betreff der verschiedenen Colonialproducte faßt er Alles übersichtlich zusammen, was in naturwissenschaftlicher, commercieller und gewerblicher Beziehung über jedes einzelne Erzeugniß im Allgemeinen wissenswerth erscheint. Er fügt die Benennung hinzu, welche ein Product in der Wissenschaft, im Volksmund und im Handel führt, er giebt also die synonymen Bezeichnungen. So gewinnt das Werk zu seinem und der Leser praktischem Nutzen vielfach den Charakter einer Encyklopädie, in der man nachschlagen und sich rasch orientiren kann. Endlich fehlt auch nicht eine lexilographisch geordnete Uebersicht der im Weltverkehre wichtigsten Münzen, Maße und Gewichte, welche Hr. J. Lewin, Professor an der Wiener Handelsakademie, zusammengestellt hat.

In Summa: Herr von Scherzer hat ein brauchbares, nützliches, in Hinsicht auf seinen Zweck ganz vortreffliches Werk geliefert, das seinem Fleiß und seiner Einsicht zur Ehre gereicht und für das ihm nicht bloß die Kaufleute dankbar zu sein haben, sondern Alle, die sich um die wichtigen Interessen des Weltverkehres bekümmern. Wir unsererseits konnten einige Ausstellungen machen, die aber nicht gerade wesentlich und auch hier nicht am Orte wären. Aber Eins wollen wir hervorheben. Herr v. Scherzer schreibt Sidney, und diese falsche Schreibart finden wir auch sonst oft in deutschen Zeitungen und Büchern. Die Hauptstadt von Neusüdwales heißt aber Sydney; so wird sie von den Einwohnern selbst geschrieben, so lautet auch die amtliche Schreibart und diese ist richtig.

Zum Schlusse wollen wir bemerken, daß das Werk sehr zweckmäßige Bemerkungen über das Deportationssystem enthält, welche wir der allgemeinen Aufmerksamkeit empfehlen. Die Deportation schwerer Verbrecher wird unter Umständen das beste und zweckmäßigste Strafmittel sein. Wir unsererseits nehmen keinen Anstand zu erklären, daß wir die Abschaffung der Todesstrafe für eine Ungerechtigkeit und Barbarei gegen die rechtschaffenen Leute halten, wenn nicht gleichzeitig ein verständiges Deportationssystem eingeführt wird. Wir theilen nicht die phrasenreiche Pseudophilanthropie der „Humanitätsfreunde", welche von Sympathie für Mörder und Halunken überfließen, während sie an die Interessen der ehrlichen Menschen wenig oder gar nicht denken. Diese Art der „Humanität" erscheint uns geradezu krankhaft und es hat uns gefreut, dieselbe von einem so ausgezeichneten Manne wie Richard Burton scharf verurtheilt zu finden. Man lese, was er darüber in seinem Werke: Abeokoota and the Camaroons Mountains sagt. Er empfiehlt das Cameronesgebirge als Deportationsort.

Der Suezcanal und das Rothe Meer. Es scheint, als ob die Arbeiten an dem noch lange nicht zur Hälfte vollendeten Suezcanal ins Stocken gerathen seien. Nachdem die Compagnie schon viel mehr verausgabt hatte als das veranschlagte Baucapital bestimmte, schrieb sie im vorigen Jahre eine Anleihe von weiteren 100 Millionen Francs aus, für die sich jedoch nur wenige Abnehmer gemeldet haben. Gerade jetzt aber, wo es sich darum handelt, die wichtigsten Arbeiten sowohl am Canalbette selber wie an den beiden Endhäfen vorzunehmen, um dieselben für große Seeschiffe fahrbar zu machen, sieht sich die Compagnie außer Stande, große Mittel aufzuwenden. Wenn man bisher Zweifel in Betreff des Suezcanales erhob, wenn man behauptete, daß derselbe von Segelschiffen aus den Küstenländern des Atlan-

tischen Meeres schwerlich benutzt werden würde, daß dieselben schon der Transitabgabe wegen den ohnehin zu allen Zeiten des Jahres sicherern Weg um das Cap der Guten Hoffnung dem Canal vorziehen werden, wenn man überhaupt irgend ein Bedenken erhob, — dann wurde das Alles für unstatthaft erachtet. Der „Globus“ ist solcher Erörterungen halber mehrfach angefeindet worden, und in Frankreich gar galt es für eine Art von Hochverrath, an dem glänzenden Gelingen des Unternehmens und der Rentabilität desselben zu zweifeln. Seit einiger Zeit ist man aber dort etwas kleinlaut geworden, ja es erheben sich Stimmen, welche der Sache die nüchterne praktische Seite abzugewinnen suchen. Zu diesen gehört jene des Ingenieurs L. Simonin, der jüngst ein Werk über seine Reisen in Californien, Mauritius, Madagaskar und im Rothen Meere veröffentlicht hat. Die „Annales des voyages“ (November 1867) geben eine Analyse derselben, und in dieser finden wir folgende Bemerkungen, die genau dem entsprechen, was wir oftmals und zu verschiedenen Zeiten in unserm Blatt erörtert haben.

„Nur allein die Erfahrung kann den Beweis liefern, ob die Durchstechung der Landenge auf allen Punkten ausführbar ist oder nicht (— in der Art, daß die großen Seeschiffe allezeit genügendes Tiefwasser haben und ungehindert fahren können —) und ob sie den Weg durch den Canal jenem um das Cap vorziehen werden. Uebrigens konnte man von vornherein mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß die Eröffnung des Canals nicht unter die Unmöglichkeiten gehöre, eben so, daß Häfen am Rothen Meer und am Mittelmeer herzustellen seien. Man wird diesen Bau zu Ende führen, wie man ja schon den Canal gegraben hat (— aber noch nicht so tief, daß auch nur Schiffe von mittlerm Tiefgang ihn benutzen konnen —). Unsere Zeit verrichtet ja in technischen Dingen wahre Wunder. Aber so viel ist keinem Zweifel unterworfen, daß auch nach Vollendung des Canals viele Segelschiffe den alten Weg um das Cap vorziehen werden. Für sie ist die Straße von Gibraltar nicht in jeder Zeit zugänglich; im Mittelmeere, das oft schwierig zu befahren ist, herrschen veränderliche Winde und es bietet nicht so großen Raum dar, daß ein Schiff sich dort so frei bewegen konnte, wie auf dem Ocean. Das Rothe Meer ist noch viel unbequemer, sehr schmal, so voll von Klippen und Strömungen, daß selbst die Dampfer große Mühe haben und viele Vorsicht gebrauchen müssen, um ungefährdet hindurch zu kommen. Eine Zeit im Jahre waltet der Nordwind, in einer andern der Südwind derart vor, daß dadurch die Hin- oder die Rückfahrt für Segelschiffe gehindert ist. Dazu kommt, daß im Sommer die Hitze geradezu unerträglich wird. Die enge Meeresmulde ist auf beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen, welche eine geradezu feurige Hitze auf dasselbe herabreflectiren. Nicht selten fallen an Bord der Dampfer Passagiere um, als wären sie vom Blitze getroffen worden. Viele Reisende aus Indien und alle Creolen aus Mauritius und Réunion vermeiden die Fahrt auf dem Rothen Meere in den Monaten Juni bis October, obwohl die Fahrt von Aden bis Suez nur 5 bis 6 Tage in Anspruch nimmt. Was würde erst ein Segelschiff auszuhalten haben! Wahrscheinlich werden vorzugsweise nur Dampfer aus Häfen des Mittelmeeres den Canal benutzen; im Rothen Meere haben sie große Vorsicht anzuwenden. Obendrein sind die Canalgebühren so hoch, daß man sie für die Fahrt auf dem Süßwassercanal schon mit 20 bis 25 Francs für die Tonne (20 Centner) berechnet.“ — Wir finden alle diese Bemerkungen Simonin's vollkommen richtig.

Die Schifffahrt auf dem Adriatischen und Mittelländischen Meer. Auch das Mittelmeer bietet manche Unbequemlichkeiten für die Schiffer dar, namentlich für jene, welche aus atlantischen Häfen kommen. Der Gegenstand ist von Commodore von Wüllerstorf, Befehlshaber der Novara-Expedition, erörtert worden (Statistisch-commercielle Ergebnisse von K. v. Scherzer, S. 51). Der erfahrene Seemann sagt unter Anderm: Es ist unmöglich, die Dauer einer Reise von Triest nach Gibraltar zu bestimmen. Im Winter Europas kann oft ein Segelschiff gezwungen sein, 14 Tage und mehr bei anhaltendem Südostwind im Adriatischen Golfe zu verlieren. Der Canal von Malta oder die Meerenge von Messina sind im Winter gleichfalls schwer zu passiren, während im Sommer die Reise bis Gibraltar durch die Westwinde sehr verzögert wird. — Von Gibraltar nach Triest hat man im Winter bis über Italien hinaus oft mit anhaltenden Ostwinden und Stürmen aller Art zu kämpfen; im Sommer können die Nordwestwinde und Windstillen des Adriatischen Meeres bis zum Canal von Malta die Reisen nach Triest bedeutend verzögern.

Tägliche Dampferverbindung zwischen Europa und Amerika. Bis zu einer solchen haben wir es binnen dreißig Jahren gebracht und Deutschland ist vermittelst seiner beiden Linien von Hamburg und Bremen wesentlich dabei betheiligt. Mit Anbeginn des Jahres 1868 sind wesentliche Veränderungen eingetreten. Die englische Regierung hat mit dem Hause Cunard und Mac Iver einen neuen Vertrag geschlossen und sowohl der Inman-Linie, deren Schiffe von Liverpool abfahren, wie auch den Bremer Dampfern, welche zu Southampton anlaufen, eine Subvention bewilligt. Den neuen Anordnungen gemäß werden die Bremer Dampfer am Dienstag von Southampton, die Inman-Dampfer am Donnerstage von Queenstown und die Cunard's am Sonntage gleichfalls von Queenstown abfahren. Die letztgenannte Gesellschaft hat den Dienst zwischen Newyork und Nassau eingestellt, ebenso die halbmonatlichen Fahrten zwischen Queenstown und Halifax, welche nun von den Inman's besorgt werden. Einem neuen Vertrage mit W. Cunard gemäß wird dieser den Dienst zwischen Halifax, den Bermudasinseln und St. Thomas übernehmen. Er bekommt dafür 14,000 Pf. St. Subvention. Cunard, Burns und Mac Iver erhalten 80,000 Pf. St. statt des bisherigen „Ocean Postage“, während die Inman's und die Bremer eine im Verhältnisse zu den von ihnen beförderten Briefen stehende Entschädigung beziehen. Diese Verträge sind zunächst nur für das Jahr 1868 gültig.

In den Vereinigten Staaten hat man folgende Anordnungen getroffen. Die Bremer Dampfer fahren am Dienstage von Newyork ab, die Hamburger am Donnerstage, die Inman's am Sonnabend und die Cunard's, wie schon bisher, am Mittwoch. Sie erhalten einen Antheil vom Ertrage der Postgelder; die Cunard's müssen jedoch ihren Antheil an die englische Regierung abliefern.

Außer diesen Linien, welche in der angegebenen Weise Subvention erhalten, gehen in jeder Woche Dampfer von Liverpool nach Amerika. An jedem Dienstag schickt die Compagnie Allan von dort ein Schiff nach Quebec oder (in den Wintermonaten, wenn der St. Lorenz mit Eis bedeckt ist) nach Portland in Maine; dasselbe läuft einen Hafen in Nord-Irland an. Sodann haben Guion u. Compagnie und die National Steamship Company auch ihrerseits eine Flotte von Dampfern zwischen Newyork und Liverpool. Die Schiffe der erstern Compagnie gehen am Sonnabend von Liverpool ab, jene der zweiten, welche wo möglich Queenstown anlaufen, am Sonnabend.

Ferner sind neue Linien in Betrieb, welche Liverpool mit Boston, Baltimore und Neuorleans verbinden. So läßt die Compagnie Cunard, außer ihrem regelmäßig an jedem Sonnabend nach Newyork abfahrenden Dampfer, an jedem Donnerstag noch einen solchen nach Newyork und Boston abfertigen. Auch diese sind Schiffe erster Classe und nehmen Briefe mit, ohne sich jedoch zu regelmäßigen Zeitfristen für Abfahrt und Ankunft verpflichtet zu haben.

Aus Neucaledonien in der Südsee erfahren wir, daß

die Franzosen dort das „Kaiserfest“ am 15. August (dem sogenannten Napoleonstage) mit großem Pompe begangen haben. Die Europäer erfreuten sich an Wettrennen und Schifferstechen, den schwarzen Eingeborenen wurde ein Feuerwerk zum Besten gegeben. Der „Moniteur“, welcher in der „Hauptstadt“ *Numea* erscheint, kann „mit Befriedigung“ melden, daß zu *Chepenche*, auf der Gruppe der gleichfalls von den Franzosen in Besitz genommenen Loyalty Islands, die Eingeborenen „von Loyalität durchdrungen sich am Kaisertage Seiner Majestät ungeheuchelter Freude hingegeben hatten.“ Die dunkelfarbigen Insulanerkinder marschirten, von ihren weißen Schulmeistern geführt, in Parade auf und sangen bewundernswürdig das — „Partant pour la Syrie!“ Was solch ein Südseeinsulaner sich wohl bei einem solchen Gesange denken und was er davon verstehen mag? Man sagt aber, daß in dergleichen ein „großer Fortschritt zur Civilisation“ zu finden sei. Ja, wir haben schon gelesen, daß die Neucaledonier auf dem besten Wege seien, „schwarze Franzosen“ zu werden. Neucaledonien ist für die Völkerkunde von nicht geringem Interesse; und wir wollen demnächst eine ausführliche Schilderung der Insel und ihrer Bewohner mittheilen und derselben vortreffliche Illustrationen beigeben.

* * *

— Ein Theil der radical-republikanischen Partei, durch die all das Unheil über die *Vereinigten Staaten* gekommen ist, unter welchem dieses einst freie und blühende Land nun so schwer seufzt, verlangt jetzt *Vertheilung des Landbesitzes der Weißen unter die Neger*. Confiscation und Communismus ist das Programm des „Anti-Slavery-Standard“. Dieser sagt: „Der Neger darf Entschädigung verlangen, nicht als eine Gunst, sondern als ein Recht.“ Er will eine „bessere Vertheilung des Eigenthums“, welche Benjamin *Wade*, der Präsident des Senats im Rumpfcongresse, als unerläßliche Consequenz der „radicalen Reformbewegung“ verkündet hat. Dieses wahnwitzige Gebahren ist durch die Herbstwahlen vom Volke verurtheilt worden; aber die ewigen Hetzereien gegen die weißen Leute des Südens haben einen eigenthümlichen Wiederhall im Norden hervorgerufen. „Wollt ihr Negeranbeter den Communismus zu Gunsten eurer schwarzen Lieblinge (eures schwarzen Stimmviehs) einführen, wollt ihr eine Umwälzung der Eigenthumsverhältnisse, nun, dann können ja auch die weißen Arbeiter des Nordens ihre Rechnung präsentiren. Die Neger kannten, so lange sie ihre Herren hatten, kein Nothleiden, kein Kämpfen um den Lebensunterhalt, es fehlte ihnen an nichts. Aber wie viele hunderttausend *weiße Arbeiter* giebt es, die für ihre Arbeit schlecht bezahlt werden, für die kein Herr sorgt, die in beständiger Angst und Sorge leben, sich um die Zukunft ihrer Kinder härmen und von früh bis spät arbeiten müssen. Der Negersklave war viel besser daran als sie. Nun, zu einer gerechtern Vertheilung des Eigenthums können wir gelangen, ohne so extreme Mittel wie die Niggeranbeter sie vorschlagen. *Das gegenwärtige, durch die Centralisations- und Abolitionsradicalen dem Land und Volk aufgebürdete System hat die Tendenz, den Armen ärmer, den Reichen reicher zu machen.* Fast die ganze Last der Nationalschuld und Besteuerung ruht auf den schwer arbeitenden Classen, denen alle Bedürfnisse künstlich vertheuert worden sind. Wenn die Radicalen fortfahren, Communismus zu predigen, dann können die benachtheiligten Weißen im Norden beispielsweise folgende Forderungen erheben: „Reduction der Zinsen der *Nationalschuld*, bis die Gläubiger der Union bereit sind, sich abfinden zu lassen und mit einer mäßigen Summe Greenbacks, statt Geld, vorlieb zu nehmen. Abschaffung der *Schutzzollmonopole*; keine oder möglichst niedrige Einfuhrzölle, außer auf entbehrliche Luxusartikel, wie Juwelen, Seide, feine Teppiche und dergleichen. Abschaffung der *inneren Steuern* und des davon schmarotzenden Beamtenheeres. Deckung des größern Theiles sämmtlicher Bundes-, Staats- und Gemeindeausgaben durch eine *progressive Vermögenssteuer*, welche die Astors, Stewards und andere Millionärs nöthigen würde, ein Viertel oder mehr ihrer Einkünfte für das öffentliche Wohl herzugeben. Unterstützung aller *wirklichen Ansiedler*, die sich auf den ihnen kostenfrei zu übergebenden Regierungsländereien niederlassen wollen. Und dergleichen mehr. Alles dies wären Forderungen, die weit hinter dem gegen die besitzende Classe des Südens gerichteten Confiscationsprojekte zurückbleiben.

Wenn die „radicalen“ Politiker, welche bisher immer im Interesse der Shoddy-Barone, der Fabrik- und Minenmonopolisten, der Geldprotzen- und Wuchereraristokratie gewirkt, nichts dagegen haben, daß das jetzt herrschende System *umgekehrt* werde, so mögen sie fortfahren, das Anrecht der Neger auf die Plantagen ihrer ehemaligen Herren zu befürworten. Die Früchte solcher Agitation im Norden können nicht ausbleiben. Der *Angriffskrieg gegen das Eigenthum*, welches im Norden durch privilegirten Diebstahl, durch Arbeiterausbeutung und Volksbetrug erworben worden ist, würde nicht lange auf sich warten lassen.“

Wir führen dergleichen nur an, um zu zeigen, welche Stimmungen sich geltend machen; sie sind bezeichnend für die Zustände und für die Stellung der Parteien.

— In *Rio de Janeiro* ist ein Verein thätig (Sociedade auxiliadora da industria nacional), um anregend und rathend auf die wirthschaftlichen Verhältnisse *Brasiliens* einzuwirken. Das Bestreben ist löblich, findet aber der allgemeinen Lauheit und Trägheit gegenüber nicht die Erfolge, welche es verdient. Die Schlaffheit und der Mangel sowohl an Aufschwung wie an ausdauernder Thätigkeit liegt in den Menschen. Doch ist es immerhin lobenswerth, daß der Verein aufzuklären und in ersprießlicher Weise anzuregen sucht. So hat er jüngst eine Reihe von Preisaufgaben gestellt, darunter eine über die beste Methode der *Volkszählung*; über die zweckmäßigste Art von allgemeinen und provinziellen *Ausstellungen für die einheimische Industrie*; — über das, was vorzugsweise dem *brasilianischen Ackerbau* noth thut. — Eine *Geschichte des Bergbaues* in Brasilien, eine Uebersicht der Berggesetzgebung und der nöthigen Verbesserungen — über den Schaden, welchen die *Insecten* dem *Kaffeebaume* zugefügt haben, und die Mittel, denselben abzuwenden. — Endlich Beantwortung der Frage: Ist die Unfruchtbarkeit und Ungesundheit mancher Gegenden nicht eine Folge der *barbarischen Waldverwüstung*? Und wie ist diesem großen Uebelstand abzuhelfen und der ferneren Verwüstung Einhalt zu thun? — Die Preise bestehen in goldenen oder silbernen Denkmünzen oder ehrenvoller Erwähnung. Die Gesellschaft läßt die besten Schriften auf ihre Kosten drucken und giebt die Auflagen oder den Gelderlos derselben dem Verfasser. — Es wäre, meinen wir, zweckmäßig gewesen, wenn sie auch die Fragen gestellt hätten: Giebt es Mittel, die Brasilianer zu einer regelmäßigen Thätigkeit zu vermögen? Welches sind dieselben? Und wie ist gegenüber den verschiedenen Typen der Bevölkerung in dieser Hinsicht zu verfahren? So lange diese Fragen nicht bejaht werden können, ist die Aufstellung der meisten von den oben angeführten schwerlich von großem praktischen Erfolge. Und außerdem, wie viele „Brasilianer“ werden und können die Preisschriften *lesen*?

— *Californiens üppige Fruchtbarkeit* ist schon sprüchwörtlich geworden und der Ackerbau heute mindestens eben so belangreich wie die Förderung edler Metalle. In den südlichen Counties widmet man dem Anbau der Südfrüchte große Sorgfalt. In *Los Angeles*, welches sich auch durch *Weinbau* auszeichnet, ergaben im vorigen Jahre 1480 *Citronenbäume* durchschnittlich jeder 2000 Stück Citronen und der Verkauf derselben brachte einen Gesammterlös von 88,920 Dollars. Die Ernte

von 3508 Frucht tragenden Wallnußbäumen brachte 105,240 Dollars ein. — Von San Francisco aus werden jetzt californische Tafeltrauben mit den Panamadampfern nach Neuyork versandt; man verpackt sie in Sägemehl, das in Backofen getrocknet worden ist. Nach Vollendung der großen pacifischen Eisenbahn wird man sie über Land dorthin senden.

In Bezug auf diese Bahn und deren Verzweigungen phantasirt ein americanisches Blatt: Ein Menschenalter vergeht und wir sind dem Abschluß unseres Jahrhunderts nahe. Ich hore schon im Geiste die lautschallende Stimme des Conducteurs, wie er an den verschiedenen Stationen, Tag für Tag, den schläfrigen Passagieren zuruft:

„Station Rocky Mountains! Passagiere nach Santa Fe, El Paso, Matamoros und der Stadt Mexico, aussteigen! Change Cars!"

„Salt Lake! Zwanzig Minuten Aufenthalt! Schnellzug nach Panama, Lima und Valparaiso!"

„Virginia City! Acht Minuten Aufenthalt! Expreßzug nach Portland, Puget-Sund, Sitka und Kamtschatka!"

„San Francisco! Passagiere nach Neu-Seeland, Honolulu, Melbourne, Yokohama sowie für andere Stationen in Asien, Afrika und Europa, wollen sitzen bleiben, bis der Zug am Werft der täglichen Linie der Pacific Mail Steamship Compagnie angelangt ist. Gepäckscheine nach Peking, Calcutta, Cairo, Constantinopel, St. Petersburg, Paris und Liverpool müssen sofort bei Ankunft im Bahnhof gelöst werden! — Go ahead!"

Inzwischen ist eine „Nebelpfeife" erfunden worden, deren Warnungssignal man auf See „vier deutsche Meilen weit" hören kann und die man auch bei den Eisenbahnen benutzen wird.

— Die meisten nutzbaren Pflanzen sind längst kosmopolitisch geworden, das heißt, sie werden in allen Erdtheilen angebaut, wo das Klima ihnen zusagt. Viele gedeihen auf den Inseln der Südsee ganz vortrefflich. Am 1. November 1867 brachte das Schiff „Minnehaha" aus Kanagawa bei Yeddo eine Menge japanischer Sämereien und Pflanzen nach Honolulu auf Oahu, (Sandwichsinseln), namentlich Theesamen, junge Theepflanzen, Rapps, Orangen- und Maulbeerbäume, Tannen- und andere Nutzhölzer, auch mehrere Arten japanischer Lilien. Der hawaische Consul in Japan hatte die Pflanzen im Auftrage seiner Regierung gekauft, und diese läßt sie an intelligente Ackerbauer auf den verschiedenen Inseln vertheilen.

— Nie zuvor im ganzen Verlauf unseres Jahrhunderts sind Orkane, Vulcane und Erdbeben in solcher Thätigkeit gewesen wie 1867. Die Liste wird, wenn man die Berichte aus allen Erdtheilen zusammenstellt, geradezu Staunen erregen. Im Frühjahre tobte ein unterseeischer Vulcan bei den Azoren; der Hekla auf Island ist in voller Thätigkeit, der Vesuv speiet Feuer aus und mächtige Lavaströme dringen aus dem Berge hervor; in Australien giebt der Mount Gambier zu erkennen, daß die vulcanische Gewalt in ihm rege ist. In Westindien folgten Erd- und Seebeben den gewaltigen Orkanen. Nun lesen wir auch, daß in Nicaragua ein seit langer Zeit ruhender Vulcan, der Nota, welcher sich an der westlichen, pacifischen, Küste erhebt, abermals Feuer gespien hat. Die Flammensäule war so gewaltig, daß in der etwa drei deutsche Meilen entfernt liegenden Stadt Leon die Thürme der Kathedrale tageshell beleuchtet waren. Wahrscheinlich werden wir demnächst aus der Südsee, Japan und anderen vulcanischen Regionen von Ausbrüchen hören.

Wir wollen hier bemerken, daß Dr. Alfons Stübel aus Dresden, ein ganz ausgezeichneter Vulcanolog, Ende Decembers nach Westindien abgegangen ist, um zunächst dort seine neuen Forschungen zu beginnen. Er wird Centralamerika, die südamerikanischen Vulcane und jene in der Südsee besuchen, wahrscheinlich auch die californischen. Mit ihm geht Dr. Reiß aus Heidelberg, der schon 1867 mit Dr. Stübel die vulcanischen Ausbrüche auf Santorin beobachtete.

— Auch in Peru sind gewaltige vulcanische Bewegungen beobachtet worden. Die Umgegend von Arequipa kann als ein vulcanisches Centrum betrachtet werden. Nordöstlich von der Stadt und nur einige Meilen entfernt erhebt sich der prächtige Vulcan Misti. In der Nähe, nur 15 Leguas entfernt in der Provinz Moquegua, liegen der Ubinas und der Huaina Putina, welcher auch als Vulcan von Omate bezeichnet wird; der Isluga in der Provinz Tarapaca und der Tutupaca in der Provinz Tacna. Dieser letztere, der sich bis zu 16,000 Fuß erhebt, hat zwei Gipfel; während seiner Eruption im Februar 1802 fiel selbst in dem 70 Leguas entfernten Arequipa Asche nieder. (M. F. Paz Soldan, Geografia del Peru p. 15 und 525.) Jetzt lesen wir, daß der Ubinas, welcher seit etwa 20 Jahren vollkommen ruhig gewesen, seit dem 28. Mai wieder Lebenszeichen von sich gab. Aus seinem Krater stieg eine dicke Rauchsäule empor und die Luft roch nach Schwefel. Bald nachher fiel ein Aschen- und Steinregen und es hatte den Anschein, als ob ein Theil des Kraters in sich selber zusammenstürze. Erdbeben begannen erst am 24. Juni. Während derselben und bei den periodischen Ausbrüchen von Rauch, Asche und Steinen war die Sonne verdunkelt wie bei einer Sonnenfinsterniß. Die Erdstöße hat man bis Arequipa hin verspürt.

— In dem zu San Francisco erscheinenden deutschen „California-Demokrat" vom 30. November finden wir folgende Notiz: „Unionville in Nevada, 26. November. Gestern Abend wurden hier zwei Erdstöße bemerkt, der erste gegen 6 Uhr, der zweite etwa eine Stunde später. Der erste Stoß war von einem dumpfen Geräusch wie von einem fernen Donner begleitet."

— Am 30. December 1867 waren bei Lloyds in London nicht weniger als 2917 Schiffbrüche angemeldet worden; in der letzten Woche des Monats allein 44. Aber aus fernen Gegenden war die Meldung noch mancher Unglücksfälle auf See zu erwarten.

— Die Chinesen in Australien haben unter sich Lotterien nach ihrer Landesart. Als ihnen diese durch den Stadtrath von Melbourne verboten wurden, überreichten sie eine Vorstellung, in der man wenigstens die Logik nicht vermißt. „Ihr verbietet uns unsere volksthümliche Nationallotterien, aber für euch erlaubt ihr das Wetten bei Pferderennen und das Karten- und Billardspiel um Geld in den Wirthshäusern. Wir verlangen, daß ihr beides verbietet, falls ihr uns unsere Lotterien nicht gestatten wollt. Thut ihr jenes, dann wollen wir diese ohne polizeilichen Zwang einstellen."

— Der Verkauf oder Tausch von Ehefrauen durch ihre Männer kommt im Innern der Colonie Victoria (Australien) noch manchmal vor. Aber der Verkauf einer Braut für 2 Pf. St., welcher vor Kurzem in einer Ortschaft bei Pleasant Creek stattfand, ist wohl vorher noch nicht dagewesen. Der Verkäufer der Braut stellte ein förmliches Verkaufsdocument nebst Quittung über empfangene zwei Pfund Sterling aus. — So schreibt die Melbourner „Germania" vom 24. October 1867.

— Der „Verheirathungs-Markt" ist in Californien sehr belebt. „Nachfrage ungemein schwunghaft, da in vielen Gegenden vier männliche Seelen auf eine weibliche kommen. Zufuhr aus den atlantischen Staaten, theilweise sehr hübsche Waare, ist reichlich, findet aber sofort willige Abnehmer." So schreibt das „San Francisco Commercial Bulletin."

Herausgegeben von Karl Andree. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Aus L. Agassiz' Reisen auf dem Amazonenstrome*).

Charakter der Amazonasregion. — Ueppigkeit des Pflanzenwuchses. — Schwierigkeit der Besiedelung. — Manaos oder Barra do Rio Negro als Hauptstadt einer Provinz. — Das häusliche Leben einer brasilianischen Frau am Amazonas. — Die ungünstige Wirkung der Racenmischungen. — Das Staatswesen theoretisch und praktisch. — Das anthropologische Chaos. — Betrachtungen des Herrn Agassiz über die Menschenarten. — Das Stromsystem des Amazonasgebietes.

Der gewaltige Stromriese ist seit dem September des Jahres 1867 der Schifffahrt aller Flaggen eröffnet worden, und es unterliegt keinem Zweifel, daß in der Aequatorialregion Südamerikas endlich ein regeres Leben sich geltend machen werde. Bis heute liegt sie da als eine Wildniß, in welcher nur spärlich und allemal weit von einander entfernt Wohnorte vereinzelt stehen. Außer Pará, das an der Mündung liegt und als Seehafen betrachtet werden kann, hat das ganze Gebiet des Amazonas nicht eine einzige Ortschaft, die wir, nach unseren europäischen Vorstellungen, als Stadt bezeichnen könnten. Wir haben in den früheren Bänden des „Globus" einige Abbildungen solcher „Städte" mitgetheilt (z. B. XI, S. 170 von dem peruanischen Stromhafen Nauta) und sind in der Lage, auch heute die Ansichten zweier brasilianischen Ortschaften mitzutheilen, in denen Agassiz längere Zeit sein naturwissenschaftliches Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Wir meinen Barra do Rio Negro, das seit einigen Jahren die alte Benennung Manaos zurückerhalten hat und über das wir weiter unten Einiges bemerken wollen, und dann Ega oder Teffé. —

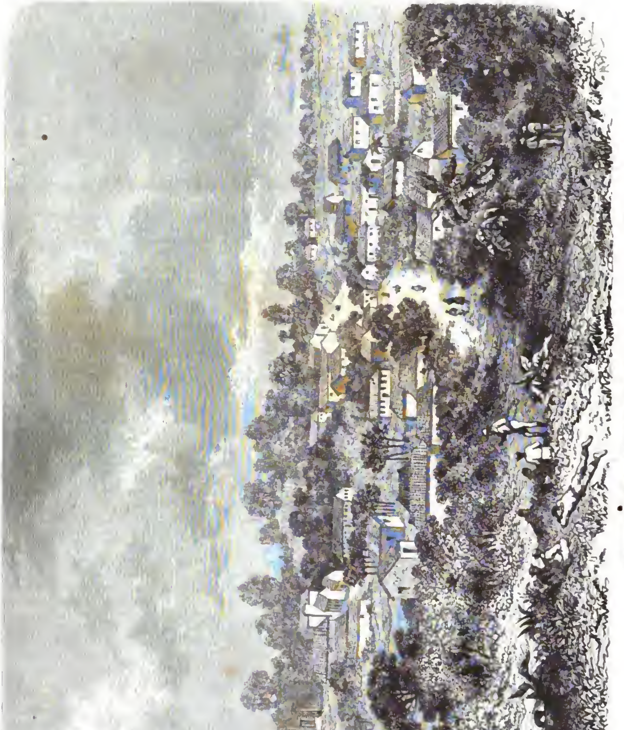
Diese Region ist ungeheuer reich an werthvollen Naturerzeugnissen. Aber wenn ich die Karte überblicke und mir die eigenthümlichen Bodenverhältnisse, die klimatischen Einwirkungen, die hydrographischen Eigenthümlichkeiten und diese über alle Beschreibung üppige und wuchernde Pflanzenfülle betrachtet habe, dann drängt sich mir stets die Frage auf, ob der Mensch im Stande sein werde, das Alles zu überwältigen, und ob die Hindernisse, diese Region in eine Culturlandschaft umzuwandeln, nicht allzu kolossal für ihn seien, auch wenn seiner Thätigkeit und seinem Unternehmungsgeiste der freieste Spielraum gestattet wird? Sonst überall zwingen wir die Natur in unsern Dienst, selbst in der Sahara und in Rußland und in Norwegen jenseit des Polarkreises.

Aber wie will man die mächtige überschwängliche Fülle am Amazonenstrome bewältigen? Die Arbeit würde in jenem Falle die größten Anstrengungen erfordern, um diese Waldregion auch nur theilweise zu bezwingen. Ich glaube, wir finden für das Problem, diese wunderbar herrliche Gegend in größerm Maßstabe für den Anbau zu gewinnen, keine Lösung mehr. Man hat sich des einzigen Mittels, durch welches man der Wildniß Raum hätte abgewinnen können, begeben.

Der weiße Mann kann in dieser heißfeuchten Aequatorialebene nicht arbeiten; das Klima, obwohl im Allgemeinen keineswegs ungesund, wirkt doch auf die Dauer abspannend und erschlaffend. Den Wald- und Fischernomaden, diesen braunen Mann, vermag man nicht zu regelmäßiger Arbeit zu bringen; sie widerstrebt seinem innersten Naturell und wo man ihm Arbeit aufzwingt, geht er zu Grunde, verschwindet er von der Erde. Die Mischlinge verschiedener Racen sind schlaff und verkommen; sie sind unfähig, ein Culturelement zu bilden. Nur allein die Neger wären im Stande, am Amazonas zu arbeiten. Sie würden es aber nur thun, wenn sie durch irgend welchen Zwang dazu angehalten würden. Für diesen ist es nun zu spät; auch in Brasilien ist die Sklaverei auf die Länge nicht mehr zu halten, und es ist gut, daß sie verschwinden muß. Leider aber ist die Aufhebung derselben in der widersinnigen Art, wie man sie, aller Ethnologie und allen anthropologischen Erfahrungslehren zum Trotze, durchgeführt hat, überall das größte Unglück für den Neger geworden, an welchem eine beklagenswerthe und geistlose Pseudophilanthropie so frevelhaft herumexperimentirt.

Dem Namen nach ist der emancipirte Neger kein Sklav mehr, er ist Keinem hörig, aber er ist wieder ein Sklav der urafrikanischen Barbarei geworden. Es ist ein Frevel, den schwarzen Mann vogelfrei zu geben, ihn ohne wohlwollende und systematische Fürsorge in die weite Welt hinauszustoßen. Hätte man an die Stelle der Sklaverei für diese ewig minorenne Menschenrace (die Jahrtausende liefern den Beweis für ihre intellectuelle Minderjährigkeit und keine Redefloskel vermag etwas daran zu ändern), hätte man die Neger behandelt, wie man mit Mündeln verfährt, wäre man von intelligenter Menschenliebe für dieselben durchdrungen gewesen, — dann würden sie der Cultur und dem Wohlstande auf beiden Erdhalben großen Vortheil haben bringen können. Als Grundeigenthümer, immer vorausgesetzt, daß, zu ihrem eigenen Nutzen und Vortheil, ihnen die Pflicht des Arbeitens nicht erspart blieb, wären sie zu dem Grade von Civilisation gelangt, dessen sie überhaupt fähig sind; sie wären vor dem Rückfall in ihre Barbarei bewahrt geblieben. Was die falsche Philanthropie und die gewissenlosen Politiker aus ihnen gemacht haben, das sehen wir auf Jamaica und in Nordamerika. In heißen Ländern arbeitet der freie Neger niemals anhaltend oder regelmäßig; er wird, wo er kann, lieber Squatter und Landstreicher; er wird wieder afrikanisch, betet die grüne Schlange als Fetisch an, und im März 1865 wurden auf Haïti mehrere Schwarze hingerichtet, weil sie gewohnheitsmäßig die Anthropophagie betrieben. Der „Moniteur Haïtien" warnte damals vor einem solchen Laster.

*) A journey in Brazil. By Professor and Mrs. Louis Agassiz. London, Trübner u. Comp. 1868. 8. 540 Seiten. Wir sagen dem Verleger, Herrn Nicolaus Trübner, unsern besten Dank für die Uebersendung der Aushängebogen des interessanten Werkes.



Panorama von Manaos. Barra do Rio Negro.



Dorf Ega am Amazonenstrom.

Der Unternehmungsgeist der Handelsvölker wird nun versuchen, ob und wie viel am Amazonenstrome der Wildniß abzugewinnen ist, und dabei sicherlich Energie genug bethätigen. An einigem Aufschwunge wenigstens kann es nicht fehlen: der Schiffer, welcher aus Europa oder Nordamerika kommt, wird da und dort Regsamkeit hervorrufen, und die Ausbeutung der vielen Hülfsquellen wird stattfinden, in so weit die verfügbaren Arbeitsmittel ausreichen. Ob eine wirthschaftliche Entwickelung in größerm Maßstabe möglich ist, das muß die Zukunft lehren.

Einen der wichtigsten Punkte in dem großen Stromgebiete bildet Manaos am linken Ufer des Rio Negro, einige Meilen von der Mündung dieses von Nordwesten herkommenden Zuflusses des Amazonas. Dort hatte Agassiz längere Zeit sein ichthyologisches Hauptquartier. Der Rio Negro gehört, wie schon sein Name andeutet, zu den schwarzen Gewässern, im Gegensatze zu denen, welche helles Wasser führen. Die Indianer bezeichnen den Solimoens (d. h. den obern Amazonas oberhalb Barra) als ein lebendiges, den Rio Negro dagegen als ein todtes Wasser. Und in der That fand Agassiz, daß jener mit ungeheurer Gewalt gegen den Rio Negro andrängt; das Wasser des letztern erscheint denselben gegenüber als still, namentlich bei Hochfluth. Dann ist die Mündung durch den Solimoens gleichsam geschlossen, und zwar derart, daß auch nicht ein Tropfen seines tiefdunkeln Wassers sich mit der gelben Fluth des Hauptstromes vermischen kann. Die Landesbewohner nehmen an, daß zu dieser Zeit des Hochwassers der Rio Negro unter den Solimoens herabsinke; so viel wenigstens ist gewiß, daß der letztere dem erstern dann die Mündung gleichsam versperrt, ihr einen Wasserriegel vorschiebt.

Manaos ist an und für sich ein unbedeutender Ort und Agassiz weiß nicht viel darüber zu sagen. Dagegen macht Marcoy, der unseren Lesern wohlbekannte Reisende, eingehende Bemerkungen über diese sogenannte Stadt, die nun, nachdem der Strom eröffnet worden ist, schon ihrer Lage wegen eine größere Bedeutung gewinnen wird („Le Tour du Monde", Nr. 375). Der Rio Negro ist nicht vor 1673 besucht worden; die Eingeborenen nannten ihn Quiari. Die Portugiesen wähnten, daß er seine schwarze Farbe einer Menge von Erdpechquellen verdanke, welche in seinem Bette lägen. Sie baueten 1669 eine Art von Burg, um die in der Umgegend liegenden Dörfer zu schützen, denn die Muras-Indianer waren in jener Zeit sehr gefährliche Strompiraten. Die Trümmer dieser Burg bestehen aus einigen Pfeilern und verfallenem Mauerwerk; sie sind auf unserer Abbildung dargestellt. Neben derselben entstand seit 1720 ein Dorf; die Behörden siedelten dort Portugiesen und Indianer an, letztere von den Stämmen der Manaos, Cariaharis, Coarunas und Yumas. Dasselbe wurde 1758 unter dem Namen Moura zu einer Stadt erhoben, die einmal sechstausend Einwohner gehabt haben soll. Heute zählt sie nicht viel über die Hälfte. Die Blattern richteten große Verwüstung an und rafften die drei letztgenannten Indianerstämme ganz und gar fort, so daß nur allein von den Manaos eine Anzahl übrig blieb. Diese rissen die alte Stadt nieder und führten aus dem Baumaterial eine neue auf und zwar in einer wunderlichen Weise.

Diese Stadt sollte „ein Symbol der heiligen Dreieinigkeit“ sein und deshalb nur drei Straßen haben: eine sehr lange, zu Ehren von Gott-Vater, die nach Norden hin läuft; eine nach Osten, zu Ehren des Sohnes, und eine gen Westen, zur Verherrlichung des heiligen Geistes. Aus der Vogelperspective betrachtet, glich diese Stadt einem T. Diese Anlage ist jetzt nur in einzelnen Theilen zu erkennen. Das heutige Manaos, dem man vor einigen Jahren seinen alten Namen zurückgegeben hat, während es früher als Barra do Rio Negro bezeichnet wurde, liegt etwa eintausend Schritte von der alten „Stadt“ entfernt, auf sehr unebenem Grund und Boden. Auf unserer Abbildung ist die lange, breite Hauptstraße zu erkennen; mit ihr stehen verschiedene Gäßchen in Verbindung und drei Bäche münden in den Theil des Stromes, welcher den Hafen bildet. In diesem finden die Fahrzeuge guten Schutz gegen die Stürme, von welchen der untere Amazonas dann und wann heimgesucht wird und die sich auch eine Strecke weit auf dem Rio Negro fühlbar machen. Ein Drittel der Stadtbewohner führt eine Art von Nomadenleben, wie es die eigenthümliche Art des Handels in jenen Gegenden mit sich bringt. Die Kaufleute erhalten Kakao, Kaffee, Rocou, Sassaparille, Schildkrötenfett, Lamantinöl (vom Manati), Copahubalsam und andere Landeserzeugnisse, welche Strom und Wälder liefern, in kleinen Posten und sammeln daran, bis sie eine Ladung voll haben, welche dann nach Pará verschifft wird. Mit diesem Einsammeln der Producte und mit der Schifffahrt sind eben jene Nomaden beschäftigt. Die Kleinhändler haben in ihren Buden alle möglichen Waaren neben einander.

Am obern Amazonas war Teffé oder, richtiger gesagt, Ega an der Mündung dieses Stromes das Hauptquartier des Reisenden, und es gefiel ihm dort sehr wohl. Ega nebst Umgebung ist durch den Naturforscher Bates vortrefflich beschrieben worden, und wir haben dessen Schilderungen im „Globus“ (VII, S. 139 ff. und 174 ff.) mitgetheilt. Er fand unter den etwa 1200 Bewohnern kaum 40 bis 50 Weiße, aber abgesehen von den Mischlingen, Indianer aus wenigstens 16 verschiedenen Völkerschaften. Unter diesen auch Leute aus den Stämmen der Juris und Passés, über welche wir späterhin einmal Mittheilungen geben werden.

Die streng wissenschaftliche Ausbeute, welche das Werk der Frau Agassiz giebt, beschränkt sich auf die Einschaltungen, die aus der Feder ihres Mannes herrühren. Dieser hat sich vorbehalten, die Ergebnisse seiner Forschungen nach und nach in Monographien zu veröffentlichen. Das vorliegende Buch will keine großen Ansprüche machen; es giebt Reiseschilderungen und Eindrücke, erzählt in der Art und Weise, welche in Bezug auf dergleichen namentlich bei Engländern und Nordamerikanern nicht unbeliebt ist und enthält manche recht gute Bemerkungen und Beobachtungen.

Wir erfahren zum Beispiel, daß die gegen Paraguay bestimmte Armee auch vom Amazonenstrome her mit Recruten versorgt wurde. Es zogen Soldaten umher und nahmen die Indianer fort wo und wie sie dieselben fanden; jedem Widerspenstigen wurden Daumschrauben aufgesetzt oder Ketten an die Füße gehängt. In manchen Gegenden waren gar keine Männer zu finden; denn als die Recrutirung solcher Art bekannt wurde, zogen sie es vor, in die Wälder zu flüchten und nur Weiber und Kinder blieben in den Dörfern zurück.

Frau Agassiz findet das Leben einer Indianerin beneidenswerth im Vergleiche zu jenem einer „brasilianischen Lady“ in diesen Gegenden. Jene bewegt sich frei, rudert ihren Kahn, geht in die Wälder, arbeitet und macht sich nützlich. Aber die Lebensweise einer Senhora ist langweilig und einförmig über alle Begriffe. In den nördlichen Provinzen gilt noch der altportugiesische Brauch, dem gemäß die Frauen sich innerhalb des Hauses halten und wie Nonnen leben müssen. Manche brasilianische Frau kommt wochenlang nicht aus ihren vier Pfählen hinaus; ja sie tritt kaum in die Thür oder an das Fenster. Durchgängig ist sie im höchsten Grade nachlässig gekleidet. „Es ist traurig, diese steifen, erstarrten Wesen zu betrachten. Sie bleiben ohne Berührung mit der Außenwelt; das häusliche Leben bietet ihnen weder Reiz noch Anmuth oder Abwechselung; sie haben keine Bücher und bleiben ohne alle höhere Bildung. Sie leben in den Tag hinein ohne Ziel und Zweck, und wenn die eine oder andere auch die Trostlosigkeit eines solchen Daseins fühlt und in ihre Ketten knirscht, so bleibt sie eben doch nur ein mißmuthiges und unnützes Wesen.“

Frau Agassiz erzählt ein Beispiel, wie nachtheilig die Racenmischung auf die gesellschaftlichen Verhältnisse wirkt. Sie kommt in eine ganz reinlich gehaltene Indianerwohnung und wird sehr freundlich empfangen von der Hausfrau, deren Mann als Capitän in der Armee abwesend war, und einer sehr hübschen Tochter. „Auch hier fand ich wieder etwas, das am Amazonenstrome ganz allgemein ist. Ich sah freundliche Leute indianischer Abkunft, die sich in einem gewissen Wohlstande befanden, und einer Classe angehörten, bei der man in jedem andern Lande ein Bewußtsein von dem, was die Moralität erforderte, hätte voraussetzen können. Ich kam mit der Tochter ins Gespräch und richtete verschiedene Fragen an sie, unter anderen auch die, was ihr Vater mache? Die Mutter fiel mir lächelnd in die Rede und sagte, als ob sich die Sache von selber verstehe: „Sie hat gar keinen Vater, ist ein Kind des Zufalls.“ (Naõ tem pai; é filha de fortuna.) Die Tochter ihrerseits zeigte mir zwei Kinder, die ihr gehörten und weit hellfarbiger waren als sie selber. Auf meine Frage, ob der Vater der Kleinen auch mit in den Krieg gezogen sei, gab auch sie mir mit der größten Gemüthsruhe zur Antwort: Sie haben gar keinen Vater! — Auf solche Weise drücken sich überhaupt die Indianerinnen oder Mestizinnen in Bezug auf ihre nicht aus einer Ehe entsprossenen Kinder aus und finden das ganz natürlich. Für sie liegt darin nichts Beschämendes. Das Verhältniß ist ja so ganz allgemein, daß das Gegentheil für eine Ausnahme gelten kann. Viele Kinder kennen weder Mutter noch Vater, die meisten nur die Mutter, weil diese allein für sie zu sorgen hat. Ihr fällt es gar nicht ein, irgend welche Ansprüche an den wirklichen Vater zu machen.“

* * *

Wir haben früher mehrfach im „Globus“ nachgewiesen, wie unentwickelt und noch in den Uranfängen alle Verhältnisse namentlich am obern Amazonas sich befinden. Agassiz beurtheilt die Dinge sehr richtig. Vor Allem, sagt er, thäte zweierlei Noth: einmal eine stärkere Bevölkerung und dann eine bessere Classe weißer Leute. Ohne das eine wie das andere kann eine Entwickelung der Hülfsquellen nicht stattfinden. Die Zahl der Weißen erscheint viel zu gering für die große Aufgabe, die hier zu lösen ist, und obendrein fehlen ihr die erforderlichen Eigenschaften. Sie bietet uns das eigenthümliche Schauspiel dar, daß eine höhere Race Einflüsse von einer niedrigern Race empfängt; daß eine Classe, welche Unterricht und Erziehung erhalten hat, die Gewohnheiten der Wilden annimmt und auf die niedrige Stufe derselben herabsinkt. Am Solimoens wird der Indianer ausgebeutet, übervortheilt und betrogen von den Leuten, welche dort für die vornehme weiße Classe gelten; aber diese „Weißen“ haben vieles von den Wilden sich angeeignet, sitzen z. B. nicht auf Stühlen, sondern auf der platten Erde, und bedienen sich nicht etwa der

Gabel, sondern der Finger. Das Gesetz verbietet, einen Indianer zum Sklaven zu machen; trotzdem besteht in der Praxis eine Sklaverei, bei welcher der braune Mann so unbedingt abhängig ist, als ob man ihn gekauft hätte. Der Verlauf ist folgender. Ein Weißer nimmt einen Indianer gegen eine vereinbarte Löhnung als Arbeiter an; er verpflichtet sich dabei, ihm Kleider und Nahrung zu geben, bis jener im Stande sei, für sich selber zu sorgen. Beides kostet dem Weißen nur wenig, und wenn der Indianer seinen Arbeitslohn haben will, sagt man ihm, daß er so und so viel schuldig sei, der Weiße sei bedeutend im Vorschuß und dieser müsse abgearbeitet werden. Auch die in den Städten lebenden Indianer befinden sich in einer geradezu auffälligen Unkunde über den wahren Werth einer Sache, lassen sich schmachvoll betrügen und nicht selten bleibt ein brauner Mann sein ganzes Leben lang versklavt; er wird als Schuldner behandelt, während er in der That der Gläubiger ist. Neben dieser Art von Sklaverei findet auch Menschenkauf statt, und wie die Dinge einmal sind, können die Behörden, auch wenn sie den besten Willen hätten, keine Abhülfe schaffen. Manche der ärgsten Mißbräuche würden aufhören, wenn eine bessere Classe von Einwanderern ins Land käme. Nordamerikaner und Engländer würden allerdings den Eingeborenen gegenüber auch eigennützig verfahren; auch ihre Hände sind im Verkehr mit den dunkelfarbigen Racen nicht rein geblieben, aber auf keinen Fall würden sie auf eine so niedrige gesellschaftliche Stufe herabsinken, wie die Portugiesen, und gewiß nicht die Sitten und Gebräuche der Wilden annehmen. —

In Bezug auf das Staatswesen fällt Agassiz ein ähnliches Urtheil wie Herr v. Tschudi in seinem vortrefflichen Werk über Brasilien. Im Hinblick auf die gastliche Aufnahme, welche er überall gefunden, können wir nur loben, daß er seine Ansichten in sehr gemessener Weise ausspricht; er thut es jedoch, ohne der Wahrheit irgend etwas zu vergeben. Manches in den brasilianischen Einrichtungen und im Staatswesen überhaupt hat einen sehr ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht, und man könne, sagt er, darüber alle Fremden, welche im Lande längere oder kürzere Zeit leben, klagen hören. „Die Verfassung ist ungemein freisinnig, zum großen Theile der nordamerikanischen nachgeahmt und könnte an und für sich der größten freiheitlichen Bewegung praktischen Spielraum gewähren. Bis zu einem gewissen Grade ist auch ein solcher vorhanden, aber in der Ausführung und Handhabung der Gesetze waltet vielfach Willkür ob und man findet eine kleinliche Polizeityrannei, gegen welche keine Abhülfe zu erlangen ist. Um die Sache in aller Kürze zu bezeichnen: es ist gar keine Harmonie vorhanden zwischen den Staatseinrichtungen und den wirklichen Zuständen und Verhältnissen des Volkes. Wäre es etwa nicht an dem, daß eine erborgte Staatsverfassung, die durchaus nicht in naturwüchsiger Weise dem Boden von Volk und Land entsprossen ist, einem Kleidungsstücke vergleichbar erscheint, welches dem, der es trägt, nicht paßt, sondern lose an ihm herumschlottert? Eine innige organische Verbindung mangelt hier, wo die Regierungsform liberal ist, das Volk aber als Ganzes und in seiner Gesammtheit betrachtet wenig oder gar keinen Unterricht und keine Erziehung genießt, wo die Geistlichkeit durch und durch verderbt ist und wo Weiße wie Schwarze neben Sklaven aufwachsen. Das Gesetz allein ruft noch keine Freiheit ins Leben." —

Sehr wahr sind die Bemerkungen des Herrn Agassiz über das anthropologische Chaos in Brasilien. Er fand die Menschen, besonders in den nördlichen Theilen, schlaff und schwach in Bezug auf ihr ganzes Wesen. Man sieht Kinder von allen möglichen Farbenschattirungen. Amalgamationen findet man freilich in allen Ländern, wo Menschen von verschiedenen Hautfarben neben und durch einander leben, aber gerade in Brasilien hat diese Vermischung einen viel nachtheiligern Einfluß auf die physische Entwickelung als z. B. in den Vereinigten Staaten. Es ist als ob alle Klarheit des Typus verwischt und versudelt wäre (blurred); als Ergebniß tritt ein unbestimmter Mischmasch hervor, dem Ausdruck und Charakter mangeln. Solch eine Mischlingsclasse, in welcher das Blut von Weißen, Negern und Indianern durch einander gemengt ist, bildet einen sehr zahlreichen Theil der Bevölkerung sowohl in den Städten wie auf den großen Plantagen.

„Wer die nachtheiligen Einflüsse und Wirkungen dieser Racenmischung bezweifelt und aus mißverstandener Philanthropie alle Schranken zwischen den verschiedenen Racen entfernen möchte, der mag nur nach Brasilien kommen. Er kann hier gar nicht ableugnen oder in Abrede stellen, daß die Amalgamation der Racen, die hier ausgedehnter ist, als in irgend einem andern Lande (— Peru nimmt doch in dieser Hinsicht die erste Stelle ein —), eine Verschlechterung herbeigeführt hat. Sie verwischt sehr schnell die besten Eigenschaften, welche jede der einzelnen drei Racen (Weiße, Neger, Indianer) besitzt, und es bleibt nur ein buntscheckiger, verschwommener Typus (a mongrel nondescript type), dem alle physische und geistige Energie mangelt." Agassiz hebt diese Wahrheit namentlich im Hinblick auf die radicalen Abolitionisten in den Vereinigten Staaten hervor, welche jetzt das halsbrechende und unheilvolle Experiment der absoluten bürgerlichen und politischen Gleichstellung den Südstaaten in tyrannischer Weise aufgezwungen und dort den Racenkampf ins Leben gerufen haben, während die Nordstaaten wie Ein Mann den Negern eine solche Gleichstellung aus guten Gründen vorenthalten. Er sagt weiter: „In einer Zeit, wo die neue gesellschaftliche Stellung des Negers für unser eigenes Staatsleben eine hochwichtige Lebensfrage bildet, sollten wir uns doch die Lehren der Erfahrung zu nutze machen, die wir in Brasilien vor uns sehen. Hier ist zwar Sklaverei vorhanden, aber dem freien Neger gegenüber wird eine viel liberalere Praxis beobachtet, als jemals bei uns der Fall gewesen ist. Man sollte bei uns zweierlei im Auge behalten: 1) Man gebe dem Neger alle Gelegenheit, durch Erziehung und Unterricht sich zu bilden, und lasse ihm dabei die Aussicht auf den Erfolg, welchen ein Mann von Bildung hat, der mit der letztern etwas anzufangen weiß. 2) Man respectire die Gesetze der Natur, lasse dem schwarzen Menschen die Eigenthümlichkeiten seines Charakters und sehe darauf, daß auch wir unsere Integrität bewahren."

Agassiz hat namentlich in Manaos eine große Anzahl von Mischlingen photographiren lassen; diese Bilder sollen späterhin veröffentlicht werden. Wir geben hier (S. 38) eine Abbildung eines Mameluco und seiner Frau, welche wir dem Werke Marcoy's über den Amazonenstrom entlehnen. Die Bastarde bilden ein unentwirrbares Gemisch: Mamelucos, Cafusos, Mulatten, Caboclos, Neger, Indianer und Weiße verschwimmen in, mit und durch einander. Der berühmte Naturforscher äußert sich darüber in folgender Weise:

„Die Naturkundiger sind verschiedener Ansicht über den Ursprung der Arten, aber in dem einen Punkte stimmen doch alle überein, daß nämlich das Product von zwei sogenannten verschiedenen Arten ein Mittelding zwischen beiden ist, welches zwar Antheil hat an den eigenthümlichen Formen und Hauptzügen (features) derselben, aber weder dem einen noch dem andern dermaßen gleicht, daß man dieses Product für einen reinen Vertreter einer der beiden Arten halten könnte. Ich lege auf diese Thatsache das größte Gewicht, wenn es sich darum handelt, den Werth und die Bedeutung der Unter-

schiede zu würdigen, welche bei den verschiedenen sogenannten Menschenracen beobachtet werden. Die Frage über den möglichen Ursprung derselben und selbst die über ihre Anzahl lasse ich hier völlig bei Seite. Für meinen Zweck ist es gleichgültig, ob es drei, vier, fünf oder zwanzig menschliche Racen giebt und ob dieselben unabhängig von einander entstanden seien oder nicht. Die Thatsache, daß sie durch constante und andauernde Haupt- und Grundzüge von einander verschieden sind, reicht allein schon hin, um einen Vergleich zwischen den Menschenracen und den Thierspecies zu rechtfertigen. Wenn bei den Thieren zwei Individuen verschiedenen Geschlechts und aus verschiedenen Species ein Individuum erzeugen, so gleicht bekanntlich dieses letztere keinem der beiden Eltern genau, sondern hat Grundzüge von beiden. Mir erscheint es nun von der größten Bedeutung, daß dieselbe Thatsache vorhanden ist, wo es sich um Producte von zwei verschiedenen Menschenracen handelt. Das Kind vom Neger und Weißen ist weder weiß noch schwarz, sondern ist ein Mulatte. Das Kind vom Weißen und vom Indianer ist weder ein Weißer noch ein Indianer, sondern ein Mameluco, das vom Neger und Indianer weder das eine noch das andere, sondern ein Cafuso. Alle drei Mischlinge haben Antheil an den Eigenthümlichkeiten beider Eltern wie das Maulthier sie an jenen sowohl des Esels als des Pferdes hat.

„Demgemäß stehen die Menschenracen in Bezug auf ihre Abkunft zu einander in denselben Verhältnisse, wie die verschiedenen Species unter den Thieren. Die Bezeichnung Racen in ihrer gegenwärtigen Bedeutung sollten wir übrigens nur so lange beibehalten, bis die Anzahl der Menschenarten definitiv festgestellt ist und bis wir ihre charakteristischen Merkmale genau ermittelt haben. — — In den verschiedenen Formen des Menschengeschlechtes ist eben so viel System, wie sonst überall in der Natur, und wenn wir die sinnreichen Combinationen, welche in denselben enthalten sind, übersehen, dann stellen wir uns auf einen andern Standpunkt als auf den, von welchem allein man sie richtig betrachten kann. Die Verschiedenheiten bilden, eben weil sie



Brasilianische Mamelucos (Mestizen) am Amazonenstrom.

constant auftreten, eben so viele Grenzscheiden und Schranken, durch welche ein vollständiges Verschmelzen normaler Typen in einander und folglich ein Verlust ihrer ursprünglichen Hauptzüge verhindert wird. Diese verschiedenen Typen sind genetisch einander fremd; sie fließen nicht etwa in einander über durch nicht wahrnehmbare, intermediäre Grade. Das sieht man sofort, wenn man ihre Mischungen vergleicht. Weißer und Neger zeugen, wie schon gesagt, den Mulatten, Weißer und Indianer den Mameluco, Neger und Indianer den Cafuso, aber jeder dieser Halbschlächtigen bildet nicht etwa ein verbindendes Glied zwischen den reinen Racen, sondern steht zu denselben genau in dem Verhältniß, in welchem alle Hybrida sich gegenüber ihren Eltern befinden. Alle drei genannten Kategorien von Bastarden theilen gleichmäßig die Eigenthümlichkeiten ihrer beiderseitigen Eltern. Sie sind allerdings fruchtbarer als die Halbschlächtigen in anderen Familien des Thierreichs, aber in ihnen allen tritt entschieden das Trachten und der Drang hervor, zu den Urtypen zurückzukehren, und das in einem Lande, wo drei verschiedene Racen sich unablässig mit einander vermischen. Und sie vermischen sich viel leichter mit dem Urstamme als mit irgend einem andern. Man sieht da selten Kinder von Mameluco und Mameluca, von Cafuso mit Cafusa, oder von Mulatten und Mulattin, wo Leute reiner Race vorhanden sind, während Producte von Mulatten mit Weißen, Indianern und Negern, oder von Mamelucos mit Weißen, Indianern und Negern, oder von Cafusos mit Weißen, Indianern und Negern die große Masse dieser Bastardbevölkerungen bilden.

„Die natürliche Folge einer ununterbrochenen Vermischung von Halbschlächtigen unter einander ist eine Classe von Menschen, bei welchen der reine Typus ebensowohl verschwindet, wie sich alle guten Eigenschaften, gleichviel ob körperliche oder geistige, der reinen Typen verlieren. Wir sehen nur ein buntscheckiges Durcheinander, das uns eben so abstoßend erscheint, wie etwa bei den Hunden die aus allerlei Racen abstammenden Köter. Unter diesen Bastarden wird man nicht ein einziges Exemplar finden, welches die Intelligenz, die Zuthunlichkeit, überhaupt die guten Eigenschaften der reinen Hundetypen aufzuweisen hätte.

„Die Frage über die Verwandtschaft der Menschenracen zu einander ist übrigens eine verwickelte, weil es uns an einer genauen Definition der Species fehlt. Die Naturforscher weichen weit von einander ab über die kennzeichnenden Merkmale, durch welche man die Species unterscheidet; ebenso über die natürlichen Grenzscheiden zwischen denselben. Ich halte diese Grenzen der Species für präcis und unabänderlich; sie gründen sich auf eine Kategorie von Merkmalen, die verschieden sind von denen, auf welchen die anderen Gruppen des Thierreichs: Genera, Familien, Ordnungen und Classen sich begründen. Diese Kategorie von Merkmalen besteht in der Verwandtschaft der Individuen zu einander, zu ihren Umgebungen und in den relativen Dimensionen und Proportionen der Theile. Diese Merkmale aber sind in den verschiedenen Species der Menschenfamilie nicht weniger permanent und constant als bei denen jeder andern Familie des Thierreichs. Meine Beobachtungen über die gekreuzten Producte in Brasilien haben mich überzeugt, daß die Varietäten, welche aus der Vermischung dieser Menschenarten, dieser sogenannten Menschenracen entspringen, von den echten Species eben so verschieden sind, wie das bei den Kreuzungen zwischen Thieren der Fall ist, bei welchen ja auch die Mischlinge sich von der echten, reinen Art unterscheiden; und ferner, daß sie dieselbe Neigung zur Rückkehr in den Urstamm in sich tragen, den wir bei jeder sogenannten Varietät finden."

* * *

In Folge einer aufmerksamen Beobachtung des Amazonenstroms und seiner Nebenflüsse ist Agassiz in geologischer Beziehung zu folgender Ueberzeugung gekommen. Die gesammte Masse des rothen, homogenen Thons, der überall auftritt und welchen er als Drift, also Schwemmgebilde, bezeichnet, ist eine Gletscherablagerung, welche von den Andes herabkam und auf den das Schmelzen des Eises, vermittelst dessen er hinabgelangte, Einwirkung gehabt hat. Ursprünglich war das ganze Thal mit dieser Ablagerung gefüllt und sowohl der Amazonenstrom wie seine Zuflüsse waren eben so viele Canäle, welche sich durch diese Masse hindurchgearbeitet haben. Sie schnitten sich ihre Bahn ein, ganz in derselben Weise, wie sich jetzt ein Igarapó Bahn durch die neueren Ablagerungen, durch Sand und Schlamm, bricht. Es erscheint vielleicht auffallend, daß hier die Formationen dieser kleinen Waldströme (Igarapés) mit dem gewaltigen Strome verglichen werden, welcher seine Wasserfluth über die ganze Breite eines Continentes rollt; das Ganze ist aber lediglich wie das umgekehrte Verfahren bei mikroskopischer Forschung. Wir vergrößern das mikroskopisch Kleine, um es sehen zu können, und wir müssen das, was uns durch seine kolossale Größe auffallend erscheint, verkleinern, um es zu verstehen. Ein Naturforscher, welcher den Elephanten mit einem Coni (Hyrax, d. h. Klippdachs, Klippschliefer*) vergleichen will, verkleinert durch das Glas den Elephanten und findet dann, daß der Unterschied zwischen beiden Thieren mehr in der Größe als im Baue besteht; die wesentlichen Charaktere stimmen überein. In ähnlicher Weise erklärt der kleine Igarapé, der winzige Waldbach, der sich heute eine Bahn durch den Wald schafft, die früheste Geschichte des gewaltigen Stromes und veranschaulicht uns im Kleinen die Vergangenheit.

*) A. E. Brehm giebt in seinem vortrefflichen Werke: „Illustrirtes Thierleben. Eine allgemeine Kunde des Thierreiches. Hildburghausen, Verlag des Bibliographischen Instituts, 1865. Bd. II. S. 721 ff." eine sehr ansprechende Beschreibung des Hyrax, welcher der kleinste aller jetzt lebenden Dickhäuter ist. Oken stellte ihn zu den Beutelthieren, Cuvier unter die Dickhäuter und mit ihm stimmt Brehm überein, der die Klippdachse in Abyssinien selber beobachtet hat. Es macht uns Vergnügen, auf sein ebenso lehrreiches als ansprechend geschriebenes Buch hinzuweisen und dasselbe auch als einen „Schatz für jede gebildete Familie" angelegentlich zu empfehlen. A.

Agassiz wirft die Fragen auf: „Sollen in der Region des Amazonenstromes die Interessen des Ackerbaues oder der Schifffahrt vorzugsweise berücksichtigt werden? Ist sie wesentlich eine Wasser- oder eine Landregion?"

„Sie reicht quer durch ein ganzes Festland und steht während der einen Hälfte des Jahres unter Wasser. Dort kann von Landstraßen und Eisenbahnen niemals die Rede sein, nicht einmal ausgedehnte Fußwanderungen sind möglich. Als trockenes Land kann diese Region nicht betrachtet werden. In diesem oceanartigen Stromsysteme ist die Wirkung von Ebbe und Fluth eine jährliche, sie tritt nicht, wie die Tide des Meeres, täglich ein; sie hängt von der Sonne ab, nicht vom Monde; aber sie ist demungeachtet allen Bedingungen eines unter Wasser stehenden Landes ausgesetzt und muß als ein solches betrachtet werden. In der That sind diese halbjährlichen Wechsel im Wasserstande von weit größerm Einfluß auf das Leben der Menschen als Ebbe und Fluth des Meeres. Viele Monate lang fahren die Leute in Kähnen über weite Strecken, in denen sie während der andern Hälfte des Jahres zu Fuß umherwandeln. Ihre Beschäftigung, Kleidung &c. richtet sich nach der trockenen oder nassen Jahreszeit. Auch der ganze Charakter der Gegend und die Landschaft ändern sich vollständig. Oberhalb Manaos fanden wir bei niedrigem Wasser zwei reizende Cascaden; nach wenigen Monaten wird der Strom (der Rio Negro) etwa vierzig Fuß über seinen niedrigsten Stand gestiegen sein und dann bilden jene hoch aufragenden Felsen einen Theil des Strombettes. Alles, was wir über die kolossale Größe des Amazonas und seiner Nebenflüsse lesen oder hören, das giebt uns keine Vorstellung von den gewaltigen, von den ungeheueren Verhältnissen des Ganzen. Nur wer Monate lang diese Gewässer befahren hat, kann begreifen, wie sehr und wie entschieden das Wasser ein ganz ungemeines Uebergewicht über das Land hat. Man kann dieses Wasserlabyrinth als einen Süßwasserocean bezeichnen, der von Land durchschnitten wird. Diese Bezeichnung ist viel passender, als wenn man sagen wollte, daß es sich hier um ein Netzgeflecht von Strömen handle. Das ganze Amazonasthal ist ein Wasserbecken, kein Landbecken *)." — **A.**

*) Wir wollen hier eine Zusammenstellung der Mittheilungen geben, welche bisher der „Globus" über die Region am Amazonenstrome gebracht hat.

Dampfschifffahrt und Handel auf dem Amazonas. VI, 317. IX, 287. XII, 380.

Bates am obern Amazonas. VII, 139. 174.

Der obere Amazonas. XI, 170. 201. — Das Delta des Amazonas. VII, 244. — Eine Karte des Amazonas. VII, 64. — In den Einöden des Amazonasgebietes. VII, 286. — Die Provinz Alto Amazonas. VIII, 191. X, 281. — Aus der Provinz Pará. VIII, 158. IX, 204.

Ueber die Nebenströme: Silva Coutinhos Expedition auf dem Purus. V, 286. — Chandleß auf dem Purus. IX, 159. XI, 251. — Coutinhos Forschungen. X, 191. — Der Madre de Dios und der Purus. VI, 198. — Die Erforschung des Purus, von K. v. Koseritz. VIII, 220. — Die Schiffbarmachung des Tocantins. VII, 286. — Schifffahrt auf dem Araguay und Tocantins. VII, 94. — Wasser- und Schifffahrtsverbindungen im Stromgebiete des Amazonas IX, 313. — Aus Ecuador auf dem Morona zum Amazonas. XI, 252.

Mittheilungen über die Reise des Herrn Agassiz. VIII, 159. IX, 159. 287. 317. 351. X, 381. 382.

Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonas. VIII, 8. 37. IX, 97. 129. XI, 31.

Die neuesten Ansichten über das Fortrücken der Gletscher.

Von **Dr. Heinrich Birnbaum.**

II.

Nach der bisher durchgeführten Untersuchung steht jetzt die Thatsache unzweifelhaft fest, daß die Gletscher sich ohne Aufhören langsam in die Tiefe bewegen und dabei ganz die Eigenschaften entwickeln, als wenn sie eine zähflüssige Materie wären. Auch wird ohne Einrede die Ansicht für wahr gehalten, daß die Ursache zu dieser Bewegung hauptsächlich in dem hoch hinaufragenden großen Drucke der Schnee-, Wasser- und Eismasse sowie in dem nie aufhörenden Schmelzungsprocesse zu suchen sei. Doch hört diese Ansichteneinigung sogleich auf, wenn dabei der Punkt der *Zähflüssigkeit* des Eises in Betracht gezogen wird. Das Eis ist eine durchaus *spröde* Materie. Alle Versuche, an demselben eine Eigenschaft zu erkennen, welche auf Biegsamkeit oder gar Zähflüssigkeit bezogen werden könnten, sind gänzlich mißglückt. Allerdings hat man dabei auch wohl die Einrede hören lassen, daß unser Erfahrungswissen in diesem Punkte sich immer nur auf sehr beschränkte und verhältnißmäßig gar kleine Eisquantitäten bezogen habe und daher nicht gut maßgebend sein könne bei der enormen Massenthätigkeit der Gletscherriesen, indeß klingt dies doch gar zu sehr wie ein bloßer auf Rechthaberei hinzielender Ausspruch, worauf nicht viel Gewicht zu legen ist. Damit wollen wir nun aber durchaus nicht in Abrede stellen, daß es immer noch möglich werden könnte, bei dem großen Ganzen des Gletschereises eine Wahrnehmung zu machen, welche unverkennbar für die wirkliche Zähflüssigkeit spräche; so lange indeß diese Eigenschaft noch nicht aufgefunden ist, halten wir einen entschiedenen Zweifel für vollkommen gerechtfertigt.

In unseren Tagen hat man nun eine ganz neue Eigenthümlichkeit des Eises entdeckt, wodurch der Gegenstand eine allgemein befriedigende Erklärung zu finden scheint. Wir bemerken indeß gleich im Voraus, daß damit nur nachgewiesen werden kann, wie das Eis unter Umständen wirklich formsam, bieg- und schmiegsam erscheint, ohne von seiner Natur der *Sprödigkeit* abzuweichen, und daß dadurch eigentlich auch bewiesen werde, wie die *Zähflüssigkeit* des Gletschereises nur auf *Schein* beruhe, der aber keine Wahrheit für sich habe. So kommen wir denn zu unserm heutigen Hauptthema, zur neu entdeckten Eigenschaft der *Regelation des Eises*.

Im Jahre 1850 bemerkte *Faraday*, daß Eisstückchen, welche frei auf warmem Wasser schwammen, sich bei ihrer gegenseitigen Berührung ungewöhnlich fest an einander hingen. Er überzeugte sich bald davon, daß hierbei etwas Anderes zum Vorschein komme als die allgemein bekannte *Adhäsion*, und als er die Sache näher untersuchte, fand er zu seinem nicht geringen Befremden, daß dies Zusammenhalten durch ein abermaliges *Aneinanderfrieren* bewirkt werde. Das war eine Entdeckung, welche ihn in Erstaunen setzte. Wie es möglich sei, daß schmelzendes Eis in warmem Wasser eine Kälte zum Wiedergefrieren des Wassers erzeugen könne, war ihm anfangs ganz unerklärlich. Bei weiterer Fortsetzung dieses Versuchs glückte es ihm sogar, eine ganze Kette von zusammengefrorenen Eisstückchen aus dem heißen Wasser zu ziehen und sich davon zu überzeugen, daß hier wirklich eine innige krystallinische Verbindung der Theile vorkomme. Er unterließ es nicht, den interessanten Gegenstand noch weiter zu verfolgen, ihn mit seinen Freunden zu besprechen und darüber in den „*Philosophischen Transactionen*" zu berichten. Professor *John Tyndall*, ein früherer Schüler und späterer College und Freund *Faraday's*, war eifrig bemüht, den großen Meister in diesem Punkte der Forschung zu unterstützen. Bei einer Wanderung durch London sah er zufällig in einem Schaufenster am Strande ein Becken mit aufgestapelten Eisstücken stehen. Er trat ein und bat um die Erlaubniß, das Eis einmal anfassen zu dürfen. Der Kaufmann gewährte sogleich die Bitte und da ergab sich dann, daß der ganze Inhalt des Beckens zu einer compacten Masse zusammengefroren war. Das Merkwürdige dabei bestand nun darin, daß die Sommerhitze des Tages die für London enorme Höhe von 21° R. besaß, wodurch das Eis einem sehr starken Einflusse des Schmelzens unterworfen war, aber dennoch in dem Thauwasser den Act des Wiedergefrierens so offenbar durchgeführt hatte. Natürlich unterließ er es nicht, *Faraday* von seinem neuen Funde Bericht zu erstatten. Dieser fand darin ein vortreffliches Seitenstück zu seinem Gefrierversuche in heißem Wasser. Und nun verbanden sich Beide, um den räthselhaften Gegenstand weiter durch Versuche zu prüfen und wissenschaftlich zu verfolgen.

So wurde allmälig die neu entdeckte Eigenschaft des Eises fest begründet, daß *dasselbe unmittelbar beim Aufthauen zugleich auch wieder eine Gefrierkälte und eine Neigung zum Wiedergefrieren entwickle*. *Faraday* führte dafür den sehr passenden Namen *Regelation* ein. Und die Gelehrten von Fach sind seitdem überall bemüht gewesen, dafür eine naturgemäße Erklärung aufzufinden. Uns interessirt hier zunächst viel mehr die großartige Anwendung dieser Thatsache auf Gletscherbewegung als ihre theoretische Begründung, aber dennoch dürfen wir diese nicht für unwesentlich halten, oder gar ganz übergehen wollen, weil sonst keine vollkommene Befriedigung in der Gesammterklärung des vorliegenden großen Problems zu erwarten steht. Wir fassen uns indeß dabei so kurz wie nur möglich.

Nach der alten Lehre von der Wärme, welche zum Theil noch jetzt ihre Anhänger besitzt, aber doch mehr und mehr schon als ein überwundener Standpunkt angesehen werden kann, weiß man, daß das gefrorene Wasser, wenn es in den Zustand der Flüssigkeit übergehen und sich darin erhalten soll, eine große Wärmemenge (79,4° C.) in sich verschluckt oder *latent* werden läßt. Kommt nun schmelzendes Eis in warmem Wasser oder in warmer Sommerluft mit einander in Contact, so wird in den Berührungspunkten plötzlich der Zutritt aller äußern Wärme aufgehoben, während die *innere* unveränderlich 0° bewahrt. Das Eis kann daher an dieser Stelle nicht fortfahren zu schmelzen, und ebenso kann das innere eiskalte Schmelzwasser sich nicht die Wärme aneignen, die zu seiner Flüssigerhaltung unumgänglich nöthig ist. Hört aber das Eis auf zu schmelzen und fehlt dem Wasser die Möglichkeit sich flüssig zu erhalten, so muß der Act des *Wiedergefrierens*, die *Regelation*, eintreten.

Mit dieser Erklärung konnte nun *Faraday*, der wie alle neueren Naturforscher den Begriff des *Wärmestoffes*

verwarf, sich nicht einverstanden aussprechen. Man suchte nach einer Lösung des Problems, wobei die Wärme nur als eine Bewegung der Atome zu betrachten sei. Da war es dann vorzugsweise John Tyndall, welcher einen befriedigenden Aufschluß gab. Bei dem Schmelzen des Eises, sagte er, wird die nur von Außen kommende Wärmethätigkeit bloß dazu verbraucht, die Umwandelung der Lage der Atome zu einer freiern Molekularbewegung zu bringen. Dieser Proceß kann natürlich nur an der Oberfläche des Eises vor sich gehen, weil die Starrheit des Innern ihm stets ein unübersteigliches Hinderniß entgegenstellt. Bringt man nun zwei im Schmelzen begriffene Eisstücke bis zur Berührung einander nahe, so versetzt man die zusammengebrachten Flächen gleichsam in das Innere des Eises, wo ringsum die Bewegung der Atome durch die angrenzenden starren Nachbarn gehemmt wird; sie muß aufhören und es muß daher nur ein mit dem Innern übereinstimmender Zustand entstehen, das heißt, die Eisstücke müssen wieder zusammenfrieren.

James Thomson gab noch eine andere Theorie, welche eigentlich für unsere Zwecke noch passender ist, obgleich Tyndall sehr dagegen ankämpft und es ganz zu übersehen scheint, wie leicht sich dieselbe mit der seinigen in Uebereinstimmung bringen läßt und dann für das Phänomen der Gletscherbewegung noch viel besser benutzt werden kann. Werden Eisstücke von 0° an ihrer Berührungsfläche zusammengedrückt, sagt Thomson, so bewirkt dieser Druck eine Steigerung der Wärme, aber auch zugleich wieder eine Erniedrigung derselben durch den Proceß des Schmelzens, wodurch sogleich aufs Neue der Act des Gefrierens ins Leben gerufen wird. — Der Haupteinwurf, den Tyndall dieser Erklärung macht, besteht lediglich nur darin, daß Thomson dabei einen Druck voraussetzt, der in der Wirklichkeit gar nicht nothwendig sei, und er strengt seinen Scharfsinn an, um zu zeigen, daß die Regelation ganz unabhängig ist von dem Zusammenpressen der Eisstücke. Können wir nun auch seine Einrede nicht ganz verwerfen, so bleibt doch so viel gewiß, daß die Regelation mit Hülfe des Druckes jedenfalls noch besser zum Vorschein kommt als ohne denselben. Und daß im Eise durch Reibung und Druck Schmelzwärme entstehen kann, ist schon von Davy nachgewiesen, welches auch von Faraday und Tyndall für wahr gehalten wird.

Die Abweichung in der Ansicht, ob die Regelation mit oder ohne Druck zu Stande kommen könne, besteht indeß noch jetzt fort und es ist auch wenig Aussicht vorhanden, daß dieselbe bald ausgeglichen werden dürfte. Wir können sie aber ganz ruhig ihrem Schicksale überlassen, da wir das Vorrücken der Gletscher eigentlich nur von der Regelation des Eises als einer unbezweifelten Thatsache abhängig erkennen werden, wobei uns die Tyndall'sche Theorie ebenso willkommen sein wird als die Thomson'sche, und überhaupt würden wir es für einen Gewinn der Wissenschaft ansehen können, wenn beide Parteien sich einigten.

Wir wollen jetzt sehen, wie man mit Hülfe der Regelation das Eis auf rein mechanischem Wege in allerlei Formen bringen kann, ohne seinen Charakter der starren Sprödigkeit aufzugeben. Man macht bei diesen Versuchen gewöhnlich damit den Anfang, daß man einen Eiswürfel in seiner Mitte durchsägt und dann die beiden Hälften unter heißem Wasser auf verschiedene Weise wieder zusammenfrieren läßt, so daß daraus ein Parallelepipedum von doppelt so großer Höhe oder von doppelt so großer Breite entsteht. Es zeigt sich dann, daß die neue Verbindungsfläche mit dem ganzen Körper von einerlei Art ist und eben dieselbe Festigkeit besitzt. An der Peripherie einer Kreisscheibe von Eis konnte eine ebensolche Kugel rund herum immer aufs Neue zum Anfrieren gebracht und wieder davon abgebrochen werden. Eine Eisstange von einem halben Zoll Dicke und zwei Fuß Länge brachte man durch allmäligen Druck und passendes Abwarten, bis die jedesmalige neue Bruchstelle die Regelationsthätigkeit an den Tag gelegt hatte, nach und nach in die gekrümmte Form eines gefrorenen Reifen. Ebenso preßte man aus einer Eisplatte von 1/4 Zoll Dicke und 20 Quadratzoll Fläche mit Hülfe einer warm gemachten und naßgehaltenen Holzform zu einer tiefgewölbten Eisschaale, welche nirgends Bruchstellen zeigte und klar und durchsichtig war wie aus einem Guß. Sollen diese Versuche recht schön gelingen, so muß das Eis die Thautemperatur von 0° besitzen, die umgebende Luft und die benutzten Apparate bedeutend höher erwärmt sein, und dafür gesorgt werden können, daß das Steigern des Druckes sowie die Formänderung ganz allmälig ohne Ruck und Sprung durchgeführt werde. — Den Schnee kann man eigentlich als ein lockeres Gefüge von Eisnadeln ansehen, die zum Theil schon von Natur durch Regelation verbunden sind, aber bei passendem Thauwetter noch viel inniger verknüpft werden, besonders wenn dabei ein gewisser Druck die Thätigkeit der Regelation befördern hilft. Wer erinnert sich dabei nicht an die Winterlust der Jugend, welche beim Thauwetter sogleich herauswittert, daß der Schnee backt und sich vortrefflich zum Balle formen läßt, und wie sie es auch schon längst der Erfahrung abgelernt hat, daß ein solcher Bombardierball viel fester, ja sogar eisartig werden kann, wenn derselbe beim Zusammenpressen in Wasser getaucht wird. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, wie die Firnkörner der oberen Schneelager auf den Gebirgen eigentlich auch nur Producte der Regelation bei dem Schneeschmelzen sind. Wir brauchen im Winter nur auf die Umwandelung des Schnees beim Thauen unsere Aufmerksamkeit zu lenken; dann fehlt es nicht an Gelegenheit, die Uebergänge des Schnees in Firn- und Gletschereis wahrzunehmen und zugleich die Ueberzeugung zu gewinnen, daß dabei fortwährend die Regelation thätig war. Früher hatte man die Meinung, daß diese Umwandelung des obern Gebirgsschnees ausschließlich durch das theilweise Aufthauen in der Sommersonne und das jedesmalige Wiedergefrieren in den kalten Nächten zu Stande käme, jetzt läßt man auch von der Regelation einen wichtigen Theil der Arbeit mit übernehmen. Die allgemein bekannte obere harte Kruste, welche der im Freien liegende Winterschnee durch den schmelzenden Einfluß der Sonne, oder des darüber hinwegstreifenden Thauwindes anzunehmen pflegt, ist ebenfalls eine That der Regelation. In den höchsten Regionen der Gebirge dauert diese Kruste fast ununterbrochen das ganze Jahr fort, es bilden sich dadurch die berühmten Schneebrücken, worüber Bergreisende und Gemsjäger vorsichtig aber kühn hinwegschreiten, weil sie oft eine grausige offene Tiefe von mehreren hundert Fußen unter sich haben.

Um die Regelation durch Versuche recht anschaulich zu machen, formte Tyndall vor den Augen seiner Zuhörer aus zerkleinertem Eise mit Hülfe von warmen, nassen Holzformen und einer kleinen hydraulischen Presse, klare durchsichtige Eisplatten, verwandelte diese mit denselben und passenden anderen Apparaten zu Convex- und Concavlinsen, zu Bechern und Kugeln, und behauptete, daß es ihm gar nicht schwer fallen würde, auf diese Weise auch Eisbüsten zu Stande zu bringen, ja er wolle sich sogar anheischig machen, aus jedem ihm vorgelegten Eisblock mit Hülfe der Regelation nicht bloß ein Tau zu drehen, sondern dasselbe auch zu einem Knoten zu schürzen. Denn Alles käme dabei nur darauf hinaus, das Eis in der Thautemperatur zu erhalten und die dadurch rege gemachte Regelation gehörig zu benutzen. Seine Experimente über die mechani-

sche Formbarkeit des Eises sind sehr bewundert und weltberühmt geworden. Da er aber bei allen seinen merkwürdigen Leistungen sich immer bald mehr bald weniger auf mechanischen Druck bezogen hat, so begreift man nicht recht, wie er ein so entschiedener Gegner der Thomson'schen Theorie der Regelation durch Druck hat bleiben können. Eben dieser Einwurf ist ihm auch schon früher von unserm geistreichen Helmholtz (in seinem bei Friedr. Vieweg u. Sohn erschienenen Werke — „Populäre wissenschaftliche Vorträge" 1. Heft S. 117 bis 134 —) gemacht worden, der überhaupt die Frage über die Richtigkeit der einen oder der andern Theorie ebenfalls noch für eine offene, unentschiedene hält.

Zu der soeben nachgewiesenen Eigenschaft des Wiederzusammenfrierens getrennter Eistheile, welche in einer den Thaupunkt übersteigenden Temperatur sich entweder bloß berühren, oder noch besser mit Hülfe eines Druckes aneinander gepreßt werden, kam bald noch eine andere, welche damit sehr verwandt zu sein scheint, aber in Hinsicht der Erklärung des Fortrückens der Gletscher eine noch viel wichtigere Anwendung verspricht. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß sich das Eis verhältnißmäßig sehr leicht und stark zusammenpressen läßt. Mit Hülfe mikroskopischer Beobachtung hat man gefunden, daß im Eise bei dieser mechanischen Verkleinerung des Raumes luftleere Lücken entstehen, welche auf einen Augenblick einen Feuchtigkeitsansatz zeigen, der aber gleich darauf wieder in den Act des Gefrierens übergeht. Der Druck erzeugt bekanntlich in allen Stoffen, wovon selbst das Eis keine Ausnahme bildet, eine erhöhete Wärme, diese wirkt schmelzend auf einige innere Theile des Eises, welches im liquiden Zustande einen kleinern Raum einnimmt und daher die luftleeren Lücken bilden muß. So wie nun der Druck und die dadurch erzeugte Wärmesteigerung aufhört, steht die innere Wasserbildung unter dem Einflusse der Eiseskälte, wozu auch noch eine merkliche Erniedrigung der Temperatur durch den Verdunstungsproceß der Wassertheilchen im luftleeren Raume kommt, so daß hierdurch das Wiedergefrieren sogleich erklärlich wird. Damit erkennen wir also im Eise eine ganz ähnliche Eigenschaft wie im Wasserdampfe, wobei auch durch Zusammenpressen stets einige Theile tropfbar flüssig werden, die ebenfalls wieder große Neigung zu neuer Dampfbildung zeigen, sobald der Druck nachläßt.

Mit diesem wichtigen Vorrathe von ganz neuem Wissen machte sich dann 1858 John Tyndall auf eine wissenschaftliche Reise zu den Schweizergletschern. Er suchte dieselben Punkte vom Mer-de-Glace und dessen Nachbarschaft auf, welche der Edinburger Professor Forbes zu seiner berühmten Forschung ausgewählt hatte. Als er nun die großen eisigen Räthsel der Natur zum ersten Male vor Augen hatte, konnte er sich doch des Eindrucks eines Zweifels an der von allen Seiten behaupteten Bewegung der gewaltigen Eismasse nicht erwehren. Nichts deutete auf eine Möglichkeit der Aenderung der scheinbar ewig starren Unveränderlichkeit. An Fließen war kein Gedanke. Da erinnerte er sich lebhaft an eine in England viel bekannte und bereitwillig geglaubte kleine Erzählung, wonach ein gelehrter Professor aus Tübingen einst zu den Gletschern gekommen sei, um die Bewegung derselben zu erforschen, aber gleich nach dem ersten Anblick wieder zu Hause gereist sei und die Worte veröffentlicht habe: „Das Fließen der Gletscher ist eine bloße Dichtung, ohne die geringste Wahrheit!" — Damit es ihm nicht ähnlich ergehe, begann er sogleich seine Messungen und Beobachtungen mit Eifer und gewissenhafter Sorgfalt. Schon nach wenigen Wochen hatte er die feste Ueberzeugung gewonnen, daß Forbes' Resultate in jeder Hinsicht richtig seien und daß es ihm schwer fallen dürfte, noch etwas Neues hinzuzufinden, das von Wichtigkeit wäre. Bald änderte sich indeß diese vorläufig gewonnene Ansicht; er entdeckte Manches, das Forbes entgangen war und hatte sogar die Freude, Thatsachen aufzufinden, welche mit der behaupteten Zähflüssigkeit im directen Gegensatze standen. Er sammelte das Ganze und bearbeitete daraus das 1860 erschienene berühmte Werk: „Glaciers of the Alps." — Die Frage, ob der Gletscher in seiner oberen Fläche sich rascher als in seiner Mitte und untern Fläche bewege, war bisher eigentlich nur mit Wahrscheinlichkeitsgründen beantwortet worden. Tyndall hat dieselbe zuerst streng wissenschaftlich bewahrheitet. Ein fast senkrechter Eisabhang an der einen Seite des Glacier du Géant bot eine höchst günstige Gelegenheit zum wirklichen Messen dar. Der Abhang war 140 Fuß hoch, am Gipfel und Boden wurden ohne große Beschwerden Stangen befestigt, viel mehr Mühe machte es aber in 40 Fuß Höhe ein solches Signal zu befestigen, es gelang indeß doch ganz nach Wunsch. Nach Verlauf einer genügenden Anzahl Tage wurde der Fortschritt der drei Stangen gemessen und daraus folgende tägliche Bewegung berechnet:

Obere Stange	$6_{,00}$ Zoll,
Mittlere Stange . . .	$4_{,59}$ „
Unterste Stange	$2_{,56}$ „

Bei Trélaporte wird der Eisstrom von 2475 Fuß Breite plötzlich durch eine fast zehnmal kleinere Enge von 264 Fuß hindurchgepreßt; dies mußte nothwendig auf eine merklich ändernde Geschwindigkeit des Ganzen Einfluß haben. Auch hierbei führten die Messungen ebenfalls zu sehr befriedigenden Resultaten. Tyndall befestigte drei Stangen A, B, C auf dem Gletscher. Die Entfernung zwischen A und B betrug 1635 Fuß und zwischen B und C 1461 Fuß. Die tägliche Geschwindigkeit dieser drei Punkte war folgende:

Das Vorrücken des höchsten Punktes	A war . .	$20_{,55}$ Zoll,
„ „ „ mittlern „	B „ . .	$15_{,43}$ „
„ „ „ tiefsten „	C „ . .	$12_{,75}$ „

Folglich nahm die Geschwindigkeit des Gletschers ab, je näher er der Verengung kam.

Jetzt kam es nun auch darauf an, die Beweise für die Nichtzähigkeit der Gletscher zu liefern. Tyndall suchte dieselben sehr richtig gerade an solchen Stellen, wo der Wechsel im Gefälle nur sehr gering war. „Ungefähr dem Angle gegenüber," sagt Tyndall, „findet eine Aenderung von 4 zu 9 Graden statt, und die Folge davon ist ein System von Querspalten, welche den Gletscher hier völlig unüberschreitbar machen. Weiter hinauf am Gletscher entstehen Querklüfte durch eine Aenderung der Neigung von 3 auf 5 Grad. Die Biegung ist offenbar nur sehr gering und doch kann der Gletscher nicht über sie hinweggehen, ohne auseinander zu brechen." Auf ganz gleiche Weise werden so noch mehrere andere unzweifelhafte Fälle angeführt, wo die Eigenschaft der Zähflüssigkeit des Eises ganz fehlt. „Kurz und gut," beschließt dann Tyndall diese Untersuchung, „zwei Gruppen von Thatsachen bieten sich dem Gletscherforscher dar, eine Gruppe steht in Uebereinstimmung mit der Annahme, daß das Eis zäh sei, die andere tritt ihr bestimmt entgegen. Wo Druck mit ins Spiel kommt, haben wir die erstere, wo Spannung stattfindet, die letztere. Beide Gruppen werden durch die Annahme oder vielmehr durch die experimentell geprüfte Thatsache vereinigt, daß die Zerbrechlichkeit des Eises und seine Fähigkeit der Regelation es befähigen, seine Form zu verändern, ohne dadurch seinem ununterbrochenen Zusammenhang Abbruch zu thun."

Die neue Theorie des Fortrückens der Gletscher läßt sich

nun kurz so wiedergeben. Der Gletscher bewahrt, wie die Erfahrung gelehrt hat, in seinen inneren und unteren Theilen Winter und Sommer eine constante Temperatur von 0°, und steht unter einem von seinem eigenen Gewichte veranlaßten hoch hinaufragenden und immer von Neuem erweckten mächtig hinabpressenden Drucke, wodurch der Möglichkeit, allmälig mehr und mehr in die Tiefe zu gehen und unaufhörlich im Schmelzen begriffen zu sein, nichts entgegensteht. Daß nun aber hierbei etwas ganz Aehnliches zum Vorschein kommen kann, als wenn die Masse in einem zähflüssigen Zustande wäre, womit sie sich durch Engen hindurchpresse, an offenen weiteren Stellen wieder ausdehne und sich überall in die Formen des Bettes hineinfüge, ist eine Eigenschaft, welche

1) der beständig wirksamen Regelation des Eises, und

2) dem abwechselnden Schmelz- und Gefrierprocesse durch den fortwährend bald gesteigerten bald verminderten Druck zugeschrieben werden muß. Die wirkliche Zähflüssigkeit des Eises paßt nicht für die Erfahrung, und es tritt ihr überall da ein gar nicht zu beseitigender Widerspruch entgegen, wo die Materie nicht die geringste Spannung ertragen kann ohne zu zerreißen. Dagegen hebt die Annahme der fortwährend thätigen Regelation jede Einrede auf und besitzt bis jetzt noch keine namhafte Erfahrung des Widerspruchs.

Mit Hülfe dieser Theorie wurden auch schon alle wichtigen Fragen der Gletscherbewegung auf eine ebenso naturgemäße als befriedigende Weise beantwortet. Aber dennoch fehlt der Kampf mit der Gegenpartei nicht. Man will hier noch nicht Unrecht haben, oder richtiger gesagt, man kann sich noch nicht dazu entschließen, Recht zu geben. Das ist indeß der gewöhnliche Gang der Kämpfe unter den Gelehrten, sobald es sich um Principien oder Theorien handelt, und man hat viel mehr Ursache sich darüber zu freuen als zu beklagen. Denn wenn man dabei das Bischen durch verletzte Eitelkeit und Persönlichkeit erzeugte Gehässige und Bittere seinem vergänglichen Schicksale überläßt, so bleibt stets ein herrlicher Gewinn für die Wissenschaft übrig, der allen Streit überlebt.

Abyssinien und die Europäer.

Mißverständnisse, welche in Betreff des Morgenlandes obwalten. — Aethiopien und Abyssinien. — Der Name Habesch. — Das alte äthiopische Reich und dessen Verfall. — Die Umtriebe und Fehler der Engländer und Franzosen. — Gegensatz von Abendland und Orient. — Verfall der christlichen Kirche in Abyssinien. — Die Stellung des Patriarchen. — Formelwesen und Fetischdienst. — Geistliche und Mönche. — Christenthum und Racenverhältnisse.

Der Europäer im Allgemeinen versteht den Menschen des Orientes wenig oder gar nicht; er weiß sich nicht in dessen Eigenthümlichkeiten zu versetzen, er sieht in demselben mehr oder weniger einen Barbaren oder Halbbarbaren, der für ihn lediglich vorhanden sei, um ausgebeutet zu werden.

Ausgebeutet auf zweierlei Art; man will ihn, wenn er Heide oder Mohammedaner ist, zum Christen machen. Aber zu was für einen Christen? Etwa zum Katholiken, englischen Hochkirchenchristen, Methodisten, Baptisten, Congregationalisten rc. rc.? Alle Kirchen oder Secten schicken Missionäre sehr oft in dasselbe Land; dort wollen sie dann die Einwohner bekehren, während sie einander auf das Bitterste befehden und sich gegenseitig der Irrlehren beschuldigen. Das kann den „Barbaren“ keine Achtung einflößen. Auch sind oftmals diese Missionäre, theils bewußt, theils unbewußt, nur Werkzeuge für die Politik oder Vorläufer des Waarenballens, Bahnbrecher für den Kattun, die Axt, das Taschenmesser, den eisernen Nagel und das Schießgewehr; sie müssen, wenn sie schlecht behandelt werden, den Vorwand abgeben, unter welchem die europäischen Seemächte sich in die Angelegenheiten der nichtchristlichen Staaten einmischen. So ist es im asiatischen Orient, wo die Franzosen den Länderraub in Cochinchina systematisch betrieben haben. Ihr Kaiser hatte in seinem „Moniteur“ hoch und feierlich vor der Welt gelobt, daß er an keinen Ländererwerb in jenem Lande denke; und doch hat er dem Kaiser von Annam nicht weniger als sechs Provinzen weggenommen. Vor ein paar Jahren las ich in einer französischen Zeitschrift das naive Eingeständniß: „Pour la France la question de missions absorbe presque toute l'importance politique,“ nämlich in Asien und Afrika.


Ein Bauer aus der Landschaft Tigre.

Derselbe Ausspruch gilt von den Engländern, welchen jedoch mehr am Waarenabsatz als an bloß politischem Einflusse liegt. Sie benutzen aber ihre Missionäre ganz systematisch als politische Agenten und Helfershelfer und wundern sich hinterher, daß die verstockten Barbaren sich gegen die Annahme der wahren Lehre und des Manchesterkattuns sträuben!

In Abyssinien haben beide, Engländer wie Franzosen, von Anfang an eine wüste Wirthschaft getrieben, die einen um so widerwärtigern Eindruck machte, weil die einen wie die anderen die Verbreitung des „wahren“ Christenthums in den Vordergrund schoben.

Wir haben die abyssinischen Verhältnisse oftmals im „Globus“ erörtert und über dieselben reichhaltige Mittheilungen gebracht. Heute wollen wir Einiges recapituliren, das zum Verständnisse der gegenwärtigen Zeitläufte beitragen kann.

Gewöhnlich bezeichnet man mit dem Namen Abyssinien Abissinien oder Abessinien die ostafrikanische Region,

die vom 7. bis 20. Grad nördlicher Breite sich zwischen dem Nil und dem Rothen Meere ausdehnt. Man hat aus dem portugiesischen Worte Abexim (sprich abeschim) Abyssin gemacht. Das Wort kommt, Abbadies' Angabe zufolge, vom arabischen Habaschah; dies bedeutet eine Anhäufung von Leuten verschiedener Stämme, und paßt auch ganz und gar auf jene Region. Aber diese Bezeichnung wird im Lande selber für beleidigend erachtet, und gilt auch nur im Allgemeinen. In der Landschaft Tigre z. B. waltet entschieden der semitische Typus vor, und unsere Abbildung eines Mannes aus Tigre stellt denselben sehr gut dar. Im Vulgärarabischen hat sich das Wort als Habesch erhalten. Für das was man geographisch damit zu bezeichnen hat, finden wir keine genaue, allgemein angenommene Begrenzung; ebensowenig ist eine feste und übereinstimmende Schreibart des Namens bei den europäischen Völkern vorhanden. Dieser erscheint uns überhaupt als unpassend, weil alle Eingeborenen, ob Christen oder Mohammedaner, von ihm nichts wissen wollen und ebensowenig von einem Abyssinien oder Abessinien; sie sagen: „Wir sind Eingeborene von Ityopya." So schreiben sie das, was wir Aethiopia nennen, und deshalb bezeichnet sich König Theodoros als Negus von Aethiopien. Der Name ist bekanntlich sehr alt und kommt schon im Homer vor. Bereits in alten Zeiten hatte man auch den Namen Geez oder Giiz, d. h. (Land der) Freiheit. Die Herrscher, deren Hauptstadt Gondar war, führten den Titel: König der Könige von Aethiopien, und dieser ist geblieben. Das einst von ihren Vorfahren beherrschte Gebiet reichte von Suakim am Rothen Meere westlich bis nach Kaffa, das noch ihnen gehörte, und vom Blauen Nil bis in das Gebiet der Somali. Diese Region bildet Aethiopien.



Eine Wasserträgerin von Monkulla bei Massawa.

Als Ansehen und Macht der „äthiopischen Kaiser" sanken, wurde auch das Reich zerklüftet; es zerfiel in acht Gebiete, die oftmals mehr oder weniger unabhängig von einander waren: Tigre, Amhara, Schoa, Guarague, Kambuat, Enarea, Wollamo und Kaffa. Die drei ersteren, über welche heute Theodoros Herrscher ist, bilden den eigentlichen Kern des Landes.

Bekanntlich führt das äthiopische Königthum seinen Ursprung auf den Judenkönig Salomo und die Herrscherin von Saba zurück. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war es mächtig und machte selbst in Arabien Eroberungen. Aber es war in ihm, das eine so bunte, verschiedene Bevölkerung hat, nie ein innerer, organischer Zusammenhang. Gegen Ende unseres Mittelalters wurde es von Süden her durch Gallavölker bedrängt, die heute schon tief bis in die Provinz Amhara hinein wohnen. Dazu kam ein Element, das überall die Staaten schwächt und oftmals zu Grunde richtet; das sind die Zänkereien und Streitigkeiten über Dogmen und kirchliche Dinge. Sie wurden immer ärger und für das Land geradezu heillos, als mit den Portugiesen auch Jesuiten ins Land kamen. Auf deren Antrieb löste der Negus im ersten Viertel des siebenzehnten Jahrhunderts das alte Band, durch welches Aethiopien an den koptischen, monophysitischen (s. weiter unten) Patriarchen von Alexandria geknüpft war, und erkannte 1626 den römischen Papst als kirchlichen Oberherrn an. Als Folge davon stellten sich innere blutige Kriege, Verfolgung und Hinrichtung der katholischen Missionäre und große Abneigung gegen europäische Einflüsse heraus. Die Verbindung mit Rom wurde wieder abgebrochen; sie hatte nur unheilvolle Ergebnisse gebracht, denn mit den kirchlichen Zerwürfnissen gingen politische Unruhen Hand in Hand. Die einzelnen Landschaften wurden die Beute kühner Krieger, die sich unabhängig machten, und der einst mächtige Negus war fortan nur ein Schattenkönig, der in seinem Gimp (Schloß und Burg) zu Gondar gleichsam wie ein Gefangener gehalten wurde.

Auf die wilden Wirren, durch welche Habesch zerrüttet worden ist, gehen wir nicht ein. Unsere Leser wissen, daß seit 1855 Theodoros Herrscher von Abyssinien ist; ein Halbbarbar, aber ein Mensch von großer Energie und geistiger Regsamkeit, psychologisch genommen durch und durch ein Naturalist, der keine Selbstbeherrschung und keinen sittlichen Zwang kennt; schwankend zwischen dem Glauben an starre Kirchendogmen und einer Art von mystischem Atheismus. Auf jeden Fall glaubt er an sich selber und allezeit hat er eine große Kraftentwickelung bethätigt. Die Europäer haben sich ihm gegenüber nicht derart benommen, daß er sie achten könnte. Ohnehin ist er empfindlich wie alle ungebildeten Leute und namentlich die Halbbarbaren zu sein pflegen. Seine britischen Freunde Bell und Plowden hatten ihn günstig für England gestimmt und er hatte mit diesem einen Vertrag geschlossen, den er in Vollzug treten lassen wollte. Zu diesem Zwecke schrieb er, als äthiopischer Negus, einen

eigenhändigen Brief an die Königin von Großbritannien. Das Schreiben wurde im auswärtigen Ministerium zu London nicht beachtet, „man hatte es verlegt und konnte es nicht wiederfinden.“ Der Negus wurde gar keiner Antwort gewürdigt, und das verdroß ihn. Ferner: England stand in inniger Verbindung mit dem ägyptischen Vicekönige, der sich im Besitze der Provinz Takka befindet. Sie liegt an Abyssiniens Nordgrenze und der Negus betrachtet sie als Zubehör seines Landes. Er ist, in seiner Beschränktheit, ein Todtfeind alles Mohammedanischen. Als 1865 die ottomanische Pforte die afrikanischen Häfen am Rothen Meere, namentlich Massawa, den Hafen für Nordabyssinien, an die Aegypter abtrat, witterte Theodoros dahinter englische Ränke. Deshalb fanden die freundschaftlichen Briefe, welche das Londoner Ministerium nun an ihn sandte, keine wohlwollende Aufnahme. Er wollte den Europäern zeigen, wer er sei, wollte es ihnen eintränken, und hielt Consul, Agenten, Missionäre und Englands Schutzbefohlene in Gefangenschaft. England mußte und konnte



Mönch und Geistlicher in Abyssinien.

wissen, wie der Mann beschaffen war; aber es beleidigte ihn, mußte sich Jahre lang von ihm verhöhnen lassen und sah sich endlich zu einem kostspieligen und abenteuerlichen Kriegszuge gegen ihn gezwungen. Zu den vorhandenen Ruinen werden noch neue kommen.

Die **Missionäre** werden keinen Vortheil davon haben. Im Jahre 1830 fanden sich protestantische Sendboten zu Adowa (Adua) in Tigre ein und wurden von den Engländern unterstützt. Diese schickten, wie wir schon in der vorigen Nummer sagten, Abenteurer und Gesandtschaften an die verschiedenen abyssinischen Höfe. Sofort zeigte sich die Eifersucht der Franzosen und diese nahmen sich der katholischen Missionäre an, welche den protestantischen auf dem Fuße gefolgt waren. Auf Antrieb der letzteren verjagte Ubieh von Tigre die Protestanten, während er auf Veranlassung der Katholiken den Abuna, den Patriarchen der Landeskirche, rücksichtslos behandelte. Dieser verließ Adua und ging zu Theodoros nach Gondar, aber erst als dieser versprochen hatte, von dort

die römischen Missionäre zu vertreiben, welche er, der Abuna, niemals dulden werde. Theodor jagte nun seinerseits die Katholiken fort und damit war auch aller Einfluß Frankreichs zu Ende. Die Engländer und die protestantischen Missionäre sprangen flugs in die Lücke. Seidem arbeitete die Napoleonische Politik gegen den König Theodor. Als in Tigre ein Neffe einer der Frauen Ubieh's (denn die christlichen Herrscher in Abyssinien sind der Vielweiberei zugethan), der früher mehrfach von uns erwähnte Negusie, sich gegen den Negus erhob und im nordwestlichen Tigre festsetzte, wurde er von Napoleon als unabhängiger Herrscher anerkannt; dieser schickte an seinen Hof einen Consul, der sich an die Spitze eines „politisch-religiösen Vereins von Europäern“ stellte. Von diesem Rebellen Negusie ließ sich das annexionslustige Napoleonische Frankreich den Hafen von Zula (Adulis) in der jetzt so oft genannten Anneslеybay abtreten. Ein Blick auf die Karte*) zeigt die Bedeutung dieses Punktes, dessen Vorzüge schon in den Zeiten der ptolemäischen Könige Aegyptens gewürdigt wurden. Ich habe auf dieselben schon früher hingewiesen**).

Die Franzosen hatten damals einem Danakilhäuptlinge den allerdings untauglichen Hafen Aïd abgekauft und ließen 1854 die Kamaraninsel an der Küste von Yemen zwischen Hodeïda und Loheïa aufnehmen. Sofort kam England und besetzte dieselbe. Dann warf Frankreich seinen Blick auf den Hafenort Hanfila an der abyssinischen Küste; von dort führt eine Straße nach Adua in Tigre hinauf. Auch hier mißlang eine Niederlassung. Nachher kaufte es im



Im abyssinischen Dorfe Gafat.

Jahre 1863 von einem Danakilhäuptling den Hafen Obok für 10,000 Maria-Theresia-Thaler, um daraus „einen der wichtigsten Häfen von ganz Afrika zu machen“. Es steht aber auf dem Platze auch jetzt noch keine Hütte! Ich habe über ihre ausschweifenden Hoffnungen einen Bericht gegeben („Französische Besitzungen am Rothen Meer und am Busen von Aden“, „Globus“ VIII, S. 278). Der Plan bei allen diesen Dingen ging dahin, „die Pforte nach Indien, nämlich die Bab el Mandeb, die Aus- und Eingangspforte zum Rothen Meer und zum Canal von Suez zu neutralisiren.“ Die Engländer sahen dem ganz ruhig zu und besetzten ihrerseits von Aden aus einen wichtigen Punkt nach dem andern: Perim, Kamaran, den Dahlak-Archipel, Abd el Kuri und die Muschasch-Inseln.

* * *

Lejean erzählt ein kennzeichnendes Beispiel von der Art und Weise, wie die Franzosen sich in die abyssinischen Angelegenheiten gemischt haben.

---

*) Vergleiche die beiden vortrefflichen, sehr übersichtlichen Blätter: „Specialkarte von Nord-Abessynien“, und „die nördlichen Zugänge zu Abessinien“, beide von Dr. A. Petermann, im elften Hefte der Geographischen Mittheilungen von 1867.

**) Dieses Adulis oder Berenike Panchrysos liegt etwa 10 Stunden südlich von Massawa im Hintergrunde der Anneslеybucht, die von den Eingeborenen Gubbet Duaru genannt wird. (— Nach v. Heuglin: Gúbet Kafr, nach Abbadie: Bahr buri. —) Die Einfahrt zu der etwa 15 Stunden langen Bay ist breit und tief; von ihr aus kann der Hafen Massawas controlirt werden. Zula ist eigentlich noch mehr als dieses ein natürlicher Hafen für das abyssinische Binnenland und war im Alterthum Mittelpunkt eines sehr ausgebreiteten Verkehrs nach Arabien und Indien. Zu Kaiser Ju-

Zu Adua, der wichtigsten Stadt der Landschaft Tigre, welche König Theodor seinem Nebenbuhler Ubieh abgenommen hatte, wohnte ein reicher Goldarbeiter Namens Koleb. Theodor wünschte, bald nach seiner Thronbesteigung, mit Frankreich in gutes Einvernehmen zu treten und eine Gesandtschaft nach Paris abzufertigen. Sie sollte neben Freundschaftsbezeugungen auch Geschenke überbringen, darunter einen kostbaren, mit Gold und Perlen verzierten Sattel. Die Arbeit nahm lange Zeit in Anspruch und war erst 1859 vollendet. Inzwischen hatte Negusie sich gegen Theodor erhoben, den größten Theil von Tigre bezwungen und auch Adua eingenommen. Die Franzosen glaubten in ihm ein brauchbares Werkzeug gegen die englische Politik zu finden und auch gegen Theodor, welcher damals für einen Freund derselben galt. Eine Menge französischer Abenteurer strömten sofort nach Tigre. Negusie wurde durch sie veranlaßt, seinerseits wirklich eine Gesandtschaft an Napoleon den Dritten zu schicken. Damit dieselbe nicht mit leeren Händen in Paris erscheine, nahm er dem Goldschmiede Koleb jenen Sattel weg, welcher dem Negus Theodor gehörte und diesem abgeliefert werden sollte. Dieser Raub wurde als rechtmäßig betrachtet, weil Negusie mit dem Negus Theodor im Kriege war. Als Koleb Bezahlung für seine Auslagen und seine Arbeit verlangte, entgegnete ihm Negusie: „Halt dich an den Usurpator und siehe zu, daß du von dem dein Geld bekommst.“

Der Sattel ging richtig als Geschenk an den Beherrscher der Franzosen. Theodor aber war über diesen ganzen Vorgang über die Maßen grimmig. Er veränderte sofort

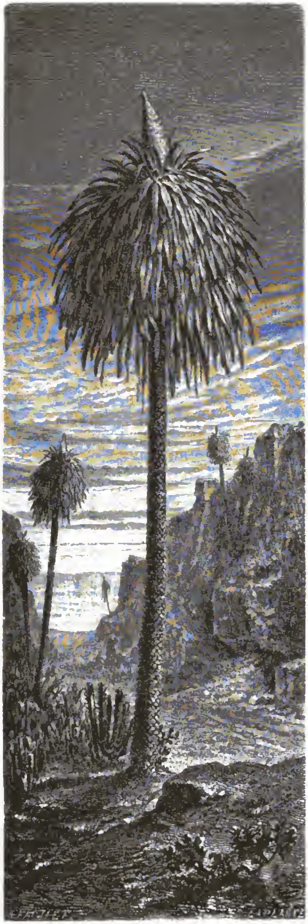


Ein Hirt im abyssinischen Küstenlande.

den Titel Dedschas Negusie, d. h. Herzog, in Lebha Negusie, d. h. der Dieb. Es war seitdem gefährlich, den Namen Negusie auszusprechen, ohne das Wort Lebha beizufügen.

In Frankreich wurde jener Negusie aufgepufft und als ein großer Mann hingestellt. Nachdem er gestorben war, erzählten die Pariser Zeitungen, er sei von Theodor lebendig geschunden worden, und diesen schmachvollen Tod habe er erduldet, weil er so große Hingebung für Frankreich gehabt habe. Man hatte ein förmliches Correspondenzsystem eingerichtet, Negusie wurde populär gemacht, und eine Menge von Abenteurern drängte sich an ihn, um in dem neuen Lande ihr Glück zu machen. Andere blieben ruhig in Paris, meinten aber auch so ihm Geld abnehmen zu können. Der Director eines sogenannten Nationalinstituts, welches aus drei Personen bestand, schickte an Negusie ein Diplom, in welchem er zum Großmeister ernannt wurde; man gab ihm den Titel: „Nikas Negusie, Wiederhersteller Abyssiniens und Wohlthäter des Menschengeschlechts“, und hob ihn in dem Begleitschreiben über alle Maßen empor. Diplom und Brief fielen später in Theodor's Hände, bei welchem Consul Lejean sie sah. Als Negusie vor Theodor's Waffen nach der Mazagawüste hinabfloh, hatte er einen Schwarm Franzosen bei sich. Als diese herausfanden, daß es mit ihm schlecht stehe und gehe, dachten

stinian's Zeiten bauete dort ein äthiopischer König Hunderte von Schiffen, fuhr, von byzantinischen Truppen unterstützt, nach Arabien hinüber und eroberte Yemen. — Karl Andree: Die Expedition Burton's und Speke's 2c. Deutsch bearbeitet, Leipzig 1861. (Meine Einleitung S. XVIII.)



Eine Dracäna.

sie sofort daran, zum siegreichen Negus Theodor überzulaufen. Sie wurden gefangen genommen und etwas unsanft behandelt. Darüber trösteten sie sich nach der Gallier Art mit Chansons, in welchen sie ihren bisherigen Protector verhöhnten, z. B.: „Glückseliger Agau Negusie; wenn man dich in der Vogelfalle fängt, wird man dir die Kehle (den Pfiff) abschneiden" rc.:

Bienheureux Agau Négousié
Si tu es pris au trébuchet,
On te coupera le sifflet . . . .

* * *

Man begreift, daß durch alle diese Vorgänge ein Mann wie Theodoros empfindlich berührt wurde. Er betrachtet die Europäer und deren Treiben mit ganz anderen Augen als wir uns selber ansehen. Dieser Gegensatz in der Auffassung der Verhältnisse und der beiderseitigen Stellung ist von Werner Munzinger in dessen „Ostafrikanischen Studien", Schaffhausen 1864, sehr anschaulich dargestellt worden. Es wird gerade jetzt an der Zeit sein, die wichtigsten Punkte herauszuheben.

Im ganzen Oriente lehnt sich der Stolz des Volkes gegen fremde Einflüsse und Fremdherrschaft auf. „Die Leichtigkeit, mit welcher Türken und Araber Länder in Besitz genommen haben, erklärt sich; sie erobern, um sich zu bereichern; sie dulden in Afrika Alles, was diesem Zwecke nicht entgegensteht. Erst wenn sie eingewohnt sind, suchen sie ihre Religion anzuempfehlen, und immer mit Versprechungen von materiellem Gewinn. Ohnehin schmiegt sich der Islam der orientalischen Denkweise sehr an."

Der Europäer dagegen will Alles nach seiner Weise umgestalten; er will unsere Cultur, die doch auch ihre großen Schattenseiten hat, dem Fremden aufzwingen. „Unsere schwerbegreifliche Religion hat Zacken, denen sich gern Schlacken anhängen. Mit unserer Sucht nach dem Neuen, unserm Hasse gegen das Hergebrachte kommen wir dem Afrikaner fremd und abstoßend, ja wild vor."

„Wir suchen diese Leute, während sie uns meiden. Wir sind die Angreifer und sie haben alle Vortheile eines Vertheidigungskrieges. Wir wollen sie bekehren und bekleiden, sie ihrerseits glauben aber von unserer Annäherung nichts gewinnen zu können. Sie sind sich der Machtentwickelung Europas nicht bewußt und machen sich keinen richtigen Begriff von unserm Erdtheile. Man darf versichert sein: wenig Leute, die uns kennen, haben an unserm Besuche Freude." — —

„Im Kriege, welchen die Barbaren nicht scheuen, haben diese alle Vortheile der Barbarei, die kein Mittel scheut und nichts zu schonen hat. Wir sind weit vom Schlachtfelde, der Barbar ist mitten drin. Der Europäer streitet fürs Geld, der Barbar für sein Vaterland und für seine Existenz. Wir haben Unrecht und er hat Recht, und wir fühlen das auch." —

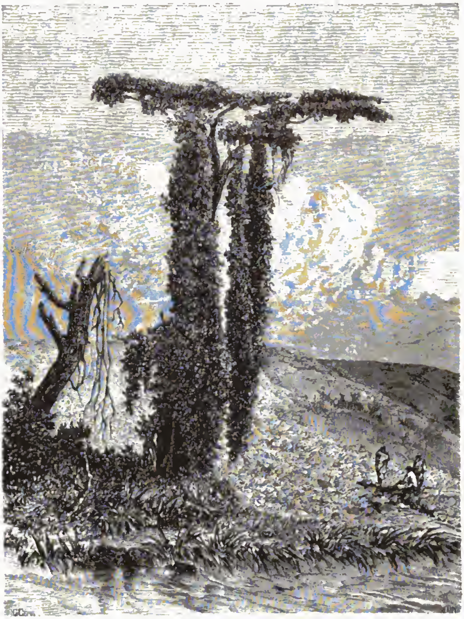
„Der Europäer will mit dem Auslande einen einträglichen Handel treiben; der Verkehr zwischen Culturvölkern und den Barbaren muß nothwendig zu Collisionen führen, die endlich in einen ewigen Krieg ausarten. Wir sind stolz und anmaßend wie römische Bürger. Dann kommen böse Tage; man jagt auf uns, wie auf wilde Thiere und der Hülfeschrei dringt bis nach Europa. — Wir finden uns in einem Labyrinthe und es ist schwer, einen Weg hinauszufinden."

Wie richtig sind diese Worte, welche Munzinger vor sechs Jahren in Abyssinien schrieb! Und wie viel verständiger

sind sie als das Geschrei der Civilisationsbeflissenen, welche stets darauf dringen, daß man mit den „Barbaren“ kurzen Proceß machen müsse, um ihnen zu zeigen, was die europäische Cultur eigentlich sei und bedeute!

* * *

Man bezeichnet Abyssinien gewöhnlich als ein „christliches“ Land. Diese Benennung wäre aber nur dann richtig, wenn man unter Christenthum eine Unzahl von absurden Lehrsätzen, albernen Gebräuchen, Fasten, ein radical unwissendes Volk, eine zugleich freche, stupide und anmaßende Geistlichkeit und eine ganze Heerschaar faullenzender Mönche verstehen dürfte. Alle Europäer, die im Lande waren, gleichviel ob Protestanten oder Katholiken, Missionäre oder Nichtmissionäre, sind in ihren Schilderungen über die sogenannten Christen Abyssiniens einstimmig. Die meisten heben auch mit Entschiedenheit hervor, daß die Mohammedaner im Lande moralisch hoch über den „Christen“ stehen. Obwohl von den letzteren oftmals hart und fanatisch bedrängt, bleiben sie doch ihrem Glauben getreu, und man wird das sehr begreiflich finden, wenn man mit ihrer Religionslehre den Wust von Unsinn vergleicht, der in Habesch für Christenthum gilt. Dieses bildet einen Complex zugleich widerwärtiger und lächerlicher Erscheinungen.



Eine Lifara.

Wir loben Herrn von Heuglin, weil er darüber die nackte Wahrheit sagt, und können seine Angaben noch vervollständigen. Es mag hier zuerst bemerkt werden, daß die Lehren der Christen, welche unter den byzantinischen Griechen schon zu einer Summe so spitzfindiger theologischer Dogmen geworden waren, daß die wirkliche Religion dadurch arg zu Schaden kam, im vierten Jahrhundert über Aegypten nach Aethiopien gelangte. Im Fortgange der Zeit wurde der König zu Axum getauft, das neue Bekenntniß allmälig vom Volke angenommen, und bald nachher begannen auch widerwärtige theologische Zänkereien, welche sich überhaupt als dunkler Faden durch die ganze Geschichte aller Kirchen und

Secten hindurchziehen. Die Abyssinier wurden für den Monophysitismus gewonnen, d. h. für die Vorstellung, daß Christus nur eine Natur, die göttliche, und nicht auch die menschliche gehabt habe. Ueber den Gegenstand selber kann freilich kein Mensch etwas wissen, diese Lehre brachte aber Spaltungen in der Kirche hervor; die ägyptische war monophysitisch und ihr Patriarch weihete seinerseits den abyssinischen Abba Salama, d. h. Unterpatriarchen oder Erzbischof. Noch heute kommt dieses Oberhaupt der abyssinischen Kirche aus Aegypten; der Patriarch von Alexandria schickt irgend einen theologisch abgerichteten Kopten nach Habesch, dessen Regierung dafür an den geistlichen Oberhirten 7000 Maria-Theresia-Thaler bezahlen muß. Der gegenwärtige Abuna, denn das ist der geistliche Titel des Abba Salama, heißt Frumentius, und er hat einen schweren Stand dem Kaiser Theodoros gegenüber. Dieser stützte sich anfangs auf ihn und die Geistlichkeit; jahrelang wurde zwischen beiden Theilen ein Netz von Ränken gesponnen, dessen in früheren Jahrgängen des „Globus" erwähnt worden ist und auf das wir jetzt nicht eingehen können. Der Abuna, als geistlicher Hirt, ist bei einer Herde von der Beschaffenheit der Abyssinier eine große Macht, und er möchte seinen Einfluß behaupten. Diesen aber zu brechen war Theodor's Bestreben, sobald er seine Gewalt einigermaßen befestigt glaubte, und seitdem beobachten sich beide als Rivalen; sie hassen und fürchten einander. Schon mehr als einmal hat Theodor den Abuna sehr unsanft behandelt und auf längere Zeit ins Gefängniß gesperrt, ja auch schon in Eisen legen lassen. Im Kerker wird er allemal von Leuten bedient, die ihm den Fuß küssen und dann die Speisen darreichen. Auch in Bezug auf den Abba Salama haben die Engländer einen Fehler begangen. Weil er die katholischen Missionäre verjagte, hielten sie ihn für einen Freund ihrer Interessen. Er hatte ja in Alexandria in der Schule des anglikanischen Missionärs Lieder, eines Deutschen, Studien gemacht, und Ludwig Krapf, der ihn dort sah, hat damals große „evangelische" Hoffnungen auf ihn gesetzt. Es versteht sich ganz von selbst, daß es bei den leichtgläubigen Hoffnungen geblieben ist.

Nachdem Theodor den Consul Cameron gefangen genommen hatte, wandte sich das auswärtige Ministerium in London an den Abuna, damit dieser die Freilassung erwirke. Die Folge war lediglich, daß der Patriarch dem auf seine Autorität eifersüchtigen Könige verdächtig wurde. Lejean berichtet, wie er ihn behandelte, und wir haben in Apel's Buche dieselben Scenen noch ausführlicher erzählt gefunden.

„Abba Salama verlor einmal die Geduld und sprach davon, den König in den Bann zu thun. Als der Monarch das erfuhr, ließ er eine Hütte aus trockenen Zweigen bauen und den Abuna darin einsperren. Dann gab er Befehl, das dürre Holz in Brand zu stecken. Sofort erklärte der geistliche Herr, daß fortan von Excommunication keine Rede mehr sein solle."

Dem ägyptischen Patriarchen wäre es beinahe noch schlimmer ergangen. Dieser hatte in Alexandria vom Vicekönige Saïd Pascha einen politischen Auftrag erhalten und trat in Abyssinien sehr hochmüthig und selbstbewußt auf. Er sprach zum König in einem Ton, als ob er dessen Gebieter sei. Theodor antwortete darauf mit allerlei ironischen Bemerkungen, welche den Geistlichen dermaßen ergrimmten, daß er sofort den großen Kirchenbann über den Negus aussprach. Dieser ließ sich indeß nicht verblüffen, er zog ein Pistol aus dem Gürtel, hielt dasselbe dem Patriarchen unter die Nase und sprach mit großer Gelassenheit: „Heiligster Vater, gieb mir deinen Segen."

Der Patriarch David sank auf die Knie und ertheilte mit zitternden Händen seinen Segen.

Betrachten wir nun die chaotische Masse von Dummheit und Widersinn, welche in Abyssinien als Christenthum gilt. Munzinger äußert sich sehr mild, wenn er bemerkt, daß dort „das religiöse Leben nicht gesund sei". Er findet: große Unwissenheit, viel Unsittlichkeit und Ueberfluß an Mönchen, freche Simonie und Verkauf der Sacramente, theilweise sogar Vielweiberei, liederliche eheliche Verhältnisse, Verehrung von Bildern und Kreuzen, eine Masse von Heiligengeschichten, Glauben an Weissagungen und Vorbedeutungen, Auslegung der Träume, Furcht vor Hexerei und bösen Künsten, Formelgeist, Wichtigmachung von rein äußerlichen Gebräuchen, Unterscheidung von Rein und Unrein, Beschneidung und Hängen am Buchstaben. Die Mönche und Nonnen „sind unruhige, anmaßliche, ungebildete, faule Fanatiker", die dennoch großen Respect genießen. „Eine Reform derselben in arbeitende Orden wäre wünschenswerth, aber schwer ausführbar."

Wenn Munzinger es einem solchen Christenthum als Verdienst anrechnet, daß es das Land von dem afrikanischen Fetischismus gerettet habe, so sehen wir nicht ein, worin das Verdienst liegt. Das Fetischwesen hat hier nur eine andere Gestalt angenommen und zur Sittigung des Volkes nichts beigetragen. Gesteht doch auch Munzinger ein, daß die Mohammedaner viel achtbarer seien. Ohnehin machen sie dem Fetischismus bei sich in viel wirksamerer Weise ein Ende, als es die abyssinischen Monophysiten gethan.

Hören wir auch Herrn v. Heuglin, also einen durchaus kundigen Gewährsmann. Die Zahl der Mönche, sagt er, ist Legion und sie excelliren durch Ignoranz, Scheinheiligkeit, Faulheit und gemeine Laster jeder Art. Ein sehr großer Theil des Grund und Bodens ist Kirchengut und liegt durch Generationen brach, wenn die Bauern der Nachbarschaft nicht zu Frohnleistungen gepreßt werden. „Der Einfluß, welchen dieses Pfaffenthum auf das Volk ausübt, ist zwar noch nicht gebrochen, aber der König selbst und alle verständigen Abyssinier, der Abuna an der Spitze, sind der Ansicht, daß eine kirchliche Reformation dringend nöthig und ohne eine solche ein Aufschwung der Volksbildung nicht denkbar sei, nur wünscht man keine Einmischung von Fremden, weder von Katholiken noch von Protestanten." Ganz wohl; es wäre aber nur nachzuweisen, wie aus einem so versumpften und ignoranten Clerus und Volk heraus eine Umwandelung auch nur angebahnt werden könnte.

Die Ausübung der Religion, wenn von letzterer die Rede sein kann, besteht lediglich in äußeren Dingen und beschränkt sich auf Fasten, ceremonielle Feier der Festtage, Küssen der Kirchenpforten, Herplappern von Gebeten und, von Seiten der Geistlichen, Lesen der Psalmen, Evangelien und Ritualien. Zwei Drittel der Tage im Jahre sind Fest- und Fasttage. Kranke und Reisende können nach Belieben nachfasten; auch geschieht es, daß man einen Stellvertreter gegen Bezahlung nimmt. Hase, Nilpferd und alle Schwimmvögel gelten für unrein, theilweise auch das Schwein. „Man sagt, daß mehr als 12,000 geistliche Drohnen sich auf Kosten der arbeitenden Classen mästen." Außer den Einkünften aus dem Kirchengute zieht die Geistlichkeit Einkünfte aus Vermächtnissen, Opfern, Weihgeschenken und Ablaßverkauf. „Die Seele eines Verstorbenen kann nur durch reichliche Opferspenden und Gastmahle, an denen Dutzende von Pfaffen auf Kosten armer Hinterbliebener schwelgen und sich gütlich thun, aus dem Fegefeuer errettet werden. Oft wird das ganze Vermögen einer Familie bei dergleichen Todtenmahlen verpraßt. Wir haben selbst mehrmals einem solchen Tascar beigewohnt, und nie so ekelerregend widrige Bilder von wahrhaft thierischer Gefräßigkeit und Trunkenheit gesehen, wie sie die Geistlichkeit bei solchen Gelegenheiten öffentlich

„zur Schau trägt." Vom Kirchenbanne kann man sich loskaufen.

Im Aeußern unterscheiden sich die Geistlichen von den Laien durch einen Vollbart, einen ungeheuern um den Kopf gewundenen Shawl, schwarze, vorn aufwärts gebogene Schuhe und den Fliegenwedel von Roßhaar. Am Halse hängt zuweilen ein hölzernes, bleiernes oder metallenes Kreuz am blauen Madeb, der Schnur, welche für das Abzeichen des Christen gilt; bei feierlichen Gelegenheiten tragen vornehme Geistliche Kronen von Silberblech, bunte Meßgewänder aus Sammt und Seide, metallene Rauchfässer und Krückstöcke. In Schoa und Godscham giebt es Mönche, welche sich nur in Leder kleiden. Alle Mönche und die Nonnen tragen ein ursprünglich schwefelgelbes baumwollenes Käppchen. —

Die Wirthschaft mit der Heiligenverehrung geht bei diesen, wir möchten sagen Fetisch-Christianern, bis ins Kolossal-Absurde. Jeder Tag hat nicht nur einen, sondern zwei Heilige, z. B. einen Morgen- und einen Nachmittagsheiligen. Es sind interessante Personen darunter. Dahin rechnen wir den biedern Landpfleger Pontius Pilatus; ferner den heidnischen Donnergott Abo. Pilatus wurde von der abyssinischen Kirche unter die Heiligen versetzt, weil er bei der Verurtheilung Christi die Hände wusch und sich am Blute des Gerechten für unschuldig erklärte; weshalb der Donnergott, welchem noch jetzt Kirchen geweiht sind, zum Heiligen geworden ist, wissen wir nicht. Auch leuchtet uns nicht ein, weshalb jene abyssinischen Christen Bileam nebst seiner Eselin unter die zu verehrenden Heiligen aufgenommen haben. Beim St. Tekla Haimon läßt sich die Sache eher hören. Denn ihm gelang es, durch fromme Zurede sogar den Teufel dermaßen zu bekehren, daß Satan ins Kloster ging und in demselben volle vier Jahre verweilte. So lange wird also wohl die ganze übrige Welt vor dem Ritter mit dem Pferdefuße Ruhe gehabt haben. Schade, daß er nicht bis in alle Ewigkeit Mönch geblieben ist!



Ein Schneider in Gondar.

Die Kirchen werden auf der Außenseite mit Figuren in landesüblichem Geschmacke bemalt. Engel und Heilige haben weiße, Sünder und Teufel natürlich schwarze Gesichter. Als Thorwächter figuriren die heiligen Erzengel Michael und Georg.

Wenn man in Abyssinien sagen will, daß Jemand ein guter Christ sei, dann heißt es: „Er küßt die Kirche." Die Taufe wird durch Untertauchen bei Knaben am 40sten, bei Mädchen am 80sten Tage nach der Geburt vollzogen und beide Geschlechter sind einer Art von Beschneidung unterworfen.

Das Innere der Gotteshäuser darf nur von Männern und kirchlich getraueten Frauen besucht werden, „und letzterer giebt es verhältnißmäßig sehr wenige".

* * *

Man sieht, daß auch in Bezug auf kirchliche Dinge Abyssinien äußerst verwildert ist. Bei Betrachtung derselben drängt sich dem Ethnologen eine Thatsache auf, die sich in vielen Gegenden und in allen Jahrhunderten wiederholt. Man spricht sehr viel von einer „Allgewalt der christlichen Civilisation". Die Theologen, Missionäre und Alle, welche diesen ohne Weiteres folgen und glauben, nehmen als selbstverständlich, daß das „Christenthum" allein hinreiche, alle Völker auf Erden zu veredeln und zu civilisiren. Das ist leider gar nicht der Fall. Ganz gewiß verdienen die Männer alle Anerkennung, welche bestrebt sind, die Lehren des Christenthums zu verbreiten und der Barbarei entgegen zu arbeiten. Ihre Erfolge werden aber allemal von der anthropologisch-ethnischen Begabung eines Volkes oder einer großen Menschengruppe bedingt sein; sie hängen durchaus von dem Racencharakter ab. Die Lehren der Christen können, allerdings immer nur in sehr bedingter Weise, modificirend auf denselben einwirken, sie können aber denselben nicht umwandeln und umgestalten, das ethnische Element ist viel mächtiger als sie; die Erfahrung lehrt es in allen Erdtheilen.

Die Dogmen und die kirchlichen Einrichtungen vermögen nicht einmal die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Lebensweise vieler Völker umzuwandeln. Was man als Christenthum bezeichnet, reflectirt sich im Geiste und Gemüthe der verschiedenen Racen auch ganz verschieden. Das ist selbst innerhalb des sogenannten kaukasischen Menschenstammes der Fall, bei welchem die Anschauungen und Gebräuche unter Byzantinern, Russen und anderen griechisch-orthodoxen Slaven, unter Katholiken und Protestanten sehr wesentlich verschieden sind. Im siebenten Jahrhunderte war ganz Vorderasien christlich, aber es bedurfte nicht eines halben Seculums, um dort überall das vorzugsweise semitische Landvolk durchaus für den Islam zu gewinnen. Das Christenthum hielt sich nur in den Städten; es verknöcherte dort ganz und gar, und ist nun fast anderthalb Jahrtausende lang verknöchert geblieben. Die Geschichtschreiber der Kirche sowohl wie überhaupt alle Historiker haben dieses ungemein wichtige ethnologische Moment außer Acht gelassen, werden aber dasselbe scharf ins Auge zu fassen haben, wenn sie für die Entwickelung der Begebenheiten eine Erklärung finden wollen. Wir wollen heute den Gegenstand nur kurz andeuten und unsere Ueber-

zeugung aussprechen, daß auch europäische Missionen, seien sie katholische oder protestantische, der Versunkenheit der Abyssinier ein Ende zu machen nicht fähig sind. Sie können das Blut in dieser wirren Mischung nicht anders machen, und das ganze wilde Treiben in jener „ostafrikanischen Schweiz“ ist ja nicht etwa Zufall. Es wächst aus den Menschen selber heraus, und die Dogmen der Kirche haben deshalb nicht vermocht, mildernd und sittigend auf sie einzuwirken. Der Formelkram, das Unwesentliche, eine Art von Fetischverehrung, gilt den Leuten mehr als das Wesentliche. Sie sind von Anbeginn Halbbarbaren gewesen und sind es geblieben, obwohl sie das Christenthum seit etwa 1500 Jahren bei sich haben. Dieses ist, man weiß es ja, nicht von dieser Welt, und es ist an und für sich kein civilisirendes Element. Deswegen sagt Graf Gobineau in seinem Werk über die Ungleichheit der Menschenracen (Paris 1853, I, S. 124): **Le christianisme n'est pas civilisateur**, und er fügt hinzu: **et il a grandement raison de ne pas l'être.**

* * *

Unsere Illustrationen versinnlichen die Typen von Abyssiniern sowohl aus dem Samhar, der flachen Küstenregion, wie aus dem Hochlande. Mehr oder weniger dunkel gefärbt sind die Eingeborenen von Habesch, aber es ist plat-



Uelda Giorgis, Bruder des Königs Ubieh von Tigre.



Elmas, mohammedanischer Galla.

terdings unrichtig, wenn z. B. Gerhard Rohlfs in einem Brief aus Kairo an die „Weser-Zeitung“ den König Theodor als einen „Negerfürsten“ bezeichnet. Er ist wesentlich ein semitischer Mensch. Keinem Ethnologen ist es jemals eingefallen, die Abyssinier unter die Neger zu rechnen, und bekanntlich macht nicht etwa die Haut den Neger. Die östlichen Aethiopier sind allerdings vielfach gemischt, haben aber darum doch keinen Negertypus. Diesen haben nicht einmal die Gallas, obwohl Negermischung in dem Gesichte des Elmas nicht zu verkennen ist. Ein anderer Galladiener des Herrn Lejean, Mohammedaner von Geburt, war auf einer „Glaubensrazzia“, welche Theodor veranstaltet hatte, geraubt, einem christlichen Abyssinier geschenkt und von diesem mit Gewalt getauft worden. Lejean bemerkt, daß Elmas für einen Galla nicht hübsch gewesen sei; eben wegen der Beimischung von Negerblut.

Ueber die verschiedenen Vegetationsgürtel in Abyssinien giebt Herr von Heuglin, S. 220 ff. und sonst an vielen Stellen seines lehrreichen Werkes, manche Notizen. Wir theilen die Abbildung zweier Charakterpflanzen nach Lejean mit. Die eine ist eine Dracaena, welche im Lande selber Djibera genannt wird. Er fand sie im Gebirge, 3200 Meter hoch; der Stamm ist mit einem Panzer von rautenförmigen Schuppen besetzt, die sich leicht abheben lassen. Aus jeder einzelnen Raute steht in der Mitte eine Art Knoten hervor. Die zweite ist eine Lisara; sie wächst da, wo die Steppe der Gestaderegion an das Gebirge hinantritt.

A.

Von Acapulco zum Goldenen Thor.

Von **Theodor Kirchhoff***).

Die Stadt Acapulco und die Greasers. — Elend und Verfall. — Die Zeiten der großen Messe und der Silbergallione. — Das Fort. — Tapferkeit eines deutschen Kanoniers. — Eine Fahrt an der Küste des Stillen Oceans. — Der Hafen Manzanilla. — Untergang des Dampfers „Golden Gate“. — Am Eingange des Goldenen Thores.

Wer um die stille Mitternacht zum ersten Male in seinem Leben und zwar nur auf wenige Stunden einen Hafen des Wunderlandes Mexico besucht, der wird nicht an Schlaf denken, sondern begierig sein, von dem fremden Lande in der kurz zugemessenen Zeit möglichst viel kennen zu lernen. So erging es auch mir und den meisten der Passagiere, denen

*) Vergleiche Globus XII, S. 371. XIII, S. 20.

Mexico noch eine terra incognita war. Aufs Aeußerste waren wir gespannt, die „Nachkommen Montezuma's“ von Angesicht zu Angesicht zu schauen.

Bald sollte unsere Wißbegier befriedigt werden. Während wir noch die Augen umsonst anstrengten, die Umrisse und Lage der vor uns liegenden Stadt Acapulco im unbestimmten Mondlichte zu erkennen, ward es schnell im Hafen lebendig, und bald war unser Schiff von einem dichten Gewirr von mit Kienspahnfackeln erleuchteten Kähnen umgeben, in denen die halbnackten Mexicaner — von den Amerikanern mit dem passenden Ehrentitel „Greasers“ (Griesers, auf gut deutsch „Schmierfinken“) benannt — wie toll lärmten und ihre Siebensachen unter fortwährendem Geschrei feilboten.

Bald hatte sich ein lebhafter Handel zwischen den Passagieren und der Kahnflottille entsponnen, der durch leichte Körbe vermittelt ward, die an langen Leinen von den Booten zum hohen Verdeck des Dampfers herauf- und hinunterglitten. Die Greasers, welche unserer Ehrlichkeit augenscheinlich nicht allzu viel zutrauten, beobachteten dabei die Regel, zuerst die betreffende Münze in einem der Körbe zugeschickt zu erhalten und sich von der Echtheit derselben zu überzeugen, ehe sie den gewünschten Handelsartikel im nächsten Korbe hinaufexpedirten.

Für Spottpreise legte ich einen großen Vorrath von Früchten ein, — süße Orangen (zehn Cents das Dutzend), Bananen (einen halben Dollar für einen mit goldgelben Früchten behangenen Zweig, den ich kaum forttragen konnte), Ananas, Kokosnüsse rc. — Andere, die mehr auf Auge und Ohr, als auf den Gaumen hielten, kauften ganz kleine, allerliebste Papageien, unartige Schreihälse, die mehr Lärm machten, als sie werth waren, allerhand Spielereien, Korallen, Muscheln, Seegewächse und ähnliche Dinge, — welcher interessante Handel durch ein barbarisches Gemisch von Englisch, Französisch, Spanisch und Deutsch nebst eleganter Zeichensprache vermittelt ward.

Da unser Schiff bis Tagesanbruch im Hafen liegen bleiben sollte, so beschlossen mehrere Passagiere, worunter auch ich, der Stadt Acapulco einen flüchtigen Besuch abzustatten. Bald waren wir mit einem Greaser handelseinig, der sich erbot, uns für einen halben Dollar die Person ans Land zu rudern. Vorsichtig stiegen wir in das wackelige Canoa und verhielten uns darin während der Ueberfahrt möglichst ruhig, da das Umschlagen des Bootes außer dem nassen Bade auch noch die Unannehmlichkeit in Aussicht stellte, daß ein zudringlicher Hai Einem einen Arm oder gar ein halbes Bein wegschnappen könnte.

Bald jedoch befanden wir uns wohlbehalten am Lande, wo es nichts weniger als romantisch aussah. Die Stadt bestand aus einer Raritätensammlung von schmutzigen Adobes (aus Stroh, Erde und Lehm gebaute Häuser mit dicken, gefängnißartigen Mauern) und elenden Holzhütten, die von außen weißgewaschen waren, darunter nur wenige einigermaßen respectable Gebäude. Die Straßen waren nicht breiter, als ein gewöhnliches Trottoir in europäischen Hauptstädten. Am Hafen und auf der Plaza (einem offenen Platz inmitten der Stadt) hatten die Eingeborenen eine Reihe von Zelten und Tischen mit Muscheln, Schnurrpfeifereien und Eß- und Trinkwaaren als Bazar zum Handel mit den Fremden ausgestellt. Plumpe Weiber mit gemeinen Gesichtszügen und frühreife Mädchen, denen rohe Sinnlichkeit aus den Augen leuchtete, bedienten ihre Kunden mit spanischer Grandezza. Die wenigen hübschen Mädchen unter ihnen machten augenscheinlich die besten Geschäfte. Den Fremden gaben sie mitunter kleine Geschenke, wofür die so Bevorzugten sich natürlich glänzend revanchirten und den schönen Geberinnen einen blanken Dollar in die Hand drückten.

Da die düstere Stadt nur den Mond als Laterne ausgehängt hatte und für einen Fremden wenig einladend aussah, so fühlten wir uns nicht bewogen, lange dort zu bleiben. Ehe wir uns empfahlen, statteten wir noch dem in der Nähe der Stadt auf einer Landzunge erbauten, jetzt verlassenen Fort, welches vor Kurzem ein Bombardement durch ein französisches Flottengeschwader ausgehalten hatte, einen flüchtigen Besuch ab. Außer zerbröckeltem Mauerwerk und hier und dort von Hohlgeschossen aufgerissenem Rasen gab es jedoch auch dort nichts Besonderes zu sehen.

Die Einwohner waren noch immer in furchtbarer Aufregung wegen des eben erwähnten kriegerischen Besuchs der französischen Flotte. Man verdolmetschte uns den Hergang der Affaire, bei welcher sich die Greaser mit Ruhm bedeckt hätten. Nachdem sie die dreißig Kanonen, mit denen das Fort armirt war, ins Meer geworfen, wäre die Besatzung, 5000 Mann stark, über den Berg marschirt, hätte sich an der andern Seite desselben in Schlachtordnung aufgestellt und die Franzosen zum Kampfe herausgefordert. Diese hätten jedoch nicht den Muth gehabt, den Mexicanern dorthin zu folgen und sich nach einigen Tagen mit der ganzen Flotte wieder aus dem Staube gemacht, nachdem sie das leere Fort aus Bosheit ein wenig bombardirt.

Diese Renommage der feigen Mexicaner, welche beim ersten Kanonenschusse sammt und sonders über den Berg gelaufen waren, belustigte uns ungemein. Nur ein deutscher Kanonier, der ein am Berge aufgepflanztes Geschütz bediente, war in der Stadt geblieben und schoß sich auf eigene Faust mit der ganzen französischen Flotte herum, der er eines ihrer Schiffe bedeutend beschädigte. Die Franzosen, welche eine Truppenabtheilung gelandet, bemächtigten sich zuletzt dieses Geschützes, woraus der deutsche Kanonier noch schoß, nachdem man ihn bereits ganz umzingelt hatte. Die Franzosen stellten unsern Landsmann grimmig zur Rede: was er damit meine, ganz allein auf ihre Flotte zu schießen, worauf er weiter nichts antwortete, als auf die feigen Mexicaner zu schelten, die ihn schmählich im Stich gelassen.

Der französische Flottencommandeur — zu seiner Ehre sei's gesagt — ließ den tapfern Deutschen in Anerkennung seiner Bravour sofort wieder in Freiheit setzen. Wären die Mexicaner dem Beispiele unseres Landsmannes gefolgt und hätten aus ihren Kanonen geschossen, anstatt dieselben in die See zu werfen, so wäre der kaiserlichen Flotte dieser Buccanierzug der großen Nation wohl theuer zu stehen gekommen, da der Hafen von Acapulco von der Natur zur Vertheidigung wie geschaffen ist und ein Paar gut bemannte Batterien denselben mit Leichtigkeit gegen eine Flottenmacht uneinnehmbar machen könnten.

Die Stadt Acapulco, zur Zeit der spanischen Herrschaft nächst Panama der Haupthandelsplatz am Stillen Meer, ist gegenwärtig von fast gar keiner Bedeutung, und nicht einmal der Schatten früherer Größe ist ihr geblieben. In der ganzen Stadt ist kein Fuhrwerk zu finden, als höchstens ein Schubkarren, und es existirt keine einzige fahrbare Straße ins Land hinein. Eine elende Mischlingsbevölkerung von ein paar Tausend halbnackten Eingeborenen, trägen Negern und aufgeblasenen Mexicanern, die sich die erste Nation der Welt dünken — ein Kreuz von Negern und Eingeborenen, mit etwas Beimischung von spanischem Blut, eine famose Race! — bewohnt diesen von Cholera und giftigen Fiebern heimgesuchten Platz, wo die Hitze während der Sommermonate durch die von den naheliegenden nackten Bergen abprallenden Sonnenstrahlen für Europäer fast unerträglich ist.

Zur Zeit der Blüthe der spanischen Herrschaft brachte die in den Monaten Juli und August stattfindende Messe jährlich an sechstausend fremde Kaufleute hierher, welche die

Ankunft der spanischen Gallione von den Philippinen abwarteten, Einkäufe und Verkäufe in europäischen und ostindischen Waaren besorgten und während der Messe von fünf bis zu sechs Millionen Piaster umsetzten, für die damalige Zeit eine enorme Summe. Gegenwärtig landen hier die californischen Dampfer, um Kohlen einzunehmen und den Verkehr mit der Außenwelt zu vermitteln. Da der Krieg und zahllose Räuberbanden die Verbindung mit dem Innern des Landes und der Hauptstadt fast ganz unterbrochen hatten, so ist die Ankunft jener Dampfer allemal ein großes Ereigniß für Acapulco.

Als wir unser Schiff wieder erreicht, machten wir es uns auf dem obern Deck bequem, um die Weiterreise abzuwarten, welche sich um mehrere Stunden verzögerte. Wir unterhielten uns damit, dem Treiben der Greaser zuzuschauen und, sobald es Tag ward, die Stadt mit dem zerschossenen Fort, die felsigen Küsten und einige nahe am Ufer liegende allerliebste Palmenhaine durch Ferngläser zu betrachten.

Ein besonderes Vergnügen gewährte es, kleine Münzen ins Wasser zu werfen, welche, ehe sie den Boden erreichten, von den wie Enten um das Schiff schwimmenden Eingeborenen wieder herausgeholt wurden. Die Geschicklichkeit dieser Naturkinder im Schwimmen und Untertauchen war außerordentlich. Oft gab es urkomische Scenen, wenn mehrere von ihnen sich auf einmal aus ihren schaukelnden Canoas nach einer ins Wasser fallenden Münze in die See stürzten, untertauchten und um den Fang balgten. Die Damen lachten recht herzlich über diese mit poetischer Grazie sich im Wasser umhertummelnden dunklen Jünglinge, und mancher Dime fiel von zarter Hand ganz nahe an der Schiffswand ins Wasser, damit eine wißbegierige Schöne diese schlanken Gestalten mit dem Ideal eines Leander oder Lord Byron genauer vergleichen könnte. Unbekümmert um Haifische schwammen diese braunen Jünglinge stundenlang in der offenen Bai umher, mit einer Ungezwungenheit, als wären sie im Wasser großgezogen, was des Verfassers ehemaligen Stolz als Schwimmkünstler bald bis auf tief unter Zero abkühlte.

Ehe wir wieder in See gingen, beförderte man eine Partie Schlachtochsen auf die bequeme Weise ans Schiff, daß sie, an Stricken hinter den Booten herschwimmend, vom Lande herüberbugsirt wurden. Am Dampfer wurden sie vermittelst starker um die Hörner gewundener Taue mit einer Winde langsam an Bord gehißt. Diese Luftreise schien den armen Ochsen, nach ihren zappelnden Geberden und wild rollenden Augen zu urtheilen, nichts weniger als angenehm zu sein.

Um sieben Uhr Morgens endlich ward der Anker gelichtet und schnell ging's wieder hinaus ins Meer, wo wir in derselben Weise wie früher Angesichts der gebirgigen Küste hinfuhren. Gegen Mittag brauste der stattliche Dampfer „St. Louis“, von San Francisco kommend, uns vorbei und tauschte mit Böllerschüssen und dreimal aufgezogener Fahne Grüße mit uns aus, indeß die beiderseitigen Passagiere der Dampfpaläste mit Schwenken von Hüten und Tüchern sich bewillkommneten. Am Abend hatten wir das Schauspiel des prächtigsten Sonnenunterganges, den ich je in meinem Leben sah, selbst solche, die ich in der Schweiz gesehen, nicht ausgenommen.

Von solchen Naturschönheiten kann man sich in den farbenärmeren nördlichen Breiten kaum eine Vorstellung machen. Fast eine volle Stunde erglänzte der ganze westliche Himmel, vom Horizonte bis zum Zenith, wie vergoldet. Als die Sonne ins Meer sank, folgten und drängten sich großartige Wolkengebilde im herrlichsten Farbenschmucke, bald tief erglühend, wie feurige Bastionen, bald in rosigen Tinten, schwebenden Gärten ähnlich. Dabei funkelte das ganze vor uns liegende Meer wie flüssiges Gold, und rechts schlossen die mexicanischen Hochgebirge das Panorama mit schwarzglänzendem Rahmen, — ein Schauspiel, welches sogar die prosaischen Amerikaner zur Bewunderung hinriß. Und als dann die Nacht hereinbrach, die laue Tropennacht mit ihrem unnennbaren Zauber, wir Deutsche uns auf hohem Verdeck zusammenschaarten und „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“ und andere vaterländische Gesänge im Chor erschallen ließen, da fehlte Einem nichts, gar nichts, als eben ein bekanntes, liebes Gesicht aus der Heimath, Jemand, mit dem man diese Herrlichkeiten zusammen genießen könnte.

Während so unser stolzer Renner unermüdet über den glatten Spiegel des Großen Oceans immer Angesichts der Küste dem Goldlande entgegeneilte, verging die Zeit schnell, und bereits am nächsten Sonntage, dem siebenten Tage, seit wir Panama verlassen, näherten wir uns wieder dem Lande, und erspähten gegen die Mittagsstunde den breiten, weißen Felsen, der die Einfahrt in den mexicanischen Hafen von Manzanilla bezeichnet, in den wir bald darauf einliefen.

Dieser offene Hafen, an einer den Stürmen ausgesetzten Küste, gewinnt seine Bedeutung durch die weiter im Lande liegenden reichen Silberminen von Colima, deren Schätze von hier aus verschifft werden. Der in der Nähe der Stadt Colima liegende bedeutende thätige Vulcan gleichen Namens war wegen der ihn verdeckenden Wolkenschichten für uns leider nicht sichtbar. Feuerspeiende oder rauchende Berge sahen wir auf der ganzen Reise keine, obwohl wir oft danach ausspähten. Nur bei ganz heller Luft sind sie vom Meere aus sichtbar.

Die Gegend um Manzanilla sah, vom Schiffe aus betrachtet, schrecklich öde aus. Alle Vegetation auf den umliegenden Bergen war verbrannt und der Boden schien sandig und felsig. Trinkwasser, erzählte man uns, müsse auf Packthieren aus einer Entfernung von zehn englischen Meilen herbeigeschafft werden. Da die Stadt wegen des Krieges von Räubern unsicher gemacht wurde, und es außerdem dort sehr ungesund sein sollte, so erlaubte unser Capitain Niemandem, ans Land zu gehen. Doch hatten wir Gelegenheit, die Elite der Mexicaner an Bord des Dampfers zu bewundern, wo sie in weiten an der Seite aufgeschlitzten Beinkleidern und breiten Sombreros, mit ellenlangen Messern und großen Pistolen im Gürtel, schaarenweise in Gesellschaft ihrer recht hübsch und keck aussehenden Señoras und Señoritas auf und ab stolzirten.

Während wir im Hafen lagen, brachte ein amerikanisches Kriegsschiff als Prise einen unternehmenden Yankee-Schooner ein, der beschäftigt gewesen, das Wrack des ungefähr fünfzehn englische Meilen nordwestlich von Manzanilla gestrandeten californischen Dampfers „Golden Gate“ zu plündern, eine recht profitable Beschäftigung, da noch etwa 800,000 Dollars in Gold dort im Meere begraben lagen. Gegen Abend fuhren wir weiter und passirten bei Sonnenuntergang das Wrack jenes unglücklichen Goldschiffes, von dessen stolzem Bau nur noch eins der Räder und ein Theil der Maschinerie auf einem von der Brandung gepeitschten Felsenriffe zu sehen waren. Bei stürmischem Wetter soll die Brandung an dieser offenen von Felsen umgürteten Küste wahrhaft Entsetzen erregend sein, und selbst bei ruhiger See, wie wir sie hatten, spritzten die schäumenden Wogen haushoch an den Felsen empor.

Der Brand und das Stranden des Oceandampfers „Golden Gate“ an dieser Küste ereigneten sich am 27. Juli 1862 und bilden in der Geschichte der Seedampfschifffahrt eine jener schrecklichen Episoden, welche einen Schrei des Entsetzens durch die ganze civilisirte Welt erschallen lassen. 204 Personen fanden bei jener Katastrophe ihren Tod in den Flammen und Wellen. Von dem mit dem Schiffe gesun-

kenen Schatze von anderthalb Millionen Dollars in Gold wurden in neuerer Zeit bedeutende Summen bei ruhigem Wetter wieder aus dem Meere gehoben.

Unter den Passagieren befand sich eine junge und liebenswürdige Amerikanerin, welche jene Katastrophe miterlebt, wobei ihre Eltern in den Wellen umkamen, und die zu den Wenigen gehörte, welche dabei das nackte Leben gerettet. Die hellen Thränen des in tiefe Trauer gekleideten kaum sechszehnjährigen Mädchens, die außer sich war, als sie jene Stätte des Schreckens wieder erblickte, und die über das einsame Wrack emporstürmende Brandung mit der öden Küste im Hintergrunde machten auf sämmtliche Passagiere einen schauerlichen Eindruck. An diesem Abende war der sonst von Gesang und heiterer Lust belebte große Salon wie ausgestorben und tiefe Stille herrschte in den weiten Räumen des Dampfers, nur unterbrochen von dem monotonen Rauschen der Räder und dem ruhelosen Stampfen der Dampfmaschine.

Aber am folgenden Morgen schon war sie vergessen die ernste Mahnung des Schicksals, wie ein böser Traum, und der alte Frohsinn, welcher unsere Reise bis so weit zu einer sehr angenehmen gemacht hatte, zeigte sich wieder auf jedem Gesichte.

Nur noch 1066 Seemeilen von Manzanilla nach San Francisco — so hatte der Capitain gestern gesagt. 1066, eine Zahl, die mir noch aus der Jugend als berühmte Jahreszahl in der Weltgeschichte in der Erinnerung war, — wie leicht gesagt und doch so viel bedeutend, wenn die Entfernung nach dem ersehnten Goldlande, welche vor Kurzem noch nach 5000 und mehr Meilen gezählt wurde, damit gemeint war! Täglich sahen wir um die Mittagsstunde auf der Schiffstabelle nach, wie viele Meilen der Dampfer in den letzten vierundzwanzig Stunden zurückgelegt, und freuten uns, wenn sich die Entfernung nach unserm Eldorado um ein Ansehnliches mehr, als wir ausgerechnet, vermindert hatte.

Die Berge, welche während der Reise von Panama bis hierher unsere treuen Begleiter gewesen, entfernten sich jetzt zum östlichen Horizonte, und eines schönen Morgens war nichts zu sehen als Himmel und Wasser. Aber sobald wir die Höhe des Caps von St. Lucas, das Südende der Halbinsel von Untercalifornien, erreicht hatten, das seine zerrissenen Ausläufer von Kreidefelsen weit ins Meer hinausschob, blieben die Berge bis nach San Francisco hin wieder bei uns. Die Küste von Untercalifornien sah sehr trübselig aus. Gelbe Dünen begrenzten den Strand, hinter dem sich kahle Berge emporhoben, und von menschlichen Bewohnern, von Niederlassungen oder gar Städten sah man keine Spur.

Das Wetter, welches uns bis so weit außerordentlich begünstigt, ward plötzlich unangenehm kalt und stürmisch, so daß wir eilig unsere Sommeranzüge mit Winterkleidern vertauschten. Die Zahl der Passagiere, welche sich auf dem Verdeck erging, ward zusehends geringer, und die stuhllosen Reisenden, welche dem Wetter trotzten, konnten sich jetzt ungestört in den elegantesten mit Brüsseler Teppich ausgeschlagenen Klappsesseln niederlassen. Eine interessante Unterhaltung während dieser Tage gewährten die Tausende von Meerschweinen — porpoises, zur Familie der Delphine gehörend —, welche stundenlang mit dem Dampfer um die Wette jagten, sich mit den gehörnten Rücken possirlich im Wasser überschlugen und die See oft nach allen Richtungen hin buchstäblich bedeckten, sowie die Quatrillionen kleiner gallertartiger Thierchen, die wie schwimmende Glasbläschen aussahen, von den Matrosen „Alligator Bubbles" genannt, welche sich vom Winde an der Oberfläche des Wassers hin- und hertreiben ließen. Auch mehrere Walfische sahen wir, welche hohe Wasserfontainen emporspritzten, und ein Paar Seehunde, die wahrscheinlich auf einer Entdeckungsreise nach dem Aequator begriffen waren. Ein Schwarm von fliegenden Fischen, wie ich sie in solcher Anzahl noch nie gesehen, welche, wahrscheinlich von Raubfischen verfolgt, sich mit silberschillernden Flossen von Welle zu Welle durch die Luft schwangen, wie ein flacher Stein über das Wasser hinschnellt, wurde mit Jubel begrüßt, und Mancher von uns hoffte, obwohl vergeblich, es möchte einer oder der andere der unbekannten geflügelten Bewohner der salzigen Tiefe auf das Verdeck des Dampfers fallen.

Sobald wir die Küste von Obercalifornien erreicht hatten, wurde das Wetter wieder milde und angenehm, und bebaute Felder und Wohnungen gaben den deutlichen Beweis, daß wir einem civilisirten Lande näher kamen. In Schwärmen kamen die nicht seefesten Passagiere, die meisten von ihnen Damen, mit schmerzlichem Lächeln wieder aus den Kojen hervor, und wurden von uns mehr abgehärteten Seefahrern mit unerbaulichen Beileidsreden begrüßt. Doch bald waren der Groll der Elemente und die ausgestandene beklemmende Angst von ihnen vergessen, und der warme Sonnenschein und die stille See zauberten Rosenblüthen auf die bleichen Wangen unserer Schönen.

Den ganzen Tag über — es war der 6. Juni 1863 — fuhren wir in geringer Entfernung von der Küste hin, die wir eifrig mit Ferngläsern durchspähten und uns an ihrem schmucken Ansehen freuten. In fieberhafter Spannung erwarteten wir die Einfahrt in den Hafen von San Francisco, das sogenannte **Goldene Thor** (golden gate); aber es ward späte Nacht, ehe wir dasselbe erreichten.

Die hohe Pforte in Konstantinopel und ihre Säulen.

Von **Hermann Vambery** in Pesth.

II.

Die Ecksteine der Pforte. — Die Beamten zweiter Classe. — Einfluß der Dienerschaft. — Der Emel Dar. — Geheime Agenten. — Der Kaftan Agasis. — Die Stellung der Tschibuktschis und ihre Verbindung mit den Diplomaten. — Die Kaffeesieder und die Aufseher des Mundvorrathes. — Kahvedschiz und Kilerdschiz. — Die Aufbewahrer der Schuhe.

Nach dem, was wir über die Säulen oder Pfeiler der hohen Pforte sagten, wird es nicht ganz überflüssig sein, etwas auch über die **Ecksteine** der hohen Pforte, nämlich über die sogenannten dienstbaren Geister, als da sind: Schuhaufbewahrer, Pfeifenstopfer, Kaftan- oder heute Oberrockhalter rc., berichten zu wollen. Was für einen Einfluß diese Herren

im Verwaltungssysteme des höchsten türkischen Beamtensitzes haben mögen? So wird mancher meiner europäischen Leser fragen. Hier und da ist wohl einzelnen europäischen Reisenden das Verhältniß der Vertraulichkeit aufgefallen, welches zwischen diesen Leuten und den ihnen entsprechenden Herren besteht. Man hat schon vor alten Zeiten den Unterschied registrirt, der sich in den Verhältnissen zwischen Diener und Bedienten Europas und Asiens kundgiebt. Nun, was früher war, ist auch heute noch, und wir brauchen nicht eben nach besonders exaltirten Ausdrücken und Ideen zu suchen, um das subalterne Dienstpersonal der hohen Pforte als eine Macht zweiten Ranges zu bezeichnen. Unterthänig-dienstfertig in ihren äußerlichen Manieren und Worten, wie sie sind, werden sie in Niemandem die Idee erregen, daß sie, eben diese unansehnlichen Individuen, es seien, welche Herz und Geist, Feder und Börse so manches hochgestellten Paschas oder Efendis mit mehr Kraft dirigiren, mehr Einfluß auf ihn ausüben, als der ganze große Troß seines Weiberpersonals, ja oft sogar mehr, als seine ganze große Familie. So wie die Diener im gewöhnlichen Haushalte des Orientalen oft ein sehr bedeutendes Räderwerk bilden, eben so pflegen sie auf der Pforte bei der Ernennung oder Absetzung eines Beamten, bei der Schlichtung eines größern Processes, ja sogar in mancher wichtigen Staatsangelegenheit ihren Einspruch geltend zu machen.

Der Abendländer wird hier lachen, und vielleicht sogar meine Aussage bezweifeln. Natürlich könnte ich auf viele nicht ganz unähnliche Verhältnisse hinweisen, die bei uns zwischen berühmt gewordenen Kammerdienern und ihren Meistern bestehen oder bestanden haben; doch in Asien, in dem alten, von patriarchalischem Geiste durchwehten Asien sind diese Verhältnisse häufiger anzutreffen und treten auch in groteskeren Farben hervor. Die steten Zänkereien und Wirren im Innern des Harems, die verschiedenen Intriguen der Weiber sind oft Ursache, daß dem Hausherrn jener Theil seines Hauses, den man mit dem Ausdrucke Familie zu bezeichnen pflegt, bald überdrüssig und zuwider wird; um nun diesem Sitze ewiger Plackereien wenigstens auf kurze Zeit zu entgehen, flüchtet er sich in den zweiten Theil seines Hauses, in das Selamlik, Männergemach. Langeweile oder Verlassenheit zwingen ihn, sich auch hier einen Lebensgefährten zu suchen, und da der Diener im Allgemeinen im Osten nicht eben als eine Maschine, sondern als Freund angesehen wird, so findet die Annäherung zwischen ihm und dem Herrn auch leichter statt. Leider sind es — was nicht nur in der Türkei, sondern auch in ganz Asien der Fall ist — die Bande einer elenden, schmutzigen Leidenschaft, die den Freundschaftsknoten hier und da befestigen, und die übrigens selbst dem alten classischen Griechenland nicht fehlten. Genug an dem! Der kluge, biegsame Diener schwingt sich in erstaunlich kurzer Zeit zur höchsten Gunst bei seinem Herrn empor. Mit der Jahre Zahl vermehrt sich das gegenseitige Verhältniß; nach zehn Jahren wird er Emek Dar genannt, d. h. einer, der Mühe ertrug; er wird als zur Familie gehörig betrachtet, und einen Emek Dar ohne Mittel in die Welt hinauszustoßen, gilt beinahe so viel, als ein schutzloses Kind in die Fremde zu schicken. Natürlich hat es mich stets befremdet, wie diese zumeist aus Anatolien stammenden dienstbaren Geister, die, außer der äußerlichen Form der Stambuler Civilisation, vom Westen, vom Staatsleben im Allgemeinen, von der Diplomatie, von der Verwaltung u. s. w. nicht den mindesten Begriff haben, — wie diese Leute, die oft des Schreibens und Lesens unkundig sind, bei ihrem durch und durch gebildeten Herrn sich geltend zu machen, geschweige denn zum Rathgeber sich aufzuwerfen im Stande sind! Ja diese Schwäche, denn nur so kann dieser schlecht aufgefaßte Humanitätsbegriff betitelt werden, kann mancher bedeutenden Notabilität der Türkei zum Vorwurfe gemacht werden. Die Entschuldigung, daß Mutterwitz und orientalischer Scharfsinn bei ihnen den Mangel am Wissen ersetzen, hat sich mir oft als seicht erwiesen. Da sie nun de facto Alles, nur nicht Diener sind, und wie oben erwähnt, auf die Angelegenheiten der Pforte einen beträchtlichen Einfluß ausüben, so wollen wir auch sie ihrem Range nach vorstellen.

In die erste Kategorie gehören die Karakulak, eine Art geheimer Agenten der Großvezire, und die Kaftan Agasis. Erstere gehören, wenn sie auch einen gewissen Grad officiellen Charakters einnehmen, dennoch zur Dienerschaft. Ihr Herr gebraucht sie bei geheimen Missionen, sei es im Kreise der Pforte, sei es an die außerhalb derselben wirkenden Beamten. Sie sind zumeist an Jahren und Erfahrung reiche Leute, und wenn sie auch nicht die Erlaubniß haben, sich einen Bart wachsen zu lassen, was auf ihren Diener- oder Abhängigkeitsstand hinweist, so zeigen sie bei ihrem Erscheinen, wenn auch gegenüber den höchsten Beamten, immer einen auffallenden Grad von selbstbewußter Größe. Der sie empfangende Pascha oder Efendi wird stets bedacht sein, in ihrer Individualität die Macht ihres Vorgesetzten zu schätzen. Das Verhältniß dieser gefürchteten Diener zur Beamtenwelt ist wirklich sonderbar. Der Kaftan Agasi ist ebendasselbe im Privatleben, was der Karakulak im officiellen. Bei Muschiren und sonstigen höheren Beamten sind diese aus der Reihe der Emek Dar genommen, manchmal haben auch innigere Verhältnisse Herr und Diener verbunden. Die Welt kennt diese, und jeder, der sich beim Pascha eine günstige Aufnahme verschaffen will, darf es nicht unterlassen, das Wohlgefallen des Kaftan Agasi sich zu erwerben. Der höhere Efendi wird ihn mit auffallender, seiner Stellung gewiß nicht geziemender Freundschaft behandeln, die niederen Efendi müssen ihm sogar mit Höflichkeit begegnen, und ein Piude Kiatib (d. h. Schreiber zu Fuß, wie die niedrigste Classe der türkischen Beamten genannt wird) ist ihm oft verpflichtet, Respect zu zollen. Ja der Kaftan Agasi ist ein großer Mann! Sei es aus Gedächtnißschwäche, sei es Nonchalance, genug, man behauptet, daß ein hochgestellter Beamter aus irgend einem Grunde nicht alle Welt in seinem Gedächtnisse aufbewahren könne. Wer ist dieser? Was war er? Was will er? Das sind Fragen, deren Ermittelung dem Kaftan Agasi obliegt, und da sein Herr ihm unbedingten Glauben schenkt, so hängt die Introduction, die Empfehlung in Vielem, wenn nicht im Ganzen von ihm ab. Es ist wahrlich das nicht besonders empfehlend für die türkische Beamtenclasse; leider ist es aber vom Felde der Thatsachen nicht wegzuleugnen, und es ist kaum denkbar, sich einen Vezir ohne einen einflußreichen Kaftan Agasi vorzustellen.

Wir steigen eine Stufe niederer, und wir begegnen hier dem Tschibuktschi, diesem Ganymedes der türkischen Taback-Ambrosia; diesem von der türkischen Schmauch- und Ruhlust unzertrennlichen Individuum, ja diesem bereitwilligen Schatten, der jedem auf Würde, Reichthum und Achtung Anspruch machenden Efendi getreulich auf dem Fuße folgt. Vom frühen Morgen bis zur späten Abendstunde weicht der Tschibuktschi nicht von der Seite seines Herren; dieser mag zu Hause arbeiten, Gäste empfangen, freundschaftlichen oder officiellen Angelegenheiten obliegen; er mag auf den Bazar, die Promenade, ins Bad oder wo immerhin sich begeben, er mag auf der Pforte hinter einer Barricade angehäufter, officieller Depeschen oder im geheimen Staatsrath sitzen, ja überall, überall hin begleitet ihn sein Tschibuktschi. Wird es uns daher Wunder nehmen, wenn auch er eine bedeutende Dosis von dem Zutrauen seines Herrn sich erworben hat? Das lange Pfeifenrohr in der einen, die als Unterlage gebrauchte

Messingtasse in der andern Hand haltend, durchschreitet er kühn den Amtssalon, und während er niederhockend Pfeife, Feuer und Tasse darreicht, hängt sein Ohr sehr oft an dem Gegenstande so mancher debattirten Frage. Manchmal (da sein Aufenthaltsort nahe dem Vorhange genannter Localität sich befindet) pflegt er auch sein Ohr auf verbotene Plätze hinzuneigen; er horcht und hört nach Herzenslust, und ist also zuerst im Besitze der wichtigsten Staatsangelegenheiten und Neuigkeiten; er weiß es am allerfrühesten, besonders wenn er beim hohen Rathe aufwartet, wer zum Gouverneur jener Provinz, zum Gesandten an jenem Hofe, zu dieser und jener Mission erkoren wurde u. s. w. und wenige von diesen Tschibuktschis sind es, die ihre derartigen Kenntnisse nicht zu verwerthen wissen. Die Tschibuktschis der hohen Pforte sind die wandelnden Zeitungsorgane. Solche Tschibuktschis, die nicht so gute Abnehmer haben, als die Dragomane sind, pflegen ihre Waare unter einander zu vertauschen. Das gegenseitige Rapportiren schafft unter ihnen einen gewissen Grad von Verbindlichkeit, so zwar, daß die am Medschlis i Ahkiame Adlie Bediensteten z. B. mit denen auf dem Hohen Rathe oder am Ministerium des Aeußern gern einen Tauschhandel unternehmen, und nur selten ereignet es sich, daß ein Tschibuktschi von einem höhern Kalem mit dem Standesgenossen eines untern Kalems in Verbindung steht. Die Jagd nach Neuigkeiten ist für manche unter ihnen eine Quelle des reichsten Gewinnes, und die Manier, mit welcher sie ihre Waare absetzen, hat mich oft in Verwunderung versetzt.

Die meisten, namentlich die älteren stehen in gewisser Relation mit den europäischen Gesandtschaftsdolmetschern zweiten und dritten Ranges. Diese Herren, diese wandelnden Popanze europäischen Einflusses auf der Pforte, die mit unaussprechlich stolzem Gebahren, mit ihren Spazierstöckchen fuchtelnd, in den verschiedenen Büreaus einherwandeln, die der Aeußerlichkeit nach sich gewiß ein größeres Ansehen geben, als das gekrönte Haupt ihres accreditirten Chefs, sind oft auf einem Seitensprunge en passant mit dem Tschibultschi im vertraulichsten Gespräche anzutreffen. Der lorgnettirende türkenfresserische Stutzer macht dem türkischen Pfeifendiener recht nette Bücklinge, Kratzfüße u. s. w., er verwickelt sich in ein tiefes Gespräch, erfährt auch das Eine und das Andere, zahlt gleich comptant durch ein Präsentchen aus, und kaum hat er nun in vorherbeschriebener Weise die Pforte verlassen und ist eben nach Pera zurückgekehrt, als auch schon der Telegraphendraht diesem oder jenem Regenten die Frucht seines traulichen Umganges mit dem Tschibuktschi berichtet. Viele wichtige Neuigkeiten werden zuerst, sei es auf den Gesandtschaften, sei es in den Büreaus der telegraphischen Correspondenz, auf diese Weise bekannt! Der officielle Bericht folgt erst mehrere Tage darauf. Und nachdem es so nun ist, wird man es uns wohl verargen können, daß wir die Tschibuktschis in ein so wichtiges Licht gestellt haben? — — Außer dieser Neuigkeitskrämerei sind sie, mit den Kaftan Agasis in Gemeinschaft, sehr häufig Werkzeuge zur Vollführung von Intriguen, zur Arrangirung manch schwieriger Differenzen. Manchmal giebt der Tschibuktschi Ursache zur Beschleunigung oder Verzögerung irgend eines Beschlusses. Da er die Torba (den Sack der Acten oder das Portefeuille in der Türkei) nach Hause nimmt, dann Abends die betreffenden Stücke seinem Herrn unterbreitet, so kann man es wohl türkischer Nonchalence und Zerstreutheit verzeihen, wenn die eine Pièce etwas früher, die andere etwas später Erledigung erhält. Manchmal sind der Chef und der Tschibuktschi zusammen zerstreut, wie ich davon mehrere Beispiele kenne, und es ist auch dann keine Seltenheit, daß ein hochwichtiges Actenstück von der Torba, deren erster Platz bei der Ankunft nach Hause die Tabackskammer ist, sich in den Tabackskasten, hier und da sogar in den Koffer des Dieners unter seine Schmutzwäsche u. s. w. verirrt. Wem das Glück günstig ist, der kann, wenn er die Lampe der Spenden anzündet, seine verlorene Sache sich suchen lassen; wem aber nicht, der muß den Proceß aufs Neue beginnen.

Sind also die Tschibuktschis nicht in der That sehr wichtige Leute?

Mit den letztgenannten Individuen in Verbindung stehen die Kahvedschiz, Kaffeesieder, und Kilerdschiz, Aufseher des Mundvorrathes, von denen je ein Paar jedem Kalem beigegeben ist. Je vornehmer der Kalem, desto einflußreicher sind auch die betreffenden dienstbaren Geister, desto größer ist auch ihre Ernte. Der monatliche Conto wird im Vereine mit den Tschibuktschis gemacht; denn obwohl im Allgemeinen zu Hause gefrühstückt wird, so pflegt doch Naschlust oder hier und da dringende Arbeit zur Einnahme einer Erfrischung auf der Pforte zu bewegen. — Kahvedschiz und Kilerdschiz sind für die unterste türkische Volksclasse dieselbe Größe, die der Tschibuktschi für unsere Dolmetscher und andere Beamte ist. Ihnen ist letzterer nicht zugänglich und wenn ein armer Bauer oder Handwerker etwas ermitteln will, so kann er dieses nur, wenn die letztgenannten Diener ihn durch den Tschibuktschi beim Efendi oder Pascha empfehlen. Zuletzt verdienen noch erwähnt zu werden die Thürsteher oder Pförtner auf den verschiedenen Eingängen zur hohen Pforte, die das Ueberwachen der Aus- und Eingehenden auf sich haben, und dann auch die nicht minder wichtige Function, die Oberschuhe eines jeden eintretenden Beamten in Beschlag zu nehmen und ihm solche bei seinem Weggehen wieder vor die Füße auf die Schwelle zu stellen. Nach der ursprünglichen Einrichtung sollte jeder Eintretende bei den verschiedenen Eingängen seine Oberschuhe zurücklassen; heute thun dieses jedoch nur die ärmeren Volksclassen und die unteren Efendis. Die vornehme Welt und die höheren Beamten, die zu Pferde oder Wagen kommen, pflegen sich der Oberschuhe vor ihren betreffenden Kalems zu entledigen. Die obere Fußbekleidung der Besucher der Pforte, deren Zahl sich nicht selten auf mehrere Hunderte beläuft, ist daher unter einige Thürsteher getheilt. Dabei bleibt und ist es eine überraschende Erscheinung, wie ein und derselbe Kapidschi oft hundert ja hundertfünfzig Oberschuhe ohne numerirte Kartenausgabe in Beschlag nimmt, und diese dann ohne sie zu vermischen wieder später dem betreffenden Eigenthümer zurückgeben kann. Der Schuhaufbewahrer kennt nicht nur die Persönlichkeit des Uebergebers, den er nur einmal gesehen hat, sondern er wird Stand, Beschäftigung und Abkunft des Eintretenden sogleich aus der Form seiner Oberschuhe, aus der Art und Weise, wie diese abgelegt werden, erkennen. Einer hochgestellten Person eilt er beim Eintritte entgegen, bückt sich, damit sie sich während des Schuhabnehmens auf seine Schulter stützen könne. Der Rang des Efendi, oder besser gesagt die Quantität des monatlichen Bachschischs bestimmt die Hast, mit welcher er die hülfreiche Hand herstreckt, und wenn so mancher Kiatib über den am Eingange versammelten Oberschuhhaufen noch so stolz einherstolpert, mit seinen Blicken dem Schuhaufbewahrer noch so dringende Befehle ertheilt, so wird man an dem Gebahren des letztern doch bald erkennen, wie es um den türkischen Dandy bestellt ist. Einfluß haben die Schuhaufbewahrer fast gar nicht; es ist nur die Nachricht über die Ankunft des einen oder andern Beamten, über die Zeit seiner Entfernung, die man von ihnen verlangt.

Aus allen Erdtheilen.

Die skandinavischen Runen am Potomac.

Wir wollen in Bezug auf dieselben an die Mittheilungen erinnern, welche wir Bd. XII, S. 125 gaben. Der dänische Naturforscher E. Raffinson, so meldete zunächst die zu Washington erscheinende „Union", deren Aufsatz in viele andere Blätter überging, fand im Juni 1867 an den Wasserfällen des Potomac eine Inschrift, welche in einen Fels mit Navockrunen eingegraben war; in der Nähe wurden Menschenzähne und Bruchstücke von Menschenknochen, dann auch Schmucksachen von Bronze und zwei byzantinische Münzen gefunden. Die dort begrabene Person ist nach der Inschrift Suasu, eine Isländerin, Wittwe Koldr's, Schwester Thorgr's, und die Inschrift trägt die Jahreszahl 1051. Bei der Ausgrabung der Sachen und dem Copiren der Inschrift waren zugegen der Geolog Lequeureur und Professor Brand aus Washington, sodann Dr. Boyce aus Boston. Die Funde wurden im Museum der Smithsonian Institution zu Washington niedergelegt.

An und für sich hatte die Nachricht gar nichts Unwahrscheinliches, denn daß die Skandinavier bis südlich vom Potomac und der Chesapeakebay gekommen sind, weiß Jedermann. Die Amerikaner haben in Bezug auf Alterthümer manchen Humbug getrieben, der uns wohl bekannt ist. Wir erinnern nur an die sechs mit Inschriften versehenen Kupferplatten, die in einem Hügel bei Kinderhook, County Pike, in Illinois gefunden wurden. Späterhin erfuhr man, daß der Schmied des Dorfes sich eine Mystification erlaubt habe. Aus dem berühmten Mound am Grave Creek forderte man einen Stein zu Tage, dessen Inschrift drei parallele Linien hatte. Die Gelehrten hielten 4 Buchstaben derselben für griechisch, 4 für etruskisch, 5 runisch, 6 altgallisch, 7 altpersisch, 10 phönicisch, 14 altbritisch, 16 für celtiberisch, und kein geringerer Mann als der berühmte dänische Alterthumsforscher Rafn pflichtete dieser Ansicht bei. Der nicht minder berühmte Jomard in Paris fand sogar Spuren von afrikanischen Alphabeten und damit stimmte der Engländer Hodgson überein. Man erging sich in ausschweifenden Vermuthungen über eine Inschrift, die schon bei dieser äußersten Buntscheckigkeit der verschiedensten Alphabete als ein unmögliches Monstrum erscheinen mußte. Bald nachher war von diesem Steine, der ein modernes Fabrikat ist, keine Rede mehr; er kam in den Besitz eines Privatmannes zu Richmond in Virginia. Es giebt aber auch echte Steinplatten mit Figuren, z. B. jene, die in einem Hügel bei Cincinnati gefunden wurden.

Wir sind also mit dem Humbuggen der Amerikaner wohl bekannt (Karl Andree, Nordamerika, S. 313). Skandinavische Runen am Potomac können echt sein; an und für sich spräche nichts dagegen. Auch ist der Inhalt derselben recht geschickt erklärt. Von Seite der oben genannten Männer ist, so viel wir wissen, kein Zweifel gegen den Fund und dessen Echtheit erhoben worden. Wer die Methode des amerikanischen Aufpuffens kennt, wird sich eines solchen nicht erwehrt haben. Hier waren aber ganz bestimmten Angaben und Namen, und da die Funde im Smithsonian Institute niedergelegt worden sind, auch die Möglichkeit gegeben, daß es sich um eine echte Inschrift handle. Interessant war die Sache jedenfalls.

Wir erhalten nun von einem in skandinavischen Dingen sehr erfahrenen Gelehrten, Herrn J. Mestorf in Hamburg vom 26. Januar eine Zuschrift, aus welcher wir das Wesentliche mittheilen wollen.

„Der Fund hatte auch mich im vorigen Sommer sehr interessirt (Herr M. ist eben jetzt mit Forschungen über die Sagas eingehend beschäftigt). Desto willkommener war mir der Besuch eines seit zwanzig Jahren in Chicago ansässigen Freundes, welcher im Begriffe stand, dorthin zurückzukehren. Er erzählte mir, daß bei seiner Anwesenheit in Washington (im Juni oder Juli) auf den Straßen und in den Hotels Zettelchen ausgetheilt worden seien, die, nebst einer Abbildung des Potomac-Steines, eine dringende Aufforderung an das Publicum enthielten, sich aufzumachen, um die Rarität an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen."

„Ich bat den Freund, Erkundigung über den nähern Fundbestand einzuziehen, am liebsten aber eine photographische Abbildung zu schicken, was derselbe, da er seinerseits nicht wieder über Washington reiste, durch einen Freund zu besorgen versprach. Vor einigen Wochen erhielt ich wirklich den Brief des in Washington wohnenden Freundes, aus welchem ich Nachstehendes copire:

Washington, 13. November 1867.

— — Sie können (— wir übersetzen das englische Original; Red. —) Ihrem Freund in Hamburg mittheilen, daß die Entdeckung eines alten Monumentes oder Steines, aus welchem hervorgehe, daß Amerika durch Skandinavier besiedelt worden sei — ein Monument, das am Potomac gefunden worden sein soll — lediglich Humbug ist. Einige unternehmende Individuen wünschten die Aufmerksamkeit auf eine gewisse Oertlichkeit in der Nähe des Navy Yard zu lenken. Deshalb wurde ein Stein gefunden, und eine Inschrift in denselben gemacht. Alle Welt ging hin, um denselben zu sehen, aber Jedermann kam auch mit der Ueberzeugung zurück, daß man ihn zum Besten gehabt habe. Die Geschichte fand ihren Weg in die Zeitungen und ist wahrscheinlich auch in Europa mitgetheilt worden. Ich wies Ihren Brief einigen gelehrten Freunden, die mit der Presse in Verbindung stehen, und sie lachten herzlich darüber. Einer derselben sagte: Wenn man solch einen Stein gefunden hätte, wie sehr würde das die Welt in Aufruhr bringen; Columbus wäre dann ein Betrüger." (— Dieser „gelehrte" Amerikaner von der Presse ist also solch ein Ignorant, daß er von der Anwesenheit der Skandinavier, die 500 Jahre vor Columbus ihr Vinland, Markland, Helluland und Hvitramannaland hatten, nichts wußte! Red. —)

Herr Mestorf bemerkt dazu: „Der Umstand, daß das Publicum zur Besichtigung des Steins an Ort und Stelle eingeladen wurde, da dieser doch sofort in das Museum zu Washington gebracht wurde, stimmt (nicht) zu dem Inhalte des Briefes. In keinem Falle konnte die 1117 gestorbene fünfundzwanzigjährige Suasu eine Tochter des Snorro Thorfinnson sein, da dieser 1010 als dreijähriges Knäblein mit den Eltern nach Grönland zurückkehrte. Die unbegreifliche Unwissenheit der „gelehrten Freunde" in Betreff der skandinavischen Ansiedelungen in Nordamerika macht den Werth obiger Mittheilung zweifelhaft, doch glaubte ich, sie Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen, da möglicherweise Sie selber sich für diesen in der That merkwürdigen Fund interessiren, oder von anderer Seite darüber um Auskunft gebeten werden konnten. Aus der Smithsonian Institution werden wir hoffentlich erfahren, was Wahres an der Sache ist."

Der Riesenvogel Moa auf Neuseeland.

Es ist zweifelhaft, ob noch lebende Exemplare desselben vorhanden sind. Jüngst soll er wieder gesehen worden sein und zwar im Dunstanbezirke. Ein Goldgräber berichtet, daß er etwa sechs Wochen lang in der Nähe des Nordpoles — so bezeichnet man einen Minendistrict auf Neuseeland — gearbeitet habe. Am 27.

Juli, 4 Uhr Nachmittags, saß er nebst seinen Gefährten vor der Thür seiner Hütte und rauchte Taback. Da gewahrte er auf der gegenüberliegenden Hügelreihe ein großes Thier und sofort erkannte er in demselben einen Moa. „Der Vogel war in gerader Linie wohl eine Mile von uns entfernt, wir konnten aber bei dem vollkommen klaren Wetter jede seiner Bewegungen erkennen. Er nahm große Schritte und ging etwa in der Weise eines Straußes oder Emu einher. Nachdem wir ihn wenigstens volle zwei Minuten beobachtet hatten, verschwand er auf der andern Seite des Hügels, gen Westen, nach Rokomai hin. Seine Größe kann ich, wegen der beträchtlichen Entfernung, nicht genauer bestimmen. Am andern Morgen gingen wir nach jenem Hügel und fanden die Fußspuren im Schnee, auf den übrigens während der Nacht eine Lage frischen Schnees gefallen war. Ich weiß wohl, daß manche Leser diesem Berichte keinen Glauben beimessen und ihn mit den Angaben über die Seeschlange auf gleiche Linie stellen werden; für mich unterliegt es aber jetzt keinem Zweifel mehr, daß noch lebendige Moas vorhanden sind."

Wir nehmen bei dieser Notiz Veranlassung auf das Capitel hinzuweisen, welches Ferdinand v. Hochstetter über „Kiwi und Moa, die flügellosen Vögel Neuseelands", seinem musterhaften Werke: „Neuseeland" (Stuttgart, Cotta 1863) S. 437 ff. einverleibt hat. Es sind wieder einmal Deutsche: die Herren v. Hochstetter und Dr. Haast, welche den Engländern die beste Beschreibung einer ihrer wichtigsten Colonien geliefert haben.

Die Zahl der sogenannten Riesenvögel (Proceri) ist gering. Sie sind gewissermaßen die Pachydermen unter den Vögeln und vertreten namentlich auf den beschränkten Territorien der Inseln auf der südlichen Halbkugel, die zu klein sind, um große Säugethiere zu ernähren, auch die Stelle derselben. Wo sie mit den Menschen in Berührung kommen, sterben sie rasch aus. Man kennt im Ganzen nur zwölf lebende Species, nämlich: zwei, vielleicht drei Straußarten in Afrika; drei Casuararten (darunter der erst 1858 entdeckte Muruk, Casuarinus Bennetti, auf Neubritannien); zwei verschiedene Arten Emus (ein ost- und ein west-australischer); drei Arten Rhea in Südamerika und drei oder vier Arten Kiwi (Apteryx) auf Neuseeland. Unter allen ist der afrikanische Strauß der größte.

Marco Polo erzählte vom Riesenvogel Ruc auf Madagaskar. Man hielt seine Angaben für fabelhaft, bis Eingeborene von Madagaskar nach der Insel Mauritius kamen, um Rum zu kaufen. Als Gefäße brachten sie Eier mit, deren jedes so groß war wie 8 Straußeneier oder 135 Hühnereier und 2 Gallonen faßte. Derlei Eier, so erzählten sie, würden manchmal im Kehricht gefunden; auch den Vogel sehe man bisweilen. Auch darüber walteten noch Zweifel ob, bis 1851 aus einem Erdsturz in Madagaskar ein solches Ei nach Paris kam. Dasselbe hat 2¾ Pariser Fuß Umfang und 10½ Liter Inhalt. Nun ist aus Marco Polo's Vogel Ruc der Aepiornis maximus geworden, und von seinem Ei befinden sich in den verschiedenen Sammlungen Europas Gypsabgüsse; Knochenfragmente sind im Britischen Museum. Ob der Vogel lebt, ist noch unentschieden; die Eingeborenen behaupten, daß er in den tiefsten Wäldern noch vorkomme.

Auf den maskarenischen Inseln lebte der Dodo oder Dronte (Didus), der Einsiedler (Pezophaps) und ein anderer größer als beide. Alle drei sind ausgestorben; daß die beiden ersteren noch im 16. und 17. Jahrhundert in großer Anzahl auf Mauritius, Reunion und Rodriguez vorhanden waren, ist geschichtlich erwiesen; 1638 wurde ein lebender Dronte in England gezeigt.

Auf Neuseeland fand man von dieser Vogelfamilie Zwergformen wie man sie bisher nicht gekannt, und Riesenformen wie man sie nur geahnt hatte. Im Jahre 1812 kam der erste Balg eines neuseeländischen Kiwi nach Europa; er wurde erst 1833 beschrieben als Apteryx australis. Er ist kaum größer als ein Huhn, ohne Flügel und ohne Schwanz, mit vierzehigem Fuß und langem schnepfenartigen Schnabel, am Körper mit langen, haarartigen, braunen Federn bedeckt. Der Kiwi ist nur in der Nähe der menschlichen Niederlassungen gänzlich ausgerottet; in den Urwäldern der unzugänglichen Gebirgsgegenden lebt er noch heute in großer Anzahl. Mit dem Vordringen des Menschen verschwindet er rasch. Es kommen mehrere Species desselben vor, welche Hochstetter (S. 442 bis 446) beschrieben hat.

Die Moas sind wahre Riesenvögel, die wir nur aus Knochenüberresten kennen; das erste Fragment kam 1839 nach London; es glich an Stärke einem Rindsknochen. Späterhin brachte man mehrere nach Europa und Owen construirte dann daraus die Riesenfüße von Dinornis giganteus, über 5 Fuß hoch, die auf einen Vogel von wenigstens 9 Fuß 4 Zoll Wiener Maaß schließen lassen; nach Owen bis zu 10 Fuß 6 Zoll englisch, während Thomson auf Vögel von 13 bis 14 Fuß Höhe schließt. Dies ist die bei weitem riesigste Form aller bekannten Vögel; die Tibia, das Schienbein, allein mißt 2 Fuß 10 Zoll! Man kennt jetzt bereits 12 bis 14 verschiedene Arten von Moas, die man aus den Knochenresten construirt hat; die vierzehige Art wird als Palapteryx bezeichnet. Auch Eierschalenbruchstücke sind aufgefunden worden. Hochstetter hat eine reiche Sammlung von Moaknochen zurückgebracht; sie befinden sich in der geologischen Reichsanstalt zu Wien; er giebt auf S. 455 f. die verschiedenen Fundstätten an. —

Wie, wo und wann haben diese Vögel gelebt und welches sind die Ursachen ihres Aussterbens? Sie bevölkerten die Ebenen und Thäler und hatten ihre Zufluchtsstätten im Wald und in Höhlen; sie nährten sich vorzugsweise von Vegetabilien, namentlich Farrnwurzeln. Sie gehörten der jetzigen Erdepoche an. Sie lebten noch in großer Anzahl als die neuseeländischen Inseln von den Maoris bevölkert wurden „und die letzten Reste der merkwürdigen Vogel sind wahrscheinlich erst vor wenigen Generationen verschwunden." Hochstetter glaubt nicht an die Aussagen derer, welche in unseren Tagen den Moa gesehen haben wollen. „Läßt sich," sagt er, „auch die Möglichkeit nicht leugnen, daß in den noch völlig unbekannten Gebirgsgegenden im Südosten der Nordinsel und im Südwesten der Südinsel noch einige letzte Mohikaner des Riesengeschlechts bis heute ihr Leben fristen mögen, so ist es doch auffallend, daß man in den großen, gänzlich unbewohnten Gebieten der Alpen in den Provinzen Nelson und Canterbury nirgends zuverlässige Spuren gefunden hat. Meine Ansicht ist, daß die großen Arten wirklich ganz ausgestorben sind. Sie gingen im Kampf um das Dasein unter, hauptsächlich durch die Hand des Menschen."

Nordamerikanische Zustände im Anfange des Jahres 1868.

In den Vereinigten Staaten gewinnt endlich, nach Verlauf von fast sieben Jahren, der gesunde Menschenverstand wieder die Oberhand. Es war auch die allerhöchste Zeit, daß dem unheilvollen Treiben einer „tyrannischen, freiheitsmörderischen Partei" entgegengetreten wurde. Nie hat ein Land unter dem Namen der Freiheit ärgere Mißhandlung, nie der weiße Mensch einen schwereren Druck zu ertragen gehabt, als in jenen Republiken der Fall war und noch ist. Der Nothschrei aller Blätter, welche nicht der destructiven herrschenden Partei angehören, wird immer lauter. Hören wir einige Stimmen, zunächst den „Newyork Herald" (27. December 1867), welcher außerhalb der Parteien steht.

„Die Lage des Landes in Bezug auf Finanzen wie auf Politik und dann auch in Bezug auf die moralischen Verhältnisse erscheint in hohem Grade beunruhigend. Der große Kriegscarneval mit seinen Jahresausgaben, die sich für jede zwölf Monate auf 600- bis 700,000,000 Dollars beliefen, ist zu Ende. Jetzt soll die Rechnung bezahlt werden und nun empfinden wir den ungeheuern Druck, welcher auf uns lastet in der Gestalt von

unerschwinglichen Abgaben und Steuern, einer allgemeinen Corruption, im Darniederliegen von Gewerbe und Handel und in einem allgemeinen Mißtrauen.

Die südlichen Staaten gehen unaufhaltsam ihrem gänzlichen Ruin entgegen. Seit Beendigung des Krieges haben ihre Ernten durch Dürren und Ueberschwemmungen, durch Wurmfraß und Fröste gelitten; der Credit der Pflanzer ist erschöpft; sie selber haben für sich und ihre Familien für die Monate bis zur nächsten Ernte kaum Nahrungsmittel genug. Die Neger haben bei ihrem wüsten Treiben durchschnittlich schon Alles, was sie etwa gehabt, aufgezehet, der Hunger starrt ihnen ins Gesicht und man besorgt täglich, daß ein *Racenkampf* und ein *Schreckensregiment* ausbricht. General Gillem hat der Regierung zu Washington die entsetzliche Lage der Dinge im Staate Mississippi geschildert, und was er sagte, paßt mehr oder weniger auf alle südlichen Staaten von Virginien bis Texas. In ihnen allen geht es täglich schlimmer, und wenn nicht rasch durchgreifende Maßregeln Abhülfe bringen, dann kann „die große Republik" Auftritte erleben wie sie einst in St. Domingo die afrikanische Art und Weise des Verständnisses für Negergleichheit und Negersuprematie bezeichnete.

Die Bewohner der Südstaaten sind politisch bereits in zwei Parteien getheilt: jene der Weißen und die der Schwarzen. Es wird die größte Umsicht und Geschicklichkeit vonnöthen sein, um den Ausbruch eines Vernichtungskrieges zwischen beiden Racen zu verhindern. *Und wie steht es im Norden?* Unsere Kaufleute machen wenig oder gar keine Geschäfte, man schlägt die Waaren unter dem Einkaufspreise los. Unsere Fabriken haben die Arbeit einstellen oder die Arbeitsdauer verkürzen müssen; von den Arbeitern haben viele Tausende gar keine Beschäftigung und die Zahl der Bedürftigen ist größer als sie je zuvor gewesen. *Wir haben schwere Zeiten!* Das hört man allgemein, und allgemein ist auch die Ueberzeugung, daß sie noch viel schlimmer werden, bevor eine Aenderung zum Bessern eintritt. Man hat kein Vertrauen zum Finanzminister und hofft gar nichts Ersprießliches von diesem radicalen Congresse. Wie konnte man das auch, da die ganze Gesetzgebung dieser sogenannten Radicalreformer seit der Beendigung des Krieges sich lediglich und allein mit dem Neger beschäftigt hat, — mit Negerphilanthropie, Bureaus für die Freigelassenen, Negergleichheit, allgemeinem Negerstimmrecht und Negerherrschaft im Süden?

Diese niederträchtigen radicalen Fanatiker haben bei allen diesen Maßregeln, welche dem Neger die Gewalt in die Hände spielen, *lediglich Parteizwecke* im Auge gehabt.

Diese Radicalen haben Wind gesäet und sie werden den Sturm ernten. Schon haben wir allgemeines Elend und immer drohender sich gestaltende Unordnungen. Gewaltthaten und Blut im Süden, — allgemeine Geschäftsstockung, Niedergeschlagenheit und Mißtrauen im Norden, — wir haben furchtbar drückende Steuern und Abgaben, haben Verminderung in den Einnahmen, an der auch die Betrügereien der Steuerbeamten und die Bestechungen einen großen Antheil haben.

So kommt es, daß die öffentliche Meinung in Gluthhitze gerathen ist und eine *große politische Revolution* voraussieht. Kommen wird sie; sie ist im Anzuge und im Hinblick auf die inhaltschweren Fragen und Verhältnisse, um welche es sich handelt, wird es wenig verschlagen, wen man als Präsidentschaftscandidaten aufstellt. Die Dinge sind gewaltiger als die Menschen und 1868 wird ein Wirbelwind über das Land hinfegen. Der radicale *Congreß* hat Alles gethan, um das Land auf die Bahn der Zerstörung und dem Untergange entgegenzudrängen. Er bringt uns Bankerott, Repudiation und Chaos. Nur allein im Volk ist noch Rettung. Bei dem jammervollen Zustande des Landes und bei den Zeichen der Zeit dürfen wir vom Volk erwarten, daß es bei den Nationalwahlen von 1868 von Maine bis nach Californien eine gründliche nationale Revolution durchführen werde."

In einem andern Aufsatze werden die *finanziellen Verhältnisse* besprochen; es wird gezeigt, wie unfähig, unverständig und von Parteiwuth verblendet die radical-republikanische Partei auch in dieser Beziehung verfahren ist, und daß eine durchgreifende Umwandlung des ganzen Systems unbedingt nothwendig sei. „Dem ganzen sogenannten *Revenuesystem* fehlt es an Ordnung und System durch und durch. Es leidet an Verwirrung und Verwickelung, ist ungeheuer drückend, ungeheuer kostspielig und leidet an schmachvoller Corruption. Es wird kaum möglich sein, in der Geschichte aller Völker ein Finanzsystem nachzuweisen, das so demoralisirend auf Nation und Regierung zugleich wirkt. Jetzt, in Friedenszeiten und nachdem der Krieg bald drei Jahre beendigt ist, erheben wir Steuern im Belaufe von mehr als 600,000,000 Dollars; denn so stellt sich die Summe, wenn wir in Gold zu zahlende Eingangszölle in Landesmünze (Greenbacks) verwandeln. Kein anderes Land erhebt *solche* Abgaben. Vor sieben Jahren reichten wir mit 60- bis 70,000,000 vollauf für alle unsere Bedürfnisse aus und erachteten diese Summe noch für viel zu hoch. Aber in sieben Jahren ist sie *verneunfacht* worden und die Lasten des Volkes sind neunfach schwerer. Vor sieben Jahren hätte man so etwas für unmöglich gehalten und auch heute schaudert einen, wenn man nur daran denkt. Drei Jahre nach beendigtem Kriege immer noch Kriegssteuern! Jedermann weiß, daß sie nicht nöthig sind, selbst wenn die Zinsen der Staatsschuld 130- bis 140,000,000 verschlingen. Bei Sparsamkeit in Regierung und Verwaltung und bei einem verständigen Finanzsysteme würde die Hälfte zur Einnahme ausreichen. Die Regierung wird allein bei der Branntweinsteuer und in Folge anderer Betrügereien um 100- bis 150,000,000 Dollars verkürzt." —

Auf die Finanzangelegenheiten werden wir gelegentlich zurückkommen und wollen heute nur bemerken, daß der „Herald" eine Consolidirung der Schuld verlangt, die dann 5 Procent Zinsen tragen soll. Diese Ansicht wird von Vielen getheilt.

Die „wahnwitzige Reconstruction" der Südstaaten, welche weiter nichts ist als ein Manöver, um mit Hülfe der Stimmen der Neger einen Radicalen zum Präsidenten zu wählen und die Partei am Ruder und im Besitze aller Staatseinnahmen zu behaupten, wird mit Nothwendigkeit einen Racenkrieg und eine neue Revolution herbeiführen. Der radicale Rumpfcongreß beharrt bei seinem Verfahren, auch nachdem die Herbstwahlen ein so scharfes Verdammungsurtheil gegen diese „Va banque spielenden Fanatiker" ausgesprochen haben.

Die demokratische Presse äußert ganz allgemein die Ansicht, daß *alle Beschlüsse, welche der Rumpfcongreß überhaupt gefaßt hat, ganz unbedingt ungültig, weil durch und durch verfassungswidrig seien.* Schon jetzt haben in mehreren Staaten die Obergerichte eine Anzahl solcher Congreßgesetze für ungültig erklärt. Mehrere andere sollen an das höchste Bundesgericht gebracht werden. Der schwachköpfige Lincoln, der weiter nichts war als ein fügsames Werkzeug der Fanatiker und der dafür durch ihre Presse als ein guter und großer Mann hingestellt wurde (— eine Lüge, die nun in Europa geglaubt und nachgesprochen wird —), dieser Lincoln wußte Parteicreaturen in das höchste Gericht zu bringen, z. B. den Radicalen *Chase*, den Vater der Greenbacks. Das aber reicht noch nicht aus. Im Januar 1868 hat der Rumpfcongreß ohne Weiteres beliebt und verfügt, daß künftig zwei Drittel Stimmen im obersten Bundesgericht erforderlich sein sollen, um einen Congreßbeschluß für ungültig zu erklären. So glaubt er seine verfassungswidrigen Gesetze und Maßregeln durchführen zu können; über das Veto des Präsidenten ist er ohnehin stets rücksichtslos hinweggegangen, indem er dasselbe allemal mit einer Zweidrittelmajorität beider Häuser niederstimmte.

Nun ist aber wohl das Ende dieser Wirthschaft über kurz oder lang abzusehen. Die großen Staaten Neuyork, Pennsylvanien Ohio und Californien, dazu noch andere haben sich gegen die-

selbe erklärt. Diese Exterminatoren, welche sich Republikaner, Freunde der Freiheit und Radicale nennen und alle diese Bezeichnungen durch ihr Verfahren Lügen strafen, werden abtreten müssen. Sie werden es, mit Fluch beladen, weil das Land, in heilloser Verwirrung, unter argem Steuerdrucke seufzt. Sie haben ein radicales Durchgreifen zur absoluten Nothwendigkeit gemacht; sie lassen nur Ruinen zurück.

Wer, gleich dem Herausgeber des „Globus", das Treiben dieser Partei, in welcher so viele Unkundige in Europa und namentlich auch in Deutschland „Männer der Freiheit" sehen wollten, weil die hohle Floskel und die inhaltleere Phrase bethörte, — von Anfang an aufmerksam beobachtet hat, der kann sich nur wundern, daß diese Partei so lange ihre verderbliche Tyrannei hat üben können. Jetzt drohet man ihr mit „Vergeltung". So sagt das „Weekly Day-Book" (Neuyork, 28. December): „Acht Millionen Weiße habt ihr euch zum Opfer ausersehen und mehr als eine halbe Million im Kriege hingeschlachtet. Aber, ihr Verbrecher, wenn der Tag kommt, wird man euch todtschlagen wie tolle Hunde oder Klapperschlangen, wo man euch findet, vom Polarkreise bis zum Aequator, und keiner von euch verfluchten, frevelhaften Bösewichtern soll auch nur einen Tag länger leben." — Das ist der Wiederhall, welchen die vieljährigen blutigen Auslassungen der Radicalen beim andern Extreme finden. Man sieht, wie arg verbittert die Stimmung ist und daß nichts Friedliches in der Luft liegt.

In den Vereinigten Staaten treiben die Dinge überhaupt und nicht bloß in finanzieller Beziehung einer gewaltigen Krisis entgegen; eine Reaction gegen die grundverderblichen Maßregeln der Radicalen, welche bei den Herbstwahlen mehr als 200,000 Stimmen verloren haben, scheint näher heranzurücken. Man wird Vieles, was der Rumpfcongreß dem Lande aufgezwungen hat, theils in einem legalen Congresse, theils durch die Gerichte für ungültig erklären lassen. Wir finden das in vielen Zeitungen ausgesprochen (siehe oben), und in manchen Reden, die namentlich im Westen gehalten werden, scharf betont. Als es sich wieder einmal um die Anklage des Präsidenten Johnson handelte, also um einen Humbug, — denn der Mann hatte seine heftigsten Ankläger durch Verleihung von einträglichen Aemtern an ihre Verwandten längst auf seine Seite gebracht, — stellte das Newyorker deutsche Journal, das Hauptorgan der deutschen Verfassungsfreunde, folgende Betrachtungen an, welche charakteristisch für die Stimmung der Verfassungspartei sind, und die wir eben deshalb mittheilen:

„Der Präsident hat es verdient, processirt zu werden und seine Stellung zu verlieren. Er hat seine Befugnisse überschritten, die Verfassung gebrochen, in zehn Staaten die legitimen Regierungen umgestürzt und gegen die Souverainetät des amerikanischen Volkes gesündigt. In zehn Staaten hat er die demokratischen Institutionen vernichtet und eine aus Militairdictatur und Negerpöbeltyrannei gemischte Bastardherrschaft eingeführt. Daß er alles dies auf Geheiß eines pflichtvergessenen, usurpatorischen sogenannten Congresses gethan, ist vielleicht als mildernder Umstand zu betrachten, ändert jedoch nichts an der Thatsache, daß er sich unwürdig bewiesen hat, der höchste Beamte eines freien Bundes freier Republiken zu sein und der Oberverwalter eines Unabhängigkeit, Recht und Gesetz liebenden Volkes zu bleiben."

„Aber die Anklage gegen ihn lautete ganz anders. Aus den oben erwähnten Missethaten wird ihm kein Vorwurf gemacht. Im Gegentheil: der Hauptvorwurf ist, daß er in derselben Richtung nicht weiter gegangen sei, daß er nicht entschiedener die Verfassung gebrochen, das Staatenvertilgungsdecret nicht schonungsloser vollstreckt, daß er nicht niederträchtiger, grausamer, despotischer gegen die zu ruinirenden Landestheile gehandelt habe."

„Doch wo leitet die Versammlung, welche als Congreß der Vereinigten Staaten sich gerirt, die Befugniß her, den Präsidenten anzuklagen und über ihn zu Gericht zu sitzen?"

„Man betrachte dieses sogenannte Repräsentantenhaus! Die Verfassung sagt ausdrücklich, daß dieser Zweig des Congresses aus den Vertretern aller Staaten bestehen solle und daß auch der geringste Staat wenigstens einen Vertreter haben müsse. Aber wie ist die gegenwärtige Zusammensetzung?"

„Zehn Staaten — Virginien, Nordcarolina, Südcarolina, Georgia, Alabama, Mississippi, Arkansas, Louisiana, Florida und Texas — sind gar nicht vertreten."

„Die Repräsentanten des loyalen Staates Kentucky sind, bis auf einen, ausgeschlossen worden."

„Die Repräsentanten von Tennessee sind nicht durch das Volk erwählt worden, sondern durch die Brownlow'sche Bogus-Regierung ernannt."

„Die Repräsentanten von Missouri verdanken ihre sogenannte Erwählung ebenfalls einer usurpatorischen Minorität."

„Die Repräsentanten von West-Virginien haben keinen rechtlichen Anspruch auf ihre Sitze, da die Losreißung West-Virginiens vom übrigen Virginien auf gesetzwidrige Weise geschah und vom Volke Virginiens nie genehmigt worden ist."

„So ist mehr als ein Drittel der Staaten unvertreten oder gesetzwidrig vertreten. Dutzende von Repräsentantensitzen sind leer, andere von Individuen eingenommen, die kein Recht haben, im Congresse mitzustimmen."

„Aehnlich ist das Verhältniß im Senate. Auch hier sind zehn Staaten ohne Vertretung und andere Staaten sind durch gesetzwidrig aufgedrungene Senatoren vertreten."

Wir werden im „Globus" den nordamerikanischen Verhältnissen besondere Aufmerksamkeit zuwenden, denn sie sind auch für Deutschland, das ohnehin so viele Millionen in Staatspapieren der Union angelegt hat, von großer Wichtigkeit. Wir thun es um so lieber, da die politischen Blätter jenen Verhältnissen theils geringen Raum widmen, theils Neuyorker Börseneinflüsse erkennen lassen, wahrscheinlich ohne es zu ahnen, theils einseitige Angaben aus radicalrepublikanischen Federn mittheilen. Wir werden unsererseits auch solche Berichte geben, welche die Stimmung und die Bestrebungen dieser radicalen Partei kennzeichnen. Es wird uns freuen, wenn wir dazu beitragen können, einer Menge unklarer Sympathien und dem Glauben an veraltete Phrasen ein Ende machen zu können. In den Vereinigten Staaten sind viele Verhältnisse gegen früher radical anders geworden, und wer die alten Anschauungen auf die Zustände der Gegenwart überträgt, verfällt nothwendig einem schiefen Urtheil und bleibt in Täuschungen stecken. Wer Wahrheit haben will, wird sich auf realen Boden stellen und den Thatsachen die gebührende Rechnung tragen. Das thun wir.

Ein Hoffnungsschimmer für Livingstone. Im vorigen Jahre ging bekanntlich eine Expedition unter Dr. Young nach Südostafrika ab, um am Nyassasee selber nachzuforschen, was aus Livingstone geworden sei und ob die Aussage der Johannaleute über die Ermordung des Reisenden richtig sei. Roderich Murchison, Präsident der geographischen Gesellschaft in London, macht nun bekannt, daß bei ihm folgendes Telegramm eingelaufen sei: „Plymouth. Ich bin vom Nyassasee zurück. Dr. Livingstone war wohlbehalten weiter gereist. Die Johannaleute hatten ihn verlassen." — Diese Nachricht ist tröstlicher, weil sie bestimmt lautet; was seit etwa einem halben Jahre von der Ostküste Afrikas oder aus Bombay her über Livingstone verlautete, rief allemal Zweifel wach und war nicht geeignet, um sichere Hoffnungen zu erwecken. Wir werden wohl demnächst mehr erfahren, und dann wird sich zeigen, ob Murchison Recht hat zu der Annahme, „es sei nicht mehr der Schatten eines Zweifels, daß der auf der Westseite des Tanganyikasees gesehene weiße

Mann Livingstone war.“ Was wird dieser, wenn er heimkehrt, Alles über innerafrikanische Gegenden zu berichten haben, die bisher noch kein weißer Mensch betreten hatte! Und an welchem Punkte wird er eventuell zum Vorschein kommen?

Lagrée's Expedition auf dem Mekong in Kambodscha. Dieselbe ging von Saigong, der Hauptstadt des französischen Cochinchina, etwa 11° N. aus; im Januar 1867 hatte sie Ubong erreicht, eine „wichtige Stadt“, an dem gleichnamigen Flusse, welcher auf der rechten Seite des Mekong in diesen mündet. In diesen Gegenden ist für die Forschungen noch ein weites Feld vorhanden; auf Heinrich Kiepert's ganz vortrefflicher Karte zu Adolf Bastian's Reisen in Siam und Kambodscha ist z. B. Ubong noch mit einem Fragezeichen versehen, weil man die Lage bisher nicht genau kannte. Am 1. Februar war Lagrée, dessen wir schon im vorigen Bande des „Globus“ erwähnt haben, in Khemrat, 16° 3' N., 102° 57' O. von Paris; er war aber dorthin auf dem Landwege gegangen, während ein Offizier der Expedition, Delaporte, in einem kleinen Fahrzeuge den Mekong von Pakmun bis Khemrat hinaufgefahren war. Diese Ortschaften finden wir auf Kiepert's Karte noch nicht. Auf dieser Strecke glich der Strom einem ungeheuern ausgetrockneten Torrent und weite Flächen, die mit Steinen bedeckt waren, lagen bloß. Aehnliches war von den Reisenden schon auf der Strecke zwischen Bassar (— auf Kiepert's Karte richtiger Lac Bathak, etwas südlich vom 14° N. —) und Pakmun beobachtet worden, aber in noch großartigerem Maßstabe, da die Zahl der Stromschnellen beträchtlicher und das Wasser tiefer ist; auch sind die Uferhügel höher und die fahrbare Stromrinne ist verwickelter. An einer Stelle ergab das Senkblei über 300 Fuß. Am Ufer sieht man Fluthmarken, an denen sich abnehmen läßt, daß das Hochwasser eine Höhe von mehr als 45 Fuß erreicht. Ganz versperrt ist der Mekong nicht, sein Bett aber von einer solchen Beschaffenheit, daß nur kleine Fahrzeuge sich in demselben bewegen können und daß wegen der Wirbel und Sandbänke selbst eine Dampfschaluppe Mühe haben würde, sich einen Weg zu bahnen. In der Gegend von Ubong wird viel Salz gewonnen, dann auch Reis; gegen Khemrat hin ist der Boden unfruchtbar. In den Städten und großen Dörfern ist der Handel in den Händen von Chinesen, deren namentlich eine beträchtliche Menge in Korat wohnen (— das allerdings beinahe 4 Längengrade westlich vom Mekong liegt —). Von Khemrat aus untersuchte Lagrée den Se Bankirn, einen wichtigen Zufluß des Mekong; er kommt von Osten her. Dann besuchte die Expedition Bang muk, das weiter nördlich am Strome liegt und Hauptort einer wichtigen Provinz ist. Auch auf dieser Strecke war das Strombett theilweise trocken und in viele einzelne Arme getheilt und je nach der Jahreszeit müssen die Barken verschiedene Wege nehmen, immer aber den Wirbeln und der heftigen Strömung ausweichen. Die Schiffsleute springen ins Wasser und schieben das Fahrzeug; gefährlich ist aber hier der Strom nicht. Ohne Zweifel ist eine Rinne von 18 bis 24 Fuß Tiefe vorhanden, es wird aber schwer fallen, dieselbe ausfindig zu machen; überhaupt werden die Stromschnellen nur bei Hochwasser zu passiren sein. Weiter aufwärts ist der Strom ohne Hindernisse bis Vien chan, welches die Annamiten Van tschan nennen. Diese Stadt liegt unter etwa 17° N. (— und ist dort auf Kiepert's Karte eingetragen —). Die Bevölkerung in diesen Gegenden ist keineswegs dicht. Sie gehört theils zur Phutack-Race, welche man zu den Laosstämmen rechnet, oder zu jener der Süeh, welche aus den alten Provinzen Kambodschas stammt, oder zu einem „wilden Stamme“, der sich von den ähnlichen, weiter südlich wohnenden nicht unterscheidet. Die Bewohner der Menam-Ebene scheinen die Herrschaft Siams anzuerkennen, jene im Berglande die des Königs von Annam. Jene drei Stämme leben in friedlichem Einvernehmen, vermischen sich aber nicht miteinander.

Durch Lagrée's Expedition ist nun festgestellt worden, daß der Mekong keine wichtige Fahrbahn für den Verkehr ist und eine solche auch niemals werden kann.

Die Provinzen des französischen Cochinchina umfassen jetzt das ganze Deltagebiet des Mekong; die drei sogenannten alten Provinzen, welche Frankreich zuerst dem Kaiser von Annam wegnahm, waren Bien hoa, Mytho und Saigong. Im Jahre 1867 hat es ohne Weiteres drei „neue“ Provinzen einverleibt: Hathien, Chaudoc und Wing long. Diese „Annexionen“ sind insofern von Wichtigkeit als dadurch die Franzosen bis an die Ostküste des Golfes von Siam vorgerückt sind und dort den Hafen Hathien cham in Besitz genommen haben. Sie sind nun bis an die Grenze des Theiles von Kambodscha (Srok Kmer) vorgerückt, dessen König eigentlich ein Vasall von Siam ist, den aber die Franzosen jetzt schon als von ihnen abhängig betrachten. Von den drei hinterindischen Reichen ist Birma durch die Engländer seines ganzen Küstenstriches am bengalischen Meerbusen und des ganzen Irawaddydeltas beraubt worden. Annam, das unter nichtigen Vorwänden von Seiten Napoleon's mit Krieg überzogen wurde, hat das ganze Mündungsgebiet des Mekong eingebüßt. Siam, dessen König Mongkut sich den Europäern in jeder Beziehung willig und freundlich gezeigt hat, sieht sich nun auch von den Franzosen bedrängt und Briefe aus der Hauptstadt Bangkok klagen schon seit längerer Zeit über französische Anmaßungen und Uebergriffe.

Die britischen Annexionen in Arabien und Ostafrika. Wir erwähnen derselben gerade jetzt, weil sie im Hinblick auf die Expedition gegen Abyssinien von erhöhetem Interesse sind. Durch dieselben wurden die Engländer ganz entschieden Gebieter des Rothen Meeres- wie des Arabischen Oceans. Seitdem vor nun zehn Jahren die Franzosen ihre Arbeiten am Suezcanal begannen, nicht ohne den Hintergedanken, in Aegypten festen Fuß zu fassen, bemächtigten sich die Engländer im Süden eines Schlüssels nach dem andern. Den wichtigsten Punkt, Aden, hatten sie den Arabern schon vor längerer Zeit abgenommen, als die Ueberlandpost nach Indien eine immer größere Bedeutung gewann. Dieses „Gibraltar des indischen Oceans“ bildet den Stützpunkt für alle Operationen, und die Insel Perim, welche gleichsam ein Vorposten von Aden ist, wurde zur Zeit des orientalischen Krieges in Besitz genommen. Sie haben dort einen Leuchtthurm und Befestigungen errichtet; das Fahrwasser im Rothen Meere ist dort so eng, daß ein vorbeischiffender Dampfer den Wächter auf dem Leuchtthurme deutlich zu erkennen vermag. Mit ungeheuren Kosten haben die Engländer Aden durch Festungswerke uneinnehmbar gemacht, und geradezu bewunderswürdig sind die kolossalen Cisternen, in welchen das Regenwasser aufgefangen wird. Ursprünglich rühren dieselben von den Arabern her, und ohne solche Wasserbecken wäre ein Punkt, in welchem jede Quelle und jeder Bach fehlt, gar nicht bewohnbar. In Aden regnet es selten, dann aber in so gewaltiger Menge, daß alle Cisternen rasch sich füllen und ihr Wasser nicht bloß für die 25,000 Einwohner, sondern auch für die 2000 Mann Besatzung und die anlaufenden indisch-ägyptischen Dampfer ausreicht. Vor Vollendung der kolossalen Cisternenbauten in ihrem jetzigen Umfange, also bis 1863, wurden diese Schiffe mit destillirtem Seewasser versorgt. Wenn die Franzosen einst den Suezcanal vollenden sollten, so würden doch die Schiffe im Süden aus der Bab el Mandeb nicht ohne Erlaubniß der Engländer in den indischen Ocean fahren können; diese haben die Mittel, allen Verkehr zu sperren. Denn sie beschränkten sich nicht bloß auf die Besitznahme von Aden, sondern nahmen manche andere Punkte. Dahin gehören die Muschasch-Inseln in der Hafenbucht von Tadschurra an der afrikanischen Küste. An der Ostseite Arabiens haben sie die Kuria-Muria-Inseln dem Sultan von Maskat abgekauft. Dort befindet sich eine Telegraphenstation, auch wird

Guano gegraben. Perims habe ich schon erwähnt; weiter nach Norden hin im Rothen Meere haben sie die Insel Kamaran von einem arabischen Scheich gekauft. Sie war früher nicht bewohnt, hat aber guten Ankergrund und, was die Hauptsache ist, beherrscht die Einfahrt nach Hodeida, das als Handelshafen immer wichtiger wird und den Verkehr von Mokka zum größten Theil an sich gezogen hat. Auch der durch seine Perlenfischereien bekannte Dahlak-Archipel vor der Küste Abyssiniens, dem Hafen von Massawah gegenüber, ist im Besitze der Engländer. Sie können von dort aus auch den Hafen von Arkiko (Adulis der Alten) überwachen. Die Franzosen, welche auch gern an jener Küste Fuß fassen wollen, kauften denselben von einem Landeshäuptlinge, dem aber die Berechtigung dazu abgesprochen worden ist. Dann haben sie auch den Hafen Obok gekauft, von welchem sie große Dinge erwarten, doch scheint bis jetzt nicht einmal eine Ansiedelung an demselben gegründet worden zu sein. Die letzten von den Engländern in Besitz genommenen Punkte sind Berbera an der Somaliküste, wo sie eine Factorei besitzen, und das Eiland Abd el Kuri in der Nähe von Socotra. Wir haben im „Globus" sehr oft Gelegenheit genommen, die Rivalität der beiden „befreundeten" Seemächte auch in jenen Gegenden zu betonen, hielten es aber angemessen, gerade jetzt die obigen Notizen mitzutheilen. Zur Würdigung ist ein Blick auf die Karte unerläßlich, z. B. auf das vortreffliche Blatt Nr. 34 in Kiepert's Neuem Handatlas (Berlin bei Dietrich Reimer): „Die Nil-Länder". Dieses Blatt umfaßt auch Abyssinien und giebt einen klaren Ueberblick über dessen Configuration.

Die russischen Häfen an der Küste der Mandschurei. Ueberall, wohin die „Civilisation" kommt, und wäre es auch nur jene der Moskowiter, wird annectirt. Auch China, welches den Russen den größten Theil der Mandschurei hat abtreten müssen, weiß ein Lied davon zu singen. Die ganze Ostküste, nach Süden hin bis hart an die Grenze von Korea, mußte dem Czar überlassen werden, welcher dadurch eine Anzahl trefflicher Häfen gewonnen hat. Sie sind um so werthvoller, da sie im Winter nicht, wie Nikolaefsk am Amur und überhaupt die Häfen weiter nach Norden hin, durch Eis versperrt werden. Im Sommer 1866 hat der englische Regierungsdampfer Sylla diese mandschurischen Häfen besucht und der Schiffsgeistliche W. Lloyd theilte der Londoner geographischen Gesellschaft Notizen über dieselben mit. Die vier wichtigsten Häfen sind: Possiett, Wladiwostok, Nakhoda und Olga Bay. Possiett ist von den Russen in Nowogrodski umgetauft worden; der Hafen liegt in einer dürren, holzarmen Gegend und die russische Ansiedelung bestand aus etwa einem Dutzend Hütten; die Schiffe können aber dort in aller Sicherheit überwintern, der Ankergrund ist vortrefflich und der Hafen leicht zu vertheidigen. Dazu kommt, daß in der Nähe Steinkohlen liegen. Der Fluß Tumen, welcher die Grenze zwischen dem russischen Gebiet und Korea bildet, liegt nur 30 Miles von Nowogrodski entfernt. Die chinesische oder genauer gesagt mandschurische Stadt Hun chun liegt 25 Miles von der Mündung am Strom und hat 6000 bis 10,000 Einwohner. Rußland hat die ganze Küste militärisch besetzt, der Khinka-See gehört ihm ebensowohl wie alles Land am rechten Ufer des Ussuri, welcher bis zu seiner Mündung in den Amur schiffbar ist. Der europäisch-sibirische Telegraph soll bis Nowogrodski ausgedehnt werden. — In Wladiwostok oder Port May ist der Hafen in manchen Jahren vom Januar bis in den März mit Eis bedeckt; die Umgegend ist fruchtbar und hat Holz. Die Sylla fand dort sieben fremde Kaufleute; sie waren die einzigen bürgerlichen Einwohner, alle übrigen gehörten zum Militär. Der Platz treibt lebhaften Verkehr mit den Ortschaften am Ussuri, der etwa 200 Miles entfernt ist. Am Ufer des Khinka-Sees sind eine Anzahl Kosackenniederlassungen gegründet worden. Der See ist 60 Miles lang und 40 breit.

Das turkestanische Chanat Scherisebs hat, dem Berichte des russischen Reisenden Galkin zufolge, im vergangenen Jahre sich erboten, die Oberherrschaft des Czaren anzuerkennen. Dasselbe liegt im Südosten von Buchara, soll jenem Berichte zufolge (in welchem es Schegri Siabs genannt wird) ein vortreffliches Klima und sehr fruchtbaren Boden haben, und das Wort selbst „blühende Stadt" bedeuten. Einst, als Buchara, Chokand und Chiwa ein großes Chanat bildeten, gehörte auch Scherisebs zu demselben; als jenes zerfiel, wurde das Land selbständig. Es hat gegenwärtig vier Festungen; die eine in der Stadt Scherisebs, die übrigen in Kitab, Schamatan und Urta Kurgan, alle unweit von den bucharischen Forts Du Aba, Tschyraktscha und Yakkabak. Das Chanat ist, die westliche Seite ausgenommen, mit Gebiegen umgeben; jene offene Seite wird von einer sumpfigen Ebene gebildet. Hauptfluß ist der Aksu, welcher das Land in der Richtung nach Karschi durchströmt. Vortrefflich gedeihen Obstbäume, Maulbeerbäume, Mandeln, Aprikosen, Walnußbäume, Getreide, Hanf, Taback und Baumwolle. Im Gebirge werden Wölfe, Bären, Füchse und Marder gejagt; dort soll auch Eisenstein liegen. Die Zahl der sehr kriegerischen Bewohner soll etwa 70,000 Köpfe betragen; sie sind sunnitische Mohammedaner und reden „tatarisch". Unter ihnen leben viele Juden, welche, nach Galkin, gleiche Rechte mit den übrigen Bewohnern haben, aber höhere Abgaben als diese zahlen und in den vier Festungen wie in den etwa 30 anderen Ortschaften, welche das Land überhaupt hat, ein besonderes Quartier bewohnen. Die Zahl der Nomaden ist gering. Die Bewohner sind im Allgemeinen wohlhabender als jene von Buchara und Chiwa, arbeitsam, aber sehr ungebildet; im ganzen Lande befinden sich nur zwei Schulen. Der Ehebruch wird streng bestraft; den schuldigen Mann hängt man auf, die Frau wird erschossen; wer stiehlt oder sich betrinkt, erhält Stockhiebe und wer in dem einen wie dem anderen Vergehen zum dritten Male rückfällig wird, hat sein Leben verwirkt. Der Chan, welcher vom verstorbenen Emir von Buchara besiegt wurde, sprach tagtäglich nach Sonnenaufgang öffentlich Recht und verhängte Strafen. Die Hauptstadt liegt in einem Thale am Flusse Schegri Siabs; wenn aber Galkin behauptet, daß sie einen nicht geringern Umfang wie Buchara habe, so begreifen wir diese Angabe nicht; er selber sagt ja, daß das ganze Chanat nur 70,000 Seelen zähle, also nicht so viele wie die Stadt Buchara allein. Ihre Lage ist sehr fest, und für Rußland würde der Besitz derselben schon in Hinblick auf Buchara von Belang sein.

Die Bevölkerung von St. Petersburg besteht zu mindestens drei Viertheilen aus nicht ansässigen Menschen. Das ist in einer Sitzung der russisch-geographischen Gesellschaft von Herrn A. B. von Buschen in einem Vortrag über „die Bevölkerung der Hauptstadt in ethnographischer Hinsicht" nachgewiesen worden. Nur ein Drittel hat einen beständigen Aufenthalt dort. Den größten Theil der „flottirenden" Bevölkerung liefert das Gouvernement St. Petersburg selbst; dann kommen die Leute aus den Gouvernements Jaroslawl und Twer, dann Moskau, Kostroma, Nowgorod rc. Die „Flottirenden" bestehen zumeist aus Kaufleuten und Arbeitern; sie haben vorzugsweise den Süden und die Mitte der Stadt inne. Unter den ausländischen Bewohnern sind die Deutschen die zahlreichsten; sie stammen vorzugsweise aus Norddeutschland. — Das Durchschnittsalter beträgt 29 Jahre. — In Petersburg giebt es viermal mehr Wittwen als Wittwer.

Bevölkerungsstatistik Italiens. Die „Augsb. Allg. Zeitung" weist nach, daß auf das Land nach der jüngsten Zählung kommen: 24,231,860 Einwohner, worunter 12,128,824 männlichen und 12,103,036 weiblichen Geschlechts. Auf den Quadratkilometer treffen 85 Einwohner. In Bezug auf den Civil-

stand giebt es 14,051,381 unverheirathete, 8,556,175 verheirathete und 1,633,304 verwittwete Personen. Unter den unverheiratheten befinden sich 690,901 Personen männlichen Geschlechts mehr als weibliche, dagegen giebt es 438,354 Wittwer und nur 114,950 Frauen, welche ihre Männer überlebt haben. In Betreff des Standes ist mehr als ein Drittel der ganzen Bevölkerung dem Landbau zugethan, 3,923,631 Personen gehören der Industrie und dem Handel, 549,293 dem Handwerk; ferner 174,001 Priester und sonstige kirchliche Personen, 147,448 Beamte, 242,386 Soldaten, 9,258,502 Kinder, Greise und Personen ohne bestimmten Beruf.

* * *

— Aus nordamerikanischen Blättern ersehen wir, daß im mexicanischen Staate Vera Cruz und bei der Stadt Los Ures in Sonora sehr ergiebige Gruben edeln Metalles in Angriff genommen worden sind. Die letzteren bestanden in 8 Gold-, 35 Silber- und 2 Kupfergruben. Dazu kommen noch mehrere andere, die in dem Berichte nicht näher bezeichnet worden sind.

— Der Mount Cook an der Westküste von Neuseeland ist im Herbst 1867 von einigen Reisenden erstiegen worden, welche die Gletscher auf demselben näher betrachten wollten. Die Messungen ergaben für den Gipfel eine Höhe von 12,362 Fuß englisch.

— Die Russificirung in Littauen schreitet rasch fort. Einem Nachweise der „Witebsker Gouvernementszeitung“ zufolge sind 1866 zur griechischen Kirche übergetreten in der littauischen Eparchie folgende Personen: 25,470 römische Katholiken, 9 Lutheraner, 36 Juden und 2 Mohammedaner, also 25,517 Personen beiderlei Geschlechts. Die meisten derselben gehörten dem Bauernstande an, es sind aber auch Edelleute darunter, von denen einige fürstlichen und gräflichen Familien angehören.

— Ueber privilegirte Taschendiebe in Südrußland erstattete jüngst der „Donische Bote“ folgenden Bericht: Früher erbaten sich Taschendiebe die Genehmigung zu „ihrem Handel“ von dem Jahrmarkts-Polizeibeamten, welcher unter Ertheilung der Erlaubniß zu diesem „Handel“ jedem einzelnen „Händler“ einen gewandten Kosacken zur Bedeckung mitgab. Der glücklichste Jahrmarkt war daher für die Herren Polizeibeamten derjenige, zu welchem sich die meisten Taschendiebe eingefunden hatten. In diesem Jahre (1867) gab es auf dem Troizkischen Jahrmarkt keine Taschendiebe mehr, und die Kosacken, welche ihren Localbehörden Geld gegeben hatten, um in die einträgliche Wächlerabtheilung zu kommen, erhielten Arrest. In der Staniza Ssemenowskaja kamen zwar zu dem Chef, der dem Jahrmarkte vorstand, noch vier Taschendiebe, um ihn um die Erlaubniß zum „Handel“ zu bitten, aber er ließ sie mit der besten Musikbande, gefolgt von einer ungeheuern frohlockenden Menschenschaar, zum Jahrmarkt hinausführen und verbot ihnen, während der Dauer desselben wiederzukommen. — Das liest sich wie eine fabelhafte Mähr aus der Epoche der schönsten Blüthe der Theilfürsten und doch reicht es ganz bis in unsere Gegenwart hinein. Was hat die Civilisation noch Alles bei uns wegzuräumen!

— Der abyssinische Abuna Frumentius, dieser oft von uns erwähnte Abba Salama, ist am 25. October als Gefangener des Negus Theodor in der Festung Amba Magdala mit Tod abgegangen. Wir finden diese Mittheilung im „Athenäum“ vom 1. Februar. Dr. Ch. Beke, welcher dieselbe veröffentlicht, bemerkt, daß man den Todesfall aus einer Herzkrankheit herleite, er fügt aber seinerseits hinzu: „Ich hege den Argwohn, daß der Kaiser insgeheim sich seiner entledigt hat, damit er nicht etwa statt seiner einen der Nebenbuhler salben könne, wie etwa Samuel statt Sauls den David zum König gesalbt hat.“

— Unter der Ueberschrift: „Annehmlichkeiten in Manila“ meldet ein Berichterstatter: „Drei Tage lang hatten wir Hochwasser. Ich fuhr in meinem Boote lustig in den Straßen umher, und Morgens nahm ich mein Bad, indem ich zwischen den Häusern hin und her Schwimmübungen anstellte. Das Ding machte mir Spaß und ich versetzte mich im Geiste nach Venedig. Die jungen Mädchen fanden die Bootfahrten sehr angenehm und ließen sich von früh bis spät vom Platzregen benetzen. Das Wasser hat mehrere Dörfer hinweggerissen und es kann nicht fehlen, daß viele Menschen umgekommen sind. Um das Vergnügen zu vervollständigen, wurden wir am vorigen Donnerstag auch mit einem Erdbeben erfreut. Ich lag im Bette; beim ersten Stoße wachte ich auf, blieb aber ruhig liegen. Der zweite Stoß war freilich schon etwas bedenklicher und es war mir als befände ich mich in einem auf- und abwogenden Schiffe, das vom Sturme hin- und hergetrieben wird. Am folgenden Tage erlebten wir wieder zwei Stöße; wir legten aber keinen besonderen Werth darauf.“

— Eine feurige Bräutigamsprobe in Brasilien. Frau Agassiz erzählt in ihrem anmuthigen Buch über den Amazonenstrom Folgendes: Die Ameisen sind eine entsetzliche Plage und der Biß der Feuerameise ist geradezu schrecklich. Ich hatte einmal Handtücher zum Trocknen auf die Stricke meiner Hangmatte gehängt; als ich das Zeug abnehmen wollte, war es mir plötzlich als wären Hand und Arm in Feuer getaucht. Ich ließ die Tücher zu Boden fallen als wären sie glühende Kohlen, und das waren sie in der That für den Augenblick; als ich sie ansah, fand ich sie mit kleinen braunen Ameisen bedeckt, die ich dann so rasch als möglich entfernte. Unser Diener kam herbei und fand, daß die ganze Hangmatte und das Fenster in der Nähe über und über von diesen Thieren wimmelte. Er sagte, sie seien eben auf einer Wanderung irgendwohin begriffen, und wenn wir sie gewähren ließen und nicht störten, würden sie in ein paar Stunden ganz und gar verschwunden sein. Das traf auch zu. Major Coutinho (— der verdiente Ingenieur, welcher sich um die Hydrographie der brasilianischen Ströme große Verdienste erworben hat und den Naturforscher Agassiz auf dem Amazonas begleitete —) erzählte uns Folgendes. Bei einigen Indianerstämmen am Amazonas muß der Bräutigam sich einer eigenthümlichen Prüfung unterwerfen. Während am Hochzeitstage seine Angehörigen und Freunde schmausen, bindet man ihm einen mit Feuerameisen gefüllten Beutel um den Arm. Er wird für verheirathungsfähig erklärt, wenn er die Qual ruhig und mit Lächeln aushält. — Frau Agassiz hatte außer den Ameisen noch von anderen unwillkommenen Gästen zu leiden. Als sie eines schönen Morgens erwachte, kroch dicht neben ihr ein riesiger Tausendfuß. Das Thier war nahezu einen Fuß lang und machte einen höchst widerwärtigen Eindruck mit den unzähligen Beinen und seinen weit vorstehenden Hörnern oder Fühlern. Der Biß ist höchst schmerzhaft, wenn auch nicht lebensgefährlich. „Ich stand sofort auf und ließ meinen häßlichen Nachbar ungestört, weil er der Wissenschaft zugute kommen sollte. Er wurde mit einem Glasgeschirr überdeckt und verendete in einem Gefäße mit Weingeist. Diese Centipeden sind am Bord der Schiffe nicht selten; sie kommen mit dem Brennholze dorthin, kommen aber nur dann zum Vorschein, wenn sie gestört werden. An ungefährliche Gäste gewöhnt man sich bald. Als ich eines Morgens meinen Rock vom Stuhle nehme, fällt eine kleine, sehr niedliche Hauseidechse heraus und schlüpfte rasch davon; sie hatte in den Falten ein warmes Lager gesucht und gefunden. Höchst unangenehm sind die Kakerlaken, welche überall herumschwärmen und welche in den Zimmern sich einfinden, gleichviel wie große Mühe man sich giebt, sie entfernt zu halten.“

Herausgegeben von Karl Andree. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Neu-Caledonien und seine Bewohner.

I.

Der Große Ocean bis zu Cook's Entdeckungsfahrten. — Gegensatz zwischen germanischer und französischer Colonisation. — Neu-Caledonien und dessen Besiedelung. — Gründung von Numea oder Port de France und dessen unzweckmäßige Lage. — Eine sogenannte Musterwirthschaft. — Niederlassungen im Busche und die Squatters. — Kaori-Fichten. — Die Notu-Taube, der Kagu und der neucaledonische Vampyr. — Eine neue Verkehrssprache. — Die Eingeborenen als Arbeiter. — Bodenverhältnisse und Pflanzenwuchs. — Der praktische Communismus am Yate. — Klima der Insel. — Kannibalen. — Bewohnerzahl, Anbau und Handelsverkehr.

Das ungeheuere Wasserbecken, welches wir als die Südsee oder auch als den Großen oder Stillen Ocean bezeichnen, bedeckt ein volles Drittel der Erdoberfläche. Dieser Meeresraum, welcher in seiner Breite und Länge mit unzähligen Inseln und Eilandfluren gleichsam besprenkelt ist, wurde erst vor etwa einem Jahrhundert näher bekannt. Allerdings wußte man, von welchen Gestadeländern derselbe eingeschlossen wird; Spanier und Niederländer hatten einzelne Theile desselben erforscht. Die spanische Silbergallione, welche zwischen Acapulco in Mexico und Manila auf der Philippineninsel Luzon fuhr, durchsegelte den nördlichen Theil von Osten nach Westen. Aber die eigentliche planmäßige Erforschung dieser pacifischen Welt begann erst mit Cook, und von den Wellenschlägen des großen Weltverkehrs ist sie erst seit etwa einem Menschenalter, dann aber auch in sehr großartiger Weise berührt worden.

Die Südsee ist gleichsam zu einem mediterraneischen Golfe zwischen Ostasien und Australien einerseits und Amerika andererseits geworden. Ein Blick auf die Karte zeigt, welche wichtigen Productions- und Culturländer von ihr bespült werden. Seit dem Jahre 1867 wird dieser große Ocean auch von zwei Dampferlinien durchzogen.

Die Eilandfluren sind Schauplatz für die Bemühungen der Missionäre; das Meer ist ein solcher für Walfischfahrer, Tripangfischer und Kauffahrer; die europäischen Seemächte haben Colonien und Niederlassungen gegründet, und unter diesen sind Australien sammt Neuseeland in raschem Aufblühen. Sie wurden von Germanen besiedelt, erfreuen sich der Freiheit und der Selbstverwaltung, jeder einzelne Mensch ist Herr seiner Initiative, Niemand bevormundet ihn und deshalb gedeihen diese Ansiedelungen.

Frankreich, obwohl sein Welthandel verhältnißmäßig beschränkt ist, will sich doch als Seemacht, wie in Ostasien und Westafrika, so auch in der Südsee geltend machen. Es hat unter der täuschenden Bezeichnung eines Protectorates die Gesellschaftsinseln in Besitz genommen und es nimmt auch die Markesas in Anspruch. Dann hat es auch Neu-Caledonien besetzt. Aber in diesen Colonien fehlt das frische Gedeihen und das kräftige Aufblühen, welches die britischen Ansiedelungen kennzeichnet. Auch hier tritt wieder die Thatsache hervor, daß die Franzosen sich auf das Colonisiren nicht verstehen. Die Regierung entwirft sorgfältige Pläne, sie scheuet keine Kosten, aber ein Aufschwung findet nicht statt; einmal weil sie Alles bevormunden und reglementiren will, sodann auch weil dem Franzosen von Natur aus die Gabe versagt ist, sich in einem neuen Lande derart zurecht zu finden und einzurichten, wie der Engländer, Schotte und Deutsche es vermag. Die Ansiedler aus diesen drei Völkern gedeihen am besten, wenn man sie sich selber überläßt.

Wir wollen Neu-Caledonien und dessen Einwohner betrachten. Diese Insel liegt auf der südlichen Halbkugel zwischen 20° 10′ und 22° 26′ südlicher Breite, und 161° 35′ und 164° 53′ östlicher Länge von Paris, etwa 200 Lieues östlich von Australien, 250 Lieues nördlich von Neuseeland. Sie gehört zu den sogenannten melanesischen Inseln, deren Bewohner, im Gegensatze zu den braunen Leuten der polynesischen Eilande, eine schwarze Haut haben. Dahin rechnen wir die Neuen Hebriden, die Fidschiinseln, den Salomon's-Archipel, jenen der Louisiade und manche andere. Vor diesen allen hat Neu-Caledonien ein gesundes Klima voraus und dazu kommt eine sehr günstige Weltlage.

Die Insel zieht sich in einer Länge von 65 Lieues von Nordwest nach Südost, im Bereiche der südöstlichen Passatwinde, welche ungehindert über das nur schmale Land hinstreichen. Die Küste wird überall von Korallenriffen eingefaßt; zwischen diesen und dem Gestade ist fast durchgängig eine fahrbare Meeresstrecke, welche durch diese Korallenlinie gegen den stürmischen Wogendrang des offenen Oceans geschützt ist und auf diese Art gleichsam eine sichere Rhede für alle kleinen Fahrzeuge bildet. Diese Korallenriffe gewähren ein glänzendes und majestätisches Schauspiel; an ihren Schranken brechen sich die rasch anstürmenden Wellen mit weißem Schaume, bald mit sanftem Murmeln, bald mit donnernder Gewalt. So geben sie dem Lootsen ein Zeichen, das er wohl versteht; er lenkt das Fahrzeug in eine der Durchfahrten, von welchen da oder dort das Riff unterbrochen wird; denn nur selten ist ein solches völlig geschlossen. Durch einen solchen Canal, welchen die Korallenthiere (die Madreporen) offen gelassen haben, segelt das Schiff hindurch zwischen zwei schäumenden Wellen und gelangt dann in einen sichern Port.

Neu-Caledonien ist zuerst von Cook besucht worden; der große Seefahrer war auf seiner zweiten Reise dort und gab der Insel den unpassenden Namen, welchen sie nun trägt. Denn dieses tropische Eiland hat platterdings gar nichts ge-

mein mit dem schottischen Caledonien, das von nordischen Nebeln umzogen wird. Cook landete im Nordosten und blieb einige Zeit in Baladea, wo noch heute unter den Eingeborenen das Andenken an ihn nicht erloschen ist; von dort fuhr er der Ostküste entlang nach Süden und gab dem Cap der Königin Charlotte und der Fichteninsel ihre Namen. Späterhin, 1792, waren d'Entrecasteaux und Kermadec dort, als sie die Spuren des unglücklichen La Pérouse aufsuchten, der, wie wir nun wissen, von den Eingeborenen der nicht weit entfernt liegenden Insel Wanikoro erschlagen wurde. Im Jahre 1827 erforschte Dumont Durville die Küsten Neu-Caledoniens und der Loyalitätsinseln, welche gen Osten liegen und gleichsam als ein Zubehör des großen Eilandes betrachtet werden können. Dann und wann sind auch britische Südseefahrer angelaufen, um Sandelholz zu laden.

Im Jahre 1841 erschienen englisch-protestantische Missionäre in Baladea, „allein Verfolgungen, welche die dahin gesandten Lehrer sammt den von ihnen bekehrten Eingeborenen ausgesetzt waren, veranlaßten schon wenige Jahre danach das Aufgeben dieser Station" (H. C. von der Gabelentz, die melanesischen Sprachen, Leipzig 1860. 4. S. 214).

Französische Missionäre kamen 1843 als Vorläufer der Besitznahme, welche am 24. Februar 1853 stattfand. Zuerst wurde in Baladea, also im Norden, ein Militärposten errichtet, ein zweiter im äußersten Südwesten auf der Halbinsel Numea. Diesen bezeichnete man als Port de France. Von beiden Punkten aus wurde dann zunächst die Ostküste erforscht; die Westseite ist erst seit 1863 in ihren Einzelnheiten näher bekannt geworden.

Die Eingeborenen benahmen sich friedlich und freundlich gegen die Franzosen; erst 1856 brachen Feindseligkeiten zwischen beiden aus. Auch dabei spielen die Missionsangelegenheiten wieder eine Rolle. Die Sendboten hatten ein paar hundert Neubekehrte aus Baladea und Poëbo im Norden nach Numea gebracht und diese geriethen mit ihren ungetauften Landsleuten in Streit; in diesen sahen sich dann auch die weißen Leute verwickelt. Mehrere der letzteren wurden ermordet, und dafür wurden die Kanacks (so bezeichnet man



Haus in Numea oder Port de France.

im Allgemeinen die Bewohner der Südseeinseln und auch wir wollen der Kürze wegen diese Benennung anwenden) „gezüchtigt". Die Ueberlegenheit der Schießwaffen machte sich geltend.

Seit 1859 hat man auf verschiedenen Punkten Züge quer durch das Land von einer Küste zur andern unternommen und die Kanacks verhielten sich so ruhig, daß schon damals ein baskischer Hirt mit einer Herde von einigen Hundert Schafen ungefährdet von Kanala (in der Mitte der Ostküste, etwas südlich vom 21. Grad südl. Breite) nach der Westküste und dieser entlang bis Numea ziehen konnte. — Im Jahre 1859 gaben die Franzosen die Station Baladea auf und gründeten in der Bai von Kanala einen Posten, den sie Napoleonville nannten. Von diesem aus stellten sie eine Postverbindung mit Numea her, und die Kanacks waren so wohl gesinnt, daß sie sich als zuverlässige Postboten bewährten. Dieser Dienst wurde in eigenthümlicher Art unterbrochen. Die schwarzen Briefträger kamen 1860 eines Tages durch das Dorf Ahui, wo gerade eine ansteckende Krankheit herrschte. Die Kanacks setzten sich nun in den Kopf, daß die Seuche durch den blechernen Briefkasten verursacht worden sei und sprachen ein Todesurtheil über die Postboten aus. Die Unglücklichen wurden abgeschlachtet und sofort aufgefressen. Sie gehörten zum Stamme Waton und dieser wandte sich an die Franzosen in Numea, um Rache und Genugthuung zu erhalten. In der That wurde ein Kriegszug gegen die Leute von Ahui unternommen; diese hatten sich jedoch ins Gebirge geflüchtet. —

Numea ist „Hauptstadt" von Neu-Caledonien. Da wo sie auf einer Halbinsel steht, hatte der Schiffscapitän Tardy de Montravel einen Militärposten errichtet, und für die Anlage eines solchen war die Oertlichkeit auch sehr wohl geeignet. Der Hafen ist gut, sicher und leicht zu vertheidigen. Vor demselben liegt die Insel Nu oder du Bouzet, auf welcher schon seit längeren Jahren ein englischer Seemann, Capitän Paddon, eine Handelsstation hatte. Aber für eine Stadt war die Lage von Numea durchaus ungeeignet, denn die Umgegend ist öde und unfruchtbar und auf der ganzen Halbinsel nicht einmal Trinkwasser vorhanden. Der nächste Bach liegt drittehalb deutsche Meilen

entfernt. Nichtsdestoweniger blieben die Behörden dabei, daß hier eine Stadt gegründet werden müsse! Man sammelt Regenwasser in Cisternen, und damit diese nicht verunreinigt werden, ist es streng verboten, Tauben zu halten. Wenn ein paar Wochen lang kein Regen gefallen ist, wimmelt dieses Trinkwasser von Insectenlarven, und die Einwohner haben in jenem heißen Klima zum Waschen des Körpers nur Seewasser. Unter solchen Verhältnissen soll nun „die Hauptstadt des französischen Oceaniens“ gedeihen! J. Garnier, welcher von 1863 bis 1866 die Insel im Auftrage der Regierung geologisch untersuchte, kann sein Mißfallen über einen so kolossalen Unverstand nicht verbergen. Die „Stadt“ zählt gegenwärtig kaum eintausend Seelen, die Soldaten mit eingeschlossen, und die Straßen sind geradezu widersinnig angelegt worden. Man hat mit großem Aufwande von Geld und Arbeitskräften das hügelige Gelände an vielen Stellen durchschnitten und den Häusern, die über einander stehen, die unvortheilhafteste Lage angewiesen. Der Geolog



Eingeborene der Loyalty-Inseln.

meint, daß gar nichts Anderes übrig bleibe, als die „Hauptstadt“ so bald als möglich an eine geeignetere Stelle zu verlegen. („Le Tour du Monde“ Nr. 402.)

In ähnlicher Weise äußert sich ein Naturforscher aus der Schweiz, Herr O. Rietmann*), welcher Numea besucht hat. Die Hügel, sagt er, welche den Hafen umgeben, sind von ziemlicher Höhe und von abwechselnden Formen, aber ohne andere Bekleidung als dürres, braunes Gras; nur hier und da zeigt sich niedriges Gestrüpp von der auch in Australien so häufigen Melaleuca viridiflora. Die Hauptstadt ist ein höchst unansehnlicher Ort mit ein paar hundert meist einstöckigen Häusern. Sie liegt in einer sumpfigen Ebene, an der Küste, am Fuße der höchst unmalerischen Hügel. Alles sieht rein australisch aus; die

*) Wanderungen in Australien und Polynesien, von O. Rietmann, St. Gallen 1868, Verlag von Scheitlin und Zollikofer. Ich werde demnächst nähere Mittheilungen über dieses ansprechende Buch geben. A.

Bauart der hölzernen Häuser mit ihren Verandas, und die ungepflasterten, bei Regenwetter fast ungangbaren Straßen treffen wir eben so in jedem australischen Landstädtchen. Die Wohnung des Commandanten ist festungsähnlich; sie liegt nebst der Kirche auf einer Anhöhe. Die meisten Gebäude sind Kaufläden oder Wirthshäuser. In wenigen Stunden sah ich eine wahre Musterkarte von Eingeborenen verschiedener Inseln der Südsee an mir vorüberziehen. Große, stattliche, braunschwarze Neu-Caledonier stolziren vorbei, nur mit einem Hemd oder einem Schatten von Leinwand bekleidet. Schwarze Menschen von Lifu, einer der benachbarten Loyalitätsinseln, sitzen da, mit einem dichten Walde von Haaren, der den Kopf wie ein massiver Glorienschein umgiebt, oder wandern würdevoll durch die Straßen, während hübsche gelbe Polynesier von den Schifferinseln eben in ein Wirthshaus treten, um sich zu erlaben. — Auch Rietmann hebt den Uebelstand hervor, daß Numea kein Trinkwasser habe.

Von einem fahrbaren Wege ist keine Rede, nur nach der von der Regierung angelegten „Musterwirthschaft" führt ein solcher. Aber diese hat man in einer Gegend angelegt, die keinen fruchtbaren Boden hat und wo es gleichfalls an Wasser fehlt! Die Hügel sind mit kümmerlichem Grase bewachsen, welches vom Vieh abgeweidet wird. Der Unverstand, welcher beim Anlegen auch dieser „Musterwirthschaft" vorgewaltet, tritt um so greller hervor, da ein paar Stunden weiter nach Norden, da wo der Fluß Dumbea mündet, Quellen in Menge vorhanden sind, klare Bäche rieseln und üppige Wiesen befruchten!



Hütten der Neu-Caledonier.

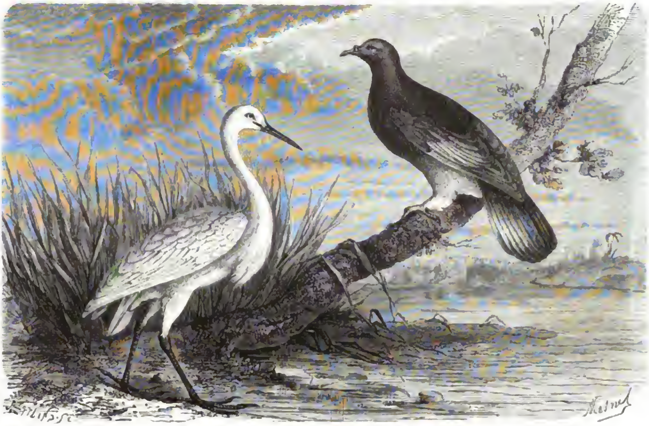
Dort haben sich mehrere Ansiedler niedergelassen. Die Viehzucht wird vorzugsweise von Engländern betrieben, die von Australien herübergekommen sind; einige wenige Franzosen sind bei ihnen in die Schule gegangen und halten auch Herden. Ein paar Colonisten bauen Zuckerrohr, das vortrefflich gedeiht. Man verwendet Eingeborene als Arbeiter.

Die Niederlassungen liegen sehr vereinzelt im „Busch" oder am Rande desselben an der „Savanne" (la brousse), z. B. die Station Koë, welche Garnier beschreibt. Das Hauptgebäude (la case) besteht aus sehr festem Gezimmer, damit der Wind ihm nichts anhaben könne; das Dach tritt weit über und bildet eine ringsumlaufende Veranda, unter welcher die Bewohner sich mehr als im Hause selber aufhalten. Das Innere ist durch Bretterwände in ein halbes Dutzend Gemächer abgetheilt und hat in der Mitte einen großen Saal, der sehr einfach möblirt ist. Um sechs Uhr trinkt man Thee oder Kaffee und geht dann sofort an die Arbeit; um zehn Uhr wird ein zweites Frühstück: Thee, Salzfleisch, Reis, süße Kartoffeln und Brot genossen; um zwei Uhr speist man zu Mittag und zwischen sechs und sieben Uhr zu Abend. Große Abwechselung in den Gerichten findet nicht statt, aber der Appetit ist immer vortrefflich. Der Koch ist allemal ein Kanack, und er verkündet durch Blasen auf einer Seemuschel, daß er angerichtet habe.

Der Maitre oder Squatter der Station lebt mit seinen Dienstleuten, diesen Stockmen, Stockkeepers ꝛc., welche ihm seine Herden besorgen, auf dem Fuße völliger Gleichheit. Daß er Herr sei, giebt sich nur dadurch kund, weil er die Anweisung für die vorzunehmenden Arbeiten trifft. Alle speisen an demselben Tische; nach dem Abendessen rauchen

sie Tabak, trinken Grog, unterhalten sich und jeder Fremde wird gastlich aufgenommen. Fast alle „Leute der Brousse", „Bushmen", lesen gern und viel; man trifft unter ihnen manche Männer von Erziehung, denen es nicht an der Wiege gesungen war, daß sie einst in der Südsee Schafe oder Rinder treiben sollten. Einige fügen sich, immer auf bessere Tage hoffend, Andere ertragen jedoch ihre Stellung nur mit dumpfer Ergebung oder zeigen eine große nervöse Reizbarkeit. Neben der Station liegt ein Frucht- und Gemüsegarten; auf der andern Seite stehen die Magazine und Ställe; etwas weiter entfernt haben die Eingeborenen sich ihre kegel- oder auch bienenkorbförmigen Hütten gebaut und das Ganze ist mit einer Fena, einem Zaun umfriedigt. Auf einem Raume von etwa dreißig Morgen, der hier, nach australischer Weise, Paddock genannt wird, tummeln sich die Reitpferde und Arbeitsochsen frei umher; die eigentlichen Herden ziehen auf dem Run bald da bald dorthin und sind oft viele Stunden weit von der Station entfernt. Bei dieser hat man natürlich alle mit Getreide, Zuckerrohr &c. bestellten Felder sehr sorgfältig umfriedigt, um sie gegen den Einbruch der Herden zu schützen.

Der Jäger findet auf Neu-Caledonien manches Interessante. Garnier machte von der Station Koë aus einen Ausflug ins Gebirge; zwei kräftige Kanacks begleiteten ihn. Der Weg führte zuerst über eine Fläche, welche demnächst mit Zuckerrohr bestellt werden sollte, und dann über eine ausgedehnte Wiese, die bis dicht an die Berge reichte. Hier begann der Wald, in welchem mächtige Baumstämme mit üppig wuchernden Schlingpflanzen förmlich bedeckt waren. Am Boden lagen Blätter und todte Zweige Fuß hoch und bildeten eine feuchte, ungemein fruchtbare Pflanzenerde. In diesen Wäldern wächst keine Pflanze, die Dornen hätte, und



Der weiße Kranich und die Notu-Taube auf Neu-Caledonien.

deshalb kann der Wanderer gut vorwärts kommen; freilich muß er stets das Beil zur Hand haben, um die oft sehr dicken Lianen durchzuhauen und sich solchergestalt seinen Weg zu bahnen. Kleinere Lianen pflegt der Kanack mit seinen Zähnen durchzubeißen.

Auf Neu-Caledonien giebt es keine wilden, reißenden Thiere, deshalb fand Garnier es auffallend, als er eine Art von Gebrüll vernahm. Hatte sich etwa ein Ochs in diese Wildniß verirrt? Die Kanacks lösten sofort das Räthsel. „Das ist eine Notu," sagte der eine ganz leise und machte die Flinte schußbereit. Beide gingen vorsichtig weiter und bald nachher fiel ein Schuß. Der Kanack brachte einen Vogel von der Größe eines Huhnes, eine riesige Taube, Carpophagus Goliath; von dieser kam das Gebrüll. Sie kommt in den neu-caledonischen Wäldern häufig vor, ist das größte Wildpret der Insel und lebt von Körnern, Früchten und Beeren. Die Eingeborenen fangen sie in sehr sinnreich verfertigten Schlingen; sie können auch das Gebrüll der Notu täuschend nachahmen. Ihr Gefieder gleicht der schönsten florentinischen Bronze.

An der Südspitze der Insel wachsen die stattlichen Kaori-Fichten. Sie gehören zur Familie der Dammaras, erreichen zum Theil eine kolossale Höhe und bilden stattliche Wälder. Sehr oft findet man Stämme, an denen die untersten Zweige 90 bis 120 Fuß über der Wurzel sich befinden. In derselben Gegend kommt ein merkwürdiger Vogel häufig vor, der Kagu, Rhynochetos jubatus; er wird nur allein auf Neu-Caledonien gefunden. Sein Gefieder ist aschgrau und röthlich, der Schopf oder die Haube ist weißlichgrau, das Auge hellroth mit schwarzem Augapfel; er kann nicht weit sehen, findet aber doch die kleinsten Insecten. Die langen Beine sind röthlich und die ausgebreiteten Flügel bil-

den eine Art von Fächer mit concentrischen Rädern, die in der Reihenfolge weiß, grau oder falb und mit gleichfarbigen Flecken betupft sind. Der Schwanz, die Stellen unter den Flügeln und der Bauch sind mit einem langen, seidenartigen, gekräuselten Flaume bedeckt, ähnlich wie beim Strauße; derselbe scheint eine Art Uebergang vom Haare zur Feder zu bilden. Der Kagu ist 35 bis 40 Centimeter hoch, etwa wie ein Huhn, seine Pfoten haben sehr starke Nägel.

Diese Vögel leben paarweis, zumeist an Bächen, in denen sie Abends baden; am Tage streifen sie in felsigen Gegenden umher, die mit magerm Gestrüppe bewachsen sind, wenden die Steine um und suchen Insecten. Aber auch in den Kaoriwäldern treiben sie sich gern umher, denn dort finden sie Gewürm in Menge, namentlich in dem schwammigen sich zersetzenden Kernholze der Waldriesen, aus welchem sie Larven hervorholen. Die Eingeborenen fangen den Kagu mit leichtester Mühe; sein Fleisch ist sehr schmackhaft, es ist aber schade, daß einem nun schon seltenen und dabei sehr merkwürdigen Vogel so eifrig nachgestellt wird. Sein Magen scheint viel Aehnlichkeit mit jenem des Straußes zu haben. Der Vogel selbst ist wehrlos; seine Flügel scheinen ihm nur zu dienen, um den Kopf zu verbergen, wenn er Gefahr sieht. Er erinnert in seiner Wehrlosigkeit an die flügellosen Vögel Neuseelands. Das Männchen ist dem Weibchen sehr anhänglich; dieses legt zwei Eier, die jenen des Huhnes ähneln und welche es so sorgfältig verbirgt, daß die Kanacks nur selten ein Nest finden. Uebrigens läßt sich der Kagu leicht zähmen; er frißt in den Häusern die so äußerst lästigen Kakerlaken (Blatta orientalis), die neben den Moskitos eine wahre Landplage auf Neu-Caledonien sind. Im Norden der Insel kommt der Kagu nicht vor. Garnier hatte vier lebendige Exemplare mit zu Schiffe genommen. Sie kamen auch glücklich um das Cap



Der Kagu (Rhynochetos jubatus) auf Neu-Caledonien.

Horn; dann aber mangelte frisches Fleisch, sie wurden oft naß vom Seewasser, hatten auch keinen guten Stall und so starben sie nach einander, der letzte im Hafen von Brest; er war fünftehalb Monate auf See gewesen. Ob dieser Vogel, der an ein tropisches Klima und warmen Erdboden gewöhnt ist, in unserm nordischen Klima gedeihen würde, wie Garnier meint, möchte doch sehr zu bezweifeln sein.

Wir wollen hier gleich eines andern neu-caledonischen Charakterthiers erwähnen, des Vampyrs. Dieser, sodann eine kleine Fledermaus und eine Ratte bilden *die einzigen Vierfüßer*, welche die Insel zur Zeit der Entdeckung hatte. Dieser caledonische Vampyr ist 25 Centimeter lang und hat einen dicken Kopf; seine Ohren sind bis oben hin mit Haaren bewachsen, die Schnauze läuft spitzig zu, das Gebiß ist sehr stark und der Kopf hat etwas fuchsartiges; das Auge ist lebendig und intelligent, der langhaarige Pelz schwärzlichfalb, die schwarze Flügelhaut 35 Centimeter lang, mit Knochen durchwachsen, und mit den scharfen Krallen kann dieser Vampyr sich leicht an den Bäumen festhalten. Das Weibchen gebiert ein Junges, welches lange Zeit am Bauche der Mutter sich festgeklammert hält und diese an raschem Fliegen hindert. Dieser Vampyr lebt im Gebirge und in den dunkelen Wäldern, nährt sich von Körnern, frißt auch die Frucht der Kokosnüsse und soll vortrefflich schmecken. Für die Kanacks ist er ein Leckerbissen, Europäer verstehen sich aber nur selten dazu das Fleisch dieser Fledermaus zu genießen. Die Eingeborenen verfertigen aus dem Haar eine Art von Seilen, aus welchen die Frauen einen Gegenstand des Putzes machen. Sie flechten diese Fledermausseile in verschiedene Knoten, die am Halse und auf den Rücken hinabhängen. Solche Gewebe oder Geflechte werden oft in sehr beträchtlicher Länge hergestellt und haben, je nach dieser Länge, *einen festbe-*

stimmten Werth; sie sind gleichsam Werthmesser und ersetzen unsere Münze. Für eine Frau, für einen Kahn oder dergleichen fordert oder giebt der Kanack so und so viel von der Länge eines Fledermaushaarstrickes, der des Schmuckes halber roth gefärbt wird. Die Neu-Caledonier hatten außer diesem Vampyr kein Thier mit langen Haaren; man sieht aber, daß sie dasselbe in ihrer Weise recht gut zu benutzen verstanden. —

Auch auf Neu-Caledonien wie auf manchen anderen Inseln der Südsee hat sich im Verkehr zwischen Eingeborenen und Fremden eine eigenthümliche Verkehrssprache herausgebildet, ähnlich wie in China das Pitschen-Englisch oder in Britisch-Columbia und in Oregon der sogenannte Oregon-Jargon. Man nimmt für die am meisten vorkommenden Wörter Ausdrücke aus verschiedenen Sprachen und bildet durch den täglichen Gebrauch einen Wörterschatz, der dann gang und gebe wird und zur nothdürftigen Verständigung ausreicht, obwohl er höchstens einige Hundert Wörter enthält. Auf Neu-Caledonien besteht er aus einem Gemische von Englisch, Französisch, Chinesisch und Neu-Caledonisch, doch so, daß die meisten Ausdrücke eine größere oder geringere Veränderung erfahren haben. So z. B.: „Tayos, lookout belong faia"; das heißt: „Freunde, gebt Acht auf das Feuer."

Die Kanacks können, wenn man sie richtig behandelt, recht leidliche Arbeiter abgeben; man muß aber mit ihnen umgehen, wie ihre Naturanlage es erfordert. Es ist gar nicht in Abrede zu stellen, daß sie von den Weißen vielfach schlecht behandelt und arg mißbraucht werden, z. B. von denen, welche Küstenhandel treiben, oder jenen, welche als Krämer und Hausirer im Lande umherziehen. Von letzteren werden sie insgemein schmachvoll übervortheilt und betrogen. Auch kommt es vor, daß man auf den Stationen sie für ihre Arbeit mehr als dürftig belohnt, und es kann in solchen Fällen nicht Wunder nehmen, wenn der schwarze Mann die Lust zum Wiederkommen verliert.

Der Kanack ist zu verwenden und wird beschäftigt als Fischer; er dient als Matrose auf den Lootsenschiffen und die Küstenfahrer haben gar keine anderen Matrosen. Er ist Botengänger und besorgt die monatliche Verbindung



Der neu-caledonische Vampyr.

zwischen verschiedenen Stationen; er leistet sehr ersprießliche Dienste bei der Tripangfischerei und liefert Schweine, die er mit Kokosnüssen füttert. Sodann verfertigt er Kokosnußöl, und im Süden, sodann auch auf der Fichteninsel bauet er Bananen, Zwiebeln, Kohl und andere Gemüse, die er nach Numea auf den Markt bringt. Er ist Holzhauer, weiß mit der Axt vortrefflich umzugehen und hat Vorliebe für den Feldbau.

Solche Leute können nützlich verwandt werden; wenn aber die Kanacks sehr oft den Dienst auf den Stationen verlassen, so hat das, abgesehen von den schon angeführten Gründen, noch andere Ursachen. Der Neu-Caledonier genießt, so lange er in seinem Dorfe und bei seinem Stamme lebt, fast nur Pflanzenkost, diese aber in sehr großer Menge. Beim Ansiedler bekommt er vorzugsweise nur Schiffsbrot und Reis, die für ihn wahre Leckerbissen sind. Aber es dauert Wochen lang, ehe er sich an diese ihm neue Nahrung gewöhnt und seinen Magen in ein gewisses Gleichgewicht bringt. Garnier hat beobachtet, daß manche Kanacks, welche die Kost der französischen Matrosen erhielten (Kaffee, Wein und Branntwein ausgenommen), ihre Portion rasch verschlangen und dann Wurzeln, ja selbst Würmer und Larven genossen, um den Magen ganz zu füllen. Nach Verlauf einiger Zeit hatten sie sich allerdings an diese Portionen gewöhnt, aber sie sehnten sich doch außerordentlich nach ihrer frühern Lebensweise. Einzelne Ansiedler gehen sehr verständig zu Werke. Man hat zur Arbeit 20 Kanacks nöthig, miethet aber deren 24. Diese vier überschüssigen Leute werden zum Anbau von Taro, Ignamen und Bananen verwandt; sie fischen, fangen Schildkröten und Krabben, und sorgen auf solche Art dafür, daß die landesübliche Nahrung in hinreichender Menge herbeigeschafft werde. Insgemein schließt ein Ansiedler einen Vertrag mit einem Stamme ab, der ihm fortwährend eine gewisse Anzahl von Arbeitern liefert. Diese wechseln sehr häufig ab, weil sie immer eine Zeitlang in ihrem Dorfe nach landesüblicher Sitte leben wollen; dann treten andere auf so und so viel Wochen an ihre Stelle, gleichsam als Ersatzmänner. Jene haben dabei auch den Zweck, daheim ihre Felder zu bestellen; auf solche Weise leidet ihre Familie keinen Mangel an Nahrungsmitteln.

Ein weißer Arbeiter bekommt 100 bis 200 Francs monatlich und dazu Kost und Wohnung; einem Kanack

giebt man 12 bis 25 Francs. Damit reicht er nicht weit. Er kauft z. B. drei Thonpfeifen, 1 Franc 50 Centimes; — ein Pfund Taback, 4 Francs! — eine Maultrommel, 50 Centimes; — einen kupfernen Ring, 1 Franc; — eine „Brasse“ blauen Kattuns, 4 Francs, und ein Beil für 4 Francs, sind 15 Francs. Was bleibt ihm nun übrig? Auf Taback ist er ungemein erpicht; nächst demselben ist ihm die Maultrommel das liebste; er spielt auf derselben Stunden lang eintönige Melodien; den kupfernen Ring schenkt er seiner Frau oder Geliebten. Er seinerseits liebt den Putz und schmückt sein Kopfhaar mit glänzenden Vogelfedern und mit dem Stamme der prächtigen Farrn-Liane. Mit Kattun umwickelt er sich den Leib theilweise, wenn er zur Stadt geht; bei der Arbeit hat er nur einen Zweig um die Hüften befestigt. Sein Beil hält er sehr hoch; es wird sorgfältig vor Rost bewahrt und den Stiel bereitet er sich selber, denn die europäische Handhabe ist ihm nicht bequem. Solch ein Beil wird in seiner Hand eine furchtbare Waffe. Wenn er am Sonntage nach Numea kommt, hat er kaum so viel Geld, um sich Weißbrot zu kaufen, das er sehr gern genießt.

Anstellig bis auf einen gewissen Grad sind diese Leute. In Numea arbeitet beim Kaufmann Gerber ein junger Kanack als Magazinaufseher. Er wird gut behandelt und ordentlich bezahlt, spricht Englisch und Französisch und Sonntags reitet er europäisch gekleidet spazieren. Ja, er trägt — Handschuhe und sogar Schuhe! Ein anderer Kanack, Chatton, ist Aufseher in der Schule für schwarze Kinder. Es läßt sich mit den Kanacks recht wohl auskommen, vorausgesetzt, daß man sie, wie schon gesagt, richtig zu nehmen weiß. Darauf verstand sich der schon weiter oben genannte Capitän Paddon, der an den Küsten Neu-Caledoniens und auf den benachbarten Inseln Handel trieb, namentlich mit Sandelholz, Schildpat und dergleichen. Die Kanacks arbeiteten gern für ihn und waren ihm anhänglich. Er besaß mehrere Schiffe, und wenn er einen Stamm besuchte, fand er allemal Waarenvorräthe bereit liegen. Er feilschte nie und bezahlte gut; falls er mit dem Einkaufe zufrieden war, gab er Geschenke. Bei aller Gemessenheit und Strenge war er doch freundlich im Verkehr, dabei voll Muth und Geistesgegenwart, vor allen Dingen aber gerecht. Er ist vor einigen Jahren als Millionär gestorben und hat selten Ursache gehabt, über die Kanacks zu klagen. Die Franzosen hätten nicht nöthig gehabt, Arbeiter von den Neuen Hebriden und den Loyalitätsinseln zu holen, wenn sie sich jenen Capitän Paddon zum Muster genommen hätten.

* * *

Südlich von Numea liegt eine gewaltige, nach der See hin steil abfallende Bergmasse, der Mont d'Or; er sieht aus wie eine gigantische Mauer, die aus über einander liegenden Felsen aufgethürmt worden ist; über dieselben fallen silberweiße Cascaden in Menge herab. An der einen Seite des Berges dehnt sich eine fruchtbare Ebene aus und in dieser hatte sich ein Franzose, Berard, angesiedelt. Er hatte auf der Station seine Tochter und zehn weiße Arbeiter. Als diese einst auf dem Felde beschäftigt waren, fielen die Kanacks über sie her und schlugen fünf derselben mit dem Beile todt; die übrigen flüchteten in eine Hütte, konnten aber keine Gegenwehr leisten, weil sie unbewaffnet waren; auch sie wurden erschlagen, bis auf zwei, welche nebst Berard's Tochter entkamen und in Numea Bericht über die Katastrophe erstatteten. Dieselben Wilden hatten auch den Wächter der Seewarte und außerdem noch sieben Ansiedler ermordet. Deshalb wurde ein Rachezug gegen sie unternommen; man fing den Häuptling Candio ein und erschoß ihn im Jahre 1859. Seinen Kopf schickte man in Spiritus nach Brest und dort ist er photographirt worden.

Jene Gegenden im Süden müssen einst eine zahlreiche Bevölkerung gehabt haben. Ueberall ist der Boden terrassirt in der Weise, welche die Kanacks befolgen, wenn sie ihre Felder anlegen. Die Stufen sind solchergestalt angelegt, daß ein zu ihnen hingeleiteter Bach in die vielen mit großer Umsicht vertheilten Rillen läuft; in diese wird dann Taro gepflanzt, das Hauptnahrungsmittel jener Gegend. Dergleichen Terrassenfelder kommen sehr häufig vor und manche Berge nehmen sich deshalb aus wie ein großes Amphitheater. Jetzt sind sie verlassen, aber verständige Ansiedler wissen, daß es wohlgethan ist, in solchen Landstrichen das Feld zu bebauen. Denn dort ist der Boden allemal fruchtbar und es fehlt nie an gutem Wasser. Außerdem eignen sich zum Feldbau die Stellen, an welchen die Magnagna wächst. Diese Leguminose heißt im Norden Bahite, läuft an der Erde hin wie eine Schlingpflanze, wird von Ochsen und Pferden gern gefressen und bildet eine Grundlage für treffliche Wiesen. Aber diese werthvolle Pflanze wird in der Umgegend von Numea schon selten, und wo große Herden weiden, ist sie schon verschwunden. Sie wird von den aus Europa eingeführten Pflanzen verdrängt und gleichsam aufgefressen, — eine Erscheinung, die sich auch auf anderen Inseln der Südsee, in Australien und in Südamerika mit anderen einheimischen Pflanzen wiederholt. Die Kanacks essen die Wurzeln der Magnagna sehr gern; sie wird so groß wie eine Runkelrübe; in heißer Asche gebacken giebt sie einen süßen, mehlhaltigen und nahrhaften Brei; aus den Fasern der Zweige werden Netze gesponnen.

Neu-Caledonien ist gebirgig; eigentliche Ebenen sind nur an den Mündungen der Ströme vorhanden, die nach vielen Windungen und Krümmungen aus dem Innern kommen. Der Hauptzug des Gebirges geht von Nordwest nach Südost. Manche Dörfer der Eingeborenen liegen zumeist in der Nähe der See, weil dort hinter den Korallenriffen in ruhigem Wasser der Fang der Fische und der Schildkröten reichen Ertrag liefert und Muscheln häufig sind. Deshalb wird in solchen Lagen dem Ackerbau keine große Sorgfalt zugewandt. In den fruchtbaren Landstrichen dagegen waltet, wie schon bemerkt worden ist, ein anderes Verhältniß ob. In vielen Gegenden findet man so zu sagen Oasen von unbeschreiblicher Lieblichkeit, wahrhaft idyllische Landschaften. Schade nur, daß gerade dort die Kannibalen so oft mit einander in blutiger Fehde liegen. Alles ist sehr reizend, nur die Menschen sind wild.

Im südlichen und südöstlichen Theile, namentlich auch auf dem kleinen Eilande Krebüni, wachsen in großer Menge die prächtigsten Araucarien (Araucaria intermedia), welche ein vortreffliches Schiffsbauholz liefern. Schon Cook und Forster hatten auf diesen vegetabilischen Schatz hingewiesen. Etwas weiter nördlich, an der Südostküste, mündet der Yate in einer äußerst fruchtbaren Ebene. Dort hat der Gouverneur der Colonie im Jahre 1864 den Versuch gemacht, den Communismus praktisch ins Leben zu führen. Er wählte etwa 20 Männer von verschiedenen Berufsarten aus und diese sollten eine „Gemeinschaftssocietät“ bilden. Unter denselben befanden sich ein — Papiermacher, ein Mechanikus, zwei Blechschmiede, zwei Hufschmiede, ein Steinschneider, zwei Bergleute, sodann je ein Bäcker, Zimmermann, Dachdecker, Hufschmied, zwei Ziegelstreicher, ein Sattler, zwei Ackerleute und zwei Frauen. Diese Gesellschaft bekam 300 Hectaren Land, so daß etwa 15 Hectaren auf die Person entfielen; die Regierung gab in Vorschuß Rindvieh, Hühner, Getreide, Handwerks- und Ackerwerkzeuge. Die Leitung des Ganzen wurde einem aus der Gemeinde übertragen, welche

für denselben aus ihrer Mitte einen Beirath wählte. Diese „Communauté“ wurde im Januar 1864 von Numea aus auf der Fregatte „Sibylle“ eingeschifft; der Gouverneur entwickelte in einer Abschiedrede, was er von dieser Anwendung der „societären Ideen“ erwarte. Aber noch ehe das Jahr 1865 abgelaufen war, hatte sich die ganze Gesellschaft zerstreut; Mißtrauen, Zank, Haß und Neid traten von Anfang an hervor und nichts wollte gedeihen. Die Leute hatten Geld, Lebensmittel und Vorräthe aller Art von der Regierung erhalten, der sehr viel daran lag, ihr Experiment günstig ausfallen zu sehen. Dasselbe schlug jedoch in der allerkläglichsten Weise fehl.

An der Südostküste, etwa unter 22° S., liegt die Massacrebay. Dort wohnt der Stamm der Kuanne, welcher sich eben keines günstigen Rufes erfreut. Im Jahre 1861 wurde der Geolog Darnaud nebst drei Kanacks von ihnen ermordet und aufgefressen. Die Folge war eine „Racheexpedition“, durch welche die Stimmung der Kuannes gegen die Weißen nicht etwa günstiger geworden ist. Garnier sah mehrere dieser Wilden; jeder trug eine Keule, mehrere Wurflanzen und obendrein ein Beil. Einige hatten Gesicht und Brust ganz schwarz gefärbt. Der Europäer ging dreist auf die sieben Männer zu, gab dem Aeltesten die Hand und sprach: „Bonjour, Tayo“ (guten Tag, Freund). Der Wilde wies auf das vor Anker liegende Schiff hin und fragte: „Boat, belong you?“ (gehört das Boot dir?) — „Allerdings; wollt ihr nicht an Bord kommen?“ Dazu waren sie aus guten Gründen nicht geneigt; sie ließen aber den weißen Mann unbehelligt und mußten auf sein Fleisch verzichten, weil eben das Schiff mit wohlbewaffneter Mannschaft in der Bay lag.

In manchen der zahlreichen Buchten haben sich einzelne Europäer angesiedelt, namentlich da, wo die umwohnenden Stämme sich friedlich zeigen, und beide Gestade der großen Insel werden von Küstenschiffern befahren. Diese haben, des vorherrschenden Passatwindes halber, eine sehr bequeme Reise wenn sie vom Norden her segeln, die Fahrt in der entgegengesetzten Richtung ist dagegen langwieriger. Diese Küstenschiffer landen gewöhnlich bei der Ansiedelung eines Europäers, von welchem sie Schweine, Hühner und andere Sachen, die derselbe von den Eingeborenen gekauft hat, einhandeln. Auf der ganzen Westküste nimmt diese Art von Handel einen regelmäßigen Fortgang und die Fahrzeuge können an derselben überall innerhalb des Riffes bleiben. An der Ostseite dagegen müssen sie an mehreren Stellen ins offene Meer hinaus, weil hier die Riffe da und dort bis dicht ans Land reichen oder so zahlreich sind, daß es in hohem Grade gefährlich wäre, zwischen ihnen hinzusegeln. Deshalb wird diese Ostküste nicht häufig befahren.

Das Klima der Insel kann als gemäßigt betrachtet werden; das Thermometer schwankt zwischen 20 und 28° C. Während die Kanacks fast alle an der Schwindsucht sterben, sind brustkranke Europäer, welche von Australien herüberkommen, dort gesund geworden. Sehr unangenehm sind die Orkane, welche sich in jedem Jahre einfinden und mehr oder weniger heftig wehen. Zuweilen stürmen sie mit ungeheurer Gewalt und reißen Alles vor sich nieder. Garnier hat gesehen, daß der Orkan auf einer großen Ebene alle Bäume ohne Ausnahme umriß oder abbrach, so daß sie sämmtlich nach einer und derselben Richtung hin am Boden lagen. Gleichzeitig strömt das Wasser aus den schwarzen Wolken in ungeheurer Menge herab und die Flüsse treten über ihre Ufer. In den Thälern nach dem Innern hin wählt man für den Anbau, z. B. des Kaffees, geschützte Stellen, welche vom Winde nur wenig zu leiden haben.

Im Süden der Insel finden wir im Ocean den großen Canal, welchen die unruhigen Wogen, die vom Südpol herkommen, zwischen Australien und Neuseeland bilden. Im Norden spiegelt sich das ruhige Korallenmeer, in welchem die Zoophyten unablässig an der Arbeit sind, um neue Archipele zu schaffen. Die Erhebungslinie von Neu-Caledonien und die Riffe, welche unterseeisch als Verlängerung derselben zu betrachten sind, bilden eine Art natürlichen Dammes zwischen zwei entgegengesetzten Klimaten und zwei von einander sehr verschiedenen Meeresregionen. Daraus erklärt sich, woher und weshalb jene periodisch wiederkehrenden Orkane sich einstellen. Ihre Ankunft wird im Voraus verkündet durch bewölkten Himmel und das Fallen des Barometers. Sofort wird in Numea den Schiffern ein Signal gegeben und sie beeilen sich, ihre Fahrzeuge rasch an geschützte Stellen zu bringen. Die größeren Schiffe werfen mehr Anker aus und treffen alle nöthigen Vorkehrungen. Auch in der Stadt fehlt es an solchen nicht. Man sucht die Verandas so gut als irgend möglich zu befestigen, denn es ist nicht etwa selten vorgekommen, daß sie vom Sturme hingerissen wurden, zugleich das Zinkdach des Hauses mit sich fortnahmen und dasselbe weit hinweg weheten. Man zieht nun über die Dächer Stricke und Taue und befestigt dieselben an eingerammten Pfählen oder auch an Bäumen. Diese Methode hat sich bewährt, weil die nassen Taue einen großen Druck ausüben. Im Innern des Hauses werden Thüren und Fenster zugenagelt.

Während der Wirbelorkane, denn es handelt sich hier um wahre Cyklone, stürmt der Wind aus allen Strichen der Compaßrose. Wenn man sich, sagt Garnier, im Mittelpunkte des Kreises befindet, wie wir 1865 in Numea, dann stellt sich dort eine trügerische Stille ein. Der Himmel wird klar, die Sonne scheint, die Luft ist ruhig und rein und man möchte wähnen, daß Alles vorüber sei. Dann aber kehrt, rasch wie der Blitz, das Unwetter wieder zurück; es stürmt mit entsetzlicher Gewalt heran und zwar aus der Himmelsgegend, welche jener entgegengesetzt ist, aus welcher in der ruhigen Zwischenzeit ein sehr leichter Windzug kam.

Manchmal hält solch ein Sturm drei Tage lang an, und es fällt dabei eine solche Masse Regen, daß man in Europa sich davon keinen Begriff machen kann. Dabei leidet der Pflanzenwuchs ungemein; Bäume werden niedergerissen oder ihrer Zweige beraubt, die Anpflanzungen geradezu umgelegt, und alle Gewächse sehen dann aus, als ob sie verbrannt wären; sie sind abgestorben, ähnlich wie bei uns im Spätherbste. So gingen durch den Wirbelorkan von 1864 alle Anpflanzungen von Zuckerrohr und Bananen zu Grunde; die Blätter der Ignamen und Bataten wurden abgerissen, Mais und Gemüse gänzlich verdorben; nur Kohl und Eichorien hielten sich, bekamen aber auch ein krankhaftes Aussehen. Die Ernte von Obst- und Fruchtbäumen, z. B. Feigen, Orangen, Citronen, war gänzlich vernichtet. —

Als „Colonie“ ist Neu-Caledonien noch höchst unbedeutend. Mir kommt soeben die im Januar 1868 von der französischen Regierung veröffentlichte amtliche Statistik über die Colonien zu Handen (Revue maritime et coloniale, Supplementnummer S. 192). Ihr zufolge hatte Neu-Caledonien zu Ende des Jahres 1865 nur erst 777 weiße Seelen, d. h. Colonisten und deren Familien; dazu kamen 49 Einwanderer aus Indien und 33 aus Oceanien, zusammen eine Civilbevölkerung von 859 Seelen. Dazu dann noch: Beamte 122, Garnison 820, transportirte Sträflinge 245; zusammen 1187 und im Ganzen 2046 Köpfe.

Am 1. October 1866 waren nur 850 Hectaren, also noch nicht 2000 Morgen, unter Anbau. Davon kommen auf Zuckerrohr 62 Hectaren, Kaffeebäume 13, Reis 9, Mais 126, Bohnen 9, andere Lebensmittel 631 Hectaren. Man war damit beschäftigt, noch 242 Hectaren urbar zu machen.

Die Zahl der Wohnhäuser betrug 162, jene der Nebengebäude aller Art 390.

Auch der Viehstand ist verhältnißmäßig gering. Rindvieh 5438, Pferde 367, Esel 31, Schafe 3140, Ziegen 810, Schweine 1174.

In Bezug auf Handel und Schifffahrt finden wir folgende Angaben für 1865: Aus- und eingelaufen 63 Schiffe mit 16,971 Tonnen; davon unter französischer Flagge nur 13 mit 5150 Tonnen. Einfuhren für 2,222,300 Francs; dieselben bestanden zu bei Weitem überwiegenden Theile in Artikeln, welche für die Beamten, die Garnison und die Sträflinge bestimmt waren. Zur Ausfuhr lieferte Neu-Caledonien nur für 141,106 Francs; davon waren 80 Schweine, 374 Rindshäute, 15 Packen Schafhäute, 6 Ballen Wolle, 60 Pfund Schildpat, 28 Tonnen Tripang, 8 Tonnen Mais, 26 Tonnen Kokosöl, 750 Kilogramm altes Kupfer, 17 Tonnen Sandelholz, 250 Kilogramm Baumwolle. Unter den Einfuhren finden wir auch 1980 Fässer Mehl verzeichnet und 400 Fässer Schiffsbrot.

Man sieht, wie wenig seit 1853 trotz der Millionen, welche Frankreich für Neu-Caledonien verausgabt hat, geleistet worden ist. Englische und deutsche Ansiedler würden in ein paar Jahren doppelt und dreifach so weit gekommen sein, einmal weil sie zur Besiedelung eine ganz andere Begabung haben, und dann weil sich keine Regierung um sie bekümmert, sondern sie sich durchaus selber überlassen hätte. Das letztere ist bei jeder Colonisation die Hauptsache.

A.

Umwandelungen und europäischer Einfluß in den ostasiatischen Reichen.

Die fünf großen Reiche, welche den östlichen Theil Asiens einnehmen, sind durch die Einwirkungen des europäischen Einflusses in ganz neue Verhältnisse hineingedrängt worden. Diese Einwirkungen sind theils gewaltsam und machen sich in Folge von Kriegen gleichsam ruckweise geltend, theils erscheinen sie als Folge eines langsamen und friedlichen Processes, der unablässig seinen Fortgang nimmt. Man hat auch jenen fernen Orient für „starr und unbeweglich" gehalten, und die Bezeichnung paßt in der That vielfach auf die Menschen und die Dinge. Aber diese „Starrheit" erweist sich als ohnmächtig gegenüber der geistigen Regsamkeit, der Erwerbsucht, der physischen Kraft und den Waffen der Abendländer, für welche seit nun etwa vierzig Jahren jene weiten Regionen Ostasiens eine Domäne bilden, welche immer mehr und in ausgedehnterem Maße ausgebeutet wird.

Der weiße Mann hat die lange verschlossenen oder nur theilweise geöffneten Pforten jener weizengelben Völker durch Kanonenschüsse weit aufgesprengt und sich nach und nach freien Zugang erzwungen. Die Ostasiaten haben sich der Reihe nach gewehrt, so gut sie es eben vermochten; aber sie sind auch der Reihe nach besiegt und endlich zu der Ueberzeugung gebracht worden, daß sie trotz ihrer Volksmenge von mehr als 400,000,000 Seelen den Leuten des Abendlandes, die gleichsam als Abenteurer zu ihnen kamen, nicht gewachsen seien. Das Bewußtsein, sich fügen zu müssen, wird bitter genug in ihnen sein, aber sie begreifen nach und nach immer mehr, daß sie nicht ferner erfolgreich gegen den Stachel löken können. Sie haben es manchmal versucht und immer zu ihrem Schaden; sie werden auch dann und wann wieder ingrimmig aufbäumen, aber sicherlich allemal die Zeche bezahlen müssen.

Als das Schicksal der indischen Staaten längst besiegelt war und die Engländer auf der Halbinsel diesseits des Ganges ihre Herrschaft befestigt hatten, waren die Länder im Osten des bengalischen Meerbusens allesammt noch vollkommen unabhängig. Japan war verschlossen, in China den Europäern oder vielmehr der ostindischen Handelscompagnie der Handel nur in sehr beschränkter Weise und unter lästigen Bedingungen gestattet; die drei sogenannten hinterindischen Reiche lebten ein Sonderdasein, das von außen her keine Störung erfuhr.

Dann aber begannen die Uebergriffe der Engländer. Zuerst wurde Birma in Angriff genommen; eine Gelegenheit zum Kriege war bald gefunden und ein Sieg der europäischen Waffen konnte nicht zweifelhaft sein. Der Kaiser mußte 1828 sein Küstenland am bengalischen Meerbusen abtreten, und als späterhin die Engländer den Besitz der „Reishäfen" und des Irawaddy-Deltas für sich wünschenswerth fanden, brachen sie die Veranlassung zu einem zweiten Kriege vom Zaune und nahmen was sie eben haben wollten. Nun ist Birma, dessen Herrscher ihre Hauptstadt von Amerapura nach Mandelay verlegt haben, von der See ganz abgeschlossen; die Engländer haben das Recht erzwungen, den Irawaddy auf dessen ganzem Laufe zu beschiffen; sie haben weit oben an demselben, ganz in der Nähe der chinesischen Grenze, zu Bhamo, einen Handelsconsul und die unvermeidlichen Missionäre, diese Vorläufer der Kattun- und Metallwaaren aus Manchester und Birmingham, und gehen ernstlich mit dem Plan um, von jener Stadt Bhamo aus eine Landstraße nach Yünnan zu bauen, dieser an Producten sehr reichen Provinz des südwestlichen China. Sie verfahren in Birma ganz so, als ob sie Herren und Gebieter seien und setzen durch, was sie für angemessen halten. Der Handelsverkehr des südwestlichen Chinas soll nach dem Irawaddy gelenkt werden und Rangun ein Hauptstapelplatz für denselben werden.

Der König von Siam hat die Zeichen der Zeit richtig zu deuten gewußt. Er stellte sich mit Entschiedenheit als Freund der Engländer hin, lernte ihre Sprache, entfernte Monopole, öffnete seine Häfen dem Verkehr und ließ die Missionäre gewähren, denn Mongkut ist ein „philosophischer" König. So ist es ihm bisher leidlich ergangen; europäische Eroberungen braucht er nicht zu befürchten, weil er Alles gewährt, was billigerweise von ihm zu verlangen ist. So hat man ihn vorläufig in Ruhe gelassen; gegenwärtig aber machen ihm die in höchst widerwärtiger Weise an der Ostgrenze hantirenden Franzosen das Leben sauer und er muß gegen sie auf der Hut sein.

Die Opiumkriege der Engländer sind ein Schimpf für diese, aber das Verfahren der Franzosen gegen den Kaiser von Annam ist nicht minder skandalös und kennzeichnet die napoleonische Lügenhaftigkeit und berechnende Treulosigkeit. Man nahm in Paris die „heilige Religion" zum Vorwande für Länderraub. In Annam hatte die Regierung den europäischen Propagandisten, welche in der Gestalt von Missionären wirken, den Zugang verboten, und alle, welche gegen die Landesgesetze handeln würden, mit den landesüblichen Strafen bedroht. Die Missionäre wußten also, wessen sie sich zu versehen hatten; trotzdem schlichen sie sich ein und wurden dann nach den Gesetzen bestraft. Das gab den Vor-

wand zu dem Kriege gegen Annam, dessen Kaiser auch über Tonkin, Cochinchina und Kambodscha herrschte. Der Napoleonide an der Seine erklärte feierlich im Moniteur, daß jener Krieg lediglich im Interesse der Religion und der Civilisation unternommen werde; es sei Verleumdung, wenn man ihm Eroberungsgedanken unterschiebe, aber zum Ueberflusse wolle er sagen, daß jeder Gedanke an eine Gebietserwerbung ihm fernliege. Heute ist Cochinchina mit sechs Provinzen eine „französische Colonie"! So glaubwürdig sind manchmal die feierlichen Versprechungen der Kaiser oder Könige.

Für China begann vor nun etwa einem Vierteljahrhundert die neue Zeit. Seit dem Abschlusse des ersten Opiumkrieges sind in diesem ganzen Lande keine normalen Verhältnisse mehr, Alles ist von Grund aus gestört worden und Volk wie Regierung haben jedes Gefühl der Sicherheit verloren. Die seltsame Erscheinung der Taiping-Rebellen, welche so wunderliche religiöse Vorstellungen hatten, die Aufstände der Mohammedaner, die Nienfei-Rebellen, welche aus Banden der zersprengten Taiping und aus vielen Tausenden von Ausreißern des kaiserlichen Heervolkes bestehen; das durch und durch corrumpirte Beamtenwesen, die Verarmung und Verwilderung des Volkes in den meisten Provinzen, die tiefe Abneigung gegen die ausländische Mandschudynastie, — das Alles sind Symptome arger Verwirrung. Die Chinesen, in und unter sich selbst vielfach getheilt und zerklüftet, haben jedoch den alten Dünkelstolz und das Gefühl der Ausschließlichkeit gegenüber den abendländischen Barbaren noch keineswegs verloren, und es wird gewiß lange dauern, bis eine richtige Erkenntniß der beiderseitigen Stellung eine Masse von 300 Millionen so höchst eigenartiger Menschen durchdringt.

Die Regierung in Peking fängt jedoch an zu begreifen, daß die Lage der Dinge gegen früher eine radical veränderte geworden sei, und sieht ein, daß sie sich nicht länger völlig ablehnend verhalten könne. Sie muß ein Zugeständniß nach dem andern machen, gleichviel, wie schwer es ihr auch fallen möge. Die Dinge nehmen einen verhältnißmäßig raschen Verlauf. Zuerst muß sie einige wenige Häfen dem fremden Handelsverkehr eröffnen, bald nachher diesen an mehr als zwanzig Seeplätzen gestatten und obendrein oben im Binnenlande, zu Han keu am Yangtsekiang. Dieser große Strom mußte als Fahrbahn für die Vertragsmächte eröffnet werden, deren Angehörige nun ungehinderten Zutritt in die Thee- und Seidendistricte haben. Den Engländern hat man Hongkong, den Russen den größten Theil der Mandschurei abtreten müssen. In den eröffneten Häfen entstanden besondere Stadttheile unter eigener Gerichtsbarkeit der Abendländer. Diese haben ihre Gesandtschaften in Peking, welche eben jetzt über eine Revision der Verträge unterhandeln, das heißt, weitere Zugeständnisse erwirken wollen. Das Alles berührt aber nur äußere Verhältnisse. Viel wichtiger ist der Umstand, daß man sich endlich entschlossen hat, der europäischen Wissenschaft Eingang zu gestatten. Man findet, daß ohne Aneignung derselben nicht mehr weiter zu kommen sei. Allerdings handelt es sich an der im vorigen Jahre zu Peking gegründeten höheren Lehranstalt zunächst nur um Erlernung von Fächern, welche eine geradezu praktische, vorzugsweise technische Bedeutung haben. Aber es liegt in der Beschaffenheit der Sache selber, daß man dabei nicht stehen bleiben kann und rasch weiter muß. Die Erlernung europäischer Sprachen wird auch die Verbreitung abendländischer Anschauungen im Gefolge haben.

In der allerjüngsten Zeit hat aber die chinesische Regierung zu noch einem andern Schritte sich verstanden, der ihr sicherlich ungemein schwer gefallen ist. Wir haben in Europa Gesandte aus fast allen asiatischen Ländern ankommen sehen, und namentlich begriffen die geistig so regsamen Japaner sehr bald, von welchem Nutzen die Beglaubigung von diplomatischen Agenten sein könne. Wer Gesandte abschickt und empfängt, stellt sich mit dem andern auf den Fuß einer gewissen Gleichheit und Gleichberechtigung und kann den Geschäftsverhandlungen ein ganz anderes Gepräge geben, dem Gange derselben einen ganz andern Strich verleihen, als der, welcher sich schmollend bei Seite hält und nicht verhehlt, daß jede diplomatische Beziehung zum Ausland ihm lästig und widerwillig sei. China schickte einige Mandarinen nach Europa, welche sich diesen Erdtheil näher ansehen mußten, um der Regierung Bericht zu erstatten; aber diese Beamten reisten als Privatleute. Jetzt hat man nun den verhängnißvollen Schritt gewagt.

Im Spätherbst 1867 war ein chinesischer Mandarin, Pinta-jen, aus Europa zurückgekommen. Sein Bericht muß Eindruck gemacht haben, denn zu Anfang des Decembers entschloß sich der kaiserliche Hof zu einem Schritte, der für China etwas Ungeheuerliches hat, — er stellt ja den Sohn des Himmels, den Herrscher des Blumenreiches der Mitte, mit anderen Kaisern und Königen auf gleiche Linie. Der Hof entschloß sich, eine Gesandtschaft nach Europa und Nordamerika zu schicken. Noch mehr, als Vertrauensmänner stehen an der Spitze derselben abendländische Männer. Gewiß ist diese einfache Thatsache epochemachend in Chinas Geschichte und Civilisation. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren seit etwa sechs Jahren in China durch einen sehr gewandten Diplomaten, Anson Burlingame, vertreten, der nun einem andern Amerikaner Platz machen mußte. Er hatte sich stets als Freund des kaiserlichen Hofes gezeigt und dieser hat ihn zum Gesandten ernannt, der nun in ihrem Auftrage nach Washington und nach Europa gehen soll, um die beiderseitigen diplomatischen Verhältnisse in regelmäßiger, völkerrechtlicher Weise herzustellen. Ihm sind beigegeben als Gesandtschaftssecretäre der Engländer Brown, der bislang bei der britischen Gesandtschaft in Peking thätig war, und ein der Zollverhältnisse kundiger Franzose, de Champs; beide sind des Chinesischen vollkommen mächtig. Das übrige Personal besteht (wie wir aus der „Overland China Mail" vom 14. December ersehen) aus folgenden Leuten: Chikiang, er ist ein Mandschu vierten Ranges; Sun kia kin, ein Chinese, gleichfalls vom vierten Range; beide haben jetzt den rothen Knopf erhalten, was einer Ordenserhöhung entspricht. Zu diesen fünf Diplomaten kommen noch vierundzwanzig Chinesen als Secretäre 2c. Anson Burlingame wird Ende Januars in See gegangen sein.

Auch in Bezug auf diese Angelegenheit tritt wieder eine häßliche und oftmals kleinliche Rivalität zweier Mächte hervor. Der englische Gesandte in Peking, Rutherford Alcock, billigte den Schritt des kaiserlichen Hofes, der französische Graf L'Allemand mußte also als entschiedener Gegner desselben auftreten!

Gleichzeitig haben in Japan Ereignisse stattgefunden, die von ganz hervorragender Bedeutung sind und einer völligen Revolution gleichkommen.

Das Inselreich des Sonnenaufgangs hat nach 1853 den Fremden Eingang gewähren müssen. Es war vorauszusehen, daß in Japan, wie überall, wohin unsere Kanonen, Kaufleute, Schiffer und die Tutti quanti der Civilisatoren kommen, eine gründliche Verwirrung nicht ausbleiben werde. Sie hat es denn auch nicht an sich fehlen lassen. Seit Ende des sechszehnten Jahrhunderts hatte sich dort allmälig eine neue Ordnung der Dinge festbewurzelt. Der Oberfeldherr galt als Sjogun oder Taikun für den Inhaber der äußern Regierungsgewalt, während der Mikado, der Abkömmling

der alten legitimen Herrscher, in den Anschauungen des gesammten Volkes als der eigentliche höchste Souverän betrachtet wurde und bis heute betrachtet wird. Der Taïkun war der mächtigste der vielen großen Lehnfürsten (Daïmios) des Reiches. Dieses ganze politische System war künstlich und verwickelt, die klugen Japaner aber wußten dasselbe derart anzuwenden, daß die Dinge im Allgemeinen einen günstigen Verlauf nahmen. Die Stellung des Taïkun zum Mikado und jene der Daïmios zum erstern war nicht rechtlich festgestellt; Herkommen und Interessen supplirten diesem Mangel.

Dann erschienen die Fremden; man konnte sie nicht mehr abweisen und sie erzwangen Verträge. Von wem? Vom Taïkun, den sie als weltlichen Herrscher betrachteten, und an diesen hielten sie sich. Die eigenthümlichen staatsrechtlichen und politischen Verhältnisse in Japan fanden weiter keine Beachtung; es sollte und mußte Handel getrieben werden, die „Civilisation" verlangte das. Der Taïkun und dessen Geheimer Rath (der Gorodschio) wurden von den Europäern zum Abschlusse gezwungen. Präcedentien für dergleichen lagen nicht vor, denn Japan war, seit es Taïkune gab, außer Verkehr mit den Seemächten gewesen. Nun aber erklärte der Mikado, dessen legitime Obergewalt niemals bezweifelt worden ist, daß er allein das Recht habe, solche Verträge gutzuheißen oder zu verwerfen. In Yeddo, wo der Taïkun residirte, entstanden zwei Parteien; eine altconservative, welche fremdenfeindlich auftrat, namentlich am Hofe des Mikado, der seinerseits dieser Partei völlig angehörte, und eine liberale, welche, in Anbetracht der Umstände, mit den Fremden, die man doch einmal nicht wieder los werden konnte, in gutem Einvernehmen leben wollte.

Die Umtriebe beider Parteien kennen wir in den Einzelnheiten nicht; es sind aber in Yeddo viele schwarze Dinge vorgegangen. Allemal wenn die Europäer mit neuen Forderungen auftraten und der japanischen Regierung Verlegenheit bereiteten, „starb" ein Taïkun, und allemal in geheimnißvoller Weise. Nach dem Tode des dritten dieser „gestorbenen" Taïkuns hätte ein junger Daïmio, Owari, das Siogunat antreten müssen; er war aber dafür zu jung. Die Würde wurde deshalb einem ausgezeichneten Daïmio, Uyesama, übertragen, und dieser Mann hat unter dem Namen Stotsbaschi die öffentlichen Angelegenheiten vortrefflich geleitet. Während er im Innern den von einigen Lehnfürsten gestörten Frieden wieder herstellte, wußte er zugleich mit dem Mikado wie mit den Europäern ein gutes Einvernehmen zu unterhalten.

Schon im Spätsommer sprach er, wir erfahren nicht aus welchen Gründen, den Wunsch aus, seine hohe Würde niederzulegen, und im November 1867 trat er wirklich von der Regierung ab, ohne daß ein neuer Taïkun an seine Stelle ernannt worden wäre.

Der Mikado hat nach einer fast dreihundertjährigen Unterbrechung die höchste Gewalt wieder übernommen. Der sogenannte geistliche Kaiser ist auch wieder weltlicher Herrscher geworden. Er hat eine Reichsversammlung einberufen; in derselben sollen die Daïmios die neue Verfassung des japanischen Reiches feststellen. Stotsbaschi hat bis auf Weiteres, dem Wunsche des Mikado und des Gorodschio gemäß, die Leitung der Geschäfte beibehalten und ist bemüht, die kritische Lage der Dinge zum Besten zu lenken. Er ist ein freisinniger Mann, der die Zeit versteht und in diesem Sinne auf die Daïmios zu wirken sucht; auch weiß er vollständig, was die Macht der Europäer bedeutet und bietet Alles auf, um den Verträgen Geltung zu verschaffen.

Der Mikado ist ein Knabe von neun Jahren; es hängt also von seinen Rathgebern und den Daïmios ab, welche Wendung die Verhältnisse nehmen werden. Der ganze Umschwung in Japan ist aber, gleich dem in China, eine Folge der Berührung mit den Europäern. **A.**

Die Sachsen in Siebenbürgen*).

Von **Albert von der Gabelentz.**

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß der Deutsche, der Kosmopolit unter den Völkern, welcher unter allen seine Nationalität am leichtesten abstreift, dieselbe in manchen Fällen auch wieder mit der größten Zähigkeit zu behaupten weiß. Die deutschen Colonisten der Sierra Morena sind binnen einem Jahrhundert zu blondhaarigen Spaniern geworden, der magyarisirte Deutsche in Pesth schreit das lauteste Eljen, wenn der Zigeunervirtuos Patigarós den Szósat oder den Rakoczi-Marsch vorträgt. Dagegen sind die deutschen Enclaven des fernen Siebenbürgen bei einem mehr als sechshundertjährigen Bestehen so urdeutsch geblieben, wie nur irgend eine Gegend zwischen Rhein und Elbe. Diese Inseln des Deutschthums haben den hochgehenden Wogen zahlloser Umwälzungen, haben den Kriegsstürmen der Jahrhunderte in bewundernswürdiger Weise Stand gehalten und ihre Handvoll Bewohner haben an der Geschichte, an der Entwickelung des Landes weit mehr Antheil, wie die an Zahl ihnen sechsfach überlegenen Walachen.

*) Vergleiche „Globus" X, S. 234, die Mittheilungen über die Magyaren und Szekler in Siebenbürgen.

Die Deutschen Siebenbürgens, die sogenannten Sachsen, gehören nur zum geringern Theile dem Volksstamme der Sachsen an. Nicht von der Elbe, sondern vom Mittel- und Niederrhein stammten die ersten deutschen Colonisten, welche im zwölften Jahrhundert, dem Rufe König Geisa II. folgend, in „das Land jenseits der Wälder" einwanderten. Auch die ursprüngliche Benennung „Flandrenser" sowie der Dialekt in den meisten deutschen Ortschaften lassen über die Abstammung der ersten Einwanderer kaum noch einen Zweifel aufkommen.

Im folgenden Jahrhunderte trafen neue Zuzüge deutscher Colonisten ein. Sie waren, ebenso wie ihre Vorgänger, zur Bebauung eines wüsten, unwirthlichen Landes aus weiter Ferne herbeigezogen worden. Mit zäher Ausdauer gingen sie an ihr Werk und errangen bald glänzende Erfolge. Von den ungarischen Königen in ihrer politischen Freiheit geschützt, bauten sie das Land an, trieben Handel und gründeten Städte als äußerste vorgeschobene Posten abendländischer Cultur und Gesittung. Die Reihe deutscher Einwanderungen war aber hiermit nicht abgeschlossen. Die letzte größere Emigrantenschaar traf im Jahre 1846 in Siebenbürgen ein und bestand aus Würtembergern.

Sitten, Trachten und Mundart dieser deutschen Ansiedler können sonach nicht überall dieselben sein und von einem sächsischen Dialekt kann man kaum sprechen, so viele verschiedene Mundarten giebt es bei diesen kaum zweimalhunderttausend Deutschen. Die Verwandtschaft mit dem niederrheinischen Deutsch ist übrigens doch bei der Mehrzahl erkennbar. J. W. Schuster hebt in seinem verdienstlichen Werke „Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder" (Hermannstadt 1865) nicht weniger als fünf Hauptidiome hervor, nämlich die Hermannstädter, die Mediascher, die Schäßburger, die Burzenländer und die Rösner Mundart.

Zwei Lieder aus der obengenannten sehr reichhaltigen Sammlung mögen als Proben siebenbürgischer Mundarten hier ihre Stelle finden. Das erste stammt aus Mühlbach, das andere aus der Gegend von Bistritz:

I.

1) Ich sazt dra risen, dra risen
meinjer fra moter angder de waut.
2) Fra moter, giet mer na de haut
ach härz fra moter, na kun ich net bald.
3) Ich meß ewei, ich meß derfun
meinj fra moter wäl mich nemi hun.
4) Ich meß ewei, ich meß derfun
Wiß Got, wuni ich weder kun.
5) Wun de schwarze ruowe weiß fädern hun
derer wärden ech weder kun.
6) Woheuen ich goe uch stäl ston
do laßen ich munch in wisenzor.

II.

1) Et saß e kli wält fejeltchi
Aw enem gräne zwaich.
O sang, o sang, walt fejeltchi
Wuor lautet dir dai Stäm?
2) Mir wän dir dai waltfederche
Mat ruibem gult änbän.
Flaich iber'n walt, komm widerem balt!
Wat brangst tau mir geschribn?

Die Vertheilung der Deutschen über das Land ist eine sehr ungleiche. Im Süden lassen sich die Städte Hermannstadt, Kronstadt und Schäßburg mit ihrer Umgebung, im Norden kann man Bistritz als Brennpunkte des Deutschthums bezeichnen. Wer zum ersten Mal eine solche deutsche Enclave betritt, dem wird der Gedanke schwer, daß er sich an der Grenze von Walachei und Moldau und nicht etwa in der Gegend von Nürnberg befinde. In der Zeit aber wähnt man sich um verschiedene Jahrzehnte zurückversetzt, so altfränkisch will uns das Gepräge von Land und Leuten vorkommen. So gleichen unter anderen Hermannstadt wie auch Bistritz ganz manchen deutschen Kleinstädten, die sich, abseits der großen Verkehrsstraßen, ihr mittelalterliches Aeußere bis ins Zeitalter der Eisenbahnen treu bewahrt haben. Da steht die alte Stadtmauer noch mit ihren finsteren Thoren, die Häuser kehren ihre spitzigen Giebel der Straße zu und im Leben und Treiben der Einwohner zeigt sich etwas Bedächtiges und Methodisches, das an vergangene Zeiten gemahnt. Im Einklang hiermit steht die Ausdrucksweise der Leute, wenn sie sich gegen uns Fremde des Hochdeutschen bedienen. Da kommen Wörter und Redewendungen zum Vorschein, wie wir sie in Schriften aus dem Anfange dieses Jahrhunderts häufig finden, während sie jetzt bei uns schon veraltet sind. Das Voranstellen der Negation, wie bei: „Nicht wollen Sie behaupten, daß x." erinnert z. B. an Hofmann-Callot. Selbst dem Engländer Boner scheinen diese Eigenthümlichkeiten nicht entgangen zu sein. Unter sich sprechen übrigens auch die Gebildeten meist „sächsisch". Daß dem an reines Hochdeutsch Gewöhnten dieser Dialekt fast unverständlich ist, wird man aus den vorstehend mitgetheilten Proben leicht entnehmen.

Trotz alledem unterhalten die Gebildeten unter den Sachsen einen regen geistigen Verkehr mit dem deutschen Mutterlande. Diese entfernten Stammesgenossen hängen zwar mit warmer Liebe an ihrer neuen Heimath, aber ohne die alte darüber jemals vergessen zu haben. Dadurch, daß sie ihre Söhne auf deutschen Universitäten, in Jena z. B., studiren lassen, wofür ansehnliche Stipendien ausgesetzt sind, erhält der Verkehr mit dem Mutterlande stets neue Nahrung.

Wir müssen an dieser Stelle noch der Verschiedenheit in der Religion sowie in der socialen Stellung der drei Hauptnationen Siebenbürgens gedenken, da diese Verschiedenheit zur Erklärung der krystallinisch scharfen Abgrenzung zwischen diesen Volksstämmen von größter Bedeutung ist. Die Sachsen sind fast durchweg Lutheraner; ihre Vorfahren nahmen die Lehre Luther's schon zur Zeit der Reformation an. Die Ungarn sind theils Anhänger des reformirten (helvetischen) Glaubensbekenntnisses, theils römische Katholiken, die Walachen bekennen sich durchweg zur griechischen (unirten und nicht-unirten) Confession. Unter den Ungarn allein fanden wir die Repräsentanten der Aristokratie des Landes, denn auch die wenigen Adelsfamilien deutschen Namens müssen den Magyaren zugezählt werden. Die Sachsen haben keinen Adel; von Alters her waren sie freie Leute und in ihren Districten bilden sie einen echtdeutschen Bürger- und Bauernstand.

Von den Walachen muß ein großer Theil dem ländlichen und städtischen Proletariat zugezählt werden, während nur ein verschwindend kleiner Bruchtheil derselben den gebildeten Ständen angehört.

Die räumliche Vertheilung der Sachsen in abgegrenzte Districte, sodann die hier hervorgehobenen nationalen Verschiedenheiten geben uns zugleich eine Erklärung für die Eingangs erwähnte Erscheinung an die Hand, daß gerade in Siebenbürgen die Deutschen ihre Nationalität so treulich bewahrt haben.

Hierzu kommt noch der höhere Bildungsstand der Sachsen. Man findet zwar unter den ungarischen Edelleuten manchen unterrichteten und wissenschaftlich gebildeten Mann, daß aber die Sachsen an Intelligenz die übrigen Nationen des Landes weit überragen, ergiebt sich schon daraus, daß sich der Gelehrtenstand des Landes vornehmlich aus den paarmalhunderttausend Deutschen recrutirt.

Deutsche Forscher und Gelehrte sind es, welche ihre siebenbürgische Heimath in jeder Richtung untersucht und beschrieben haben. Der deutsche „Verein für Landeskunde Siebenbürgens" zählt unter seine Mitglieder vorzügliche Kräfte, besonders auch Geistliche. Die sächsischen Geistlichen unterscheiden sich durch ihr wissenschaftliches Streben überhaupt sehr zu ihrem Vortheil von ihren ungarischen oder walachischen Amtsbrüdern.

Hören wir hierüber Boner's Urtheil. Er sagt: „Einige Personen stellen es zwar in Abrede, daß die sächsischen Geistlichen und Professoren höher ständen, als die ungarischen Gelehrten, andere aber, und zwar selbst ungarische Professoren, gaben mir gegenüber zu, daß die Ueberlegenheit auf Seite der Deutschen sei. Und das ist auch ganz natürlich: die ungarische Geistlichkeit ist schlecht bezahlt, manche haben zwei-, drei- bis zu fünfhundert Gulden jährlich, sie sind also gar nicht im Stande, sich Bücher anzuschaffen und mit ihren sächsischen Collegen Schritt zu halten. Außerdem studiren sie nicht, wie diese, in Deutschland, und wenn sie es thun, nur vier Semester hindurch."

„In der That," fährt Boner fort, „der Bildungs-

stand der sächsischen Geistlichen Siebenbürgens ist ein ganz vorzüglicher. Und wie bereit sind sie, die Bildung nur der Bildung halber zu verbreiten! Sie machen es damit, wie der Ungar mit seiner Gastlichkeit; ein jeder giebt was er hat; und was auch den Deutschen sonst hier oder in ihrer Heimath mangeln mag, es ist unnütz, den übermächtigen Einfluß in Abrede stellen zu wollen, den sie auf Verbreitung von Kenntnissen ausgeübt haben und noch ausüben. Niemand hat dabei mehr gewonnen als eben ihre ungarischen Nachbaren. Ihre Söhne studiren in Berlin, Jena und Göttingen und daheim halten sie sich deutsche Lehrer und Erzieherinnen. Aber sie mögen diese Wohlthaten nicht anerkennen, es liegt für sie zu viel Bitterkeit darin. Man wird hierbei an die Stimmung erinnert, welche zwischen den Engländern und Franzosen in Canada besteht."

Der sächsische Bauer zeichnet sich eben so wie der sächsische Kaufmann und Handwerker durch Fleiß, Sparsamkeit und Ordnung aus. An der accuraten Bestellung der Felder kann man eine sächsische Dorfflur sofort erkennen. Man sollte denken, daß die Walachen, mit dem Beispiel ihrer höher civilisirten Nachbaren unausgesetzt vor Augen, zur Nacheiferung angespornt werden müßten, das ist aber keineswegs der Fall. Im Gegentheil ist der Contrast so auffällig, daß selbst ein Fremder die Grenze zwischen deutschen und walachischen Ortsfluren ohne Mühe herausfinden kann. Es wurde uns dies mehrfach versichert und in der Gegend von Bistritz hatte ich selbst Gelegenheit, mich von der Richtigkeit zu überzeugen.

Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß die Trennung vom Mutterlande auf die genannten Stände in mancher Hinsicht nicht gerade günstig eingewirkt hat. Der sächsische Bauer ist jeder Neuerung, auch wenn in ihr ein Fortschritt liegt, gerade ebenso abhold, wie Seinesgleichen in manchen Gegenden Deutschlands, und da er den Einflüssen des Weltverkehrs ungleich weniger ausgesetzt ist als dieser, so geht bei ihm die Stabilität noch viel weiter. Ueberall trägt er ein förmliches, methodisches Wesen zur Schau, in seinem ganzen Leben herrscht pedantische Ordnung, strenge Gleichmäßigkeit in Ausdrucksweise und Benehmen. Unwillkürlich wird man an Goethe's „krystallisirtes Menschenvolk" erinnert. Die Felder werden, wie gesagt, sorgfältig bestellt, aber die ganze Wirthschaftsmethode ist primitiv. Für den sächsischen Bauer giebt es fast keine Erfahrung, keine Belehrung, er folgt lediglich dem Herkommen.

Boner, welcher das sächsische Dorfleben mit Vorliebe studirt hat, sagt hierüber unter Anderem Folgendes:

„Eine sächsische Haushaltung kann nicht umhin, auf den Fremden einen günstigen Eindruck hervorzubringen. Im Hause wie im öffentlichen Leben dieser Leute herrscht die strengste Ordnung und eine Pünktlichkeit, die vielleicht nicht ihres Gleichen hat. In ihren Gemeindeangelegenheiten, im Bezahlen ihrer Abgaben, im Säen und Ernten, ja selbst in der Vertheilung der Kirchenplätze nach Alter und Geschlecht wird mit einer strengen Regelmäßigkeit verfahren, die man pedantisch nennen könnte, und an welcher sie mit derselben Zähigkeit hängen, wie am Glauben ihrer Väter. Auch im Hauswesen hat Alles seine festbestimmte Zeit. Sobald die Tage kurz werden, fängt das Spinnen an, und die würde für eine schlechte Hausfrau gelten, welche mit ihrer Arbeit nicht in der sechsten Woche nach Weihnachten fertig wäre. Dann wird der Webstuhl hergenommen und mit eintretendem Frühjahr sind die langen Stücke Leinwand fertig zur Bleiche. Hierauf beginnen die Arbeiten außer dem Hause."

Ueber den Eindruck, den die Leute selbst hervorbringen, bemerkt Boner weiter:

„Die Gleichmäßigkeit im Aeußern erweckte in mir den Gedanken, daß sie erkünstelt sei. Es ist nicht möglich, daß in einer ganzen Gemeinde, daß in vielen Gemeinden sich nicht große Charakterverschiedenheiten unter den Leuten finden sollten, welche naturgemäß auf das Benehmen und die ganze Erscheinung des Einzelnen Einfluß haben müßten. Aber unter diesen Bauern finden wir überall ganz dasselbe ruhige, sanfte Benehmen ohne alle Abweichung. Sie grüßen und antworten uns mit feststehenden Phrasen, die uns anfangs gefallen, zuletzt aber doch langweilen. Der sächsische Bauer hat stets eine bestimmte, wohlgesetzte Antwort bereit, die er mit einer gewissen Salbung ertheilt." So weit Boner.

Wir gedachten vorhin der sächsischen Sparsamkeit, müssen aber hinzufügen, daß diese vielfach als echter Bauernstolz in Geiz und Engherzigkeit ausartet. Die Erhaltung und Vermehrung seines Vermögens ist dem sächsischen Bauer der höchste Lebenszweck. Auch der Wohlhabende plagt sich von früh bis Abend, lebt so kümmerlich wie möglich und weiß nichts von Zerstreuungen. Darüber werden beide Geschlechter frühzeitig alt und hübsche Gesichter sind unter der sächsischen Landbevölkerung nicht gerade häufig.

Aber dieser Geiz rächt sich in der constanten, wenn auch langsamen Abnahme der sächsischen Bevölkerung. Um dies zu erklären, brauchen wir nur an den Widerwillen zu erinnern, den ein wirklicher Bauernstand überhaupt und allerwärts gegen Theilung seines Grundbesitzes hegt. Dieser, der Aristokratie wie dem Bauernstande gemeinschaftliche Charakterzug, der wesentlich zur Erhaltung dieser Stände beigetragen hat, mußte aber gerade hier verderbliche Folgen haben, wo an Raum für neue Colonisten kein Mangel war, während das Anwachsen und Vorwärtsdrängen des walachischen Proletariats den Deutschen jeden Zuwachs doppelt erwünscht machen mußte. Dagegen finden wir bei den sächsischen Bauern das auch in den Rheinlanden verbreitete „Zweikindersystem", welches schon an sich jede Zunahme der Bevölkerung ausschließt.

Heirathen werden nicht nach Neigung abgeschlossen, sondern gewöhnlich nach Bestimmung der Eltern. Die Erhaltung und Vermehrung des Vermögens ist hierbei maßgebend. Deshalb sind Ehen unter nahen Verwandten sowie frühzeitige, übereilte Heirathen sehr häufig und Scheidungen an der Tagesordnung. Dabei vermindert sich fortwährend die Zahl der Deutschen, Walachen drängen sich in die Dörfer ein und es giebt Fälle, daß von ursprünglich sächsischen Dörfern nichts deutsch geblieben ist als der Name.

Eine Vermischung zwischen den Deutschen und den verachteten Walachen kommt nicht vor, auch die Ehen zwischen Deutschen und Ungarn gehören zu den Seltenheiten. Der freie, wohlhabende deutsche Bauer sieht mit Stolz auf den Walachen herab, und die Verbindung zwischen Deutschen und Ungarn wird schon durch die gegenseitige Abneigung verhindert. Ein charakteristisches Beispiel vom Nationalstolz der Sachsen erlebten wir einst selbst, als wir auf einer Jagdexcursion Abends in einen deutschen Gasthof einkehrten und die Wirthin, von der Dunkelheit getäuscht, auf walachisch anredeten. Eine sehr grobe Antwort belehrte uns sofort über unsern Irrthum; unsere Entschuldigungen halfen zu nichts und die beleidigten Bauersleute verweigerten uns sogar Essen und Nachtquartier. Da wir wegen der Nacht und bei der Ermüdung unserer Thiere nicht weiter konnten, so mußten wir uns auf den schmutzigen Dielen der Gaststube zum Schlafe ausstrecken. Eine mitleidige Magd, die uns ein paar Arme voll Stroh zum Lager brachte, wurde darüber hart ausgescholten.

Dies ist der einzige Fall von Ungastlichkeit, der uns in Siebenbürgen vorgekommen. Weder die Ungarn noch die

halbbarbarischen Walachen würden sich je einer solchen Handlungsweise schuldig machen. Geht auch der Vorwurf, den wir zuweilen aus dem Munde der Ungarn hörten, daß nämlich der Sachse ungastlich sei, zu weit, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in dieser Beziehung die Deutschen Siebenbürgens hinter den anderen Nationen dieses Landes zurückstehen. Ich spreche dies aus, ohne dabei der vielen Beweise von Gastlichkeit uneingedenk zu sein, die uns von Seiten gebildeter Deutschen überall in ganz Siebenbürgen zu Theil wurden.

Der Unterschied beruht eben im Volkscharakter und läßt sich nur durch Erziehung verwischen, während er bei den ungebildeten Ständen sofort zu Tage tritt. Die siebenbürger Sachsen führen nicht umsonst die officielle Benennung circumspecti et prudentes. Vorsicht und Mißtrauen, zwei charakteristische Eigenschaften des deutschen Bauern, finden wir auch bei ersteren häufig. Hierzu kommt eine gewisse namentlich dem deutschen Bauer überhaupt eigene Schwerfälligkeit. Dies Alles erklärt leicht, warum der gänzlich Fremde in deutschen Häusern nicht ein gleich herzliches Entgegenkommen findet als in ungarischen. Die geringfügigste Art Legitimation, die man bei sich führen mag, ändert aber die Sache sofort; zwei Zeilen eines Freundes unseres Wirthes, ja bloß Bezugnahme auf diesen verschaffen uns einen freundlichen Empfang, und der gebildete Sachse wird stets unverhohlene Freude zeigen, wenn er einen gebildeten Mann, sei ihm dieser auch sonst wildfremd, bei sich aufnehmen kann.

Wir müssen zum Schluß noch eines rühmlichen Charakterzuges der Sachsen gedenken, den jeder, der mit ihnen verkehrt, sofort entdecken wird. Das ist ihre Milde und Gerechtigkeitsliebe in Beurtheilung der anderen Nationen des Landes. Diese Eigenschaften verdienen um so mehr anerkannt zu werden, als wir sie auf Seiten der Ungarn wie der Walachen leider nur zu oft vermissen. Es macht einen ganz eigenthümlichen Eindruck, wenn wir auf alle Anfeindungen, welche Eifersucht und Eigendünkel anderer Volksstämme unausgesetzt gegen die kleine Schaar der Sachsen schleudern, diese bloß mit Entschuldigung und Vertheidigung ihrer Gegner antworten hören. Dennoch ist es nicht anders und haben sowohl wir als Herr Boner oft genug Gelegenheit gehabt, uns davon zu überzeugen.

Die Frage liegt nahe, ob sich jene deutschen Enclaven in ihrer dortigen isolirten Stellung noch lange erhalten werden? An Zahl abnehmend, von den herrschenden Ungarn mit Abneigung betrachtet und mit gerechtem Mißtrauen erfüllt gegen diese, hat das deutsche Element in Siebenbürgen keine leichte Stellung. Aber im Hintergrunde beider droht die rohe aber an Zahl starke Masse der Walachen. Schon tritt sie mit immer gesteigerten Ansprüchen hervor. Ihr früheres Träumen von einem dakoromanischen Reiche und der letzte Krieg haben gezeigt, wessen sich die anderen Volksstämme des Landes zu versehen haben, wenn der langunterdrückte Haß solcher Halbbarbaren einmal zum Durchbruch kommt. Vielleicht, daß die gemeinsame Gefahr eine aufrichtige Versöhnung zwischen Deutschen und Ungarn beschleunigt; sie wird zum entschiedenen Vortheil beider Nationen gereichen. Eine Magyarisirung der siebenbürger Sachsen ist überhaupt wenig zu fürchten, dazu sind die Leute zu zäh; numerisch sind sie aber, wie gesagt, in fortwährender Abnahme begriffen, und diese könnte nur mit einer gründlichen Umänderung ihrer häuslichen und geselligen Institutionen aufhören. Leider ist hierzu wenig Aussicht vorhanden.

Die hohe Pforte in Konstantinopel und ihre Säulen.

Von **Hermann Vambery** in Pesth.

III.

Geschäftsbetrieb in den verschiedenen Ministerien. — Leben und Treiben in den Amtszimmern. — Aufzug der Alttürken und der modernen Stutzer. — Der Salon des Abtiame adlie und die Behandlung der Staatsangelegenheiten. — Die Clienten. — Die Possenreißer und Müßiggänger in den Kalems. — Schlußbetrachtungen.

Es bleibt uns noch übrig, einen flüchtigen Blick auf das Leben und Treiben der Pforte während der Amtsstunden zu werfen.

Es ist zehn Uhr Vormittags. Wem es daran gelegen ist, die Herren Beamten der verschiedenen Classen und Kategorien auf ihrem Wege in die Amtsstube vor sich die Revue passiren zu lassen, der stelle sich mit mir an die Spitze des steilen Aufganges, der Tschigaloglu jokuschu genannt wird. Hier wandert die wahre Crême der türkischen Gesellschaft vorüber auf ihrem Wege von jenen Stadttheilen, die noch heute als Aufenthaltsort der fashionablen Welt gelten. Die Großen rauschen entweder in ihrem leichten Phaëton dahin, oder reiten im ruhigen Schritte von dem Dienerwirrwarr begleitet. Je höher ihr Rang, desto tiefer wird die Temenna (ein Gruß, bei welchem man mit der rechten Hand zwei halbkreisförmige Schwenkungen zur Brust und Stirn macht) ausgeführt. Manche greifen in ihrer Hast sogar bis zur Erde und bedauern es wahrscheinlich, daß sie nicht noch einige Fuß tiefer in den Boden hineindringen können. Die Initiative des gegenseitigen Begrüßens geht hier von dem Höhern und nicht von dem niedriger Gestellten aus. Man bleibt gewöhnlich stehen, und nachdem der hohe Vorbeigänger eine leichte Handbewegung, ein leises Lächeln, oder ein mäßiges Kopfnicken gezeigt, dann wird auf einmal von der ganzen Umgebung die Gymnastik des Temenna begonnen. Zu Fuße gehen nur die Aermeren und jene Wenigen, die der Bewegung halber der europäischen Sitte huldigen und von den Türken als excentrisch bezeichnet werden. An seinem Reitthiere, am Sattelzeuge, an der Kleidung kann man den zur Pforte sich begebenden Efendi bald erkennen. Die von der Idee der Alttürkei Durchdrungenen haben breitbordige große Schabracken, einen reichverzierten Zaum und gleiches Sattelzeug und Leitseil; sie selber tragen große, plumpe Schuhe und Oberschuhe, kittelähnliche Pantalons, breitbauschige Oberröcke, ein bis an den Hals herabfallendes Fez; sie nehmen eine vorwärtsgebeugte Stellung zu Pferde ein, tragen einen sanften, starren Blick zur Schau, und während ihre Linke das Leitseil hält, pflegt die Rechte maschinenmäßig mit dem Ro-

senkranze zu spielen. Auch der neben ihm zu Fuße einhergehende Stallknecht entspricht dem Costüme seines Herrn. Er ist entweder ein Grieche aus Chio oder Albanese, aber vom alten Kaliber. Sein Schritt ist mit dem des Pferdes ziemlich eingeübt; legt er doch gewiß schon Jahrelang denselben Weg zurück und ist die stereotype Begleitung seines Herrn. Der jüngere Efendi reitet auf halbeuropäischem Sattel, hat statt der Schabracken eine weiße Schweißleinwand oder einen kleinen Filz; sein modischer Anzug ist in Pera gemacht; seine Oberschuhe haben von Schuhen nur die Spitzen und sind eher nur ein Paar Sohlen zu nennen. Er trägt Glanzhandschuhe, hat statt des Rosenkranzes eine zierliche Reitpeitsche in der Hand; er wirft den Kopf rücklings und das Erscheinen zweier solcher heterogener Gestalten neben einander erregt gewiß einen überraschenden Eindruck.

Dasselbe ist auch bei den Fußgängern zu bemerken. Die Jugend, oder die Neutürken, gehen mit einem leichten Spazierstöckchen fuchtelnd schnell einher; der Alte wackelt einem solchen im Trottelschritte nach; nicht nur Kleiderfülle und Wohlbeleibtheit, sondern auch seine Begriffe von Anstand verhindern ihn, schneller dahinzuschreiten. — Der Jungtürke geht allein, ohne Diener; der alte hingegen muß immer von zwei Satrapen begleitet sein, von denen der eine das lange, in Tuch gesteckte Pfeifenrohr und den Tabacksack, der zweite eine große, lederne Tasche für eventuelle Schriften trägt. Die uns so kleinlich dünkenden Nüancen der Verschiedenheit in den äußeren Gegenständen sind gerade die treuesten Bilder der verschiedenen Anschauungsweise der Jung- und Alttürken. Jede Umstaltungsperiode hat deren aufzuweisen. Diese sollen unsere Aufmerksamkeit wenig mehr in Anspruch nehmen, wir wollen lieber in das Innere der Pforte treten, um hier einige Büreaus in Augenschein zu nehmen.

Also zuerst in das Correspondenzbüreau für äußere Angelegenheiten (Chardschie Nezareti mektubdschi odasi), in die schon früher erwähnte Pflanzschule der türkischen Beamtenwelt. Es besteht aus einem länglichen, großen Salon, um dessen Wände herum die üblichen Divane, mit rothem Tuch überzogen, dahinlaufen, die, so weit das Auge in dem Raume des Zimmers nur reicht, überall von hockenden Schreibern, zumeist mit jugendlichen Gesichtern, von gesundem und schwächlichem, von reichem und armem Aussehen, besetzt sind. Zwischen je zwei und zwei Schreibern ist ein viereckiges Polster geschoben, oder ein die Stelle des Schreibpultes versehendes Kistchen, worauf das Schreibmaterial sich befindet. Letzteres besteht nicht aus einem oder zwei, sondern acht bis zehn kleinen porzellanenen Gefäßen, die mehr oder minder flüssige schwarze und rothe Tinte, Wasser, kleine Badeschwämme, Gold- oder blauen Streusand enthalten. Sie sind zumeist auf einer kleinen Tasse der Größenfolge nach aufgestellt, während ringsherum Rohrfedern, in Etuis steckende Federmesser, das Schnitzbein und die Papierscheere einen nicht unbedeutenden Platz einnehmen. Unter die am Felde der Thätigkeit zuerst Erscheinenden gehören diejenigen, welche die Aufgabe des Büreauchefs während der Nacht nicht vollendet haben, und daher in den frühen Morgenstunden ihrer Pflicht nachzukommen suchen. Zwischen neun und zehn Uhr sind daher nur wenige anzutreffen, nach letztgenannter Stunde hingegen bevölkert sich der Raum. Es beginnt ein Summen und Brummen, ein Hin- und Herschreien, eine Evolution der Begrüßungen, ja ein Wirrwarr, dessen Bewegungen die Feder zu folgen nur schwer im Stande ist. Die Einen stehen neben dem Divane oder sitzen auf denselben; hier ist eine Gruppe im muntersten Gespräche anzutreffen, dort beschäftigt man sich mit kindischen Späßen und Scherzen. Einer ißt sein Gabelfrühstück; der Andere nimmt eben seinen Kaffee; der Dritte schnitzt Federn; der Vierte zankt mit seinem Diener; kurz Alles ist in Aufregung, bis der Chalfa (Büreauchef) erscheint.

Nachdem er Platz genommen, fügt sich Alles auf einmal ins Geleise. Die rothfarbigen Divane sind mit den schwarzröckigen Efendis gepfropft voll; alles greift zur Arbeit und in der ersten Viertelstunde könnte man wirklich glauben, daß hier der Sitz wahrer Emsigkeit und wahren Fleißes sei. Doch nein, es dauert nicht lange und das Erscheinen mehrerer fremdartiger Individuen — denn türkische Büreaus unterscheiden sich wenig vom Bazar oder unseren europäischen Kaffeehäusern — stört plötzlich die Ordnung. Manchmal ist es das gebieterische Schreien eines oder des andern Dragomanes, das eine Störung hervorruft. Hier sehen wir Einen, der seine Arbeit bei Seite lassend Visiten empfängt; der Andere wieder sucht durch beredte Worte einen ihn im Büreau überraschenden Gläubiger zu beschwichtigen; ja die Ruhe der ersten Viertelstunde ist bald dahin, und ein Chaos, ein gewaltiges Chaos herrscht während der übrigen Zeit des Tages. — Daß unter solchen Umständen wenig, ja sehr wenig verrichtet werden kann, ist wohl bald einleuchtend. Man ist zwar unendliche Mal zu Reformen geschritten, doch sind alle Vornahmen stets gescheitert. Der Orientale, ob Türke oder nicht, kann sich an das Maschinenartige, an das Ernste schwer oder gar nicht gewöhnen, und nicht nur im Correspondenzbüreau für äußere Angelegenheiten, das wegen seiner heterogenen Elemente bekannt ist, sondern überall ist ein minder oder mehr gleiches Leben anzutreffen. —

Sind doch auch die Säle für die höheren Berathschlagungen nicht von derartigen Umtrieben ausgeschlossen! Treten wir einmal in den Salon des Ahkiame adlie um 11 Uhr, zur Zeit, da die Mitglieder desselben sich versammeln. Sie sind zumeist große Herren und haben dem Fortschritt des Zeitgeistes schon dadurch Einlaß gegeben, daß sie statt der Divane im Halbkreis aufgestellte Fauteuils haben, doch so große, daß eine ganze europäische Familie sich in denselben placiren könnte. Dieses ist aber bei den Türken von höchster Nothwendigkeit, denn sie sitzen nicht, sondern hocken auf denselben. Neben jedem Fauteuil steht ein kleiner Tisch, für den Schreibpult und das Schreibzeug bestimmt. Auch hier erscheinen die ärmeren und thätigen Mitglieder vor den reicheren und minderbeschäftigten. Wenngleich nur zwanzig Schritte von der Pforte entfernt, tritt der Efendi oder Pascha mit sichtlicher Mattigkeit in den Salon; er wirft sich halb ohnmächtig in den Lehnsessel, athmet tief auf, gähnt einmal und schon steckt ihm der Tschibuk zwischen den schließenden Lippen. Ja, es ist eine große Arbeit, in den zweiten Stock zu kommen, wenn man auch von zwei Dienern unter den Armen gestützt wird. Ich kenne Viele, die sich eine Viertelstunde lang vom kleinsten Gange ausschnaufen. Auch hier beginnt das eigentliche Leben mit dem Eintritte des Präsidenten. Das eine oder andere Actenstück wird vorgelesen, und wenngleich alle die so stark schnaubenden und schmauchenden Mitglieder ohne Ausnahme um ihren weisen Rath befragt werden, so sind es doch nur wenige, die lebhaften Antheil nehmen; andere hingegen pflegen oft bei der heftigsten Debatte sich mit ihren Nachbaren in eine Conversation über die Geschicklichkeit ihres Koches, ihres Tschibuktschis und über andere banale Gegenstände einzulassen. Ja viele pflegen nach Hause zu kommen, ohne von dem, was in ihrer nächsten Umgebung vorgefallen, auch nur im mindesten unterrichtet zu sein. Mitunter handelt es sich hier um sehr wichtige Fragen, z. B. um die Vindicirung des einen oder andern Gouverneurs, wegen Bestechung oder eines sonstigen Vergehens; Schlichtung eines Processes, wo bedeutende Summen in der Schwebe sind; manchmal hingegen werden die geringfügigsten und kleinlichsten Dinge verhandelt. Der Eine klagt den Andern an, ihm

vom östlichen Ufer des Schwarzen Meeres eine solche Perle gebracht zu haben, die ungeschliffen, und noch in keine Perlenschnur des Harems hätte gefaßt sein sollen, während er sich nachher von dem Gegentheile überzeugt. Die Sache ist wichtig. Mollah und Fachkennerin werden herbeigerufen, und während man am Corpus delicti im Nebenzimmer juristische Thatsachen bestätigt, harren die betreffenden Parteien ohne zu erröthen sich gegenüberstehend im Salon.

Ein anderes Mal erscheint ein schwärmerischer Client, ein Christ oder Mohammedaner, um sich vom hohen Rathe die Erlaubniß auszuwirken, einen in irgend einer Gegend, an irgend einem Orte befindlichen Schatz heben zu dürfen. Mit der ernstesten Miene erzählt er, wie ein nächtliches Traumbild ihm in Gestalt einer auflodernden Flamme jene Stelle in Rumänien oder Anatolien bezeichnete. Die weisen Herren leihen seinen Worten ein geduldiges Ohr, ja man läßt sich sogar mit ihm in Unterhandlungen ein wegen eventueller Vortheile, die der Regierung zukommen sollen; man schließt Contract, bestätigt ihn mit dem Amtssiegel, ohne daß das alberne Geschwätz auch nur einem auf- geschweige mißfiele.

Nur in den Räumen des allerhöchsten Rathes ist ein Anflug jenes amtlichen Ernstes, jener Feierlichkeit anzutreffen, welche die Aemter im Allgemeinen bei uns im Westen charakterisiren. Die Möbel dieser letztgenannten Localitäten haben den elegantesten europäischen Zuschnitt; die Mitglieder, zumeist alte, gesetzte Männer, pflegen im stillen, gelassenen Töne zu conversiren. Tschibuktschis und Thürsteher sind hier gesetzmäßig taubstumme Individuen, damit das Geheimniß der Verhandlungen nicht außer seinem bestimmten Kreise verbreitet werde. Sie sind zumeist Leute von außerordentlicher Intelligenz, ihre Kenntniß, in Mienen und Gesichtszügen das Allerverborgenste zu lesen, befähigt sie, wie man glaubt, in die unter dem Siegel der Verschwiegenheit versteckten Geheimnisse zu dringen. Andererseits wieder vermuthet man, daß Viele unter ihnen, des Schreibens und Lesens kundig, durch verbotene Einblicke in die Portefeuilles sich ihre Kunde erwerben, und dieses ist auch höchst wahrscheinlich.

Auf den allgemeinen Ueberblick über das Leben und Treiben auf der Pforte übergehend, müssen wir die Zeit von 11 bis 2 Uhr Nachmittags als die bewegteste bezeichnen. Während im Innern der Büreaus ein Leben sich gestaltet, welches dem erstentworfenen Bilde mehr oder minder ähnlich ist, finden wir in den äußeren Räumen, namentlich in den Gängen, Vorhallen u. s. w. ein nicht weniger interessantes Bild von buntester Farbe und den bizarrsten Gestalten. Zwischen den geschäftig hin- und herrennenden Efendis, Büreaudienern u. s. w. drängt sich immer ein ziemlich gewaltiger Strom von Clienten, Faullenzern, gaffenden Landleuten, bettelnden Weibern und elternlosen Kindern hindurch. Wir begegnen hier einem Semmel- und Käseverkäufer, dort einem, der Scherbette und Zuckerbäckereien feilbietet. Schreibzeug, Bücher, Kleidungsstücke, Schmuckgegenstände, alles wird von Hausirern umhergetragen. Und wenn wir an solchen Tagen, wo der Monatsgehalt ausgezahlt wird — denn dieses ist höchst unregelmäßig und geschieht nur in drei Monaten einmal —, auf die verschiedenen Mäkler einen Blick werfen, so werden uns die äußeren Räume der Pforte gewiß eher ein Bazar als eine Amtslocalität ersten Ranges dünken.

Unser Bild würde kaum ein vollkommenes zu nennen sein, wenn wir hier nicht auch jener Possenreißer, Satyriker, Reimschmiede u. s. w. gedenken würden, die auf den verschiedenen Kalems umherrennen, um die Efendiwelt während der Arbeit — welche, wie wir gesehen, eine wahrlich nicht besonders große zu nennen ist — zu erheitern. Diese betreiben auch mitunter das Geschäft, Liebeshändel und Eheangelegenheiten zu besorgen und zu veranstalten. So wie jedes Stadtviertel in Konstantinopel seine eigenen Hunde hat, welche keinem fremden vierfüßigen Genossen den Zutritt gestatten, ebenso hat jedes Kalem seinen eigenen Possenreißer, dessen Späße in einem andern, bei einer andern Beamtenkategorie gar keinen Anklang fänden. So sehen wir auch Faullenzern und Bettlern unter einem gewissen Vorwande von dem einen oder andern Kalem einen Monatsgehalt angewiesen, den entweder die betreffenden Mitglieder zusammenschießen, oder nach herkömmlicher Sitte das allgemeine Budget bestreitet. Ja Mitleidsgefühl, und zwar schlecht angewandtes Mitleidsgefühl, stiftet im Osten mehr Uebles als Gutes an. Privatmann und Regierung begehen dieselben Fehler. Man kann und will sich nicht von den alten Sitten trennen.

* * *

Diese schwache Skizze, die wir von der hohen Pforte und ihren Säulen entworfen, soll der geneigte Leser nicht als einen Ausfluß von Antipathie gegen die Türkei oder sonstiger böswilliger Tendenzen betrachten. Es sind dieses nichts anderes, als wahrhaft getreue Züge eines Bildes, das der Schreiber dieser Zeilen jahrelang in der allernächsten Nähe betrachtete. So lange er noch am Ufer des Bosporus war, hatte es ihn selber angeekelt, doch als er später das Beamtenleben der persischen Hauptstadt, das Gerichtsverfahren der Afghanen, Usbeken und Tadschiks näher zu Gesicht bekam, da schien ihm die Pforte mit allen ihren Fehlern und krankhaften Auswüchsen dennoch ein wahres Muster der Ordnung und Gerichtsbarkeit! Klio erzählt uns wohl von den exemplarischen Verwaltungssystemen so mancher asiatischer Fürsten hohen Ranges. Man citirt noch heute im Osten Harun al Raschid, Melik Schah, Soliman den Gesetzgeber, Abbas den Großen, Egber Schah von Indien und viele, viele andere; doch sind diese nur als glückliche Ausnahmen anzusehen, denn so lange der Mangel an Arbeitslust, an Charakterstärke, an einem ernsten Streben nach Zukunft und an vielen anderen zur Gründung reeller gesellschaftlicher Verhältnisse unentbehrlichen Eigenschaften vorhanden ist, eben so lange wird im ganzen Osten und auch in der Türkei an den Aemtern und dem amtlichen Verfahren eine Menge von Fehlern auszusetzen sein. Am Bosporus hat man die Bahn der Regeneration betreten. Vieles ist schon jetzt von den alten Sitten unterschieden, doch ob der Assimilationsproceß vollkommen gelingen wird, das mag uns die Zukunft zeigen.

Corroberri.

Ein Beitrag zur Kenntniß der Musik bei den australischen Ureinwohnern.

Von **Dr. Hermann Beckler.**

Endlich sollte ich einmal Gelegenheit haben, einem Corroberri (spr. Körröbërri) beizuwohnen. Ich war an der Grenze der Darling Downs, jenem fruchtbaren und reizenden Districte Queenslands, dem Territorium der eigentlichen Schafwollkönige, als ich hörte, daß die Eingeborenen daran wären, einen Corroberri zu veranstalten. Das Herz schwoll mir bei dem Gedanken an den bevorstehenden Genuß, auf den ich mich schon lange und bis jetzt vergeblich gefreut hatte.

Die zum Anfang bestimmte Zeit war bereits verstrichen, und ich eilte hinaus, so schnell ich konnte. Eine lichte Helle über dem Walde, die schon von fern hörbaren wilden Stimmen und das weithinschallende, fast metallische Klingen der Bumerangs, jener interessanten Waffe der Eingeborenen, deren sonderbare rotatorische Bewegungen in der Luft schon den größten Mathematikern und Astronomen zu denken gegeben hat, brachten mich bald in die rechte Richtung, und kurz nachher befand ich mich im Lager der Wilden.

Es war heute ein sogenannter großer Corroberri, und Weiber und Kinder einbegriffen mochten wohl zweihundert Eingeborene beisammen sein. Sie waren von weiter Ferne hier zusammengekommen und hatten sich während der letzten Tage allmälig angesammelt.

Nur die Männer tanzen oder führen den Corroberri aus, der sich am besten mit einem Ballet vergleichen läßt.

Im Vordergrunde saßen in unregelmäßigen Reihen die Weiber und Kinder. Vor ihnen, zu beiden Enden des Tanzplatzes, der Bühne möchte ich sagen, brannten immer frisch auflodernde mächtige Feuer. Vor den Weibern, in einer Linie mit den Feuern, standen und hockten vier Männer in sehr gebückter Stellung, die durch rhythmisches mächtiges Aneinanderschlagen von Bumerangs den Takt hielten. Eben verhallte der laute Chorus, die Bumerangs schwiegen, nur ein leises, klagendes, halbsingendes Flüstern kam aus den Reihen der Weiber, während die in langer Reihe den Frauen gegenüberstehenden Männer eben bei dem plötzlichen Abbrechen des Gesanges und, wie von tragischem Schmerz übermannt, umwenden und langsam, gruppenweise sich zurückziehen.

Nach kurzer Zeit beginnen die Bumerangs zu klatschen; mit eins treten die Männer vor bis nahe an die Feuer. Erst schreiten sie wie zum Angriff in zwei Gruppen gegen einander und machen einige undeutliche Figuren. Dann treten sie in Reihe, der Chor beginnt, lauter und lauter wird der Gesang, alle stampfen mit den Füßen abwechselnd und nach dem schnellen Takte der Bumerangs, daß der Boden erdröhnt. Der Lärm wird noch dadurch gesteigert, daß die Weiber, welche eine kugel- oder trommelartig gestülpte Falte ihrer Opossumsdecken zwischen den Oberschenkeln halten, auf diese mit beiden Händen losschlagen, während andere ihre nackten Schenkelflächen bearbeiten. Immer noch währt die Begeisterung, aber plötzlich, wie mit einem Schlag, ist der Lärm zu Ende, und nur das halb singende, flüsternde Klagen der Weiber überdauert den Chor, sowie es demselben vorhergeht. So wiederholt sich das eben Geschilderte noch oft den ganzen Abend, die halbe Nacht hindurch.

Es kommen wohl auch Veränderungen vor. Sie bleiben manchmal länger und machen dieselbe Figur öfter. Oder kurz nach Beginn des Chors rennen alle an die nächststehenden Büsche und Bäume und brechen lange Zweige ab, die sie vor sich auf den Boden legen, worauf sie alle mit beiden Armen schwimmartige nach abwärts gerichtete Bewegungen ausführen. Nachher heben sie die Zweige auf, halten sie in die Höhe, machen einige Schritte seitwärts, legen dieselben wieder nieder und machen nun dieselben Schwimmbewegungen nach oben und nach verschiedenen Richtungen. Der Chor geht dabei immer fort.

Aber welche Musik? Ein Stück Naturmusik ungezähmter primitiver Geschöpfe, vergleichbar dem Summen der Insecten, dem Rauschen des Wassers, dem Säuseln des Windes und dem Heulen des Sturmes. Andere Gesänge und Corroberris sind ungleich musikalischer, der an diesem Abend gehörte läßt sich jedoch musikalisch nur in der Nachahmung, im Rippenwerk wiedergeben. Drei Streiche der Bumerangs gehen auf den schon vom Beginn an rasend schnellen Takt. Der Rhythmus ist von der größten Strenge, die Intonation einzig in ihrer Reinheit, die einfallenden Octaven der Weiber und Kinder sind zum Entzücken rein, so wie man sie beim besten europäischen Opernchor nur selten hört. Es ist ein absolut fehlerfreies Zusammenstimmen. In diesem, in der einfallenden reinen Octave, dem strengen Rhythmus, der allmäligen Steigerung vom Piano zum wildesten Fortissimo unter der wachsenden Geschwindigkeit des Taktes und dem urplötzlichen Abbrechen, dem aber manchmal noch einzelne Noten durch längere Pausen getrennt wie Schläge nachfolgen, liegt das Imponirende dieser Musik. Den wilden Eindruck vermehrt noch die Eigenthümlichkeit des Singens, indem alle Noten, auf welchen ein Nachdruck liegt, ja, ich möchte sagen, fast gar Alles in der Exspiration gesungen wird. Mit einem krampfhaften Schlürfen hört man sie alle Augenblicke Luft fassen, die sie alsbald wieder mit sichtlicher Anstrengung verschwenden. Bei diesem fast athemlosen Singen, bei der sichtlichen leidenschaftlichen Erregtheit der Sänger, dem fast fortwährenden Stampfen der Füße und ähnlichen Bewegungen der Arme muß so ein Corroberri eine erschöpfende Arbeit sein.

Denkt man sich nun die Scenerie zu dieser Aufführung, einen wolkenlosen Nachthimmel, die wachsende Sichel des Mondes über den großartigen Contouren riesiger Gummibäume, die blendend grelle Beleuchtung, die bekanntlich Aeste, Reiser und Blätter des Gummibaums geben, das um so tiefere Dunkel des Hintergrundes und eine windstille laue Luft, so möchte mich wohl mancher Leser um den Genuß, welchen ich gehabt, beneiden.

Für den europäischen Zuschauer ist aber ein Corroberri ein eigentliches Schauspiel, denn diese im höchsten Grade erregten Acteurs, an denen jede Fiber zittert, sind heute in entzückender Weise costümirt, und in der That, von den mißmuthigen, schläfrig herumlungernden, mit schmutzigen Lappen bedeckten Schwarzen, denen man am Tage begegnet, und die trotz ihres gelegentlichen Mangels so faul sind, daß sie nur mürrisch und widerstrebend für ein blankes Sixpence-Stück einen Eimer Wasser holen, himmelweit verschieden. Das wildkrause Haar, welches in großen Bündeln und Würsten herabhängt, ist festlich und nicht wenig imponirend geschmückt.

Hohe Federbüsche wallen stolz vom Haupte; Federn von

Corroberri I. Darling Downs. ♩ = 160, später 180 und mehr.



Klage oder Todtenlied. Darling Downs. ♩ = 60 oder noch langsamer. E-moll.



Corroberri II. Upper Darling River. Meninder. ♩ = 84. E-moll.



Corroberri III. Gayndah, Kneemland. ♩ = 120.



mannichfaltiger Art und Größe stecken in den Haaren Anderer, wie Stecknadeln auf einem Nadelkissen. Wunderschön gearbeitete, von den eingeborenen Weibern gehäkelte Stirnbänder, mit Kalk oder Kreide frisch bestrichen, halten heute das üppige Haarwerk zusammen. Viele haben den rothen struppigen Schweif eines Dingo (australischen Hundes) über Scheitel und Kinn gebunden, was dann besonders wild und grotesk aussieht. Auch hat für solche Gelegenheiten der Eingeborene von Jugend auf ein Loch in der Nasenscheidewand, um einen Fuß langen Stab oder ein Rohrstück hindurchzuschieben. Die schwarze schmutzige Haut starrt heute von aufgeschmiertem Fett. Wangen, Brust, Rücken und Glieder sind in der verschiedensten Art mit rothen und weißen, geraden und schlangenförmig gebogenen Linien und Ringen gezeichnet. Jeder hat seinen kleinen Rindenschild, und keinem fehlt heute der aus Tasseln gefertigte, fußlange aber lächerlich schmale Schamgürtel.

Der Gesang blieb derselbe den ganzen Abend und wiederholte sich nach längerer oder kürzerer Pause. Er hatte aber später nicht mehr den ernsten, feierlichen, leidenschaftlichen Charakter, wie beim Anfange. Es war offenbar, daß Manche mitten unter dem Gesange schlechte Witze machten, um die Anderen zum Lachen zu bringen. Dies kam wahrscheinlich davon her, daß die Ansiedler zur Ermunterung und zum Dank für den gewährten Genuß Branntwein mitgebracht hatten. Dadurch wurde am Ende aus dem feierlich begonnenen Corroberri ein wüstes Gelage, und die Schwarzen wurden so betrunken, daß sie ihre kleinen in der Schnelligkeit aus Reisig errichteten „Guniahs" nicht mehr fanden.

So kommt es denn bei ähnlichen Gelegenheiten, wie das ja auch bei uns Europäern geschieht, zu heftigen Auftritten, Raufereien, und was wohl nicht zu verwundern, mitunter zu bösen Verwundungen, die um so schlimmer sind, als die dabei gebrauchten Waffen alte Schafscheeren, alte Säbelklingen und scharfe spitze Abfälle von Weißblech sind. Einem ähnlichen Auftritt oder den Folgen desselben habe ich das Klage- oder Trauerlied zu verdanken, welches ich hier mittheile.

Während eines dem Corroberri folgenden Kampfes wurde ein Schwarzer sehr schlimm in der Kniekehle verwundet. Die Wilden pflegten ihn mit äußerster Sorgfalt und liebevoller Theilnahme, in der dritten Nacht aber schienen sie den Zustand ihres Bruders für hoffnungslos zu halten und stimmten ein Trauerlied an.

Ich lag im Bette. Es war nahe an Mitternacht. Auf einmal hörte ich sonderbare musikalische Töne, erst wie aus der Ferne, dann wieder wie von den grobbehauenen Brettern (slabs) meiner Zimmerwand kommend. Dann war es wieder wie das Summen einer großen Fliege. Es war zu sonderbar und erregte meine Aufmerksamkeit allzu sehr, daß ich hätte schlafen können. Ich sprang auf und lauschte an der geöffneten Thür. Es war ein Gesang der Wilden. Da sah ich am jenseitigen etwas erhabenen Ufer des Flusses (des River Condamine) ein beleuchtetes Lager. Ein brennender Baum, buchstäblich eine Feuersäule, leuchtete und prasselte durch die stille Nacht, ein sanfter Luftstrom trug den ununterbrochenen Fluß der Melodie deutlich, Note für Note, zu mir herüber; — in der That ein erhabenes Chorallied.

Jahre vergingen und ich hörte keinen Corroberri, obgleich ich in der Zwischenzeit häufig mit von der Civilisation noch unbeleckten Wilden in Berührung kam.

Bei der Rückkehr von unserer Reise nach Centralaustralien, während eines längern Aufenthaltes am obern Darling, hatte ich nochmals das Vergnügen, einem solchen beizuwohnen. Die detaillirte Schilderung desselben würde zu viel Raum beanspruchen, aber der Corroberri war entzückend.

Hier möge nur noch der den Anfang machende Gesang, eine Hymne, wenn man will, Musik und Text treu wiedergegeben, Platz finden. Ich ließ mir nachher sagen, es sei ein Gebet, eine Bitte an ihren Gott, um ein großes Uebel, vielleicht eine Krankheit, von ihnen abzuwenden.

Den letzten Corroberri, einen Gesang voll Kraft und Muth, verdanke ich einem deutschen Freunde, der Superintendent einer Schafstation war. Er konnte jede Melodie behalten und kannte viele Lieder der Eingeborenen, Note für Note und Wort für Wort. Das Lied stammt aus den nördlichen Gegenden Queenslands, aus der Nähe von Gayndah.

Die ägyptischen Pyramiden.

Von **Dr. Georg Ebers** in Jena.

I.

Lage. — Zeit. — Erbauer. — Größe. — Inneres.

Wenn es wahr ist, daß die Historie eines Volkes nicht viel älter sein kann, als ihre ältesten gleichzeitigen Quellen, dann müssen die Aegypter ohne Frage das älteste von allen Geschichtsvölkern genannt werden. Besaßen sie doch historische Aufzeichnungen, ehe noch die meisten anderen Nationen an etwas Anderes, als die Erhaltung des nackten Lebens dachten. Die allerersten von diesen Aufzeichnungen finden wir in den innersten Blättern jener Riesenfolianten, die wir zu besprechen gedenken, in den dunkelen Kammern der Pyramiden.

Es ist seltsam genug, daß die ältesten bis auf uns gekommenen Denkmäler der Vorzeit zugleich die ersten Proben einer Schreibekunst von sehr subtiler Erfindung und großem Reichthum (wenn anders den Schriftzeichen gegenüber nicht die Fülle einem Mangel gleich ist) darbieten. Die Pyramiden können mit Recht die ersten historischen Quellen genannt werden, und wenn wir die Bahn der Geschichte mit einer unabsehbaren Straße vergleichen, auf der die Völker, wie einzelne Wanderer, einander drängen und stützen, niederschlagen und erheben, hemmen und zur Eile stacheln, und wir suchen da, wo sich dem rückschauenden Blicke die letzte Fußspur eines Wanderers zeigt, in fernster Perspective die ersten mit dem Horizont verschwimmenden Meilensteine, dann werden wir, mögen wir unsere Augen noch so scharf bewaffnen, nur und immer nur die Pyramiden schauen. Sie bezeichnen den Anfang des Weges und darum können wir sie mit Fug

die Grenzmale der Geschichte nennen. Der Weltgeschichte! Denn wenn wir auch aus tiefen Torfmooren, aus Kalkhöhlen und Teichen rohe Spuren eines ältern Menschendaseins hervorgesucht haben, so gehören diese nur in das Zeitalter des Vegetirens eines unentwickelten Geschlechts; die Pyramiden hingegen sind die mächtigen Initialen jenes (um mit Schelling zu reden) „ewigen Gedichts des göttlichen Verstandes", das wir als großen Spiegel des Weltgeistes Geschichte nennen.

Eine ausführliche Beschreibung der Lage und Gestalt der Pyramiden wird hier unnöthig sein. Denn wenn diejenigen Dinge die berühmtesten sind, welche als klares Bild in der Vorstellung der meisten Menschen leben, so dürfte wohl keine andere Arbeit von Menschenhand die Berühmtheit der Pyramiden übertreffen, und während die meisten Bauwerke uns erst durch Nachbildungen und Schilderungen zugänglich werden, so liegt für Jedermann schon in dem bloßen Namen „Pyramide" eine Beschreibung der riesigen Körper, die wir betrachten wollen. Jede von ihnen ist ja nichts als eine mit fast wahnsinniger Kraftanstrengung dargestellte mathematische Figur, deren Aussehen und Wesen wir schon in den ersten Schuljahren kennen lernen.

Wenn wir von Pyramiden reden, so denken wir gewöhnlich an die drei Riesenbauten, welche sich am linken Nilufer beim heutigen Dorf Gizeh im Nordwesten der Trümmer des alten Memphis erheben; aber schon im vorigen Jahrhundert hat man die Spuren von vierzig, bis zum heutigen Tage die doppelte Zahl von Pyramidenresten gefunden, welche sich in einem ziemlich regelmäßigen Bogen am nordwestlichen Ufer des noch ungetheilten aber seiner Spaltung nahenden Nils, von Abu Roasch bis Lischt, hinziehen.

Viele derselben bestehen nur aus Ziegeln, andere halb aus Lehm, halb aus behauenen Steinen; die großen Pyramiden aber, welche wir allein zu besprechen gedenken, sind vom Scheitel bis zur Sohle aus harten Quadern erbaut worden und haben deswegen allen Angriffen der Zeit erfolgreich zu trotzen vermocht.

Will man heutigen Tages das Feld der großen Pyramiden besuchen, so muß man von Kairo aus über den Nil fahren; man kommt in einem Ritte von wenigen Stunden, nachdem man das Dorf Gizeh hinter sich gelassen hat, bald an den Fuß der Riesenbauten, welche, verwittert an ihrer Oberfläche, aus der Ferne scharf geschnittenen stereometrischen Körpern gleichen, dann das Ansehen von leicht zu ersteigenden Treppen gewinnen und endlich dem dicht vor ihnen Stehenden Stufen darbieten, die einem Manne bis an die Hüften reichen.

Wenigen Europäern gelingt es, die Spitze der großen Bauten ohne Hülfe der Araber zu erklimmen, deren unglaubliche Zähigkeit und Muskelkraft sie befähigt, den Reisenden, indem sie ihn unter die Arme fassen, heben, stoßen und reißen, an sein Ziel zu befördern. Mit zitternden Knien ersteigt derselbe die letzte Stufe, wir aber folgen ihm, um uns von der Spitze der Hauptpyramide aus ein Bild ihrer Lage zu verschaffen.

Diese ist von wunderbarer Art. Denn wenn im Osten, sobald die Ueberschwemmung zurückgetreten ist, reiche Ackerfelder wogen, überweht von den zarten Fächern der Palmenkronen, — wenn hier der Strom mit reicher Wasserfülle den Blick erfreut und der schwarze Boden seine Gaben verschwenderischer zu spenden scheint, als an irgend einem andern Orte der Welt, wenn uns weiter gen Norden hin die Stadt Kairo, der lebendigste Marktplatz des Orients, mit der berühmten Citadelle, die sie stolz überragt, an hundert bunte Scenen erinnert, denen wir in ihren Gassen und auf dem schönen Frankenplatze begegneten, — so mahnt uns ein Blick gen Westen an jenen großen Gegensatz, der das Leben bildet, an den Ueberfluß, dem der Mangel beiwohnt, an die Sorge, welche hinter dem Sattel des Reiters sitzt, an den Tod, der mitten im Leben seine Wege wandelt. Dort im Westen breitet sich die fruchtlose Sandfläche der Wüste darbend aus, hier und dort von öden Felsstücken unterbrochen, grenzenlos, farblos, lautlos hingelagert, von keinem Thiere, keiner Pflanze, keiner Spur von menschlicher Gegenwart, nicht einmal von Gräbern belebt. Diese liegen in langen Reihen, durchwühlt und beschädigt, an den Füßen der Pyramiden; alle, wie diese selbst, im Westen des alten Memphis.

Gen Abend begruben die Aegypter ihre Verstorbenen. Hier brannte der wasserlose Wüstensand, hier öffnete sich das Reich des Todes, hier neigte sich die Sonne, das freundliche Tagesgestirn, dem Untergang entgegen; das Leben des Menschen aber wurde verglichen mit ihrem Laufe. Sie brachte die Stunden der Nacht in der Unterwelt zu, wie der Mensch die Zeit des Todes, und wie die Sonne des Morgens im fröhlichen Osten wieder auferstand aus dem Reiche der Finsterniß, so sollte der Mensch aus dem Gerichtssaale der Unterwelt, wenn er rein befunden wurde, eingehen in die Gefilde von Aalu und das Elysium der alten Aegypter.

Diese Anschauung hat es bewirkt, daß alle ägyptischen Gräber, daß auch die Pyramiden im Westen der Städte liegen, bei denen sie erbaut wurden. —

Fragen wir nach der Zeit ihrer Entstehung, so kann ich folgende Antwort geben. Die größte (jene des Cheops) und die zweite (des Chefren) sind um 3000, die des Menkera ist um 2900 vor Christus erbaut worden. Und wenn man uns ungläubig fragt, woher wir das wissen, so vermögen wir dies bald zu erklären.

Ein ägyptischer Oberpriester, Manetho, mußte für Ptolemäus Euergetes, den zweiten macedonischen König, welcher die Vergangenheit des Landes, das sein Vater erworben hatte, kennen lernen wollte, eine Geschichte Aegyptens schreiben. Diese, aus ägyptischen Originalquellen hergestellt, ist, wenigstens so weit sie die Namen und Daten der Könige behandelt, bis auf uns gekommen und nennt als Erbauer der Pyramiden dieselben Fürsten, deren Namen auch Herodot in Aegypten erfuhr. Wann diese Pharaonen gelebt haben, läßt sich nach Manetho berechnen; daß er die Namen derselben richtig angegeben, wird von den drei großen Pyramiden selbst bestätigt. Denn nicht nur in ihrem tiefsten Innern, sondern auch in den Gräbern an ihrem Fuße sind die Namen Cheops, Chefren und Menkera trefflich ausgeschrieben in Hieroglyphen, heutzutage für jeden Kundigen lesbar, gefunden worden, und als Probe für unser Exempel will Mahmud Bey, der in Europa gebildete Hofastronom des Vicekönigs, entdeckt haben, daß der Siriusstern zur Zeit der Vollendung der Pyramiden bei seinem Frühaufgange genau senkrecht über der Südseite der größten Pyramide gestanden habe! Durch die bis jetzt sich ergebende Abweichung von diesem Winkel soll es Mahmud gelungen sein, die Entfernung von der damaligen bis zur heutigen Zeit zu bestimmen, und zwar so, daß die auf astronomischem genau mit den auf historischem Wege gewonnenen Jahre übereinstimmen. Ich führe diese Behauptung an, ohne ihre Begründung auf mich nehmen zu können. —

Jedenfalls dürfen wir das Alter der Pyramiden auf nahe an 5000 Jahre angeben. Die Könige, welche sie erbauten, wohnten in Memphis und hatten ihren Palast auf dem einzigen erhabenen Punkte im Bereiche der Residenz errichtet, von dem es auch heute noch möglich ist, das ganze Pyramidenfeld und folglich damals das Wachsthum der Riesenwerke zu übersehen, um die sich das ganze Thun und Denken ihrer Begründer gedreht haben muß. Von dem Lebenslaufe dieser

Pharaonen kennen wir nur das, was uns die Gräber an ihrem Fuße, die ich später berühren will, erzählen und was die Tradition, dieser Windhauch der Erinnerung, in die Zeit des Herodot hinübergeweht hat.

Aber was der Vater der Geschichte erlauschte, ist sicherlich zum größten Theil von dem Hasse der Aegypter erfunden oder doch gefärbt worden. Die schreckliche Bedrückungszeit des Pyramidenbaues wird mit viel später fallenden Tagen der Noth und Knechtschaft verwechselt. — Die Aegypter wollten den Namen des Cheops nicht aussprechen; er soll ein Verächter der Götter, welcher die Tempel zuschloß, gewesen sein, und seine Tochter, um der ihn beherrschenden Bauwuth besser fröhnen zu können, entsetzlicher Schande preisgegeben haben. Auch Chefren *) ward mit dem Vorwurfe der Gottlosigkeit gebrandmarkt und unter seiner wie unter der Regierung seines Vorgängers „waren alle Laster im Schwung"; Mykerinus aber, der Bauherr der kleinsten, zierlichsten Pyramide von jenen dreien, wird, wohl wegen seiner bescheidenern Anforderung an die Leistungskraft des Volkes, als gerecht und weise gerühmt, auch soll er die geschlossenen Tempel wieder eröffnet haben. —

Jedenfalls sind die Lasten, welche durch diese Fürsten dem Volke auferlegt wurden, ganz ungeheurer Art. Der Dolmetscher, welcher Herodot führte, las ihm eine jetzt verschwundene Hieroglypheninschrift vor, in welcher es hieß, daß nur für Rettige, Zwiebeln und Knoblauch, also für die bloße Zukost der Arbeiter, 1600 Talente, das sind 2,400,000 Thaler (eine für die damalige Zeit geradezu abenteuerliche Summe), ausgegeben worden wären. „Ist das an dem," so ruft der Halikarnassier aus, „wieviel müssen nicht erst andere Dinge, als Eisen zum Handwerkszeug, Unterhalt und Kleidung für die Arbeiter gekostet haben?" Der bloße Weg, auf dem die Steine herbeigeführt wurden und der sich heute noch vorfindet, soll 10, der Bau selbst 20 Jahre in Anspruch genommen haben, und dennoch rührten immer 100,000 Menschen, welche alle drei Monate abgelöst wurden, bei demselben die Hände.

Diese stupenden Angaben scheinen, verglichen mit den wahren Dimensionen der Pyramiden, kaum übertrieben zu sein. Man kann sich schwer eine Vorstellung von denselben machen, wenn man nur hört, die größte Pyramide habe 480 Fuß senkrechte und 611 Fuß Seitenhöhe, ihre Grundlinie 764 Längen- und ihr körperlicher Inhalt 71,670,000 Quadratfuß gemessen. An bloße Zahlen läßt sich schwer eine bestimmte Vorstellung knüpfen; die Phantasie gebraucht ihnen gegenüber Dinge, die sie kennt und mit deren Hülfe sie vergleichen kann, zum Stützpunkte. Die Cheops- und Chefren-Pyramiden sind, damit hoffen wir ihre Ungeheuerlichkeit klarer zu machen, von so enormer Größe, daß man, wenn sie hohl wären, die Peterskirche in sie hineinstellen könnte wie eine Stutzuhr unter ihre Glocke. Aus den Bausteinen, die sie erforderten, ließe sich eine niedrige Mauer um den Aequator aufführen. Wenn Jemand auf ihrer Spitze steht und er schießt mit einer guten Pistole gerade hinaus in die Luft, so fällt die Kugel kraftlos auf die Hälfte der Seitenfläche nieder, und kein menschlicher Ruf ist stark genug, um zu ihr hinaufzugelangen. Aus guten arabischen Quellen erfahren wir endlich, daß ein Chalif alle Kräfte aufgeboten habe, um die Pyramiden zu zerstören; seine großen und kostspieligen Anstrengungen sind aber an der gewaltigen Massenhaftigkeit der Bauten so sehr gescheitert, daß man ihnen jetzt durchaus nicht anzusehen vermag, an welcher Stelle er seine Zerstörungslust gebüßt habe. Bedenkt man dabei, daß der ungeheure Körper mit polirten Steinplatten überzogen war und aus Quadern bestand, von denen einige 20 Fuß, die meisten über 10 Fuß Länge besaßen, und daß man endlich über keine anderen Hülfsmittel als Flaschenzug und Hebel, Thier- und Menschenkraft verfügen konnte, so wird man sich ein ungefähres Bild von der ungeheuern Arbeit machen können, welche diese Denkmäler erforderten. —

Das Innere der Pyramiden entsprach keineswegs ihrem Aeußern. Wer große Säle und Hallen oder jene unterirdischen Welten in denselben sucht, welche Th. Moore in seiner reizenden Erzählung „Der Epicuräer" so anschaulich beschreibt, wird sehr enttäuscht sein, wenn ich ihn zu den winzigen Eingängen führe, die zwar schon von den Schätze suchenden Chalifen in früheren Jahrhunderten betreten, für unsere Zeit aber erst vom Vater della Valle im vorigen Jahrhundert und dann von dem kühnen Italiener Belzoni eröffnet worden sind. Der englische Oberst Vyse und sein trefflicher Begleiter, der Architekt Perring, haben dann das Innere der Pyramide mit solchem Fleiß und so eingehender Sorgfalt durchsucht, wo es Noth that, erbrochen und überall vermessen, daß jetzt Alles vor uns liegt, wie der vom Secirmesser geöffnete Körper eines Elephanten.

Durch den von mächtigen in stumpfem Winkel dachartig an einander liegenden Quadern geschützten Eingang kommt man zuerst in einen schmalen 80 Fuß langen Gang, der bis unter die Felssohle leitet, auf welcher die Pyramide steht, und von einem eigenthümlichen dreieckigen Fallsteine, welcher zum Theil fortgesprengt ist, noch immer halb verschlossen wird. Derselbe hing erst beweglich in der Decke des Ganges und wurde dann, im Augenblick, wo dieser für immer verschlossen werden sollte, als undurchdringliche Thür herabgelassen. Die Verlängerung dieses selben Corridors führt schräg nach oben und mündet endlich in eine ziemlich große Gallerie, von der aus ein anderer Gang in die berühmte Königskammer leitet, die sich 72 Fuß über dem Erdboden, 408 Fuß unter der Spitze des Gebäudes befindet.

Kehrt man in die große Gallerie zurück, so steigt man wieder schräg hinan, bis zu einem neuen horizontalen Gange, der einst durch vier Fallsteine von Granit geschlossen war und zu einem großen Raume führt. Dies ist das Hauptgemach der Pyramide und doch weder größer noch höher als ein Wohnzimmer in unseren Häusern. In demselben steht ein inschriftloser röthlicher Granitsarkophag, der eigenthümlich klingt und — ein bisher unerklärtes Phänomen — länger und breiter ist, als die Eingangsthür des Raumes, in dem er steht. Das Zimmer hat ein flaches Dach, über welchem sich fünf kleine nur $3^1/_2$ Fuß hohe Kammern befinden, die in gerader Linie über einander liegen und zum Theil von Vyse, zum Theil von dem Amerikaner Davidson entdeckt worden sind. Ersterer nannte die vier von ihm erschlossenen Räume: Campbell's-, Lady Arbuthnot's-, Nelson's- und Wellington's-Kammern. — Seltsames Unterfangen, den Stempel des Patriotismus und der Galanterie des modernen englischen Touristen dem ungeheuersten und ältesten aller Denkmäler aufzudrücken!

Die erwähnten Räume sind übrigens nur dazu da, die Last zu vermindern, welche leicht die Decke der Kammer eindrücken und das ganze Werk beschädigen konnte. Sie sind besonders interessant, weil sich in ihnen der Name des Erbauers gefunden hat. Er ist in den Stein gehauen; die ihn bildenden Hieroglyphen stehen aber auf dem Kopfe und liefern dadurch den Beweis, daß die Steine, schon ehe sie in den Bau gefügt wurden, ihre Inschriften empfingen. Das ist, ausgenommen wenige andere schmalen Gänge, Alles,

*) Mehrere sehr schön gearbeitete Porträtstatuen dieses Fürsten sind in einer Cisterne bei seiner Pyramide gefunden worden. Die schönsten waren in der ägyptischen Abtheilung der Weltausstellung in Paris zu sehen.

was sich von hohlen Räumen und Verzierungen im Innern der größten Pyramide befindet.

Die dritte, kleinere, des Mykerinus (nach den Inschriften heißt derselbe Menkerá) habe ich bereits als die schönste erwähnt. Das in ihrem Innern enthaltene Gemach ist eigenthümlich gewölbt und enthielt, als man es öffnete, einen fein gearbeiteten Sarkophag von blauem Basalt, welcher folgende Inschrift führte:

„Seliger König Menkera, ewig Lebender, dem Himmel entstammender, Kind der Nutpe, Sohn der Mutter der Götter, von Seb Geliebter, möge sich über dich ausstrecken deine Mutter, die Himmelsgöttin, sie, die den Himmel ausspannt, und dich darstellen dem Gotte (Osiris), der deine Feinde vernichtet! König Menkera, Ewiglebender!"

Das ist die Grabschrift des guten Königs, welche 5000 Jahre der Zeit zu trotzen wußte, aber leider vor wenigen Jahrzehnten, als der blaue Sarkophag nach Europa geschafft werden sollte, mit dem Schiffe, welches ihn trug, an der spanischen Küste unter- und für die Menschen auf immer verloren ging.

Führen wir uns nun noch einmal die ungeheure Größe der Pyramiden und die Opfer, welche ihre Herstellung gefordert haben muß, vor die Seele, so drängt sich gewiß einem Jeden der Gedanke auf, daß so gewaltige Kraftanstrengungen einem großen Ziele gegolten haben müssen, und Niemand wird sich wundern, wenn er erfährt, wie emsig man gesucht hat, die wahren Zwecke der Bauherren zu ermitteln. Welches sind die Hauptansichten über die Bestimmung der Pyramiden?

Verbreitungssphären der Völkergruppen, bedingt durch die Lebensweise.

Von **Rudolf Rost.**

Es ist bekannt, daß die kaukasische Race vorzugsweise, d. h. mit ihrem hauptsächlichsten Stamme, sich diagonal von Osten gegen Westen durch die Mitte der alten Welt verbreitet, im Ganzen, alle anderen Stämme mitgerechnet, vom Himalaya westwärts bis zum Atlantischen Ocean, also über Westasien, Europa und Nordafrika sich erstreckt, — daß die mongolische den Polarkreis auf allen Seiten umlagert und von diesem aus durch das nordöstliche Asien mit schmaler werdendem Gebiete den tropischen Ocean erreicht, — daß die äthiopische das Innere Afrikas bewohnt, — daß die amerikanische die vorherrschende Meridianausbreitung ihres Continents theilt und daß die malayische endlich auf dem ihr angewiesenen Gebiete in endlose Weiten auseinanderfließt. Aus der physischen Beschaffenheit der von diesen Racen bewohnten Länder ergiebt sich, daß die Afrikaner vermöge ihrer einförmigen Heimath durchaus einartigen, aber continentalen, daß die Malayen trotz ihrer großen Verbreitung fast ebenso einförmigen, aber oceanischen Natureinflüssen unterworfen sind. Ferner: daß die Amerikaner im Widerspruch mit ihrer einartigen Körperbildung zweimal alle Klimate durchlaufen, daß die Mongolen mit der ganzen Breite ihres ungeheuern Gebietes an die polarischen Gewässer grenzen und nur mit einer schmalen Verlängerung nach Süden an gesegneteren Klimaten theilnehmen, daß die Kaukasier aber in ihrer westöstlichen Verbreitungssphäre unter allen Racen die längste Ausdehnung haben und daß sie vorzugsweise Länder gemäßigter Himmelsstriche bewohnen, im Norden den Polarkreis berührend und im Süden noch am Leben der tropischen Welt theilnehmend. Während ferner in den Wohnsitzen der Mongolen wie auch der Amerikaner die größten Bodencontraste, die kolossalsten Erhebungen und die ausgedehntesten Flächen der Erde fast unmittelbar nebeneinander liegen, sich auch eine im Verhältniß der Größe des Gebietes, wenn man die polarischen Gestade abrechnet, kurze Küstenlinie findet, ist die Heimath der Afrikaner und Malayen nur einseitig, wenn auch auf die entgegengesetzte Weise entwickelt, indem die ersteren die kürzeste, die letzteren die längste Meeresgrenze besitzen, jenen ein unermeßliches Sandmeer ihr Gebiet beschränkt, diese der große Ocean zersplittert und auseinandertreibt. Dahingegen zeigen die Wohnsitze der Kaukasier einen Formenreichthum, der alle Bodencontraste in sich vereinigt und sie durch Entwickelung mannichfaltiger Uebergangsstufen unter sich vermittelt. Ueberall findet sich hier reiche Ausbildung der verschiedensten Bodenformen, ohne die Starrheit der Contraste Ostasiens und Amerikas, Individualisirung der einzelnen Gegenden ohne afrikanische Abgeschlossenheit, aber gepaart mit Offenliegen der meergrenzenden Länder ohne archipelagisches Zerfließen.

Nothwendig mußte diese Verschiedenheit der Wohnsitze auf die körperliche und geistige Ausbildung der Bewohner den bedeutendsten Einfluß üben, und es kann demnach durchaus nicht überraschen, wenn einer jeden Menschenrace eine gewisse Lebensweise vorzugsweise eigen ist und wenn sich eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den Verbreitungssphären der Racen und der Lebensweise ergiebt.

Wenn wir zuvörderst den Verbreitungsbezirk der angesiedelten Völker bestimmen wollen, so müssen wir zwar zunächst im Allgemeinen die Wohnsitze der Kaukasier dahin rechnen, sodann aber auf der einen Seite gewisse Länder ihrer Verbreitungsphäre davon trennen, auf der andern Seite noch einige andere der mongolischen Race zugehörige Länder hinzufügen. Abzurechnen sind alle südwärts des fünfunddreißigsten Grades nördlicher Breite liegende asiatische und afrikanische Länder mit Ausschluß Vorderindiens, Syriens und Aegyptens, sowie einiger glücklichen Gegenden Persiens, Arabiens, Armeniens, Kleinasiens und Nordafrikas. Hinzuzunehmen sind aber von der mongolischen Race die Reiche China und Japan, sowie die von mongolisch-malayischen oder indo-chinesischen Stämmen bevölkerten unteren Stufenländer Hinterindiens. Diese festen Ansiedelungen, die Grundbedingungen aller Cultur, erblicken wir demnach vorzugsweise in denjenigen Theilen der Erde, deren natürliche Beschaffenheit von allen extremen Natureinflüssen frei ist, wo daher die geistige und körperliche Entwickelung besonders begünstigt wird. Es sind dies vor Allem die mittleren Stufenländer, wo die reichste Mannichfaltigkeit der Bodenformen, die im rechten Maße vorhandene Bewässerung, die Abwesenheit klimatischer Extreme den Menschen zu festen Ansiedelungen einlud.

Dies bestätigt sich auch noch heutzutage an den Colonisationen. Fast überall nämlich, wo kaukasische Völkerstämme, die Träger der Cultur in allen Theilen der Erde,

sich in fernen Gegenden niedergelassen haben, sind die von ihnen besiedelten Länder so beschaffen gewesen, daß sie der Bodencultur besonders günstig waren. Wir erinnern hierbei an die riesenhaften Colonisationen der östlichen Hälfte Nordamerikas, der westindischen Inseln, bedeutender Strecken Südamerikas und andere.

Sowie nach dem eben Ausgeführten die kaukasische Race und in ihr vor Allem der indo-europäische Völkerstamm den angesiedelten und daher höchst cultivirten Theil der Menschheit bildet, so können die eigentlich mongolischen Völker vorzugsweise für Nomaden gelten, mit Ausnahme des südöstlichen Theiles ihres Gebietes, der, wie bereits bemerkt, in die Sphäre der festen Ansiedelungen gehört. Die mongolische Lebensweise ist noch ursprünglich nur auf der östlichen Halbkugel heimisch, weil es der westlichen an den dazu gehörenden Hausthieren fast gänzlich gebricht. Die Verbreitungssphäre der nomadisirenden Mongolen ist vorzugsweise das Gebiet der Steppen, der klimatischen Contraste. Nur der Nomade vermag der vertilgenden Kälte des Winters, der versengenden Gluth des Sommers auszuweichen, indem er, je nach dem Bedürfniß, seine Herden weiter südwärts oder weiter nordwärts, von der kalten Gebirgshöhe ins geschützte Thal, aus der heißen Ebene auf das kühlere Gebirge treibt. Die Eigenthümlichkeiten des Nomadenlebens lassen sich am reinsten in großen Steppen beobachten. An die Mußestunden der Hirten knüpfen sich die Anfänge des Handwerkes, was jedoch, des ausschließlichen Betriebes der Viehzucht wegen, welche stete Wanderungen von Weide zu Weide nöthig macht, nicht zu einer über die Anfänge hinausgehenden Vervollkommnung gebracht werden kann. Die Einförmigkeit der sie umgebenden, an Erzeugnissen armen Landstrecken auf der einen und die Erhabenheit der ihrem Blicke sich darbietenden Naturcontraste auf der andern Seite bewirkt vor Allem die große religiöse Productivität der Hirtenvölker — sie sind theilweise die Gründer der monotheistischen Religionen.

In politischer Hinsicht gestattet die Lebensweise der nomadisirenden Wandervölker die Vereinigung einer größern Zahl von verwandten Familien und Stämmen, und damit tritt uns das Bedürfniß und der Begriff eines nationalen Volksverbandes entgegen, der sich in patriarchalischen Verfassungen manifestirte. Auf dieser Culturstufe ist der Geist der persönlichen Freiheit noch außerordentlich mächtig, denn es giebt wegen der völligen Gleichheit der Lebensweise Aller keine großen Standesunterschiede und vor auswärtiger Unterjochung sind die Nomaden schon durch die natürliche Beschaffenheit ihrer Gebiete gesichert. Unveränderlich verharren die nomadischen Völkerschaften auf der Stufe des Mittelalters mit Fehderecht und Blutrache, Ehrenhaftigkeit des Räubergewerbes, ungeschriebenen Gesetzen, ritterlicher Kampfesmanier, Gottesurtheil und Gottesfrieden. Mitunter erfolgt durch einen talentvollen Häuptling die zeitweilige Concentrirung vieler Stämme, worauf sie alsdann erobernd in die umliegende Culturwelt vordringen, erschlaffte, wenn auch civilisirte Völker mit unwiderstehlicher Macht unterjochen, sich in deren Ländern niederlassen, an feste Wohnsitze gewöhnen und durch die Veränderung der Lebensweise dann zu einer höhern Culturstufe emporsteigen.

Asien ist das Mutterland der Nomaden. Es gehört ihnen das ganze mongolische Asien mit Ausschluß Chinas und Japans, sodann der ungeheure, südlich vom 35. Grade nördlicher Breite gelegene, von Kaukasiern bewohnte, zwischen dem Indus, dem Rothen und Mittelländischen Meere befindliche Landstrich mit Ausnahme der alten Culturmittelpunkte Vorderindien und Syrien, sowie einiger persischer, arabischer, armenischer und kleinasiatischer Terrassenlandschaften. In Europa trifft man Nomaden nur an den äußersten Nord- und Südostgrenzen. Ein bedeutendes Gebiet gehört den Nomaden in Afrika. Schließlich ist noch der modernen amerikanischen Nomaden zu gedenken, die sich dort seit der Einführung der europäischen Hausthiere in den weiten Grasflächen der südamerikanischen Pampas und Llanos aus allerlei Volk gebildet haben.

Auf niederen Culturstufen ist die Natur die Herrscherin, der Mensch ihr Unterthan. In den eisigen Regionen des Poles, im Dunkel düsterer Wälder, in der Dürre unendlicher Steppen, wo die Natur aus freiem Triebe jede zureichende Spende versagt, muß der Mensch mühevoll um sein Dasein ringen, wenn er nicht gelernt hat, seine Umgebung zu meistern und die herrschenden Naturgewalten zu besiegen. Bis dahin geht seine ganze Kraft nothwendig in einseitigen Richtungen auf, die bloß auf die Erhaltung des Lebens abzielen. Er, dem keine Frucht reift und keine Saat keimt, versucht als Jäger im Kampfe mit dem Thiere der Wildniß seine Kraft, oder als Fischer seine Geschicklichkeit. Dabei treibt ihn das tägliche Bedürfniß von Stätte zu Stätte, ihm fehlt jede Heimath. Er flieht jede große Gemeinschaft, denn sie schmälert seine Aussichten auf Beute, den Nachbar muß er bekämpfen oder untergehen. Ein Jägervolk bedarf zu seiner Ernährung eines ungeheuern Raumes, deshalb lebt es nur in kleinen, durch die Bande des Blutes verknüpften Stämmen. Da man gar nichts dafür thut, die Nahrungsquellen zu vermehren, ja nur einmal zu schonen, so kann der Wildstand im Ganzen nur abnehmen, und demgemäß hat sich die Volkszahl bei den Jägervölkern immer mehr und mehr verringert. Findet nun eine wohlthätige Berührung mit Culturvölkern entweder gar nicht statt oder bringt sie gar nur Keime des Verderbens hinzu — wie das leider bei vielen wenn nicht allen amerikanischen Jägervölkern der Fall ist —, dann zeigt sich ein unverkennbares Streben zu noch tieferm Versinken, zu gänzlicher Erlöschung und Vertilgung des Stammes, von dem dann vielleicht nur Einzelne mit der Verschmelzung in eine andere Nationalität Rettung finden mögen.

Wenngleich die Fischerei im Ganzen noch weniger Thätigkeit erfordert und die Aufsparung noch mehr erschwert als die Jagd, so läßt doch ihre Lebensweise größere gesellige Vereine zu und beschränkt das heimathliche Gebiet mehr auf engere Grenzen, auf eine bestimmte Meeresküste oder die Ufer eines gewissen Flusses. Hierzu kommt, daß bei Bewohnern von Meeres- oder Stromufern eine wohlthätige Anregung von außen leichter möglich ist, wie bei den in unendlichen, unzugänglichen Landstrecken zerstreuten Jägern. Die Einförmigkeit des Daseins aber, welche mit dem Fischergewerbe noch unzertrennlicher verknüpft ist, als mit dem Leben des mannichfachen Kämpfen und Gefahren trotzenden Jägers, welcher Muth, Sinnesschärfe, List und Klugheit zeigen muß, drückt dem Fischer demnach einen gewissen thierischen Stempel auf, während bei dem Jäger oft eine gewisse wilde Größe nicht geleugnet werden kann. — Amerika und das Festland von Australien sind die Hauptummelplätze der Jäger und Fischer, wo sie, als schwache Wanderstämme auftretend, auf weiten Räumen ihre Streifereien noch heute wie vor Jahrhunderten unternehmen.

Dem Ausgeführten zufolge kann nun die kaukasische Race vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, die angesiedelte, die mongolische und äthiopische in gleichem Verhältniß die nomadische, die amerikanische und malayische die jagende und fischende genannt werden, und in Bezug auf die Erdtheile ergiebt sich hieraus, daß Europa fast nur von angesessenen Völkern, Asien theils von angesessenen, theils von nomadisirenden, Afrika, soweit es bekannt, ebenfalls großentheils von

nomadisirenden bewohnt, Amerika und Australien zwischen angesessenen (Colonisten), und jagenden und fischenden Völkern getheilt ist. Räumlich allerdings sehr beschränkt ist von vornherein das Gebiet der angesessenen oder Culturvölker, hingegen knüpft sich jeder Fortschritt, jede weitere Entfaltung der Civilisation einzig und allein an diese Völkerstämme, unter denen vor allen der **indo-europäische** in alle Theile der Erde Cultur und Gesittung zu bringen berufen erscheint.

Die Blätter des Kaffeebaumes als Kaffee- und Theesurrogate.

Herr **von Tschudi** hat im dritten Bande seiner „Reisen durch Südamerika" die Cultur des Kaffeebaumes in Brasilien eingehend behandelt. Er legt besonderes Gewicht auf einen Punkt, der ihm von großer commercieller Bedeutung erscheint, und der auch in wirthschaftlicher Beziehung von Interesse ist, weil es sich dabei um ein Surrogat für Thee und Kaffee handelt, das seiner Meinung nach allen übrigen Ersatzmitteln vorzuziehen ist. Wir wollen einige seiner Bemerkungen mittheilen.

„Im **ostindischen Archipelagus**, dem sogenannten Wasserindien, **wird aus den Blättern des Kaffeestrauches ein Getränk bereitet**, das, besonders auf Sumatra, für den größten Theil der Bevölkerung ein unentbehrliches Lebensbedürfniß bildet. Die abgeschnittenen frischen Kaffeezweige werden über einem schwachen, rauchlosen Feuer von Bambusrohr so lange geröstet, bis die Blätter eine dunkelbraune Farbe annehmen, dann werden sie von den Zweigen abgenommen und diese letzteren nochmals geröstet, bis sich die Rinde, die mit den Blättern zur Verwendung kommt, leicht loslösen läßt. Von diesen so zubereiteten Blättern und Rinden wird die nöthige Menge mit heißem Wasser begossen und mit Zucker versetzt genossen.

Ich habe diese gerösteten Kaffeeblätter oder den sogenannten „**Kaffeethee**" zum ersten Mal bei der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Bremen im Jahre 1844 gesehen, wo der durch seine wissenschaftlichen Reisen auf Java berühmte Professor **Blume**, Director des Reichsherbariums in Leyden, denselben vorwies, einen kurzen erläuternden Vortrag darüber hielt und Versuche damit in Europa zu machen anempfahl. Bei der internationalen Ausstellung in London im Jahre 1851 war der **ostindische Kaffeethee** ebenfalls repräsentirt und damals wies **Gardner** nach, daß er eine bedeutende Menge „**Thein**" enthalte. Später wurden zu wiederholten Malen Beobachtungen und Untersuchungen über den Kaffeethee von **Ward**, **van den Corput**, **Daniel Hanbury**, **Stenhouse** und Anderen mitgetheilt; sie behielten aber nur ein wissenschaftliches Interesse, und trotzdem eine **englische Commission** von **Theekostern** ihr Urtheil dahin abgab, daß **der Aufguß der gerösteten Kaffeeblätter ein Getränk liefere**, das mit dem Schin-, Suchong- und Kongothee **die größte Aehnlichkeit** habe, geschah doch kein ernstlicher Schritt, um ihm Eingang in Europa zu verschaffen. In einigen Schriften, die des Kaffeethees erwähnen, finde ich die Bemerkung, daß die brasilianische Regierung die Fabrikation verschiedener Theearten aus Kaffeeblättern unterstütze und daß wir von dorther binnen Kurzem ganze Schiffsladungen voll Kaffeeblätter erhalten werden. Es sind nun schon 10 bis 12 Jahre her, seit diese Vermuthung ausgesprochen wurde, **factisch** sind aber aus Brasilien wenig mehr geröstete Kaffeeblätter nach Europa gekommen als diejenigen, die ich für meinen eigenen Gebrauch durch die Güte eines Fazendeiro bezogen habe. Ich habe in Rio de Janeiro in den betreffenden Regierungskreisen sorgfältig nachgeforscht, welche Verfügungen die kaiserliche Regierung getroffen habe, um die Fabrikation von Thee aus Kaffeeblättern zu begünstigen, aber erst nach langem, vergeblichem Hin- und Herfragen erfahren, daß vor einer Reihe von Jahren das Project, diese Industrie zu begründen, aufgetaucht sei, aber sehr bald wieder fallen gelassen wurde, da sich kein Fazendeiro dazu verstehen wollte, die theuern Arbeitskräfte an ein Product zu verschwenden, das noch durchaus auf keinen Absatz rechnen konnte.

Die gerösteten Kaffeeblätter haben eine gelblichbraune Farbe und einen sehr aromatischen Geruch, der dem von schwach gebranntem feinen Kaffee ähnlich ist. Der Aufguß, im nämlichen Gewichtsverhältnisse von Wasser und Blättern wie bei guten chinesischen Theesorten, hat eine dunkelgelbe Farbe und, mit Zucker versetzt, einen eigenthümlich angenehmen Geschmack, der je nach der Stärke bald mehr dem des Thees, bald mehr dem des Kaffees ähnelt. Ein Zusatz von Milch alterirt den ursprünglichen Geschmack des Kaffeethees, aber doch nicht in dem Grade, wie dies bei dem Kaffee der Fall ist.

Die physiologische Wirkung des Infusums des Kaffeethees zeigt mit der des chinesischen Thees eine große Uebereinstimmung, nur dürfte sie im Allgemeinen als etwas schwächer bezeichnet werden; es beschleunigt die Blutcirculation, hat eine ausgesprochene diuretische Wirkung, erzeugt das Gefühl eines gewissen Behagens und einer angenehmen Aufregung, stärkt nach bedeutenden Strapazen, z. B. anstrengenden Ritten oder beschwerlichen, ermüdenden Winterjagden, den Körper sehr rasch. Genauer die physiologische Wirkung des Kaffeethees zu präcisiren bin ich noch nicht in der Lage. In den eben angeführten Eigenschaften stimmt er mit den übrigen Caffeïn enthaltenden Genußmitteln überein. Ob er mehr die Empfänglichkeit für Sinneseindrücke erhöht, die Beobachtungsgabe steigert und die Einbildungskraft belebt, wie der Kaffee, oder ob er mehr die Urtheilskraft schärft, wie der Thee, das sind Fragen, deren Beantwortung ich Anderen überlasse. Nach meiner Ansicht ist man bei der versuchten Feststellung der Wirkung des Aufgusses von Thee und Kaffee auf die Gehirnthätigkeit viel zu weit gegangen. Sehr gewissenhaften, nüchternen und exacten Beobachtern ist es nicht gelungen, aus ihren Versuchen solche Resultate zu gewinnen, wie sie von anderen Seiten mit den subtilsten Schattirungen in blendenden Phrasen angegeben werden.

Die narkotischen Genußmittel äußern allerdings gewisse mit Bestimmtheit festzustellende Wirkungen auf den menschlichen Organismus, aber ihre **specielle Wirkung auf das Gehirnleben** hängt so sehr von der Individualität der Versuchssubjecte ab, und die Beobachtungen sind so **großen Täuschungen** unterworfen, daß bis jetzt wenigstens noch keineswegs ihre physiologische Wirkung in dieser Richtung als genau gekannt angenommen werden kann.

Der **Kaffeethee**, nach Tisch genossen, scheint nach einzelnen mir vorliegenden Beobachtungen die Verdauungsthätigkeit durchaus nicht zu beirren, denn einzelne Personen, denen der schwarze Kaffee nach Tisch jedesmal Verdauungsstörungen verursacht, trinken auf mein Anrathen den Kaffeethee und befinden sich vortrefflich dabei. Auch nüchtern genossen hat er in keinem der mir bekannten Fälle den geringsten nachtheiligen Einfluß gehabt.

Ob der Kaffeethee in Europa eine wichtige Stelle unter den narkotischen Genußmitteln einnehmen wird, hängt vorzüglich von dem Preise ab, zu dem er auf den Markt geliefert werden kann. Auf Sumatra soll ein Pfund gerösteter Kaffeeblätter unge-

fähr 1 Silbergroschen kosten. Ganz sichere Angaben darüber fehlen mir indessen noch.

Ich bin überzeugt, daß auch in Brasilien, sobald dem Producte ein fester Absatz gesichert wäre, sich der Preis bedeutend niedriger als 20 Milreis per Arroba herausstellen und dann unbedeutend mehr als die der besseren Sorten Kaffee betragen würde. Der Kaffeebaum könnte in jenen Gegenden, in denen die Bohnen nicht zur vollen Reife gelangen, mit Erfolg zur Gewinnung von Blättern gezogen werden, und da, wo gegenwärtig in Brasilien chinesischer Thee von sehr untergeordnetem Werthe und nur für den einheimischen Verbrauch producirt wird, würde der Kaffeebaum durch seine Blätter einen weit höhern Gewinn abwerfen als die Theestaude. Das Rösten der Kaffeeblätter ist einfacher als die viel schwierigere Manipulation mit den Theeblättern und weit weniger kostspielig und weniger Eventualitäten ausgesetzt, als das lange dauernde und große Räumlichkeiten und theuere Einrichtungen und Maschinen erfordernde Trocknen der Kaffeebohnen.

Wenn Ost- und Westindien und Brasilien concurriren würden, den europäischen Markt mit Kaffeethee zu versorgen, so würde endlich auch der Preis desselben seinem wirklichen Werthe entsprechend bestimmt werden. Gesetzt nun, der Preis dieser Blätter käme dem der guten Kaffeesorten gleich — und ich vermuthe, daß sie mit der Zeit noch billiger verkauft werden könnten —, so wäre der Kaffeethee für Europa das billigste der exotischen narkotischen Genußmittel, denn zu einem entsprechend starken Aufgusse bedarf man weniger als die Hälfte des Gewichtes der gerösteten Kaffeebohnen, und nur eben so viel als von dem ungleich theureren chinesischen Thee. Die geringeren Sorten von Kaffeethee, z. B. aus den abgefallenen Blättern, deren Caffeïngehalt etwas kleiner ist als jener der gepflückten, könnten zu einem billigen Preise in den Handel kommen, da auf denselben nur wenig Handarbeit lastet. Dieser ungemein große Vortheil qualificirt gerade diese Sorte des Kaffeethees vortrefflich, den chinesischen Thee bei der ärmern Bevölkerung jener Länder, in denen er für alle Volksschichten ein fast unentbehrliches Genußmittel ist, zu ersetzen, da sie diesen seines hohen Preises wegen gewöhnlich nur verfälscht erhält. In mehreren Staaten hat man rationellerweise angefangen, den Truppen im Felde statt der spirituosen Getränke Kaffee zu verabreichen; auch in diesem speciellen Falle würde der Kaffeethee mit offenbarem Vortheile die Stelle der Kaffeebohnen ersetzen, denn er erfüllt den nämlichen Zweck wie diese, ist wohlfeiler und bedarf keiner weiteren vorbereitenden Manipulationen, um mit siedendem Wasser sogleich das Getränk herzustellen. Man wird sich noch erinnern, daß im Anfange des Krimkrieges die englischen Soldaten die ihnen verabfolgten grünen Kaffeebohnen wegwarfen, weil sie damals noch keine Vorbereitungen mitführten, sie zu rösten und zu mahlen.

Die angeführten Eigenschaften und Vortheile des Kaffeethees sind so wichtig, daß ich sie dringend der allgemeinen Aufmerksamkeit empfehle, besonders aber der Beachtung jener Kreise, die vorzüglich berufen sind, zu dessen Einführung beizutragen und vielleicht allein sie durchzusetzen vermögen. Das Bedürfniß nach narkotischen Genußmitteln ist ein so großes, daß gegenwärtig jährlich circa 2500 Millionen Pfund Thee und 750 Millionen Pfund Kaffee consumirt werden, abgesehen von großen Quantitäten anderer in die nämliche Kategorie gehörender Genußmittel, die ebenfalls für Millionen von Menschen tägliches Lebensbedürfniß geworden sind. Ich halte es für überflüssig, hier die staatsökonomischen Vortheile hervorzuheben, die aus einem allgemeinern Gebrauche des Kaffeethees resultiren würden, und will schließlich nur beiläufig erwähnen, wie wichtig es für den Handel überhaupt wäre, wenn durch die gerösteten Blätter des Kaffeestrauches der chinesische Thee zum Theil verdrängt und dadurch dem bedenklichen nicht mehr zurückströmenden Silberabflusse nach China doch einigermaßen Einhalt gethan würde."

Stimmen aus Nordamerika.

Als man vom englischen Volke 20,000,000 Pf. St., sage 140,000,000 Thaler, verlangte, um die Negeremancipation durchzuführen, empfahl Robert Peel die Maßregel auch aus dem Grunde, „weil dadurch der Untergang der amerikanischen Institutionen vorbereitet werde." Diese Prophezeiung hat sich erfüllt. Die Sklaverei ist aufgehoben und das Staatsgebäude, welches Washington, Jefferson ꝛc. freiheitlich auf- und eingerichtet hatten und das bis 1861 so stolz dastand, wankt in den Fugen. Während der ganze Norden den Negern das Stimmrecht verweigert, hat der radicale Rumpfcongreß (— das deutsche Newyorker Journal sagte neulich: „die Körperschaft, welche sich Congreß der Vereinigten Staaten nennt und als solcher fungirt, obwohl nur zwei Drittel der Staaten in ihm vertreten sind, hat seine usurpatorische Thätigkeit aufs Neue eröffnet" —) in den fünf Militärsatrapien des Südens den Negern die absolute Gleichberechtigung mit den Weißen zuerkannt.

In den Negerstaaten — deren es bis jetzt zwei giebt und die beide als wahre Carricaturen dastehen: Haiti und Liberia — hat kein Weißer politische Rechte, er ist dem Neger nicht gleichgestellt. Der Schwarze ist eifersüchtig und neidisch auf ihn und selbst auf die Mulatten. Als auf Haiti die Weißen ausgemordet waren, begannen die Metzeleien gegen die Gelben, die Mulatten. Der Antagonismus beider farbigen Classen dauert auf Haiti bis heute fort und tritt auch in Liberia schroff zu Tage. Da wie dort kann kein Weißer Grundeigenthum erwerben oder ein Amt bekleiden. Der intelligentere Theil der Neger lacht über den Wahn, daß die weiße und die schwarze Race als gleichberechtigt neben einander leben könnten; er will die Weißen nicht.

Auch in Nordamerika fehlt es nicht an kennzeichnenden Auftritten. Jüngst suchte ein schwarzer Redner in Virginien seinen „farbigen Brüdern und Mitbürgern" klar zu machen, welche schöne Zukunft ihrer harre. Es werde der Tag kommen, wo der Neger dem Weißen zurufen könne: „Hier, John, komm her und putze mir die Stiefel."

Ueberall in den Südstaaten treiben sich Yankees aus Massachusetts und anderen Neuengland-Staaten umher, verdorbene Advocaten, fanatische Geistliche, hirnverbrannte Schulmeister, alle als „Philanthropen", welche dem Neger vielerlei Tollheiten in den Kopf setzen. Manchmal bekommt aber einer oder der andere dieser „Philanthropie-Strolche" von seinen schwarzen Freunden einen Denkzettel. So z. B. im November in Mississippi Als dort in der Stadt Jackson einer dieser Abolitionisten eine lange Rede an seine schwarzen Brüder, Mitmenschen und Mitbürger gehalten hatte, erhob sich ein alter Neger, Namens Wooley, und sprach wörtlich:

„Meine farbigen Freunde. Was soll all das Geschwätz über die politische Gleichstellung? Ich sage euch: Nur das Geld macht Gleichheit. Dieser weiße Mann hier sagt uns, wir sollten nur noch ein Weilchen warten und seine Partei werde uns schon Alles geben, was wir brauchen. Aber habt ihr das

nicht schon seit drei Jahren gehört? Man sagt euch: „„dies Land sei für die Neger.““ Ich aber sage: ihr werdet euren früheren Herren nicht eher gleich als bis ihr reich seid. Laßt euch nicht verleiten durch dieses arme, kriechende, weiße Gesindel, das aus dem Norden kommt, um euch mit Lügen zu futtern und euch euer Geld abzunehmen.“

Diese Apostrophe verdroß den Yankee aus dem Norden sehr; er mußte aber noch folgende Fragen beantworten, welche ihm der Schwarze Wesley vorlegte. „Habt Ihr Familie?“ — „Ja, eine Mutter und eine Schwester im Norden.“ „Wenn die hierher kommen und ich wollte eine von ihnen heirathen, was würdet Ihr sagen? Antwort!“ — „Gut, immerhin, meinethalben könntet Ihr sie heirathen“, war die zögernde Erwiederung. — „Dann habe ich keinen Respect vor Euch und vor den Frauenzimmern auch nicht!“ Die schwarze Versammlung jubelte Beifall und der Philanthrop zog von dannen.

Die radicalrepublikanischen Blätter und die Correspondenten, die für Zeitungen in Deutschland Berichte abfassen, sagen von solchen sehr bezeichnenden Vorfällen nichts; sie sind überhaupt sehr beflissen, vieles ihnen Mißliebige zu verschweigen. Vor einigen Wochen lasen wir in drei oder vier Neuyorker Blättern die Nachricht über eine abscheuliche Gewaltthat, welche ein Neger gegen eine weiße Frau mit empörendem Raffinement und schauderhafter Brutalität verübt hat. Das einflußreichste Blatt der radicalrepublikanischen Partei, die „N. Y. Tribune“, theilte den Vorfall mit, verschwieg aber, daß der Missethäter ein Schwarzer gewesen. Schade, daß er kein Deutscher war, die „Tribune“ hätte sicherlich nicht unterlassen, einen solchen Umstand hervorzuheben.

Negersupremätie in den nordamerikanischen Südstaaten. Der zu drei Vierteln aus Radicalen zusammengesetzte Rumpfcongreß in Washington, welcher die „Rebellenstaaten“ durch fünf Militärsatrapen beherrschen läßt, hat durch seine sogenannte Reconstructionsacte befohlen, daß kein Weißer wahlberechtigt oder wahlfähig sei, der im Heere der „Rebellen“ gedient, eine Stelle unter der Rebellenregierung bekleidet habe oder auch sonst nicht als „loyal“ betrachtet werden könne. Das ist der Sinn. Nun aber hatte sich der Süden wie Ein Mann unter die Waffen gestellt; mindestens 400,000 Eingeborene des Südens traten in dem Unabhängigkeitskampfe in Reih und Glied für die Conföderation; diese erhielten nicht, wie die Yankeesoldaten, Anwerbeprämien, und der Süden warb auch nicht ein paar mal hunderttausend Abenteurer und europäische Soldknechte als „Freiheitssoldaten“ an. Mehr als 100,000 weiße Männer aus dem Süden fielen in ehrlichem Kampfe. Der Rumpfcongreß hat nun, weil er die Neger als Werkzeug im Interesse der radicalen Partei mißbrauchen will, auch die schändlichsten Mittel angewandt, um den Schwarzen an den Stimmurnen eine Mehrheit über die Weißen zu verschaffen. Diese Mehrheit wurde eben dadurch erreicht, daß Hunderttausende von Weißen in eine Kategorie gebracht wurden, welcher man das Wahlrecht absprach. Auf solche Weise ist der radicale Rumpfcongreß dahin gelangt, den Negern mehr Stimmen zu geben als den Weißen. Abgesehen von Arkansas, worüber uns noch keine Ziffern vorliegen, stellt sich in neun anderen „Rebellenstaaten“ das gegenseitige Verhältniß der Leute, welchen der Rumpfcongreß der Radicalen das Stimmen erlaubt hat, folgendermaßen heraus:

	Weiße.	Neger.	Total.
Alabama	74,450	90,350	164,800
Florida	11,100	15,357	26,457
Georgia	95,214	93,450	188,664
Louisiana	44,732	82,907	127,639
Mississippi . . .	48,926	88,925	137,851
Nord-Carolina . . .	103,000	71,657	174,717
Süd-Carolina . .	45,751	79,585	125,339
Texas	56,666	47,430	104,096
Virginien	116,000	104,000	220,000
	595,838	673,669	1,269,563

Während in allen Nordstaaten bei den Herbstwahlen die Frage, ob bei ihnen der Neger Stimmrecht haben solle, mit Nein entschieden wurde, zwingt der Rumpfcongreß durch Militärgewalt dieses Recht den Südstaaten auf und giebt die Weißen der Herrschaft von Afrikanern Preis. Unter den weißen Stimmberechtigten befinden sich, wohlgemerkt, viele Tausende von Yankee-Abenteurern, die als „Heuschrecken“ nach dem Süden gekommen sind.

Ansichten eines deutschen Ingenieurs über nordamerikanische Verhältnisse. Unsere Leser wissen, daß mindestens die Hälfte der Deutschen in den Vereinigten Staaten nicht zu der radical-republikanischen Partei der Exterminatoren gehört, sondern streng zur Verfassungspartei hält, welche als die demokratische bezeichnet wird, und die das von den Radicalen zertrümmerte Werk Washington's, Jefferson's und anderer „Väter der Republik“ nicht völlig zu Grunde gerichtet sehen will durch Stellenjäger und Fanatiker, welche seit sieben Jahren so großes Unheil angerichtet haben. Die Herbstwahlen, in denen das Volk sich gegen die Radicalen entschied, scheinen auf eine bessere Wendung der Dinge hinzudeuten. Wir haben noch jüngst darauf hingewiesen, daß unsere politischen Zeitungen in Deutschland fast ausnahmslos sich ihre Berichte über Nordamerika von Neuyorker Correspondenten liefern lassen, zumeist Leuten, die mit der radicalen Partei eng verflochten und von dieser als Beamte angestellt worden sind. Sie schreiben begreiflich durchaus im Sinne und Interesse ihrer Partei, allemal einseitig und hüten sich wohl, Alles zu sagen, was sie wissen. Uns ist nun jüngst eine Nummer des zu Stuttgart erscheinenden „Schwäbischen Merkur“ zugeschickt worden, welche Mittheilungen aus den Briefen des würtembergischen Ingenieurs Max Eyth enthält. Unser deutscher Landsmann, den sein Beruf schon in viele Gegenden des Erdballs geführt hat, ist durchaus zu einem vollgültigen Urtheile befähigt, und wir unsererseits finden es sehr erklärlich, daß ein praktischer Mann, der außerhalb aller Partei steht, Ansichten äußert, welche von denen der radicalen Zeitungscorrespondenten entschieden abweichen, dafür aber dem Publicum einen richtigen Einblick in die Sachlage geben. Wir wollen Folgendes mittheilen: —

Herr Eyth schildert die Umgegend von Neuorleans: „Die Gegend bietet fast gar nichts. Alles ist flach wie ein Pfannkuchen, in den Swamps ein wüstes Gewirre von vertrockneten Pflanzen, Dornen und Disteln. Das einzig Eigenthümliche sind die Sykomoren, die mit Guirlanden eines seltsamen, dunkelgrünen Mooses behangen sind, das dem stattlichen Baume etwas Malerisch-Wehmüthiges giebt*). Nur ein Ausflug nach dem See Chartrain hat etwas Wohlthuendes, wenn man nach all dem Sorgen, Jagen und Treiben der Stadt wieder einmal ein Stück Natur, so flach es sein mag, mit Ruhe genießen darf. Ein Spaziergang am Mississippi-Ufer hinauf, wenn der kolossale Strom die klare, goldene Abendröthe in allen Farben wiederspiegelt und die stattlichen Flußdampfer, diese „Archen Noahs“ des 19. Jahrhunderts, majestätisch farbige Ringe und Streifen durch das Gold ziehen, selbst im Januar und Februar, — das ist immerhin besser und gesunder, als im Schneewasser stampfen und Katarrhe holen. —

Der Reichthum des Südens ist vorläufig dahin. Hier erst bekommt man eine Idee davon, was die Folgen eines ernsten, mit Erbitterung geführten Krieges für ein besiegtes Land sind. Hier nahm der Krieg dem Kaufmanne den letzten Heller, ließ dem Pflanzer nicht den Pflug, nicht Knecht noch Esel, um sein Land wieder zu bestellen, und die vernarbten Gesichter, die inhaltlosen, schlotternden Aermel, die Stelzfüße, Stöcke und Krücken der Soldaten einer geschlagenen Armee begegnen Dir an jeder Straßenecke, in Droschke und Omnibus, im Ballsaal und in der Kneipe. Wäre es damit vorbei, es wäre vielleicht noch zu ertragen. Aber das bittere Gefühl der Besiegten, der

*) Das ist Tillandsia usneoïdes, die überall eine für den Menschen ungesunde Gegend anzeigt. A.

Uebermuth, der Mangel an jeder Spur von Großmuth auf Seiten der Sieger machen die Verhältnisse hoffnungslos traurig. Meine hiesige Stellung läßt mich etwas tiefer in die Sache hineinblicken. Die Leute, mit denen ich in directester Geschäftsverbindung stehe, sind vor allen Messrs. Longstreet, Owen u. Comp. General Longstreet (eigentlich Langstraß, aus Würtemberg stammend) ist ein einhändiger, alter Soldat der conföderirten Armee, ein einfacher, ehrlicher, wackerer Biedermann. Seine zwei Associés sind junge Leute, die als Major oder Capitän den ganzen vierjährigen Krieg mitgemacht. Heute sind sie wieder Bankiers und Baumwollenhändler und bilden eines der respectabelsten Häuser der Stadt. Mein nächster schätzenswerther Bekannter ist der gleichfalls oft genannte General Taylor, der liebenswürdigste Mann von Neuorleans, der eine der bedeutendsten Rollen in der Rebellion gespielt hat und im Augenblick einen Canal verwaltet, welcher die Stadt mit dem mexikanischen Golf verbindet.

Ueberhaupt bin ich so ziemlich in die Hände der alten Rebellen- und Sklavenaristokratie gefallen, die aber, namentlich in ihrem gegenwärtigen Zustande der Unterdrückung und der heroischen Resignation, etwas unbeschreiblich Anziehendes hat. Eine Ausnahme von jener Classe macht nur Mr. Forstall, ein reicher Pflanzer und Quäker, der zu der diametral entgegengesetzten Seite gehört und schon vor dem Kriege für „freie“ Arbeit gefochten hat, natürlich ohne Pulver. Ich bekenne mich selbstverständlich zu keiner Partei. Die Alles berührende Sklavenfrage ist ohnedies die schwierigste der Welt, so einfach sie dem scheint, der nicht in der Mitte der Verhältnisse steht. Die Sklaverei der schwarzen Race ist im Princip jedenfalls verwerflich, aber die plötzliche Befreiung der Neger ruinirt nicht bloß die Weißen, sondern mit Riesenschritten auch die Neger selbst. Im Kampf auf gleichen Fuß mit den Weißen gestellt, muß der Schwarze unfehlbar untergehen, wie der Indianer oder der Australier. Nirgends auf der Welt waren die Neger besser daran, das Innerste von Afrika nicht ausgenommen, als in den Südstaaten der Union. Natürlich mit Ausnahmen. So wird es auch jetzt Ausnahmen geben, und die intelligenteren Neger werden nicht mit dieser Generation verschwinden. Aber die vollständige, plötzliche Gleichberechtigung der Racen, wie sie vom Norden, der sie selbst thatsächlich in der Gesellschaft nicht anerkennt, dem Süden zugemuthet wird, ist ein Wahnsinn und nur berechnet, die verzweifelte Erbitterung des Südens auf die letzte, ohnmächtige Spitze zu treiben. Der Feind — und ein tapferer Feind war es — liegt zu ihren Füßen; es macht den Herren im Congreß ein besonderes Vergnügen, ihn zu treten. Wie in Allem, so ist die Nation auch hierin in ihren Flegeljahren. Nur sollte der Junge gesünder sein und etwas mehr Herz haben und etwas mehr Kopf.

Mit den „freien Negern“ habe auch ich meine liebe Noth. Ihre gegenwärtige Stellung giebt ihnen das Schlimmste im menschlichen Charakter: die Arroganz der Vernirtheit, während ihnen ihre frühere Lage zum größten Theil die Intelligenz und Energie benahm, die zu einer freien Existenz durchaus erforderlich sind. Ich war nicht im Stande, mit ihnen meine Maschinen vor 9 Uhr Morgens in Gang zu bringen. Zum Mittagessen mußten anderthalb bis zwei Stunden vertändelt werden, und nur Abends arbeiten die Kerls wie weiße Leute, weil die Trägheit selbst sie verhindert aufzuhören, wenn sie einmal im Zuge sind. Mein Blut begann zu kochen, wenn ich manchmal an die europäische Negersentimentalität à la „Onkel Toms Hütte“ dachte. Welche Ideenverwirrung doch solche Bücher anstiften! Und unsere guten Deutschen in Europa wie in Amerika nehmen das Alles für bare Münze, schenken, stricken und fechten für die „unterdrückte Race“, und haben es glücklich dahin gebracht, daß in dem einst reichsten Districte der Welt die Weißen sammt den Schwarzen am Verhungern sind. — Was das Leben in Neuorleans überhaupt betrifft, so kann ein Deutscher hier zu Hause sein, ohne sich je zu Hause zu fühlen. Die Südstaatlichen sind um ein Gutes feiner und höflicher als die echten Yankees, aber man findet doch nicht leicht einen Menschen, an den man sich vollständig gern anschließen möchte. Der Ton in den großen Hotels ist, wie im Norden, eiskalt und zum Erdrücken langweilig, wenn er nicht alle paar Wochen durch einen Revolverschuß unterbrochen wird. Den Tag nach meinem Auszug aus St. Charles' Hotel, dem ersten der Stadt, in ein Privatlogis, erschoß einer der Stammgäste, dazu ein „Richter“ aus Texas, seinen Bekannten, ebenfalls seit Wochen im Hotel logirend, nachdem er von demselben drei Dolchstiche erhalten, Mittags um 4 Uhr in dem Salon, worin ich gewöhnlich meine Zeitungen lese. Ein sonst ganz artiger Geschäftsfreund erklärte mir dieses rasche „richterliche Verfahren als doch nicht so ganz abgeschmackt“. Es veranlasse die Gesellschaft, einen höflichen Ton im gegenseitigen Umgang aufrecht zu erhalten! Also Glacéhandschuhe und Revolver! Der meine ist vor der Hand noch im Koffer.

Aber wir verlassen Neuorleans und erreichen St. Louis, die Hafenstadt von Missouri, in 60 Stunden ohne weitern Unfall. Doch versank in der Nähe von Columbus (Kentucky) die Bahn eine Zeitlang buchstäblich im Wasser. Die Schienen waren zolltief unter dem Spiegel und oft auf der einen Seite dermaßen gesunken, daß man im Wagen kaum noch stehen konnte, ohne sich zu halten. Dieser wenn auch ungewöhnliche Zustand war durch verschiedene Dammbrüche und den hohen Stand des Mississippi veranlaßt; es bleibt trotzdem ein unangenehmes Gefühl. Aber fort geht's, durch Sümpfe und Wälder, meilenweit im Wasser und dann allmälig auf das große Plateau der Prairien von Illinois empor. In Odin, dem Kreuzungspunkte der Haupteisenbahnadern des Staates, giebt es den ersten und einzigen legitimen Aufenthalt von einigen Stunden. Ein seltsames Ding um solch eine nagelneue Prairiestadt, die, ehe das erste Haus gebaut ist, damit beginnt, Quadratmeilen mit künftigen Straßen auszulegen und zu benamsen! Alles neu, Alles für die Zukunft, kein Hintergrund, räumlich und zeitlich! Die gute deutsche Vergangenheitsduselei fühlt sich namenlos unglücklich in einer solchen Welt. Doch unterhielt mich ein Neuyorker Advocat ausgezeichnet mit Bank- und Actienschwindelgeschichten neuesten Datums, Dinge, die einem europäischen Ohr fast so unglaublich klingen, als die Thatsache, daß die Stadt, in der wir uns befinden, vor fünf Jahren noch aus fünf Häusern bestand.

Wir kamen in St. Louis Nachts um 1 Uhr an. Das Hotel, in dem wir unser Quartier aufschlagen wollten, das Lindellhouse, eines der größten der Welt, stand in lichten Flammen. Ein kolossaler Anblick, einen Palast mit einer Front von etlichen 150 Fenstern zum Himmel emporprasseln und dann zusammenstürzen zu sehen. St. Louis ist eine sehr hübsche Stadt, auf hügelförmigem Grund am Fluß entlang gebaut und mit geschmackvollen Villen und Landhäusern, tief gegen Westen hinein sich erstreckend. Die ursprünglichen deutschen Einwohner bilden den Stock und die Mehrzahl der Bevölkerung, weshalb man auch mehr ein schlechtes Englisch und weniger Deutsch hier zu hören bekommt, als anderswo. Doch bilden unsere Landsleute durch den ganzen Westen ein anerkanntes Element, auf das wir stolz sein dürfen, und haben dem Charakter der westlichen Amerikaner ein eigenthümliches Gepräge aufgedrückt, das ihn von dem der Yankees bis in die Bartform hinaus auffallend unterscheidet. Den Deutschen erkennt man freilich in dieser Modification nur noch tief unter der Oberfläche, wo sich im Farmer und Kaufmann etwas von dem alten Pedanten, vom Festhalten durch Dick und Dünn an einer vorgefaßten Idee, aber auch vom stetigen, vorsichtigen Vorangehen nach einem bestimmten Ziele findet. Hart ar-

beiten ist ihre Lust und viel mißbraucht sein ihr Loos fast in der ganzen Union. — Und nun nach Chicago! Aber ich fühle eine merkwürdige Abneigung, von Chicago zu erzählen. Die Sache ist die: wenn man einem enragirten Reiselustigen seinen Drang erfolgreich austreiben will, so setze man ihn in einen amerikanischen Eisenbahnwagen und lasse ihn die Union in diversen Richtungen sechsmal durchkreuzen. Wenn dies nicht hilft, stecke man ihn in ein Narrenhaus. Eine Stadt genau wie die andere, ein Hotel wie das andere, dieselben Speisekarten, dieselben Bergrücken, d. h. gewöhnlich gar keine, dieselben Ebenen, Wälder, Flüsse und Bäche, man mag hingehen, wohin man will. Ueberall Neues, Unfertiges, möglicherweise eine aufkeimende Cultur, aber jedenfalls eine zerstörte Natur.

Die Prairien? Ich habe den Prairiestaat von Ende zu Ende gesehen und bin seiner unbeschreiblichen Trostlosigkeit in wenigen Tagen fast erlegen. Chicago ist eine Stadt, voll des merkwürdigsten Lebens; das ist ein Wogen und Treiben, Drängen und Wachsen, wie es in der alten Welt rein unbegreiflich erscheint, aber es ist so Alles, Alles nur Materie, nur Stoffwechsel! Und die äußere Natur selbst, die in der alten Welt mitten im ernst geschäftigen Treiben der Menge an ihrer träumerisch poetischen Tradition festhält und den Frühling begrüßt und mit dem Herbste trauert, scheint hier den Kampf gegen den trockenüchternen Realismus verweg aufgegeben zu haben, und sieht vom Golf von Mexico bis an den Erie, von den Alleghanies bis an die Felsenberge so verzweifelt geschäftsmäßig langweilig, Welschkorn und Bohnen producirend aus, daß man's dem Geschlechte, das auf diesem Grund und Boden aufwächst, kaum verargen kann, wenn Geborenwerden, Geldmachen und Sterben seine ganze Geschichte bildet.

Aus allen Erdtheilen.

Young's Bericht über seine Nachforschung in Betreff Livingstone's.

Derselbe wurde am 27. Januar in der Londoner Geographischen Gesellschaft verlesen und Folgendes ist der wesentliche Inhalt.

Am 27. Juli 1867 kam Young am Kongone an, einer der Mündungen des Sambesi-Deltas. Dort miethete er Neger als Schiffsvolk für sein stählernes Boot und zwei andere Boote. Dann fuhr er den Sambesi aufwärts bis zur portugiesischen Niederlassung Senna, welche er am 6. August erreichte. Senna war gleich allen übrigen Ortschaften am Südufer des Sambesi von den Einwohnern verlassen; die portugiesischen Beamten waren von den Landin-(Zulu-)Kaffern erschlagen oder vertrieben worden. Am Nordufer waren Hütten errichtet worden; Young fand eine freundliche Aufnahme und man versprach ihm Beistand, falls er nicht Leute genug bekommen könne, welche das Boot über die Katarakten des Schire (des Abflusses aus dem Nyassa-See) bringen müßten. — Am 17. August erreichte die Expedition Chibisa. Bis dorthin waren schon vom Norden her plündernde Banden von Maziti-Zulus gekommen; sie hatten Alles, was sie unterwegs bis an das östliche Ufer des Schire fanden, niedergebrannt und viele Menschen ermordet. In Chibisa fand Young die Makololo, welche Livingstone auf seiner früheren Expedition dort zurückgelassen hatte. Sie erboten sich sofort ihn auf seiner Forschungsreise zu begleiten; er seinerseits war bereit, Waffen und Schießbedarf an die Leute von Chibisa zu verabfolgen, damit dieselben den Mazitis erfolgreichen Widerstand leisten könnten.

Am 19. August kam Young an die Katarakten des Schire und zerlegte dort das stählerne Boot in die einzelnen Theile. Etwa 150 Mann waren fünftehalb Tage lang beschäftigt, um Alles bis oberhalb der Wasserfälle zu schaffen. Dort wurde das Fahrzeug wieder zusammengesetzt; am 30. August war es flott und fuhr dann auf dem obern Schire bis in den Nyassa-See. Am Ufer des Flusses lagen an manchen Punkten viele Ajawas, die sich vor den Zulus hierher geflüchtet hatten. — An der Westseite der Einfahrt zum See liegt die Ortschaft Mapunda; Young konnte dieselbe aber nicht besuchen, weil die Makololo ängstlich und mißvergnügt geworden waren; auch lag dem Reisenden daran, so rasch als möglich vorwärts zu kommen. Er hörte, daß vor etwa zwölf Monaten ein weißer Mann in Mapunda gewesen sei. Am 6. September fuhr er, von einem frischen Winde begünstigt, nach der Ostseite hinüber; dort überfiel ihn ein heftiger Sturm und das Boot wäre beinahe umgeschlagen. Nach dreistündiger Fahrt an der Küste traf er endlich eine schützende Bucht und an derselben einen Neger, der eine klare Beschreibung von Livingstone's letztem Besuch an dieser Stelle gab. Von dort begab sich Young zu der Stelle, wo Araber sich (des Handels wegen) aufhalten. Er erreichte dieselbe am nächsten Tag und erfuhr, daß Livingstone dort gewesen sei. Die Araber hatten sich nicht dazu verstanden, ihn nach der andern Seite des Sees überzusetzen; deshalb war er gen Süden nach Mapunda gegangen, um dort hinüberzufahren. Young schickte einige Partien aus, welche im Lande nachforschen sollten, welchen Weg Livingstone etwa genommen habe als er vom Rovuma her kam, und sodann, welchen Weg die Johannaleute eingeschlagen hätten, als sie den Reisenden im Stiche ließen und nach der Meeresküste zurückkehrten. —

Young fuhr dann über den See nach Marenga; dort ermittelte er, daß Livingstone wenigstens fünf Tagereisen weit über die Stelle hinausgekommen war, an welcher die Johannaleute ihn verlassen hatten. Der Häuptling Marenga, ein alter Freund Livingstone's, versicherte, daß er seinerseits ganz gewiß Kunde von der letztern Ermordung erhalten haben würde, und wenn dieselbe auch dreißig Tagereisen weit von seiner (Marenga's) Ortschaft stattgefunden hätte. Auf die Frage, ob Livingstone von den Mazitis angegriffen worden sei, lachte Marenga, weil man in jener Gegend von den Maziti nie etwas gesehen habe. — In Mapunda fand Young ein Buch, in welches der Name Wakotani eingeschrieben war; es gehörte einem der in Bombay erzogenen Neger an, deren Livingstone mehrere als Begleiter mitgenommen hatte. Der bekannte Musa, einer der Zurückgekehrten, hatte in Sansibar ausgesagt, dieser Neger habe den Reisenden verlassen und sei desertirt; er war aber in Mapunda zurückgeblieben, weil eine Lähmung ihn verhinderte, weiter mitzugehen. Als Young sich in Mapunda befand, war gerade dieser Wakotani mit dem Häuptling auf einem Ausfluge begriffen.

So glaubte Young die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß die Nachrichten von Livingstone's Ermordung auf einem Lügengewebe beruhen. Wohin ist nun der Reisende gegangen? Darüber sagt Young in dem vorliegenden Berichte nichts. Die Expedition fuhr aus dem Nyassa-See in den Schirefluß zurück, kam wohlbehalten über die Katarakten derselben und erreichte am 11. November 1867 die Mündungen des Sambesi.

Ein malayischer Fürst.

Während eines längern Aufenthalts (im Jahre 1862) auf einer kleinen Insel in der Nähe von Singapore wurde mir einst der Besuch des holländischen Residenten von Riouw angekündigt, der eben im Begriff stand, von einer Reise an der Westküste von Sumatra sich nach Riouw zurückzubegeben. Eines Morgens hörte ich denn auch den Ruf: Kapal' api! (Dampfschiff) wiederholt vom Strande her erschallen und sah, als ich aus dem Hause trat, einen holländischen Kriegsdampfer, der des flachen, schlammigen Ufers wegen bereits in bedeutender Entfernung von der Insel seinen Anker auswarf. Der Resident, von einigen Offizieren begleitet, kam ans Land und nach den ersten Begrüßungen schickten wir uns an, meine neu begonnenen bergmännischen Arbeiten in Augenschein zu nehmen. Indem wir eine Anhöhe erstiegen, bemerkten wir einen kleinen Schooner, der mit vollen Segeln sich der Niederlassung näherte, und nun erst erfuhr ich durch den Residenten, daß der (malayische) Vicekönig von Riouw auch die Insel besuchen wolle und sich in diesem Schiffe befinde.

Wir begaben uns rasch zum Ufer zurück, um Se. königliche Hoheit — dies ist der von der holländischen Regierung anerkannte Titel — zu empfangen. Der Vicekönig wird von den Malayen Tuan Soltan (Herr Sultan) genannt; mit Stolz erzählten sie von seinem Reichthum und seiner Macht, die sich über 70 Inseln erstrecken soll, unter welchen sich aber wohl manche sehr kleine und unbewohnte befinden mag.

Der Sultan kam in Begleitung von vier ihm untergebenen Radjahs und einer zahlreichen Dienerschaft ans Land. Unmittelbar hinter ihm ging ein reich gekleideter junger Neger, eine seltene Erscheinung in Indien, welcher seinem Herrn mittelst eines großen Fächers aus Straußfedern Luft zufächelte. Noch befand sich in dem Gefolge ein alter Hadschi (Pilger und Priester), der nach malayischer Sitte ganz in Weiß gekleidet war. Die Würde eines Hadschi kann man durch eine Reise nach Mekka erlangen, doch wird nicht selten Betrug damit getrieben, indem ein Mann von einer entlegenen kleinen Insel für längere Zeit z. B. nach Singapore geht und dann stolz im weißen Turban und Mantel zurückkehrt. — Der Sultan war eine stattliche Erscheinung und offenbar kein eigentlicher Malaye, sondern ein Buggise. Er war ganz in Seide gekleidet: Hose, Sarong, Weste und Jacke; seine rothe Weste war mit goldenen, mit Brillanten verzierten Knöpfen besetzt. Auf dem Hinterkopfe trug er ein kleines schwarzes Käppchen.

Wir traten in die Veranda meines Hauses, wo der Sultan und wir Europäer uns um den Tisch setzten, die vier Radjahs aber bescheiden im Hintergrunde Platz nahmen. Diese „Fürsten" saßen während der ganzen Dauer unseres Beisammenseins sehr schüchtern da und wagten kaum leise unter sich einige Worte zu flüstern. Der Resident war im Gespräch gegen den Vicekönig äußerst zuvorkommend, obwohl er doch der eigentliche Herrscher ist, seit der Vicekönig gegen einen Monatsgehalt von einigen Tausend Rupien die Oberhoheit der Holländer anerkannt hat. — Als Mohammedaner tranken die Malayen nicht von meinem Wein, sondern nahmen nur Thee, was wohl einem der Radjahs als eine nicht hinreichende Bewirthung erschienen war, denn er hatte heimlich meinen Diener gefragt, wie mir dieser später mittheilte, ob ich denn keine Cigarren hätte.

Als der Tisch zum Frühstück gedeckt wurde, standen die Radjahs auf und verließen das Haus, auch der Sultan schlug meine Einladung aus und kehrte bald wieder auf sein Schiff zurück, während der Resident und die Offiziere einen einfachen Imbiß, aus gebratenen Hühnern und Fischen nebst Reis bestehend, gern annahmen.

Bezeichnend für das geringe Ansehen, welches Se. königliche Hoheit genießt, ist, daß mir einer der Offiziere als eine besondere „Flegelei" desselben mittheilte, daß als er Tags vorher, wo der Vicekönig bei ihm an Bord aß, diesem eine Schüssel mit Reis anbot, der Vicekönig dieselbe nicht ergriff, sondern so daraus schöpfte, daß der Offizier sie während dessen halten mußte. Nach einem Aufenthalt von etwa drei Stunden verließen der Dampfer wie der Schooner des Vicekönigs wieder die Insel. Die Flagge des letztern war mir auffallend, da sie auf dunkelblauem Grunde ein weißes liegendes Kreuz zeigte.

Man findet nicht selten ganz heruntergekommene, verarmte malayische Radjahs, die nichts als ihren Titel besitzen. Mich besuchte manchmal ein solcher, meist in Hoffnung auf ein Almosen. Er war ein alter Mann, Namens Poañah, der, auf seinen Stock gestützt, kaum noch zu gehen vermochte. Er wurde bei einer Tasse Thee äußerst redselig und erzählte mir einmal unter Anderm, er habe seines Alters wegen zu nichts mehr rechte Lust, nicht einmal zum Stehlen, nur noch zum Essen und Schlafen. Dann meinte er, es wäre doch schlimm, wenn ein Krieg zwischen den Weißen und Malayen ausbräche, denn da die Kleiderstoffe aus Europa kämen, würde er in diesem Falle nackt gehen müssen. Dann zeigte er wieder alte Narben, die von in seiner Jugend beim Seeraub gegen Chinesen erhaltenen Wunden herrührten. So sprang der Alte stets von einem Gegenstand zum andern über. Auf die Frage nach seinem Alter antwortete er, er sei 20 Jahre alt gewesen als die Engländer Pulo Pinang besetzten.

Bergingenieur **Dach**.

„Unterirdische" in den mecklenburgischen Hünengräbern.

In der achten Lieferung des zwölften Bandes des „Globus" wird in „Die Waldgräber bei Unterlunkhofen im Canton Aargau" die Frage gestellt: ob noch jetzt in Gegenden, wo Dolmen, Hünengräber, sich befinden, Volkserzählungen von gelben Unterirdischen und Zwergen im Schwange seien. Bezüglich Mecklenburgs, wo sehr zahlreiche derartige Gräber vorhanden, erlaube ich mir hierauf Folgendes zu bemerken.

Von kleinen Unterirdischen, die meistens als alte Personen mit runzeliger Haut erscheinen, erzählt in den abgelegeneren Landgegenden noch heute das Volk sich zahlreiche Geschichten mit größerm oder geringerm Glauben. Nahe dem Dorfe Stuer, an der Chaussee von Röbel nach Plau, liegt ein mächtiges Hünengrab, hin und wieder der Richterberg oder Richterstein genannt; darinnen sollen Unterirdische wohnen und früher zuweilen ins Dorf gekommen sein.

Im Weiberberg auf der Laschendorfer Feldmark, einer alten wendischen Burgstätte, wohnen Mönken, kleine, häßliche, braune Weiber, die ehedem oft in die jenseits des Sees liegende Stadt Malchow gekommen sind und dort dann Nachts gebacken und gebrauet und später getanzt haben.

Bei Groß-Vielen, nahe am Mollenstorfer Holze, liegen drei Kegelgräber, die in der ganzen Umgegend noch heute für Wohnstätten der Unterirdischen gelten. Ein Mann aus Zahren, einem nahen Dorfe, ging eines Abends vorüber; da hörte er Musik in dem einen Grabhügel. Er fand denselben offen und trat ein. Die Unterirdischen nahmen ihn freundlich auf und schließlich reichten sie ihm einen Krug mit Bier, mit dem Bemerken, daß er nicht in denselben hinein gucken dürfe, da sonst Krug und Bier verschwinden würden. Er dachte sich in den Besitz des Geschirres zu setzen und rannte mit demselben plötzlich fort. Ein einbeiniger Unterirdischer verfolgte ihn, doch konnte dieser nicht so rasch wie der Mann aus Zahren laufen und als letzterer über den Kreuzweg gekommen war, rief er spöttisch: „Eenbeen lop!" (Einbein lauf!) Das Bier im Kruge dauerte, da die Warnung der Unterirdischen beachtet wurde, mehrere Jahre; als man letztere aber aus den Augen setzte, verschwanden Bier und Krug.

Seitdem war Niemand wieder im Berge. Die Unterirdischen kommen jedoch noch zuweilen in die benachbarten Dörfer und rauben ungetaufte Kinder. Deshalb brennt man zwi-

schen Geburt und Taufe stets Licht in der Wochenstube, auch schlafen manche Eltern während dieser Zeit nur auf Stroh, da dieses das Stehlen der Kinder verhindert. Noch wird erzählt, daß sich Götzenbilder in den drei Bergen befinden.

Diese Erzählung von den Unterirdischen zu Vielen ist einer Arbeit des dortigen Predigers, Herrn Köhler, entnommen, die sich im Heft VII. des „Mecklenburgischen Archivs für Landeskunde", Jahrgang 1866, befindet.

Die Gegend zwischen Bützow und Sternberg ist ganz besonders reich an Hünengräbern. Auch hier knüpft sich an verschiedene sehr große Gräber die ganz bestimmte Sage, daß sie Wohnstätten der Unterirdischen seien, und allgemein werden letztere als klein, runzelig und gelbfarbig geschildert.

C. W. Stuhlmann.

Charakter der Polargegenden. In den Begleitern Elisha Kent Kane's, durch dessen Expeditionen wir das Grinnell-Land, den Smithsund und den Kennedy-Canal näher kennen gelernt haben, gehörte auch Dr. Hayes. Derselbe hat im Ganzen fünf Jahre lang in den Polargegenden sich aufgehalten und ist mit dem Charakter derselben völlig vertraut. Jüngst hat er zu Chicago in Illinois einen Vortrag gehalten, welchem wir das Nachfolgende entlehnen.

Er schilderte zunächst seine Einfahrt in den Hafen von Upernavik in Grönland; von dort unternahm er mit dem dänischen Gouverneur Fahrten zwischen den Inseln, welche vor der Küste Grönlands liegen, und besuchte auch viele Buchten, an welchen das Gestadeland so reich ist.

Eine derselben war von Eisbergen in allen möglichen Formen und Farben erfüllt, einige von glänzender Weiße, andere blau wie der Azur des Himmels; von einigen stürzten Katarakte geschmolzenen Schnees, andere schimmerten grün und jeder Augenblick rief neue Formen und Farben hervor.

„Beim Einfahren in die Bucht begrüßte uns ein unaufhörliches Krachen, das bald wie ein Gewehrfeuer, bald wie eine Kanonade und bald unendlich stärker als selbst der Donner tönte. Die Ursache dieses Krachens ist die Einwirkung der Sommerwärme, die ungleiche Erwärmung der inneren und äußeren Theile des Eisberges, welche Risse in demselben verursacht, die von gewaltigen Explosionen begleitet sind. Die dahin treibenden Eismassen nehmen, fortwährend wechselnd, wunderbare Gestalten an, wie in einem Kaleidoskop, bald die eines Vogels, eines Bärenkopfes, eines Seehundes und anderer aus weiß und blau gemeißelten Formen. Eine etwa 100 Fuß hohe und 500 Fuß lange Eismasse erschien in der Gestalt eines zum Sprunge fertigen Löwen, der sich bald darauf spaltend in einen 200 Fuß hohen Eisberg verwandelte, während er gleichzeitig Wogenberge auftrieb, wie ein Sturm auf dem atlantischen Ocean, so daß das Boot rasch dem Lande zueilte."

In der Mitte des Meeres von Eis landeinwärts fanden die Reisenden eine Eskimofamilie, die auf einer dunkeln Insel wohnte, welche sonderbar gegen die Eisberge abstach.

Der große Jäger Elysu hatte drei Frauen, sieben Kinder und unzählige Hunde; er lebt im wahren Sinne des Wortes in Thran und Fett. Auf der Insel befand sich ein kleiner See, das Ergebniß des im Juli und August schmelzenden Schnees; um seinen Rand zog sich ein kleiner Strich grünlichen Mooses, in dem hier und da kleine Blümchen (Dandelion) auftauchen, denen ein Fingerhut als genügender Blumentopf gedient hätte, nebst einigen winzigen Weiden, deren eine Mütze einen ganzen Wald decken könnte. Ihre 1½ Zoll langen Blüthen sehen in Betracht der 2 Zoll hohen Bäumchen anmaßend genug aus. Wasservögel, Seehunde und Walrosse bildeten die Nahrung der Familie.

Auf die Frage, warum er sich nicht mit Einer Frau begnügte, erwiderte er, daß Eine für die Arbeit nicht hinreiche.

Das Jenseits stellte er sich als eine ewig sonnige Insel in der fernen See vor, um welche ringsum der große Geist unzählige Töpfe voll Bärenfleisch aufstellt, aus welchen die seligen Jäger ewig schmausen und dazu Thran trinken. An eine Hölle für die schlechten Jäger glaubt er nicht, indem deren Dasein mit dem auf Grönland endige. An anderen Plätzen jedoch fand Hayes den Glauben an eine Hölle, welche als ein Platz von ewigem Eis und ununterbrochener Dunkelheit dargestellt wurde. Die Missionäre hatten deshalb besondere Schwierigkeit, ihnen die christliche Vorstellung einer heißen Hölle annehmbar zu machen, welche den Eskimos statt abschreckend im Gegentheil verführerisch einladend erschien.

Den Sommer bildet ein einziger Tag, den Winter eine einzige Nacht, Frühling und Herbst ein ununterbrochenes Zwielicht.

Die völlige Dunkelheit, welche 4 Monate dauert, wird durch das Mondlicht, das Nordlicht, und die überaus glänzenden Sterne in Etwas gemildert; es fehlt in jener Zeit der fröhliche Antrieb der aufgehenden Sonne zur Arbeit, der sich senkenden Schatten zur Ruhe. Die vollständige Einsamkeit und das durch nichts gestörte Schweigen der Natur steigert sich zuletzt zu einem unerhörten Schrecken und versetzt den Geist in eine Unruhe, die zu der umgebenden Stille in furchtbarem Contrast steht. Die Stille wird unerträglich und der durch die Natur fast erdrückte Reisende eilte erschreckt zu dem im Hafen liegenden Schiffe, um endlich wieder lebende Wesen zu sehen. Alles ist in diesem Eislande im riesenhaften Maßstabe kolossal, starr ragen die Gebirge hervor, auf den unendlichen Eisflächen spielt geisterhaft der Strahl des Mondlichts, und der einzige Ton, der gehört wird, ist die Kanonade der krachenden Eisberge.

Brook's Island im Großen Ocean ist nun definitiv von Seiten der Nordamerikaner in Besitz genommen worden. Es liegt in dem Fahrwasser der Dampfer, welche zwischen San Francisco und Japan schiffen (Globus XII, S. 284). Dr. Kennedy untersuchte das Eiland, und fand, daß dasselbe eigentlich aus zwei Koralleninseln bestehe, die von einem nackten Riff umgeben sind. Der Erdboden ist sehr dünn und trägt nur Gras und einiges Gesträuch; doch wird der Anbau von Kartoffeln, Hülsenfrüchten und Gemüse wohl möglich sein. Als Capitän Reynolds, vom Dampfer Lackawanna, Besitz nahm, gruben die Amerikaner sofort einige Brunnen und fanden schon in 7 Fuß Tiefe Trinkwasser, das aber noch hart war; Kennedy meint, man werde gutes Wasser finden, wenn man tiefer grabe. Die Lagune zwischen Insel und Riff ist sehr fischreich. Der Hafen, Welles Harbour, ist sicher und hat bei niedrigem Wasserstand von 16 bis 21 Fuß Tiefe. Schiffe, die weniger als 18 Fuß Tiefgang haben, können sicher einlaufen; solche von stärkerer Tragfähigkeit ankern bei Seward Roads.

Die Wollproduction am La Plata. Mehrfach haben wir nachgewiesen, daß dieselbe in raschem Anwachsen sei. Abgesehen von den natürlichen Vortheilen, welche die La-Plata-Region für die Schafzucht darbietet, erklärt sich jene Erscheinung auch daraus, daß seit etwa fünf Jahren von England aus sehr beträchtliche Kapitalien dort angelegt und viele erfahrene Schäfer aus Europa hinübergeschafft wurden. Die Ausfuhren von Wolle stellten sich von:

	1859	1866	
Australien	55	114½	Mill. Pfd.,
Cap der Guten Hoffnung	20½	38½	„ „
La-Plata-Regien	42	155	„ „

Für Australien zeigt sich in 7 Jahren ein Zuwachs von 108 Procent, in der La-Plata-Region von 268¾ Pfund. Die australische Wolle kommt, beiläufig bemerkt, gewaschen zur Verschiffung, die vom La Plata zumeist unrein. Wir finden in einem Handelsberichte, daß an „wirklich reiner" Wolle im Jahre 1866 Au-

stralien 66½ und die La-Plata-Region 59 Millionen Pfund geliefert habe; letztere brachte 1859 nur erst 16 Millionen „reiner" Wolle in den Handel.

Der neue Vulcan in Nicaragua. Centralamerika ist bekanntlich in Betreff der Vulcane eine classische Gegend, und hat sich auch in dem wilden Orkan-, Erdbeben- und Feuerjahr 1867 als solche bewährt. Wir erwähnten jüngst, daß ein neuer Vulcan in Nicaragua seine Thätigkeit gezeigt habe; jetzt liegt uns darüber ein Bericht aus Leon vom 4. December vor. Der Berg steht etwa 8 Leguas östlich von dieser Stadt, und gehort zu der dichten Reihe von Feuerbergen, welche sich fast durch den ganzen Staat parallel mit der Küste der Südsee ziehen. Der Ausbruch begann am 14. November 1 Uhr Morgens; die Explosionen erfolgten rasch auf einander und man konnte sie in Leon deutlich hören. Es bildete sich am Berg ein großer, etwa eine halbe Mile langer Erdspalt zwischen den erloschenen Vulcanen Las Pilas und Orota. Noch vor Tagesanbruch quoll an verschiedenen Stellen des neuen Vulcanes Feuer hervor; die Explosionen dauerten dabei fort, manchmal in rascher Folge, manchmal mit einer etwa halbstündigen Unterbrechung, aber ein dumpfes Geräusch nahm fast gar kein Ende. Nach ein paar Tagen hatten sich zwei Krater, jeder etwa 1000 Fuß vom andern entfernt, auf dem neuen Spalte gebildet, und die aus denselben emporsteigenden Flammen nahmen an Stärke und Höhe immer zu, während auch auf drei anderen Punkten Feuer aus den Seiten des Berges hervorbrach. Am 22. November wagte sich der Berichterstatter in die Nähe und konnte bis etwa eine halbe Stunde weit nordwestlich vom Spalte gelangen. Der größere Krater war ungemein thätig; er warf Flammen und halbgeschmolzene Asche aus einer kreisförmigen, etwa 60 Fuß im Durchmesser haltenden Oeffnung, die von unten her unablässig mit einer feurigen Masse ausgefüllt wurde. Um den Krater hatte sich schon aus den herabfallenden Schlacken ein etwa 200 Fuß hoher Kegel gebildet, der oben von Glühhitze weiß, etwa bis zur Hälfte abwärts feuerroth und dann bis unten schwarz war. Doch auch ganz unten flimmerten unzählige Funken oder vielmehr Feuerstellen. Fast jede Secunde stieß der Kegel Qualm und zwischen demselben sprühendes Feuer bis zu einer Höhe von etwa 500 Fuß empor. Unregelmäßige Explosionen erfolgten in Zwischenräumen von 10 bis 30 Minuten und gleichzeitig mit denselben war allemal der Auswurf stärker und höher. Die feurigen Massen bildeten Klumpen von etwa 3 Fuß Durchmesser und gaben, wenn sie auf den erhärteten Kegel niederfielen, einen klingenden Ton. Nach Tagesanbruch erschien das bisherige Roth des Kegels blaugrau. — Der andere Krater schoß seine Feuermassen nicht gerade in die Luft, sondern in schräger Richtung und er steht offenbar in einer Tiefe von etwa 1000 Fuß mit dem andern Krater in Verbindung; aus beiden erfolgten die Eruptionen gleichzeitig. Dieser halbhorizontale Krater hatte nur etwa 20 Fuß im Durchmesser. Am Nachmittage des 27. Novembers folgten einander rasch eine Menge von Explosionen, bei denen die ganze Erde erbebte, und nun warf der Vulcan eine ungeheuere Menge schwarzen Sandes aus, daneben aber auch feurige Steine. Die Flammensäule wurde Abends viel höher und meteorartige Feuerpunkte stiegen wohl bis zu 3000 Fuß empor, — länglich runde Steine von 4 bis 5 Fuß Durchmesser. Am andern Morgen waren Häuser und Straßen in Leon mit feinem schwarzen Sande bedeckt, der sich auch weit und breit über die ganze Umgegend gelagert hatte. Der Sandregen hielt bis zum 30. November Morgens an, und von da ab beruhigte sich der Vulcan nach und nach. In Leon liegt der Sand ⅛ bis ¼ Zoll hoch, in der Nähe des Kraters fußtief, und die ganze Gegend zwischen dem Vulcan und dem Meeresufer, also auf einer Breite von fast 10 deutschen Meilen, ist Alles mit diesem Sand überzogen. Volle 16 Tage lang bot der neue Vulcan einen großartigen und furchtbaren Anblick dar, dann ruhete er aus. „Keine andere Region der Welt kann für den Geologen interessanter sein als diese Ebene von Leon. Man übersieht dort mit einem Blicke nicht weniger als zwanzig vulcanische Kegel." — Wir wollen bemerken, daß diese Eruptionen in Nicaragua fast gleichzeitig sind mit dem Erdbeben auf St. Thomas und anderen westindischen Inseln. Beide Erscheinungen sind ohne Zweifel durch dieselben Ursachen bedingt worden.

* * *

— Die japanesischen Gaukler geben ihre Kunststücke nun auch in Deutschland zum Besten. Seitdem sie in Europa sind, hatten sie noch Niemand gefunden, der sich mit ihnen in ihrer Landessprache unterhalten hätte. Sie waren daher billig auf das Aeußerste erstaunt, als sie in Leipzig in fließendem Japanisch angeredet wurden und sich ein Stündchen lang in ihrer Muttersprache unterhalten konnten. Die Leipziger ihrerseits waren nicht minder erstaunt, als sie einen ihrer Mitbürger und zwar nicht einen Universitätsprofessor, sondern einen eifrigen Juristen vom Appellationsgericht, Herrn Georg von der Gabelentz, so fix und fertig Japanisch reden hörten. Irren wir nicht, so versteht Herr Georg von der Gabelentz außer sämmtlichen europäischen Sprachen schon auch etliche und zwanzig außereuropäische, immerhin genug, wenn man noch nicht dreißig Jahre alt ist. Hier ist der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen und zwar von einem ganz ausgezeichneten. Denn der Vater des Leipziger Japanisch redenden Juristen, Herr Geh. Rath Hans Conon von der Gabelentz auf Poschwitz bei Altenburg, der erste unter allen Linguisten der Gegenwart, ist, wie wir glauben, Meister von mehr als achtzig Sprachen und hat über Dutzende derselben Grammatiken geschrieben. Das hätte ihm der einst vielgerühmte Cardinal Mezzofanti einmal vormachen sollen!

— An der Nordwestküste der Colonie Westaustralien sind Perlmuscheln in bedeutender Menge gefunden worden. Der sogenannte „schwarze Sand" in jener Colonie soll viele kleine Diamanten enthalten. — Aus Neuseeland meldet man wieder die Entdeckung neuer Goldfelder, und in dem Black-Goldfelde an der Jackson-Bay ist Platina gefunden worden. Auch in Neusüdwales hat man bei Braidwood wieder eine Goldregion erschlossen, und im Shoalhaven-River ist ein großer Diamant gefunden worden. — Das Mary-Goldfeld in Queensland scheint sehr ergiebig zu sein.

— In Brasilien ist im Januar 1868 eine zumeist aus Europäern bestehende Compagnie gebildet worden, welche die Schifffahrt auf zweien der wichtigsten Zuflüsse des Amazonas betreiben will, nämlich auf dem Purús und dem Madeira. — Die Provinz Minas Geraës, welche jüngst in dem trefflichen Reisewerke des Herrn J. J. von Tschudi sehr eingehend geschildert wurde, ist von Richard Burton, der als britischer Consul in Santos wohnt, vier Monate lang durchwandert worden. Von einem so ausgezeichneten und erfahrenen Beobachter dürfen wir interessante Berichte erwarten.

— In einem Bericht aus Batavia finden wir die Notiz, daß die wilden Thiere auf Java 1867 ein gutes Jahr gehabt haben. Die Tiger hatten 1866 nur 131 Menschen fortgeschleppt und aufgefressen, im verflossenen Jahre aber 148. Von den Krokodilen wurden etliche 50 Menschen verspeist, und in Folge von Schlangenbiß fanden 22, respective 43 Leute den Tod. Die Regierung zahlt für jeden erlegten Tiger eine Prämie von 22 Gulden.

Herausgegeben von Karl Andree. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Neu-Caledonien und seine Bewohner.

II.

Die Kanala-Bay. — Die Häuptlinge Onine und Buarate. — Hinschwinden der Eingeborenen. — Feindseligkeiten gegen die Europäer. — Die Tripangfischerei. — Ethnologische Bemerkungen über die schwarze und die braune Race. — Mischungen. — Neu-Caledonien und die Deportation.

Die Besiedelung Neu-Caledoniens ist, wie im vorigen Aufsatze gezeigt wurde, noch in den ersten, sehr schwachen Anfängen; nicht einmal die ungemein reichen Lager von Eisenerz, welche man im Süden in großer Menge findet, sind in Angriff genommen worden. Das Metall enthält 2 Procent Chrom, ist äußerst hart, sehr geeignet zur Stahlbereitung und würde in Australien, wo bereits viele Gießereien im Betrieb sind, gern genommen werden.

An der Ostküste, gegen 21° S. hin, liegt die Nakety-bay, und etwas weiter nördlich die Kanala-Bay, in welcher einige Hütten den Namen Napoleonville führen! Die Bucht ist 6 Miles lang und bildet einen vortrefflichen Hafen; in der sehr fruchtbaren Gegend haben einige Pflanzer sich niedergelassen, und die Eingeborenen werden durch den aus 50 Mann bestehenden Militärposten im Zaume gehalten.

Von Nakety und Kanala ab gen Norden hin gewinnt die Küste einen angenehmern Anblick; an die Stelle der eisenhaltigen, kahlen Berge treten bewaldete Höhen, Kokospalmen wachsen in großer Menge, an jedem Bache oder Flusse sieht man Dörfer der Kanacks. Diese haben hier eine dunklere Hautfarbe als jene im Süden, sind auch größer und kräftiger gewachsen als diese, aber viele leiden an Elephantiasis und am Wasserbruch. Im Süden treten diese Krankheiten seltener auf. Etwas nördlich von 21° S. liegt das Dorf Wagap (Huagap), wo einige Missionäre sich niedergelassen hatten. Im Jahre 1862 fiel es den Wilden ein, diese Sendboten zu belagern und sie würden zum leckern Mahle gedient haben, wenn nicht in der höchsten Noth eine Abtheilung Soldaten aus Kanala Hülfe gebracht hätte. Nun sollte ein Beispiel statuirt werden; drei Häuptlinge ergaben sich, um ihr Leben zu retten, wurden aber eingesperrt und zum Tode verurtheilt. Dann brachen sie aus und wollten entfliehen, wurden aber von den französischen Schildwachen mit dem Bayonnett niedergestoßen. Der eigentliche Anstifter war Onine, Häuptling von Amoi, gewesen. Er entfloh ins Gebirge und befand sich dort in Sicherheit, aber man confiscirte sein Gebiet. Nach einiger Zeit fand man es angemessen, ihn zu begnadigen und er durfte wieder in sein Dorf zurückkommen.

Der Geolog Garnier machte in Begleitung des Doctors Vieillard diesem Häuptling einen Besuch. Der Gesichtsausdruck des einst mächtigen Wilden trug Züge von Bitterkeit und tiefer Betrübniß. Er empfing die beiden Europäer mit kalter, fast stolzer Würde; er besaß weder ein Huhn noch ein Schwein, denn er wollte nichts, was von den Papaies (Fremden, Ausländern) kam, sein eigen nennen; indeß ließ er einige Ignamen auftragen. Geschenke nahm er nicht; bloß ein wenig Taback ließ er sich gefallen. Als aber Garnier um den Kopf eines seiner Kinder ein rothes Taschentuch wand und der Kleine darüber sich freute, gab er dem Weißen die Hand und begleitete die beiden Europäer ins Gebirge. Zwei Jahre später war er in eine Mordgeschichte verwickelt worden. Die Kanacks hatten bei Wagap den Obersten Taillard getödtet. Onine wurde als Mitschuldiger betrachtet und eingesperrt. Dreimal entrann er, man fing ihn aber stets wieder ein und brachte ihn auf einem Dampfer nach Numea, auf welchem sich auch Garnier befand. Der einst so kräftige Mann war völlig abgemagert und glich einer Jammergestalt; bei den Versuchen, sich der Fesseln zu entledigen, hatte er sich das Fleisch bis auf die Knochen weggerissen, die nun bloßlagen. Schon hatte sich Brand eingestellt und einige Tage nachher war er todt. Aber es lag nicht der mindeste Beweis vor, daß er um jene Mordthat auch nur gewußt habe, und Garnier, der aus Interesse für ihn den Dingen genauer nachforschte, hält ihn für unschuldig. Ein anderer Kanack Namens Aile, Häuptling eines benachbarten Stammes, lag mit Onine's Stamm in Blutfehde. Er sagte zu Garnier: „Onine bad man, longtime he kill father, after that eat him"; also: Onine ist ein böser Mann, er hat vor langer Zeit meinen Vater getödtet und ihn dann aufgegessen. Auf die Aussage dieses Blutfeindes hin wurde Onine festgenommen; er starb, bevor über die Anschuldigung eine Untersuchung angestellt war!

Die Franzosen haben auch die Bucht von Hienghene in Besitz genommen *). Auch dort hatten sie viel mit einem tapfern Häuptlinge zu schaffen. Dieser hieß Buarate und war in seiner Art ein berühmter Mann. Von ihm wird erzählt, daß er, bevor die Weißen ihm ihre Uebermacht gezeigt, sich vorzugsweise vom Fleische seiner Unterthanen genährt habe. Er hatte von den Engländern Flinten und Pulver erhalten und es war ihm ein angenehmer Zeitver-

*) Die Namen werden von den Franzosen selber sehr verschieden geschrieben. So finde ich auf der Carte de la Nouvelle Calédonie et de ses dépendances, par V. A. Malte Brun; in der Revue maritime, October 1867, jene Namen Jengen geschrieben; ferner Wagap für Houagap u. s. w.



Vor der Hütte eines caledonischen Häuptlings bei Kanala.

treib, Kinder und Frauen todtzuschießen, die er hinterher sich wohlschmecken ließ. Mit den Engländern stand er im besten Einvernehmen, aber von Missionären wollte er nichts wissen; mit diesen durften seine britischen guten Freunde ihm nicht kommen. Gegen die Franzosen hegte er grimmigen Haß und er hat sich tapfer gegen sie gewehrt. Als er gefangen war, schickten sie ihn nach Otaheiti, wo er fünf Jahre lang bleiben mußte. Dort benahm er sich sehr würdig; man schaffte ihn nach Neu-Caledonien zurück, setzte ihn wieder in sein Amt ein und er beträgt sich seitdem mit großer Umsicht. Am liebsten spricht er Englisch, aber Französisch versteht er auch. Sein Dorf Buarete ist eins der größten auf der Insel und unser Bild zeigt die Gestalt der Hütten. Oben auf denselben befindet sich gewöhnlich eine Art Statue, auf welcher Seemuscheln angebracht sind; manchmal befestigt man an derselben auch die Schädel erschlagener Feinde. Der Eingang zur Hütte ist immer sehr niedrig; Abends wird sie ausgeräuchert, um die Moskitos zu vertreiben; sie ist im Innern mit Baumrinde verkleidet; die äußere Bedeckung besteht aus Rohr, welches keinen Regen durchdringen läßt.

Die Kanacks in dieser Gegend der Ostküste sind, wie schon bemerkt, sehr gut und kräftig gebaut, völlig Knochen und Muskel, niemals wohlbeleibt, und ihre Büste ist ganz ausgezeichnet. Dagegen haben sie dünne Beine und die Waden liegen höher als bei uns Europäern. Ganze Tage lang können sie in einer eigenthümlich hockenden Stellung zubringen, was uns rein unmöglich wäre; auch klettern sie ganz anders als wir und beim Schwimmen breiten sie nicht die Arme weit aus, um schußweise weiter zu kommen, sondern pudeln wie die Hunde.



Ein Häuptling von der Insel Uën.

An mehreren Buchten im Norden, namentlich beim Hafen Poëbo, siedeln sich alljährlich Colonisten an, weil die Kokospalme in ungeheurer Menge vorhanden ist. Mit dem Fleische der Nuß mästet man die Schweine, welche einen Hauptausfuhrartikel bilden und von den Küstenfahrern gern gekauft werden.

Wir kommen nun auf einen Punkt, der auch anthropologisch von großer Wichtigkeit ist und den wir im „Globus“ schon oftmals erörtert haben. (Vergleiche z. B. in Bd. XI, S. 214 den Aufsatz: „Wie die europäische Civilisation wilde Völker zu Grunde richtet;“ und S. 126: „Hinschwinden der Indianerstämme in Südamerika.“)

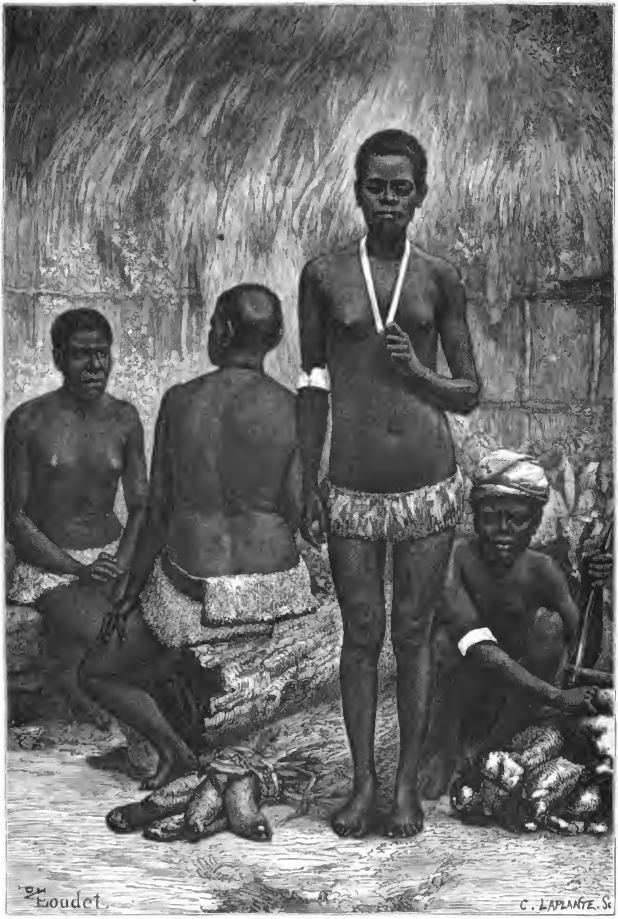
Auch auf Neu-Caledonien vermindert sich die eingeborene Bevölkerung in Grauen erregender Weise. Garnier fand in der fruchtbaren, gesunden Umgegend von Poëbo die Sterblichkeit ganz entsetzlich.

Im Jahre 1856 zählte der dort ansässige Stamm mehr als 5000 Seelen; davon waren 1864 nur noch zwischen 700 und 800 Köpfe übrig. Im Jahre 1863 waren mehr als 150 Sterbefälle in Poëbo vorgekommen, während die Zahl der Geburten nur etwa 50 betrug. „Wie sollen wir,“ so fragt er, „die seltsame Erscheinung erklären, daß wir den Tod zu den Stämmen bringen, unter denen wir uns niederlassen? Die Thatsache selber ist handgreiflich und offenbar; wohin wir kommen und wo wir nur durchgehen, dort verkümmert der Eingeborene und stirbt hinweg.“ („Le Tour du Monde,“ Nr. 404, S. 195.)

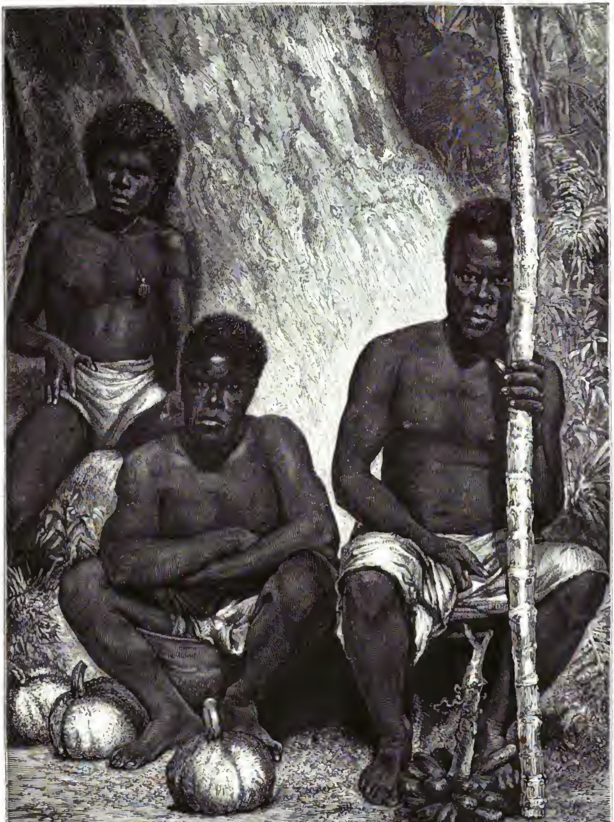
„Bei Numea und weit und breit in der Umgegend sehen wir Spuren, welche beweisen, daß dort einst eine zahlreiche Bevölkerung wohnte. Wir fanden aber nicht eine lebendige Seele. In Poëbo selbst, einem der civilisirtesten Plätze, hat die Bevölkerung binnen zwanzig Jahren um mehr als die Hälfte abgenommen. Die ersten Europäer, welche die Insel besuchten, landeten in Baladea (oben an der Nordostküste) und fanden dort einen sehr zahlreichen, kriegerischen Stamm, der jetzt bis auf weniger als 100 Seelen zusammengeschmolzen ist und unter welchen keine jungen Mädchen mehr gefunden werden. Geburten kommen selten vor, und es sind allemal Knaben. Einige junge Männer habe ich gesehen; da sie keine Frauen finden, gehen sie zu anderen Stämmen, um dort zu heirathen.“

„Vor der Südwestküste liegt die Insel Uën, die ich mehrmals, zuletzt im Jahre 1866, besucht habe. Der dortige Geistliche, Pater Chapuis, sagte mir, daß dort 1865 die Volksmenge von 130 Seelen auf 95 sich vermindert habe. Dort sind die Ehen ganz unfruchtbar geworden und die jungen Leute sterben in demselben Verhältniß hinweg wie die alten. Der Pater sprach: Wenn ich noch dreißig Jahre hier lebe, dann werde ich wohl den letzten Kanack von Uën zu Grabe geleiten.“

Wenn Garnier wohlwollend die Ansicht äußert, daß man durch Fürsorge diesem Verderben Einhalt thun könne, so irrt er. Dieses Verderben nimmt seinen verhängnißvollen, für uns noch unerklärten Fortgang in Amerika wie in der Südsee. Aber darin hat der Geolog ganz recht, wenn er die



Typen neu-caledonischer Eingeborener. Frauen.



Früchteverkäufer auf dem Markte zu Numea in Neu-Caledonien.

Hartherzigkeit vieler Europäer tadelt, welche verächtlich und unempfindlich auf diese „Kannibalen“ herabsehen. „Die Anthropophagie ist eine Kinderkrankheit der früheren Menschheitsstufen, ein entarteter Geschmack. Beklagen wir den Kannibalen, aber wir civilisirten Europäer haben keine Ursache, auf ihn hochmüthig hinabzublicken, da wir ja Millionen Menschen mit den Waffen abschlachten, ohne daß uns der Hunger dazu triebe. Ist es schlimmer, seinen Freund braten und auffressen, als den Europäer zu tödten, oft um nichts und wieder nichts?“

Während der Regenzeit, vom Februar bis April, werden die Kanacks gewöhnlich von einer Entzündung der Luftröhre und der Lungen ergriffen. Dann schnüren sie sich den Leib dicht über den Hüften mit einer Liane zusammen und bleiben in ihren räucherigen Hütten liegen, wo sie trotzdem von Moskitos geplagt werden. Sie verlieren die Lust zum Essen, magern ab, ihre tief bronzefarbige Haut wird fahl und bleich. Dann und wann kommt der Doctor, gewöhnlich ein alter Mann oder ein altes häßliches Weib. Man öffnet am Kopf und an den Fußsohlen eine Ader und läßt Blut; dann legt man den Kranken auf den Rücken und reibt ihm die Brust. Er erträgt diese Marter, ohne zu klagen oder zu ächzen, obwohl ihm die Augen weit hervortreten und der kalte Schweiß über das Gesicht herabrinnt. Der Doctor knetet aber immerfort, so daß die Rippen knacken, bis er nicht mehr kann. Nachher giebt er dem Patienten einen Kräutertrank ein. Trotz alledem erfolgt schon nach wenigen Tagen der Tod. Früher galt folgender Brauch. Wenn der Kranke drei Tage lang keine Nahrung zu sich nahm und auch am vierten sie zurückwies, dann wurde er ums Leben gebracht und ehrenvoll nach Landesbrauch zur Erde bestattet.

„Ich habe oftmals bei den Kanacks gefragt, woher, ihrer Meinung nach, diese tödtliche Brustkrankheit unter sie gekommen sei. Alle ohne Ausnahme sagten: „Wir bekommen sie von den Weißen.“ Zachario, der kleine Häuptling auf der Insel Uëu, erzählte mir, daß vor etwa 25 Jahren die ersten englischen Küstenschiffer dort gelandet seien. Sein Vater wohnte in dem volkreichen Dorfe Koture, aber nachdem die Engländer sich hatten blicken lassen, wurde fast das ganze Dorf von der Brustkrankheit hinweggerafft; die übrig geblieben waren, zogen nach Uara, welches heute das einzige Dorf auf der Insel ist.“

„Der Kanack hat immer vollauf zu essen. Wenn die Ignamenernte fehlschlägt, helfen Taro, Bananen und Zuckerrohr aus; mangeln diese, dann giebt es doch Fische und Schildkröten, Muscheln und Kokosnüsse. Diese Speisen sind im Allgemeinen nicht eben sehr nahrhaft, aber sie reichen für den Kanack, der daran gewöhnt ist, und dessen Lebensweise aus. Nun kommt der Europäer und bringt nebst dem Taback auch Branntwein; den letztern trinkt der Neu-Caledonier nicht gern, aber er weist ihn doch nicht zurück und gießt einige Glas hinunter, um, wie er sagt, das Feuer zu löschen. Aber den Taback lieben Alle, Mann und Weib, leidenschaftlich, selbst kleine Kinder rauchen. Er muß aber so stark als möglich sein, denn der schwache wird verachtet und als Gras bezeichnet. Dieser schwere Taback ist ein ganz abscheuliches Kraut, aber er ist ein Hauptzahlmittel; der Kanack erhält in diesem Gifte seinen Arbeitslohn. Die Regierung hat verboten, den Eingeborenen Branntwein zu verabfolgen, und daran hat sie recht gethan. Schlimm wirken auch gewisse schlechte, ansteckende Krankheiten, die nicht näher bezeichnet werden sollen. Der Europäer erträgt sie mit weniger Nachtheil als der Neu-Caledonier. Auch die Bekleidung, welche sie durch uns erhalten, wirkt auf jene Leute, die bis dahin so gut wie nackt einhergingen, sehr nachtheilig; sie bekommen, das ist unbestreitbar, in Folge der ungewohnten Tracht die Schwindsucht. Viele Ansiedler sind auch der festen Meinung, daß die religiösen Vorstellungen, welche die Missionäre diesen Schwarzen mittheilen, auf die Gesundheitsverhältnisse derselben sehr nachtheilig einwirken. Sie können das, was völlig neu und unbegreiflich für sie ist, mit sich nicht zusammenreimen, es richtet Verwirrung in ihrem Geiste und in ihrer Einbildungskraft an. Schwerlich giebt es ein anderes Volk, das mit so scrupulöser Genauigkeit an dem hängt, was ihm der Missionär einmal gesagt hat. Man kann diese Kanacks mit leichter Mühe zur alleräußersten Ascese bringen.“

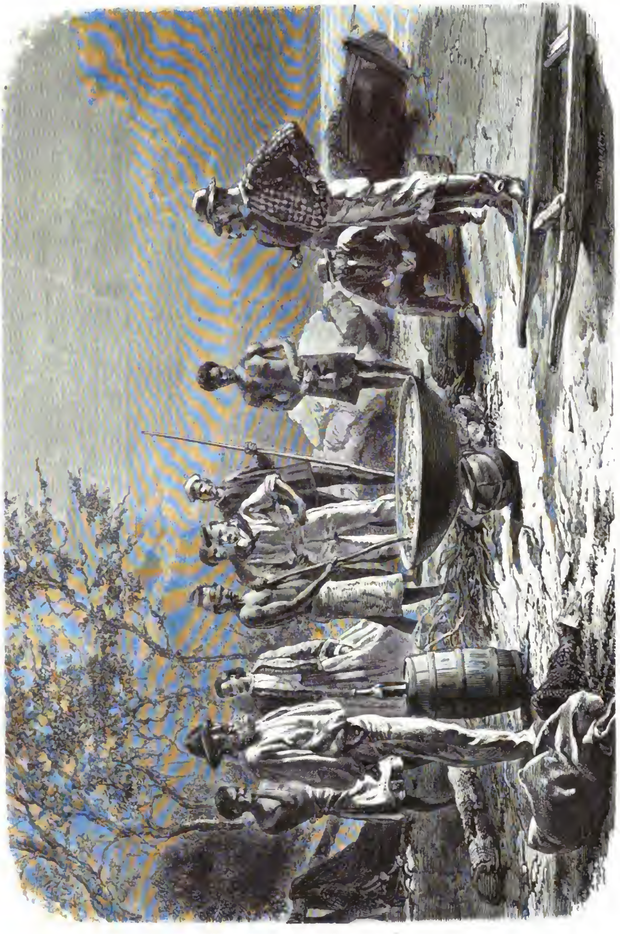
„Dazu kommt noch die moralische Niedergeschlagenheit, welche sich dieser Eingeborenen bemächtigt hat, seitdem sie sehen und empfinden, wie sehr ihnen in allen Stücken die Weißen überlegen sind: an Gewandtheit, Unternehmungsgeist, Reichthum, Waffen und Intelligenz. Soll man nun zugeben, daß eine fatalistische Ordnung, ein Gesetz vorhanden sei, demgemäß die höheren Racen den niederen folgen und diese verdrängen? Daß es also ein Verhältniß gebe, auf welches auch die Geologie so klar hinweist? Sind diese oceanischen Kanacks die letzten Repräsentanten einer Race, die nur in den Aequatorialgegenden und auch hier nur mit Mühe existiren kann, und die nun so leicht und in so verhängnißvoller Weise aus ihrem ganzen Gleichgewichte geworfen wird? Gewiß ist, daß die Kanacks gewöhnlich während der Regenzeit sterben, die für sie schon zu kalt ist.“

„Der Kanack fürchtet den kalten Morgenthau und verläßt seine Hütte erst, wenn die Sonne schon hoch steht. Unter den Leuten von Tiari, in der Nähe von Baladea, fand Garnier einige Geophagen, aber nur unter den Frauen, die aus krankhaftem Gelüste und auch dann nur wenig Erde verzehren; dann und wann macht ein Kind der Mutter das nach. Sie nennen diese Erde, welche geschmacklos ist, Pagute.“

* * *

Unter den nordischen Stämmen ist jener von Arama der wichtigste. Die zwei dort verweilenden Missionäre finden großen Widerstand. Die Kanacks haben keine bestimmte Religion, glauben aber, daß sie nach ihrem Tode an einen Ort versetzt werden, wo Pflanzennahrung und Fische, sodann auch schöne junge Mädchen in Hülle und Fülle zu haben sind. So macht sich jedes Volk sein Paradies zurecht und jedes glaubt, das seinige allein sei das wahre. Im Kanackaparadiese wird viel getanzt. Die Kinder werden groß, die Alten wieder jung. Manchmal kann man während der Nacht aus dem Paradiese wieder auf die Erde herabkommen und dann seinen dortigen Feinden Schaden zufügen. Deswegen will der Neu-Caledonier bei dunkler Nacht nicht ausgehen, denn die mancherlei Geister könnten ihm etwas anhaben. Die Mehrzahl dieser Geister ist bös; die giftigen Fische sind auch böse Geister. Vor Beginn des Fischfanges, einer Fehde oder einer Festlichkeit bringt man den Geistern ein Opfer dar, um ihre Gunst zu erwerben. Als Priester sind alte Männer thätig, und ihr Amt ist erblich. Sie lassen sich, wie alle Priester in der Welt, ihre Verrichtungen gut bezahlen; aber freilich, sie können auch Geister beschwören, gutes Wetter machen und einen reichlichen Fischfang bewirken. Nur trifft die Vorhersagung nicht allemal ein; aber dann fehlt eine plausible Ausrede nicht, und es heißt, irgend ein feindlicher Stamm habe dem Geist ein werthvolleres Opfer dargebracht und ihn auf solche Weise für sich gewonnen.

Vor der Nordostküste, etwas südlich vom 20. Grad südlicher Breite, liegt die gebirgige, aber fruchtbare Insel Bualabio, deren Küstenlandschaft eine unzählige Menge von Kokospalmen trägt. Im Durchschnitte kann ein Kanack täglich fünfhundert Kokosnüsse kleinraspeln; sie liefern dann etwa 33 Pfund Oel im Werthe von 16½ Francs an Ort und Stelle; in Sydney aber zahlt man einen Franc für das



Zubereitung des Trepang (Holothurie).

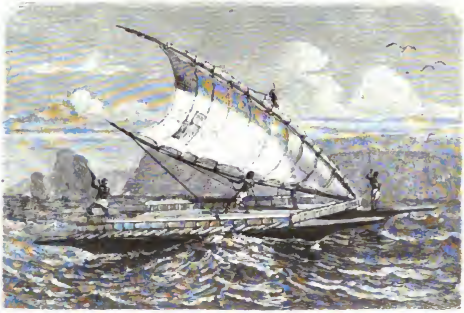
Pfund. Der Reinertrag einer Kokospalme stellt sich nach Abzug aller Kosten auf etwa 3 Francs im Jahre.

Bei Bualabio wird die Tripangfischerei ziemlich schwunghaft betrieben. Die Seewalze, Holothuria tripang, wird von den Spaniern als Bicho de Mar bezeichnet und ist ein „Seewurm" von widerwärtigem Aussehen. Sie kommt in vielen Varietäten vor; bei Neu-Caledonien sind Holothuria elegans und Holothuria tubulosa am häufigsten. Die fleischige, walzenförmige Masse hat, je nach den Varietäten und dem Alter, eine sehr verschiedene Länge, von



Neu-caledonischer Fischer an einem Korallenriff.

einigen Centimetern bis zu einem Meter; gewöhnlich beträgt die Länge etwa eine Spanne und der Umfang 2 bis 3 Zoll. Die Fischer fangen den Tripang, der immer nur auf Korallenriffen, niemals auf schlammigem Boden vorkommt, mit der Hand; insgemein sind sie auch gute Taucher. Sie fahren auf ihren platten Fahrzeugen oder auf Doppelpirogueu zwischen den Riffen umher nach den Stellen, wo sie auf ergiebigen Fang hoffen. Sie thun den Seewurm in große



Neu-caledonische Doppelpirogue.

Körbe; nachher wird er gereinigt, getrocknet und geräuchert. Erst wirft man ihn noch lebendig in kochendes Seewasser, welches fortwährend umgerührt wird; dann nimmt man jeden einzelnen Wurm, schneidet ihn der Länge nach auf, säubert ihn, steckt dann ein Kreuzholz hinein, damit er nicht völlig zusammenschrumpfen könne, und legt ihn auf Hürden, unter denen man ein wo möglich rauchloses Feuer unterhält. Die auf solche Weise getrocknete Waare wird in fünf Sorten getheilt. In Numea kostet die Tonne (20 Centner) der geringsten Sorte 1200 bis 1600 Francs, die beste aber etwa

2000 Francs. In China stellt sich dieser Preis auf das Doppelte. Garnier hat beobachtet, daß ein Mann an einem Tage für etwa 100 Francs Tripang erntete, das Pfund zu etwa 20 Centimes gerechnet. Freilich kann man nicht alle Tage auf das Riff fahren*). Der Fang hat manchmal seine Gefahren, weil es im Meere von Haien wimmelt. Doch finden diese in den an Fischen so reichen Gewässern bei Neu-Caledonien Fraß in solcher Menge, daß sie nur ausnahmsweise Menschen angreifen. Es kommt sogar vor, daß Leichen, welche schon Tage lang im Meer umhergeschwommen waren, von den Haifischen unberührt blieben.

* * *

Garnier stand mit dem Häuptlinge von Arama auf dem besten Fuß und dieser überraschte seinen weißen Freund mit einem eigenthümlichen Abschiedsfeste. Urplötzlich kamen aus einem Gebüsche viele Kanacks im Gänsemarsch hervor. Alle waren nackt, tättowirt, an manchen Körpertheilen schwarz bemalt und schwangen taktmäßig ihre Beile, Lanzen und Keulen. Nachdem sie sich in einer langen Linie vor den Europäern aufgestellt hatten, setzten sich zwei Männer ihnen gegenüber auf den Rasen; der eine war ein Flötenspieler, der andere schlug auf einen hohlen Bambusstab. Sie machten Musik zu dem Pilupilu, dem Abschiedsfeste.

Bei diesem spielte der Tanz eine wichtige Rolle. Die Männer trippeln taktmäßig einher und schwingen auch ihre Waffen nach dem Takte; dabei stoßen sie aus tiefer Brust eine Art von zischendem oder pfeifendem Ton hervor. Eine Hauptperson bildet allemal der Mann mit dem Tangat, dieser neu-caledonischen Maske. Dieselbe besteht in einem dicken, gewaltig großen, hölzernen Kopfe, der ein grimmiges Aussehen hat; der Träger derselben hat die Augen da, wo sich der Mund der Maske befindet. Diese trägt eine gewaltige aus Menschenhaar verfertigte Perrücke; der untere Theil ist mit Vogelfedern besetzt. Der Maskenmann kam vom Ufer des Meeres her auf die Europäer zugeschritten, um anzudeuten, daß sie über See angelangt seien; dann führte er einen Tanz auf und schwang dabei die Lanze über dem Kopfe. Nach diesem Vorspiele trat der Häuptling näher und sprach in singendem Ton eine Anrede, in welcher er mehrere Pausen machte. Diese wurden allemal durch ein ohrzerreißendes Geschrei und Geheul der Krieger ausgefüllt, die dabei immer forttanzten. Der Sinn der Rede war folgender: „Unsere Freunde wollen uns verlassen; sie wollen morgen über das große Meer fahren. Möge der Wind ihnen günstig sein; möge die See ruhig bleiben. Mögen sie glücklich in den Hafen gelangen" ꝛc.



Neu-caledonischer Flötenspieler.

In Hienghene war Garnier Zeuge einer Leichenfeierlichkeit, die zur Erinnerung an den vor einiger Zeit verstorbenen Bruder des Häuptlings Buarate stattfand. Zu derselben erschienen auch Leute aus anderen befreundeten Stämmen, namentlich von jenen der Nemenas, der im Norden der mächtigste ist. Die Leute von Hienghene liefern demselben Kähne, weil in jener Gegend die Kaorifichte nicht wächst. Dafür bekommen sie in Tausch Nemenamädchen, die für hübsch gelten, und Schleudersteine. Diese werden von den Nemenas so scharf geschliffen wie Lanzenspitzen und spiegelglatt polirt. Auch verfertigt jener Stamm sehr hübsche Halsbänder aus bunten Muscheln und Steinen.

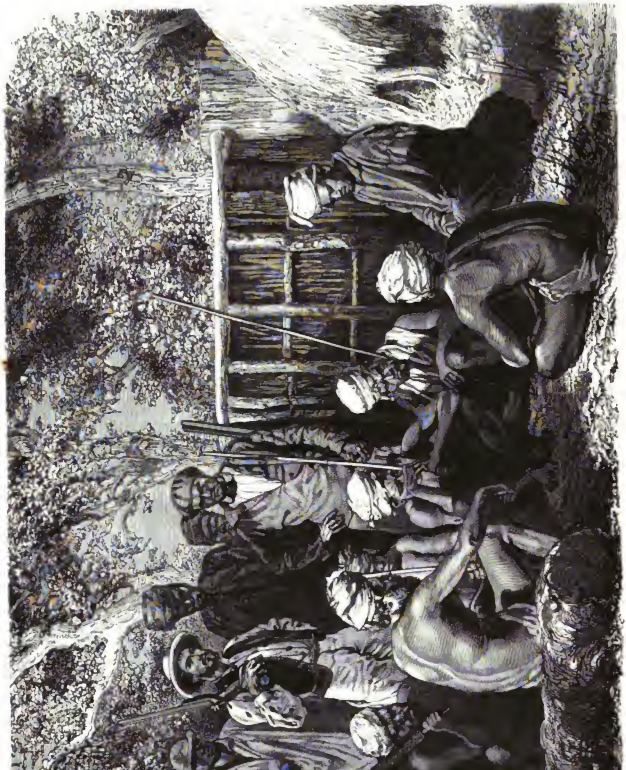
Die Nemenakrieger waren stattliche Männer; alle gingen unbekleidet, hatten Gesicht und Brust schwarz gefärbt und führten Lanze oder Keule. Hinter den etwa anderthalbhundert Kriegern folgten sechs andere Kanacks, welche eine große Schildkröte auf ihren Schultern trugen und dieselbe vor dem Häuptling Buarate niederlegten. Diesem überreichten sie allerlei Geschenke, darunter auch zwei große Sträuße aus verschiedenen Pflanzen und Blättern. Der älteste Sohn des Häuptlings der Nemena schloß mit dem ältesten Sohne Buarate's in feierlicher Weise vor allem Volke Freundschaft. Die beiden jungen Männer traten aus den Reihen hervor, sprachen einige Worte und reichten einander die Hand. —

* * *

In den obigen Mittheilungen sind wir vorzugsweise der Darstellung Garnier's gefolgt. Wir wollen dieselben durch einige ethnologische Angaben ergänzen*). Bourgarel war

*) Der Tripang bildet einen der wichtigsten Ausfuhrartikel des hinterindischen Archipelagus nach China, wo das Pikel (133 Pfund) mit 20 bis 115 Dollars bezahlt wird. Er gilt dort für ein anregendes Aphrodisiacum. „Der Fang ist für die Fischer jener Gegenden von großer Bedeutung und auch für die geographischen Entdeckungen nicht unwichtig gewesen. Denn des Tripangfischens halber sind die Chinesen und die Malayen immer weiter nach Osten gefahren; das Thier hat nämlich eine sehr weite Verbreitung auch in der Südsee. Im Archipelagus reicht es von Sumatra bis Neu-Guinea und kommt besonders häufig vor östlich von Celebes, dann auch an den Nordküsten Australiens in der Torresstraße, bei den Arru-Eilanden und im Golfe von Carpentaria. Lange Zeit betrieben vorzugsweise nur die Chinesen diesen einträglichen Fang in den Gewässern des Archipelagus, seit längerer Zeit beschäftigen sich aber auch die Malayen mit demselben. Der Hauptstapelplatz für den Tripang bildet Makassar, von wo jährlich 8000 bis 10,000 Centner nach China versandt werden; man unterscheidet dort nicht weniger als 30 Sorten, deren jede ihren besondern Namen hat." Karl Andree, Geographie des Welthandels. Stuttgart 1867. I, S. 514.

*) Des races de l'Océanie française et de celles de la Nouvelle Calédoine en particulier. P. Adolphe Bourgarel; in den Mémoires de la société d'Anthropologie de Paris, I, p. 251 ff. — Sur les Néo-Calédoniens, par M. de Rochas; in den Bulletins de la société d'Anthropologie, 1860. I, 389.



Trauerfeierlichkeiten bei den Neu-Caledoniern.

drei Jahre lang als Oberarzt in Polynesien und hat sehr sorgfältige Beobachtungen und Messungen angestellt, wir können aber auf das Anatomische hier nicht eingehen. Ihm zufolge gehören die Neu-Caledonier zum melanesischen Typus, sind im Durchschnitt etwas größer als die Franzosen und das Muskelsystem ist nur mittelmäßig entwickelt. Die Hautfarbe ist verschieden, vom Chokoladebraun bis zum dunkeln Olivengelb; das Haar ist kurz, flockig und kraus, der Bart schwarz, der Schädel nach hinten abgeplattet; dazu kommt eine platte Nase und Prognathismus. Im Ganzen machen diese Gestalten keinen angenehmen Eindruck.

Die Caledonier bilden keine einheitliche Race und das wissen sie selber auch sehr wohl. Bourgarel unterscheidet zwei Typen; der eine besteht aus sogenannten oceanischen Negern (Melanesiern), hat sehr dunkle Hautfarbe, kurzes, sehr stark gekräuseltes Haar, kleine Statur, dünne, nicht proportionirte Gliedmaßen, der Schädel ist sehr stark nach hinten hin abgeplattet, die Nase sehr stark „geplätscht“ und an der Wurzel tief eingebogen; die Zähne sind sehr stark prognath und die Backenknochen stehen weit hervor. Diese Race wird früher allein im Besitze des Landes gewesen sein. In vergleichweise neuer Zeit, vielleicht erst im vorigen Jahrhundert, sind dann dunkelolivengelbe Leute gekommen, haben jene Schwarzen bezwungen und sich mit ihnen gemischt. Die Häuptlinge und Edelleute gehören noch heute fast alle, wenigstens an der Ostseite und im Süden, dieser hellern Race an. Sie hat eine höhere und breitere Stirn, die Augen liegen weniger tief, die Nase ist nicht so stark eingedrückt, die Lippen sind weniger aufgeworfen, die Backenknochen nicht so stark hervorspringend, Gestalt und Muskelentwickelung erscheinen vortheilhafter. Durch alle diese Merkmale nähern sie sich dem polynesischen Typus. Namentlich aber weist das Gehirn dieser beiden neu-caledonischen Typen große Verschiedenheiten auf, und demgemäß scheint der dunkelolivengelbe Typus in der Mitte zwischen Polynesiern und Melanesiern zu stehen.

Die beiden Typen sind nicht etwa gleichmäßig vertheilt. Man findet die Gelben vorzugsweise auf der Fichteninsel (unweit von der Südspitze Neu-Caledoniens) und auf der Ostküste in Unia, Kanala, Tiuaka, Wagap, Tuo, Hienghuen und Poëbo. In Kanala z. B. fand Bourgarel: Gelbe ein Fünftel, Schwarze zwei Fünftel, Mischlinge von beiden zwei Fünftel. Auf der ganzen Ostküste dauert die Einwanderung ununterbrochen fort. In Baladea (also im Norden) sind die Gelben weniger verbreitet; der mittlere Theil der Südwestküste und das Innere sind noch vorzugsweise von Schwarzen bewohnt.

Die schwarze Race ist in ganz Melanesien als autochthon oder wenigstens als primitiv zu betrachten; über die heller gefärbte können wir bei dem gegenwärtigen Stande der Forschungen noch nichts Bestimmtes sagen; nur so viel steht fest, daß sie ursprünglich der Insel nicht angehört; sie stammt aus einer andern Gegend, wo Polynesier und Melanesier sich vermischt haben und so einen Zwischentypus bildeten. Das hat Bourgarel durch eine Menge von Schädelmessungen bestätigt gefunden.

Die Neu-Caledonier entstellen künstlich den Schädel; dieser Brauch ist ziemlich allgemein, besteht aber nur in einem Drücken, das nicht sehr tief geht. Dasselbe ist bei den einzelnen Stämmen verschieden. Bei einigen wird der Druck veranstaltet, um den Schädel zu verlängern, bei anderen, um ihn kürzer oder breiter zu machen, z. B. in Wagap und Hienghuen. Als Kopfschmuck tragen manche einen weißen Turban, welchen sie aus dem Baste des Papiermaulbeerbaumes bereiten; ein ähnlicher Brauch herrscht auch bei den Fidschi-Insulanern, doch tragen die meisten Männer, gleich den Frauen und Kindern, das Haupt unbedeckt.

Rochas bezeichnet die Haut der Schwarzen als rußfarbig. Die anderen Nuancen wechseln vom gelben, leicht schwärzlich gefärbten Ocker bis zum Chokoladenbraun, und dieses letztere komme am häufigsten vor. Die Nuancen in diesen Farbenabstufungen sind sehr zahlreich und lassen sich schwer beschreiben. Bei manchen ist das Haar kurz, dick und stark wollig, bei anderen ist es feiner und so lang, daß man es oben auf den Kopf in einen großen Wulst zusammenbinden kann. Der Bart ist schwarz und stark.

Die Melanesier sind von den Australiern wohl zu unterscheiden; jene gleichen eher den Papuas als den letzteren. Unter den neu-caledonischen Männern sind doch manche nicht geradezu häßlich, man findet Leute mit regelmäßigen Zügen, namentlich an der Ostküste, hier in Folge der Mischung mit polynesischem Blute. Wir wissen, daß eine Einwanderung aus Uvea (der Wallisinsel) nach einer der östlich von Neu-Caledonien liegenden Loyalitätsinseln gekommen ist und diese Uvea genannt hat, während sie zugleich ihre Sitten und ihre Sprache einführte. Früher hieß diese Insel Halgan, und jene Einwanderung hat erst vor fünf Menschenaltern stattgefunden. Die Ankömmlinge vermischten sich mit den Urbewohnern. Die Loyalitätsinseln stehen aber mit der Ostküste Neu-Caledoniens in lebhafter Verbindung. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ähnliche Einwanderungen von polynesischen Inseln sowohl wie auch von melanesischen stattgefunden haben. Dem Einflusse derselben müssen die Verschiedenheiten der Sprache sowie die anthropologischen und ethnologischen Varietäten zugeschrieben werden.

Die neu-caledonischen Frauen sind sehr häßlich. Viele scheeren das Haupthaar, durchlöchern ihre Ohrlappen und die gewaltigen Brüste hängen lang herab. Diese Frauen sind schon mit dem zwölften Jahre mannbar, altern aber ungemein früh. Sie müssen alle schweren Arbeiten verrichten und werden obendrein nicht selten hart behandelt. Der Kindersegen ist bei allen sehr schwach und manche werden gar nicht Mutter. Die Kinder bekommen mindestens drei, manchmal auch fünf Jahre lang die Brust. Nur selten bringt eine Frau es zu höheren Jahren. Auch alte Männer sind selten und Niemand kann sagen, wie alt er sei. Doch kannte der Missionär Montrouzier zu Baladea 1847 einen alten Mann, der das Licht der Welt erblickt hatte, als Cook die Insel besuchte, also 1774. Die Kunde von diesem für die Insulaner so auffallenden Erscheinen der ersten weißen Männer hat sich fortgeerbt.

Sehkraft und Geruchssinn haben bei den Kanacks eine ungemein starke Entwickelung. Diese Leute können sehr rasch laufen, und sie klettern in einer Weise, die dem Europäer fast unbegreiflich vorkommt. Darauf ist schon weiter oben hingewiesen worden; sie gehen gleichsam an den Bäumen hinauf und berühren den Stamm weder mit Brust und Leib, noch mit Armen und Schenkeln. Das Schwimmen ist ihnen geradezu wie angeboren. Sie können eine beträchtliche Kraft entwickeln, sind aber, wohl wegen ihrer Nahrungsweise, für andauernde und nachhaltige Anstrengung nicht geeignet. Uebrigens können sie dreimal so viel Nahrung verschlingen wie ein Europäer.

Die Gesammtzahl der Neu-Caledonier wird 1860 höchstens 45,000 bis 50,000 Köpfe betragen haben. Sie kennen den Gebrauch des Bogens, bedienen sich jedoch desselben nicht im Kriege, sondern nur zum Fischfange. Als Waffen haben sie sehr kunstvoll gearbeitete Schleudersteine, welche sie vermittelst der Schleuder auf sehr weite Strecken mit einer fast unglaublichen Kraft und Geschicklichkeit werfen. Die Wunden davon gehen tief wie unsere Kugeln. Die Beile

und Messer sind von sorgfältig polirtem Stein und sehr scharf, zumeist von grünem Serpentin, welcher sehr häufig vorkommt.

In Bezug auf die Anthropophagie äußert Rochas, sie habe bei den Neu-Caledoniern mit religiösen Anschauungen nichts zu thun. Sie führen Krieg, um sich Menschenfleisch zu verschaffen, weil sie außer dem oben erwähnten Vampyr kein anderes vierfüßiges Thier haben. Nach dem Gefecht, in welchem man einige Gefangene gemacht hat, schneidet man dieselben in Stücke, die zu gleichen Theilen an die Häuptlinge verabfolgt werden. Diese geben davon an ihre Familien ab, etwa so, wie man bei uns Brot vertheilt.

* * *

Die Franzosen benutzen Neu-Caledonien als eine Deportationscolonie und thun daran sehr wohl. Schon des gesunden Klimas wegen ist diese Insel dafür viel besser geeignet, als das sumpfige Cayenne, wo das Fieber so viele Menschen hinrafft und die Ueberlebenden für immer siech macht. Auf Neu-Caledonien können Europäer im Freien arbeiten und auch Producte der gemäßigten Zone erzeugen.

Wir finden in der „Revue maritime et coloniale“ (October 1867, S. 350 ff.) nähere Angaben über die „Transportirten“. Die erste Sendung bestand aus 250 zu schwerer Zwangsarbeit verurtheilten Verbrechern; sie ging am 2. Januar 1864 von Toulon ab und kam am 9. Mai im Hafen von Numea an. Auf der Rhede desselben liegt die Insel Nu und auf dieser wurden die Leute untergebracht. Dort konnte man sie bequem überwachen und je nach Bedarf in dem nahen Numea zu angemessenen Arbeiten verwenden. Aus Europa waren Lebensmittel, Werkzeuge, eine mechanische Säge und eiserne Häuser mitgekommen. Nach Verlauf von acht Monaten waren Häuser, Magazine, ein Spital und eine Capelle in bester Ordnung, und am 6. Januar 1866 ging aus Frankreich der zweite Transport ab; derselbe bestand aus 200 Köpfen; 3 Leute starben unterwegs. Der Gesundheitsstand auf Neu-Caledonien selber ist in hohem Grade günstig.

Da die sehr wichtige Deportationsfrage doch endlich einmal auch bei uns in Deutschland auf die Tagesordnung wird kommen müssen, so wollen wir über die Einrichtungen auf Neu-Caledonien Einiges mittheilen.

Man hat die „Transportirten“ in vier Classen getheilt. Die erste umfaßt die verhältnißmäßig besseren Leute, die zu Aufsehern und Werkführern aufrücken und nach und nach einen Kern für die Colonisation bilden sollen. Die zweite besteht aus solchen, von denen man weniger Gutes erwartet und über welche man erst im Fortgange der Zeit sich ein Urtheil bilden kann. Jene der dritten Classe gelten für nicht durchaus unverbesserlich, während die vierte nur verhärtete Bösewichter enthält, von denen man keine Besserung mehr erwartet. Auf solche Weise kann man die weniger schlimmen Elemente von den ganz schlechten entfernt halten; die letzteren müssen die allerschwersten Arbeiten verrichten. Alle die willig ihre Schuldigkeit thun und sich gut halten, bekommen bessere und stärkere Rationen, andere auch Geld, von 7 bis zu 25 Centimes täglich. Manche Transportirte hielten sich so gut, daß man sie ohne Gefahr bei Privatleuten in Arbeit geben konnte. Sie müssen sich auf zwei Jahre verpflichten, erhalten vom Arbeitgeber Kost und einen Arbeitslohn, welchen derselbe mit der Regierung vereinbart.

Für die Transportirten der ersten Classe werden Ackerbauniederlassungen beschafft und schon haben mehrere ihre Familien aus Frankreich nachkommen lassen. Strafen und körperliche Züchtigungen kommen viel seltener vor als in Guyana. Die Dinge scheinen einen günstigen Fortgang zu nehmen; eben da wir die Feder niederlegen wollen, lesen wir, daß am 20. September 1867 wieder eine aus 145 Köpfen bestehende Sendung Transportirter aus Toulon in Numea angekommen war.

Der „Moniteur de la Nouvelle Calédonie“ vom 23. October enthält außerdem einen Bericht über die Kanacks im Norden, namentlich jene von Poëbo, die sich wieder einmal aufgelehnt haben. Am 6. October überfielen sie plötzlich den Gendarmerie-Commandanten Bailly und einige Colonisten. Die Frau eines dieser Ansiedler erhielt zwei Hiebe mit der Axt, konnte aber doch entfliehen; die übrigen wurden ermordet. Dann fielen die Kannibalen über eine andere Ansiedelung her; dort hatte der Pflanzer einige schwarze Arbeiter von den Neuen Hebriden bei sich, welche ihren Herrn vertheidigten; dabei verloren drei derselben und ein Insulaner von Lifu (Loyalitätsinseln) das Leben und Alles wurde ausgeplündert.

Gleich nachher wurde eine Expedition gegen die Kannibalen unternommen; zwei derselben fing man rasch ein und schickte dann einen Untersuchungsrichter und eine Abtheilung Soldaten an Ort und Stelle. Auf die schwarzen Barbaren ist gar kein Verlaß und man begeht einen großen Fehler, wenn man nicht immer gegen sie auf der Hut ist. Wenige Wochen vor der blutigen Katastrophe hatte jener Gendarmerie-Commandant einen durchaus zufriedenstellenden Bericht über die Schwarzen bei Poëbo eingesandt! **A.**

Die ägyptischen Pyramiden.

Von **Dr. Georg Ebers** in Jena.

II.

Zweck. — Bauart. — Umgebung. — Kunstwerth.

Daß die Pyramiden kein Gebilde der Natur sind, brauche ich nicht zu erwähnen, und doch schrieb noch 1773 Magister Kuhn ganz ernsthaft ein sehr spaßhaftes Buch über die Gründe für und wider die Behauptung, die Pyramiden seien Werke der Natur. 1) sollten sie Kornspeicher (womöglich die, welche Joseph für den Pharao errichtet hat), 2) große Wasserbehälter, 3) Schatzkammern gewesen sein. Schon die kleinen inneren Räume widerlegen diese Angaben.

Leuchtthürme für die Wüstenwanderer waren sie ebensowenig als Sternwarten, denn ihre Spitzen konnten von in-

nen nicht erreicht werden. Als Richtpunkt für andere Observatorien, welche die Griechen als in ihrer Nähe befindlich erwähnen, mögen sie gedient haben, aber nur so wie unsere Kirchthürme. Ihren Baumeistern hat dieser Zweck keinenfalls vorgeschwebt.

Daß die mächtigen Schatten der genau nach den Himmelsgegenden orientirten Riesendenkmäler nebenbei auch benutzt wurden, um mit ihrer Hülfe die Zeit zu messen, ist um so wahrscheinlicher, je günstiger der fast nie von Wolken und Dünsten getrübte ägyptische Himmel für die Anlage von Sonnenuhren erscheint.

Wenn nur der eine mächtige düstere Bau des Cheops dagestanden hätte, so würde der Gedanke, die Pyramiden sollten die Unterwelt und das Reich des Todes symbolisiren, nichts Unglaubliches haben. Neunzig neben einander stehende Sinnbilder desselben Gedankens würden aber absurd erscheinen. Ihr schauerlich unheimliches, die Menschenbrust bedrückendes Innere konnte schon darum nicht zur feierlichen Einführung in die Mysterien dienen, weil es durch die Fallsteine fest verschlossen war und Lepsius die hierfür bestimmten Räume zwischen der Chefren-Pyramide und der großen Sphinx gefunden hat. Ferner wagte man die kühne Behauptung, unsere Bauten dankten der Laune einer Herrscherreihe ihren Ursprung, die der Pyramidenbaumode in ähnlicher Weise gehuldigt hätte, wie man an den Höfen im vorigen Jahrhundert Riesen und Zwerge hielt. Wäre der eigentliche Entstehungsgrund jener Berge von Menschenhand eine erbliche Laune gewesen, so hätten wahrlich diese Pharaonenfamilien einen Humor sonder Gleichen gehabt!

Wahrscheinlicher, aber nicht minder traurig klingt die Vermuthung, die Aegypter hätten aufrührerische Gesinnungen gezeigt, und die Pyramiden wären gebaut worden, um die Revolution niederzuhalten und das Volk an Gehorsam zu gewöhnen. Die Römer dankten ihre großartigen Cloaken, wie Livius erzählt, ähnlichen Zwecken des Tarquinius, und selbst in unserer Zeit haben große Bauten (ich erinnere bloß an die neuen Boulevards in Paris) politischen Befürchtungen ihren Ursprung zu verdanken.

Am schärfsten klingt Voltaire's Wort, der die Pyramiden als „preuve de l'esclavage“ erbaut werden läßt. Die Pharaonen sollen also das Volk wie eine Griseldis behandelt und versucht haben, wie viel es sich wohl bieten lassen werde! Daß die Aegypter selbst ähnliche Vermuthungen hegten, bezeugt leider die Inschrift der Ziegelpyramide des Asychis, welche also gelautet haben soll: „Würdige mich nicht herab zu den steinernen Pyramiden, denn ich bin so weit über dieselben erhaben, als Zeus über die anderen Götter. Eine Stange stieß man ins Wasser und den Schlamm, der an der Stange blieb, sammelte man, brannte Ziegel nur daraus und so ward ich erbaut.“ — Das wäre allerdings eine Geduldsprobe sonder Gleichen für das Volk gewesen!

Ein anderer, sehr häufig ausgesprochener Grund ist den Bauherren der Pyramiden gewiß nicht fremd gewesen. Sie wollten durch ihre Riesenwerke sich ein den Angriffen der Zeit trotzendes Denkmal errichten und allen Folgegeschlechtern ein Zeugniß ihrer Machtfülle zurücklassen.

Doch auch dieser in dem historischen Sinne der Aegypter tief begründete Wunsch hätte schwerlich ausgereicht, die Pharaonen und ihr Volk zu so enormen Kraftanstrengungen zu veranlassen.

Der eigentliche leitende Zweck, für dessen Verwirklichung kein Opfer zu hart, kein Mittel zu verwerflich, keine Kraftanstrengung zu groß erschien, war — darauf deutet auch die ganze Anordnung des Baues — das Verlangen, eine Gruft zu besitzen, in welcher der Leichnam ruhen konnte, unangetastet und wohlbewahrt bis ans Ende der Tage. War doch nach einem Hauptdogma dieses seltsamen Volkes das Wohlergehen der Seele an die Erhaltung des Körpers gebunden, hielten sie doch das Erdendasein für eine kurze Wanderung, den Tod für das wahre Leben; betrachtete man doch aus demselben Grunde, wie uns ein griechischer Geograph berichtet, die Erdenwohnungen als Herbergen, die Gräber als ewige Häuser. — Und die unvergänglichsten von diesen ewigen Häusern sollten die Pyramiden sein! Als die Residenz der Könige von Memphis nach Theben verlegt wurde, höhlte man zu demselben Zwecke ganze Berge aus. Die Felsengrüfte und Pyramiden sind Eins, nur daß diese durch Fortnehmen, jene durch Aufhäufen entstanden sind.

Daß kein Volk früher als die Aegypter den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele gefaßt habe, bestätigen die Historiker und Philosophen des Alterthums und die mit Hieroglyphen beschriebenen Stein- und Papyrosdenkmäler wie mit einer Stimme, und diese Priorität ist nicht der letzte von den vielen Gründen, welche beweisend dafür eintreten, daß die ägyptische Priesterschaft schon früh zu einer keineswegs verächtlichen Höhe des Denkvermögens gelangt war. Und dennoch klebt gerade hier der idealen Lehre von dem Fortleben der Seele nach dem Tode ein schwerer Ballast von rein physischen Vorstellungen an. Zu diesen gehört in erster Reihe jener Wahn, welcher die Pyramiden thürmte und so viele arbeitstüchtige Generationen der emsigen Thätigkeit auf den hundertfältige Frucht tragenden Feldern des Nilthals und den so schöne Producte des Gewerbefleißes zeugenden Werkstätten entzog. Dieser Gedanke, dies Dogma scheint der Idee von der Unsterblichkeit der Seele geradezu ins Gesicht zu schlagen. Wie kann man den psychischen Theilen des Menschenwesens ein ewiges Leben vindiciren und dies Leben dennoch abhängig machen von der Erhaltung der zurückbleibenden Materie, wie dies thatsächlich von den ägyptischen Theologen geschah? Muß man solche rückständige Auffassung nicht schon für beseitigt halten bei einem Volke, welches so früh das Fleischliche und Seelische am Menschen zu sondern verstand?

Das Alles erklärt sich theilweise durch die trostlose Unfähigkeit gerade dieser Nation, die Idee in ihrer Reinheit festzuhalten. Ueberall braucht man körperliche Anhaltepunkte, Symbole in mancherlei, besonders in Thiergestalten; die Priesterschaft hat die Erkenntniß einer einigen, geistigen Gottheit besessen, und doch gab es nirgend so viele Götterbilder als hier. Die Schuld dieses traurigen Mißstandes trug die Monopolisirung der Ideen. Nur die Hierarchie durfte die Gedanken, wie Lilien, ohne Stab aufwachsen lassen; des Volkes Glauben sollte sein wie eine Schlingpflanze, die, wenn sie sich ja erheben will, einer materiellen Stütze bedarf, welche der Gärtner einrichten kann wie er eben mag. Diese Bevormundung kann, selbst wenn sie weise und wohlwollend geübt wird, im besten Falle hier und da materielle Vortheile bringen, aber stets auf Kosten der freien, geistigen Entwickelung.

War der Aegypter gestorben, dann ward der Leib balsamirt, die Seele zog in die Unterwelt und wurde dort einer Wägung unterworfen. Fand sie die Billigung des Todtenrichters, so ging sie ein in das Gefilde Alu, das Elysium der Aegypter, um sich dort im reinen Osten an fruchtbringender Arbeit — nicht wie im Paradiese des Mohammed — an müßiger Schwelgerei zu erfreuen. Ward sie verdammt, so fiel sie gräßlichen Qualen anheim, die, hätte Dante jene Darstellungen gesehen, die wir kennen, in seinem Inferno gewiß eine Rolle gespielt haben würden. War die Seele weder des Lohnes noch der härtesten Strafe würdig, so mußte sie in den Leib eines zur Welt kommenden Thieres fahren und ihre Wan-

derung so lange fortsetzen, bis sie würdig erschien, von Neuem in Menschengestalt auf Erden zu wandeln und nach ihrem Tode sich abermals dem Urtheile des ewigen Richters zu unterwerfen.

So lag der eigentliche Sinn der ängstlichen Sorge der Aegypter für die Erhaltung und gleichsam Unvergänglichkeit des Leichnams darin, daß nach ihrem Glauben die Seele beim Scheiden von dem todten Körper, mit seltenen Ausnahmen, eine Wanderung durch Thierleiber während 3000 Jahren antreten muß, ein Zeitraum, welchen Plato ebenfalls für die Seelenwanderung annimmt und „den Kreislauf der Nothwendigkeit" nennt. Dieser gilt, wie gesagt, für beendet, wenn die Psyche wieder in den menschlichen Körper zurückkehrt. Bliebe das alte menschliche Gefäß nicht erhalten, so wäre sie am Ende ihrer Wanderung heimathlos, denn sie besäße keinen Leib, der sie wieder aufnehmen könnte. Ohne Zweifel ein grober Aberglaube; aber kein unbegreiflicher für den, welcher die Eigenheiten des übervölkerten Aegypterlandes kennt und erwägt, daß schon die ältesten Völker dem Abscheu oder der Gefahr, welche von verwesenden Körpern ausgeht, zu begegnen suchten. Indeß Widerwille und Furcht hielten selten Stand vor dem Schmerz über den Verlust geliebter Wesen, und darum erwächst der Cultus des Andenkens an die Todten neben der anerkannten Nothwendigkeit der Entfernung des Leichnams. So verbrennt das eine Volk seine Todten, das andere vergräbt sie und ein drittes, pietätvollstes, läßt ihnen eine Balsamirung zu Theil werden. Nirgend schien die letzte Bestattungsart gebotener als in Aegypten, denn kein anderes Volk hing mehr an dem Vorhandenen, Liebgewonnenen, als dieses, und mußte sich darum heftiger gegen das Verbrennen der Todten sträuben. Auch durfte die Sitte der Beerdigung, welche wegen der Ueberschwemmung gefährlich erschien, nicht geübt werden. Will man doch behaupten, daß mehrere epidemische Krankheiten in Aegypten erst seit der Begrabung der Leichen entstanden und die Kirchhöfe am Nil, wenn der Strom zurücktritt, nicht ohne Gefahr für ihre Besucher sind.

Für das Balsamiren sprach hier Alles. Besonders das trockene Klima und jene leicht zu beschaffenden Felsgräber, in welchen Weizenkörner 5000 Jahre lang die Triebkraft behalten und Papyrosrollen sich so gut conservirt haben, daß sie fast wie Leinwand erscheinen.

So stellte die Balsamirung die sowohl für das seelische als leibliche Wohlsein der Aegypter passendste Bestattungsweise dar, und der Priester, welcher das Dogma: „an der Erhaltung des Leibes hängt die der Seele" aufstellte, wußte wohl was er that.

Glaubten denn nicht auch die Griechen an die Nothwendigkeit der Bestattung für die Einkehr der Seele in die unsichtbare Geisterwelt? Ich erinnere nur an das Wagstück der Antigone, welche an diesen Wahn ihr Leben setzte, und glaube, daß die ägyptische Auffassung nur eine gesteigerte und weiter bis zur letzten Consequenz hin geführte Form des christlichen Glaubens an die Auferstehung des Fleisches genannt werden darf. Ich könnte noch viel von diesem Dogma reden, das in einer bis auf uns gekommenen altägyptischen Erzählung seine wunderliche Bestätigung findet. Selbst die bei der Mumisirung und Secirung der Leiche abfallenden Fleischfasern und Blutstropfen wurden sorglich aufgewischt und mit in das Grab gelegt, und in der Unterwelt bekam, wie das Todtenbuch lehrt, der Leib der Seele von verschiedenen Gottheiten den Gebrauch jedes einzelnen Gliedes wieder, wofern dasselbe an der Mumie erhalten war. Eine interessante Papyrosrolle enthält die Beschwörung eines Mannes, der durch dieselbe die Seele seiner Frau in ihre Mumie zurückrufen zu können hofft. Eine andere altägyptische Schrift unterrichtet uns gar von dem Irrwahne, daß selbst die gerechtfertigte Seele eines Verstorbenen sofort in das Thier fahren müsse, welches einen Theil seines Leichnams verzehrt.

Aus der tiefen Innigkeit, mit welcher dieser Glaube den ägyptischen Geist durchdrang, läßt sich allein das Ungeheure und Maßlose des Pyramidenbaues erklären. Wer konnte diese Festungsmauern stürmen, diese Fallsteine zersprengen, diese Sarkophagdeckel lüften und die Mumien der verstorbenen Pharaonen anrühren oder zerstören?

Fragen wir uns nun, nachdem wir den Zweck unserer Bauten kennen gelernt, warum haben sie so verschiedene Größe? Weshalb können wir nicht eine einzige unvollendete Pyramide nachweisen; wie konnten die Gründer der beiden größten sich unterfangen, den Bau eines Grabmals zu beginnen, dessen Vollendung sie, wenn sie nicht zufällig jeder über 50 Jahre regiert hätten, niemals erlebt haben würden?

Läßt sich überhaupt denken, daß sie eine Fläche von 600,000 Quadratfuß abgrenzten und, indem sie eine Höhe von 500 Fuß vorher bestimmten, muthig an die Ausführung eines fest vorgezeichneten und doch fast unmöglichen Baues gingen?

Auf diese Fragen müßte die Antwort fehlen, wenn nicht, auf Mittheilungen des Herodot fußend, Lepsius namentlich die beschädigten Pyramiden mit großem Fleiß untersucht und festgestellt haben würde, in welcher Weise die Grabmäler der Pharaonen erbaut worden sind.

Sie müssen stufenförmig entstanden sein, und zwar so, daß eine Möglichkeit der Erweiterung offen blieb. Jeder König wollte so groß als möglich, aber auch nicht unvollendet bauen; so verfuhr er allmälig. In den ersten Jahren der Regierung vollendete er eine mäßige Pyramide; wenn dann noch neue Jahre vergönnt waren, legte man einen neuen Steinmantel um den vorhandenen Kern und nach dessen Vollendung bei immer noch rüstiger Lebenskraft des Pharao wieder einen neuen, bis zu dem Punkte, wo jede Vergrößerung an sich ein Riesenwerk war. Endlich ging man an die letzte Vollendung. Starb der Herrscher, bevor der Schlußstein gelegt war, dann hatten die Nachkommen nicht mehr so gar viel zu thun und man durfte sich auf ihre Pietät verlassen; hören wir doch erzählen, daß man die Mumien seiner Vorfahren im alten Aegypten für hohe Summen versetzen konnte, weil der Pfandleiher wußte, daß diese um keinen Preis unausgelöst bleiben würden. Aus dieser Bauart erklärt sich auch der Umstand, daß die Pyramiden im Innern weit solider als nach Außen gebaut zu sein pflegen, die von Lischt hat sogar einen Kern von Quadersteinen und einen Mantel von Ziegeln.

„Wie man von den Ringen eines Baumes auf sein Alter, so kann man aus den Steinlagen und folglich aus der Größe einer Pyramide auf die Regierungsdauer ihres Erbauers schließen."

Am Fuße der Pyramiden befinden sich, wie schon angedeutet wurde, in regelmäßig angelegten Gassen viele Gräber. In denselben ruhen die Getreuen jener Pharaonen, welche wir bereits kennen. Fast Keiner scheute die Mühe, seinen Namen, seine Stellung und seinen Besitzstand, besonders aber seine Beziehungen zum Pharao in das Gestein seiner Felsengruft meißeln zu lassen. Die im Berliner Museum befindlichen Gräber aus der Zeit der Pyramidenerbauer gehören zu den ältesten Denkmälern, die wir überhaupt besitzen, und wenn auch die zarten Basreliefs an ihren Wänden jetzt schon unter der feuchten und rauhen Luft unseres Nordens durch Abbröckeln des feinen Kalksteines gelitten haben, so werden sie doch noch Jahrhunderte lang genügen, um einen Begriff von der technischen Meisterschaft der plastischen Künstler in jenen grauen Tagen zu geben. Am Fuße der Pyramiden

selbst gestatten uns die zum Theil merkwürdig wohl erhaltenen Grüfte mit ihren Bildern und Inschriften erstens einen tiefen Blick in das Leben und Treiben, das Hantiren und Anbeten der alten Aegypter zu thun, zweitens aber eine, ich möchte sagen „Personalliste" des Hofstaates der pyramidenbauenden Pharaonen zusammenzustellen. Das ist auch vor einiger Zeit von dem trefflichen Aegyptologen Vicomte de Rougé geschehen, nachdem sich bereits andere Gelehrte bemüht hatten, jene Grabschriften auch den Fachgenossen in Europa zugänglich zu machen.

Ich erwähne von den hier Begrabenen nur eines Propheten, welcher dem Cheops und Chefren hinter einander diente; einer Dame Merian's, die sich rühmt, eine große Königstochter und Favorite gewesen zu sein; mehrerer Geheimeräthe, welche sich wörtlich „die Meister des Geheimnisses" nennen; eines Musikdirectors, der den Titel „Vorsteher der Gesänge" führte und versichert, das Herz seines königlichen Herrn durch liebliche Gesänge im Innern des Palastes erfreut zu haben, während ein anderer Hofmann von sich sagt, er sei vom Könige höher geschätzt worden als irgend ein anderer Diener.

Es liegt mir noch ob, auch der Pyramiden-Baumeister zu gedenken, die am Fuße ihrer Werke die ewige Ruhe suchten. Sie und alle ihre Kunstgenossen weihten den Königen und Göttern ausschließlich ihre Kraft und ihr Können. Kein Monument in ganz Aegypten trägt den Namen des Meisters, der es schuf; durfte es nicht tragen, denn des Pharao Ruhm sollte von seinen Denkmälern ganz allein zu den Folgegeschlechtern reden. Selbst noch in später Alexandrinischer Zeit wurde dem Architekten Sostratos, der den Leuchtthurm von Alexandria erbaut hatte, verboten, seinen Namen auf sein Werk zu setzen.

Als Curiosum und eigenthümliche Bestätigung des Salomonischen „Es geschieht nichts Neues unter der Sonne" will ich noch erwähnen, daß wir ziemlich gute Kunde von der Art und Weise besitzen, in der die Pharaonen den Grundstein zu ihren Bauten und also auch zu den Pyramiden zu legen pflegten. Wie unsere Herrscher mit einem silbernen Hammer die ersten Schläge thun und eine zierliche Mauerkelle benutzen, wenn sie das Fundament zu einem öffentlichen Gebäude legen, so half der Pharao den ersten Pfahl in den Boden zu senken. An einem Tempel zu Karnak sehen wir diese Verrichtung bildlich dargestellt. Die Göttin der Geschichte und Bibliotheken, welche den Ruhm des Namens gewährt, steht an der Seite des königlichen Bauherrn und unter dem Ganzen liest man die erklärenden Worte: „Einsenkung der ersten Pfähle durch den König selbst unter dem Beistande der Göttin Saphf, die Leben, lange Dauer und Glück verleiht."

Diese Handlung ist nicht symbolisch zu fassen, denn es steht erstens ausdrücklich da: der König selbst; zweitens aber haben sich bei Memphis äußerst zierlich gearbeitete Zimmermannswerkzeuge gefunden, welche gegenwärtig zu Leyden im Museum aufbewahrt werden; für ernstliche Arbeiten sind sie zu klein und man wußte nicht, was sie bedeuteten, bis ihre leicht zu entziffernde Inschrift: „Der gute Gott Thutmes III., der von Ammon geliebte König, setzte hiermit den Pfahl zu Ammon Sor" den Freunden des Alterthums erzählte, daß sie durchaus denselben Zweck hatten, wie die silbernen Hämmer, mit welchen unsere Fürsten auf den ersten Stein der Denkmäler, die sie errichten, schlagen. „Pfahlsetzen" war also im feuchten Nilthal gleichbedeutend mit „Grundsteinlegen" und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch die Pyramidenerbauer ihr Werk mit der oben beschriebenen Ceremonie begonnen haben.

Endlich noch ein Wort über Herodot's seltsam klingende Behauptung, die Pyramiden wären von oben nach unten gebaut worden. Das ist richtig, denn sie mußten sich selbst zum Gerüste dienen, und man trug, wenn sie von unten aus eine gewisse Höhe erreicht hatte, mit Hülfe der Stufen an allen Seiten des Bauwerks zunächst das Material in die Höhe, mit dem man die Spitze vollendete, dann füllte man die letzte Stufe unter der fertigen Spitze aus und so fort, bis endlich, als man am Boden anlangte, aus einem Treppenbau eine mit glatten Steinen bekleidete Pyramide geworden war. Ein Theil der Füllung der letzten Stufen ist jetzt aus den Fugen gekommen; darum erscheinen heute die Seitenflächen wie spitz zulaufende Treppen mit vielen Absätzen.

Betrachten wir nun diese Denkmäler in Betreff ihrer Bedeutung als Kunstwerke. Das Alterthum wies der Pyramide schon dadurch einen hohen Rang an, daß es sie zu den Wundern der Welt zählte. In der römischen Kaiserzeit wurde sie, wie alle ägyptischen Kolossalbauten, besonders hoch gehalten, und wenn wir die Berichte der neueren Reisenden lesen, finden wir, gegenüber den Pyramiden, bald kleinlaute Worte überwältigter Seelen, bald düstere Betrachtungen reflectirender Köpfe. Keiner aber hat den Grenzmalen der Geschichte gleichgültig gegenüber zu stehen vermocht, kein richtig fühlender und denkender Mensch ist je von ihrem Anblicke freudig erhoben worden, und schon in dieser Wahrnehmung liegt der Wahrspruch, welcher sie aus dem Gebiete der echten Kunst verbannt.

Vergleicht man mit den anderen Producten der ägyptischen Architektur, welche in bunten Formen und Farbenwechsel offene Hallen, schlanke Pfeiler, weite Höfe und gastlich breite Thore aufweisen, die Pyramiden in ihrer einförmigen mathematischen Form, deren schräge Wände sich festungsartig wie zur Abwehr gegen einen Angriff neigen und, fest verschlossen, weder dem Strahle der Sonne, noch dem Fuße des Menschen Einlaß in ihr düsteres Inneres gewähren, — dann wird dem Beschauer etwa so zu Muth, als ob er einem Sinnbilde der finsteren Mächte gegenüberstehe, welche ungastlich allem Lichten und Freudigen den Zugang verwehren. Diese düsteren Denkmäler können nur Gräber sein, denn wenn wir oft von den massigen Werken längst dahingegangener Geschlechter sagen hörten, daß sich in ihnen ein mächtiges Kraftgefühl ausspräche, so dachten wir wohl: „und das Bekenntniß, daß wir's nicht besser konnten!" Den Pyramidenerbauern gegenüber fällt aber diese Voraussetzung in nichts zusammen, wenn wir die jüngst gefundenen herrlich ausgeführten Statuen des Chefren betrachten, die umgestürzt in einem Brunnen neben seinem Riesengrabe lagen. Die Architekten, mit denen wir es zu thun haben, wollten so und nicht anders bauen; sie hatten kein anderes Ziel als Festigkeit, unverwüstliche Dauer, ein nie berührbares Lager für ihren Leichnam zu erzielen um jeden Preis. So sind die Pyramiden materiell geworden, was sie sind, d. h. unerfreulich, abschreckend, unfaßlich; und weil bei ihrem Anblicke der Gedanke an den Schweiß und die Thränen, mit denen sie zur Verwirklichung eines wahnsinnigen Gedankens zusammengekittet wurden, niemals ausbleibt, so sinken mit ihren Schatten gar leicht die Gefühle des Unmuthes und des Grauens auf uns herab. Das Mißverhältniß zwischen ihrer und der Größe des Menschen wirkt bedrückend; die grandiose Schlichtheit, sonst das höchste Verdienst eines Kunstwerkes, wird hier zum Tadel, denn Schnaase sagt mit Recht, daß das Einfache nur da wirken könne, wo es eine Mannichfaltigkeit von Formen zusammenfaßt; niemals da, wo es diese ausschließt.

Wer ein Bauwerk vom Standpunkte wahrer Künstlerschaft zu beurtheilen hat, für den sind die Schwere der einzelnen Werkstücke, der Cubikinhalt und die Unverwüstlichkeit des Baues Gesichtspunkte, die beinahe in der letzten Reihe stehen, und dennoch haben die Pyramiden kaum ein anderes Verdienst. Das Münster zu Straßburg ist höher, das Escurial hat mehr Cubikinhalt als die Pyramiden, ja man

kann glauben, daß einige gothische Dome größern Kostenaufwand erforderten als sie; in einer Beziehung überbieten sie aber alle anderen Bauten; das ist in der Last, mit der sie den Boden zusammenzudrücken scheinen. So schwer wie sie ist kein anderes Werk von Menschenhand, darum belastet sie das Gefühl, statt es aufzuschwingen. Der weiße Sand der Wüste, welcher in schneidendem Gegensatze zu dem üppigen Fruchtlande ihr Haupt umweht, ist so wenig geeignet, die düstere Stimmung zu heben, wie die Riesensphinx an ihrer Seite. Dumpf brütend liegt sie seit den Tagen des Chefren vor den Pyramiden; die Araber nennen sie „den Vater des Schreckens“, und weil sie nicht begreifen, wie Menschen solche Werke errichten konnten, erzählen sie, daß die alten Aegypter Zauberer gewesen seien, welche die Felsen mit ihren Stäben zu bewegen und regieren verstanden.

Die Pyramiden als Kunstwerke haben uns nie zu begeistern vermocht, dennoch stehen wir nicht an, sie die interessantesten Denkmäler der Welt zu nennen. Wie sie die Wüste von dem Fruchtlande zu sondern scheinen, so beschließen sie das dürre Vegetiren und eröffnen das edlere historische Leben der Menschheit; in ihnen liegt eine so mächtige Kraftanstrengung ganzer Geschlechter, daß man wohl behaupten darf, es sei denselben nicht möglich gewesen, auch nur um einen Fuß breit weiter zu gehen. Sie symbolisiren den Tod, aber nicht den Flügelgenius mit der umgekehrten Fackel, sondern die schwarze, lang ausgestreckte, unvergängliche Mumie so gut, daß Niemand vor ihnen zu lachen vermag. Wie sie am Anfang der Weltgeschichte als Grenzmale aufgestellt worden sind, so scheinen sie stehen bleiben zu sollen bis ans Ende der Tage, wenn anders das arabische Sprüchwort nicht übertreibt: „Die Zeit spottet aller Dinge, aber die Pyramiden spotten der Zeit.“

Die Sagen vom Nachtjäger in Schlesien.

Von **Dr. Rudolf Drescher** in Breslau.

Der Unhold als Seelenjager. — Der getreue Eckhartt. — Rübezahl.

Im Volke finden wir die Anschauung, daß die Hunde des Nachtjägers lauter arme Seelen seien, und auch die, daß er dieselben sogar als Pferde gebraucht. Ja, das Volk geht noch weiter. In der Gegend um Neurode erzählt man sich, daß solche mit Hufeisen beschlagene arme Seelen in Pferdegestalt noch lange lange Zeit ruhelos auf der Erde umherwandeln müßten, bis sie durch Jemand erlöst würden. Es werden je nach der Schwere der bei Lebzeiten von ihnen begangenen Sünden solche unterschieden, denen der Teufel zwei, drei oder vier Hufeisen hat aufnageln lassen. Die mit drei Hufeisen sind sehr schwer, die mit vier gar nicht erlösbar *).

Zur Bestätigung unserer oben ausgesprochenen Behauptung wird in der trefflichen Sammlung Anton Peter's aus dem schlesischen Oppalande nachfolgendes schöne Volkslied mitgetheilt. In ihm tritt uns der seelenreitende Teufel wieder als gespenstischer Nachtjäger entgegen. Man höre:

Es ritt ein Jäger wohlgemut,
Er trug drei Federn auf seinem Hut.

Er ritt vor eines Sunders Thür.
Ein schönes Mädchen stand dafür.

Er schwang sie vor sich auf das Roß:
„Ach weh, ach weh, mein Sammetrock!“

Er ritt vor einen Krippenstrauch:
„Ach weh, ach weh, mein seiden Haub!“ **)

Er ritt vor einen kühlen Brunn:
Mädchen, steig' ab und mach einen Trunk.

Ich steig' nicht ab, ich mach kein'n Trunk,
Mein junges Leben wird nie gesund.

Er ritt vor eine Capell' vorbei:
Jungfrau, steig' ab und geh' hinein!

Ich steig' nicht ab, ich geh' nicht 'nein,
Ich muß schon in die Höllenpein.

Er ritt vor eines Schmiedes Thür:
Ach Schmied, steh' auf, beschlage mir!

Ich steh' nicht auf, beschlag' dir nicht,
Ich habe Hammer und Zange nicht.

Ach Schmied, geh' her, beschlage mir,
Hammer und Zange sind schon hier.

Ich steh' nicht auf, beschlag' dir nicht.
Ich habe feste Hufeisen nicht.

Ach Schmied, steh' auf, beschlage mir,
Die festen Hufeisen sind schon hier.

Ich steh' nicht auf, beschlag' dir nicht,
Ich habe glühende Kohlen nicht.

Ach Schmied, steh' auf, beschlage mir,
Die glühenden Kohlen sind schon hier.

Wie er den ersten Nagel schlug:
Ach Schmied hör' auf, 's ist schon genug.

Wie er den zweiten Nagel schlug:
Ach Schmied, hör' auf, es ist dein Blut.

Und habet ihr ein Töchterlein,
Laßt sie nicht bei Verführern sein.

(Aus Jägerndorf.)

Das Lied zeigt keine Einheit in der Darstellungsweise des Vorganges. Der höllische Reiter hebt das sündige Mädchen zuerst, wie der Tod in den Gedichten des Mittelalters die Seelen, zu sich auf sein Roß. Dann ist dieses mit einem Male plötzlich das Roß selbst, und der Schmied beschlägt schließlich mit den höllischen Hufeisen den verwandelten Leib seines eigenen Kindes. Der Sammetrock und die seidene Haube des Mädchens zeigen, daß die heutige Fassung dieses Liedes etwa aus dem sechszehnten Jahrhundert stammt. — Nun wissen wir doch, woher die bekannte sprüchwörtliche Frage kommt: „Reitet dich der Teufel?“ und wie es sich das Volk bisher vorstellte, daß einer vom Teufel geholt wird. —

*) Wir verweisen auf die Mittheilungen, welche wir über den Nachtjäger, gleichfalls aus der Feder des Herrn Dr. Drescher, in Band X, S. 240 ff. und 267 ff. gebracht haben. Red.

**) So ist nach meiner Ansicht die richtigere Lesart, nicht wie bei Anton Peter „mein seiden Haupt“.

Im Jahre 1590 traten Bauern zu Harpersdorf bei Goldberg als Prediger auf und verkündeten das nahe bevorstehende Hereinbrechen des jüngsten Gerichtes. Dabei erzählten sie viel vom Teufel und beschrieben denselben als Jäger mit einer Schaar zusammengekoppelter Jagdhunde u. s. w., mithin als unsern Nachtjäger, der auf Menschenseelen Jagd mache. Ebenso erscheint der Nachtjäger auch in einer schlesischen Sage des Eulengebirges. Nur treibt er sein Geschäft diesmal beim Tageslicht, wird dafür aber auch betrogen. „Ein armer Mann ging einst durch den Wald. Da begegnet ihm ein grüner Jäger, grüßt und bittet höflich, ihn begleiten zu dürfen. Der arme Mann faßte bald zu dem Jäger Zutrauen, klagte ihm seine Noth und daß er nicht wüßte, wo er Geld herbekommen könnte, eine dringende Schuld zu bezahlen. Da sagte der Jäger: „Das könnt ihr von mir kriegen" und ging gleich mit dem Manne in sein Haus, um es ihm auszuzahlen. Der arme Mann dankte Gott im Stillen für die Begegnung mit dem gutherzigen Gesellen und war seelenvergnügt, als ihm das Geld auf den Tisch gezählt ward. Wie es aber zur Ausstellung des Schuldscheins kam, stellte sich heraus, daß der Mann keinen Tropfen Dinte im Hause hatte. „Das schadet nichts," meinte der Jäger, „ihr braucht euch nur in den Finger zu ritzen und ich kann die paar Worte ja mit dem Blute schreiben." Da erschrak der Mann; denn nun merkte er auf einmal, mit wem er es zu thun hatte. Er ließ sich aber nichts merken, sondern machte sich eine Ausrede, und da es schon spät geworden war, bat er den Jäger, doch bei ihm über Nacht zu bleiben, und hieß sein Weib, die Streu für den Gast zurecht machen. Der Jäger ging auch darauf ein. Nun lief der Mann so geschwind er konnte zum Pfarrherrn und erzählte dem Alles. Der aber übergab ihm einen Kessel voll Weihwasser und dazu einen Sprengwedel. Als nun der Mann wieder in seinem Hause ankam, lag der Jäger schon auf der Streu und schlief. Da nahm der Mann den ganzen Wedel voll Weihwasser und besprengte ihm das Gesicht. Der Jäger erwachte, zitterte am ganzen Leibe und bat den Mann ganz demüthig und himmelhoch, das kein zweites Mal zu thun. Der aber ließ nicht nach und drängte den Unheimlichen endlich durch fortgesetztes Besprengen zur Stubenthür und zum Hause hinaus. Dieser ließ aber dabei einen solchen Gestank zurück, daß man ihn drei Tage nachher noch in dem Hause verspürte." (Königswalde bei Neurode.)

Als Seelenjäger in Begleitung von Umständen, die sonst nur den Nachtjäger charakterisiren, erscheint der Teufel auch in folgender schlesischen Sage, die noch zahlreiche andere mythische Züge hindurchblicken läßt, deren Erörterung nicht hierhergehört. Sie ist von C. W. Rüdiger in niederländisch-schlesischer Mundart ganz vortrefflich erzählt bei Firmenich (Germaniens Völkerstimmen 1846, II, 330) zu finden. Ich gebe hier nur ihren Kern und in hochdeutscher Sprache.

„Vum Graumann'l und vum drêbain'jt'n Hâſe." Drüben über der Oder stand einst ein altes Schloß ganz einsam und unbewohnt mitten in einem Tännicht, und in ihm waren ausnehmend viele und tiefe Keller, die kein Mensch ohne Grauen betreten konnte. Da war einmal ein Schweinjunge, der trieb mit seinen Schweinen auf die Bauernäcker und kam dabei ganz unversehens in die Nähe des Schlosses. Um das herum standen lauter alte Eichen und ein undurchdringliches Dickicht von Rambeerensträuchern, so daß es unmöglich war, sich ihm zu nähern, und die Sträucher hingen gerade alle voll der schönsten reifen Rambeeren. Da trieb der Junge so nahe heran, wie er nur konnte, und die Schweine suchten sich Eicheln und er aß nach Herzenslust von den schönen Beeren. Da auf einmal stand ein kleines graues Männlein nur wenige Schritte von ihm mitten in dem Gestrüpp und fragte: „Schweinjung, was suchst du hier?" — „Ich suche mir Rambeeren," gab der zur Antwort. „Komm mit mir, ich werde dir schönere weisen; aber von denen hier auf dem Hübel (kleine Anhöhe) nimm ja keine einzige mehr, sonst ist's dein Unglück für alle Zeiten." Alsbald entstand von selber ein freier Gang, wo vorher keiner gewesen war, durch die Dornsträucher, und nicht lange darauf stand der Junge bei dem grauen Männlein auf einer Steinritsche (Haufen von Feldsteinen). Das sagte nun zu ihm: „Folge mir weiter, mein Sohn," und führte ihn an einen Fleck, wo die schönsten, zuckersüßen Rambeeren in Hülle und Fülle zu sehen waren, und sprach: „Hier iß dich satt;" und der Junge aß, daß ihm hätte der Bauch platzen mögen. Eine Weile darauf kam aber das Männlein wieder, hieß ihn mit in das alte Schloß kommen und sagte zu ihm: „Fürchte dich ja nicht, du magst hören und sehen, was du willst; kümmere dich auch nicht um deine Schweine, die hüte ich unterdessen." Und kaum hatten sie beide die Schwelle überschritten, da ging's plitz! plätz! und ging draußen ein Getöse los, als wenn zehn Donnerwetter auf einmal losbrächen. Nach einer Weile ließ das ein wenig nach; aber nun fing ein Peitschenknallen an und ein gellendes Pfeifen und dazu ein Getute und Geblase, wie von hundert Kuhhirten und Trompetern. Der Junge fürchtete sich und fing eben an zu flennen; da auf einmal kam ein großmächtiger dreibeiniger Hase zur Thür herein und schrie ihn aus vollem Halse an: „Schweinjunge, du Rabenaas, was bist denn nicht bei deinen Schweinen, wo du hingehörst? Was hast in meinem Hause und in meiner Mühl zu suchen, und stiehlst mir mein Mehl und issest mir mein Brot? Jetzt dreh ich dir aber das Genick um!" Nämlich die Rambeeren, die der Junge zuerst gegessen, lagen auf einem verzauberten Fleck, da hatte früher die Mühle des Hasen gestanden, der ein verwunschener Müller war; mit dem Brot und Mehl aber meinte er die Rambeeren, die jener genossen hatte. Schon hatte er nach dem Jungen gegriffen, da legte aber das graue Männlein seine Hand auf des Jungen Schulter, und sofort war der Hase mit einem schrecklichen Geheul verschwunden, hinterließ aber einen Gestank wie Pech und Schwefel. Das graue Männlein aber fing an zu leuchten und zu strahlen, wie ein Engel, und es erzählte jetzt dem Jungen, daß es nur hier wohne, um vor dem Dreibeinigen zu warnen, wenn sich ja ein Mensch hierher verirrte. „Nun werd' ich dir's aber weisen, wo er dich hingebracht hätte, falls du meinen Rath nicht befolgt hättest," und nach diesen Worten führte das Männlein den Jungen viele, viele lange Treppen hinunter in einen ganz unergründlich tiefen Keller. In dem schritten sie an mehreren verschlossenen Thüren vorbei, bis sie endlich vor einer ganz zuhinterst stehen blieben, an der hing ein großmächtiges Vorlegeschloß. Das Männlein aber berührte das Schloß nur, da sprang auch schon die Thür auf und sie traten in einen düstern Raum, dessen Fußboden so aussah wie eine Dreschtenne. „Halte dich fest an mich an," sagte das Männlein; „denn welcher Mensch hier ohne Führer eintritt, der versinkt in dem Boden und ist ihm keine Rettung mehr. Siehst du, hierher schleppt der Dreibeinige alle, die er in seinem Bereich bei den Rambeeren erwischt hat, und so wie er sie losläßt, versinken sie im Estrich und weg sind sie. Wer aber gut und fromm ist, dem kann er nichts anhaben. Darum vergiß das Beten nie." Nach diesen Worten verschwand das Männlein spurlos vor den Augen des Jungen. Der fand bald seine Schweine wohlbehalten

wieder, trieb sie eilends auf die Bauernäcker zurück und dankte Gott, daß er der Gefahr so glücklich entronnen war. Seit der Zeit aber wagte sich kein Mensch wieder in die Nähe des wüsten alten Schlosses.

Au dem ganzen Gebahren, besonders aber an dem Hörnerschall, dem Tuten, Peitschenknall, Pfeifen und Sturmestoben, mit dem der dreibeinige Hase einhergefahren kam, wird der Leser nur unschwer den höllischen Jäger, unsern Nachtjäger, wieder erkannt haben. Das warnende graue Männlein unserer Sage aber ist Niemand anders denn der getreue Eckhart, wie er aus mansfeldischen und thüringischen Sagen schon längst bekannt ist. Gleich diesem warnt hier das gutherzige Männlein, dem Wüthen des heraneilenden höllischen Jägers aus dem Wege zu gehen.

Eine ähnliche Sage bringt Panzer aus Oberfranken. Auch hier bedroht ein gespenstischer und widernatürlich gestalteter Hase aus dem wüthenden Heere einen überraschten Menschen; er würde ihm den Hals gebrochen haben, wenn nicht u. s. w. Die Wendung des zu Grunde liegenden Sagenkernes, laut welcher ein mißgestalteter gespenstischer Hase für den Nachtjäger eintritt, ist demnach nicht neu und gleich vielen anderen Eigenthümlichkeiten wieder Franken und Schlesien gemeinsam.

In einem weit bessern Lichte, ja sogar in einer Art Erhabenheit erscheint der gespenstische Jäger in folgenden Sagen, welche zugleich den Beweis liefern, daß der berühmte Berggeist Rübezahl dem Volke des Riesengebirges am Anfang des vorigen Jahrhunderts schon ebenso mit unserm Nachtjäger als eine Person erschien, wie noch heutzutage. Man findet sie in des gelehrten Schulrectors Chr. Stief Schles. Hist. Labyrinth. (Breslau 1737. 180 und 187.)

Drei Studenten wanderten einst über das Gebirge und gedachten unterwegs, ob es ihnen nicht begegnen könnte, daß sie mit Rübezahl zusammenträfen, von dem sie schon viel vernommen hatten. Nicht lange, so gesellte sich ein Weidmann zu ihnen und gewann bald durch sein munteres Wesen ihr Zutrauen. Das war aber kein anderer, denn Rübezahl. Als sie dann auf der Höhe des Kammes an einem schönen freien Plane angelangt waren, verlangte der Jägersmann auf einmal von den Studenten, sie sollten doch hier mit ihm Kegel schieben und brachte auch alsbald Kegel und Kugeln zum Vorschein. Sie merkten zwar den Handel und widerten sich sehr dagegen. Da aber der Jäger das Geld für sie einsetzte, mußten sie wohl oder übel nachgeben und kegelten bald mit ihm auf dem Plane, daß es eine Freude war. Nach einer Weile, gegen Mittag, vermahnte er sie, eilends vom Berge hinab zu gehen, damit sie nicht ein Unglück nähmen. Verehrte hierauf jeglichem einen Kegel zum Andenken, den sie ein jeder in seinen Ranzen stecken sollten. Weil aber der Weg weit und die Kegel schwer, so warfen zwei den ihren fort, der dritte aber nahm seinen mit in die Herberge, und als er ihn dorten herausnahm, war er von purem Golde. Die anderen liefen nun zwar flugs zurück und suchten ein jeglicher seinen Kegel, fanden sie aber nicht mehr. —

Rübezahl leidet keinen Hund oben auf dem Hochgebirge, weil er selber der Einzige sein will, der das Wild hetzet. Einst befahl ein vornehmer Herr aus der Nähe des Gebirges seinem Jäger, er solle in die Berge jagen gehen und dazu einen Hund mitnehmen. Der Jäger, welcher oben auf dem Gebirge ein Haus, Rübezahls wegen aber nie einen Hund gehalten hatte, weigerte sich dessen ernstlich. Doch darüber ward sein Herr zornig und zwang ihn, einen Hund mitzunehmen, und zwar einen Windhund. Droben begegnete ihm alsbald ein Mann, stand stockstill und starrte den vorübergehenden Hund eine lange Weile mit unheimlichem Blicke an, blieb auch noch lange stehen und schaute ihm nach, bis der Jäger in sein Haus gelangt war, wo er den Hund eilends in den Stall sperrte. Früh Morgens am andern Tage aber, wie er den Stall aufmachte und nach dem Hunde sah, war von dem nichts zu sehen und zu hören, und erst, als er darauf, wie gewöhnlich, auf die Jagd ausging, sah er bald hier bald dort ein Viertheil von dem Hunde am Gebüsch hangen.

Wer fühlt sich bei diesem Bericht nicht unwillkürlich veranlaßt, sich an die Viertheile von dem gehetzten „Puschweiblan“ zu erinnern, welche wir früher als das hauptsächlichste Jagdwild des Nachtjägers gekennzeichnet haben? Als Kern beider Sagen stellt sich heraus, daß der gespenstische Jäger das Hochgebirge als sein ausschließliches Jagdgebiet betrachtet, und das Betreten desselben von Seiten der Menschen mit eifersüchtigen Blicken überwacht. Noch heute lebt unter unserer Landbevölkerung ein Rest von dieser Anschauung, und ich hörte aus bester Quelle, daß z. B. ein altes Mütterlein in einem Dorfe (Leipe) bei Schönau erst vor wenigen Jahren bei der Nachricht außer sich gerieth, daß ihr Enkel das Hochgebirge bereisen wolle. Sie versicherte unter Thränen, seit Menschengedenken sei Jedermann, der das Hochgebirge bestiegen und nicht eilends wieder umgekehrt war, entweder nicht lebend herabgekommen oder wenigstens bald darauf dem Tode verfallen gewesen. Davon wußte sie mancherlei Fälle zu erzählen und ließ es sich auch nicht ausreden.

Die malayischen Sprachen.

Von **Rudolf Rost.**

Die Inseln des Großen Oceans bieten eine doppelte Erscheinung in ihren Bewohnern dar. Während die einen negerartig, wild und der Civilisation abgeneigt sind, zeigen die anderen eine bald hellere, bald dunklere Olivenfarbe der Haut, sind sanftmüthiger und haben theilweise in Sitten und Kunstfertigkeiten einen hohen Grad der Civilisation erreicht. Die ersteren haben krauses, wolliges, die anderen langes, glattes Haar. Beide befinden sich entweder in gemeinschaftlichem Besitz einiger Inseln, oder es nimmt jede Race für sich Inseln und Continente allein ein; so die schwarze Neuholland und einige nördlich davon gelegene Inseln, die olivenfarbige die übrigen zahllosen größeren und kleineren Eilande, auf denen zum Theil aber die schwarze erst später untergegangen zu sein scheint. Die hellere Race ist überall die zahlreichere und bei gemeinschaftlichem Besitze die herrschende, die schwärzere die geringere an Zahl und die oftmals in das Innere und die Gebirge zurückgedrängte.

Was nun die Sprachen anlangt, so besitzt man von denen der dunklern Race bis jetzt immer noch eine nur sehr geringe Kenntniß. — Alle bisher bekannt gewordenen Sprachen der

olivenfarbigen Race aber verrathen, von dem westlichsten Punkte, Madagaskar, bis zum östlichsten, der Osterinsel, von Süden nach Norden bis zum asiatischen Festlande und im freien Meere bis zu den Sandwichinseln hin, eine auch bei flüchtiger Vergleichung unverkennbare Gleichförmigkeit.

Der Name „Malaye“ bezieht sich ursprünglich ganz allein auf die olivenfarbenen *) Bewohner der Halbinsel Malakka. Obwohl nun diese eigentlichen Malayen bloß eine einzelne, und zwar eine sehr bestimmt und charakteristisch ausgeprägte, ethnographische Erscheinung bilden, so ist ihr Name doch gewiß nicht allein darum zum Collectivnamen geworden, daß sie, wegen der geographischen Lage ihrer Heimath, unter allen malayischen Völkerschaften am längsten und frühesten bekannt geworden sind, sondern vielmehr darum, daß sie den lebendigsten, nachbarlichen Verkehr sowohl mit den Stammesgenossen als mit anderen Völkern unterhalten; daß sie durch ihre Unternehmungslust und Rastlosigkeit, ihren Handelsgeist und kriegerischen Sinn in die ganze Inselwelt des indischen Oceans, den sie fortwährend und in allen Richtungen als Handelsleute, Krieger oder Seeräuber durchschwärmen, eine lebendige, frische Bewegung gebracht haben, daß sie daher auf allen Küsten heimisch wurden, überall ihre Colonien haben, und so in der That das gemeinsame, das nothwendige Bindemittel für alle verwandten Völkerschaften jenes Inselmeeres geworden sind. Aus sprachlichen Gründen nun dehnt Wilhelm von Humboldt in seinem Werke „über die Kawi-Sprache auf der Insel Java“ den Namen „Malayen“ über die ganze Südsee aus, und man kann nicht leugnen, daß wenn nicht der noch zweifelhafte linguistische Zusammenhang aller olivenfarbenen und Negritovölkerschaften nachgewiesen werden sollte, der Name „Malayen“ als Collectivbenennung allen übrigen vorzuziehen wäre, noch dazu, weil er mit der Bezeichnung des Racencharakters zusammenfällt *).

Ehe wir zur nähern Betrachtung der malayischen Sprachen übergehen, bemerken wir, daß sie fast alle zu ein und demselben Stamme gehören, was sowohl aus der Gleichheit der Wörter und Wurzeln, als aus der des grammatischen Baues sich ergiebt. Folgende Sprachen sind es, die wir vorzüglich berücksichtigen werden: Malayisch im engern Sinne, Javanisch, Bugis, Madecassisch, Tagalisch, Tongisch, Neuseeländisch und Hawaiisch.

Vergleichen wir zuvörderst, um die merkwürdige Uebereinstimmung dieser Sprachen in etwas zu ersehen, die Zahlwörter in denselben.

	Malayisch.	Javanisch.	Bugis.	Madecassisch.	Tagalisch.	Tongisch.	Neuseeländisch.	Tahitisch.
1	sa	sa	sedi	isa	isa	taha	tahi	tahi
2	dua	toro	duwa	roua	alaua	ua	dua	rua
3	tiga	tiga	tölu	telu	tatlo	tolu	todu	toru
4	ampat	papat	öpak	effatch	apat	fa	wa	eha
5	lima	lima	lima	limi	lima	nima	dima	rima
6	anam	nem	önöng	enem	anim	ono	ono	fene
7	tujuh	pitu	pitu	fitu	pito	fitu	witu	hitu
8	salapan	wola	aruwa	valu	ualo	walu	wadu	waru
9	sambilan	sangu	asera	sivi	siiam	hiwa	iwa	iwa
10	sa-puluh	sa-puluh	sö-pulo	poulou	polo	fulu	udu	huru.

Auch der grammatische Typus aller hier verglichenen Sprachen ist insofern derselbe, als sie alle zu einem und demselben grammatischen Systeme gehören und weil ihre sehr großen eigenthümlichen Verschiedenheiten des grammatischen Baues sämmtlich innerhalb dieses Systems liegen. Die malayischen Sprachen haben sämmtlich ein an Lauten beschränktes Alphabet, ihr Silbenbau ist einfach und die Mehrsilbigkeit der Wörter gewöhnlich. In der verbundenen Rede bleiben die Grundwörter insofern ganz unverändert, als ihnen weder durch Anheftung noch durch Beugung eine Veränderung widerfährt. Wenn sie auf diese Weise weder entschieden zu den Flexions- noch zu den Agglutinationssprachen gehören und ihre Bildungsmethode, ihr Mangel an Declination und Conjugation, an den hauptsächlichsten grammatischen Mitteln, wodurch in anderen Sprachen das Verständniß der Rede bedingt wird, ihnen eine Stellung neben der chinesischen Sprache anweist: so unterscheiden sie sich dennoch von dieser dadurch, daß die grammatischen Veränderungen weniger durch den Gebrauch von Partikeln, nicht sowohl durch eine strenge Wortfügung und die scharfe, charakteristische Sonderung und Scheidung der einzelnen Wörter des Satzes, als vielmehr durch Verbindung der Wörter mittelst vor-, nach- oder zwischengesetzter nüancirender Affixa, zuweilen auch durch Silbenverdoppelung, auf eine sehr künstliche und sinnvolle Weise angedeutet werden. Es bilden somit die malayischen Idiome, wenn man bloß die Sprachbildungsmethode im Auge hat, die Vermittelung sowohl zwischen dem chinesischen und sanskritischen, als zugleich zwischen diesen beiden und dem amerikanischen Sprachbau.

Einer andern Eigenthümlichkeit dieser Sprachen muß noch gedacht werden, weil sie zugleich für den Volkscharakter bezeichnend ist. So beschränkt nämlich die Zahl der Laute in diesen Sprachen, so unermeßlich ist dagegen der Wortreichthum derselben. Sie haben für einen und denselben Begriff immer eine Menge von gleichbedeutenden Ausdrücken, so daß sie, wie sie wirklich bei irgend einer Veranlassung, z. B. einem Unglücksfalle, beim Tode eines Fürsten u. s. w. zu thun pflegen, alle auf ein gewisses Ereigniß hindeutenden und bisher vorzugsweise im Gebrauch gewesenen Wörter verbannen können, ohne dadurch zu neuen Wortbildungen gezwungen zu sein. Es liegen nämlich diesen schon in ihrem jetzigen Zustande, wie Wilhelm von Humboldt sich ausdrückt, so alterthümlich erscheinenden Sprachen sichtbar frühere, zum Theil schon wieder untergegangene Mundarten zu Grunde. Dies sind die sogenannten „heiligen Sprachen“ der Tahitier, der Bugis und anderer, die jetzt, wie das Kawi, durchaus unverständlich sind, aber doch einst gesprochen worden sein müssen.

In den malayischen Sprachen unterscheidet man zwei Gruppen, die westliche oder die malayischen Sprachen

*) Gegen den Ausdruck „olivenfarbig“ ließen sich Einwendungen machen, denn die Hautfarbe der Leute, welche man als „malayische“ bezeichnet, spielt bis ins helle und bis ins ziemlich dunkle Mahagonybraun. A.

*) Gegen diese Auffassung Humboldt's sind in neuerer Zeit manche wie uns scheint sehr gewichtige Bedenken geltend gemacht worden, z. B. von Wallace. Wir werden Gelegenheit finden, des letztern ethnologische Eintheilung der Bewohner des Archipelagus mitzutheilen. A.

im engern Sinne und die östliche oder die polynesischen Sprachen.

1) Die westliche Gruppe, welche die von Madagaskar bis zu den Philippinen reichenden Sprachen umfaßt und von denen wir die malayische, javanische, tagalische, madecassische und Bugis-Sprache näher betrachten wollen.

a) Die malayische Sprache. Sie wird gesprochen in der Landschaft Menangkabu auf Sumatra, der Halbinsel Malakka, in der Küstenlandschaft Champa und zerstreut auf allen Inseln und Küsten des indischen Meeres, wo sie als Handelssprache bekannt ist. — Diese Sprache, die malayische im engern Sinne, hat nicht die Menge abgerissen dastehender Partikeln der polynesischen und daher nicht den lallenden Kindheitscharakter dieser Sprache. Sie besitzt nur wenige, aber zur Worteinheit durch Buchstabenveränderung verbundene Affixa. In der Flexionslosigkeit übertrifft sie beinahe die Schwestersprachen, und die Einfachheit ihrer Grammatik, der es doch darum weder an Bestimmtheit noch Gewandtheit fehlt, ist größer, als die der persischen und englischen, obgleich sonst diese drei Sprachen jede in ihrem Stamme ganz und gar dieselbe Stelle einnehmen. Bei dieser grammatischen Beschaffenheit ist sie vorzugsweise fähig, wie sie es seit Jahrhunderten ist, die Verbindungssprache zwischen Menschen höchst verschiedener Wohnsitze zu sein. Die malayische Sprache ist zugleich eine gelehrte Sprache, auf deren Literatur indische Bildung und Wissenschaft eingewirkt haben. Ihr Bau aber bleibt immer unvollkommen und dürftig, und zeugt weniger, als der ihrer in anderer Rücksicht roheren Schwestersprachen von dem befruchtenden Walten des Bewußtseins des grammatischen Typus und der lebendigen Geschäftigkeit lautbildender Phantasie. Ungeachtet ihrer Einfachheit besitzt die malayische Sprache aber dennoch eine sehr künstliche Bildungsmethode in Hinsicht der Quantität der sich durch Affixa oder durch Reduplication verlängernden Wörter.

b) Die javanische Sprache auf der Insel Java und den kleinen Nachbarinseln zerfällt in drei Mundarten; die Volkssprache oder niedere Sprache (Ngoko), die höfliche, ceremonielle Mundart, das Hochjavanische (Kromo), und endlich die alte mystische Sprache, das Kawi.

Die höfliche, ceremonielle Mundart (Kromo) findet in keiner asiatischen Sprache ihres Gleichen. Es scheint bei der Bildung derselben die Hauptabsicht gewesen zu sein, jedes Wort darin zu vermeiden, das durch zu häufigen Gebrauch bereits vulgär geworden und umgekehrt dagegen sich vorzüglich solcher Wörter zu bedienen, von denen dies nicht der Fall war. Man borgte zu diesem Behufe sogar Wörter aus fremden Sprachen und benutzte manche aus dem Volksdialekte, indem man deren Endungen veränderte. Die ceremonielle Mundart ist weniger die Sprache des javanesischen Hofes als die der Höflinge, da die javanesischen Fürsten stets in der Volkssprache mit einander verkehren und zu ihren Untergebenen reden, während sie selbst ausschließlich in der ceremoniellen Sprache angeredet werden. — Im Briefstil wird stets der ceremonielle Dialekt gebraucht, sogar wenn ein Vorgesetzter an einen Untergebenen schreibt; in Büchern bedient man sich willkürlich bald der ceremoniellen, bald der Volkssprache.

Die häufigste Art und Weise, Worte aus der Volkssprache in die ceremonielle Mundart zu übertragen, besteht darin, daß man die gedehnten, breitklingenden Vocale (gemeiniglich den Endvocal und zuweilen den mittlern, niemals aber den zu Anfang eines Wortes) durch einen scharfen, kurzen ersetzt. So heißt z. B. „sitzen“ im Volksdialekt „lunguh“, was im ceremoniellen Dialekt in „lungak“, „langah“ und „lingih“ verwandelt wird, je nachdem man eine mehr oder minder hohe Person anredet, indem die Vocale meist in folgender Reihenfolge gebraucht werden: u, o, a, â, e, i. Ebenso erscheint die Endung eines Wortes in s, ng und tan als Achtung beweisend. Auf solche Art wird im Gespräche des Mannes aus dem Volke mit dem Höhergestellten aus marieho, Pfeffer, mariyos; das vulgäre priyai, Häuptling, wird zu priyantan; kayu, Holz, verändert sich in kajang. Sogar die Namen von Orten erleiden eine Aenderung, wenn sie in der Rede oder Schrift eines Untergebenen an einen Vorgesetzten gebraucht werden. Es würde z. B. wenig Lebensart beweisen, gegen einen Höhergestellten die gewöhnlichen Namen der Städte: Scheribon, Garsik, Solo ꝛc. anzuwenden; der mit den Formen seines Landes wohlvertraute Javanese wird sich in einem solchen Falle der Worte Grago, Tandas und Surakarta bedienen.

Der Umstand, daß dieser ceremonielle Dialekt viele Sanskritwörter enthält, läßt zugleich vermuthen, daß diese Sprache seit der Einführung des Hinduismus eine wesentliche Bereicherung erhalten hat. Sie zählt auch einige arabische Wörter, die wohl erst seit der Bekehrung der Eingeborenen zum Mohammedanismus hinzugekommen sind. Jedenfalls aber deutet schon das bloße Vorhandensein einer solchen Sprache auf eine sehr alte Civilisation sowie auf den langen Einfluß eines durchgreifenden Despotismus. Der ceremonielle Dialekt Javas steht in demselben Verhältnisse zur Volkssprache, wie das Sanskrit zu den heutigen Sprachen Hindostans, wie das Pali zu dem Singhalesischen und den indochinesischen Sprachen, oder allenfalls das Zend zum modernen Persischen.

Das Kawi-Idiom, jener dunkle, mystische, alte Dialekt, wird auf der Insel Bali und der Insel Lombok noch immer von Priestern gesprochen; auf Java ist es eine todte Sprache, die nur noch in alten Inschriften und Manuscripten gefunden wird. Der Name der Sprache rührt angeblich von „Jawi“ (verfeinert) her, im Gegensatz zur vulgären oder Volkssprache, und auch hier sehen wir den Endvocal a in i verwandelt, um das vulgäre Wort „Jawa“ fähig zu machen, in die Sprache der Priester und Schriftgelehrten aufgenommen werden zu können.

Das Javanesische hat viele Wörter aus dem Sanskrit, dem Arabischen und der Telingasprache entlehnt, und zwar hauptsächlich durch den Einfluß der Religion und des Handels. Die größte Zahl der fremden Wörter ist nach den neuesten Forschungen Sanskrit. In der gewöhnlichen Volkssprache ist ihr Verhältniß wie 11 zu 100, aber in dem Kawidialekt betragen die Sanskritwörter 40 Procent.

c) Die tagalische Sprache auf den Philippinen. Bei dieser Sprache glaubt man anfangs in ein ganz neues Gebiet zu kommen. Sie besitzt lange und künstlich gebildete Formen und hat eine schwer zu übersehende, verwickelte Grammatik. Bei genauerer Prüfung findet sich jedoch dasselbe System der malayischen Sprachen wieder: Flexionslosigkeit in Declination und Conjugation und Andeutung der grammatischen Verhältnisse durch abgesonderte Partikeln. Die Methode der nüancirenden Affixa ist so weit als möglich getrieben; es giebt allein siebenzehn Modificationen des Zeitwortes, deren jede ihr Activum und Passivum besitzt, und die man, um sich einen Begriff davon zu bilden, noch am besten mit den Arten des arabischen Zeitwortes vergleichen kann. Jedes Zeitwort geht nun nach einer dieser siebenzehn Conjugationen. — Uebrigens scheint der tagalischen Sprache die Verknüpfungsmethode im malayischen Sprachstamme allein eigenthümlich zu sein.

d) Die madecassische Sprache auf der Insel Madagaskar. Sie ähnelt im grammatischen Bau sehr dem Ta-

galischen. Das Hauptwort unterscheidet sie durch einen Artikel, im Fürwort hat sie für die Casus obliqui eine andere Form, als für den Nominativ, sie bildet regelmäßige Affixa derselben und besitzt verschiedene Formen für die größere oder geringere Allgemeinheit, in welcher die erste Person der Mehrheit genommen werden soll. Einzelne Conjugationen des Tagalischen trifft man im Madecassischen wieder. Eine Literatur hat Madagaskar niemals besessen. Wo eine solche in diesem ganzen Inselmeere sich vorfindet, stammt sie wohl nur aus Indien her. Von eigner Schrift findet sich auf Madagaskar ebenfalls keine Spur.

e) Die Bugis-Sprache auf Celébes. Diese noch wenig erforschte Sprache ist deshalb merkwürdig, weil sie einen noch einfachern Silben- oder Wortbau als die tagalische zu verrathen scheint. Die Silben sind bloß einfache, nur consonantisch beginnende. Im grammatischen Bau ähnelt sie im Ganzen dem des Tagalischen und des Javanesischen. Merkwürdigerweise besitzt Celebes eine ausgedehnte Literatur in der einheimischen Sprache.

2) Die östliche Gruppe oder die Sprachen der Südsee. Hierher gehören höchst wahrscheinlich alle die zahlreichen Völker, welche auf der sogenannten äußern australischen Inselreihe sowie auf den Marianen, den Sandwichinseln, auf Neuseeland und (vielleicht) auf den Neuen Hebriden (?) wohnen. Möglicherweise bildet die Sprache der Fidschiinseln eine andere sprachliche Vermittelung zwischen der östlichen und westlichen Sprachfamilie, sowie sich auf den Hebriden vielleicht die verwandtschaftliche Verknüpfung der erstern mit den unbekannten Negritosprachen findet. (— Das ist mehr als ungewiß. — A.—)

Wenn man behauptet hat, daß alle Sprachen der Südsee gleichsam eine Sprache ausmachten, so ist man damit viel zu weit gegangen. Sind diese Sprachen auch sehr nahe verwandt, so erscheinen sie dennoch wieder zu verschieden, als daß man sie bloß als Dialekte betrachten könnte. Am ehesten dürfte letzteres zwischen der tahitischen Sprache und jener der Sandwichinseln der Fall sein, wie es der Silbenbau und der regelmäßige Uebergang gewisser Buchstaben in einander in beiden Sprachen zu beweisen scheint. Diesen am nächsten dürfte die neuseeländische Sprache stehen. Von allen dreien aber entfernt sich bedeutend die der Freundschaftsinseln oder die tongische Sprache, und in ein ganz anderes Gebiet möchte wohl eine ganz genaue Untersuchung der der Fidschiinseln führen. Grammatische Hülfsmittel besitzt man nur vom Tongischen, Tahitischen, Sandwichischen und Neuseeländischen. Unter diesen vieren tragen aber nur die drei letzteren den wahren Charakter dieses Theiles des malayischen Sprachstammes rein und unvermischt an sich.

Das Tongische liegt schon dem Striche zu nahe, wo der Charakter der Sprache den westlicher liegenden ähnlicher ist und weicht schon darum mehr von den anderen ab. Dieser abweichende Charakter des Tongischen besteht mit darin, daß sowohl in den Lauten als in der grammatischen Fügung die anderen Südseesprachen etwas Einfaches und Kindliches haben, die tongische dagegen etwas Festes und Männliches an sich trägt. Dies zeigt sich in den stärkeren oder häufigeren Consonanten, der geringern Fülle von Partikeln und einigen wirklichen mit Lautveränderung verbundenen Zusammenziehungen von Partikeln unter sich und mit den Grundwörtern. Auch scheint der grammatische Bau in der Regelmäßigkeit des Gebrauchs der Partikeln fester.

In den anderen Sprachen der östlichen Gruppe zeigt sich zuerst eine viel größere Zahl von Vocalen und Diphthongen sowie eine ungemeine Einfachheit des Silbenbaues. Keine Silbe in ihnen hat mehr als einen Consonanten und die meisten Wörter sind zweisilbige. Weichen die Südseesprachen in der Isolirung aller Redeelemente wenig vom Chinesischen ab, so liegt aber doch in ihrer festern grammatischen Bedeutsamkeit, in der Bestimmung ihrer Stellung zum Grundworte und in der dadurch hervorgebrachten deutlichern Unterscheidung der Redetheile auf der andern Seite wieder ein so bestimmter und so gewaltiger Unterschied, daß die Form beider Sprachen gar nicht verwechselt werden kann. — Ueberhaupt ist offenbar in diesen Sprachen ein nicht zu verkennendes Streben nach grammatischer Formung. Die Partikeln deuten ja gewissermaßen schon an, daß sie auch ohne Verschmelzung zur Worteinheit als Affixa betrachtet werden.

Aus der Einfachheit der Silbenbildung dieser Sprachen scheint von selbst schon ihre Alterthümlichkeit hervorzugehen. Die westlichen Sprachen des Stammes scheinen neuer, indem ihre mehr zusammengesetzten Wörter und ihr mehr auf Worteinheit gerichteter grammatischer Bau sowie auch die geringe Fülle der Partikeln eine größere und längere Arbeit des sprachbildenden Geistes in ihnen verräth. Den in sehr jugendlichen Sprachen immer üppigen Partikelreichthum pflegt das Vorrücken der Sprachbildung überall zu beschneiden, und dies bringt hier die Erscheinung hervor, daß die Südseesprachen zum Theil mehr Mittel zur Bezeichnung der Beziehungen, namentlich der Casus, besitzen, als einige der mehr ausgebildeten Sprachen des Stammes. —

Schließlich geben wir noch ein Beispiel aus der Conjugation eines tahitischen Zeitwortes, wobei wir jedoch bemerken, daß die erste Person der Mehrheit doppelt vorkommt, als Plural includens, wenn die angeredete Person zur Classe des Redenden gehört, und als Plural excludens, wenn diese Person nicht zur Classe des Redenden gehört.

	Singular.
Te haapii nei au,	das Lehren jetzt ich, ich lehre,
te haapii nei oe,	das Lehren jetzt du, du lehrest,
te haapii nei oia,	das Lehren jetzt er, er lehrt.
	Plural.
Te haapii nei tatou,	das Lehren jetzt wir, wir lehren; mit Ausschließung Anderer, zu denen gesprochen wird,
te haapii nei matou,	das Lehren jetzt wir, wir lehren, wir alle; ohne Ausschließung Jemandes,
te haapii nei outou,	das Lehren jetzt ihr, ihr lehret,
te haapii nei ratou,	das Lehren jetzt sie, sie lehren.
	Dual.
Te haapii nei taua,	das Lehren jetzt wir beide, wir beide lehren, du und ich,
te haapii nei maua,	das Lehren jetzt wir beide, wir beide lehren, er und ich,
te haapii nei orua,	das Lehren jetzt ihr beide, ihr beide lehret,
te haapii nei raua,	das Lehren jetzt sie beide, sie beide lehren.

Betrachten wir zum Schluß noch die Sprachen der Australier in ihrem Verhältniß zu den polynesischen, so finden wir gleichbedeutende Unterschiede in der Form und Zusammensetzung der Wörter. Während die polynesischen Sprachen äußerst einfach in der Structur sind, zeichnen sich die australischen durch die Mannichfaltigkeit und die Verwickelung der grammatischen Formen aus. Es giebt jedoch einige wenige Punkte auffallender Uebereinstimmung unter ihnen.

Erstens herrscht eine Uebereinstimmung in den Lautelementen oder den Bestandtheilen der Wörter, und dies ist um so merkwürdiger, als die Züge, die in beiden Sprachenreihen einander gleichen, sehr eigenthümlich sind. So kommen in beiden Sprachengruppen Nasenlaute vor.

Eine andere Lautähnlichkeit ist zweitens der fast gänzliche Mangel an Zischlauten.

Drittens giebt es weder in den australischen noch in den polynesischen Sprachen ein Verbum substantivum oder ein Hülfszeitwort.

Viertens haben alle diese Sprachen Singular, Plural und Dual.

In beiden Sprachengruppen sind fünftens die Wörter indeclinabel und haben keine eigentliche Inflexion. Diese Eigenschaften haben die polynesischen und australischen Sprachen mit den tatarischen und hinterindischen gemein.

Die australischen Sprachen unterscheiden sich aber insofern von den polynesischen, als ihre Wörter reich an vielen Consonanten, lang, vielsilbig und künstlich sind. Die einsilbigen Wurzeln stehen im Worte zuerst und darauf folgen die mannichfachen Zusätze, welche die eben so zahlreichen und umfassenden Modificationen der Bedeutung hervorrufen, wie wir sie in den amerikanischen Sprachen finden. —

So haben wir von der Wurzel bu oder bum die Formen bumarae, ich schlage; bumal-guaim, ich habe geschlagen; bumal-gurani, ich schlug gestern; bumal-girri, ich werde schlagen; bumalugidgillinga, ich schlage mich selbst; bumallana, wir zwei schlagen einander; bumalalinga, ich schlage wieder; bumalmamblina, ich lasse wieder schlagen; bumabumara, ich fahre fort zu schlagen; bumala-garria, bumala-limam bi lu garia wagorri, ich werde darauf bestehen, morgen wieder fortzufahren zu schlagen.

Leben und Treiben in der turkomanischen Stadt Chiva.

Von **Hermann Vambery** in Pesth.

Dort, wo die große unabsehbare hyrkanische Steppe sich jener rechtwinkelförmigen Krümmung des Oxus nähert, in welcher dieser schon im Alterthume berühmt gewordene Fluß Mittelasiens heute seinen nördlichen Gang gegen den Aralsee nimmt, dort ist Chiva, die Hauptstadt des gleichnamigen Chanates am rechten Ufer des Canales oder Oxusarmes Hazreti pehlivan, anzutreffen. Bizarr und auffallend, wie jener durch seine Fruchtbarkeit berühmte Landstrich am rechten Oxusufer von den weit um ihn herum sich erstreckenden Wüsteneien und grundlosen Sandmeeren absticht, ebenso unterscheidet sich auch das Bild der özbegischen socialen Verhältnisse, das Bild des Hauptstadtlebens Chivas nicht nur von dem gesellschaftlichen Kreise aller asiatischen Völker, sondern sogar von dem ihm benachbarten Persien und Bochara.

Durch die mächtige Barrière der gefährlichen Steppen zurückgehalten, haben asiatische Weltstürmer nur selten, und das nur auf kurze Zeit, das alte Chahrezm zum Tummelplatz ihrer wilden Waffenthaten gemacht. Während sein östlicher Nachbar, das alte Sogdien, auf jener Hauptstraße gelegen war, auf welcher die großen Fluthen altaischer Völker aus den Thalgegenden des Thian-Shan-Gebirges gegen Westen sich wälzten, oder die begeisterten Söhne Arabiens einst auf ihrem Triumphzuge bis nach Kaschgar und Jarkend vordrangen, — welche hin- und herziehenden Elemente am Zereffschan immer Spuren ihres Einflusses zurückgelassen, — ist Chiva als abseits von dem Wege gelegen verhältnißmäßig nur seltener und weniger berührt worden. Nur Dschengis und Nadir haben einen Theil ihrer Truppen dahingeschickt. Ersterer konnte aber bloß einige Monate, Letzterer nur einige Wochen seine Suprematie aufrecht erhalten. Das ungestüme Element Chiwas, unterstützt von dem noch rauhern Geiste seiner angrenzenden nomadischen Bewohner, ist fremden Eindringlingen immer gewaltig in den Weg getreten. Kein Wunder daher, wenn wir trotz Islam und trotz der spärlichen Funken iranischer Civilisation, in Chiva den Geist alt-uigurischer Bildung, den Stempel jenes primitiven turko-tatarischen Lebens entdecken wollen, welches nirgends im Turkestan, nirgends in Westasien, ja nirgends unter den turko-tatarischen Stämmen sonstwo heutzutage anzutreffen ist. Ist es daher nicht der Mühe werth, daß wir, um dieses Bild genau zu kennen, einen kleinen Abstecher nach Chiwa machen sollen? In Reisebeschreibungen kann der westliche Leser nur einige schwache Skizzen entdecken. Zwei Russen*) und fünf Engländer**), die in diesem Jahrhunderte meine Vorgänger waren, haben durch den dichten Schleier des Mißtrauens, mit dem man in Folge ihrer diplomatischen Mission so Manches ihren Augen entzog, uns nur spärliche Berichte ertheilen können. Sie wohnten fern von der Stadt, in dem Sommerpalaste, genannt Abdul Aziztöre Havlisi, welcher zugleich auch das Gesandtschaftspalais ist, und sie haben özbegisches Leben nur in so weit beobachten können, als sich ihnen dieses in den Mauern ihrer Wohnung darbot. Frei sich umher zu bewegen, mit dem Volke zu verkehren, öfters einen Einblick in sein Leben zu thun, war Niemandem gestattet. Wird man es uns daher verargen, wenn wir in Rückerinnerung an die Rolle eines geheiligten Mollahs, eines beliebten Gastes aus Konstantinopel, über das Leben und Treiben Chivas eine Skizze liefern wollen?

Sowie Konstantinopel vom Bosporus aus, Ispahan von der südlichen Berglette über Majan, Herat vom Wege über Chodscha Abdulla Ansari, Buchara von der Straße von Karakul aus gesehen auf den ankommenden Reisenden den besten Eindruck ausüben werden, so muß man nach Chiva auf der Straße von Merv oder Deregöz durch jenen Theil des Karakums (schwarzer Sand) ziehen, welcher in einer länglichen Zunge bis unter die Mauern der Stadt sich erstreckt. Hier wird man aus grundlosem Sandboden auf reizende Wiesen, aus dem Reiche der Tamarisken auf entzückende Ulmen und Pappeln, ja vom kalten Bilde des Todes auf einmal in das üppige Leben gelangen. Sowohl das Aeußere der Residenzstadt, als auch die in der Mitte derselben sich erhebende viereckige Citadelle, — welche mit vier Thoren geschlossen wird und von der Stadt getrennt ist — bieten dem an asiatische Denkmäler gewöhnten Auge wenig oder gar nichts dar, was seine Erwartung auf eine Hauptstadt befriedigen könnte. Dieses Chaos von Häusern und crenelirten Höfen zu durchwandern, wäre nicht der Mühe werth. Wir wollen eine Vogelperspective liefern, und so soll der Leser mit Chiva bekannt werden.

Steigen wir in die Höhe. — Die dichte Häusermasse, in der einige dünne krumm hinlaufende Straßen bemerklich sind,

*) Muravieff, Butenieff.

**) Abbott, Conolly, Shakespeare, Richmond, Thompson.

bildet die vorhin erwähnte Citadelle Itsch-Kale, in welcher der Fürst, einige der vornehmen Beamten, der Bazar und die Medereffes ersten Ranges sich befinden. Je weiter wir von diesem innern Stadttheile unser Auge in der Umgebung umherschweifen lassen, desto ausgedehnter werden die Gärten und öffentlichen Plätze. Hier östlich erstreckt sich das Viertel Or Rehin Bendi, und weiter gegen Südost das Reservoir Bala Hauz mit dem nahangrenzenden Bazare der Barbiere, ganz so wie in Buchara, ja wie ich hörte auch in Chokand und in allen größeren Städten Mittelasiens. Blicken wir südlich, so dehnt sich vor unseren Augen das große Viertel Jeni Bazar, westlich Jeni Kale und Rasenek, nördlich Bahdsche mit dem gleichnamigen Reservoir aus. Der bunt umhergeworfene Knäuel von großen und kleinen Gebäuden bietet von der Höhe aus gesehen alles, nur nicht den Anblick einer Residenzstadt dar, und wären es nicht hier und da die spärlichen Monumente, welche mit ihrem glasirten Ziegelschmuck aus der gelben Lehmmasse der gewöhnlichen Wohnungen sich hervorheben, so hätte man gar nichts, ja rein gar nichts, was dem ermüdeten Auge zur Abwechslung einen Ruhepunkt gewähren würde.

Die schönste Aussicht genießt man von dem Stumpfthurme des Medemin-Collegiums. Dieser Thurm hätte noch um ein Drittel jener Höhe größer sein sollen, die er jetzt einnimmt, aber der Tod seines Erbauers vereitelte diesen Plan. Von hier aus gesehen starren uns zuerst die kuppelartigen Dächer der Medresse Ali Kuli Chan, der zierliche Dom vom Hazret i Pehlivan und einige Privatwohnungen entgegen. Weiter südöstlich ist es die Moschee Schaleker, die ins Auge fällt. Die öffentlichen Plätze, schmutzigen Wasserbecken und unterirdischen Bäder üben einen sehr übeln Eindruck aus, und wahrlich nicht wenig wohlthuend ist es für den neugierigen Beschauer, wenn er über die neueren und älteren Monumente ösbegischer Baukunst hinweg auf die rechts und links am Vordergrunde seines Horizontes liegende Kette zierlicher Sommerwohnungen, Gärten und strotzender Vegetation hinblickt. Natur pflegt oft die Kunst zu beschämen, in Chiva aber ist dieses in höherm Grade der Fall. So viel von der äußern Form Chivas; machen wir nun eine Tour und besichtigen wir das innere Chiva, sein Leben.

Ein Sommermorgen Chivas mit allen seinen Reizen und Vorzügen, durch welche er die verpestete Atmosphäre des tiefgelegenen Bucharas, ja viele andere mir bekannte Orte in Turkestan übertrifft! Die Luft ist, wenngleich nur auf kurze Zeit, doch von einer wunderbaren, ätherischen Reinheit. Eine unbeschreibliche, feierliche Stille herrscht in der ganzen Natur, und es scheint, als ob das monotone Bild der auf Tage, ja Wochen lang sich weit umher erstreckenden Wüsten in dieser Oase sich eben in der Morgenstunde wiederspiegele.

Zwischen 3 und 4 Uhr ist alle Welt schon aus den viereckigen Gelsenhäusern (d. h. Moskitonetzen, Vorkehrung gegen die Schnaken), die selbst der Aermste über sein Filzlager spannt, ins Freie gekrochen. Moscheengang ist hier nicht so obligatorisch wie in Buchara. Die Häuser der Andacht werden beim Morgengebete nur von dickköpfigen Mollahs und von den um ihre Gunst buhlenden Rechtgläubigen besucht. Leben, aber nur spärliches Leben, ist zu dieser Zeit am Ufer der Canäle und an den öffentlichen Wasserbecken zu bemerken, wo alle Welt, die heiligen Waschungen verrichtend, der von der Religion vorgeschriebenen Toilette nachgeht. Die Zeit des Gebetes ist kürzer als in Buchara, dafür aber länger die Dauer des darauf folgenden Frühstückes. Während dort am Zerefschan die große Welt sich mit Thee erquickt, pflegt man hier in Chiva schon am frühen Morgen zur großen Schüssel in Fett schwimmenden Reises, zur kraftvollen Speise Börek, zu einer fetten Pferd- oder Schafs-Cotelette zu greifen, und nur nachdem sich Jedermann hinlänglich gesättigt hat, was immer das erste Tagesgeschäft ist, nur dann schreitet ein Jeder — ein Jeder sage ich, denn selbst der Fürst und die Großen machen hiervon keine Ausnahme — zu seiner Arbeit.

Auch in den Bazaren und öffentlichen Straßen fängt zu dieser Zeit das eigentliche Leben an sich bemerkbar zu machen. Ich sage wohl Leben; doch wie verschieden ist dasselbe von den Bazaren Bucharas, Karchis und Samarkands, wie verschieden ist das Bild der von iranischem Blut immer bewegten Tadschikelemente, von dem Bilde eines plumpen, schwerfälligen mit schläfriger Gesetztheit sich bewegenden Oesbegenhaufens!

Nicht nur im feurigem Blicke des Auges, nicht nur im raschen Gesticuliren, im romantischen Turban, der leichten Fußbekleidung, dem kürzern Oberrock, den bunteren Farben, kurz in Allem sticht die Leichtigkeit der Ureinwohner Turkestans von dem ihnen Jahrhunderte lang benachbarten türkischen Stamme ab. Letzterer, der Türke, findet in jeder heftigen Bewegung, jeder Kundgebung eines erhitzten Innern, in jeder geschmeidigen Fuß- und Handdrehung etwas Lächerliches und Beschämendes. Er muß sich auf die Stirn eine Mütze drücken, welche einige Pfund wiegt und die Gestalt eines ausgestopften Schaffelles hat; er muß selbst im höchsten Sommer einen wattirten Oberrock tragen, der ihm bis zum Knöchel reicht und überall hermetisch verschlossen und zugeknöpfelt ist; seine Stiefel müssen so plump und groß sein, um wenigstens ein starkes Bündel Stroh und drei Ellen Leinwand fassen zu können, — ja selbst die Frauen dürfen in dem, was Fuß- und Kopfbekleidung betrifft, nur wenig Ausnahme machen. Der Begriff des Schweren gefällt ihnen, gleichviel ob concret oder abstract; denn lediglich in dem Bilde marmornen Ernstes kann der Oesbeg Vollkommenheit entdecken. —

Nur zweimal in der Woche, nämlich an den üblichen Markttagen, wird das Bild belebter. In dem engen Raume des Bazars bewegen sich neben dem inländischen Mäkler und Hausirer noch die Verkäufer und Verkäuferinnen vom Lande. Zumeist werden Producte der Natur und einer primitiven Industrie feilgeboten. Im Frühlinge sind es lange, dünngewebte Leinwandstücke, bunte Seidenstoffe, Unterkleider, die man während der langen Winterabende verfertigt hat und die jetzt verwerthet werden sollen. Dort gehen einige mit großen Krügen, welche dem historisch gewordenen der Rebekka gleich sehen, herum. Diese Krüge können nicht niedergestellt, sondern nur angelehnt werden, und vermöge ihrer kleinen Oeffnungen kann man nur durch das Zerschlagen des Gefäßes zu dem Inhalt gelangen, welchen die feilgebotenen Schire's bilden, eine Art Syrup, welcher aus den vorzüglichsten Früchten des Landes, nämlich aus Maulbeeren, Marillen, Melonen und einer kleinen Pflaumengattung zubereitet wird. Brot, Gemüse und sonstige Victualien sind in den Morgen- und Abendstunden vorhanden, aber niemals in einer solchen Quantität, wie in den übrigen Städten Asiens, denn jede ösbegische Hausfrau, sie mag noch so vornehm sein, pflegt ihren täglichen Hausbedarf sich selber zu bereiten.

Ungefähr um zehn Uhr läßt sich eine merkliche Stille sowohl in den kühlen Räumen des Bazars als auch auf den Straßen wahrnehmen. Die Sonne in Chiva ist heiß, ja brennend heiß, und die Siesta der mit einer großen Virtuosität der Ruhe und Bequemlichkeit fröhnenden ösbegischen Bevölkerung beginnt früher und endet später als in den übrigen Schwesterhauptstädten der turkestanischen Welt. Die reisefertige Karawane hat längst vor dieser Zeit die Stadt

verlassen, die Kaufmannswelt hat den Morgenmarkt besorgt, die Handwerker in ihren Werkstätten und Zöglinge in den Medresses sind ihrem Morgengeschäfte schon nachgegangen, selbst der Chan muß sich schon früh seiner Herrscherpflicht entledigen. Alles zieht sich zurück, und in den Mittagsstunden wird man auf den Straßen Chivas nur wenigen begegnen, etwa einigen Sklaven, oder einem umherirrenden Wahnsinnigen, der trotz aller Sonnengluth im Naturkleide in den Straßen herumläuft.

Ich habe das Bild am liebsten von der einen oder andern Theebude aus mit angesehen, in deren kühlem Raume manch gesprächiger Oesbeg oder poetischer Schöngeist die Zeit zu tödten strebte, und oft war ich überfroh, wenn die vierte Nachmittagsstunde herankam, um aufs Neue das Bild des öffentlichen Lebens im Freien studiren zu können. Am treuesten und schönsten stellt sich dieses dem Auge des fremden Besuchers am Ufer des nordöstlich gelegenen Teiches Balahauz dar. Dieses Wasserbecken und dieser Platz, welche ein Ebenbild des Rigistan in Buchara sein sollen, sind wohl geräumiger, doch nicht mit solcher Sorgfalt unterhalten und auch nicht so stark besucht wie letzterer. An den Ufern stehen wohl einige hohe, schattige Ulmen, hier und da ist auch ein für Blumenbeete bestimmter Fleck Landes sichtbar, doch bin ich dort nie solch einem bunten und bewegten Leben begegnet, wie in Buchara.

Hier sieht man einen Haufen ältlicher Herren, die auf einer Rohrmatte (Buria) im engen Kreise sitzend das kurzröhrige Tschilim (Pfeife in Mittelasien) sich einander zureichen, während der achtbarste unter ihnen als Hausherr aus der mit einem Schnupftuche zugedeckten Theekanne das grünliche Naß credenzt. Die Hitze des Tages und die Wärme des Getränkes üben mit vereinten Kräften ihren Einfluß aus. Der Eine wischt sich den Schweiß mit dem weiten Aermel seines Rockes ab, der Andere streicht sich die Stirn mit dem Felle seiner Mütze, welche hier und da wohl gelüftet, an öffentlichen Orten aber des Anstandes halber selten abgelegt wird. Das Gespräch ist gelassen und ruhig, der Gegenstand desselben zumeist Politik, das heißt Räubergeschichten, Hofintriguen und Beamtenangelegenheiten. Religion ist hier, wie im Schwesterchanate, nur auf die Zellen der Gelehrten beschränkt, und wenn ich, mein Keschkul (Bettlerschale) vor einer solchen Gruppe schüttelnd da stand um Almosen zu erbitten, hat mich die Bewunderung vor dem würdevollen ernsten Benehmen dieser Leute selbst auch dann noch gaffend erhalten, nachdem schon mehrere von ihnen den länglichen Geldbeutel gelöst und einige Münzen mir zugeworfen hatten.

Etwas entfernt von dieser Gruppe mag mein Leser einen Haufen jugendlicher Stutzer sehen. Ihre Kleider haben hellere und glänzendere Farben, ihr Gürtel besteht zumeist aus einem rothen russischen Halstuch, und die von der linken Seite desselben herabhängenden Necessairegegenstände zeigen auf Stand und Alter des Trägers deutlich hin. Ihre gegenseitige Unterhaltung ist lebhafter, als die der ältlichen Herren. Man mustert sich sorgfältig und die Bemerkungen auf diesem östbegischen Boulevard betreffen zumeist den mit Edelsteinen eingelegten Stiel der üblichen Paradewaffen, die Qualität der Klinge, oder man spricht von Pferden und vom Sattelzeug, von den Tageshelden der Tapferkeit, von den Heldenthaten der Alamans (d. h. Raubzüge) u. s. w.

Auf einer andern Stelle sitzt die hoffnungsvolle Jünglingswelt, denn nur das Alter und nicht der Stand bildet hier die Scheidewand. Der Eine hat einen Falken mitgebracht, den er zur Belustigung der Gesellschaft auf unschuldige Sperlinge losläßt. Andere wieder ergötzen sich an dem Kampfe der Widder, an dem Rebhühnergefechte, welches ja nur in Chiva einzig und allein zu Hause ist, wobei diese frühgezähmten Vögel mit geschärften Sporen versehen auf einander losgelassen werden. Dieser ganze Anblick aber wäre so ziemlich stereotyp, wenn nicht Koran recitirende Blinde, eifrige Bettler, besonders aber Bachschis (Troubadoure) da wären, die ungestört von einer Gruppe zur andern hinziehen, eigene oder fremde Compositionen hören lassen und durch deren begeisternden Inhalt dem Gemälde auch etwas Leben verschaffen.

Drei bis vier Stunden pflegt man so beisammen zu sein, bis endlich der Gottesdienst und der hereinbrechende Abend die Leute veranlassen, nach Hause zu gehen. In den frühen Abendstunden ist Chiva, gleich allen Städten Mittelasiens, bald verödet und einsam. Die Paschebs (Nachtwächter und Polizeimänner), die vom östlichen Thore der Citadelle aus ihre Runde antreten, durchziehen alle Theile dieses Häuserlabyrinthes, indem sie ihre mit eisernen Ringen bewaffneten Stöcke martialisch schwingen. Wehe dem Sterblichen, dessen Weg zur gewissen Zeit an ihnen vorbeiführt, wenn er es wagte ohne Laterne auszugehen oder in etwas zu lauter fröhlicher Stimmung die Gasse zu durchziehen. Ja sogar bis in das Innere der Wohnungen dringt ihr ruheliebender Forscherblick. Sie kennen genau jene jugendlichen Mitglieder der Gesellschaft, die sorglos auf verbotene Liebesabenteuer ausgehen, oder Zechgelagen und anderen dem Begriffe der Sittlichkeit zuwiderhandelnden Belustigungen obliegen. Und da sie beim Entdecken irgend eines vermeinten Verbrechens ziemlich belohnt werden, so ist es leicht erklärlich, warum sie sich mit solch unbändigem Eifer ihrem Spürgeschäfte hingeben, warum sie sich so viele Mühe geben, um das Verkünden eines Scandales bewerkstelligen zu können. Den von ihnen Ertappten aber erwartet ein schreckliches Loos, denn das nach unseren Begriffen kleinste Verbrechen wird dort mit dem Tode bestraft!

Einen außergewöhnlichen Anblick gewährt Chiva nur dann, wenn es sich um einen Aufbruch der Armee, um das Ausrücken eines oder des andern hohen Beamten in das Feld, besonders aber, wenn es sich um ein Verlassen der Residenz von Seiten des Chans handelt, sei es auch, daß der Regent seine Abwesenheit nur auf einen sehr kurzen Zeitraum beschränkt. Ja sogar die gewöhnlichen Spaziergänge sind nicht frei von gewissen, genau zu beobachtenden Ceremonien. Zwei Stunden vor dem Aufbruche verkünden schmetternde Fanfaren der am Thurme postirten Trompeter der Bevölkerung, daß es ihr bald vergönnt sein wird sich an dem Antlitze ihres Herrschers zu laben. Schnell werden die Buden im Bazar, an denen der Zug vorübergehen wird, mit buntem Kattun und Tüchern geschmückt; alles stellt sich grußbereit und wenn der Zug auch täglich durch eine und dieselbe Straße sich bewegt, so pflegt diese trotzdem nur selten das ganze Gepräge des Ernstes und des feierlichsten Devotismus nicht zur Schau zu tragen. In dieser Ceremonie hat sich hier seit Jahrhunderten gar nichts verändert und wer einen jetzigen Chan von Chiva auf öffentlicher Parade gesehen hat, kann mit Bestimmtheit wissen, wie der feierliche Aufzug eines Timur, Sultan Mahmud's von Gizne und anderer im Mittelalter berühmter centralasiatischer Fürsten ausgesehen hat. An der Spitze des Zuges bewegen sich zwei, vier oder sechs hintereinandergehende Trompeter, die mit ihren gräßlich schmetternden Tönen selbst die allerdicksten Trommelfelle eines östbegischen Landmanns zu erschüttern im Stande sind. Hinter ihnen laufen einige Schatirs (Schnellläufer), welche die Fußknöchel und Lenden mit Glocken behängt haben und mit ihrem rothen Anzuge sowie mit ihrer spitzigen Kopfbedeckung während des Gehens gar curios aussehen. Es folgen drei oder vier Jettel (Handpferde) sehr reich beharnischt, die am Zaume geführt werden und im stolzen Selbstbewußtsein ein-

herparadiren. Hierauf ist der reitende Mehter (eine Art Minister des Innern) mit einem kleinen Gefolge bemerkbar. Hinter ihm kommt der Polizeiminister und Oberscharfrichter in einer und derselben Person, der, einen mächtigen mit Silber beschlagenen Stab in den Lüften schwingend, auch zu Pferde einherzieht. Erst auf diesen unmittelbar folgt Seine Majestät der Chan, zumeist in einer schläferigen Haltung, ohne Majestät und ohne jegliche Spur dessen, was wir in Europa als chevaleresk und stattlich bezeichnen, zu Pferde sitzend. Manchmal gehen ihm zur rechten und zur linken Seite zwei Diener, die auf das „Selam aleikum" der grüßenden Unterthanen mit einem „Aleikum e seleam" antworten, da Seine königliche Hoheit sich doch nicht wohl die Mühe nehmen kann, die ihm dargebrachten Grüße und Complimente durch eine leichte Kopfbewegung zu erwidern. Hinter dem Chan gehen die Inaks, vier Landesgroße, in Gesellschaft der Kinder und männlichen Anverwandten des regierenden Fürsten. Ein ganzer Troß von Dienern schließt den Zug.

Abgesehen von derartigen Momenten außerordentlicher Begebenheiten hat das Leben in Chiva den feierlichsten Anblick zur Zeit des Noruzfestes (Neujahrsfestes). Dasselbe ist persischen Ursprunges, wird in Iran mit bekannter Feierlichkeit begangen und steht in Mittelasien, und namentlich auch in Chiva deswegen im großen Ansehen, weil hier der Islam verhältnißmäßig die alten Sitten parsischer Civilisation mit weniger Erfolg vertilgen konnte, als in Buchara, wo der Noruz noch zur Zeit der Samaniden von hoher Wichtigkeit war, heute aber als dem islamitischen Gesetze zuwider beinahe ganz verpönt ist.

Dieses Fest wird in Chiva wie in Iran zur Zeit des Frühlingsäquinoctiums begangen, doch in Ermangelung eines guten Kalenders mit weniger astronomischer Genauigkeit als in der persischen Hauptstadt. Einige Tage vor dem Eintreffen dieses Momentes begeben sich die Vornehmen der Stadt zum Chan, um von ihm die Erlaubniß zur Abhaltung des Festes zu erlangen. Sie bringen auf großen Holztassen (Kondscha) Früchte oder sonstige Süßigkeiten mit, erhalten dafür Gegengeschenke, größtentheils Messer mit verzierten Griffen, Ehrenkleider oder Tuchstücke. Das Ganze ist natürlich eine Höflichkeitssache und Seine Majestät der Chan geruht mit Hinblick auf die politischen Verhältnisse die Dauer dieses Festes auf fünf oder sieben Tage zu bestimmen. Noch vor dem anberaumten Termine werden auf allen öffentlichen Plätzen Zelte aufgeschlagen. Die Bewohner Chivas huldigen damit einer Nationalleidenschaft, nämlich um die gebauten Wohnungen, die ihnen verhaßt sind, wenigstens auf einige Tage, so lange das Fest dauert, zu verlassen. Man wird daher Nomade. — Was die Häuser Schönes und Gutes, was die Vorrathskammern Süßes und Schmackhaftes haben, das Alles wird ins Zelt gebracht; die Großen pflegen sogar Zelte für Gäste aufzuschlagen, mit einem Worte, es scheint, als ob man einen ansehnlichen großen Gast zu erwarten hätte. Dieser sehnlich erwartete Gast ist der Noruz, der Beginn des Frühlings, das Erwachen der Natur, der Natur, die dem kunst- und industrielosen Orientalen von höherer Wichtigkeit ist als dem Occidentalen, und von deren Anordnungen seine Nahrung und Kleidung, sein Wohl und Wehe, sein Alles abhängig ist.

Nachdem der Hofastrolog aus den Fetzen eines veralteten Kalenders, den er selbst nicht versteht, den Wechsel des Jahres angezeigt, begeben sich die Landesgroßen auf einen feierlichen Besuch zum Chan. Er erwartet sie schon festlich gekleidet, und nachdem von seinen Lippen „Hait kutlug bolgai" (das Fest sei glücklich) erschollen, und diese den Gegengruß erwiedert haben, nimmt das Fest seinen Anfang. In den ersten drei Tagen können das ununterbrochene Zechgelage, die endlosen Mahlzeiten und das ewige Theetrinken wahrlich selbst den rüstigsten ösbegischen Magen in Verlegenheit bringen. Die Kinder sind mit dem Färben der Eier beschäftigt, mit welchen merkwürdigerweise hier im fernen Osten, im islamitischen Asien auf dieselbe Weise zur Frühlingszeit gespielt wird, wie bei uns im christlichen Europa, was die Ursprungsfrage dieser uralten Sitte noch interessanter macht. In manchen Zelten soll die Tafel gar nicht aufgehoben werden, wenn nicht momentan wegen Empfang eines Besuches, oder wegen eines andern feierlichen Actes, zu welchen besonders die Freisprechung eines Sklaven gehört. Denn so wie bei uns in Europa der treue Diener zur Neujahrszeit mit irgend einem Angebinde beschenkt wird, so pflegt in Mittelasien der Herr beim Eintritte des Noruzfestes dem Hörigen die Freiheit zu geben. Auch der Chan bestreitet aus seiner Privatcasse öffentliche Unterhaltungen. An verschiedenen Plätzen sind Musikanten aufgestellt, Bachschis und beliebte Reimschmiede dürfen nicht fehlen; hier und da werden gigantische Kessel in Bereitschaft gehalten, die mit in Schafsfett schwimmendem Reis gefüllt sind; ja sogar Thee wird auf Staatskosten dargereicht und nach erfolgter Sättigung der versammelten Bevölkerung müssen ringende Akrobaten, Seiltänzer, Kameel- und Widderkämpfe mit ihren Spectakeln die Schaulust befriedigen. Selbst Illuminationen werden nicht vergessen, die jedoch eine höchst primitive Erfindungskraft beurkunden. Man taucht nämlich alte und unbrauchbar gewordene Oberröcke, Frauenkleider u. s. w. in ranziges, schlechtes Fett; diese werden in verschiedenen Stadttheilen auf hohe Stangen gehängt und zur bestimmten Zeit angezündet. Der beim Brennen entstehende prasselnde Lärm ergötzt ösbegische Ohren, unserm europäischen Publicum aber würde dieses übelriechende Schauspiel durchaus nicht behagen. Ein gleiches Verfahren soll auch bei der Feier eines Sieges stattfinden. Es werden dann auf allen Stadtthoren Musikanten aufgestellt, die mehrere Tage hintereinander von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang mit ihren betäubenden Instrumenten die unten versammelte Menge ergötzen. Ja, nach der Einnahme Merws, bei welcher die Sarik-Turkomanen tüchtig aufs Haupt geschlagen wurden, hat die Siegesfeier in Chiva zwölf Tage lang gedauert.

Neben diesen einzelnen Zügen vom Bilde der Hauptstadt des alten Charezm's wollen wir schließlich ein Resumé der Charakterverschiedenheit der Einwohner eben dieser Hauptstadt und Bucharas geben.

Chiva trägt an sich das Gepräge sowohl alten tatarischen Rauhheitssinnes als auch eine mit diesem auffallend contrastirende Neigung zur Musik, Poesie und Tändelei. Islamitische Bildung und Sittenfeinheit nach dem allgemeinen Begriffe Turkestans interessiren den Bewohner Chivas nur wenig; er liebt es, seinen Blick in die kriegerischen Gemälde der Vorzeit zu vertiefen; seine Vorbilder der Tugend sind Timur, Mohammed Schah der Charezmer und Ebu Muslim; mit einem Worte: ein sonderbares Gemisch von primitivem Nomadenleben und kriegerischem Ungestüm, Mitleidsgefühl und unerhörte Grausamkeit, idyllische Ruhe und Welteroberungsgelüste, das ist es, was ihn kennzeichnet. Die Außenwelt geht ihn wenig an, die inneren Verhältnisse interessiren ihn nur für den nächsten Morgen, und wenngleich überglücklich, im Besitze des fruchtbaren Uferlandes am untern Oxus zu sein, so haben Fürst und Große, Mollahs und Landleute bis heute sich doch wenig von dem über ihrem Haupte schwebenden Damoklesschwerte russischer Occupation beunruhigen lassen. Denn so wie sein Stammgenosse am Bosporus ausruft: Nasib baka lim (Fatum, wir wollen sehen), so findet er in den Worten: Chudar chala gani (wie Gott es will) seine ganze Zuversicht.

In Buchara hingegen, wo das Gelüste nach iranischer Bildung mit islamitischem unbändigen Religionsfanatismus vereint ist, hat die tadschikische (d. h. iranische) Bevölkerung von jeher sich sowohl die Blüthenzeit des Bagdader Chalifates, als auch die Epoche eines Sultans Hussein Mirza Beikeras zurückgewünscht. Chiwaer Civilisation wird mit kirgisisch-turkomanischer Rauhheit identisch gehalten; anstatt des Krieges sucht man in Buchara Gelehrsamkeit, anstatt poetischen Vergnügens und häuslicher Zufriedenheit will man durch äußerlichen Prunk sich hervorthun. Und so wie die Bevölkerung eine starke Mischung iranisch-turanischer Elemente in sich schließt, so wimmelt auch das Charakterbild von den getreuesten Zügen dieser zwei verschiedenen Racen. —

Aus allen Erdtheilen.

Ein weißer Prinz und die schwarzen Leute in Australien.

Die Ansiedler in Australien haben im vorigen Herbste Gelegenheit vollauf gefunden, ihr „britisches Loyalitätsgefühl" zu bethätigen. Der „Matrosenprinz" Alfred, Herzog von Edinburg und eventuell auch Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, besuchte den fünften Erdtheil und wurde, da ein Prinz ohnehin unter jenen Himmelsstrichen etwas Nagelneues, „Nochniedagewesenes" war, mit Jubel und allen denkbaren Feierlichkeiten empfangen. Auch unsere deutschen Landsleute begrüßten ihn gleichsam als Landsmann, und sie konnten es um so eher, da in dem Sohne des Prinzen Albert und der Victoria auch nicht ein Tropfen britischen Blutes fließt. Sogar die schwarzen Leute aus dem Busche mußten Parade machen; es verstand sich von selber, daß der „hohe Gast" auch mit den Wilden Bekanntschaft machen mußte. Man gab ihm einen Corrobcei zum Besten. Was ein solcher bedeutet, wissen unsere Leser aus der vorigen Nummer. Als Ergänzung der Schilderung, welche Dr. Hermann Beckler dort entworfen, geben wir folgende Mittheilung, die wir von einem deutschen Australier erhielten. Wir übergehen die Schilderung der Festlichkeiten, welche der Prinz in Adelaide, der Hauptstadt Südaustraliens, zu überstehen hatte. —

H. G. Der Prinz machte einen Ausflug in den Busch. Man wählte dazu die romantische Gegend an den Seen Alexandrina und Albert, nahe an der Mündung des Murrayflusses, die von Adelaide aus in drei Stunden mit einem Dampfer erreicht werden kann. Traf man auch die Bevölkerung daselbst auf solch einen hohen Besuch nicht unvorbereitet, so war es doch immerhin ein Wechsel, denn dort lebten zahlreiche Eingeborne, die in ihren Sitten und den Festlichkeiten, welche sie veranstalten wollten, dem Prinzen völlig Unbekanntes darboten. Diese schwarzen Kinder der Wildniß*) hatten nämlich beschlossen, auch ihrerseits das Höchste, was sie kannten und konnten, — ihr ganzes Kunstspiel daran zu setzen, den „Piccaniny" der „big one Queen" (um ihre eigenen Worte wieder zu geben) gebührend zu empfangen und zu ehren**). Es waren ihrer reichlich 400 beisammen, als der Dampfer eintraf, und sie stießen beim Anblick des Prinzen ein entsetzliches Geschrei oder Geheul aus, das sich eben so schwer beschreiben als nachahmen läßt. Man kann nur sagen: die Zunge war nicht das Werkzeug dazu, sondern aus ungesehener und unbekannter Tiefe emporschwellend rollten die Töne mit ungeheurem Effecte dahin.

Das Kostüm der schwarzen Herren und Damen war der Etiquette und der Mode unserer Tage sehr wenig entsprechend. Einige, besonders die Frauen und älteren Männer, waren nur in Decken aus Opossumfellen gehüllt, die Meisten jedoch stolzirten in Kleidern nach europäischem Schnitte einher, welche aber größtentheils in nichts anderm bestanden, als aus abgetragenen alten Kleidern aus sehr verschiedenen Jahrgängen; dabei war manches Stück, das zu unterst gehörte, nach oben gekehrt, zumal wenn es grelle Farben zeigte. Manche der jüngeren Herren hatten es sogar zu einem modernen Belltopper*) gebracht und wollten — man sah es ihnen deutlich an — den Stutzer spielen, während bei den Meisten die natürliche Kopfbedeckung ihres wulstigen Haarwuchses vollkommen ausreichte.

Die schwarze Gesellschaft verlangte nun vor allem, den „Piccaniny" von Angesicht zu Angesicht zu schauen und der Prinz war geduldig genug, sich dieser Procedur zu unterwerfen, schien aber auch selbst ein nicht geringes Vergnügen an seiner neuen Bekanntschaft zu finden, welche, frei von der steifen Hofceremonie eines Lever, rasch und ungezwungen vor sich ging und sehr bald eine gewisse Intimität annahm, denn die Schwarzen sind nie zurückhaltend, wohl aber immer recht aufdringlich. Als sie sich in buntem Gewühle ihren hohen Gast von allen Seiten aufmerksam beguckt und dabei zu ihrem nicht geringen Erstaunen erkannten, daß derselbe in jeder Beziehung ein „white fellow" sei**), gaben sie durch ein Freudengeschrei, ausgeführt in obiger Tonweise, zu erkennen, daß er dennoch ihren vollen Beifall gefunden.

Nachdem mit Mühe einige Ordnung hergestellt worden war, übernahm es ein Eingeborener, Namens Pantoni, unter Beihülfe von Mehreren seines Stammes, dem Prinzen die folgende und, wie es wenigstens hieß, von ihnen selbst verfaßte Adresse in englischer Sprache vorzulesen:

„Wir jungen Leute gehören alle zu den Stämmen, welche hier an diesen Seen wohnen, und freuen uns, Dich zu sehen. Unsere erwachsenen Männer wollen Dir den Corrobeeri oder Ringbalin zeigen, wie ihn unsere Vorväter zu tanzen pflegten, bevor die weißen Männer hierher kamen. Aber wir bitten Dich, Du wollest nicht glauben, daß wir wilde Schwarze sind, weil wir schwarze Gesichter haben. Seit sieben Jahren besitzen unsere Stämme auf dieser Halbinsel einen christlichen Lehrer und bei-

*) Die südaustralische Regierung hat an obigen Seen, wo sich immer, des Fischens wegen, viele Eingeborene aufhalten, eine Missionsschule angelegt, die auf das Vortrefflichste und auch (wie behauptet wird) mit einigem Erfolge — was bei den Australnegern schon sehr viel sagen will — von dem Rev. Mr. Taplin seit länger als sieben Jahren geleitet wird. —

**) Piccaniny bedeutet in der Sprache der Eingeborenen „Säugling" oder überhaupt „kleines Kind". Das englische Wort „big", dick, umfangreich, ist ihnen sehr geläufig geworden, aber sie gebrauchen es in der Bedeutung von „gewaltig, mächtig, ungeheuer." —

*) Ein Colonialausdruck für niedrige Filzhüte mit breiter Krempe, in Form einer „bell", Glocke, die in Australien vorzugsweise getragen werden.

**) In Australien ist es durchweg üblich, die Eingeborenen mit dem Ausdruck „black fellows", d. i. schwarze Kerle oder Burschen, zu bezeichnen, während diese wieder die Colonisten „white fellows", d. i. weißes Volk, nennen. — Man hatte seit Monaten den Eingeborenen an den Seen Alexandrina und Albert so vieles über den erwarteten Prinzen Alfred vorgesprochen, daß sie sich etwas ganz Absonderliches unter ihm dachten und sich nun nicht wenig wunderten, als es sich herausstellte, daß derselbe ein reiner „white fellow" war, wie andere auch.

nahe Hundert unserer Kinder sind in der Schule unterrichtet worden. Jeden Sonntag kommen unser Funfzig zusammen und beten zu demselben Gott und zu demselben Jesus, wie Du es thust. Einige von uns haben ihre alten Gebräuche ganz aufgegeben und sind Christen geworden, während Andere noch diesen Weg lernen. Viele von uns führen ein ehrbares Leben und arbeiten bei den Weißen. Wir haben oft von der Königin, Deiner Mutter, gehört und hoffen und beten, daß Gott sie, so wie ihre Kinder und insbesondere auch Dich segnen wolle und möge er Dir seinen Schutz gewähren, bis Du das Antlitz Deiner lieben Mutter wieder siehst“ *).

Der Prinz folgte dem Vorlesen dieser Adresse mit großer Aufmerksamkeit und bedeutete am Schlusse dem Pantom, daß er ihnen eine schriftliche Antwort würde zukommen lassen. Mit lautem Jubel wurde dieser Bescheid entgegen genommen, worauf sich der Prinz in sein Zelt zurückzog.

Um neun Uhr Abends begann der Corroberri oder Nachttanz. Es war eine der prachtvollen australischen Mondnächte, mit dunkelblauem Sternenhimmel, und die nackten schwarzen Gestalten waren gräßlich bemalt mit Strichen weißer Farbe, und das gab ihnen ein wahrhaft dämonisches Aussehen. Bei Mondlicht nahmen sie sich nur um so vortheilhafter — oder soll man sagen: abscheulicher — aus. Die einzige Bekleidung bestand in einem schmalen Gurt um die Hüften, im Uebrigen war der ganze Körper für die weiße Decoration der schwarzen Haut frei gelassen, und nur einige junge Männer, welche schon mehr „civilisirt“ sein wollten, hatten es für unanständig gehalten, sich ganz unbekleidet an dem Spiele zu betheiligen. Wenn man auch selbstverständlich diesen Einwand gelten lassen muß, so ist doch andererseits nicht zu leugnen, daß ein Corroberei, der von bekleideten Schwarzen ausgeführt würde, sehr viel an seiner Anziehung verlieren müßte.

Die Weiber hatten ihre Piccaninies, d. i. Säuglinge und kleinen Kinder, bei sich, die aus einem sehr schmutzigen Bündel von Allerlei hervorlugten, welches den ganzen beweglichen Besitz der Familie ausmachte und das immer die Frau, als das rechte Lastthier ihres faulen Gatten, auf der Wanderung — und darauf sind sie fast immer — mit großer Resignation auf ihrem Rücken keuchend fortschleppt, während gleichzeitig die Männer höchstens einige Waffen tragen und gewöhnlich in sehr lauter Unterhaltung voranmarschiren. Die scenische Rolle, welche ihnen bei der Vorstellung des Ring bal in zufiel, bestand darin, daß sie auf der Erde, in der Rundung eines Hufeisens, kauerten, hölzerne Stäbe gegen einander schlugen und dabei eine ganz merkwürdige Weise sangen, die sich durch weiter nichts auszeichnete, als eben durch ihre außerordentliche Neuheit. Dazu tanzten dann die Männer in gutem Takte und begleiteten dabei den Gesang oder das Geheul; — man ist wirklich in Verlegenheit, wie man es eigentlich nennen soll.

Dieser Tanz und die sehr primäre Tonweise, sowie die schwarzweiße Decoration selbst, haben eine mystische Bedeutung, welche aber nur den älteren Männern bekannt ist und welche sie — selbst nicht einmal gegen die sonst sehr verfänglichen Coppers (Kupfermünzen) und bits of tobacco (Stückchen Taback) ausplaudern. Nun wollte man gern hinter das Geheimniß kommen und einer aus der Gesellschaft des Prinzen wandte sich, — gemäß der bekannten Erfahrung, die auch bei den Eingeborenen Australiens gilt, daß Frauen immer gern aus der Schule schwatzen, an eine der jungen Schwarzen, um ihr die Zunge zu lösen, allein sie bekannte ganz offen, daß sie von der Sache eben so wenig wisse, als der Fragende selbst.

Als der Prinz sich den Wilden näherte, lagen sie alle regungslos auf dem Rücken, bis das Geklapper mit den Stäben und der Gesang begann, darauf aber streckten sie, einer nach dem andern, zunächst das rechte und dann das linke Bein in die Höhe und zwar immer zuerst in senkrechter und hierauf in diagonaler Richtung. Es war ein mit größter Taktmäßigkeit ausgeführtes rhythmisches Exercitium, das in dem ganzen Zusammenhange sehr ergetzlich für die Zuschauer war.

Nachdem dasselbe mehrere Male wiederholt worden, sprangen die schwarz-weißen Männer plötzlich alle zumal auf und begannen ein lebhafteres, aber auch zugleich sehr anstrengendes Spiel. Sie liefen, sprangen, tanzten, ja ras'ten, wie halb Wahnsinnige, umher, und doch mußte man wieder zugestehen: es lag eine Art Methode in diesem Wahnsinn. Der höchst eigenthümliche und nicht zu beschreibende Ton, womit die einzelnen Akte des Corroberri schlossen, zog die besondere Aufmerksamkeit der Besuchenden auf sich. Es war kein Grunzen, kein Stöhnen, kein Ton der Freude oder was sonst, sondern eine Art hörbaren Seufzers, der in höchst komischer Weise kurz abgebrochen wurde.

In der einen Abtheilung tanzten zwei Schwarze vorwärts und rückwärts auf einem Fuße und hielten dabei den genauesten Takt mit den übrigen Tänzern, das war eine wirklich künstlerische Leistung. Als die Männer endlich völlig erschöpft waren, traten noch zwei Tänzerinnen auf, aber sie hatten in der Kunst der Terpsichore sehr wenig Fortschritte gemacht und fanden nur geringen Beifall.

Damit war der Corroberri um 11 Uhr Nachts zu Ende. Der Prinz wollte sich erkenntlich zeigen und seinen Unterhaltern eine Probe specifisch schottischer Musik zum Besten geben. Er ließ also seinen Dudelsackpfeifer kommen und befahl ihm damit Musik zu machen (— wenn's Musik ist! —). Die schrecklichen Töne schienen anfänglich die schwarze Gesellschaft ein wenig zu erschrecken, fanden aber bald ihren ungetheilten Beifall. —

*) Diese feingesetzte Adresse ist, man sieht es ihr auf hundert Meilen weit an, ein arger Humbug, der auf die Armen an Geist in der Londoner Exeterhalle berechnet ist, die für alles Schwarze schwärmen und sich um die nothleidenden Weißen in der eigenen Heimath wenig bekümmern. Aber hier wird nun gezeigt, wohin es ein australischer Wilder binnen sieben Jahren (so lange ist ja der Missionär Taplin dort!) in englischer Stilistik, Civilisation &c. zu bringen vermag und was solch ein Reverend Alles aus den wilden Söhnen der Natur in so kurzer Zeit machen kann! Ein so hoffnungsvolles Beginnen muß man natürlich mit Geldmitteln unterstützen und ein bethörtes Publicum greift auch allemal in die Taschen. Jene rührende Adresse ist weiter nichts als ein Fabrikat jenes Reverend Taplin, und auf Sensation berechnet. A.

Die Griechen auf Creta.

Der Aufstand der Candioten ist immer noch nicht zu Ende, denn Jene, die ihn ins Leben riefen, finden ein Interesse daran, die „Frage“ offen zu erhalten. Der Glaube, daß die russische Politik ihre Hand im Spiele habe, ist allgemein, gewiß aber, daß das finanziell bankerotte „Königreich Hellas“ Mittel genug findet, die Candioten zu unterstützen. Woher bezieht es diese Mittel? Es selber hat kein Geld, um seine Gläubiger zu befriedigen. Beiläufig bemerkt scheint es, als ob die Türkei vom Völkerrecht ausgeschlossen sei, denn die Hellenen können es der „befreundeten Macht“ gegenüber treiben wie sie wollen.

Seitdem Rußlands Absichten in Betreff der sogenannten orientalischen Frage selbst vor dem blödesten Auge klar zu Tage liegen, finden auch seine Trabanten, Vasallen und Helfershelfer keine Gunst mehr bei den civilisirten Völkern Europas. In der That nimmt es sich auch seltsam aus, wenn dieselbe Politik, welche in Polen systematisch die Ausrottung des Katholicismus betreibt und dabei mit einer beispiellosen Härte und Rücksichtslosigkeit verfährt, — wenn, sagen wir, diese russische Politik über den angeblichen Druck klagt, welchen die „Christen“ im Gebiete des osmanischen Reiches zu erleiden hätten. Aber diese Klagen verhallen, weil wir wissen, daß sie theils erlogen, theils übertrieben sind, und dann auch, weil sie von verdächtiger Seite her erhoben werden. Wie kann man bei uns Theilnahme für sogenannte christliche Halbbarbaren verlangen, welche Juden verfolgen und

todtschlagen? Theilnahme für Völkertrümmer, die lediglich moskowitische Werkzeuge sind und wesentlich dazu beitragen, Europa nicht zur Ruhe kommen zu lassen?

Auch sind diese „Christen“, abgesehen von ihrer Rückständigkeit in Bezug auf Alles, was Cultur heißt, moralisch nicht so geartet, daß wir ein Interesse an ihnen nehmen könnten. Auf keinen Fall erscheinen die Türken schlechter als sie, darüber sind die Stimmen der unbefangenen Leute durchaus einverstanden. Obendrein macht es einen abstoßenden Eindruck, wenn man sieht, wie und weshalb ein religiöses Moment mit so vieler Schaustellung in den Vordergrund gestellt wird; man weiß, daß die nackte Eroberungssucht im Hintergrunde lauert.

Wir sehen jetzt mit einer Art von spöttischem Mitleiden auf die Beschränktheit jenes **Philhellenismus** zurück, der vor etwa vierzig Jahren gleich einer psychischen Seuche grassirte. Die „Griechenfreunde“ arbeiteten der russischen Politik in die Hand und ernteten für sich selber nur Undank. Was aus dem hellenischen Staate geworden ist und wie die Griechen in demselben wirthschaften, weiß Jedermann. Gleichviel ob er klein bleibt wie bisher, oder ob er Epirus, Thessalien und Creta sich einverleibe, — ein Vasall und Werkzeug Rußlands bleibt er so wie so.

In Betreff der **Verhältnisse auf Candia** ist das europäische Publicum von einem Theile der Presse eben so planmäßig belogen werden, wie es in Bezug auf die nordamerikanischen Verhältnisse seit acht Jahren geschehen ist und noch geschieht. Man schreibt Unwahrheiten und verschweigt Thatsachen oder stellt die letzteren so dar, wie es dem Parteiinteresse entspricht.

Wir haben zwei Mittheilungen vor uns liegen, welche auf die candiotischen Dinge helle Schlaglichter werfen. Die **Garibaldiner** hatten 1866 einen Einfall in Tyrol gemacht, um, natürlich im Namen der **italienischen** Nationalität, das **deutsche** Land bis zum Brenner und Finstermünzpasse zu erobern. Sie wurden, wie billig und recht, von unseren deutschen Landsleuten mit blutigen Köpfen heimgeschickt. In Italien selber war dann im Herbst 1866 nichts mehr für sie zu thun. Da brach der cretische Aufstand aus. Handelte es sich dabei etwa nicht um den „heiligen Kampf einer unterdrückten Nationalität“? Die Presse auf der Apenninenhalbinsel bekam philhellenische Anwandelungen; sie entdeckte, daß die „heilige“ Sache Griechenlands und Italiens eng verschwistert sei, und man brachte Waffen und Geld zusammen, damit die Candioten sich von der Theilnahme der Italiener überzeugen könnten. Mehrere Hunderte von Garibaldinern legten ihre rothen Hemden wieder an, und wurden auf einem italienischen Fahrzeuge nach Creta geschafft, wo sie trotz der Blockade landeten. Sie kämpften in den Reihen der Insurgenten bis ins Frühjahr hinein; dann aber konnten sie es nicht mehr aushalten und eilten wieder fortzukommen. Einer dieser Garibaldinischen Kämpfer, Sympathiestrolche möchten wir sagen, Namens Adolfo **Bruzzone**, hat dann die Leidensgeschichte dieser Rothhemden, Enthüllungen über Creta, veröffentlicht, und dieselbe der „edlen und kühnen Jugend Italiens“ (balda gioventu italica) gewidmet, auf daß diese sich ein warnendes Beispiel nehme. Die Garibaldiner, sagt er, seien nach Creta gekommen, „um mit ihrem Blute das heilige Princip der Solidarität zwischen Schwestervölkern zu besiegeln“. Ma illusi! „der Baum unserer poetischen Phantasie verlor gar bald seine Blätter“. Die Enttäuschung stellte sich sofort ein; den Italienern brach das Herz, sie wurden von Gewissensbissen gequält als sie die traurige, nackte Wahrheit vor sich sahen, und Trost fanden sie nur darin, daß sie sich gelobten, nach ihrer Heimkehr **die Wahrheit** zu veröffentlichen.

So sagt Bruzzone; er schreibt weiter: „Von Anbeginn des Aufstandes hat **die Presse** in Europa und namentlich in Italien emsig und eifrig berichtet über die Großthaten und die Leiden der Rebellen, über unablässige Kämpfe, über Opfer, welche täglich auf dem Altare des Vaterlandes gefallen seien, und über die Barbarei der Türken, insbesondere auch der Aegypter. **Aber das Alles war in Syra und Athen für die Zeitungen zurecht gemacht worden.** Als wir Rothhemden auf Creta erschienen, fanden wir keine brüderliche Umarmung; man behandelte uns nicht nur mit äußerster Gleichgültigkeit, sondern sehr oft wegwerfend und verächtlich. Die Rothhemden ließen sich anfangs dadurch nicht irre machen, sie glaubten für „eine edle Sache“ zu kämpfen und so schlugen sie sich gegen die Türken bei Kisamo, bei Apokorena und bei **Topoljä** (— d. h. **Platz der Pappelbäume**; also ein rein **slavischer** Ortsname auch bei den „reinen Hellenen“ auf Candia —). Darauf waren sie Zeugen des Gemetzels von Guinti, bei welchem diese Hellenen Weiber und Kinder der Türken hinmordeten, wovon aber die Zeitungen nichts meldeten; sie sahen, wie wild und barbarisch der „christliche Patriot“ **Criaris** mit seiner Bande zu Werke ging. Täglich widerte diese Barbarei sie mehr und mehr an; sie verloren alle Sympathie für „eine Sache, **die mit der Nationalität auch nicht das Allergeringste zu schaffen hat** (che nulla ha di nazionalità) und weiter nichts ist als das Werk gieriger Speculanten, **welche in abgefeimter Weise den Schrei wegen des Christenthums als willkommenen Hebel für ihre Absichten erheben lassen**“ (L'opera di pochi ingordi, che seppero artatamente far loro levaro il grido di: Zito Christianos). Wir wollten nicht ferner Genossen bleiben von Menschen, welche mit den Gefangenen, die sie dem Feind abgenommen hatten, zu Werke gingen, als handle es sich um eine **Bartholomäusnacht**. Der edle Name eines Italieners sollte ferner nicht dadurch befleckt werden, daß er neben dem **solcher Räuber** (Klephthen) genannt wurde. Ich schreibe dieses Buch, um euch vor Betheiligung an einer Sache zu warnen, die mit euren edlen Wallungen gar nichts zu schaffen hat.“ —

So viel von dem, was der Italiener Bruzzone sagt. Es verstand sich von selber, daß auch Engländer, die überall Unvermeidlichen, nach Creta gehen würden, um sich die dortigen Vorgänge anzusehen, und so hat denn ein Mr. Hilary **Skinner** die Blockade gebrochen. Für einen frommen Briten mußte es nicht ohne Belang sein, gefahrlos zu beobachten, wie Christen und Mohammedaner in russischem Interesse einander die Hälse abschneiden. Skinner hat nun seine Beobachtungen veröffentlicht und das „Athenäum“ (15. Februar) bespricht sein Buch. Skinner ist ein „Sympathiemichel“ für die „Christen“, aber trotzdem berichtet er Dinge, welche sehr schlimm für diese lauten, und wodurch die in Athen fabricirten Zeitungsartikel vielfach Lügen gestraft werden.

Die angebliche **Regierung** ist gar nicht vorhanden. Die **Hauptrolle spielen einige Palikarenführer, deren Treiben genau jenem der calabresischen Briganten gleicht.** Diese **Koroneos, Petropulaski, Zimbrakaki** und wie alle die barbarischen, unhellenischen Namen dieser Klephthen lauten, waren grimmig gegen die Türken; **darin** bestanden ihre patriotischen Gefühle. Die Masse der griechischen Bevölkerung auf Creta, die aus etwa 200,000 Köpfen besteht, nahm sehr unwillig am Aufstande Theil. Die Insurgenten haben nie mehr als 14,000 Mann gezählt, und davon höchstens 2000 bis 3000 im Felde gehabt; selbst von diesen trugen manche die Waffen nur, weil man sie dazu gezwungen hatte. Die Rebellion zieht sich nur in die Länge, weil die Umtriebe von Athen her nicht aufhören und weil man den Leuten immer eine europäische Intervention vorspiegelt.

Der englische **Consul Dixon** berichtete amtlich, daß die Verwaltung der Türken nicht schlecht und keinenfalls derart sei, daß sie zum Vorwande für einen Aufstand dienen könne. In Bezug auf den „Verfall“ der Insel schreibt derselbe: „Creta gedieh nur, wenn die Candioten einen Herrn hatten, der sie zur **Arbeit** anhielt, und **das haben die Venetianer gethan.** Die Türken haben die locale Selbstverwaltung begünstigt so viel sie irgend vermochten und die Folgen davon sind auch nicht aus-

geblieben. Wo die Bevölkerung **fleißig** ist, wie auf **Mitylene** und **Chios**, dort ist auch das ganze Land ein Garten; wo sie **träg** ist, wie auf **Rhodus** und **Candia**, dort schreitet der Anbau nicht vorwärts. „Die türkische Regierung hat zwar alle schlimmen Seiten der Finanzwirthschaft von den byzantinischen Kaisern ererbt und angenommen, aber dadurch sind **fleißige** Bevölkerungen doch nicht gehindert Fortschritte zu machen.“ Selbst auf Creta fand Skinner Dörfer, bei welchen die Felder sehr gut bestellt waren. „In Bezug auf den Glauben sind die Candioten der Mehrzahl nach Christen, und wenn sie so fleißige Ackerbauer sein wollten, wie sie, in ihrer Art, eifrige Christen sind, so würde sie nichts daran hindern. Die Sphakioten sind ohnehin so gut wie ganz unabhängig.“

„Die Aufstände der Candioten gegen die Türken in den Jahren 1826, 1833, 1841 und 1866 stehen nicht etwa vereinzelt in der Geschichte: **die Creter waren auch gegen die christlichen Venetianer immerfort im Aufstande.** Ihr Anspruch mit Griechenland vereinigt zu werden, hat wenigstens keine historische Begründung, denn sie haben niemals zu Griechenland gehört, sie sind auch nicht von derselben Race wie die **albanesischen** und **slavischen** Leute in Morea, welche man heutzutage als „Hellenen“ bezeichnet. Die Lösung der Wirren auf Candia wird möglich sein, wenn die vom Auslande gesponnenen Ränke ein Ende nehmen.“

Skinner erzählt, trotz seiner Sympathien für die Candioten, daß diese „sich nicht viel mit türkischen Gefangenen belästigten; sie gaben und nahmen kein Quartier. Weiber und Kinder konnten sie in der Regel nicht niedermetzeln, weil dieselben zumeist in die befestigten Plätze in Sicherheit gebracht worden waren“. Während die Griechen keinen Pardon gaben, wurden andererseits von den Türken viele griechische Gefangene freigegeben. Türkenköpfe aber galten für die schönsten Trophäen, während die Muselmänner nach der Erstürmung von Arkadi sehr vielen Gefangenen den Kopf nicht abschlugen; in jenem Kloster hatte ein Mönch das Pulvermagazin in die Luft gesprengt. Die Türken verloren im erbitterten Kampfe viele Leute; trotzdem befolgten sie das Beispiel der Candioten nicht und gaben mehr als hundert Frauen und Kindern die Freiheit. „**Wann hat ein Grieche, ein griechischer Arnaut, ein Mainote oder ein Candiot jemals Weiber oder Kinder eines Muselmannes verschont?**“ Skinner fand griechische Frauen in Dörfern, die von türkischen Soldaten besetzt waren, während türkische Frauen das nicht wagen durften. Die mit so großem Lärm in Scene gesetzte Fortschaffung candiotischer Familien nach Athen war im Ganzen unnöthig, aber darauf berechnet, „christliche Sympathien“ zu erregen. In St. Petersburg wurde am Hofe, in Moskau von Seiten der hohen Geistlichkeit für die Insurgenten gesammelt, auch der — „Sympathie“ wegen!

Barbaren sind die christlichen Candioten wie die Türken mehr oder weniger Alle, und sicherlich hat keiner dem andern etwas vorauszugeben. Da aber die russisch-griechischen Berichte planmäßig so große Schmach auf die „Feinde des Glaubens“ häufen, so wird es angemessen sein, im Interesse der Wahrheit zu zeigen, von welcher Sorte Menschen die „heldenmüthigen Freunde des wahren Glaubens, die Bekenner der rechtgläubigen orientalischen Kirche“ eigentlich sind, zu was sie taugen und wozu man sie gebraucht.

Nordpolfahrten.

In der geographischen Gesellschaft zu London hat Capitän **Sherard Osborne** diesen Gegenstand wieder aufs Tapet gebracht, und wir werden demnächst auf die „arktischen Pläne“ näher eingehen. Der genannte Seemann befürwortete eine Expedition von England aus und erwähnte dann der verschiedenen Wege, welche von verschiedenen Seiten her als praktikabel hingestellt worden sind. Die **Deutschen**, insbesondere Dr. **Petermann**, sind bekanntlich für den Weg über **Spitzbergen**; die **Franzosen**, voran **Lambert**, ziehen die **Behringestraße** vor und Sherard Osborne ist für die Baffinsbay und den Smith-Sund, weil hier das Land weiter nach Norden hin reiche. Dort habe man auf die Unterstützung der Eskimos zu rechnen und könne vermittelst der dänischen Niederlassungen an der grönländischen Küste in Verbindung mit England bleiben. Dr. Petermann habe ihm, Capitän Osborne, geschrieben, daß die deutsche Nordpolfahrt für 1869 fest beschlossen sei; Herr **Rosenthal** in Bremerhaven habe dafür zwei Schraubendampfer, den „Albert“ und den „Bienenkorb“, zur Verfügung gestellt. Es sei allerdings von großem Belange, daß Schiffe in den hochnordischen Meeren zwischen Nowaja Semlja und Grönland dem Laufe des Golfstromes zu folgen den Versuch machen; aber die drei schwedischen Expeditionen, welche seit 1861 nach Spitzbergen unternommen wurden, wären zu dem Resultate gelangt, daß eine offene Seepassage im Norden dieses Landes nicht zu erwarten sei. **Torrel** und **Nordenskjöld** erstiegen im Juli und August Berge von 3000 Fuß Höhe im nördlichen Spitzbergen, sahen aber gen Norden hin gar kein offenes Wasser. Sie betonen außerdem, daß Alle, welche die meiste praktische Erfahrung über den arktischen Ocean haben, zu der Ueberzeugung gelangt wären: das Polarbecken sei dermaßen mit Eis angefüllt, daß alle Versuche, die Schiffe nach Norden hin zu forciren, erfolglos gewesen wären. Wähle man dagegen den **Smith-Sund**, dann sei es möglich, in Schlitten oder Booten an der Küste hin zu fahren. — Dem französischen Project müsse man den besten Erfolg wünschen. Im Sommer 1867 hätten einige amerikanische Walfischfahrer im Norden der Behringstraße eine hohe Breite erreicht; sie wären dem Striche des Polarlandes entlang gefahren, welches Capitän **Kellet** 1849 entdeckt habe und von welchem **Wrangell** Kunde gab, als er die Küste Nordsibiriens erforschte. Einer jener Walfischfahrer, Capitän Long, fuhr mit seinem Schiffe „Nile“ drei Tage lang an der Küste hin und sah einen Berg, der ein erloschener Vulcan zu sein schien und etwa 2480 Fuß hoch war. Capitän **Bliven** mit dem „Nautilus“ kam bis 72° N. und sah hohe Berge in dem neu entdeckten Lande, das eine Richtung nach Nordwesten hin halte. Capitän **Rayner** vom „Reindeer“ bestimmte astronomisch die Lage des Cap im Südosten: 71° 10′ N., 176° 40′ W. Endlich werde durch Herrn **Whitney** zu Honolulu mitgetheilt, daß ein Capitän bis 74° N. gekommen sei und dort Bergketten und Spitzberge gesehen habe, welche er mit dem Auge weit nach Nordwesten hin verfolgen konnte. Was ferner die Route durch den **Smith-Sund** betreffe, so sei im Sommer 1867 der Walfischfahrer „Arctic“, ein Dampfer aus Dundee, bis 79° N. gekommen, demnach so weit wie einst **Kane**. Ferner habe Dr. **Hayes**, der in einem kleinen Schooner nach dem Smith-Sund gefahren sei, nach seiner Rückkehr von dort die Mittheilung gemacht, daß im Winter bei heftigem Nordost die Temperatur in dem Verhältnisse stieg, in welchem der Sturm heftiger wurde, und daß sie fiel, als der letztere nachließ. Ferner erklärten die Eskimos an der Ostseite des Sundes, daß Dr. Hayes, wenn er auf der Westseite des letztern weiter nach Norden gegangen wäre, dort Leute, gute Jagdgründe und viele Moschusochsen gefunden haben würde. Alle, welche den Smith-Sund hinauffuhren, wurden durch **Wasser** aufgehalten, sie fanden **Meer**, das ihnen Nahrung lieferte. Aus dem Allen ergebe sich, daß in dieser Richtung die beste Aussicht vorhanden sei, den Pol zu erreichen; Capitän Sherard Osborne sei bereit, das Unternehmen zu wagen, sobald man ihm die erforderlichen Mittel zur Verfügung stelle.

Eisenbahnen und Telegraphen in Europa. Die Bahnen in unserm Erdtheile haben von 1860 bis 1865 von 6955 auf 10,000 geographische Meilen zugenommen, und während sie damals ein Capital von 19,051 Mill. Fr. absorbirt hatten, betrug

die Capitalsanlage Ende 1865 schon 31,414 Mill. Fr. Die Länge der Bahnen in Europa beträgt 83,154, in Amerika 66,160, in Asien 5893, in Afrika 1061, in Australien 885; die Länge der Eisenbahnlinien der Welt 157,143 Kilometer oder 21,178 geographische Meilen. Zu dem Betriebe sind gegenwärtig mindestens 40,000 Locomotiven und 1,200,000 Wagen in Bewegung. Damit werden täglich ungefähr 27 Mill. Centner Waaren verfrachtet und 3 Millionen Passagiere befördert. Nach dem Durchschnitte der für mehrere Bahnen bekannten Angaben berechnet sich die Anzahl der in mittelbarem Bahndienste stehenden Beamten, Diener und Arbeiter auf eine Million bis 1,200,000 Menschen, ohne jene Personen zu zählen, die unmittelbar in den Werkstätten und Fabriken für die Bahnen beschäftigt sind. —

Das Eisenbahnnetz Deutschlands hat sich im verflossenen Jahre 1867 erheblich erweitert. In 11 deutschen Staaten wurden neue Eisenbahnlinien im vorigen Jahre eröffnet und zwar 69,3 Meilen in Preußen, $12\frac{1}{4}$ M. in Baiern, $11\frac{3}{4}$ M. in Oldenburg, $8\frac{2}{3}$ M. in Würtemberg, $4\frac{1}{2}$ M. in Baden, 4 M. in Sachsen, $8\frac{3}{4}$ M. in Strelitz, $2\frac{1}{2}$ M. in Hessen, 1 M. im bremischen Gebiete, 1 M. in Sachsen-Koburg-Gotha und $\frac{1}{2}$ M. in Schwarzburg-Sondershausen, das bisher noch ohne alle Eisenbahn war. Die Länge der Eisenbahnen betrug Ende 1867: 1) in Preußen 1244 M.; 2) in Sachsen $127\frac{3}{5}$ M.; 3) in Hessen 45 M.; 4) in den beiden Mecklenburg 46 M.; 5) in Braunschweig $26\frac{1}{2}$ M.; 6) in Anhalt $22\frac{1}{4}$ M.; 7) in Oldenburg $17\frac{3}{4}$ M.; 8) in Koburg-Gotha $13\frac{2}{3}$ M.; 9) in Meiningen 13 M.; 10) in Weimar 12 M.; 11) in Altenburg $8\frac{4}{5}$ M.; 12) in den Gebieten der Hansestädte beiläufig 9 M.; 13) in den beiden Reuß gegen 4 M.; 14) in Schaumburg-Lippe $3\frac{1}{3}$ M.; 15) in Schwarzburg-Sondershausen $\frac{1}{2}$ M.; 16) in Baiern $351\frac{1}{2}$ M.; 17) in Baden 101 M.; 18) in Würtemberg $89\frac{4}{5}$ M. Ohne alle Eisenbahnen sind noch die Fürstenthümer Lippe, Waldeck und Rudelstadt. — In Oesterreich giebt es zur Zeit 894 Meilen Eisenbahnen; hiervon werden etwa 30 Meilen — abgesehen von den Stadtbahnen — mit Pferden befahren.

Im Jahre 1840 wurde die erste Telegraphenleitung in größerem Maßstabe an der Blackwall-Bahn eingerichtet. Eine Uebersicht des jetzigen Telegraphennetzes der ganzen Erde ergiebt: In Europa 188,027 Kilometer Linien mit 517,074 Kilometer Drahtleitung, in Amerika 105,655 mit 260,290, in Asien 35,146 mit 40,100, in Australien 13,670 mit 15,594, in Afrika 11,160 mit 16,800, Submarine-Kabel 11,819 Kil. Linien mit 16,697 Kil. Drahtleitung. Summa 365,476 Kil. Linien = 49,255 geographische Meilen, 866,555 Kil. Drahtleitung = 116,786 geographische Meilen.

Eisenbahnen in Rußland. Im Jahre 1865 gehörten von den damals vorhandenen Linien drei dem Staate; nämlich die von Petersburg nach Moskau, von Gruschewski zum Don und von Odessa nach Balta.

1) Petersburg-Moskau, 604 Werst (7 = 1 deutsche Meile). — 2) Gruschewski zum Don, 66 W. — 3) Von Odessa nach Balta (eröffnet 4. December 1855), 200 W. — 4) Petersburg-Warschau mit Verzweigung an die preußische Grenze, 1206 W. — 5) Moskau-Nischni-Nowgorod, 410 W. — 6) Riga-Dünaburg, 204 W. — 7) Moskau-Rjäsan, 196 W. — 8) Don-Wolga, 73 W. — 9) Petersburg-Tsarskoeselo, 25 W. — 10) Tsarskoeselo-Oranienbaum, 51 W. — Während der beiden letztverflossenen Jahre hat man eifrig fortgebaut und mehrere Strecken eröffnet.

Auswanderung vom Vorgebirge der Guten Hoffnung. Mehrfach ist von uns darauf hingewiesen, daß vom Cap in nachhaltiger Weise, wenn auch nicht in großen Schaaren, eine Auswanderung nach Australien und Neuseeland stattfinde. Ein Hauptgrund liegt darin, daß das Capland seit 1863 stark von anhaltenden Dürren heimgesucht worden ist. Nun lesen wir, daß im December 1867 eine Abtheilung südafrikanischer Einwanderer in Buenos-Ayres angekommen sei. Die Leute fanden alle sogleich lohnende Beschäftigung, und erklärten, daß im Laufe des Jahres 1868 viele andere ihnen folgen würden.

Das Alpaca in der Region des La-Plata-Stromes. Wir lesen in den Berichten aus Buenos Ayres, 23. December 1867, daß die Wollzüchter ihre glänzende Zeit gehabt haben; die Ueberproduction sei zu stark. „Man kauft heute hier ein Schaf zu fabelhaft niedrigem Preise; ein solches von bester Qualität wird zu 3 Schilling 6 Pence bis 4 Schilling (1 Thlr. 10 Sgr.) angeboten und doch findet sich kein Käufer. Die Wolle ist gegen das Vorjahr um 20 Proc. gesunken und fällt immer mehr. Wir werden nun zum Weizenbau übergehen, und in den Provinzen Buenos Ayres und Santa Fe sind schon Tausende von Morgen dafür unter den Pflug genommen worden. Nach zwei oder drei Jahren werden wir Weizen bester Qualität nach Europa ausführen. Mestizawolle deckt jetzt kaum die Erzeugungskosten.

Nun sind in Uruguay Alpacas eingeführt worden. Es gelang, 90 Stück aus Bolivia bis dorthin zu bringen. Das Lamageschlecht gehört eigentlich der kalten Hochregion der Cordilleren an, und deshalb ist es allerdings auffallend, daß es in dem heißen Australien gedeiht. Aus Peru, Bolivia und Ecuador sind während der letztverflossenen Jahre im Durchschnitt 3 Millionen Pfund Alpacawolle in Liverpool eingeführt worden. Die Wolle des eigentlichen Lama ist nicht viel werth, vortrefflich dagegen die des Alpaca; ein Vließ wiegt 7 bis 10 Pfund, die Länge der Wolle beträgt etwa 26 Centimeter, bei einigen ist aber der Stapel sogar 12 Zoll lang.

Schon im vorigen Jahrhunderte hatte Buffon darauf gedrungen, daß man Alpacas nach Europa bringen solle. Die Kaiserin Josephine bat den spanischen König Karl den Vierten, für sie einige Exemplare aus Peru kommen zu lassen. Deshalb wurden etwa 30 Stück aus dem heutigen Bolivia nach Buenos Ayres gebracht und dort nach Cadiz verschifft, wo sie 1806 ankamen und nach Frankreich geschafft wurden. Man betrachtete sie als eine Seltenheit, überzeugte sich aber, daß diese Thiere auch in einem andern Klima als jenem der hohen Cordilleren leben und gedeihen konnten. In England besitzt Lord Derby eine Alpacaheerde; 1847 hatte König Wilhelm von Holland eine solche von 30 Stück. Die englische Regierung schrieb 10,000 Pf. St. Prämie für den aus, welcher die erste Alpacaherde nach Australien bringe. Ein Herr Ledger gewann dieselbe; er langte am 20. September 1858 mit 256 Stück in Sydney an, den Rest von 400, die er aus Peru geholt hatte. Die Colonie Neusüdwales adoptirte Ledger's Kinder, gab denselben noch 5000 Pf. St. zum Geschenk und bewilligte jährlich 1000 Pf. St. für die Pflege der Alpacaherde. — Die in Montevideo angelangten Alpacas sind vier Jahre lang unterwegs gewesen. Sie stammen aus Bolivia und wurden durch die argentinischen Provinzen Jujuy, Salta, Catamarca, Cordova und Santa Fe getrieben, am 24. October 1867 zu Rosario auf den La Plata zu Schiffe gebracht und von dem Peruaner Miguel Alvina wohlbehalten abgeliefert.

Die trocknen und nassen Quäker. Auch die langweilige aber sehr achtbare Religionsgenossenschaft der „Freunde“ ist nach und nach vom Geiste der Zeit angeweht worden und erleidet Abänderungen der alten strengen Observanz. Aus einem Buche, welches jüngst in London von einem Herrn Cunningham veröffentlicht worden ist, geht hervor, daß die Veränderungen schon ziemlich weit gegangen sind; die „Nassen“ bekommen über die „Trocknen“ das Uebergewicht. Früher mußte jeder Quäker eine Quäkerin heirathen; wenn er ein Weib nahm, das nicht zur Genossenschaft gehörte, dann wurde er aus dieser ausgestoßen.

Manchen aber gefielen Mädchen, die sich nicht in Grau oder Braun kleideten, und sie schieden dann aus. Insgemein war das ein Verlust für die Gesellschaft, die dann vor einiger Zeit auf der Vierteljahrsversammlung für Yorkshire die Praxis milder gestaltete und die Erlaubniß gab, daß ein Quäker unter Umständen auch eine „Tochter des Landes" heirathen könne; 1856 wurde in dieser Hinsicht bestimmt, daß eine solche jedoch in der Lehre mit ihrem Mann und der Gesellschaft übereinstimmen müsse. Es sind nämlich immer viele Kinder, welche nicht zu der letztern gehören, in Quäkerschulen gegangen oder in Quäkerfamilien aufgewachsen; diese wohnen den gottesdienstlichen Versammlungen bei, und solche sind es, von denen man annimmt, daß sie in der Lehre mit den Quäkern übereinstimmen („to profess with it"). Indeß wurde über diese Neuerung volle drei Jahre hin und her verhandelt, bis im November 1858 dreihundert angesehene Mitglieder in einer großen Versammlung sich für dieselbe entschieden. So wurde eine entschieden revolutionäre Maßregel durchgeführt, und nur bestimmt, daß solch eine Frau zuweilen sich beim Gottesdienste einfinden solle, um dadurch eine gewisse Zugehörigkeit zu bethätigen. In Bezug auf Schnitt und Stoff der Quäkerkleidung hatten schon oftmals jüngere Leute den Satz aufgestellt, daß ein Rock oder eine Mütze doch mit der Religion und gutem Lebenswandel eigentlich nichts zu schaffen habe. Ohnehin sei ja vom Stifter Georg Fox weder Schnitt noch Stoff oder Farbe vorgeschrieben worden. Zudem hätten sich ja in der üblichen Quäkertracht nach und nach kleine Veränderungen und Abweichungen eingeschlichen, aber trotzdem lasse sich nicht in Abrede stellen, daß dieselbe sehr steif, unkleidsam und gar nicht hübsch sei. Da es nun in Betreff derselben kein bindendes Gesetz gebe, so würden sie sich nicht mehr an die veraltete, unschöne Tracht gebunden halten. Das war wieder eine Revolution, welcher sofort eine dritte folgte. Die Neuerer verwarfen das vertrauliche Du. Zu den Tagen des Stifters Fox, das sei bekannt, habe man einen armen Mann mit Du, einen Reichen mit Ihr angeredet. In unserer Zeit kenne man aber eine solche Unterscheidung nicht mehr und wenn man den Quäkerbrauch mit dem Du beibehalte, so laufe das auf eine auffallende und unnöthige Sonderbarkeit hinaus. Ueberdies sei es wirklich keine „Lüge oder Schmeichelei", wenn man Jemand mit Herr oder Frau anrede, wohl aber sei es eine Lüge, wenn man den ersten Besten als Freund anrede, während man doch wisse, daß er keineswegs ein solcher sei. Man möge also diese Sonderbarkeiten, die keinen Sinn hätten, in Abgang decretiren.

Damit ist nun das auswendige Quäkerthum so ziemlich über Bord geworfen; der schnupftabackbraune Rock, der breitkrämpige Hut und das Du werden verschwinden; aber die mystische Theologie und die wohlwollende und wohlthätige Gesinnung werden noch lange Zeit Anhänger haben, obwohl offenbar die Zahl derselben stark im Abnehmen begriffen ist.

Hausmärchen bei den Kaffern. Einer unserer Mitarbeiter theilt uns Folgendes mit:

„Aus Südafrika habe ich in diesen Tagen ein Bändchen gedruckter kaffrischer Hausmärchen erhalten und darin besonders zwei Züge gefunden, die gewiß für Sie ein anthropologisches Interesse haben.

„In einer dieser Erzählungen wird gesagt und erklärt, wie die Affen aus den Menschen entstanden seien. Demnach wären die braven Kaffern keine Darwinianer.

„Jedermann kennt die Geschichte vom Durchzuge der Juden durch das Rothe Meer. In dem im vorigen Bande des „Globus" mitgetheilten Aufsatz über die Nama-Hottentotten wird erzählt, daß Heitsi Eibib auch durch Wasser geht, während seine Freunde von demselben verschlungen werden.

„In einem Kaffernmärchen sucht nun ein Häuptling seine von einem Andern entführten Kinder, d. h. Unterthanen. Dabei muß er über nicht weniger als zehn Flüsse. An jedem derselben schlachtet er einen Ochsen und wirft ihn ins Wasser. Dann theilt sich dasselbe und er kann trockenen Fußes hindurch. Endlich findet er seine Kinder, besteht einen Kampf, bekommt seine Unterthanen zurück und zieht mit denselben ab. Der andere Häuptling sendet ihm aber Krieger nach und verfolgt ihn. Er aber schlägt mit dem Stab in einen Fluß, der vor ihm liegt. Das Wasser theilt sich und Alle gehen auf das andere Ufer hinüber. Der feindliche Häuptling folgt ihm, wird aber in der Mitte des Flusses nebst all seinem Volke von den Wellen verschlungen. —

„Das sind Anklänge an die bekannte jüdische Erzählung; ich leugne aber in diesem Falle den Einfluß der Missionäre, welche etwa die Geschichte vom Durchzuge der Juden durch das Rothe Meer erzählt haben könnten. Der Kaffer will im Grunde nichts vom Christenthum wissen, so wenig wie jene Fidschi-Insulaner, welche den Sendboten Baker erschlugen, vom Lotu etwas wissen wollen. Ich finde den ganzen Charakter und die Form der Erzählung so echt kaffrisch-national, daß ich meinerseits in diesem Falle schwerlich an einen Einfluß der Missionäre glauben kann."

Die Furcht vor Nennung des eigenen Namens bei wilden Völkern. Sie ist, wie wir schon neulich hervorgehoben, weit über den Erdball verbreitet und wir finden darüber bei vielen Reisenden mehr oder weniger ausführliche Nachrichten. Man wird von einem Indianer in Britisch Columbia gewiß nicht erfahren, wie er selber heiße; er sagt aber ohne Anstand, welchen Namen ein Anderer führt. Bei den algonkinischen Stämmen im östlichen Nordamerika giebt eine der Familie angehörende alte Frau dem neugeborenen Kind einen Namen, der insgemein Bezug auf einen Traum hat; aber dieser Name wird sehr geheim gehalten und im gemeinen Leben durch einen andern ersetzt, z. B. kleiner Fuchs, rother Kopf oder dergleichen. Jenen bezeichnet man nicht einmal auf dem Pfosten, welcher über der Grabstätte errichtet wird; der Totem, das heißt das Abzeichen, das Symbol des Stammes gilt für genügend. Der eigentliche Name der berühmten Indianerin Pocahontas war Matokes, aber diesen hielt sie vor den englischen Ansiedlern geheim; sie meinte, wenn diese ihn erführen, würde ihr ein Unglück zustoßen. Als noch Eingeborene auf Vandiemens Land (Tasmanien) lebten, erwähnte ein Engländer, welcher der Landessitte unkundig war, einer Mutter gegenüber den Namen ihres Sohnes, den man zur Stadt in eine Schule gebracht hatte. Die Mutter erschrak und suchte das dadurch verursachte Unheil dadurch abzuwehren, daß sie einige Stäbchen auf den Engländer warf. —

Das Verschweigen von Namen spielt auch in den Familienbeziehungen vieler Völker eine wichtige Rolle. Bei den Dayacks auf Borneo darf kein Mann den Namen seines Schwiegervaters über die Lippen bringen. — Bei den Omahas in Nordamerika sprechen beide Schwiegereltern den Namen ihres Schwiegersohnes nicht aus, und bei den Dakotah (Sioux-) Stämmen herrscht derselbe Brauch. — Manchmal darf die Frau den Namen ihres Mannes nicht aussprechen, z. B. bei den Hindus; sie spricht nur vom Herrn, vom Gebieter rc. Der größte Vorwurf den eine Frau einer andern machen kann, besteht darin, daß sie dieselbe beschuldigt, den Namen ihres eigenen Mannes ausgesprochen zu haben. — Werner Munzinger berichtet in seinen „Ostafrikanischen Studien", daß bei den Bogos in Nordabyssinien die Frau niemals den Namen ihres Mannes nennt, oder in seiner Gegenwart Speise genießt. — Bei den Kaffervölkern darf keine Frau den Namen von Verwandten ihres Mannes oder ihres Schwiegervaters aussprechen. — Aehnliches finden wir auch bei einigen australischen Stämmen. Eine ganz eigenthümliche Sitte herrscht bei einigen

derselben am Murraystrome. Die Jünglinge werden dort nicht, wie bei manchen anderen, der Circumcision unterworfen, sondern einer andern Ceremonie, durch welche sie zu mannbaren Männern geweiht werden. Dies ist das Wharepin, ein Ausziehen der Haare am Körper. Alle, welche dabei thätig gewesen sind, dürfen einander nicht mit Namen nennen, und denselben auch nicht einer dritten Person sagen, falls einer der Betheiligten zugegen ist.

Die Tsetse- oder Tsaltsalfliege in Ostafrika. Dieses gefährliche Insect kommt auch im abyssinischen Tieflande vor und die Expedition der Engländer hat von demselben zu leiden. Dasselbe ist schon vor etwa hundert Jahren von dem Reisenden Bruce beschrieben worden, und in unseren Tagen durch Livingstone. Die Londoner Gelehrten stellen nun Untersuchungen über die Geschichte dieser Fliege an. So meint der ausgezeichnete Aegyptologe Samuel Sharpe („Athenäum“, 8. Februar), daß im Propheten Jesaias, VII, V. 18 die Tsaltsal gemeint sei. Luther übersetzt: „Denn zu der Zeit wird der Herr zischen der Fliege am Ende der Wasser in Aegypten und der Biene im Land Assur.“ — Sodann im 5. Buch Mose: „Alle deine Bäume und Früchte deines Landes wird das Ungeziefer fressen.“ Ein Dr. Margolicuth will das auf die Tsetse beziehen, offenbar mit Unrecht. Denn diese Fliege frißt keine Früchte, sondern sticht nur gewisse Thiere, und gewiß hat die autorisirte englische Bibelübersetzung recht, wenn sie hier „Heuschrecke“ sagt. — In der folgenden Nummer der genannten Zeitschrift stellt dann J. Hogg eine Untersuchung über die Bibelstellen an, in welchen der Tsaltsal erwähnt wird. —

Wir wollen Einiges hinzufügen. Livingstone hat auf seinen südafrikanischen Reisen diese Fliege oftmals beobachtet und geschildert, welchen Schaden sie den Viehherden thut. Er nennt sie ganz richtig Tsetse, und wenn Sharpe den Vorschlag macht, diese Benennung fallen zu lassen und statt derselben Tsaltsal aufzunehmen, so thut er unrecht. Die ersten Nachrichten, welche Livingstone über die Tsetse gab (die er namentlich am Mababi, im Lande der östlichen Buschmänner in großer Menge beobachtete), stehen im Journal of the royal geographical society of London XXII, 164 (1852). Ganz unabhängig von ihm fand und beschrieb Graf D'Escayrac de Lauture das Insect in seinem Werke: Le désert et le Soudan, das 1854 erschien und das ich in einer deutschen Bearbeitung herausgegeben habe. („Die afrikanische Wüste und das Land der Schwarzen am obern Nil.“ Leipzig 1855.) Hier ist die betreffende Stelle:

„Etwa unter dem zehnten Breitengrade, am Weißen Nil, schwärmt eine Stechfliege umher, welche im Sennari als Yohara bezeichnet wird. Ihr Stich ist tödtlich für das Vieh, für den Menschen aber nicht, jedoch verursacht ihr Stich dem letztern große Schmerzen. Dieses Insect hat unter den Arabern im Sudan mehr Wanderzüge und Aufenthaltswechsel hervorgebracht als alle Kriege.“

„Bei den Gallas heißt es Tsen (Tselich), nach einem Worte, das, wie man mir sagte, stechen bedeutet. So viel ich vernommen, giebt es von dieser Stechfliege zwei Arten; die eine hat die Größe einer gewöhnlichen Fliege, ist roth und gelb und weit gefährlicher als die größere Art, die braun und länger als eine Wespe sein soll. Beide haben einen Saugrüssel wie die Mücken. Während der Sommerzeit halten sie sich auf den Bäumen auf und fallen in Schwärmen auf das Vieh, das ihren giftigen Stichen bald erliegt. Bei den Menschen ist Ammoniak sehr wirksam gegen das Gift; übrigens scheinen diese Fliegen es und zwar mit großer Wuth auf Kameele und Schafe abgesehen zu haben.“

Den englischen Gelehrten ist bisher eine Stelle im Diodorus Siculus entgangen, welche Graf d'Escayrac anführt. Der alte Geschichtschreiber spricht von den Rhizophagen, deren Land er oberhalb Aegyptens an die Ufer des Flusses Asa verlegt, und bemerkt: „Mit Beginn der Hundstage erheben sich starke Winde. Dann erscheinen im Lande ungeheure Schwärme fliegender Insecten und diese sind weit größer als andere Fliegen, die wir kennen. Die Menschen weichen ihnen aus und gehen in die Moräste; die Löwen nehmen vor ihnen die Flucht.“

Die Tsetse ist Glossina morsitans.

* * *

— Die Kaffeeausfuhr aus Rio de Janeiro im Jahre 1867 hat 2,659,753 Sack betragen; davon gingen 1,226,636 nach Nordamerika. — In Ecuador bildet Kakao das wichtigste Product; 1867 wurden davon 195,760 Centner ausgeführt, 60,000 Centner weniger als im Vorjahre. Die Vertheilung dieses Exportes ist von Interesse, weil er zeigt, in welchen Ländern am meisten Chocolade getrunken wird. Nach Spanien gingen 81,112 Centner; nach Hamburg 26,994, Frankreich 15,304, England 13,344.

— Die Zolleinnahmen im Hafen von Neuyork haben 1867 nur die Summe von 114,085,984 Dollars eingebracht, etwa sieben Achtel der gesammten Einfuhrzölle.

— Im Staate Indiana, also einem nordwestlichen „freien“ Staate, in welchem die Radicalrepublikaner die Mehrheit haben, ist im Januar ein Neger zu zehnjährigem Gefängnisse verurtheilt worden, weil er eine weiße Frau geheirathet hat. So verfährt die „Partei der moralischen Ideen“, welche dem Süden die absolute Negergleichheit aufzwingen will und zu diesem Zwecke zehn Staaten unter Militärherrschaft gestellt hat.

— In Honduras haben sich Nordamerikaner aus den schwer bedrückten Südstaaten der Union seit 1866 in der Nähe von San Pedro Sula angesiedelt und ihre Colonie gedeiht. Unweit von Comayagua sind Kupfergruben entdeckt worden.

— Die „Frauenrechtlerinnen“ sind jetzt auch in England sehr rührig. Lady Anna Gore Langton, Frau eines Parlamentsmitgliedes, Tochter des verstorbenen Herzogs von Buckingham und wahrscheinliche Erbin der Pairswürde für das Earldom of Temple and Stowe, hat an der Spitze von 13,497 Namen eine Bittschrift ans Parlament unterzeichnet, in welcher verlangt wird, daß verheiratheten Frauen und Wittwen, welche Steuern zahlen, das Stimmrecht bei Wahlen zum Parlamente nicht länger vorenthalten werde. — Die nordamerikanischen Frauenrechtlerinnen sind höchst erbittert gegen die Radicalrepublikaner, welche jedem rohen Neger das Wahlrecht zuerkannt haben und es doch den gebildeten Frauen verweigern. Sie können keinen „vernünftigen Grund“ dafür finden.

— Der Orden der Jesuiten ist im Anwachsen. Er zählte zu Ende des Jahres 1867 nicht weniger als 8168 Mitglieder. Davon kamen auf die italienische Zunge 1589, auf die französische 2422; auf die nordeuropäischen Länder, Deutschland eingeschlossen und Belgien mitgerechnet, 2111; auf die spanische Zunge 1148 und auf die englische 898. Der Orden ist in 21 Provinzen getheilt, und die Zahl der über alle Erdtheile zerstreuten Jesuitenmissionäre beträgt 1338.

— Der Drachenbaum von Orotava auf Teneriffa, der durch Alexander von Humboldt's Schilderung allgemein bekannt geworden ist, hat zu sein aufgehört. Er ist einem gewaltigen Sturmwind erlegen. Das Alter dieses Baumes ist bekanntlich von Humboldt auf mindestens 6000 Jahre geschätzt worden.

Herausgegeben von Karl Andree. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

An der untern Wolga.

Die Wolgamündungen. — Astrachan, der Stern der Wüste; vormalige Handelsbedeutung. — Die Bewohner. — Fischfang auf Stör und Hausen. — Kaviar. — Scenen beim Fischfang im Winter. — Die Pelikane im Wolgadelta. — Ein Kalmückenfürst. — Vorführung von Scenen aus dem Nomadenleben. — Roßherden und verwilderte Pferde. — Der Kalmück als freier Mann.

Die **Wolga** ist ein gewaltiger Strom, der größte unseres Erdtheils und eine Hauptverkehrsader des russischen Reiches. Ihre Quellen liegen unter etwa 57° N. auf den sogenannten alaunischen Höhen, in einer Region, welche man auch wohl als Wolchonski-Wald bezeichnet, im Gouvernement Nowgorod. Nach einem Laufe von etwa 470 deutschen Meilen bildet sie bei Astrachan ein Delta mit unzähligen, labyrinthisch durch einander verflochtenen Stromrinnen, und sie schiebt dasselbe immer weiter in den großen kaspischen Binnensee vor. Sie zeigt recht eigentlich den Weg nach Persien und Innerasien, welche beide schon in die Machtsphäre der Moskowiter hineingezogen worden sind, und ihr Mündungsgebiet wird eine gesteigerte Bedeutung erhalten, sobald die Wolgabahn vollendet ist.

Zu nicht geringem Theil durchfließt der Strom auf seiner schiffbaren Strecke von etwa 770 Stunden ein noch wenig entwickeltes Land. Die Zustände der Ufergegenden sind theilweise noch nicht europäisch; die Bewohner bestehen zu nicht geringem Theil aus Leuten von finnischem, tatarischem und mongolischem Blute; das Mündungsgebiet ist wesentlich kalmückisch. Die untere Hälfte des Wolgalaufes ist erst vor etwa dreihundert Jahren in russischen Besitz gelangt, nachdem die Czaren Sieger über die verschiedenen tatarischen Chane geworden waren.

An der Wolgamündung liegt **Astrachan**, „der Stern der Wüste", eine Stadt von etwa 36,000 Einwohnern buntester Mischung und einer eigenthümlichen Physiognomie. Asiatisch-Orientalisches tritt, fast ganz unvermittelt, neben Moskowitisch-Europäischem auf; Kirgisen und Kalmücken kommen bis vor die Thore, denn ihre Herden weiden bis in die Gegend, wo die Steppe bis an das Sumpfland grenzt. Aber die Stadt hat eine große Zukunft; sie ist der Hauptstapelort für den Handel auf dem Kaspischen Meere und wird nach und nach einen immer größern Verkehr an sich ziehen. Rußland ist vollkommen Herrscherin des Kaspischen Meeres, auf welchem der Schah von Persien vertragsmäßig kein Kriegsschiff halten darf. Gleich der Wolga wird auch der große salzige Binnensee mit Dampfern befahren; an allen wichtigen Punkten des Gestades liegen nun russische Dörfer und Forts; man beschützt die Karawanen und wehrt die Raubnomaden ab.

Während einiger Jahrhunderte im Mittelalter hat Astrachan eine glänzende Zeit gehabt; es war Niederlags- und Umschlagsort für die Waaren, welche auf dem Landwege aus Indien kamen. Diese Blüthe verschwand, als die Türken es angemessen fanden, die Dardanellen zu schließen; nun konnten die indischen Waaren nicht mehr von der Wolga zum Don und auf diesem ins Schwarze Meer gebracht werden; die Sultane wollten allen Verkehr aus dem Osten nach Smyrna und Konstantinopel lenken. Bald nachher wurde auch der Seeweg nach Indien entdeckt, der Weltverkehr schlug neue Bahnen ein und Astrachan sank, gleich Genua, das an jenem indischen Handel wesentlich betheiligt war.

Astrachan liegt unter 46° 21′ N. zwischen dem Sande der Steppe und dem Kaspischen See, etwa 9 Meilen von letzterm entfernt auf einer großen Strominsel. Das Klima ist ein excessives; im Sommer steigt das Thermometer über 30, im Winter fällt es unter 30 Grad bei scharfen Nord- und Ostwinden, die über Kirchen, Moscheen und Lamatempel hinwegbrausen, über Moskowiter und Kalmücken, Tataren und Armenier, Perser und Kirgisen. Die Russen bilden den herrschenden Stamm, die Kalmücken sind fleißige Arbeiter, die Armenier und Perser beschäftigen sich mit dem Handel, die Tataren treiben Handwerke und Kleinhandel, sind auch Lastträger, arbeiten überhaupt viel am Hafen. Vom Armenier sagt ein Sprüchwort, er sei so schlau, daß sechs Juden zumal sehr früh aufstehen müßten, um ihn im Handel zu überlisten, und auch dann würden sie noch nichts ausrichten; aber die Armenierinnen sind hübsch und haben gleich den Jüdinnen ihren alterthümlichen Typus bewahrt. Bei jedem Schritte wird man an den Orient erinnert; auch die russischen Gebäude beeinträchtigen diesen Eindruck nur wenig, und selbst die Kirchen sind nicht ganz in dem officiellen Stile gebaut, der sonst in Rußland so entschieden vorwaltet. Vom gegenüberliegenden Ufer gesehen nimmt sich Astrachan mit seinen etwa sechszehn Vorstädten, den vielen Kuppeln, den vor Anker liegenden oder hin und her fahrenden Schiffen ganz stattlich aus.

Die Sommermonate sind äußerst lästig, besonders wenn Wind geht. Die Stadt liegt im Sande und ist nicht gepflastert; deshalb wirbelt oftmals heißer Staub auf und jeder hält sich gern im Hause. Erst gegen Abend zeigt sich größere Regsamkeit; die Luft wird still und kühlt sich ab und dann wird der Himmel ungemein klar. Die Mohammedanerinnen steigen auf die flachen Dächer ihrer Häuser, die Russen und Deutschen gehen spazieren. Dann denkt man nicht an die Stechmücken und die lästigen Insekten, welche als eine wahre Landplage erscheinen, denn man kann sich vor ihnen nicht einmal durch Moskitonetze sichern. Sie kommen in ungeheuren Schwärmen aus dem sumpfigen Delta heraufgezogen und können einen reizbaren Menschen zur Verzweiflung bringen.



Dorf an der Wolga im Winter.

Deshalb wird der Winter freudig begrüßt; so lange er herrscht, bleibt man von dieser Pein verschont.

Die Umgebungen sind zum Theil gut angebaut. Der Armenier ist ein guter Gärtner; seine Melonen haben weit und breit den besten Ruf; die Trauben schmecken köstlich und können sich an Süße mit den berühmtesten von den Inseln des Mittelmeeres messen, man versteht aber nicht, guten Wein aus ihnen zu bereiten. Das Trinkwasser ist schlecht. Als man einen artesischen Brunnen graben wollte, stieß man nicht auf Wasser, sondern auf Feuer, und statt einer Brunnenröhre legte man einen Gasschnabel.

Für Fischfang und Jagd auf Wasservögel ist die Umgegend von Astrachan klassischer Boden. Der Maler Moynet („Le Tour du Monde", Nr. 371) hat darüber einige Mittheilungen gegeben. Wir wollen im Voraus bemerken, daß im Durchschnitte der Astrachaner Fischfang eine jährliche Ausbeute von etwa 100,000 Hausen, 300,000 Stören, 1½ Million Sewrugen und immer noch viele Seehunde liefert.

Das kaiserliche Fischcomptoir verpachtet den Fang, der von einzelnen Dörfern aus betrieben wird. In der Nähe derselben sind Abdämmungen angebracht, allemal in solchen Deltaarmen, welche für die Handelsschifffahrt nicht benutzt werden können; die Fischerbarken finden ihren Eingang durch eine einzige Oeffnung. Am Ufer stehen große hölzerne Gebäude auf Pfählen und große Treppen führen bis ans Wasser hinab, damit man den Ertrag bequem nach oben unter Dach und Fach bringen kann. Kleinere Fische werden gesalzen, getrocknet und sind für das innere Rußland bestimmt; mit dem Stör, Acipenser sturio, und dem Hausen, Acipenser huso, verfährt man anders.

Jede Fischereistation hat verschiedene Arten von Fahrzeugen, welche sich für die verschiedenen Stellen des Wassers und für den besondern Fang eignen. Man zieht den Fisch ins Boot und er wird sogleich aufgeschnitten, gespalten und gereinigt. Am Lande bringt man ihn in die Magazine, welche kellerartige Vertiefungen haben; in diesen stehen viele Kübel mit starker Salzlake, welche über den Fisch gegossen wird. Alle Zwischenräume sind mit Eis gefüllt und deshalb herrscht in jenen Lagerhäusern immer eine kühle Luft.



Russisches Bauernhaus an der Wolga.

Man fischt im Sommer nicht; der Herbstfang gilt für den besten, weil er den reichsten Ertrag an Rogen, also an Kaviar giebt. Man benutzt beim Fange theils Netze, theils lange und starke Grundleinen, an welchen Angeln in großer Menge befestigt sind. Alles Zeug muß sehr dauerhaft und fest sein, denn nicht selten beißen Fische von 12 bis 16 Fuß Länge an.

Als Moynet in einem kleinen Dampfer eine Fischerstation besuchte, war er Augenzeuge, daß eine solche Grundleine in Zeit von etwa einer Stunde mehr als einhundert zum Theil sehr große Fische lieferte. Der kolossalste wurde mit Mühe eine Treppe hinaufgezogen und in einen großen Raum gebracht, in welchem Eimer und Kübel in großer Menge umherstanden. Dort hieb man diesem Riesenstör erst den Kopf auseinander und dann wurde der ganze Leib bis zum Schwanze geöffnet. Darauf nahm man Rogen, Blase, Eingeweide und Vesiga, den Rückennerv, heraus; aus diesem bereitet der Russe Pasteten, die für einen Leckerbissen gelten. Das ganze Abschlachten nimmt kaum eine Viertelstunde Zeit in Anspruch, und während der Fisch immer noch galvanische Zuckungen hat, ist schon der Rogen zubereitet, der frische Kaviar fertig. Bei dieser Zubereitung bedient man sich eines großen Haarsiebes, um den Rogen von Haut und Adern zu sondern, wirft denselben in Eimer und läßt ihn dort etwa drei Viertelstunden lang in einer Salzlake, welche nachher abläuft. Nun verpackt man ihn vorsichtig in die weltbekannten weißen Fäßchen. Das ist dann der zum Export bestimmte Kaviar; der frische hält sich nicht lange und wird in Astrachan verbraucht.

Das Fleisch bringt man in eines der großen Eismagazine; dort liegt es etwa zwölf Stunden im Salze und wird dann für geeignet zum Verschiffen nach Rußland gehalten. Manche Fischereipächter sind sehr reich geworden; es giebt Millionäre darunter, und in Tiflis hat sich einer einen Prachtpalast bauen lassen, der an die Herrlichkeiten von Tausend und eine Nacht erinnert.

Die Fischerei in den Wintermonaten wird in anderer Weise betrieben als der Herbstfang. Beim Eintritte des scharfen Frostes verläßt der Fisch die seichten Gewässer und sucht tiefere Stellen auf, welche man sich wohl merkt. Ge-

gen Ende Novembers erhält die Wolga eine dünne Eisdecke, welche aber die Fischer nicht verhindert, sich bis an solche Punkte hinzuarbeiten, an denen der Strömung wegen sich noch kein Eis bilden konnte. Sie umwickeln sich den Kopf mit dunkelm Zeuge, beobachten den Fisch und die Art wie er zieht, und die Stellen, wo er sich ruhig verhält. Das Alles ist ihnen hinterher von Nutzen. Denn wenn im December Eis liegt, das den Mann trägt, geht er dorthin und harpunirt. Der eigentliche Winterfang beginnt aber erst im Januar; dann können Schlitten ohne Gefahr auf der Wolga gehen. Nun wird von den Fischern ein Hetman ernannt, welcher von jetzt an die Leitung übernimmt, Tag und Stunde anberaumt und die erforderlichen Geräthschaften in Ordnung bringen läßt. Den einzelnen Fischern werden verschiedene Löcher zum Fang angewiesen, an denen sie mit sehr einfachen Werkzeugen arbeiten. Am Ende einer Stange befindet sich ein gekrümmtes Eisen, das ist eine Art von Harpune. Dazu kommt ein kurzer Stock mit einigen Haken, vermittelst deren man den Fisch von der Harpune weg heranholt; endlich hat jeder Hacke, Hebel und Schaufel, um das Eis zu zerschlagen und hinwegzuschieben.

Am Tage vor Eröffnung des Fischfanges versammelt sich viel Volks am Ufer. Die Fischer spielen dabei die Hauptrolle; sie haben Frauen und Kinder bei sich und Handelsleute halten Markt. Auch kommen Aufkäufer, um sich im Voraus einen Antheil zu sichern. Am Ufer stehen weit und breit Schlitten in großer Menge; die Schellen der Pferde hört man schon aus der Ferne; die Leute schreien, rufen und



Fischer an der Wolga.

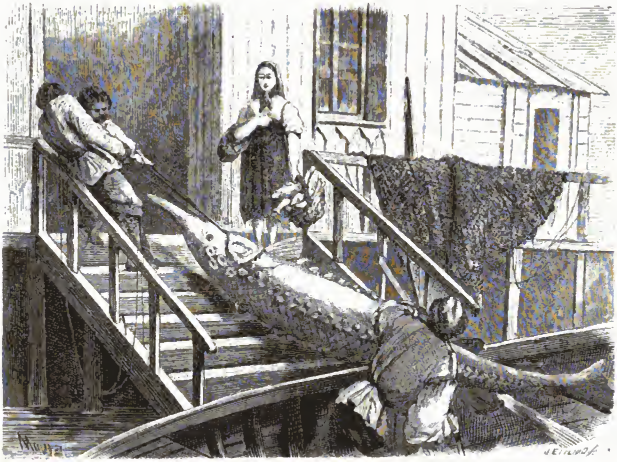
singen, die Hunde bellen. Branntwein wird in überreichlicher Menge genossen, die Russen umarmen einander, man schießt Flinten ab und das Essen und Trinken dauert die ganze Nacht hindurch.

Nun dämmert der Morgen. Alle harren auf das Zeichen, welches der Hetman zu geben hat. Dieser jedoch beeilt sich nicht allzu sehr; er geht hierhin und dorthin, mustert mit einem Blicke seine Leute, und sieht zu, ob auch Alles in gehöriger Ordnung sei. Endlich giebt er das Zeichen und im Nu stürzt eine ganze Menschenmenge in wilder Verwirrung, unter Schwüren und Flüchen bis ans Eis. Zuletzt gelingt es jedem Einzelnen, seinen richtigen Platz einzunehmen; es kommt eine gewisse Regelmäßigkeit in das Ganze. Sofort stellen sich nun auch Speculanten ein, deren Diener auf dem Eise Hütten aus Rindsfellen aufbauen. Sie verkaufen leere Kaviartönnchen und Salz; am Ufer werden Zelte aufgeschlagen, in welchen man die Fische räuchert.

Inzwischen gehen die Fischer an ihr Werk, stoßen eine Menge von Löchern, jedes von zwei bis drei Fuß Durchmesser, in das Eis, und arbeiten mit den Stangenharpunen. Nun ist aber Alles ruhig auf dem Flusse, denn Jeder wartet in aller Stille ab, bis ein Fisch an die offene Stelle kommt. Dann fährt er flugs mit seiner Harpune zu, rennt ihm dieselbe in den Leib und zieht die Beute heran; sein Gehülfe kommt mit dem kurzen Stocke und beide arbeiten stark, um den Stör aufs Eis zu schaffen. Das ist manchmal eine sehr mühsame Arbeit. Sofort sind auch die Speculanten da, um den noch lebenden Fisch zu kaufen. Das giebt dann allemal ein langes Hin- und Herreden und die Sache würde kein Ende nehmen, wenn nicht der Fischer wieder zu seiner Arbeit greifen müßte.

Das Eis kracht unter den Tritten der vielen Menschen; es ist bald mit großen Blutlachen überschwemmt. Zwischen den zahlreichen Gruppen geht der Hetman einher, und wenn irgendwo der Streit allzu heftig wird, haut er mit seiner Knute darein und schafft Frieden. Da und dort bricht ein Fischer ein oder gleitet aus; an allerlei Zufällen fehlt es auch nicht. Nun wird es Abend und man verläßt die Löcher. Die gesalzenen und geräucherten Fische werden auf Karren geladen; Kaviar und Hausenblase sind verpackt und zur Ausfuhr fertig. Die Fischer gehen zum Abendessen und legen sich, tüchtig vom Branntwein benebelt, zum Schlafe nieder. Am nächsten Tage wiederholen sich alle diese Vorgänge an einer andern Stelle. So viel vom Fischfang im Winter.

Dem Reisenden, welcher zum ersten Mal in diese Gegenden kommt, bietet sich manches neue Schauspiel dar; insbesondere fallen ihm die Schaaren von Pelikanen auf, welche ihrerseits in den verschiedenen Armen des Deltas den Fischfang regelrecht und mit großer Virtuosität betreiben. Es ist ergötzlich, sie z. B. an einem schönen Herbsttage dabei zu beobachten; sie sind gar nicht allzu scheu, lassen den Menschen so nahe herankommen, als ihre Sicherheit erlaubt, und wissen sehr gut, wie weit ein Schuß reicht. Ohnehin kann man ihrem ganzen Thun und Treiben vermöge eines Fernglases folgen. Auf den höher liegenden Stellen am Ufer sind Schildwachen aufgestellt, welche spähen und beobachten. Die Schaar selber bildet einen großen Halbkreis und dieser rückt gegen eine Sandbank an. Alle Pelikane schlagen mit den Flügeln und treiben solchergestalt die Fische dem seichtern Uferwasser zu.



Störfang bei Astrachan.

Dann rücken alle Vögel enger an einander, ganz in derselben Weise, wie der Fischer sein Zugnetz immer mehr zusammenzieht, und dann ist ihnen die Beute sicher. Die Leute an der Wolga erzählen als eine allbekannte Thatsache, daß nach vollendetem Fange jeder Pelikan das, was er in seinem großen Kropfsacke hat, auf den Sand an derselben Stelle herauswürgt, wo auch die übrigen ihre Beute niederlegen. Dann findet eine Vertheilung derselben unter den Angehörigen der Genossenschaft statt und dabei werden die, welche Schildwacht gestanden haben, nicht etwa vergessen.

* * *

Am linken Ufer der untern Wolga ist die Steppe im Besitze der Kalmücken. Moynet schildert den Besuch, welchen er in Gesellschaft angesehener Leute aus Astrachan beim Fürsten Tumên machen konnte. Derselbe hat in dem Theile seines Gebietes, welchem einiger Baumwuchs noch nicht fehlt, ein sehr hübsches Haus in Besitz und dasselbe ganz europäisch eingerichtet. Das Schloß ist aber nur für seine Astrachaner Gäste bestimmt, er selber wohnt nach seiner Väter Weise im Zelte. Die russische Regierung hat ihn zum Hetman der Kalmücken ernannt, und sie ist überhaupt bemüht, sich die Zuneigung dieser Nomaden zu sichern, damit sie nicht wieder, wie schon einmal im vorigen Jahrhundert, aus dem Reichsgebiete fortziehen. Die Familie Tumên stammt aus dem Blute der angesehensten Häuptlinge unter den Koschoten, und der Vater des obengenannten Fürsten wurde für seine Dienste, welche er 1812 im Kriege gegen Frankreich geleistet, zu hohem Rang erhoben. Als er mit seiner Kalmückenschaar aus Paris heimgekehrt war, ließ er

sich auf einer Insel in der Wolga jenen Palast erbauen, aber er hat in demselben niemals eine Nacht geschlafen. Während seiner letzten Jahre zog er sich völlig zurück, er verkehrte nur mit buddhistischen Priestern und starb als frommer Mann.

Fürst Tumên trägt bei feierlichen Gelegenheiten seine russische Generalsuniform, nachdem er jedoch seine Gäste mit aller europäischen Etikette empfangen hat, legt er seine Kalmückentracht an, in welcher es ihm viel wohler ist als in jener.

Ein Ceremonienmeister führte die Europäer in einen Saal und öffnete eine Flügelthür. In dem anstoßenden Gemache saß die von ihren Ehrendamen umgebene Fürstin auf einem Diwan unbeweglich wie eine Statue. Sie trug mehrere Kleider über einander; der oberste Rock ging bis auf die Füße, war vorn offen und so kam ein zweiter zum Vorschein, der mit Perlen und Türkisen verziert und gleichfalls offen war, so daß man ein drittes Gewand sehen konnte. Das Haar fiel in langen Flechten vorn und hinten herab. Für eine Kalmückin, deren Nase etwas kurz und eingedrückt und deren Auge einigermaßen schräg gestellt ist, war die Fürstin sehr hübsch.

Nach dem Empfange fand in der buddhistischen Pagode eine gottesdienstliche Feierlichkeit statt; dieser folgte ein europäisches Mittagsessen. Nach demselben wurden die Gäste aus dem Hause in ein Zelt geführt, um dort Kaffee zu trinken und ein Wettrennen mit anzusehen. Man hatte etwa zwanzig kleine aber feurige Rosse am Zaum herbeigeführt; sie sahen zwar etwas rauh aus und die Mähne hing wild herab, aber man sah doch, daß Race in ihnen steckt. Die jungen Reiter sprangen im Nu auf und rannten gestreckten Laufes in die Steppe hinein. Nach einiger Zeit kamen sie, von Staubwolken umwirbelt, zurück; ein Knabe von funfzehn Jahren hatte den Preis gewonnen. Dieser bestand in einem baumwollenen Hemd und dem Pferde, welches er ritt.

Der Fürst bemühete sich, seinen europäischen Gästen das Nomadenleben recht anschaulich zu machen. Hinter einer Reihe von Sandhügeln erschien eine Karawane, welche in geordnetem Zug über die Steppe zog. Die Reiter waren mit Flinten und Lanzen bewaffnet, die Kameele mit den Kibitken



Pelikane an der Wolga.

(Filzzelten), Küchengeräth und — Kindern beladen; dann kamen die Pferde, Schafe und auch einige Ochsen und Kühe.

Vor dem Zelte knieten die Kameele, die Reiter stiegen von ihren Pferden und sofort gingen Männer und Frauen ans Werk, um dem Schiffe der Wüste seine Bürde abzunehmen und die Kibitken aufzuschlagen. Das Gerüst derselben besteht aus Weidenholz, wird mit Filz bekleidet und durch Pflöcke und Seile in der Erde befestigt. Solch eine Wohnung ist für den Nomaden keineswegs unbehaglich. Der Boden ist mit Filzmatten belegt; nur in der Mitte wird ein freier Raum für die Feuerstelle frei gelassen. Nach einer halben Stunde war in jedem Zelte Alles in bester Ordnung, und in einem derselben tranken die Europäer ihren Thee. Die Hausgeräthe hängen am Flechtwerke der Wand; das Bett besteht aus Filzdecken; da und dort stehen Koffer, welche auch als Tische benutzt werden; die Götterbilder sind aufgestellt oder aufgehängt; in der Mitte steht ein großer Kessel auf dem Feuer. In einer zweiten Kibitke war man damit beschäftigt, aus Stutenmilch Branntwein zu destilliren.

Gegen Abend wurde das Lager eben so rasch abgeschlagen, wie man es aufgebaut hatte, und die Karawane zog wieder ab. Vorher war eine Jagd mit Falken veranstaltet worden. Sechs junge Männer hatten jeder einen Falken auf der Faust und ritten den Europäern voran. Nach etwa einer halben Stunde kamen wilde Schwäne in Sicht und sofort nahm man einem Falken die Haube ab. Wie ein Blitz stieg er in die Höhe, griff einen Schwan an und kämpfte tapfer, bis beide herabstürzten und in die Wolga fielen. Ein zweiter Falke nahm es mit einem grauen Reiher auf, der verwundet herabkam und lebendig gefangen wurde.

Abends wurde im Schlosse ein homerisches Gastmahl gehalten, an welchem einige hundert Vasallen des Fürsten Theil nahmen. Zum Speisesaale diente ein an den Seiten offener Raum; für die Europäer war eine Ehrentafel derart aufgestellt worden, daß sie Alles was vorging bequem übersehen konnten. Man hatte Ochsen, Schafe und Pferde geschlachtet, aber die Kalmücken ziehen das Fleisch der letzteren allem andern entschieden vor; aus der Kuhmilch machen sie sich nicht viel. Ihre Haupt- und Lieblingsbeschäftigung ist die Zucht der Rosse, deren Mancher bis zu zweitausend

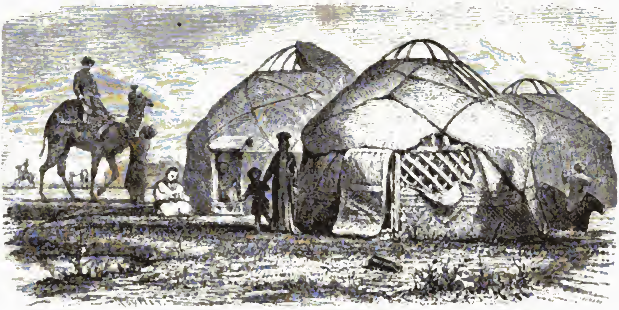
Stück besitzt; Fürst Tumên, so wurde wenigstens, vielleicht mit einiger Uebertreibung, behauptet, soll deren nicht weniger als 60,000 sein eigen nennen, dazu 6000 Kameele und 2,000,000 Schafe. Wir wollen es mit diesen Zahlen nicht allzu genau nehmen, gewiß bleibt, daß er eine ungeheure Menge nützlicher Thiere hat.

Junge Rosse, welche nicht gut ausfallen und einen Fehler haben, werden allemal als Schlachtvieh benutzt. Aber weshalb legt der Kalmücke keinen Werth auf Ochsen und Kühe? Hauptsächlich wohl, weil sie ihm zu schwerfällig sind, und weil das, was er haben will, viel besser durch Pferd und Kameel geleistet wird; auch Schafe und Ziegen sind flinker als das Rindvieh.

Das Pferdefleisch bereitet der Kalmück in der Steppe ohne Holz- oder Kohlenfeuer zu. In der ganzen Wüsten- und Steppenregion von der chinesischen Mauer bis zur untern Wolga liefert der Abgang der Kühe und Kameele hauptsächlich den Brennstoff, und diese Argols, der an der Sonne getrocknete Mist, spielt im Leben der nomadischen Mongolenvölker eine große Rolle.

Der Kalmücke trocknet das Roßfleisch und giebt ihm dann Salz; oder er zerschneidet dasselbe in kleine Stücke und pöckelt es ein, oder — und diese Zubereitungsart ist sehr gewöhnlich — er schneidet das Fleisch in Streifen, legt sie seinem Pferde auf den Rücken unter den Sattel und reitet etwa drei Stunden auf demselben herum; dann ist es weich und genießbar. Daß aber der Kalmücke, wenn er bei seinem Fürsten bewirthet wird, sich auch einen regelrecht zubereiteten Braten gefallen läßt, versteht sich von selber.

Auch an jenem Abende hieben die Söhne der Steppe wacker ein. Der Fürst füllte einen Becher mit Schaumwein, trat vor, hielt eine kurze Anrede, sprach einen Toast, trank einen Schluck und sprengte den übrigen Inhalt auf die Gäste, welche ein lautes Hurrahgeschrei erhoben. Dann ging er zu den Europäern und führte sie ins Zelt seiner Gemahlin. Diese hatte seit dem Morgen ihre Toilette bereits zum vierten Male gewechselt; bei Tafel trug sie den dritten Anzug. Sie saß in einer Kibitke, umgeben von ihren Hofdamen, und ihre Gewänder blitzten von Diamanten und Edelsteinen weit mehr als am Morgen. Die Europäer



Kalmückenlager bei Astrachan.

staunten sie an, und das schien ihr offenbar zu gefallen. Sie freuete sich sehr, daß sie bewundert wurde, und blieb deshalb wohl fünf Minuten lang ganz ruhig, ohne jede Bewegung sitzen. Die Kibitke war mit rosenrothem Damast ausgeschlagen, der Diwan mit einem reichen indischen Stoff überzogen, den Boden bedeckte ein prächtiger persischer Teppich. Der Kaffee wurde in chinesischen Tassen gereicht.

Eine Hofdame spielte auf einer Mandoline und eine andere tanzte dazu. Bald traten auch die übrigen an. Aber die Fürstin erhob sich und bat die Europäer, sich ins Schloß zu bemühen. Dort wurde auf dem Fortepiano gespielt, der „Wimmer- und Tastenkasten“ macht sogar die Kalmückensteppe unsicher! Nun fingen die Astrachaner Damen zu tanzen an und ein Moskauer Student gab russische Nationaltänze zum Besten.

Der folgende Tag brachte neue Ueberraschungen. Aus der Steppe her kam ein Geräusch wie von einem Erdbeben. Eine Anzahl von Reitern trieb eine Roßherde, die aus mehreren Tausend bestand. Alle gehörten dem Fürsten, der sie jetzt nach Süden hin auf die Winterweiden treiben ließ. Die mit Lanzen bewaffneten Reiter sprengen rasch und entschlossen in die Wolga; die Pferde hinter ihnen besinnen sich erst ein wenig, da sie aber von der Masse vorwärts gedrängt werden, bleibt ihnen keine Wahl und sie gehen auch ins Wasser. Ein merkwürdiges Schauspiel! Anfangs bilden sie eine lange Linie, die aber Lücken bekommt, sobald die Thiere schwimmen müssen. Nach etwa zehn Minuten waren die ersten am andern Ufer und der ganze ungeheure Schwarm kam wohlbehalten hinüber. Moynet entwarf eine Skizze, welche unserer Abbildung zu Grunde liegt.

Man kann mit Recht sagen, daß der Kalmücke von Kindesbeinen an Reiter sei. Seine Wiege hat die Gestalt eines Sattels; man setzt ihn in dieselbe hinein über ein Lederpolster, das schon der Säugling zwischen den Schenkeln hat. Diese Sattelwiege besteht aus Leder mit einem hohlen hölzernen Untersatze; das Kind reitet; die Wiege wird senkrecht am Zelt oder am Kameel aufgehängt. Sobald das Kleine, gleichviel ob Mädchen oder Knabe, kriechen kann, klettert es auf einen Hammel oder Hund und fängt dergestalt zu reiten an. Mit drei Jahren nimmt man es mit zu Rosse;



Pferde, welche durch die Wolga schwimmen.

mit acht Jahren reitet es perfect und ein zwölfjähriger Knabe ist schon ein vollendeter Centaur, welcher das wildeste Pferd bändigt.

Der Fürst läßt einen Mann rufen, der eine Fangschnur in der Hand hat. Derselbe sprengt in eine Herde hinein, welche dadurch in eine gewisse Unordnung kommt. Der Reiter sucht sich eins der wildesten Thiere aus; nachdem er dasselbe aufs Korn genommen, wirft er ihm die Schlinge über, reißt es zu Boden und sofort ist ein Mann da, welcher im Nu auf den Rücken springt. Das Pferd erhebt sich, bäumt, rennt, wirft sich nieder, es versucht alles Mögliche, um den unwillkommenen Reiter los zu werden. Der aber sitzt wie angenagelt; er läßt das Thier rennen und ausschlagen so viel es will; aber er lenkt es aus der Steppe der Wolga zu und es muß hinein ins Wasser. Dadurch wird es andern Sinnes, und wenn es wieder trocknen Boden unter den Füßen hat, läßt es sich den Reiter gefallen, welcher ihm bewiesen hat, wie ohnmächtig es ihm gegenüber sei. Er aber wiederholt diese Abkühlung einige Mal und ist seines Erfolges sicher.

Die Tabune, d. h. Roßherden, des Fürsten stehen unter der Aufsicht von etwa vierhundert Reitern. Auf den Messen von Astrachan, Tzaritzin, Nowgorod und Derbent verkauft er jährlich im Durchschnitt sechstausend Pferde. Die verschiedenen Gruppen, die je nach Umständen größer oder geringer an Zahl sind, weiden alle auf Grund und Boden, welcher dem Fürsten gehört. Gegen den Winter zu werden sie von der Wolga fort nach den Ebenen an der Kuma und am Manytsch getrieben, wo sie hinlänglich Futter finden.

Auch wilde oder vielmehr völlig verwilderte Pferde kommen nicht gerade selten vor. Gewöhnlich bilden sie eine Gruppe von sechs bis acht Stuten und einem Hengste, der stets über alle Maßen eifersüchtig ist. Sobald junge Hengste heranwachsen, duldet er sie nicht mehr und sie müssen fort. Die eingefangenen Füllen und Stuten lassen sich wohl zähmen, die Hengste fügen sich aber nicht, rennen gewöhnlich bei der ersten besten Gelegenheit aus dem Tabun fort und nehmen einige Stuten mit. Dann führen sie wieder das alte freie Leben. —



Ein Jäger im Wolgadelta.

Der Kalmücke entbehrt herzlich gern das, was wir Europäer „Wohlthaten der Civilisation" zu nennen pflegen. Moynet sagt: „Ich glaube nicht, daß es auf Erden ein glücklicheres Volk giebt. Zwar sind die Kalmücken Rußland unterthan, thatsächlich haben sie jedoch ihre Unabhängigkeit bewahrt. Sie bewegen sich ungehindert und nach ihrem Belieben von einer Stelle zur andern, haben geringe Bedürfnisse und können diese vollauf befriedigen; sie genießen vollständige Freiheit und haben große Anhänglichkeit an ein Land, das seiner Beschaffenheit wegen für Andere nicht geeignet erscheint. Der Kalmücke hat Freude an dem unbegrenzten Horizonte; er schlägt sein Zelt auf, wo es ihm gefällt. Außerhalb der Steppe, da wo Menschenwohnungen dicht an einander gedrängt sind, in volkreichen Städten, wird ihm unwohl, er fühlt sich gedrückt und glaubt in ein Gefängniß gesperrt zu sein." —

Auf den Inseln, welche von den mehr als siebenzig Armen des Wolgadeltas gebildet werden, ist Wild in Menge, aber die Jagd sehr beschwerlich. Der Boden ist zumeist sumpfig, das Rohr wächst bis zu zwölf und achtzehn Fuß Höhe, und in diesem Labyrinthe hat sich schon mehr als ein Jäger verloren. Dort ist ein wahres Paradies der Raubvögel.

Die Orang sekah und das Piratenwesen im indischen Archipelagus.

Von **Dedo Heerklotz.**

Nach meiner Ankunft im Hafenort Tandjong Pandang auf der Zinninsel Billiton, dem Sitze der Behörden dieses Eilandes, war es mir vergönnt, einige Wochen nach einer anstrengenden Reise der Ruhe zu pflegen, und ich benutzte diese Zeit, um die in 10. Lieferung des 12. Bandes des „Globus" erwähnten Bewohner der Insel, die im Hafenort alle vertreten waren, kennen zu lernen. Ich werde hoffentlich später in anderer Weise Gelegenheit haben, über die malayische und chinesische Bevölkerung der Insel zu sprechen und wende mich sogleich den Orang sekahs zu.

Als ich zum ersten Male den herrlichen Palmenweg, der längs der Bay bis zum Palais des Residenten führt, durchwanderte, wurde meine Aufmerksamkeit durch die Menge von Prauen gefesselt, die längs derselben liegen, denn diese, obwohl nur klein, dienen als Wohnung eines Menschenstammes, der wohl bald aussterben wird und über dessen Abstammung sogar die Ethnographen Indiens noch sehr zweifelhaft sind.

Diese Leute, welche nun die Eingeborenen Orang sekahs oder auch Orang laut (Seemenschen) nennen, unterscheiden sich durch kräftigen gedrungenen Körperbau, krauses Haar und dunklere Hautfarbe von den Orang darats oder Inländern. Ihre Sprache ist ein unverständliches Kauderwelsch und polternd, doch sind alle auch des Malayischen mächtig. Sie sind nicht Mohammedaner, wie sonst der bei weitem größte Theil der Einwohner, sondern erschienen mir immer im wahren Sinne des Worts als Heiden, die sich ihren kindlichen Urzustand bewahrt haben. Während der Billitonese sein Leben in träger Gleichgültigkeit zubringt, sind die Sekahs lebendig und haben in ihrem Benehmen etwas Zigeunerhaftes. Ihre Welt ist die See, ihr Haus das Schiff. Ohne Bedürfnisse und Laster ist ihnen das Leben immer heiter und angenehm. Auf dem Meere sind sie zu Hause, und Mann, Frau und Kind in einer Weise mit diesem Element vertraut, die den Europäer mit höchstem Erstaunen erfüllt.

Schon während der ersten Nacht, die ich auf Billiton verlebte, hörte ich noch zu später Abendstunde eine Art Trommeln oder, wie es mehr klang, als das Aufschlagen mit einem Stück Holz auf ein Faß. Später überzeugte ich mich, daß die Sekahs allabendlich so musiciren. Dazwischen erklang ganz unharmonischer Gesang aus diesem oder jenem Fahrzeuge, Mädchenstimmen antworteten und es wurde mir klar, daß diese Gesänge der Meeressöhne ihren Schönen gelten, welche immer diese Improvisationen beantworteten. Von kirchlichen Acten ist natürlich unter dieser Race nicht die Rede. Hat der Sekah das Mannsalter erreicht, so baut er sich selbst ein Fahrzeug, holt sich sein Liebchen in dasselbe und der Heirathsvertrag ist abgeschlossen. Am Strande trocknen sie Netze und Segel, die aus Stroh geflochten sind, bessern ihre Boote aus und die Frauen sind in diesen Beschäftigungen gleich den Männern gewandt. Ihre Bekleidung besteht aus einem kurzen von der Taille bis ans Knie reichenden Frauenrock (sarong) und ist bei beiden Geschlechtern nicht verschieden. Dies ist Alles. Die Frauen haben einen ungemein üppig ausgebildeten Busen, den sie nicht verhüllen, und tragen ihre Kinder, mit denen sie sehr gesegnet sind, gewöhnlich rittlings auf den Hüften. Die Kleinen klammern sich an die Mutter fest, gerade wie es die Affen thun.

Diese Sekahs gehörten zu den gefährlichsten Seeräubern des Archipels und erst seit der Besetzung Billitons im Jahre 1822 ist es gelungen, dieselben von diesem scheußlichen Gewerbe abzubringen, obwohl ein Theil derselben sich durch die Flucht dem Halt gebietenden Gouvernement entzog und die Schlupfwinkel benutzte, die der Archipelagus tausendfach bietet, um ihrer alten Gewohnheit zu fröhnen. Die hier lebenden Sekahs stehen theils im Dienste der Billiton-Maatschappy, die sie benutzt, um das Zinn durch ihre und der Gesellschaft Fahrzeuge aus den verschiedenen Districten nach dem Hafenorte zu bringen, theils im Dienste des Gouvernements auf den Kreuzbooten, die dasselbe bemannt und unterhält, um gegen die Seeräuber zu kreuzen. Eine unabhängige Anzahl von ihnen sind Fischer, welche die Küstenbevölkerung mit Seefischen versorgen, die sie ihrerseits gegen Reis umtauschen. Die Boote derselben sind zierlich aus Brettern gebaut und so leicht, daß zwei Männer sie bequem ins Wasser tragen können. Gehen sie in die See, so tragen sie ihr Boot in dieselbe und haben außer ein wenig Reis, ihren Fischgeräthen, bestehend aus Angeln, von denen mehrere an einer eisernen Kugel befestigt sind, einer Harpune zum Tödten größerer Fische und einem leichten Strohsegel nichts bei sich, als einen Riemen mit zwei Ruderflächen, womit sie außerordentlich geschickt das Boot zu regieren und pfeilschnell fortzurudern wissen. Schlägt dasselbe um, so wird es leicht von den schwimmenden Fischern wieder aufgerichtet. Diese Leute bleiben mit so Wenigem oft lange auf See und fangen eine Menge herrlicher Fische, worunter sich der Ikan kakap, Ikan dengiri und besonders der Ikan krisi ganz besonders auszeichnen. Auch Tripang und Agar-Agar wird von ihnen gefischt. Die Sekahs verzehren die Fische auch ungesotten. Von gewissen Gebräuchen derselben oder Festlichkeiten ist mir nichts bekannt geworden. Nur so viel weiß ich, daß sie ihre Todten nicht begraben, sondern dieselben nach Klippenhöhlen an der Küste oder im Meere bringen und den Ort, wo sie dieselben hinlegen, wahrscheinlich aus Furcht vor bösen Geistern schnell verlassen.

Die Sekahs haben weder einen Compaß noch kennen sie ihn; von Seekarten haben sie keine Idee und doch finden sie im gestirnten Himmel den sichern Wegweiser. So wurden vor einigen Jahren billitonische Fischer durch einen Sturm überrascht, der sie bis an die Küsten Javas (ungefähr 300 Seemeilen) verschlug. Als sie gelandet waren, ließ der Resident der Provinz sie verhaften, da er ihren Erzählungen nicht glaubte und sie als Seeräuber betrachtete. Er wollte Erkundigungen über ihre Angaben einziehen. Daß dies nun bei dem seltenen Verkehr mit Billiton nicht gleich geschehen konnte, ist selbstverständlich. Die armen Sekahs aber, die eine Art Heimweh fühlen mochten und denen doch die Zeit zu lange währte, stahlen einige Fischerkähne und erreichten im verdecklosen Fahrzeug nach mehreren Tagen glücklich Tandjong Pandang. Die Sterne hatten sie die Richtung finden lassen. Man verdächtigt dieselben hier noch des gelegentlichen Seeraubes, doch ist mir in den zwei Jahren meines Aufenthaltes auf Billiton kein Fall bekannt geworden, der diesen Verdacht gerechtfertigt hätte.

Der schlechte Ruf, in welchem sie bei den seefahrenden Nationen stehen, hatte während meines Aufenthaltes den Verlust der Ladung eines großen englischen Schiffes zur Folge, das bei dem Eilande Pulo laut in der Gasparstraße*) auf eine Klippe aufgelaufen war. Die „Sea-horse" war mit Dampfmaschinen und Kohlen nach Australien bestimmt und hatte einige Passagiere erster Cajüte, unter denen auch ein Hannoveraner, an Bord. Die Witterung war an dem Tage des Unglücks herrlich, die See spiegelglatt, und eine Menge Sekahs, welche fischten, gewahrten, daß das Schiff in Noth sei. Sie umringten dasselbe in ihren Fahrzeugen und wollten Beistand leisten. Die arme Mannschaft aber, der malayischen Sprache nicht mächtig, und in dem Wahne, in ihrer Noth auch noch von Seeräubern angegriffen zu werden, setzte den Betretern des Schiffes bewaffneten Widerstand entgegen. Den Sekahs blieb nichts übrig, als nach Tandjong Pandang zu steuern, um dem Residenten v. Gaffron Anzeige von der Sache zu machen. Obwohl das Leck nur klein war, sank dennoch das Schiff, wenn auch langsam, da das eindringende Wasser nicht zu bewältigen und der Schaden nicht zu finden war. Herr v. Gaffron geht mit einer Menge aufgebotener Sekahs sogleich selbst in See, um Hülfe zu leisten. Als aber die Expedition nach Verlauf einiger Stunden wieder bei der „Sea-horse" ankommt, wiederholt sich die erste Scene und man hält den Residenten für einen mit den Seeräubern verbündeten Europäer. Alles Zureden half nichts. Man

*) Die Gasparstraße liegt zwischen den Inseln Banka und Billiton.

schien eher Willens zu ertrinken, als in die Gewalt der listigen vermeintlichen Barbaren zu fallen. Der Resident mußte wieder zurück, legte die Staatsuniform an, steckte seine Beglaubigung zu sich und ging wieder in See. Erst jetzt trauten Capitän und Passagiere der Sache, aber leider zu spät, da es nur noch möglich war, einiges auf Deck befindliche Passagiergut zu retten. Der herrliche Dreimaster war mehr und mehr gesunken und noch heute werden seine Masten die Meeresfläche überragen. Bei ruhigem Wetter und zur Ebbezeit kann man einen Schuh im Wasser watend auf dem Verdeck herumgehen, da das Meer hier seicht ist. Die Passagiere wurden nach Billiton gebracht, beim Residenten einquartiert und waren fast verzweifelt, durch einen Irrthum die auf 100,000 Dollars geschätzte Ladung preisgegeben zu haben. Die „Seahorse" hatte die erste Reise gemacht.

An den kurzen Bericht über die Sekahs knüpfe ich am besten einige Notizen über das Piratenwesen an, das leider bis auf den heutigen Tag sowohl in den chinesischen Gewässern, als in denen des Archipels noch weit davon entfernt ist, unterdrückt zu sein. Seeräuberei ist von jeher eine der furchtbarsten Plagen der ostindischen Inseln gewesen. Zahllose Seeräuber, von allen Theilen des Archipels abstammend, machen die Gewässer unsicher nicht nur für kleine Fahrzeuge, sondern sie berauben und plündern auch die Küsten der Inseln, ja wagen sich sogar in die Mündungen der Flüsse, fahren dieselben hinauf und führen Küsten- und Uferbewohner als Sklaven mit sich, wenn es gelingt, dieselben lebendig in ihre Hände zu bekommen. Es ist nachgewiesen, daß Fürsten und Häuptlinge diese Raubzüge nicht nur begünstigen, sondern selbst die Unternehmer derselben sind. Hierin lag auch immer die Ursache, daß die holländisch-ostindische Compagnie eine große Menge kleiner Forts bauen mußte, die theils zur Beschützung ihrer Monopole und Vertheidigung ihrer Besitzungen gegen die Inländer, theils zur Unterdrückung des Seeraubes und zur Verhinderung der Theilnahme der Häuptlinge dienen mußten. Gegen letztere wurde seitens der Compagnie mit aller Energie vorgegangen, denn auf die Piraten selbst Jagd zu machen oder sie in ihren Schlupfwinkeln anzugreifen, war mit den schwer gebauten Schiffen unmöglich, da der Feind mit seinen leichten Segel- und Ruderfahrzeugen von nur wenig Tiefgang zwischen den Riffen und in den Bayen der unzähligen Eilande Schutz fand, wo er nie zu erreichen ist.

Nach der Auflösung der Compagnie und Uebernahme der Colonien durch den Staat begriff man, daß man nur durch einen Guerillakrieg zur See etwas thun könne. Man baute deshalb inländische kleine Kreuzboote von wenig Tiefgang, die man mit Inländern, z. B. mit Sekahs, die früher dasselbe Gewerbe betrieben, bemannte. Indessen ist man noch weit davon entfernt, sich Ruhe verschafft zu haben. Trotz der ungeheuern Ausbreitung der Dampfschifffahrt, trotz der Wachsamkeit der Marine dauert der Seeraub noch immer fort.

Schon auf Singapore traf ich im Hotel einen holsteinischen Steuermann Namens Jansen, dessen Schiff auf der Fahrt nach Hongkong Nachts durch die Seeräuber angegriffen wurde. Das Schiff war in kurzer Zeit genommen, die Mannschaft ermordet und nur dem Steuermanne mit zwei Matrosen gelang es, in einem kleinen Boote zu entkommen und nach drei Tagen Singapore zu erreichen.

Kurz vor meiner Ankunft auf Billiton hatten sie einen Angriff auf Tandjong Pandang beabsichtigt, aber die Geschütze der Festung und jene vor dem Hause des Residenten, sodann die bewaffneten zwei Kreuzboote schreckten sie zurück; sie steuerten aber nach der Ostküste der Insel, mordeten mehrere Menschen, brannten deren Hütten nieder und entführten die dort zufällig anwesende Mutter des Chinesenlieutenants Ho ay un. Dieselbe wurde während meiner Anwesenheit und kurz vor meiner Rückkehr nach Europa nach Billiton zurückgebracht. Die Art und Weise, in der dies geschah, ist so interessant, daß ich sie nicht unerwähnt lassen kann.

Nachdem der Chinesenlieutenant Ho ay un das tragische Schicksal seiner Mutter erfahren, ließ er kein Mittel unversucht, ihre Befreiung zu erwirken. Durch die Sekahs erfuhr man, daß die Barbaren ihren Cours nach den Sulu-Inseln genommen hätten, wo die Fürsten selbst Chefs der Seeräuberei zu sein schienen und an der gemachten Beute ihrer Unterthanen Antheil haben. Ein beherzter, lange auf Billiton wohnender Chinese und Freund von Ho ay un, den ich persönlich gekannt, erbot sich, die Mutter zu suchen und sie auf jede Weise zu befreien. Phang Kupa, so hieß der wackere Mann, ging nach Singapore, von da mit dem Dampfer nach Manila, und von dort mit einem Schooner nach den Sulu-Inseln. Nach langem Suchen im Lande entdeckte er glücklich die schon bejahrte Frau, deren Geist unter dem Joche der Sklaverei fast gebrochen schien, und erlangte deren Befreiung nach vielen Mühen vom Sultan gegen ein Lösegeld von 1000 Ringlit oder 2500 holländischen Gulden. Am 14. September 1865 brachte er dieselbe nach Tandjong Pandang zurück. Ein großes chinesisches Fest fand nach Ankunft der Beiden statt, und man konnte sagen, daß die ganze Bevölkerung herzlichen Antheil an dem außerordentlichen Falle nahm. Die alte Frau war stumpf und gleichgültig geworden, doch schien sie später unter der liebevollen Pflege des zärtlichen Sohnes gleichsam aus einem schweren Traume zu erwachen. Phang Kupa ließ sich nur die Kosten erstatten. Ein holländischer Orden ziert seine Brust. Bei der sonstigen allgemeinen Gleichgültigkeit der Chinesen gegen einander ist dieser Fall ganz interessant. Die genannten Personen leben noch alle auf Billiton.

Die Fahrzeuge der Seeräuber sind durchgehends klein und mit einer oder zwei Kanonen ausgerüstet, Lillas geheißen, die nach allen Seiten gedreht werden können. Ein großes schnellsegelndes und gewaffnetes Schiff hat wenig von ihnen zu fürchten. Ist aber die Bewaffnung schlecht und tritt Windstille ein, dann umringen es die Seeräuber in Menge und entern, wenn es sich nicht ergeben will. Im Hafen von Tandjong Pandang liegen einige Schiffe, die vom Meere umhergetrieben aufgefunden wurden. Die Bemannung war ermordet oder fortgeführt und die Fahrzeuge waren leer bis auf eine Anzahl Menschengerippe, die man in denselben fand.

Bei einem spätern Besuche der Insel Madura sah ich den Denkstein zur Erinnerung an den Kauffahrteischiffscapitän Pfefferkorn, welcher in heldenmüthigem Kampfe gegen die Seeräuber geblieben war. Er befehligte ein Schiff, das dem holländischen Residenten auf Madura, Bronkhorst, gehörte. An der Mündung des Flusses Music zu Palembang wurde er zu gleicher Zeit durch 40 Seeräuberpraueu angegriffen. Als er einsah, daß es unmöglich war, dieser Macht zu widerstehen, lockte er so viele Seeräuber, als sein Schiff nur fassen konnte, an Bord und sprengte sich mit allem was darauf war in die Luft. Nur zwei Mann entkamen, um die Nachricht seines Heldentodes zu verkünden.

Es wäre eine ganze Geschichte der Grausamkeiten der Piraten zu schreiben, es wären Bücher zu füllen, die von dem Kampfe der Marine gegen diese Barbaren berichteten. Für jetzt mögen diese wenigen Thatsachen bekunden, daß nur die um sich greifende Cultur, nicht die physische Kraft allein jenem Morden Einhalt thun kann.

Die Dorschfischerei und das Leben und Treiben der Fischer im hohen Norden *).

I.

Dorsch, Stockfisch und Klippfisch. — Der Frühjahrsfang bei den norwegischen Lofoten. — Fischguano und Leberthran. — Die Fischerei bei Island. — Fischerdörfer auf den Faröern. — Verschiedene Arten von Booten und deren Bemannung. — Gefahren auf der See.

Die Gruppe der Lofoteninseln, an der Küste des nördlichen Norwegens, die Bank von Neufundland und die dänischen Besitzungen Island und die Faröerinseln, bilden die großen Vorrathskammern, aus denen fast ganz Europa und Amerika, besonders aber die katholischen Länder dieser beiden Erdtheile, hauptsächlich ihren namentlich während der Fastenzeit sehr bedeutenden Bedarf an gesalzenem und getrocknetem Dorsch beziehen.

Die meisten Küstenbewohner Norwegens, ein großer Theil der Bevölkerung Islands und fast sämmtliche Bewohner der Faröerinseln finden ihren Haupterwerb durch die Dorschfischerei, und es ist daher für diese vielen Tausende von Menschen fast eine Lebensfrage, ob dieselbe ergiebig ausfällt oder mißlingt. Der große Einfluß sowohl, den der Dorsch indirect auf das Geschick einer solchen Menschenmenge, auf so manche Familien übt, indem für sie sein reichliches Erscheinen auf den Bänken oder Fischgründen, oder sein Ausbleiben von denselben beinahe gleichbedeutend mit Ueberfluß oder Mangel an allen Bedürfnissen des materiellen Lebens ist; wie auch seine Bedeutung als wichtiger, ausgebreiteter Handelsartikel und fast unentbehrliches Nahrungsmittel, dürften vielleicht diesem Gegenstande hinreichendes Interesse für einen weitern Kreis verleihen, um eine eingehendere Erörterung desselben nicht ganz unpassend erscheinen zu lassen. Es scheint zudem ziemlich allgemein die irrige Meinung zu herrschen, daß die aus dem Dorsche und zwei bis drei anderen untergeordneten Fischarten bereiteten Producte: „Klippfisch und Stockfisch", eine eigene, lebende Gattung von Fischen sei, und man findet selbst in Lehrbüchern der Geographie die Bemerkung, daß der Stockfisch an der Küste Norwegens in großer Menge gefangen werde. Eine nähere Beschreibung über den Fang des Dorsches, dessen Verwerthung und weitere Zubereitung, bis er den Namen: „Klippfisch resp. Stockfisch" und dessen Abarten erhält, möchte daher den Lesern des „Globus" nicht unwillkommen sein; um so mehr, da auch von den in dieser Hinsicht besser Unterrichteten gewiß nur Wenige eine genaue Vorstellung davon haben, mit wie vieler Anstrengung und Lebensgefahr der Fang des Dorsches oft verbunden ist, wie vielen Manipulationen er dann noch unterworfen wird, wie viele Menschen dabei ihren Lebensunterhalt finden, bevor er den Zustand erreicht, in welchem die Hausfrau ihn vom Fischhändler als Klippfisch oder Stockfisch erhält. In dieser Voraussetzung werde ich nachfolgend die mit der Lebensweise und dem Berufe des Fischers verknüpften Gefahren und Anstrengungen, die spätere Behandlung und Verwerthung der gemachten Beute den Lesern vorzuführen suchen, und dazu vorzugsweise die Faröer als Schauplatz wählen.

Auf der großen Bank von Neufundland wird die Fischerei bekanntlich der großen Entfernung von der Küste wegen mit Schiffen betrieben, und der dort gefangene Dorsch wird meist in Fässer verpackt und gesalzen, und kommt in diesem Zustande in den Handel.

An den übrigen drei genannten Plätzen benutzen die Einwohner fast ausschließlich offene Boote beim Fischfange, bedienen sich dazu anderer und verschiedenartiger Geräthe, und conserviren endlich den Dorsch in anderer Weise, indem sie denselben theils als Klippfisch, theils als Stockfisch zubereiten, in welchem Zustande er sich Jahre lang gut erhält. Obschon der Dorsch an der norwegischen Küste sowohl als auch bei Island und den Faröerinseln das ganze Jahr hindurch gefangen wird, so ist doch die eigentliche Saison, die rechte Erntezeit der Fischer, im Frühjahr, von Mitte Februar bis Mitte Mai.

Um diese Zeit eilen von einem großen Theil der Westküste Norwegens die Fischer dem gemeinsamen Sammelplatze, den Lofoteninseln zu, deren Bewohnerzahl, etwa 500 Seelen, für die Dauer der Saison oft bis auf 30,000 bis 40,000 anwächst. Die Ankömmlinge errichten an passenden Orten hölzerne Baracken, die ihnen während ihres Aufenthaltes als Wohn- und Schlafzimmer, Küche, Vorrathskammer &c. dienen.

Jeden Morgen, falls das Wetter es erlaubt, verläßt auf ein gegebenes Zeichen eine ganze Flotte von Booten gleichzeitig den Hafen und steuert auf den etwa zehn Meilen langen und fünf bis sieben Meilen breiten Meeresarm hinaus, welcher die Lofoten von dem Festlande Norwegens trennt, und stellt dort mittelst Handleinen, Grundleinen oder Netzen den Dorschen nach.

Schiffe, mit Salz und verschiedenen Bedürfnissen für die Fischer beladen, haben sich ebenfalls aus den verschiedenen Seehäfen des nördlichen Norwegens eingefunden; entweder von dem Eigenthümer der Ladung selbst, oder von einem Supercargo begleitet, und erwarten in den Häfen der Inselgruppe die Rückkehr der Fischer, um ihnen sogleich die gemachte Beute gegen baare Bezahlung oder gegen andere Waaren abzukaufen oder abzutauschen, je nach Wunsch und Bedürfniß der Fischer, denen meistens in den Büchern des Kaufmanns oder Supercargos für die Dauer der Saison ein laufendes Conto eröffnet wird.

Der Preis wird dabei, verschieden von Island und den Faröer, nicht nach Gewicht sondern per Hundert festgesetzt, schwankt aber außerordentlich, oft mehrmals an einem Tage. Als Durchschnittspreis in einem gewöhnlichen Jahre kann man etwa vier Speciesthaler norwegisch annehmen. Die Köpfe und Rückengräten werden im Freien zum Trocknen aufgehängt und später auf dazu eingerichteten Mühlen zwischen Stahlcylindern zu Pulver gemahlen, in Säcke ver-

*) Die Far-öer, d. h. Schafinseln, welche einen Bock im Wappen führen, bilden im nördlichen Meere westlich von Norwegen und nördlich von Schottland eine aus 22 Inseln bestehende Gruppe zwischen 61 und 63 Grad nördlicher Breite. Sie haben zusammen etwa 23 Quadratmeilen, 8700 Bewohner und gehören seit 1380 zu Dänemark. Die Bezeichnung Faröerinseln enthält einen Pleonasmus, da öe schon Inseln bedeutet. Der Herr Verfasser des obigen Aufsatzes kennt die Verhältnisse, welche er schildert, aus eigener, sechszehnjähriger Erfahrung. Seine Arbeit bildet gewissermaßen eine Ergänzung der vortrefflichen Mittheilungen des Herrn Dr. Mehwald über die Nordische Großfischjägerei. („Globus" XII, S. 139. 172. 203.)

packt und als beliebtes Düngmittel — Fischguano — versandt.

Die Leber wird von den Fischern ebenfalls zu etwa fünf oder sechs Speciesthaler per Tonne verkauft, und daraus später der Leberthran gewonnen, während der Dorsch selbst in den Schiffen gesalzen wird. Nach beendeter Saison kehren diese an die Küste zurück, wo die Schiffsmannschaft die Fische zu Klippfischen bereitet, mit welchen darauf die Rückreise nach den verschiedenen Stapelplätzen des norwegischen Fischhandels, wie Christiansund, Aalesund, Molde, Drontheim, Tromsö, Hammerfest ꝛc., angetreten wird. Auch die Boote kehren dann in ihre respective Heimath zurück, um entweder sich an dem nun beginnenden Häringsfange bei Bergen zu betheiligen, oder die Dorschfischerei an der Küste des Festlandes fortzusetzen, freilich hier mit minderm Erfolg als auf den Lofoten.

Von den genannten Stapelplätzen aus findet die weitere Versendung der Fische und Fischproducte meist direct seewärts statt. Die Klippfische werden hauptsächlich nach Spanien verladen und zwar nach Bilbao und Barcelona, gewöhnlich aber, der bedeutenden Ermäßigung der Zoll- und Hafenabgaben wegen, durch welche in Spanien die einheimischen Schiffe begünstigt sind, in solchen aus Norwegen abgeholt; während die Stockfische dagegen, meistens in norwegischen Schiffen, nach italienischen Häfen, dann auch nach Triest ausgeführt werden.

So wie die Küstenbewohner Norwegens im Frühjahre den Lofoten zueilen, schnüren um dieselbe Zeit auch manche von den Bewohnern des Innern von Island, die sogenannten „Bergbauern“ — „Fjeldbönder“ — ihre aus Seehundsfellen verfertigten Quersäcke, und ziehen zu Pferd oft in ganzen Karawanen der Küste zu, um sich für die Dauer der Frühjahrsfischerei entweder bei den wohlhabenderen der „Strandbauern“ — „Söbönder“ —, wie sie als Gegensatz zu den Bewohnern des Innern genannt werden, zu verdingen, oder um sich bei ihnen einzulogiren und die Fischerei für eigene Rechnung zu betreiben.

Ebenfalls hier wird mittelst Handleinen und Grundleinen, doch hauptsächlich mit Netzen den Bewohnern der Tiefe nachgestellt. Die gefangenen Fische werden meistens von den Fischern selbst entweder als Stockfisch oder Klippfisch zubereitet, und erst im fertigen Zustande an die dortigen Kaufleute verkauft, die den Klippfisch theils nach Spanien und England direct versenden, theils auch ihn nach Kopenhagen verladen, wohin meistens auch der Stockfisch geht und von wo aus beide Sorten zum Theil weiter über ganz Dänemark, wie auch nach Rußland und Preußen versandt werden.

Auf den Faröern sind, wie bereits gesagt, fast sämmtliche Bewohner Fischer, nur mit dem Unterschiede, daß Einige ausschließlich von der Fischerei leben, während Andere dieselbe mehr als Nebengeschäft üben, indem sie zugleich entweder irgend ein Handwerk oder, als Landbesitzer, die Schafzucht und etwas Ackerbau treiben, oft auch diese drei Beschäftigungen vereinigen.

Schon bei Anlage der verschiedenen Wohnplätze oder Dörfer, in denen gewöhnlich einige zwanzig Familien, mitunter weniger, mitunter mehr, beisammenwohnen, hat man auf eine bequeme Lage für Fischerei ein Hauptaugenmerk gerichtet, und dieselben sämmtlich mit nur einer Ausnahme, hart an der offenen See oder an den die verschiedenen Inseln trennenden Meeresarmen, wie an den oft tief in das Land einschneidenden als Fortsetzung der Thäler anzusehenden Buchten errichtet.

Das Innere der Inseln ist sehr gebirgig, aus welchem Grunde eigentliche Wege beinahe nirgends vorhanden sind, sondern der Verkehr fast ausschließlich zu Wasser vermittelt wird. Dadurch werden die Eingeborenen schon vom frühesten Alter an mit diesem Elemente vertraut und zu tüchtigen Seeleuten herangebildet und werden es gewohnt, in ihren kleinen, zerbrechlichen Fahrzeugen dem Wüthen des Atlantischen Oceans zu trotzen. Diese Fahrzeuge werden von den Eingeborenen selbst in verschiedener Größe verfertigt; zum Kiel nebst Vorber- und Hintersteven verwendet man Eichenholz, zu dem Uebrigen aber aus Norwegen importirtes Föhrenholz.

Die Boote haben nach ihrer Größe verschiedene Benennungen: zwölfruderige — Sexaaringer —, achtruderige — Aattamannafar —, sechsruderige — Sexmannafar —, vierruderige — Fyramannafar — und dreiruderige — Trybak.

Die zwölfruderigen Boote werden wenig benutzt, wogegen man zur Fischerei im Winter hauptsächlich die achtruderigen, im Sommer die kleineren gebraucht. Die Winterboote haben eine Länge von reichlich dreizehn Ellen und können, außer der Mannschaft, bei gewöhnlichem Wetter eine Last von etwa zwanzig Centnern tragen. Die Sommerboote sind verhältnißmäßig kleiner. Wie schon der Name anzeigt, werden die ersteren von acht, die letzteren von respective sechs, vier oder drei Fischern gerudert, indem gewöhnlich zwei auf derselben Bank sitzen und je ein Ruder handhaben. Mast und Segel gehören ebenfalls zur Ausrüstung dieser Fahrzeuge; doch ist der häufigen und starken Wirbelwinde wegen ersterer gewöhnlich kurz, letzteres klein und nur bei günstigem Winde von Nutzen, indem weder Boot noch Segel zum Laviren eingerichtet ist, was außerdem durch die äußerst starken Strömungen, zum Theil eine Folge davon, daß der Golfstrom hier vorbei seinen Weg nach der norwegischen Küste nimmt, sehr erschwert werden würde. Bei den meisten Gelegenheiten verlassen die faröischen Fischer sich daher auf ihre Ruder und haben durch lange Uebung in deren Handhabung eine solche Fertigkeit und Ausdauer erlangt, daß man glauben möchte, die Sehnen und Muskeln ihrer Arme könnten durch keine Anstrengung erschlaffen.

In diesen Booten nun wagen sich die Leute nicht nur im Frühjahr und Sommer, sondern auch zur stürmischen Winterzeit weit hinaus aufs Meer, oft vier bis fünf deutsche Meilen, und da die Witterung dort so schnellem Wechsel unterworfen ist, daß das heiterste, schönste Wetter manchmal schon nach wenigen Stunden sich plötzlich in heftigen Sturm verwandelt, so werden die Fischer nicht selten auf der offenen See, meilenweit vom Lande, von einem solchen überfallen und in äußerste Lebensgefahr versetzt. Schon öfter wurden bei solchen Gelegenheiten die Abwesenden von den jammernden Weibern und Kindern vergebens zurückerwartet. Vielleicht brachten nach einigen Tagen die Trümmer des Bootes, welche an irgend eine der Inseln antrieben, die traurige Kunde, daß acht kräftige Männer, mitunter sämmtlich Familienväter, ihr nasses Grab in der Tiefe gefunden; vielleicht auch waren sie spurlos für immer verschollen.

Die Anstrengungen, die Geschicklichkeit, Geistesgegenwart und Ausdauer, welche der Fischer, wenn er vom Sturm überfallen wird, in diesem Ringen um sein Leben mit den Elementen entwickelt, sind für Jeden, der nicht Zeuge einer solchen Scene war, unglaublich. Die vom Winde gepeitschten Wellen schwellen zu wahren Wasserbergen an und sind mit weißen Schaumkämmen gekrönt, indem sie hier sich schäumend in wilder Eile überstürzen, dort zischend in sich selbst zusammenbrechen, um gleich darauf noch höher und drohender sich emporzuthürmen. Der Orkan fährt pfeifend über die Wogen hinweg und führt deren Spitzen als feinen Wasserstaub mit sich fort, bis die ganze Atmosphäre mit einem dichten, feuchten Nebel angefüllt erscheint. Inmitten dieses Chaos denke man sich die kleine Nußschale von Boot, bald

hoch auf dem Gipfel einer mächtigen Woge, dann wieder in ein Wellenthal hinabgeschleudert, als ginge es direct in den Abgrund. Jede herannahende Welle scheint es verschlingen zu wollen; doch mit sicherm Auge und starkem Arme führt der hinten sitzende Vormann — faröisch **Formadur**, dänisch **Formand** — das Steuerruder, ertheilt dann und wann einen Befehl, und indem er mit rastlos umherschweifendem Auge jede nahende Woge erspäht, lenkt er sein Fahrzeug so, daß keine es von der Seite fassen kann, denn in diesem Falle würde es unrettbar verloren sein. Doch auch der Vordersteven darf nicht den Wellen gerade entgegenwenden, denn das Boot würde sich dann in dieselben hineinkeilen und unter der zusammenbrechenden Wassermasse begraben werden; dasselbe muß deshalb so gelenkt werden, daß jede größere Welle es schräg von vorn oder von hinten nur wenig vom Steven entfernt trifft. —

Jetzt braust eine mächtige Woge heran. Einen Augenblick stockt selbst den Muthigsten der Athem; ein Stoß erfolgt, der Alle von ihren Sitzen emporschleudert, und ein wahrer Sprühregen ergießt sich über Boot und Mannschaft, Alles einen Moment verhüllend; dann kommt das Fahrzeug wieder zum Vorschein und die tiefaufathmende Mannschaft beeilt sich, das eingedrungene Wasser auszuschöpfen.

Nicht immer kommt man indeß so leichten Kaufes davon. Ein momentanes Nichtaufpassen des Steuermannes vielleicht oder der zu starke Druck einer Welle bringt das Boot um ein Weniges aus der Richtung, oder eine Sturzsee, der man nicht zeitig genug ausweichen konnte, trifft dasselbe; der Vormann wird vom Steuerruder oder die Mannschaft von den Rudern, oft bis in die Mitte des Bootes hingeschleudert; dasselbe ist beinahe mit dem hereinstürzenden Seewasser gefüllt, aus dem die hingestürzte Mannschaft sich triefend emporrafft, Verzweiflung auf den bleichen Gesichtern. Schwerfällig, wie ein Betrunkener, taumelt und schwankt das überladene, jetzt sich selbst überlassene Boot, die nächste Welle muß es unfehlbar verschlingen. Noch einmal gedenkt die Mannschaft ihrer Lieben daheim, und in inbrünstigem Gebete befiehlt sie dem lieben Gott ihre Seelen.

Obgleich so auf den Tod vorbereitet und jede Secunde ihn erwartend, ergeben sich die Leute dennoch nicht rath- und widerstandslos ihrem Schicksal. Der Vormann hat schon wieder das Steuer ergriffen, vorsichtig handhabt ein Theil der Mannschaft die Ruder; denn durch zu ungestüme Bewegung könnte das schwankende Boot umgeworfen werden, während die Uebrigen, schon von neuer Hoffnung belebt, das Wasser ausschöpfen. Mit den vorhandenen Schöpflöffeln geht indeß die Arbeit zu langsam, und rasch entschlossen schlägt man daher aus dem Wasserfäßchen den einen Boden. Mit Hülfe des so gebildeten Eimers wird das Boot schnell erleichtert. In dem Wüthen der Elemente scheint wie durch glückliche Fügung eine augenblickliche Pause einzutreten und bald setzt dasselbe, vom eingedrungenen Wasser jetzt gänzlich geleert, seinen gefahrvollen Weg fort, bis endlich im glücklichsten Falle die Mannschaft gänzlich erschöpft und ermattet zu Hause oder in irgend einem andern leichter zu erreichenden Hafen anlangt.

Solche Scenen wiederholen sich oftmals in jedem Jahre, und da ich dieselben nicht allein durch Erzählungen aus dem Munde der Fischer kenne, sondern mich **selbst mehrfach in ähnlicher Lage befunden habe**, darf ich behaupten, daß die Schilderung keineswegs übertrieben ist.

Sei es mir erlaubt, eine kleine Episode dieser Art hier als Beispiel einzuflechten.

Um einen Bekannten zu besuchen, machte ich eine kleine Reise nach einem etwa zwei Meilen entfernten Orte auf der nächsten Insel. Mein Boot war ein sechsruderiges; da aber das Wetter Morgens bei der Abfahrt sehr schön und fast gar kein Wind war, bestand die Mannschaft nur, wie oft auf den Faröern gebräuchlich, aus vier Männern, versuchten Fischern und anerkannt tüchtigen Seeleuten, die schon mancher Gefahr die Stirn geboten hatten.

Nachmittags wurden wir auf dem Rückwege von einem jener plötzlichen Stürme überfallen, die zu dieser Jahreszeit — es war im April — ziemlich häufig noch vorkommen. Anfangs erschien uns das Wetter zum Umkehren doch nicht bedenklich genug; später aber, als Sturm und Seegang sich fortwährend verschlimmerten, war das Eine so gefährlich wie das Andere und wir setzten demgemäß unter steter Lebensgefahr unsern Weg fort. Wiederholt ward unser Boot von hereinschlagenden Wellen beinahe gefüllt; doch immer gelang es uns, dasselbe wieder leer zu schöpfen, und schon hatten wir den größten Theil des Heimweges zurückgelegt, waren nur noch eine Viertelmeile vom Hause entfernt, als plötzlich unsere Weiterreise dadurch gehemmt wurde, daß ein wegen der dort besonders heftigen Strömung gefährlicher Punkt, an einer Biegung der Küste, der ungestümen See und starken Brandung wegen nicht passirt werden konnte. Umgehen konnten wir diesen Punkt nur, wenn wir uns weiter vom Lande ab auf die offene See hinauswagten; dazu aber war unser Boot bei diesem Wetter viel zu klein, und hier wie dort der gewisse Tod.

Umkehren konnten wir ebensowenig, denn die Strömung war dann entgegen und hatte soeben ihre volle Stärke erreicht. Wir waren in einer kleinen Bucht eingeschlossen, gefangen wie in einer Falle, mit der wenig tröstlichen Alternative vor Augen, entweder von der See verschlungen zu werden, oder bei unserm durchnäßten Zustande in dem offenen Boote während der Nacht zu erfrieren. Zwar war die See in der Bucht etwas ruhiger; bei dem fortwährenden Wachsen des Sturmes aber und besonders da der Wind mehr umsprang und jetzt fast gerade in dieselbe hineinblies, konnte das nicht von langer Dauer sein.

Die erwähnte Bucht war rings von etwa 2000 Fuß hohen Felsen eingeschlossen, die zwar von oben sich in etwas schräger Richtung herabsenkten und anfangs mit Rasen bedeckt waren, unten aber in eine nackte Felsenwand endigten, die zu einer Höhe von einigen hundert Fuß senkrecht aus der See emporstieg. Nur in der Mitte der Bucht fielen diese Felsenwände von beiden Seiten so ab, daß vom Ufer aus ein schräger Aufgang gebildet ward, wo man in gewöhnlichem Wetter wohl landen konnte. Einestheils jedoch befanden sich gerade an dieser Stelle zahlreiche Felsenriffe, zum Theil unter Wasser und unsichtbar, und zudem hatte die aufgeregte See schon an der ganzen Küste eine so starke Brandung hervorgerufen, die sich von Augenblick zu Augenblick steigerte, daß eine Landung an diesem Orte wie ein tollkühnes, fast unausführbares Wagestück erschien.

Nach einer kurzen Berathung stimmten indeß Alle darin überein, daß dieser Ausweg dennoch die **einzige und letzte Aussicht auf Rettung** biete und also versucht werden müsse. Es war dann aber keine Zeit zu verlieren, denn die Nacht war vor der Thür, der Sturm in stetem Zunehmen. Die verhängnißvolle Stelle war bald erreicht und nach einigem Suchen und Abwarten der günstigsten Augenblicke — denn selbst bei der stärksten Brandung treten kurze Zwischenräume von verhältnißmäßiger Ruhe ein — gelang es der Geschicklichkeit und Erfahrung der Leute, eine schmale Durchfahrt mit hinlänglich tiefem Wasser zu finden. Ein vorräthiges Seil ward im Vorderende des Bootes befestigt und bereit gelegt. Der Vormann nahm seinen Sitz im Hintertheile ein, um von da aus mittelst eines langen Ruders das Boot zu lenken. So vorbereitet erwarteten wir in möglich-

ster Nähe der erwähnten Durchfahrt die nächste Pause in der Brandung, dann senkten sich auf ein Zeichen des Vormannes sämmtliche Ruder gleichzeitig in die See; ein kräftiger Ruck und pfeilschnell schoß das Boot hindurch, auf einen flachen Felsenvorsprung zu. In demselben Augenblicke, als das Boot denselben berührte, war auch das Seil ans Land geschleudert und wir Alle herausgesprungen, und mit vereinten Kräften gelang es uns sogar, vor Wiederkehr der nächsten Welle das Boot nachzuziehen, welches wir dann mit einiger Mühe gänzlich aus dem Bereiche der Brandung brachten.

Nach kurzer Rast brachen wir nun auf, um zu Fuße den nächsten bewohnten Ort an der andern Seite des Berges zu erreichen. Obgleich derselbe kaum eine Meile entfernt lag, war dies keine leichte Aufgabe, denn der ziemlich steile, gegen 2000 Fuß hohe Berg mußte erstiegen werden; auf dessen anderer Seite ging es eben so tief wieder hinab, wobei wir mehrere schwierige Stellen zu passiren hatten. Keiner von uns war des Weges recht kundig; die Dunkelheit war bereits angebrochen und, um unsere Lage wo möglich noch zu verschlimmern, fiel ein dichter Nebel.

Mit vieler Anstrengung und nicht ohne Gefahr erklommen wir im Finstern, meist auf Händen und Füßen kriechend, die steile Höhe; stiegen oder krochen vielmehr die entgegengesetzte Seite wieder hinab und erreichten endlich nach mehrstündigem Marsche unser Ziel. Auch hier war indeß die Brandung so stark, daß kein Boot ausgesetzt werden konnte. Bleiben wollten wir nicht, um die zu Hause uns Erwartenden — drei der Mannschaft waren Familienväter —, ohnehin gewiß schon wegen unseres langen Ausbleibens besorgt genug, nicht noch mehr zu ängstigen. Nachdem wir einige Erfrischungen eingenommen, machten wir uns also, trotz aller Einsprache unserer freundlichen Wirthe, wieder zu Fuß auf den Weg nach dem eine starke halbe Meile entfernten nächsten Orte. Dorthin führt ein schmaler Fußpfad, der mehrere hundert Fuß hoch über der See längs einer so steilen Bergwand sich hinschlängelt, daß das mindeste Ausgleiten oder Stolpern eines Fußes uns unfehlbar von demselben in die See oder auf die unten vorspringenden Felsen hinabgeschleudert hätte. Wir erreichten jedoch ohne weitern Unfall den erwähnten Ort, liehen dort ein Boot und kamen endlich gegen Morgen zu Hause an, wo man uns bereits verloren gegeben hatte. Unser Boot ward später, als nach einigen Tagen sich das Wetter gebessert und die Brandung gelegt hatte, geholt.

Vorfälle wie der eben erzählte können noch kaum unter die schlimmsten Scenen gezählt werden, die das Leben und Treiben des dortigen Fischers mit sich bringt. Mitunter muß er auf der Rückkehr von seinen Fischgründen, nach einem Tage voll Mühen und Beschwerden, ganze Nächte im Kampfe um sein Leben mit Sturm und Wogen zubringen, und erreicht endlich nur seine Wohnung, um gänzlich erschöpft von der furchtbaren Anstrengung sich aufs Krankenlager zu legen, von dem er leider oft nicht wieder aufsteht.

Zuweilen schlägt ein Boot um; es gelingt den Insassen, sich auf den Kiel zu retten; doch keine Hülfe naht und nach stundenlangem Umhertreiben erstarren die Glieder, erschlaffen die Arme und einer der Unglücklichen nach dem andern verschwindet in den Fluthen. Endlich ist nur einer zurückgeblieben; doch immer krampfhafter umklammert er seinen Halt, immer mehr fühlt er seine Kräfte schwinden, und schon ist er in Versuchung, freiwillig seinen Kameraden zu folgen und so seinen Leiden ein Ende zu machen; allein noch einmal siegt die Liebe zum Leben. Da endlich, im entscheidenden Augenblicke, erscheint ein Boot, und der arme Schiffbrüchige wird, fast leblos, von seinem Sitze heruntergeholt. Ein auf den Faröerinseln noch lebender Fischer ist einst über zwölf Stunden lang mehrere Meilen weit in dieser Weise auf dem Kiele seines Bootes von der Strömung herumgetrieben worden, bis endlich, nachdem alle seine Kameraden, die anfänglich seinen Sitz theilten, nach und nach vor Ermattung heruntergestürzt und ertrunken waren, das Boot mitten in der Nacht dem Lande so nahe trieb, daß er es erreichen konnte. Er hatte noch eine steile Felswand, doch von geringer Höhe, zu erklimmen, und schleppte sich dann mühsam den nächsten Häusern zu. Als er diese eben zu Gesicht bekam, verließ ihn der letzte Rest seiner Kräfte und mit lautem Hülferuf stürzte er bewußtlos hin. Glücklicherweise war sein Ruf gehört worden. Man suchte, fand ihn und brachte ihn ins Haus, wo er unter sorgsamer Pflege in kurzer Zeit sich wieder erholte. —

Manchmal noch nachdem schon alle Mühseligkeiten und Gefahren eines Sturmes überstanden sind, der heimathliche Hafen erreicht ist, und der todesmüde Fischer wähnt in wenigen Augenblicken Weib und Kinder — nach glücklich überwundener Gefahr ihm wie neu geschenkt — umarmen und in ihrer Mitte ausruhen zu können, vereitelt die Brandung seine behaglichen Erwartungen. Er kann nicht landen und muß seine erschlafften Arme aufs Neue anstrengen, um das nächste Dorf zu erreichen; muß mitunter noch meilenweit rudern, ehe er, entfernt von den Seinen, die müden Glieder auf ein dürftiges Strohlager strecken kann.

Am Bénuē.

Von **Gerhard Rohlfs** aus Bremen.

Wir verließen Nachts um 10 Uhr die Stadt Udéni, wo der Fetischdienst von den Negern am ausgeprägtesten betrieben wird. An demselben Tage noch, als ich Nachmittags Abschiedsaudienz beim Sultan hatte, konnte ich mich davon überzeugen, und war Zeuge der eigenthümlichen Opfer, welche diese Stämme ihren Götzen darbringen. War es ein wirkliches Fest, oder war es um den Zorn der aus Thon geformten Götter zu versöhnen, weil ein Weißer mehrere Tage in den Mauern der Stadt geweilt hatte, das konnte ich nicht erfahren.

Die Götter sind meist aus Erde, oft auch aus Holz geformt, und bewohnen eigene kleine Hütten. In den Gegenden am Bénuë sind es hauptsächlich Dodo und Mussa, denen man allgemeine Verehrung und Anbetung zollt. Es giebt nämlich Götter, die allgemein sind, und Privatfetische; jeder hat z. B. seinen eigenen Hausgötzen, außerdem hat man Stadtgötter, Thorgötter, Feld- und Gartengötter, Flußgötter 2c. 2c.

Als ich Abends mit meinen Leuten die schmale Brücke überschritt, die uns aus dieser Hexenstadt mit ihren Blut-

opfern wieder ins Freie brachte, dauerte es lange Zeit, trotz der herrlichen Nacht, trotz der lieblichen Gegenden, bis mir die Opfer, die ich Nachmittags im Hause des Sultans mit angesehen hatte, wieder aus dem Sinne kamen. Immer schwebten mir im Geiste die Bilder vor, wie unter Pauken- und Trommelschlag nackte Sklaven Schafe, Hühner und Tauben abstachen, die irdenen Bilder mit Blut beschmierten und dann Federn daran klebten. Aber endlich riefen die Stille der Natur und die üppige Pflanzenwelt andere Gedanken hervor. Man sah, daß die Nähe des Bénuē hier schon einen mächtigen Einfluß auf die Entwickelung der Vegetation ausübte. Schweigend durchzogen wir die Ebene, denn Nachts vermeidet man gern jedes Geräusch. Waren wir doch überdies in einer Gegend, wo fortwährend Krieg und Ueberfälle an der Tagesordnung sind, auf der äußersten Grenze der Macht der Fellata oder Pullo (Fulbe) nach Süden zu. Voran gingen zwei riesige Neger aus Keffi-abd es-Senga; jeder trug auf seinem Kopfe einen 3 Ellen langen, an 80 Pfund schweren Elephantenzahn. Ich hatte das Elfenbein gegen meine Pferde ausgetauscht. Dann kam einer mit mehreren kleinen Zähnen, dann drei Sklaven, die unser Gepäck trugen, und den Schluß machten wir selbst.



Gerhard Rohlfs in Afrika.

Die Stille der Natur wurde fast durch nichts unterbrochen, nur zuweilen hörte man von fern das Krachen der Zweige im Gebüsche, durch welches ein unförmliches Flußpferd weidend sich den Weg brach, oder aufgescheuchte Vögel, welche eine andere Schlafstelle suchten, flogen kreischend davon. Mehrere Male wurde Rast gemacht, denn die Elfenbeinträger, obwohl es schien, als ob sie nichts zu tragen hätten, weil sie so rüstigen Schrittes vorwärts eilten, hatten doch von Zeit zu Zeit eine Erholung nöthig. Nach einem vierstündigen raschen Dahineilen gelangten wir plötzlich in einen dichten, hohen Wald; nur tastend konnten wir vorwärts kommen, denn die Kronen der Bäume bildeten ein so dichtes Dach, daß kein Stern durchfunkelte. Indeß war der Pfad ziemlich breit, aber viele im Wege liegende Baumstämme und große Wurzeln machten das Weitermarschiren sehr beschwerlich. Dann wehte uns plötzlich eine kühlere Luft an, der Weg wurde frei und vor uns lag eine weite Ebene. Unsere Träger hielten an und legten, sich gegenseitig helfend, das Elfenbein auf den Boden; ein Gleiches thaten die Gepäckträger. Schon glaubten wir, es handle sich um eine bloße Rast; als ich weiter vorwärts ging, sah ich, daß ein weiter, blanker See zu unseren Füßen sich ausdehnte.

Aber nein, es war kein See, es war der Bénuē. Nach rechts und links dehnte sich das Wasser so weit man sehen konnte aus, doch gegenüber sah man an einzelnen Lichtern und Wachtfeuern die Grenze des majestätischen Stromes. „Ist dies das andere Ufer?“ fragte ich die Neger. — „Nein, das ist bloß eine Insel, Loko, von Bassa-Negern bewohnt, und hier werden wir bei Tagesanbruch übersetzen,“ war die Antwort. Sodann luden sie uns ein, uns auf den Sand niederzustrecken, da bei Tagesanbruch, sobald die Bassa uns sähen, sie mit ihren Kähnen herüberkommen würden, um uns abzuholen. Wir labten uns mit einem Trunke Wassers; seit wir Abends die Stadt verließen, hatten wir trotz des schnellen Marsches nicht getrunken, weil Niemand Wasser mit sich führte. Dann legten wir uns ruhig nieder und erwarteten halb wachend, halb schlafend den Morgen.

Beim ersten Grauen des Tages hörten wir sofort Geschrei und Lärmen und sahen, wie von der mit Delpalmen bewachsenen Insel, auf deren nördlichem Ufer zahlreiche kleine Hütten standen, eine Menge Kähne ins Wasser stießen und von nackten Negern auf die Stelle zu hingeschaufelt wurden, an der wir uns befanden. Wir stiegen nun auch den Strand hinab, der jetzt beim niedrigsten Wasserstande des Bénuē sehr breit war, und bald waren wir den Bassa gegenüber. Diese schienen sehr erstaunt, ein paar Weiße vor sich zu sehen, denn hatten sie jemals welche gesehen, so waren diese den Bénuē herauf in eigenen Schiffen gekommen. Anfangs schienen sie uns sogar für Fulbe, die ihre erbittertsten Feinde sind, zu halten. Nachdem aber die uns begleitenden Neger ihnen die Versicherung gegeben hatten, daß wir diesem Stamme nicht angehörten, überdies keine Mohammedaner wären, sondern Nassara (Christen, mein mohammedanischer Diener Hamed ließ es sich ganz gern gefallen, hier als Christ mit zu passiren), wollten sie sich sogleich ohne Weiteres unseres Elfenbeins bemächtigen, sowie des Gepäckes, um dieses und uns in die ausgehöhlten Baumstämme (ihre Kähne) zu werfen. So, dachte ich indeß, geht das nicht. Die Menschen sind überall dieselben, und wenn man in Italien oder im Oriente nicht wohl daran thut, sich, ohne zu parlamentiren, in die Hände des dienenden Publicums zu geben, so glaubte ich auch hier vorerst dingen zu müssen. Wir rissen ihnen also unsere Habe wieder aus den Händen, und ich machte ihnen begreiflich, daß sie mir zunächst den Preis für das Uebersetzen sagen müßten. Zu dem Ende legte ich 100 Muscheln (Kauris) auf den Boden und fragte durch Zeichen, wie viel sie solcher hundert haben wollten? Nach langem Streiten und Handeln wurden wir dann handelseins über 4000 Muscheln, was allerdings theuer genug war, wenn man bedenkt, daß es sich bloß ums Uebersetzen handelte, 4000 Muscheln aber den Werth von einem Maria-Theresia-Thaler repräsentiren. Die anderen Neger, welche, wie ich gehofft hatte, uns bis nach Loko begleiten würden, erklärten dann, daß sie zurück müßten, um noch vor der großen Hitze Udéni zu erreichen. Nachdem sie uns dann in die Baumstämme geholfen, die so klein waren, daß kaum zwei Mann darin Platz hatten, und wir deshalb mehrerer bedurften, nahmen sie Abschied, wir stießen vom Lande und wurden von den Bassa rasch nach ihrer Insel hinüber geschaufelt.

Die Ankunft von Fremden ist auf solchen Plätzen immer ein Ereigniß, wenigstens des Morgens früh, wo Alles eben vom Schlafe erwacht und noch nicht der Arbeit nachgegangen ist. Als wir landeten, hatte sich ein zahlreiches Publicum versammelt, das vielleicht noch außergewöhnlich vergrößert war, weil man längst gesehen hatte, daß zwei Weiße die Fremden seien. Wie besorgt ich nun auch anfangs war, mich so ganz ohne irgend eine Stütze unter den Bassa zu befinden, von denen die anderen dem Fulbe des Reiches Sokoto unterworfenen Negerstämme mir nicht schlecht genug zu sprechen wußten, so legte sich doch meine Besorgniß, da ich bald sah, daß alles Böse, was man von ihnen gesagt hatte, Uebertreibung sei. Obgleich von Hunderten dieser Leute umringt, die sich so dicht wie möglich an uns herandrängten, uns befühlten und befragten, und sich dann wunderten, daß wir nicht in ihrer Sprache zu antworten vermochten, that man uns nichts zu Leide, sondern wir wurden einfach in einen von mehreren Hütten gebildeten Hofraum gedrängt. Man gab uns zu verstehen, daß wir uns setzen möchten. Nachdem uns dann eine recht nett aussehende alte Negerin ein Gefäß voll warmer Suppe gebracht hatte, fragte man uns durch Zeichen und Laute, ob wir denn gar keine der dort üblichen Sprachen verständen, und nach einander nannten sie eine Menge Sprachen als: Fulfulde, Berbertji, Arabtji, Haussa, Nupe ꝛc. Ich glaubte nun zu verstehen, daß unter ihnen Individuen wären, die eine dieser Sprachen verständen, und erwiderte sogleich Arabtji, Berbertji. Unter letzterem Worte bezeichnen nämlich alle diese Negerstämme die Bewohner und Sprache von Bornu (— das Kanuri —). Die Bassa schienen eben so froh zu sein wie ich, als ich Berbertji antwortete; es wurde gleich darauf einer fortgeschickt, der dann mit einem Andern zurückkam, welcher uns schon von Weitem sein La-Le-La-Le, che lafio-le, nda tegē etc.: „Sei gegrüßt; Friede; wie befindet sich deine Haut“ ꝛc. entgegenrief.

Fand er sich im Anfange etwas getäuscht, daß ich nicht so fließend zu antworten vermochte, als er sich wohl gedacht hatte, so sah er doch schnell ein, daß es sein Vortheil sei, uns zu Freunden zu behalten, und ich meine gar, er sagte den Bassa, daß wir wirkliche Kanuri vom Tsad-See seien, was sie indeß nicht glauben wollten, sondern ihm entgegneten, wir wären Inglese und Vettern von den beiden weißen Christen in Lokoja (— der bekannten von Dr. Baikie gegründeten Station an der Mündung des Bénuë in den Niger —). Er selbst war gerade nicht von Bornu, sondern von einer im Reiche Sokoto gegründeten Colonie Namens Lafia-Bere-Bere. Er sagte mir dann, daß man eine Hütte für uns in Stand setze, und daß der König der Insel mir einen Besuch machen würde, den ich später zu erwidern hätte.

Unterdessen nahm ich die Gelegenheit wahr, mich etwas umzusehen. Unser Kanuri erzählte mir, daß die Bassa auf Loko hauptsächlich von der Fähre lebten, da hier ein Hauptübergang sei; bei Hochwasser sei die ganze Insel, welche jetzt etwa 16 Fuß über dem Wasserspiegel lag, überschwemmt, und die meisten Leute zögen sich dann aufs linke Ufer zurück, während nur die zur Besorgung der Fähre unumgänglich nothwendigen jungen Leute in hohen auf Pfählen ruhenden Hütten zurückblieben. Die Bassa-Neger wohnten früher alle auf dem rechten Bénuë-Ufer, wurden aber von den Fellata, ihren fanatischen Feinden, zurückgedrängt, so daß nur noch einige wenige Plätze von ihnen am rechten Ufer behauptet werden. Die Bassa sind mit den Afo- und Koto-Negern eng verwandt und scheinen sanfter Natur zu sein; sie nähren sich hauptsächlich von Fischen, die der Bénuë ausgezeichnet und in unglaublicher Menge liefert. Dem Aeußern nach sind sie echte Neger, ohne doch dabei häßlich zu sein. In der Jugend gehen beide Geschlechter nackt, und unter den Erwachsenen haben die ärmeren Leute höchstens ein Schurzfell um die Hüften geschlagen. Eigenthümlich ist die Art ihrer Begrüßung, indem sie den Vorderarm der Länge nach an einander legen, derart, daß einer dem andern den Ellenbogen umfaßt. Sie sind wie die Afo-Neger Fetischdiener, ohne jedoch einen so ausgeprägten Penatendienst wie jene zu haben.

Endlich war die kleine runde Hütte, welche man provisorisch aus Matten aufgeführt hatte, fertig, so daß wir einziehen konnten. Kaum hatten wir uns niedergelassen, als der Galadima oder König der Insel kam. Er besah Alles, that viele Fragen mittelst des Kanuri und sagte, er würde nach einem Araber als Dolmetscher senden. Im Ganzen benahm er sich recht anständig. Als er sich entfernt hatte, war meine erste Sorge, ein Schiff zu miethen nach Imaha (wird auch von den Arabern und Soko-Negern Um-Aischa genannt), einem Orte, der drei Tagereisen unterhalb am Bénuë liegt und wohin wir zunächst mußten. Das war keineswegs leicht, nicht etwa deshalb, weil die Leute zu hohe Preise forderten, — sie verlangten, ich glaube, 10,000 Muscheln, was mit den 4000 fürs bloße Uebersetzen also in gar keinem Verhältnisse stand —, sondern weil wir gar kein baares Geld; d. h. Muscheln, mehr hatten. Ich versprach ihnen, in Imaha zu zahlen, wo ich einen Burnus, das letzte Stück, was mir von meinen Waaren geblieben war, zu verkaufen gedachte. Aber kein Mensch wollte Credit geben; es blieb uns also nichts Anderes übrig, als alle Kleidungsstücke, die wir entbehren konnten, zu verkaufen, um so die Summe zu Stande zu bringen. Indem wir uns auf das Nothwendigste beschränkten, gelang es uns, 8000 Muscheln zusammen zu bekommen, und indem wir gleich im Voraus baar bezahlten, konnten wir von den 10,000 Muscheln 2000 abdingen.

Nachdem dies in Ordnung war, machte ich dem Könige meine Aufwartung. Er mochte wohl ein hübsches Geschenk erwartet haben, ich konnte ihm aber bloß einige kleine einheimische Baumwollentücher geben, mit denen sich in Haussa die Weiber bekleiden. Damit gab er sich zufrieden, weil er selbst vorher gesehen hatte, daß wir gar nichts mehr besaßen. Er machte dann die freundschaftlichsten Versicherungen, und meinte, er wünsche nichts so sehr, als mit den Engländern direct in Handelsverbindung zu treten. Ja, als ich zu Hause kam, sandte er mir sogar ein Gegengeschenk: ein Huhn, trockne Fische, Madidi, d. h. eine Art Kleister in Bananenblätter gewickelt, und 1500 Muscheln baar.

Denselben Tag konnten wir natürlich nicht an die Abreise denken, und es war auch gut, daß wir blieben. Denn am Abend kündigte sich die Regenzeit mit einem solchen Tornado (Orkan) an, daß ich fest glaubte, es sei ein Erdbeben damit verbunden. Da das Unwetter gegen Sonnenuntergang hereinbrach, also um eine Stunde, da alle Leute ihren Topf auf dem Feuer hatten, so kann man sich denken, wie sehr die Weiber sich beeilten, die Feuerstellen zuzudecken. Die Windstöße waren so heftig, daß in einem Nu mehrere Hütten weggeführt und Gott weiß wohin geweht wurden. Glücklicherweise lag unsere Hütte zwischen anderen so geschützt, daß wir nicht zu fürchten brauchten, fortgeweht zu werden. Das hinderte aber nicht, daß, als die Wolken an zu brechen fingen, Ströme Wassers von oben und unten hereinflutheten, so daß wir in einem Augenblicke durchnäßt waren. Es ist gut, daß dergleichen Unwetter in der heißen Zone nie lange anhalten; nach einigen Stunden hatten wir einen vollkommen sternhellen und unumwölkten Himmel, und am andern Mor-

gen tauchte die Sonne wie neu aus dem Bénuë, dessen früher staubige, dunkelbuschige Ufer jetzt durch den Regen rein gewaschen waren und wie im Frühlingsgrün prangten. Bei uns in Europa hat man keine Idee davon, wie rasch belebend der erste Regen auf die todte Natur einwirkt. Schon nach einigen Tagen sproßt Alles neu und frisch aus dem Boden, welcher sich wie durch Zauber in einen grünen Teppich voll bunter Blumen umwandelt. Und sobald die Pflanzenwelt erwacht, thut es nicht minder die kleine Thierwelt; Schmetterlinge und Käfer, die man sonst nur in Thälern, wo immer fließende Bäche und Rinnsäle rieseln, bemerkt, treiben sich nun überall umher.

Am andern Morgen endlich nahmen wir von unseren Bassa-Freunden in Loko Abschied und bestiegen unsern Einbaum. Dieser Kahn war gerade groß genug, um uns beherbergen zu können; nur Ein Neger stand auf dem Hintertheile, um mit einer Schaufel das schnell stromabwärts treibende Schiffchen zu lenken. In seinem Munde hatte er eine lange Pfeife, die bis auf den Boden ging und nur von Zeit zu Zeit fortgelegt wurde, wenn die Lenkung des Schiffes vielleicht mehr Aufmerksamkeit wie gewöhnlich erheischte. Wenn uns ein anderer Kahn begegnete, dann wurde sicher beigelegt, um einige Züge gemeinschaftlich zu schmauchen. Die meisten hatten sogar ein kleines Feuer in einem irdenen Topfe auf dem Vordertheile des Kahnes brennen, theils um gleich wieder die Pfeife anzünden zu können, theils um Fische im Rauche des Feuers vor Fäulniß zu bewahren.

Es ist die Sitte des Rauchens hier bemerkenswerth genug; während z. B. in ganz Nordcentralafrika, Wadai, Bornu, Haussa, Bambara rc. überall Tabacl gezogen wird, verwenden die dortigen Einwohner dies Kraut nur zum Kauen, indem sie es pulverisirt mit Natron mischen, zuweilen auch zum Schnupfen; erst in der Nähe des Bénuë wird das Rauchen allgemein.

An Abwechselung fehlte es bei dieser Fahrt natürlich nicht; zahlreiche Herden von Flußpferden, Haufen fauler Kaimans, die sich auf den Sandbänken sonnten, fliegende Fische, die unser Fahrzeug umgaukelten, in den dichtbelaubten Bäumen am Ufer Herden von Affen aller Art, die neugierig auf uns herunterschielten, — hier und da, und dies meist am linken Ufer, ein Negerdorf. Auch sah ich die mannichfaltigsten Vorkehrungen zum Fischfange; sie nahmen sich fast wie große Vogelbauer aus und standen überall an seichten Stellen im Bénuë. Die Zeit wurde mir nicht lang. Nachts legten wir bei einer Sandbank inmitten im Strome bei, unterhielten aber immer Feuer, damit die gefräßigen Kaimans nicht zu nahe herankämen. Am dritten Tage endlich waren wir im Angesichte Imahas, wo wir bei Sultan Schimmegë, einem Freunde des verstorbenen Doctors Baikie, die freundlichste Aufnahme fanden.

Bilder aus Sicilien*).

Schiller sagt von seiner glänzendsten tragischen Heldin durch den Mund eines ihrer Freunde: „Die schönste aller Frauen, welche leben, ist auch die unglückseligste von allen."

Einen ähnlichen Eindruck des Contrastes der herrlichsten Naturanlagen und der jammervollsten Schicksalswendungen mehr im Großen aus dem Leben gegriffen geben die „Bilder aus Sicilien", von denen uns der erste Band vorliegt. Der Verfasser sagt von der herrlichen Insel: „Hat die Natur, so scheint es, an ihr zu zeigen versucht, was sie zu leisten im Stande sei, so haben fürwahr die Menschen im Laufe der Jahrtausende, während welcher sie dieselbe bewohnt haben, weniger darstellen wollen, daß sie bestimmt sind, das Werk der Schöpfung an ihr zu vollenden, als welche Kraft ihnen inne wohnt, sich unter einander zu hemmen und das wieder zu vernichten, was andere geschaffen haben." Herr Hartwig hat die Insel nicht als flüchtiger Tourist bereist. Er war Jahre lang Geistlicher der deutschen Gemeinde in Messina, er besitzt gründliche Kenntnisse des Landes und seiner Zustände und mit diesen eigenen Anschauungen verbindet er die Früchte historischer Studien. So kann er lebensvolle Darstellungen des Zusammenhanges von Vergangenheit und Gegenwart, von Schicksalen und der Cultur des Landes geben. An dem losen Faden heiterer Reiseberichte reiht er die Schilderungen der jetzigen unordentlichen socialen Zustände des Landes, aus denen eine neue Ordnung der Dinge erst neue Organisationen bilden muß, gleichsam spielend auf; in einzelnen Geschichtsbildern zeichnet er die ewige Unruhe, die hier in immer neuen Formen die südliche Behaglichkeit des Lebens zerstört hat. Dazwischen aber eröffnet er größere Perspectiven auf die Geschicke der Völker, die in diesem Brennpunkte sich berührt haben, und führt uns belehrend ein in die Wechselwirkungen zwischen den politischen Zuständen, die sich hier einander abgelöst haben, und dem Culturzustande des Landes, der sich mit ihnen stets geändert hat.

Vom Aetna läßt der Wanderer den Blick schweifen im Glanze der aufgehenden Sonne über die Herrlichkeit der Natur, wo sich Erde und Wasser, Luft und Feuer in so gewaltiger Wirkung vereinigt zeigen, daß der Beschauer sich in dem Gedanken gefällt, dem Empedokles möchte hier oben seine Lehre von den vier Elementen, die er bekanntlich zuerst neben einander stellte, aufgegangen sein. Und doch setzt Herr Hartwig hinzu: „Noch größern Reiz als alle diese herrlichen Aussichten über Land und Meer hatten für mich die Bilder, die, durch sie angeregt, vor meinem geistigen Auge vorüberzogen. Was wären alle die Berge und Thäler für mich gewesen, hätte ich sie mir nicht mit Menschen und Werken der Menschen erfüllt denken können!" Hier fällt sein Blick auf die hohen Mauern des großen Syrakus und die Kampfplätze der Römer und Karthager; da auf die Wälder, in denen der gewaltige Staufenkaiser Heinrich VI. jagte und früh dahin siechte, und auf den Ort, wo sein Sohn Friedrich II. die ersten glücklichen Jahre seines sturmbewegten Lebens genoß. Bald findet sich das Band, das diese Bilder

*) Aus Sicilien. Cultur- und Geschichtsbilder von Otto Hartwig. Kassel und Göttingen, bei Georg H. Wigand. 1867. Das Buch ist ansprechend geschrieben, der Inhalt vorzugsweise geschichtlicher Art. Der Verfasser will „die gegenwärtigen Zustände der Insel aus der Vergangenheit" erklären und stellt fernere Mittheilungen in Aussicht. Wir möchten darauf hinweisen, daß die Geschichte Siciliens in ihren Entwickelungen unverständlich bleibt, wenn nicht die Racenverhältnisse und Blutmischungen, welche gerade dort eine so große Rolle spielen, ins Auge gefaßt werden. Die äußere Anarchie und Verkommenheit ist vorzugsweise die Folge einer ethnischen Anarchie. Es wäre zu wünschen, daß Herr Hartwig die ethnologischen Verhältnisse zu erörtern unternähme. A.

im Geiste zu Scenen in einem Riesenvölkerdrama an einander schlingt:

„Hier standen wir so recht in der Mitte des großen Binnenmeeres, um das die Geschichte der alten Welt und ein gutes Theil der mittelalterlichen Geschichte sich bewegte, ehe der Schwerpunkt der Civilisation an den Atlantischen Ocean sich verrückte. Wer in jenen Zeiten Sicilien ausschließlich beherrschte, dem stand die Herrschaft über das Mittelmeer zu Gebote. Die Insel, selbst zu klein um ein selbständiges Reich zu bilden, das sich auf die Dauer gegen die Großmächte der benachbarten Festländer hätte behaupten können, wurde ein Kampfplatz der um die Oberherrschaft streitenden Mächte. So haben denn hier die Völker des Orients und Occidents lange gerungen. Zwischen die einzelnen Acte dieses Kampfes gruppirt sich dann die von ihnen abhängige innere Entwickelungsgeschichte der Insel.

„Als Xerxes die Coalition der arischen und semitischen Völker des Ostens gegen die Stämme der Hellenen führte und damit die Reihe der großen, geschichtlichen Reactionen des Orients gegen den sich immer mehr erhebenden Occident eröffnete, wurde nicht allein bei Thermopylä, Salamis und Platää für Bildung und Freiheit gestritten. Nicht grundlos aber auch nicht umsonst hatten Damareta und die edeln Frauen von Syrakus ihren Schmuck dem Vaterlande geopfert. Die Schlacht, welche ihre Männer bei Himera gegen die karthagische Uebermacht an demselben Tage schlugen und gewannen, als Themistokles die Barbaren bei Salamis in die Flucht trieb, ist eine der bedeutendsten Schlachten des ganzen Alterthums, und Pindar stellt sie den Kämpfen am Kithäron und bei Salamis gleich. Es ist richtig, daß die sicilianischen Griechen damals „den Hellenen ihre starke Hand reichten, der Freiheit zu helfen, als sie die Völker der Barbaren bezwangen," wie Simonides auf den goldenen Dreifuß schrieb, der aus der Beute der Schlacht bei Himera dem delphischen Gotte gewidmet wurde.

„Was aber den Griechen in ihrer Heimath gelang, die Gefahr, von den Barbaren erdrückt zu werden, für immer zu beseitigen, das gelang in gleicher Weise den sicilischen nicht. Die Karthager behielten festen Fuß auf der Insel. Die Hellenen wurden, nachdem sie in brudermörderischem Kampfe sich selbst geschwächt und zum Verderben des Heimathlandes selbst das Ihrige beigetragen hatten, von den zähen Semiten immer mehr in die Enge getrieben. Aber was den Hellenen nicht geglückt war, den Orient in seine Grenzen zurückzuwerfen, das vollbrachten ihre arischen Stammesverwandten, die Römer, freilich dabei auch der Griechen Städte nicht verschonend. Ihre Kämpfe mit den Karthagern haben Jahrzehnte lang die Insel erfüllt, und als sie hier Herren blieben, konnte nur ein Hannibal es wagen, den Kampf auf weiten Umwegen wieder aufzunehmen.

„Als dann ungefähr ein Jahrtausend und später die Völker des Orients zur letzten Anstrengung gegen Europa sich aufrafften, als der Mohammedanismus Europa von Osten und Westen bedrohte und der Kampf längs des ganzen Mittelmeeres auf Jahrhunderte entbrannte, da war Sicilien so recht der Mittelpunkt der ganzen Angriffslinie. Ihn zu behaupten war das oströmische Reich zu schwach geworden. Vergebens sandten die Kaiser von Byzanz einen Katapan nach dem andern aus, um die schöne Insel zu retten, oder die schon verlorene wieder zu erobern. Erst den tapferen Söhnen des Nordens gelang es, die Araber aus der Insel zu verdrängen und dem Abendlande zu erhalten, was ihm gehört. Die naturgemäßen Erben dieser normannischen Helden waren dann die Fürsten des Landes, das damals der erste Sitz abendländischer Cultur war. Zwei der gewaltigsten deutschen Kaiser herrschten dann hier und

„Dieses Gestad' ist noch des Ruhmes voll,
Den zurückließ ihre gewaltige Faust,
Wo Friedrich im Grab schläft und Heinrich's
Früh bestatteter Leib zugleich ruht im porphyrnen Sarkophage."

„Seit ihrer Zeit ist dann Sicilien nicht mehr der Schauplatz welthistorischer Kriege zwischen Orient und Occident geworden. Fast wirkt nach allen Kämpfen, die hier zwischen beiden ausgefochten wurden, die Liebe und Treue, mit der die Saracenen Italiens an dem letzten großen Beherrscher Siciliens hängen, als versöhnendes Element in diesem großen Drama." —

In Bezug auf die Entwickelung der Einwirkung des politischen Zustandes der Insel auf ihre Bodencultur heben wir einige Stellen hervor:

„Jedermann kennt den ungeheuern Reichthum Siciliens an Erzeugnissen des Ackerbaues und der Baumzucht und weiß, daß dieser Ruhm Jahrtausende alt ist. Und doch tritt auch in dieser Beziehung ein merkwürdiger Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart hervor. Denn die Bodencultur hat sich hier dadurch wesentlich verändert, daß eine Menge neuer Producte zu den ursprünglichen hinzugekommen sind, während sich dieselbe doch, im Großen und Ganzen betrachtet, nicht nur nicht gehoben hat, sondern, mit den ältesten Zeiten verglichen, um ein Bedeutendes zurückgegangen ist. Offenbar ist dieses ein unnatürliches Verhältniß. Denn mit der Vermannichfaltigung der Bodenerzeugnisse eines Landes muß auch, falls nicht ganz anomale Umstände entgegenwirken, der Werth, den die Summe derselben repräsentirt, sich steigern, weil Niemand neue Gewächse anbauen wird, wenn dieselben keine höheren Erträge liefern, als die längst vorhandenen. Was wohl anderswo stattgefunden hat, daß sich die Ertragsfähigkeit eines Landes verminderte, weil man es zu einseitig bewirthschaftet und den Boden zu systematisch ausgesogen hatte, trifft bei Sicilien nicht in der Ausdehnung zu, als man dieses in der Regel glaubt. — Hat man gesehen, wie unvollkommen jetzt die Bodenbearbeitung ist, während sie gewiß zur Zeit des Plantagenbaues, wenn nicht gerade ein Verres hier Prätor war, eine viel sorgfältigere gewesen sein wird, so muß man glauben, daß sich die Ertragsfähigkeit des Bodens an Getreide jetzt noch auf derselben Höhe befindet, wie vor beinahe zwei Jahrtausenden, als zwar Sicilien schon heruntergekommen, aber immerhin doch noch eine der Kornkammern Italiens war. Mit Bestimmtheit läßt sich annehmen, daß sich hier jetzt noch viel höhere Erträge erzielen ließen, wenn der Boden nur so bewirthschaftet und gedüngt würde, wie dieses in Deutschland vor der Periode der rationellen Landwirthschaft geschah. Daß die Bodenerträge Siciliens zurückgegangen sind, erklärt sich nur aus den Einwirkungen, welche die politischen und damit die gesammten Culturverhältnisse eines Landes stets auch auf den Ackerbau ausüben, und die sich gerade hier genau nachweisen lassen."

Zweimal folgten auf einen großen Aufschwung der Insel, auf Verbreitung von Wohlstand und Cultur Perioden der Zerstörung, die kaum Analogien in der Geschichte eines andern Landes von Europa haben. Zweimal wurde Sicilien der Hauptsache nach — denn gänzlich unabhängig von den die Mittelmeergestade beherrschenden Großmächten ist es niemals gewesen — von selbständigen Politien regiert, und sofort hob sich seine Cultur, während sein Verfall sich in Zeiten vollzog, wo es den Schwerpunkt seiner Regierung nicht in sich selbst hatte, sondern als ein Anhängsel eines größern Staates verwaltet wurde.

Herr Hartwig entwickelt das geschichtlich sehr gut; er schildert die römische und die byzantinische Zeit; dann kommt er auf die Zeiten der Araber.

„Alle Verhältnisse wurden von Grund aus umgestaltet, als die Mohammedaner sich auf der Insel festzusetzen begannen und sich dieselbe nach langen blutigen Kämpfen gänzlich unterwarfen, 827 bis 901. Anfänglich wurde sie zwar von den von der afrikanischen Küste herüber gekommenen arabisch-berberischen Eroberern grauenhaft verwüstet, dann aber zu einer ebenso staunenswerthen Cultur gebracht, als sie früher von ihnen dem Verderben geweiht erschien. Denn die Saracenen begnügten sich auf die Dauer nicht damit, die Küstenstrecken auszuplündern, die eroberten Städte zu berauben und dann zu verbrennen, sondern ließen sich seßhaft nieder, und wo nicht eine allzu überlegene Macht sich ihnen entgegenwarf, gründeten sie Staatswesen, deren Cultur sich wie im Fluge über die der zeitgemäßen christlichen erhob, aber auch ebenso plötzlich wieder zusammenbrach, als sie sich gehoben hatte. —

Trotzdem die arabisch-berberischen Colonien Siciliens sich niemals ein Menschenalter lang innerer Ruhe erfreuten, daß die unterworfenen Christen mit einer Zähigkeit des Widerstandes, wie ihn nur Racenverschiedenheit und Religionshaß erzeugen kann, immer wieder das Joch der Ungläubigen zu brechen suchten, und die byzantinischen Kaiser, sobald sie nur in Kleinasien und an der Donau etwas Luft bekamen, und die kirchlichen Streitigkeiten ein wenig verstummten, ein Heer nach dem andern nach Sicilien warfen, entwickelte sich hier eine neue Periode nationalen Wohlstandes. Man kann sich leicht eine Vorstellung von dem rapiden Verlaufe dieser Culturentwickelung machen, wenn man sich nur vergegenwärtigt, welche Producte die Araber der Insel neu zugeführt haben, oder eine der Beschreibungen liest, welche mohammedanische, jüdische und christliche Reisende von dem Treiben in der Hauptstadt der Insel aus diesem und den folgenden Jahrhunderten entworfen haben. Denn die Saracenen sind es gewesen, welche die Seidenzucht und den Baumwollenbau auf der Insel eingeführt haben. Sie haben hier das erste Zuckerrohr gebaut, von wo es der Infant Heinrich von Portugal nach Madeira und den Azoren brachte. Palermo wurde damals von 300,000 bis 350,000 Menschen bewohnt, wenn wir aus Angaben Ibn-Haukal's über die Größe der Metzgergilde zu Palermo Schlüsse ziehen dürfen. Mehr als dreihundert Lehrer gaben dort Jugendunterricht. Aber nicht nur wie jetzt in Städte zusammengedrängt wohnte damals die zahlreiche Bewohnerschaft der Insel. Edrisi und Andere nennen über 900 kleinere Ortschaften in Sicilien, während in unseren Tagen hier nur 352 selbständige Communen vorhanden sind. Freilich sind gegenwärtig mit manchen der größeren Städte zahlreiche umliegende Ortschaften zu einem Municipium vereinigt — so gehören zu Messina gegenwärtig 42 sogenannte Casali —, allein auch diese Halbbürger mit eingerechnet erreichen die gegenwärtigen ersten sicilischen Städte lange noch nicht die Bevölkerungszahlen, die sie in der saracenischen Periode aufzuweisen hatten. —

Als eine Nachblüthe der mohammedanischen Culturperiode der Insel ist die Epoche der normannischen Eroberung und die Herrschaft der schwäbischen Kaiser, vor Allem die Friedrich's II. zu betrachten. Aber mit der normannischen Eroberung war doch auch wieder der Grund zu einer socialen Umgestaltung aller Verhältnisse auf der Insel gelegt, die ebenso entsetzliche Früchte getragen hat, wie die Verpflanzung der Plantagenwirthschaft von Afrika hierher. Denn wenn Jemand die culturhistorischen Folgen des Feudalstaates in ihrer größten Reinheit und Folgerichtigkeit studiren will, muß er die Geschichte Siciliens von jenem Jahrzehnte an durchlaufen, wo die Normannen gleichzeitig die größte und schönste Insel Europas eroberten und damit die Völkerwanderung schlossen.

Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse bemerkt Herr Hartwig unter Anderm: „Die Zustände würden den irländischen immer ähnlicher werden, wenn nicht hier das Volk viel bedürfnißloser wäre, und der Boden das sonst nicht Mögliche leistete. Aber auf die Dauer, wenn namentlich mehr geistiges Leben und damit erhöhtere Bedürfnisse unter die geringen Leute kommt, ein Fortschritt, der bei der gegenwärtigen Regierungsform nicht ausbleiben kann, werden diese Zustände nicht vorhalten können. Ein besonderer Kummer ist dem deutschen Wanderer die geringe Schonung der Wälder in dem ohnehin schon so waldarmen Lande. Ohne für Nachwuchs zu sorgen, haut man die schönsten Bäume um, verbrennt das Oberholz zu Kohlen und läßt die Stämme vermodern, oder man schneidet die Fichten an, um Kienspäne daraus zu gewinnen. Und das in dem Lande, wo die Oelbäume zu Millionen stehen und in dem man mit Holz aus Norwegen und Amerika baut!" .h.

Das Fest des Kurban-Beiram in Konstantinopel.

(Vom 25. bis 28. April 1866.)

Siebenzig Tage nach dem Beiram, dem Schlusse des Ramadan, feiern die Mohammedaner ihr höchstes Religionsfest, den Kurban-Beiram, welches sich auf drei Tage ausdehnt. Von Mohammed eingesetzt zur Erinnerung an das Opfer Abraham's, hat es bis auf den heutigen Tag seine hohe Bedeutung bewahrt. Aber es ist nach der arabischen Tradition nicht Isaak, den der Erzvater opferwillig dem Herrn darbringen wollte, sondern Ismaël, der Sohn der Hagar, der in der Wüste verlassene, welchen die Araber als ihren Stammvater betrachten. Als deshalb Allah den rettenden Widder auf den Opferaltar sandte an Ismaël's Statt, war damit sein Wille kund gethan, der Stamm der Araber solle bestehen und blühen. In frommer Dankbarkeit befiehlt daher das Gesetz, daß jeder Gläubige des Islam am Jahrestage des Abraham'schen Opfers Allah einen Hammel schlachte. In Stambul, dem Sitze des Großherrn, wird das religiöse Fest zugleich zur feierlichen Staatshandlung, indem der Sultan am ersten Tage des Kurban-Beiram nach Schlachtung eines Hammels die Huldigungen der Großwürdenträger, der Paschas und Beis und der höhern Geistlichkeit des Reichs entgegennimmt. —

Wir waren gerade zur rechten Zeit nach Konstantinopel gekommen, um die Feierlichkeiten mit anzusehen, welche am ersten Tage, dem 25. April 1866, im alten Serail stattfanden, an der Stelle des alten Byzantinerpalastes, wo noch zerstreut liegende Marmorsäulen von oströmischer Kaiserherrlichkeit zeugen, über deren Trümmern sich jetzt stolz der Stern mit dem Halbmond erhebt. Schon mehrere Tage vorher sah man

Erscheinungen von eigener Art auf den steilen Straßen von Pera und Stambul dahinziehen. Es waren Lastträger; jeder ließ einen Hammel auf dem Rücken reiten und hielt die Hinterfüße desselben zwischen den Armen fest. Ueber die Schultern des Mannes hatte der Hammel die Vorderbeine geschlagen und hielt sich so instinctmäßig. Einen eigenthümlich ergötzlichen Anblick gewährte diese merkwürdig naive Vereinigung und komisch und stolz sahen die wohlgehörnten Hammelköpfe über die ihrer Träger hinaus, welche die sorglosen Thiere auf diese Weise an den Ort ihrer Bestimmung verbrachten.

Am Vorabende des Festes begab sich Sultan Abdul-Assiz-Chan, Bruder des verstorbenen Abdul-Medschid-Chan, von seinem Lustschlosse bei den süßen Wassern Europas nach den Palästen des Serails. Noch an demselben Abende leiteten zahlreiche Kanonensalven vom Bord der im Goldenen Horne liegenden Kriegsschiffe das Fest ein, welches am andern Morgen mit dem ersten Strahle der Sonne seinen Anfang nimmt.

In kühler Morgendämmerung des 25. April, schon um 4 Uhr, traten wir aus dem Hause. Noch flackerten die Gaslichter unruhig in den Straßen von Pera und verhüllender Nebel stieg aus dem Hafen empor. Wir begaben uns zunächst auf die preußische Gesandtschaft, durch deren gütige Verwendung uns Billette zu Plätzen in der Diplomatenloge zu Theil geworden waren. Eine freundlich gebotene Tasse starken Kaffees erfrischte uns sehr; denn wir waren nüchtern von Hause abgezogen, da im ersten Gasthofe zu Pera zu einer ungewöhnlichen Stunde nichts zu erhalten ist! —

Erwartungsvoll stiegen wir den steilen Peraberg hinab nach Top-hana; hier zog in Dämmerung gehüllt die berittene Leibwache des Sultans an uns vorüber; sie ritten über die erste der stadtverbindenden Brücken nach Stambul. Aus der Moschee von Top-hana glänzte heller Lichtschimmer. Die sonst auf dem Platze aufgestellten Artillerieparks waren bereits nach Stambul verbracht und im vordern Serailhof aufgestellt.

Am Landungsplatze fanden wir das Kaik mit dem preußischen Adler und der schwarz-weißen Flagge, welches nur knapp die ganze Gesellschaft faßte. Doch es mußte sein; wir preßten uns dicht zusammen, so gut oder schlecht es gehen wollte, und mit leichtem Ruderschlage steuerten wir hinaus ins Goldene Horn. Die zahlreichen hier vor Anker liegenden Türkenschiffe ließen lustig ihre vielen buntfarbigen Flaggen wehen und begrüßten mit Kanonendonner den Festmorgen; dichte Rauchwolken verhüllten theilweise die Umgebungen des Hafens. Pfeilschnell schossen die schlanken Kaiks durch die Wellen, um die Menge der Festtheilnehmer und Neugierigen zur Serailspitze zu bringen.

In den Straßen Stambuls, besonders aber am Hafen und auf der vordern Brücke, war schon großes Drängen dem Serail zu. Militär mit klingendem Spiel, Lebensmittelverkäufer, Paschas theils zu Pferde, theils im Wagen, von ihrer Bedienung gefolgt, müßiges Volk aller Art, neugierige Türken und Europäer, Alles versperrte sich hier den Weg. Wir zogen unter dem Vortritt der Kawassen durch die Gärten und von hier in den vordern Hof zwischen dem kaiserlichen Thor und dem Thore des Heils. Hier war die Artillerie aufgestellt, außerdem Zuaven mit grünen und einige mit weißen Turbanen. In einem Gemache gegenüber dem hölzernen, altersgrauen Finanzministerium hatte man uns Plätze hergerichtet, um von da den Großherrn mit seiner Begleitung zur Moschee reiten zu sehen.

Nach und nach erschienen die Paschas und Großwürdenträger zu Pferde und zu Wagen; den letzteren wurden die reich gesattelten Reitpferde nachgeführt, denn kein Wagen zeigt sich beim Zuge nach der Moschee. Die berittene Leibwache stellte sich im Hofe auf; Palastbeamte und andere großentheils berittene Festtheilnehmer, alle in reicher Uniform, begaben sich in den innern Hof des Serails.

Endlich war Alles versammelt; das Militär stellte sich in Reihe und Glied. Da öffneten sich die Portalflügel am Thore des Heils und der Zug nach der Moschee nahm feierlich seinen Anfang. An der Spitze ritt die Leibwache des Sultans, eine Art Nobelgarde, gebildet von den Söhnen der ersten Familien aus den verschiedenen Provinzen des Reichs; je nach ihrer Abstammung waren die Mitglieder derselben in ihrer Tracht unterschieden. Im weißen Burnus, die gelbe Cofia ums Haupt geschlagen, ritten die Araber; roth war ihre übrige Gewandung; lange Flinten, deren Schäfte Perlmuttereinlagen und Silberbeschläge schmückten, trugen sie auf dem Rücken. An der Seite glänzte der Jatagan und im Gürtel steckten reiche Dolche. Ganz ähnlich, nur statt des weißen mit einem rothen Sammetburnus um die Schultern, dessen innere Seite mit weißem Pelz ausgefüttert ist, erscheinen die Tunesen, deren dunkle Gesichter unheimlich aus der schattigen Kapuze hervorlugen. Mit weißem Turban und blauer, reich mit goldgestickter Tracht, den persischen Shawl zum Gürtel gewunden um die Lenden zeigten sich die eigentlich türkischen Völker der Leibgarde. Die Albanesen tragen die griechische Kleidung. Ein rothes hohes Fez mit blauer Quaste aufs linke Ohr gedrückt. Eine reich mit goldenen Borden und Schnurstickereien verzierte weiße Wolljacke von knappem Schnitte, mit faltenreichen und offen herabhängenden Aermeln, unter welchen die faltigen Unterärmel eines weißen Hemdes erscheinen. Ein mächtiger, goldblitzender Gürtel, aus welchem ein ganzes Arsenal von Dolchen, Messern und reichbeschlagenen Pistolen droht, hält die vielgefältelte weiße Fustanella. Die Beine sind in weiße goldverbrämte Gamaschen eingeschlossen, die über das Knie heraufragen, die türkischen Beinkleider sind verhüllt von der Fustanella. Stolz und Selbstbewußtsein kennzeichnet sich in den scharf geschnittenen Zügen der schönen Albanesengestalten. — Auch Tataren sind in der Nobelgarde vertreten. Sie zeichnen sich durch ihre hohe Pelzmütze, ihren langen blauen Ueberrock, der mit Silberschnüren geschmückt ist, und durch ihre langen Beinkleider von derselben Farbe vor anderen Völkerschaften aus durch diese Tracht, welche so sehr vom orientalischen Typus abweicht. In eigenthümlicher Vorsorglichkeit haben sie auch im Süden ihre langschaftigen Gewehre in haarige Thierfelle eingenäht auf dem Rücken hängen. An der Seite tragen sie den Jatagan. Von besonderer Schönheit sind ihre reich mit Silber beschlagenen Pistolen und Karabiner, alte mit orientalischer Virtuosität gefertigte Waffen. Die Pferde der Leibgarde trugen merkwürdiger Weise Scheuklappen vor den Augen, auf welchen Stern und Halbmond glänzten; ihr Lederzeug hatte die helle Naturfarbe.

Der Leibgarde folgte in aufsteigender Reihe der lange Zug der Beis und Paschas bis zum Großvesir, jeder auf reichgesatteltem Pferde in kostbarer goldgestickter Militäruniform. Zum großen Theil glänzte von ihrer Brust der tellerartige Stern des Medschidijeh-Ordens; den Großstern des Ordens trugen die höheren Würdenträger an grünem Band auf der linken Hüfte. Schwarzgekleidete Männer gingen zu beiden Seiten der Reiter, unter welchen man die verschiedenartigsten Erscheinungen aus allen Zweigen türkischer Reichsverwaltung vertreten fand. Hagere langbärtige Gestalten wechselten mit aufgeschwollen dicken und fetten Herren, denen das Zupferdesitzen sauer ankam. Manch dickes Männlein, sonst nur gewöhnt, auf schwellendem Divan mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen und von da zu befehlen oder als anstrengendste Handlung ein Siegel unter die Befehle zu drücken,

fühlte sich unbehaglich auf dem wiehernden Roß und ließ von seinen Sklaven sich halten. Ein erquicklicher Anblick! — Aber auch manch' schönes Männerantlitz, manch feuriger Blick zeigte sich unter dem rothen Fez, der allgemeinen Kopfbedeckung. Auch Omer-Pascha, der berühmte Renegat, alt und schon etwas eingefallen, war unter den Würdenträgern.

Unmittelbar vor der türkischen Majestät ritt der oberste Reichsbeamte, der Ministerpräsident Großvezir Fuad-Pascha. Ueber und über mit Goldstickerei, mit goldenen Achselschnüren und blitzenden Sternen auf der goldstrahlenden Brust bedeckt, zeigte sich schon an seiner äußern Erscheinung die hohe Würde, welche er bekleidet. Auf beiden Seiten neben dem Reiter schritt eine Leibwache, ebenfalls in der Tracht der verschiedenen oben beschriebenen und der Pforte unterthänigen Völkerschaften. Auch Fuad-Pascha, obwohl noch eine rüstig männliche Gestalt, trägt schon die Vorboten des Alters, und sein wohlgeordneter Bart ist schon hellgrau; er trägt eine Brille, was bei Orientalen nicht oft vorkommt. In stolzem Selbstbewußtsein ritt der oberste Minister vorüber. Er ist einer der wenigen Beamten der hohen Pforte, welcher europäische Bildung besitzt und von diplomatischer Bedeutung ist, der eigentliche Staatsnerv.

Jetzt folgt zu Fuß eine Menge Stabsoffiziere in glänzenden Uniformen von französischem Schnitt. In ihrer Mitte ein einsamer Reiter. Die Kanonen donnern, die Musik ertönt, die aufgestellten Truppen präsentiren: Es ist Abdul-Assiz, der Beherrscher der Gläubigen. Er reitet einen stolzen arabischen Schimmelhengst. Das Pferd ist schwarz geschirrt, reiche Silberverzierung bedeckt das Lederzeug, den Sattel eine kostbare Schabracke. — Abdul Assiz selbst ist im Gegensatz zu seinen Paschas und Großen sehr einfach gekleidet. Auf dem Haupte, das er stolz und herausfordernd emporhob, trug auch er das nationale Fez, ohne jegliche Zuthat einer besondern Auszeichnung. Einen einfachen blauen Uniformrock, nur an den Aermeln reich gestickt mit goldenen Waffentrophäen und umgürtet mit der goldenen Säbelkuppel. Ueber die Brust das grüne Band des von seinem Vorgänger Abdul-Medschid gestifteten Medschidijeh-Ordens; europäische Beinkleider mit breiten Goldstreifen. Abdul-Assiz, damals ein Mann von 36 Jahren, hat durchaus keinen orientalischen Ausdruck, auch die Schlaffheit und Entnervung, welche bei orientalischen Herrschern nicht selten ist, scheint bei ihm noch nicht Wurzel gefaßt zu haben. Er hat eine etwas gebogene Nase, schwarze glühende Augen und einen festen Blick. Seine Gesichtsfarbe ist ziemlich dunkel; der sorgfältig gepflegte Bart war noch schwarz, aber die unter dem Fez sich hervorstehlenden kurzen Haare sind schon grau. — Eine herausfordernde Gleichgiltigkeit im Ausdrucke zeigend, ritt er gemessen und ernst durch die aufgestellten Truppen und auch an uns vorüber; er wandte uns seinen festen Blick zu, was als Gruß des Sultans gilt. Denn altgeheiligte Sitte erlaubt ihm weder Jemanden zu grüßen noch Grüße zu erwiedern. Wem er wohl will, über den breitet er nur durch Zuwendung seines Herrscherblickes die Sonne seiner Gnade.

Hinter dem Sultan ritten die obersten Palastbeamten, der Ceremonienmeister Kámel-Bei und zur Schande des Menschengeschlechtes der Kislar-Aga, der Oberste der Eunuchen, mit schwarzbraunem, erschlafftem und fettig aufgeschwollenem Affenantlitz, wie ein Pascha gekleidet und mit dem großen Sterne des Medschidijeh geschmückt. Einige Pferde wurden reichgesattelt nachgeführt.

Den Schluß des Zuges bildete abermals eine Abtheilung der Leibgarde, aber zu Fuß. Durch das Bab-es-hamajum, das kaiserliche Thor, begab sich der Sultan mit seiner großen Begleitung an der Hagia Sophia vorüber nach der vom Sultan Achmed II. im 16. Jahrhundert erbauten Achmedsmoschee, dieser mit sechs schlanken Minarets und einem weiten Marmorvorhof geschmückten Hofmoschee, wo die Geistlichkeit, an der Spitze der Schech-el-Islam, gleichsam der orientalische Papst, und der Schech-el-Cherif, der oberste Richter, mit den zahlreichen Muftis zu gemeinschaftlichem Dankgebet ihn erwarteten.

Ueberall belebte das Volk die engen Straßen, um seinen Herrscher und dessen pomphaften Aufzug zu sehen, und wogte dem Zuge nach. Das Militär behielt seine Aufstellung im äußern Serailhof. Wir wanden uns durch die Menge nach dem innern Hofe, zwischen dem Bab-es-salam und dem Bab-es-seadet, dem Thore der Glückseligkeit; dieses ist das innerste Serailthor, durch welches vor Zeiten außer dem Großherrn nur Weiber und Eunuchen Einlaß fanden. Denn hier unter der von sechs Marmorsäulen gestützten und von einer kleinen Kuppel überdeckten Vorhalle, auf deren Spitze Stern und Halbmond glänzten, sollte Abdul-Assiz, nachdem er sein Gebet verrichtet und die festliche Ceremonie des Hammelschlachtens vorüber war, die Huldigungen seiner Großen entgegennehmen. Nahebei zur linken Seite der Vorhalle war eine Loge für die Vertreter der auswärtigen Mächte errichtet, in welcher auch wir Plätze fanden. Hier reichten Palastdiener Thee, Chocolade, Kaffee und Backwerk umher, zu sehr angenehmer Erwärmung bei der stets noch anhaltenden Morgenkühle. —

Dem von alten Cypressen eingefaßten Mittelwege im Hofe entlang wurden Truppen aufgestellt, ebenso vor unserer Loge. Wir erwarteten hier die Rückkehr des Sultans aus der Moschee. Bald verkündete dann auch Kanonendonner vom äußern Hofe, welchem die Salven von den Kriegsschiffen im Hafen antworteten, daß der Herrscher seinen Weg wieder begonnen habe, und bald sahen wir auch den Zug wieder im Serail erscheinen; doch diesmal in anderer Ordnung. Die Leibwache schritt voraus; ihr folgte in der Mitte seiner Großwürdenträger, welche schon vor dem Thore des Heils ihre Pferde verlassen hatten, als einziger Reiter der Sultan; jetzt auf einem rothgeschirrten Schimmel mit reichen Goldzierden reitend. Während Alles im Hofe zurückblieb, verschwand er mit seinem Pferde durch das Bab-es-seadet, durch welches schon vorher ein stattlicher Hammel mit vergoldeten Hörnern in die inneren Räume des Serails gebracht worden war.

Die Zeit, innerhalb welcher der Sultan die Ceremonie der Opferung vollzog, wurde von den Dienern des Palastes zu mancherlei Zurüstungen für die würdige Entgegennahme der bevorstehenden Huldigungen benutzt. Unter der Vorhalle wurde ein großer himmelblauer Teppich aus Wollstoff ausgebreitet und über denselben ein schwerer mit Goldstickereien ganz überladener tiefrother Teppich von Sammt. Hierauf schleppten die Diener einen niedern Thron, der einer Lagerstätte ähnlich sah, aus der Schatzkammer herbei. Er war so breit, daß bequem zwei Personen neben einander Platz gehabt hätten, geschmacklos in allen Formen, aber ganz mit Goldblech beschlagen und mit Perlen und Steinen geziert. Eine goldglänzende Schärpe mit reichem Perlen- und Steinschmuck hing über den Thron beiderseitig herab, es war der sogenannte Ihram. Die Leibwache stellte sich zu beiden Seiten am Bab-es-seadet auf; die Großwürdenträger sammelten sich unter den Hallen des Serails. Am Thore saß der Palastmufti des Sultans, ein weißbärtiger Greis mit grünem Scherifturban und faltenreichem Kaftan von grüner Seide angethan, auf welchem der Stern des Medschidijeh glänzte.

Jetzt trat Abdul-Assiz, von den Palastbeamten begleitet, wieder aus dem Thore der Glückseligkeit und stellte sich vor den für ihn hergerichteten Thron. Die Musik begann zu spielen; der Haus- und Palastmufti trat von der linken Seite her vor den Herrscher, verbeugte sich, holte mit der rechten

Hand weit aus zur Erde und führte dann dieselbe zur Brust, zum Munde und an die Stirn, um somit seine Ergebenheit mit Herz, Mund und Sinnen zu bezeichnen; hierauf küßte er den linken Fuß des Großherrn.

Ihm folgte von rechts her Fuad-Pascha; mit derselben ehrfurchtsvollen Grandezza neigte auch er sich zur Erde und vollführte die drei Handbewegungen des türkischen Grußes; dann küßte er das Ende des Ihram. An ihn schloß sich die lange Reihe der Paschas und Beis. Die ersten trugen alle das grüne Band des Medschidijeh über die Brust, die geringeren nur den Stern. Auch näherten sich die höher gestellten Beamten und Offiziere von der rechten, die geringeren von der linken Seite dem Throne und dem Ihram. Die Huldigungen der ersteren nahm der Sultan stehend entgegen, die Hände hatte er über den Säbelgurt gefaltet; keine Miene verzog sich in seinem gleichgültig strengen Angesicht; offenbar war ihm die ganze Ceremonie langweilig und peinlich. Als die höheren Beamten von rechts vorübergezogen waren, ließ er sich plötzlich auf den Thron niederfallen und blieb sitzen, ebenso regungslos wie vorher, — ein lebendes Götzenbild.

Inzwischen spielte stets die Musik und zwar nicht etwa die schneidigen und harmonielosen arabischen oder türkischen Melodien, sondern nur Stücke aus leichten italienischen Opern. Traviata und Trovatore erklangen, während Paschas und Beis ernst und würdig dem Beherrscher der Gläubigen huldigten; allerdings ein merkwürdiger Contrast.

Den Huldigungen der Militär- und Civilbeamten folgten die der türkischen Geistlichkeit. Aus einem Seitenbau nahete, von zwei Kämmerern unter den Armen unterstützt und geführt, wie türkische Sitte bei hochstehenden Persönlichkeiten dies erfordert, das Oberhaupt der islamitischen Geistlichkeit, der Schech-el-Islam, ein bejahrter Greis mit langem, weißem Bart. Ein weißer Turban mit dem grünen Tuche durchwunden, das den Träger als Scherif bezeichnet, bedeckte sein würdiges Haupt; zwei weiße Bandzipfel mit Goldfransen hingen infulartig auf den Nacken herab. Sein Gewand war ein langer und weiter weißer Kaftan. Als er erschien, erhob sich der Sultan von seinem Throne; der Schech-el-Islam betete leise mit aufgehobenen Armen, feierliche Stille herrschte im Hofe des Serails, dann nahete er zum Fußkusse; die Musik begann wieder die Huldigungen zu begleiten.

Es folgten jetzt der Schech-el-Scherif, der oberste Richter, und diesem eine lange Reihe von Muftis, alle mit grünen Turbanen, an denen je zwei weiße Bänder flatterten, alle mit grünseidenen Kaftans und dem Stern des Medschidijeh; sämmtlich küßten sie, von links nahend, den Fuß des Herrschers. Den grünen folgten Muftis in violetten und solche in grauen Gewändern; den Schluß bildeten die blaugekleideten. Fast durchweg trugen die Züge dieser Geistlichen die Spuren schon vorgeschrittener Jahre; ja die ersten schritten fast alle gebeugt von der drückenden Last des Alters.

Als der letzte blaue Mufti seine Ceremonie beendigt, stand Abdul-Assiz, der sich inzwischen abermals niedergelassen hatte, rasch auf, wandte sich und verschwand, ohne vorher irgend ein Zeichen des Abschieds oder dergleichen von sich gegeben zu haben, im Thore des Serails. —

So war der Staatsact des Kurban-Beiram vollzogen, und schnell entleerten sich jetzt die Räume und Höfe des Serails. Mit klingendem Spiele zogen die Truppen ab, welche beim Feste aufgestellt gewesen waren. Die Menge zerstreute sich in die Straßen; zahlreich wogte sie, darunter auch wir, zum Hafen hinab. Lustig flatterten die Festflaggen der vielen Schiffe, von Zeit zu Zeit hüllte sie der Dampf der Geschütze in Nebel. Hin und wieder von Stambul nach Pera und umgekehrt schossen jetzt die Kaiks; ganz überfüllt waren die Brücken, welche die Türkenstadt mit jener der Franken verbinden. — Auch wir vertheilten uns in mehrere Kaiks und wanden uns glücklich durch Pulverdampf und wogende Schiffe wieder nach Top-hana; fast zu gleicher Zeit kehrte die Artillerie dahin zurück. Inzwischen war die Zeit bis gegen 8 Uhr Morgens vorgerückt.

Als wir später am Tage einen Gang durch die Bazare unternahmen, fanden wir fast alle Buden, namentlich auch den interessanten und malerischen Waffenbazar, geschlossen. Alles überließ sich der Festfreude.

Noch zwei Tage, den 26. und 27. April, dauerte das Fest. Alle Gebetstunden wurden während dieser Zeit mit Kanonensalven verkündigt; die Bazare blieben geschlossen. Ein besonders anziehendes und heiteres Bild bot während dieser Tage der Hafen des Goldenen Horns mit seinen beflaggten Schiffen, zwischen welchen die Kaiks hin- und wieder glitten, und mit den vielen sonnebeglänzten Dampfwolken, welche stets über ihn hinzogen, hier ein Stück der Umgebung verhüllten, dort wieder einen Blick auf glänzende Kuppeln und schlanke Minarets im Grün ehrwürdiger Cypressen eröffneten. —

Nach Beschluß des dritten Tages zeigte Stambul wieder sein gewohntes Straßen- und Handelsleben, und die Nachwirkung des Kurban-Beiram zeigte sich nur an den vielen Hammelfellen, die man, wie zuvor die lebendigen Hämmel, auf den Straßen schleppen sah, und an der ungemeinen Menge von Hammelfleisch, den Ueberresten des Opfers, welches nachträglich überall verzehrt werden mußte, und dessen Genüsse auch wir Giaurs nicht entgehen konnten. —

Während so der Kurban-Beiram zu Konstantinopel in einem harmlos-theatralischen Aufzug besteht, wird er in der Stadt des Propheten, in Mekka, wohin sich zu dieser Feier alljährlich viele Tausende von Pilgern begeben, zum wild-ausgelassenen und fanatischen Religionsfest. —

Aber nicht nur für den gläubigen Moslem ist der Kurban-Beiram von Bedeutung; für das christliche Europa ist er ein Fest des Schreckens geworden. Denn als zu seiner Feier die Pilger im Jahre 1864 bei der heiligen Kaaba zusammenströmten, als die Ueberreste der Tausende von geschlachteten Hämmeln, nach alter Sitte unvertilgt, bei den menschlichen Wohnungen zu giftigem Aas sich verwandelten, da entwickelte sich, von der verdorbenen Luft hervorgerufen, der Pesthauch der Cholera und Tausende, die fröhlich gen Mekka gewallfahrtet waren, fanden beim Grabe des Propheten auch das ihrige, die Uebrigen zerstäubte die Epidemie, der Niemand mehr Einhalt zu thun vermochte, nach allen Winden. Mekkapilger brachten die Keime der entsetzlichen Krankheit nach Kairo, wo sie täglich Hunderte von Opfern forderte; von da erstreckte sie sich nach Alexandria; Ismael Pascha von Aegypten rettete sich nach Konstantinopel. Als er kaum gelandet war, brach auf seiner Fregatte die Pest aus, Konstantinopel und von da Theile der europäischen und asiatischen Türkei wurden ihre Beute. Die Postschiffe verschleppten sie von Alexandria nach Italien und Frankreich; Ancona wurde entvölkert, Marseille schwer heimgesucht; von den Seestädten verbreitete sie sich verheerend ins Land und bald ertönte überall der Schreckensruf von ihrem Auftreten und erst im nordischen Winter erstarrte der südlich-heiße Pesthauch. Das ist die Bedeutung des Kurban-Beiram für den Occident.

Und so muß jede Feier des höchsten Festes der Islamiten gerechte Befürchtungen hervorrufen wegen der in seinem Gefolge auftretenden, durch die Natur der Verhältnisse gewissermaßen nothwendig bedingten Epidemien, — ein Uebelstand, dem internationale Conferenzen nur wenig steuern werden, so lange sie nicht vermögen, altheilige Religionsübungen und die den Orientalen angeborene Nachlässigkeit in der Rein-

haltung der Wohnungen, der Straßen und Plätze aufzuheben. Denn es zeigt sich aus diesen schrecklichen Erfahrungen, wie innig die asiatische Pest mit dem ganzen Wesen des Orientalen und mit den Religionsübungen des Islam zusammenhängt. Erst geläutertere Lebensanschauungen würden diesen Feind der Menschheit in engere Grenzen zurücktreiben können.

Die Schlangendoctoren in der Capregion.

Wir finden am Cap der guten Hoffnung und mehr noch in den nördlich liegenden Grenzländern mehrere Arten giftiger Schlangen und unzählige Skorpione, Spinnen und Skolopender, deren Biß oder Stich man als tödtlich kennt. Unter diesen Umständen hat unter den civilisirten Bewohnern des Caplandes die ausgezeichnete Wirkung des kaustischen Ammoniums verdiente Anerkennung gefunden; in den öden Küstenländern jedoch, die westlich theils noch zur Colonie gehören, theils sich weiter in die dürre Wüste Afrikas erstrecken, wie die traurigen Oeden des Bosjemenreiches, kennt man die Vorzüglichkeit des Ammoniums noch nicht und der Giftdoctor bleibt das Factotum der ganzen Pharmacopöa.

Mit diesem Namen bezeichnet man Eingeborene des Caplandes, die Vergiftungen durch den Biß giftiger Thiere und überhaupt durch animalische und vegetabilische Gifte, die in jenen Ländern vorkommen, ausschließlich durch ihren Schweiß oder Harn heilen.

Wie lächerlich dies auf den ersten Blick erscheinen mag, so verdient es doch einige Aufmerksamkeit, und anstatt meine eigene Meinung über diesen Gegenstand vorauszuschicken, werde ich mir gestatten, einige Beispiele über die mysteriöse Praxis des Giftdoctors zu geben, deren Mittheilung ich einem Augenzeugen verdanke.

Ein Hottentot wurde von einer Hornschlange (Vipera cornuta) in den Vorderarm gebissen. Den tödtlichen Ausgang der Verwundung ließen die Zeichen der Vergiftung und ein schnelles Sinken der Kräfte kaum im Zweifel. Trotz der Verbände, die man fest ober- und unterhalb der Wunde sogleich angelegt hatte, schwoll der Arm schnell bis zur Achselhöhle bedeutend an; fast gleichzeitig erschienen grünlichgraue Flecken, die bald in schiefergraue Streifen verschmolzen; die Sprache des Verwundeten wurde lallend und unverständlich, seine Athemzüge langsam und schwer. Der Giftdoctor, ein alter Mozambiker, der nur einige hundert Schritte von der Hütte entfernt wohnte, wo der dem Tode augenscheinlich verfallene Hottentot lag, trat jetzt ein. Der Verwundete, dessen gelbgraue Hautfarbe sich in eine schmutzigweiße Tinte verändert hatte, lag regungslos mit geöffneten Augen, doch unbeweglicher Pupille; sein Athem wurde kürzer, beschwerlicher, rasselnd; seine Haut war kalt und klebrig. Der Giftdoctor schien sich mit einem einzigen Blicke hinlänglich über des Kranken Zustand belehrt zu haben. Er rieb sich mit der Hand unter seiner Achselhöhle und strich die mit seinem Schweiße befeuchteten Finger dem Kranken unter die Nase. Ein Zusammenschrecken, wie es etwa ein elektrischer Funke erzeugt, war die augenblickliche Wirkung, doch nur von wenigen Secunden Dauer. Der Giftdoctor nahm dann seine rothe wollene Mütze von höchst unsauberem Aussehen und knetete ein Stück derselben in einigen Löffeln Wassers, bis dieses von stinkendem Schmutz hinlänglich durchdrungen erschien. Wieder führte er die frühere Anwendung des Schweißes aus, jedoch ohne die Hand wieder abzuziehen. Jenes Aufschrecken wurde nun andauernder, gewann an Heftigkeit und glich bald leichten Convulsionen; endlich raffte sich der Kranke gleichsam mit außerordentlicher Anstrengung empor, blickte wild und verstört umher und bemühte sich zu sprechen. Schnell reichte der Giftdoctor das schmutzige Wasser, welches der Kranke, dessen Kopf man zurückgebogen, um ihm die Mischung bequemer in die Kehle schütten zu können, mit einiger Beschwerde hinunterschluckte. Der Kranke versank hierauf wieder in seinen vorigen Stumpfsinn; die Augen waren jedoch geschlossen, der fadenförmige Puls hob sich und die Haut gewann an Wärme. Nach ungefähr 15 Minuten reichte der Mozambiker einen zweiten Trank, den der Kranke mechanisch wie im Schlafe hinunterschlürfte. Eine halbe Stunde später sprach der Hottentot schon deutlich, war bei vollkommener Besinnung und klagte nur über Wüstheit des Kopfes und Uebelkeit; das verminderte sich jedoch ohne weitere Anwendung der Mütze und am folgenden Tage war der Hottentot ganz wohl. Die zwei Punkturen der Giftzähne waren genesen und erschienen nur noch als zwei lichtgraue Punkte.

In einem andern Falle wurde der Giftdoctor selbst verwundet, obgleich es scheint, daß sogar gereizte Schlangen es vermeiden, denselben anzugreifen. Einer dieser Giftdoctoren wollte eine Puffotter (Cerastes caudalis) fangen; diese Schlangen bezeichnet man als die giftigsten der Kopfschlangen, da der Tod nach ihrem Bisse ungemein schnell erfolgt; außerdem entfliehen sie nicht wie andere Schlangen nach dem Bisse, sondern beißen hartnäckig ein und sind nur schwer von dem verwundeten Theile zu lösen, alles Gift kann daher stets in die Wunde einfließen. Die Cerastes schnellte sich rücklings — die eigenthümliche Weise, in welcher solche Schlangen sich auf ihr Opfer werfen — aus einer Entfernung von mehr als zehn Fuß auf diesen Menschen und hing festgebissen am Ballen des Daumens. Mit Mühe zog er sie ab, der eine Giftzahn jedoch brach aus und blieb in der Wunde hängen; der andere verursachte einen Riß in der Hand, den ein zähes, lichtgrünliches Gift bedeckte. Dieser Mensch entfernte den Giftzahn, doch ließ er das Gift eintrocknen, blieb beinahe einen ganzen Tag unter Beobachtung, wandte kein einziges Mittel an und befand sich dennoch durchaus wohl. Am folgenden Tage waren die Wunden bereits fast geheilt.

Gefährlicher noch als die einfachen animalischen Gifte, wie die der Schlangen rc., sind die mit vegetabilischen Giften gemengten, deren sich die Buschmänner zur Vergiftung ihrer Pfeile bedienen. Große Geschwulst, Auflösung des verwundeten Theils in eine graue, schmierige, brandige Masse, die Zeichen allgemeiner Vergiftung und Tod sind die sicheren, oft sehr schnellen Folgen. Unter diesen Umständen äußert das kaustische Ammonium nicht länger seine specifische Kraft und nur der Schweiß und in verzweifelten Fällen der Urin des Giftdoctors leisten erfolgreiche Dienste.

Während eines Streifzuges gegen die Buschmänner im Jahre 1845 wurden mehrere Colonisten durch Pfeile verwundet. Die Leichtverwundeten schnitten den Widerhaken mit einem Theile der nächsten Fleischumgebungen mit einem Taschenmesser ohne alles Säumen heraus, wodurch der Vergiftung zwar nicht gänzlich, aber doch der größern Gefahr vorgebeugt schien. Schwerverwundete jedoch, die tiefeingedrungene Pfeile

nicht entfernen konnten, befanden sich in einer mißlichen Lage. Einer war durch die Schulter geschossen und starb binnen vier Stunden. Ein Anderer, fast gleichzeitig im Schenkel verwundet, war zu selbiger Zeit so hinfällig, daß auch er dem Tode verfallen schien. Befestigt zwischen zwei schnellen Pferden, brachte man ihn nach der nächsten Station in der Colonie, wo ein sogenannter Giftdoctor wohnte; denn das Commando *) war weder mit Giftmütze noch Ammonium versehen. Der Verwundete war bei seiner Ankunft wie ein Todter: äußerst hinfällig, fast bewußtlos, kalt, der verwundete Schenkel geschwollen und grau marmorirt. Der Giftdoctor ließ ohne Zaudern und ohne Delicatesse seinen Urin in eine Tasse, den der verwundete Mann auch ohne Widerwillen trank. Nach einigen Tagen war er genesen.

In demselben Streifzuge wurde ein Bastard auch am Schenkel verwundet, doch nur leicht. Derselbe kam unter ärztliche Behandlung und genoß die beste Pflege. Außer daß ein dünner Eiter aus der Wunde floß und der Schenkel einigermaßen geschwollen war, fanden sich keine Symptome von irgend welcher Bedeutung. Allein am dritten Tage hatte sich die Wunde, welche jetzt ein grauer Hof umgab, in eine dunkle schmierige Masse verwandelt. Der Zustand des Bastards wurde jetzt bedenklich. Man verabschiedete den Arzt und ließ den Giftdoctor kommen, der mit dem Absud seiner Mütze rc. den Verwundeten in wenig Tagen herstellte.

Die Mützen dieser Giftdoctoren, kurz Giftmützen genannt, stehen natürlich in bedeutendem Rufe unter den Colonisten. Man zahlt gern für eine Mütze — je unsauberer sie ist, desto besser — einen holländischen Ducaten. Stücke der Mütze werden dann an solche Familienglieder oder Freunde überlassen, die, durch die Dürre genöthigt, mit ihren Herden im Inlande Weide suchen müssen, wo sie außer dem Bereiche eines Giftdoctors sein möchten. Und man verwahrt solche Fetzen sorgfältiger als die künstlichsten Medicinen der Apotheken.

Daß das Gift jener Thiere ganz dieselbe Wirkung auf Thiere wie auf Menschen äußert, haben viele Fälle außer Zweifel gesetzt; Pferde, Rinder, Schafe, Hunde rc. fallen ihnen häufig zum Opfer. Hunde scheinen der Gefahr zuweilen zu entlaufen, wenn sie von einem gewissen Gegengift fressen können; denn man hat bemerkt, daß sie nach solcher Verwundung sogleich in das Feld laufen, an besonderen Büschen kauen und dann mit Geschwulst und temporärer Lähmung davon kommen.

Der Eigenthümer eines Bauernhofes, dessen nächste Umgebung von einer großen Zahl Schlangen sehr belästigt wurde, hielt eine Meute Bastard-Bullenbeißer, die jede Schlange wüthend angriffen und unbekümmert um Verletzung zerrissen. Die Hunde liefen nach dem ersten Angriff immer sogleich in das Feld und fraßen von gewissen Büschen, wonach sie dann anschwollen, einen halben Tag wie todt lagen und endlich langsam wieder genasen. Späterhin schienen sie sich um Verwundungen gar nicht mehr zu kümmern, noch ihre Zuflucht zu jenen vegetabilischen Gegengiften zu nehmen, noch überhaupt vom Bisse der Schlangen ferner zu leiden.

Welche Gegenmittel jene gewaltigen animalischen Gegengifte vollkommen neutralisiren können, ist bisher beinahe nur Vermuthung geblieben; da man einerseits wenig bereit sein möchte, auf die Erklärungen der Giftdoctoren einzugehen, andererseits aber jenes Heilmittel unseren vorgefaßten Meinungen von altväterischen Recepten und homöopathischen Hieroglyphen so sehr widerspricht, daß nur Wenige es der Beachtung und der wissenschaftlichen Forschung werth halten dürften.

Diese Giftdoctoren machen von ihrem Geheimnisse nur in Vergiftungsfällen Gebrauch und vermessen sich nicht, etwa auch andere Krankheiten heilen zu wollen; sie sind daher von den gewöhnlichen farbigen Doctoren und Zauberern unbedingt zu unterscheiden. In ihrer äußern Erscheinung haben diese Menschen nur das Bemerkenswerthe, daß die Conjunctiva ihrer Augen und ihr Speichel stets gelblich erscheint, ohne daß sie deshalb jedoch krank sind. Sicher ist es, daß sie sich nach dem vorläufigen Gebrauche gewisser Mittel fruchtlos und gefahrlos dem Bisse giftiger Thiere aussetzen, und man dürfte sich wohl einer allzugroßen Uebereilung schuldig machen, wenn man ihr Heilverfahren einfach für Betrug ausgeben möchte.

Daß der Körper solcher Giftdoctoren von einem Etwas durchdrungen sei, welches nicht allein das in einen andern Organismus übergeführte Gift jener Thiere neutralisiren kann, sondern sogar auf jene Thiere dieselbe Wirkung zu äußern vermag, wie ihr eigenes Gift auf andere Körper, dürfte aus Folgendem sich ergeben.

Spinnen sind so außerordentlich zahlreich in jenen Ländern, daß keine Stroh- oder Binsenhütte, in denen die meisten Farbigen noch leben, sich findet ohne von so unwillkommener Gesellschaft bewohnt zu werden. Die Hütten der Giftdoctoren dagegen sind davon verschont.

Ebenso scheinen die großen Spinnen, die jeder andern Annäherung mit schnellem Sprunge und Bisse begegnen würden, bei der Annäherung eines schmutzigen Lappens von der Kleidung eines Giftdoctors wie gegen eine lähmende Kraft sich zu sträuben. Läßt man den Lappen nur kurze Zeit auf diesem giftigen Gewürm liegen, so werden sie betäubt und regungslos, während sie sterben, sobald der Lappen längere Zeit darauf liegt. Dieselben Resultate erhält man mit Schlangen. Mit abgeplattetem Kopfe und funkelnden Augen begegnen die Schlangen jeder Annäherung, während sie vor der seltsamen Waffe eines stinkenden Lappens in unverkennbare Angst gerathen, sich krümmen und eiligst zu entfliehen suchen.

Ueber die Studien solcher Giftdoctoren ist nur sehr Weniges und Unzuverlässiges zu sagen. Sie sollen die Schlangenwurzel (Garuleum bipinnatum Less.) in frischem Zustande gebrauchen; häufiger noch jedoch sollen sie ihren ganzen Körper mit dem Safte eines großen zwiebelartigen Gewächses (vielleicht Buphone toxicaria) einreiben. Der Schleim dieses Knollens erzeugt eine rosenartige Röthe auf der Haut, die jedoch bald wieder verschwindet. Innerlich sollen sie auch den ausgedrückten Saft dieser Pflanze nehmen, jedoch nur in kleinen Quantitäten, da größere einen Wechsel von Blödsinn und Raserei veranlassen, der schreckenerregend ist.

Sobald der Neophyt, dessen Gesundheit unzweifelhaft für kurze Zeit leidet, während er in die Mysterien seines Standes eingeweiht wird, für giftfest gehalten wird, muß er sich allerlei Proben unterwerfen. Man läßt ihn durch Spinnen und Skorpione, deren Gift man als minder heftig erkannt, anfänglich verwunden und geht dann nach und nach zu den giftigeren dieser Thiere über. Jedem übeln Effecte wird durch die vorgenannten Gegengifte begegnet, so daß der Neophyt keine Gefahr läuft, das Experiment mit dem Leben zu büßen. Immer wird jedoch dem Gifte die möglichst längste Zeit gelassen, um zu sehen, ob der Mann auch ohne das Gegenmittel durchkommen werde, und derselbe ist dann oft in einem so hinfälligen Zustande, daß seine Wiederherstellung, die angeblich niemals mißlingt, fraglich erscheint. Nur bei dringendster Gefahr wird ihm jenes Gegengift gereicht.

Feodor Töpelmann.

*) Commando wird eine bewaffnete Macht von Colonisten genannt, die einen Streifzug gegen die Eingeborenen machen.

Aus allen Erdtheilen.

Indische Fakire, die sich lebendig begraben lassen und wieder auferstehen.

Während der letztverflossenen Monate haben indische Blätter einige solcher Fälle angeführt. Es handelt sich dabei um Thatsachen, die nicht weggeleugnet werden können. Die Mediciner schütteln ungläubig den Kopf, und sind mit ihrem Urtheile, wie so oft, rasch genug bei der Hand: „Betrug, Gaukelei!" Sie können aber, trotz der großen Fortschritte, welche die Physiologie gemacht hat, sehr vieles nicht erklären und stehen hundert Erscheinungen rathlos gegenüber. Was nun aber das lebendig begraben werden und wieder auferstehen betrifft, so hat man bekanntlich in Indien Büßerorden, z. B. die Yogis und die Topasiviros, deren Angehörige in den größten Martern, welche sie sich zufügen, ihre Freude und Wollust finden, und die dem Himmel und der Seligkeit näher zu kommen glauben, wenn sie sich lebendig begraben lassen und dann wieder auferstehen.

Es giebt mehrere amtliche Berichte von Augenzeugen, und wir wollen hier mittheilen, was wir in Leopold von Orlich's Culturgeschichte Indiens, herausgegeben vom Professor Karl Böttger in Dessau, Leipzig 1861, S. 36 ff. darüber finden. Zunächst wird erzählt, daß der britische Resident in Baroda einen Fall beobachtet habe; ein Fakir bereitete sich zum Schlafe vor und ließ sich auf vierzehn Tage begraben. Sein Grab wurde Tag und Nacht beobachtet und man traf alle solche Vorkehrungen, die einen Betrug unmöglich machten. Der merkwürdigste Fall ereignete sich jedoch bei Lahore unter Randschit Sing's Regierung zur Zeit, als sich Sir Claude Wade als Bevollmächtigter der Ostindischen Regierung an dessen Hofe aufhielt. Der Fakir unterwarf sich hier einer förmlichen Hungercur; in den letzten Wochen vor seinem Begräbnisse lebte er nur von Milch und war, als man ihn in den Sarg legte, so abgemagert und ermattet, daß er kaum sprechen konnte. Sir Claude Wade erzählt den Hergang seiner Ausgrabung in folgender Weise:

„Ich befand mich am Hofe Randschit Sing's, als der Fakir, dessen Capitän Osborne gedenkt, sich auf sechs Wochen begraben ließ. Obgleich ich wenige Stunden nach seiner wirklichen Beerdigung eintraf und diesem Theile des Phänomens nicht beiwohnte, so hatte ich doch Randschit Sing's Zeugniß und das anderer glaubwürdiger Personen an seinem Hofe, an deren Wahrheit nicht zu zweifeln war."

„Am Tage der Ausgrabung begab ich mich zur festgesetzten Stunde mit Randschit Sing nach dem Orte, woselbst der Fakir begraben lag. Es war ein viereckiges Gebäude, barra dürra genannt, in der Mitte eines Gartens, der mit dem Palaste von Lahore in Verbindung stand, von einer Veranda umgeben und besaß nur in der Mitte ein ganz abgeschlossenes Gemach. Randschit Sing war von seinem ganzen Hofe umgeben, und als er von seinem Elephanten stieg, forderte er mich auf, mit ihm das Gebäude zu untersuchen und zu sehen, ob auch alles verschlossen und in solchem Zustande sei, wie er es verlassen hatte. Dies geschah; es befand sich nämlich auf jeder der vier Seiten eine Thür; drei derselben waren mit Ziegelsteinen zugemauert worden, die vierte Thür, welche sehr stark war, hatte man bis zum Schlosse in derselben Weise vermauert. Das Schloß hatte Randschit Sing mit seinem Privatsiegel selbst versiegelt, als der Fakir begraben worden war."

„Der Maharadscha erkannte das Siegel als das seinige an. Er selbst war so ungläubig als irgend ein Europäer es bei solchem Falle sein konnte, und hatte, um jedweden Betrug zu vermeiden, zwei Compagnien seiner Leibwache während der sechs Wochen in der Nähe des Ortes ausgestellt, von welcher vier Schildwachen ausgesetzt waren, die alle zwei Stunden abgelöst wurden. Außerdem hatte ein höherer Offizier des Palastes den Auftrag gehabt, den Ort öfter zu besuchen und jederzeit zu berichten; endlich mußte der Offizier der Wache Morgens und Abends Meldung machen."

„Wir setzten uns in die Veranda, der Thür gegenüber, während die Leute die Mauer von der Thür wegräumten, und einer der Offiziere das Siegel ablöste und das Vorlegeschloß aufmachte. Als die Thür geöffnet wurde, zeigte sich ein dunkeles Gemach. Randschit und ich gingen vom Diener des Fakirs begleitet hinein; ein Licht wurde herbeigebracht, und wir stiegen ungefähr drei Fuß unterhalb des Bodens in eine Art Zelle. In derselben stand aufrecht ein holzerner Kasten, gegen fünf Fuß lang und vier Fuß breit mit dachförmiger Bedeckung, in welchem der Fakir sich befand; auch dieser Kasten war vermittelst eines Siegels und Schlosses verwahrt. Indem wir dieselben öffneten und den Deckel abhoben, sahen wir eine Gestalt in weiße Leinwand gehüllt, welche mit einer Schnur über dem Kopfe zusammengezogen war. Bei deren Enthüllung wurden Geschütze abgefeuert und die außerhalb stehende Menge drängte sich neugierig bis zur Thür, um das Schauspiel betrachten zu können. Nachdem Jedermann seine Neugierde befriedigt hatte, trat der Diener des Fakirs hinzu, umschlang mit seinen Armen die in dem Kasten liegende Figur, nahm sie heraus, und die Thür des Kastens wieder schließend, legte er den Körper des Fakirs, der gleich einem Hindugötzen in den engen Raum gezwängt worden war, mit dem Rücken auf dieselbe."

„Randschit Sing und ich stiegen in die Zelle, welche jedoch so eng war, daß wir dem Körper gegenüber auf dem Boden sitzen mußten, und dabei denselben mit unseren Händen und Füßen berührten. Der Diener begann nun warmes Wasser über den Körper auszugießen; aber da ich genau den Hergang sehen und jedem Betruge vorbeugen wollte, so schlug ich Randschit Sing vor, die Leinwand zu öffnen, um den Körper genau beobachten zu können. Ich that es und bemerkte dabei, daß dieser leinene Sack sich anfühlte als wäre er einige Zeit vergraben gewesen. Die Beine und Arme des Körpers waren zusammengeschrumpft und steif, das Gesicht voll, der Kopf lag auf die Schulter gelehnt, wie der einer Leiche. Ich rief nun einen Arzt herbei, der mich begleitet hatte, um den Körper zu untersuchen und dieser konnte weder im Herzen, noch an den Schläfen oder an den Armen ein Leben des Pulses fühlen. Dagegen zeigte sich einige Wärme am Gehirne, dem einzigen Theile des Körpers, wo solche wahrzunehmen war."

„Der Diener begann den Körper mit warmem Wasser zu waschen; dann allmälig Arme und Beine aus der leblosen Haltung befreiend, ergriff Randschit sein rechtes und ich das linke Bein, um durch Reibungen Leben in dieselben zu bringen. Während dieser Zeit hatte der Diener einen heißen Kuchen, einen Zoll dick, aus Weizenteig gemacht und auf den Wirbel des Kopfes gelegt, nahm ihn dann wieder ab und wiederholte dies zwei- bis dreimal. Alsdann zog er aus den Nasenlöchern und Ohren das Wachs und die Baumwolle heraus, und nach großen Anstrengungen öffnete er vermöge einer Messerklinge, die er zwischen die Zähne einzwängte, den Mund; während er die Kinnbacken mit der linken Hand offen hielt, zog er die Zunge mit der rechten hervor, welche dabei einigemale seinen Fingern entschlüpfte und in die frühere gebogene Lage zurückschnellte. Nun rieb er die Augenlider einige Secunden mit Ghy (geklärter Butter), bis sich dieselben öffneten; die Augen erschienen jedoch glasig und bewegungslos."

„Nachdem der heiße Kuchen das dritte Mal auf den Wirbel des Kopfes gelegt worden war, begann der Körper in convulsivische Bewegungen überzugehen, die Nasenlöcher bewegten sich vom Athem, ein Schweiß brach hervor und die Glieder bekamen eine mehr natürliche Fülle; aber der Puls zeigte sich noch immer kaum fühlbar. Der Diener legte etwas von dem Ghy auf die Zunge, so, daß der Fakir es herabschlucken mußte. Wenige Minuten darauf zeigte sich Leben in den Augäpfeln, dieselben gewannen allmälig ihre ursprüngliche Färbung, und der Fakir, indem er Randschit erkannte, stammelte in gebrochener, aber kaum hörbarer Stimme die Worte: „„Glaubst du mir jetzt?““ Randschit Sing bejahte es, hing dem Fakir ein Perlhalsband um, befestigte zwei prächtige goldene Armbänder an seine Arme, und schenkte ihm außerdem ein förmliches Khelat von seidenen Stoffen, Muslin und Shawls.“

„Von dem Augenblick an, wo die Kiste geöffnet war, bis zu dem, wo der Fakir seine Stimme wieder gewann, mochte eine halbe Stunde verflossen sein; und nach Verlauf einer andern halben Stunde redete der Fakir mit mir und den Personen, die ihn umgaben, jedoch in sehr mattem Tone, gleich einer kranken Person.“

Von einem andern „glaubwürdigen Augenzeugen“ wird uns ein anderer Fall der Art erzählt, welcher sich in Jessalmir im Jahre 1835 zutrug. Ein junger Hindu, gegen dreißig Jahre alt, reiste zu jener Zeit durch die Radschputenstaaten, um sich auf Wochen oder Monate lebendig begraben zu lassen. Der Radscha von Jessalmir machte von seinem Anerbieten, daß er sich auf vier Wochen beerdigen lassen wolle, Gebrauch, in der Hoffnung, durch Befürwortung dieses heiligen Mannes alsdann einen Thronerben zu bekommen. Man hatte das Grab nahe den Ufern eines gemauerten Teiches in einem kleinen, aus Felssteinen erbauten Gebäude eingerichtet; dasselbe war nur zwölf Fuß lang und acht Fuß breit. In dem Boden dieses Gebäudes wurde ein Loch von 3′ Länge, 2½′ Breite und 4′ Tiefe gegraben, welches als Grab diente und in welches dieser Mensch in sitzender Lage hineingelegt wurde. Sein Körper war in ein leinenes Tuch genähet worden, und zwar so, daß sich die Kniee gegen das Kinn gedrückt befanden, die Füße den untern Theil des Magens berührten und die Hände gegen die Brust lehnten. Das Grab selbst war ausgemauert worden, und mit wollenen Tüchern ausgelegt, damit der Begrabene sich vor der weißen Ameise oder anderen Insecten gesichert wußte. Zwei schwere Steinplatten, mehrere Zoll dick, bedeckten das Grab und über diese war Erde geschüttet worden. Das Haus selbst war zugemauert und wurde Tag und Nacht aufs Strengste bewacht.

Er wurde am 1. April in gänzlich leblosem Zustande herausgenommen; die Augen waren geschlossen, der Magen zusammengefallen, die Hände lagen krampfhaft, aber machtlos am Körper, und der Mund war so fest geschlossen, daß die Umstehenden die Zähne mit voller Gewalt vermöge eines eisernen Instrumentes öffnen mußten, um etwas Wasser eintropfeln zu lassen. Er begann hierauf sich allmälig zu bewegen und zu erholen, sein Leben kehrte zurück und nach und nach konnte er seine Glieder rühren. Es hatte sich viel Volk an dem Orte eingefunden, um ihn zu sehen. Als er die ersten Lebenszeichen von sich gegeben hatte, begrüßten die Leute ihn mit einem Salam und bemühten sich, sich seines Anblicks zu erfreuen, den sie für Segen bringend hielten. Lieutenant Boileau redete ihn an, er antwortete ihm mit schwacher, aber vernehmlicher Stimme, und äußerte dabei, daß er bereit sei, sich wieder auf einige Monate begraben zu lassen.

Er hatte sich von früher Jugend an zu diesem Unternehmen vorbereitet, sich zuerst bemüht, den Athem auf lange Zeit einzuhalten, und er brachte es bald dahin, gleich den Perltauchern, mehrere Minuten athemlos zu bleiben. Dabei eignete er sich das Vermögen an, den Mund zuzuhalten und die innere Oeffnung seiner Nasenlöcher vermöge der Zunge abzuschließen.

Bevor er sich der Begrabung unterwarf, enthielt er sich auf längere Zeit aller kräftigen Nahrung und lebte nur von Milch. Denn, wie er vorgab, bewahre er dadurch den Magen vor Fäulniß, auch ist die Wirkung, welche dies auf die Haare äußert, dadurch bemerkbar, daß sie aufhören zu wachsen. (?) Einst ließ er sich auf vierzehn Tage in Puschkar von einem englischen Offizier, der an seinem Vorgeben zweifelte, in einem hölzernen Kasten im Zimmer an der Decke in freier Luft aufhängen, wo Jedermann ihn sehen konnte.

Obgleich dieser aus dem Grabe wieder Erstandene seinen Zweck erreicht hatte, für einen Heiligen, für ein Wesen, welches mit den Göttern in nächster Verbindung stehe, angesehen zu werden, so erfüllte der Radscha dennoch nicht die Hoffnungen, die er auf ihn gesetzt hatte, und nachdem er einige Tage vergeblich auf ein Geschenk gewartet, setzte er sich selbst in Besitz eines der Kameele des Radschas und ritt auf demselben unangefochten von dannen. Natürlich konnte der Radscha unter solchen Umständen keinen Thronerben erwarten.

D. Rietmann's Wanderungen in Australien und Polynesien.

Wir haben neulich bei unseren Schilderungen aus Neu-Caledonien dieses Buches erwähnt (St. Gallen, Verlag von Scheitlin und Zollikofer), das auf den Leser einen recht angenehmen Eindruck macht. Herr Rietmann hat einen klaren Blick, er schildert einfach aber gut, und die Verhältnisse Australiens bringt er in recht ansprechender Weise zur Anschauung. Es ist nicht zu tadeln sondern vielmehr zu loben, daß er vielen Theilen seines anspruchslosen Buches eine „stark naturhistorische Färbung“ gegeben hat; er ist gerade damit dem Leser willkommen und wird belehrender und mehr anregend, als wenn er nach Art so vieler Touristen seine persönlichen Erlebnisse in den Vordergrund gestellt hätte. Natürlich fehlen Ausflüge in den „Busch“ und in die Goldfelder nicht; eben so wenig fehlt eine Schilderung der Blauen Berge und der Städte Sydney und Melbourne. Wir wollen dem Buche die folgenden Bemerkungen entlehnen.

Der botanische Garten zu Sydney in Neusüdwales. Dieser ist der Stolz der Stadt. Die Ostseite der Halbinsel, auf welcher Sydney liegt, wird von dem Wasser zweier lieblicher Buchten, der Farm-Cove- und der Wooloomooloo- (Wulumulu-) Bay bespült.

An diesen Buchten, und vorzugsweise an dem nördlichern Farm-Cove, dehnt sich der Garten aus, der auf der Landseite von der Domäne und den Anlagen, die zu dem Gouvernementshause gehören, begrenzt wird. Um dahin zu gelangen, wählen wir den Weg, der, am halbrunden Quai beginnend, längs der Ostseite von Sydney-Cove angelegt worden ist. Es ist ein reizender Spaziergang; rechts ziehen sich die hübschen Gouvernementsgärten mit ihren prächtigen Baumgruppen dem Pfade entlang, — und links plätschern die kleinen Wellen von Sydney- und Farm-Cove an die felsigen Ufer. Nachdem wir bei einem trotzigen Fort, von welchem jeden Tag die Mittagskanone weithin hörbar erdröhnt, vorbeigekommen sind, gelangen wir nach kurzem Marsche zum Sitze der Lady Macquarie (Lady Macquarie's chair), einem der anziehendsten Punkte der ganzen Gegend. Auf einem steil aus dem Meere emporsteigenden Felsen sind steinerne Sitze ausgehauen worden, von denen man einen bedeutenden Theil des Hafens mit seinen Inseln, Buchten und Schiffen überblicken kann. Bald betreten wir den botanischen Garten selbst. Noch vor kurzer Zeit setzte sich unser Weg, indem er den Garten durchschnitt, bis zur Domäne und der Vorstadt Wooloomooloo fort, und theilte so den Garten in einen obern und einen untern Theil, von welchen jeder seinen eigenen Eingang hatte; jetzt werden beide Theile vereint. Der untere Garten ist mehr Park, mit gewundenen Wegen und grünen Rasenplätzen ohne regelmäßige Beete; wäh-

rend der obere Theil mit seinen schnurgeraden Wegen und rechteckigen Beeten einen Garten alten Stiles repräsentirt.

Beschauen wir uns zuerst den untern Garten, der eine Fülle reizender Partien besitzt. Unweit des Einganges treffen wir eine Anzahl unregelmäßiger Beete von verschiedener Größe; jedes derselben enthält einige Repräsentanten einer Pflanzenfamilie, so daß hier Gelegenheit geboten ist, die Eintheilung der Pflanzen nach dem natürlichen Systeme zu studiren. Unweit davon liegt ein stiller Teich, der von Trauerweiden, Bambusgebüschen und Farrnbäumen umgeben ist. Auf einer Insel im Teiche steht ein einfaches Denkmal des Botanikers Allan Cunningham, der sich um diese Gärten sowie im Allgemeinen um die Kenntniß der australischen Flora sehr verdient gemacht hat. Beim Weitergehen erfreuen uns bei jedem Schritte prächtige Baumgruppen; bald sind es ernste Nadelholzer, die, aus allen Welttheilen hierher zusammengeführt, sich flüsternd von ihrer fernen Heimat erzählen, bald frisch belaubte Cerreleen, zwischen welchen die duftenden Blüthen der Magnolien hervorschauen. Stattliche Palmen wechseln ab mit Pisanggewächsen, die ihre mächtigen, zerschlissenen Blätter auf hohem Stamme wiegen, und prächtige Feigenbäume, sowohl einheimische als indische, breiten ihre glänzendgrünen Blätter der heißen Sonne entgegen. Zwischen den schattigen Baumgruppen blühen die zahllosen kleineren Kinder der Flora in glänzenden Farben und in mannichfaltigen Formen. Das glückliche Klima von Sydney erlaubt allen Pflanzen der gemäßigten und tropischen, oder wenigstens subtropischen Zone, das ganze Jahr im Freien auszuhalten. Ein ländlicher, aus unbehauenen Stämmen errichteter Pavillon ladet zur Ruhe ein, während unweit davon in einem ähnlichen Gebäude sich die Regimentsmusik zweimal wochentlich producirt. Noch müssen wir auf einen Felsen aufmerksam machen, der mit den schönsten Gruppen von Cacteen und afrikanischen Euphorbien bedeckt ist und auf dessen Spitze ein schmaler Weg führt.

Wir betreten den obern Garten, der, wie bemerkt, meistens viereckige, große Beete enthält und also zum Spazieren weit weniger einladend ist, als der untere. Doch treffen wir auch hier manche interessante Pflanze, deren Anblick einen Freund der Natur entzücken muß. Zuvorderst fällt uns die mächtige Pyramide einer Norfolkfichte (Araucaria excelsa) auf; sie steht im Mittelpunkt des Gartens und ist jedenfalls das größte und schönste Exemplar dieses herrlichen Baumes in ganz Australien. Dieses Prachtwerk der Natur umgeben exotische Bäume, vermischt mit Blüthenpflanzen aller Art; zur Blüthenzeit prangen vor Allem die Korallenbäume, Poincianen und Justicien im buntesten Farbenschmucke. Ein Bach, der den Teich im untern Garten speist, wird von Farrnbäumen, besonders schönen neuseeländischen Dicksonien und anderen Pflanzen, die Feuchtigkeit lieben, eingerahmt. Unweit davon erhebt eine Kokospalme ihr stolzes Haupt; doch beweist ihr Mangel an reifen Früchten, daß sie außerhalb ihres heimatlichen Bereiches steht. Der nordliche Theil des Gartens enthält meistens australische Bäume und Sträucher; wir treffen hier viele Eukalypten, Leptospermen, eine Masse Proteaceen aus Australien und Südafrika und noch viele Gewächse, die der Wanderer auf australischem Boden antrifft. Aber auch der Theestrauch aus China, die Tanghinie mit ihren giftigen Früchten aus Madagaskar und besonders schöne Gruppen von Dammaren von den Südseeinseln gedeihen hier kräftig. In über zwanzig Beeten finden wir Pflanzen nach dem Linné'schen Systeme geordnet; meistens nimmt je eine Classe ein Beet ein, und es sind dabei möglichst viele Ordnungen vertreten.

Im südlichen Theile des Gartens ist seit einigen Jahren ein kleiner zoologischer Garten gegründet worden, dessen Hauptreichthum bis jetzt hauptsächlich in verschiedenen Vögeln besteht. In einem geräumigen, aber leider unpraktischen Hause kreischen die zahlreichen, schon gefiederten Papageien Australiens, Indiens und Polynesiens. Tauben mit metallischem Gefieder kosen miteinander, und die muntere Schaar der Sänger hüpft auf den Zweigen eines andern Behältnisses umher. Natürlich fehlen die in Europa bekannten Schmuckvögel, wie die Fasanen, und die Australien eigenthümlichen Formen, wie der gigantische Eisvogel (Dacelo gigantea) und die große Nachtschwalbe (Podargus), hier nicht. Auf einer eingezäunten Wiese stolziren gravitätisch der australische Kasuar (Dromaeus Novae Hollandiae), der australische Kranich (Grus australasiana) und andere langbeinige Gesellen aus der Vogelwelt. In einer gegenüberliegenden Einfriedigung weiden zutrauliche Kängurubs friedlich mit einigen Rehen. In einem Teiche schwimmen weiße und schwarze Schwäne in Gesellschaft vieler anderer Wasservögel, von welchen besonders die Cap Barren Gans (Cereopsis Novae Hollandiae), einer der schönsten aber auch seltensten der australischen Wasservögel, manche Bewunderer findet. Der zoologische Garten ist freilich erst im Entstehen begriffen; er gereicht aber nichtsdestoweniger der aufstrebenden Colonie zur Ehre.

Verlassen wir den Garten in der Richtung gegen die Domäne, wo sich der Haupteingang befindet, so durchwandern wir eine Allee von verschiedenen Bäumen und Sträuchern; besonders schöne Gruppen bildet hier eine Art Bambus, der seine schlanken Spitzen in jedem Windhauche wiegt. Rechts liegt die Wohnung des Directors des Gartens; wenn wir mit der Localität vertraut sind, finden wir hinter derselben einen Garten mit dem herrlichsten Camellienflor, den man sich denken kann. Links führt eine Thür zu den Treibhäusern. Während in den botanischen Gärten in Europa die Treibhäuser einen ungebührlich großen Raum einnehmen müssen, sind sie hier unbedeutend, indem die meisten Pflanzen fortwährend im Freien bleiben können. Nur Farrnkräuter und Orchideen aus den schwülen Urwäldern Brasiliens, Indiens und der Südseeinseln bedürfen hier des Schutzes der Häuser. Bevor wir diese verlassen, werfen wir noch einen Blick auf ein großes Wasserbassin, in welchem die gigantischen Blätter der Victoria regia und der verwandten Euryale ferox einer Menge von Fröschen zum Tummelplatz dienen. —

Von ganz entschiedenem Interesse ist die Reise nach den Südseeinseln (S. 125 bis 202). Herr Rietmann besuchte Neu-Caledonien, Aniteum, Tanna, Erromango, Mallicollo und noch andere Eilande der Neuen Hebriden. Von Numea in Caledonien gelangte er zuerst nach Mare, der südlichsten unter den Loyalitätsinseln. Die Eingeborenen, von denen wir jüngst (S. 67) Abbildungen mitgetheilt haben, ruderten an Bord mit ihren Kähnen, welche aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestehen und einen Luvbaum (Ausleger, Outrigger) haben. Dieser ist ein Pfahl oder kleiner Stamm, nicht ganz von der Länge des Bootes, etwa zwei Fuß von demselben entfernt; er liegt parallel mit diesem im Wasser und ist durch drei Querstäbe mit dem Kahne verbunden. So wird das Umschlagen der leichten Fahrzeuge verhindert und diese Vorkehrung kommt auch bei allen Insulanern der neuen Hebriden vor. Wir loben, daß Herr Rietmann seinem Buche eine Kartenskizze beigegeben hat.

Auf Mare hat ein englischer Missionär eine Druckerei, in welcher Schulbücher und Theile der Bibel in der Sprache des Landes gedruckt worden sind. Es ist traurig, daß manche Missionäre so widersinnig wie möglich verfahren. „Ich fragte meinen Führer, ob er nicht rauche? Nach einigem Zögern gab er zur Antwort, als Heide habe er dieser Gewohnheit gefröhnt, allein der Missionär habe das Rauchen als sündhaft verboten, so daß jetzt kein Christ auf der Insel rauche." — Diese Sorte von Sendboten predigt den armen Insulanern von ewigen Höllenstrafen und gönnt ihnen zum Ersatz nicht einmal eine Pfeife Taback. Natürlich werden solchergestalt Heuchler gebildet; das Bedürfniß reagirt gegen den Widersinn, und Herr Rietmann erzählt, daß mehrere Insulaner, welche ihm Muscheln brachten, dafür Taback forderten. Es war ganz recht gethan, daß er ihnen das Kraut der Sünde gab. Sehr richtig hebt er dasselbe her-

vor, was auch von anderen Beobachtern streng getadelt wird. „Die Missionäre gehen in ihrem frommen Eifer viel zu weit. Ist es nöthig, die armen Schwarzen so streng in die Zwangsjacke der anglikanischen Kirche zu stecken und ihnen vollkommen unschuldige Genüsse als sündhaft darzustellen? Sie wissen, wenn sie sich glücklich fühlen, ihre Freude durch nichts anderes auszudrücken als durch Tänze, zu denen sie ihre einfachen Weisen singen. Aber wenn sie Christen werden, wird ihnen der Tanz als unsittlich streng verboten und statt ihrer einheimischen Lieder mit den einfachen und doch häufig so klangvollen Melodien bietet man ihnen die Psalmen (— von denen sie gewiß so viel wie gar nichts verstehen —) als einzig erlaubte Gesänge."

Auf Aniteum, das jetzt ganz „christlich" in solcher Art gemacht worden ist, gingen die schwarzen Christen fort, als das Schiff mit den weißen Christen sich blicken ließ; die Missionäre wollen das so haben. „Ganz anders auf den heidnischen Inseln. Kaum waren dort unsere Anker gefallen, so umschwärmten uns lärmende und lachende Insulaner, begierig mit uns in Verkehr zu treten." Uebrigens haben die Missionäre darin nicht Unrecht, daß sie ihren Christen den Verkehr mit den Walfischfahrern und Sandelholzhändlern verbieten, denn diese bestehen zu nicht geringem Theil aus rohen, gewissenlosen Leuten.

Begreiflicherweise fehlte es auch auf Mare so wenig wie auf anderen Inseln, wohin die Missionäre kamen, nicht an blutigen Auftritten und allerlei verderblichen Wirkungen. Die, welche Heiden bleiben, werden von den zu Christen umgewandelten Landsleuten nicht mehr freundlich behandelt und üben dann Vergeltung in ihrer Weise. So waren auch jüngst auf Mare vier schwarze Christen ermordet worden.

Bei Aniteum, der südlichsten der Neuen Hebriden, liegt eine kleine Riffinsel, auf welcher ein englischer Handelsmann sich angesiedelt hat. Dieses Eiland wurde den Eingeborenen für eine Axt, eine wollene Decke und eine Schnur Glasperlen abgekauft; freilich hat sie nur eine halbe Stunde im Umfange. — Nach Norden hin liegt die Insel Tanna mit dem sichern Hafen Resolution. Die Insulaner sind röthlichschwarz, haben grimmige, männlich schöne Züge, hinter denen jedoch Falschheit und Grausamkeit lauert. Die Bekleidung ist, wie auf allen Neuen Hebriden, mehr als dürftig. Taback und kleine Thonpfeifen sind die gangbarsten, fast einzigen Handelsartikel. Auf der Insel liegt ein nur 500 Fuß hoher aber sehr thätiger Vulcan. Die Missionäre haben bei den Tannesen noch gar keinen Erfolg gehabt. Diese lassen sich auf europäischen Fahrzeugen gern als Matrosen anwerben und kehren oft erst nach Jahren wieder heim. Die Anzahl der Insulaner, welche von Walfischfängern, Sandelholz- und Kokosölhändlern und von Trepangfischern jährlich angeworben werden, ist sehr beträchtlich; der Mann bekommt monatlich 1 Pf. St., ein Pfund Taback und Nahrung. Das ist viel für einen Mann, dessen ganze Habe in einem sehr schmalen Hüftenschurz und einer Thonpfeife besteht.

Wir brechen hier ab, um späterhin noch einige Notizen aus dem Buche des Herrn Rietmann mitzutheilen.

Raubthiere in Siebenbürgen.

In dem steilen, waldreichen Karpathengebirge, welches Siebenbürgen wie ein Wall rings umrahmt, hausen neben edlem friedlichen Wilde noch Raubthiere in Menge, welche in den westlicheren Ländern Europas ganz oder fast ganz ausgerottet sind. So ist der Luchs, Felis lynx, das einzige tigerähnlich gefleckte Raubthier Europas, hier keineswegs selten, und erreicht dabei oft eine erstaunliche Größe. Mehrmals wurden Luchse in großer Nähe der Dorfschaften erlegt. Hätten sie die volle Größe und Kraft des Tigers, so würden sie sich auch in unseren Gegenden ebenso furchtbar zu machen wissen. Mehrmals kamen hier Fälle vor, wo in die Enge getriebene Luchse sich wüthend gegen Jäger und Hunde wandten, und auf ihrem Opfer getödtet werden mußten. Durch die Eigenthümlichkeit, immer ein Thier niederzureißen, und nachdem sie nur sehr wenig davon gefressen, es liegen zu lassen und wieder ein anderes anzufallen, thun sie namentlich den Viehheerden oft größern Schaden als Wolf und Bär, die in der Regel sich an einem Stück so satt fressen, daß man oft für mehrere Tage vor ihnen Ruhe hat. —

Auch die Wildkatze, Felis catus, haust in den klüftigen Jurakalkgebirgen, selbst in der unmittelbaren Nähe der Stadt. Zum großen Verdrusse der armen Rumänen, welche die Oberstadt bewohnen, machen die Wildkatzen nächtliche Streifereien, und richten in den Geflügelställen oft furchtbare Verheerungen an. Sobald der Tag anbricht liegen sie wieder ruhig in irgend einer unzugänglichen Felshöhle, wo kein Jäger sie stören konnte. Im Jahre 1863 wurde ein prächtiger Kater in eigenthümlicher Weise erlegt. Er war an der Stadtmauer hinauf geklettert, und hinunter in einen der zahlreichen Hausgärten gesprungen; hier besuchte er fleißig die Geflügelhöfe und lebte ganz herrlich. Der Eigenthümer eines Gänsestalles stellte die Thüren desselben nach Art einer Falle, so daß die Katze wohl hinein aber nicht mehr heraus konnte. An einem frühen Morgen weckte ihn das Geschrei und Geschnatter seiner Gänse, zwischen denen die gefangene Wildkatze wüthend umhersprang, aber bald mit einem Bratspieß durchbohrt wurde.

Im December des eben verflossenen Jahres ging ein junger fünfzehnjähriger Szeklerbursche aufs Feld, und überraschte eine Wildkatze, die sich vielleicht beim Mausen verspätet hatte. Sie flüchtete sich in der Uebereilung auf einen einzelstehenden jungen Baum, und wollte so den Störer vorbeipassiren lassen. Der Bursche, mit der Naturgeschichte der Wildkatzen wohl nur sehr wenig vertraut, packte den Baum und schüttelte ihn aus Leibeskräften. Die über solche Keckheit erboste Katze sprang von ihrem heftig schwankenden Sitze herab, kletterte, sich an die Kleider des Unvorsichtigen anklammernd, bis zum Gesichte empor, und biß sich so fest in die Backe des Armen, daß er sie nicht losreißen konnte. Er warf sich zu Boden und nach langem Ringen gelang es ihm, furchtbar zerfleischt, seine Feindin zu erwürgen. Das prachtvolle Fell verkaufte er um billigen Preis an einen Landkrämer. —

Den Menschen schädigen aber vornehmlich doch am meisten die zahlreich hier noch hausenden größeren Räuber Bären und Wölfe. Nach amtlichen Ausweisen gehen in jedem Jahre mehrere Tausend Stück Weidevieh durch Raubthiere zu Grunde. Eigentlich regelrechte, kunstmäßig geleitete Jagden werden hier sehr selten auf Raubthiere angestellt; sehr oft sind es arme Viehhirten, Holzfäller oder Waldmüller, die gelegentlich einen Kampf mit Meister Petz oder Isegrimm zu bestehen haben, wobei sie sich ihrer scharfen, leichten Holzärte oft mit großer Tapferkeit bedienen, da ihre Schießgewehre in der Regel weit weniger zuverlässig sind. Daß aber mit diesen Waldbewohnern auch kein Spaß zu machen sei, beweisen neuerdings vorgekommene Fälle. So griff vor einigen Wochen ein außerordentlich großer Wolf einen friedlich am hellen Tage auf der Landstraße einhergehenden Walachen an; er biß erst wüthend nach dem Bauche des Erschreckten, wo er sich aber zum Glück in dem dicken Schafspelz desselben verfing, sprang dann in die Höhe und packte nun den linken Oberarm, worauf Beide in den Chausseegraben rollten. Auf das Hülfegeschrei des Angegriffenen eilte ein junger Bursche aus der nahen Mühle herbei, nur mit einem alten einläufigen Gewehr bewaffnet. Wenige Schritte von der Gruppe entfernt wollte er sein Gewehr abfeuern, aber nur die Kapsel explodirte. Der Wolf ließ nun los und sprang auf den neuen Angreifer, dieser wich geschickt aus und führte zugleich einen so kräftigen Schlag mit dem Gewehrkolben nach dem Wolfe, daß dieser für einige Augenblicke gelähmt wurde. Mittlerweile kamen einige Bauern mit Aexten bewaffnet herbei

und machten dem noch grimmig schnappenden Wolfe den Garaus. Er paradirt, ob seiner Größe vielfach bewundert, vom Verfasser dieses präparirt im städtischen Museum zu Kronstadt. —

In der Nähe des volkreichen Dorfes Zernast, am Fuße des steilen, 7600 Fuß hohen Konigsteines, romänisch Piatra krajului genannt, sprang ein Bär auf eine einsam grasende Kuh und verbiß sich so fest in die Halsflechsen derselben, daß er nicht herunterfiel, obgleich das geängstete Thier in tollem Rennen bis mitten ins Dorf eilte, wo die erbosten Bauern den Bären auf der Kuh erschlugen, die er noch nicht loslassen wollte. Im Herbst besuchen die Bären oft zu drei bis vier die Kukuruzfelder, die nicht allzuweit von den Waldungen entfernt sind. Hier richten sie durch ihr plumpes Benehmen oft viel mehr zu Grunde als sie eigentlich verzehren. In der Regel werden sie aber bei diesen Raubzügen durch Hirtenknaben, oder Weiber, die auf dem Felde arbeiteten, verrathen, wonach das heimgesuchte Feld von Schützen und Treibern umstellt wird, und mehrmals wurden dann in wenig Stunden drei bis vier Bären auf leichte Art erlegt. Der Lärm und das Geschrei auf offenem Felde scheint ihnen die Besonnenheit und den sonst nicht abzusprechenden Muth völlig zu benehmen. In ihren Waldrevieren angegriffen vertheidigen sie sich dagegen oft mit hartnäckiger Tapferkeit, und verwundeten mehrmals die sie zu nahe verfolgenden Hunde und Jäger bedeutend. Namentlich weiß der Bär seine furchtbaren Krallen vortrefflich zu brauchen. —

Schließlich erlauben wir uns eine amtlichen Ausweisen entnommene Nachweisung zu geben, wie viele Wölfe und Bären in diesem oder jenem Kreise erlegt worden sind. Natürlich sind die gewiß zahlreichen Exemplare nicht mitgezählt, welche hier und da von einzelnen Jägern erlegt wurden und die gar nicht zur Anzeige kamen. Die hier verzeichneten wurden zunächst bei Treibjagen erlegt, welche die k. k. Aemter anordneten. Danach wurden im Jahre 1853

im Hermannstädter Districte . .	13	Bären und	101	Wölfe
„ Udvarhelyer „ . .	18	„ „	118	„
„ Bistritzer „ . .	25	„ „	134	„
Zusammen	56	Bären und	353	Wölfe

geschossen und die üblichen Schußgelder bezahlt.

Im Jahre 1854 wurden erlegt:

im Kreise Broos	7	Bären und	199	Wölfe
„ „ Hermannstadt	15	„ „	64	„
„ „ Kronstadt	14	„ „	94	„
„ „ Udvarhely	17	„ „	52	„
„ „ Bistritz	29	„ „	88	„
Zusammen	82	Bären und	497	Wölfe.

Im Jahre 1856 wurden erlegt:

im Kreise Broos	22	Bären und	230	Wölfe
„ „ Hermannstadt	9	„ „	101	„
„ „ Kronstadt	20	„ „	102	„
„ „ Udvarhely	29	„ „	97	„
„ „ Bistritz	10	„ „	87	„
Zusammen	90	Bären und	617	Wölfe.

Kronstadt in Siebenbürgen.

W. Hausmann.

Die Weinernte in Nordamerika.

Unter diesem Titel bringt die Newyorker „Tribune“ einen längern Artikel, der sich übersichtlich über den Weinbau verbreitet. Vor kaum zwanzig Jahren würde man mit einigen Zeilen das Thema der Weinernte erschöpft haben, jetzt aber hat der Weinbau eine Ausdehnung gewonnen, daß ein Bericht von vielen Spalten demselben kaum gerecht werden würde. Die gelegentlichen Versuche mit importirten Pflanzen hatten so geringen Erfolg, daß von allem Weinbau abgesehen wurde, bis Longworth mit Hülfe deutscher Weinbauer mit der Catawba bei Cincinnati glänzende Erfolge erzielte. Aber kaum ein Jahrzehnt und es faulten die Pflanzen so stark, es sei in Folge der Behandlung oder wessen immer, daß man die Cultur der Catawba bei Cincinnati ganz wieder aufgab.

Dagegen gelangen die Versuche an der „Lake Shore“ überraschend gut. Es war vor Allen Herr Carpenter, der auf Kelly's Island, die eigentlich eine Wildniß war, wo nur Kalkstein gebrochen und rothes Cedernholz für Zaunpfähle gewonnen wurde, mit der Catawba zuerst ausgedehnte Weinanlagen machte. Jetzt sind alle die Inseln dicht mit Catawba, Delaware und Isabella angelegt, und nicht allein diese, sondern längs dem ganzen Seeufer des Erie bis Maumee und östlich herauf bis nach Cleveland und Buffalo, kurz auf einer Strecke von 200 Meilen sind nun viele Tausende von Ackern von Weinanlagen im blühendsten Zustande.

Sandusky (dessen Handelswichtigkeit sehr zurückgegangen war) ist der Hauptort für Weine geworden, von wo aus eine fast unglaubliche Masse von Trauben und Wein jährlich verschifft werden. Nächst Sandusky ist Cleveland für Wein der bedeutendste Platz, doch ist das Product im Allgemeinen weit geringer, als das der Inseln; indeß zieht sich nahe von Cleveland und zwar östlich davon eine Hügelkette hin mit einem schweren Letten- und Schieferboden, auf dem die Traube so gut gedeiht, wie auf dem besten Inselboden, so daß 1867 in den dortigen Weinbergen ein Most erzeugt wurde, der 102 Grad erreicht. In Cleveland sind mehrere kundige Weinproducenten, die schätzbaren Wein produciren, darunter Geo. Leick, der mit Proben seines Weines die besten Weinkenner am Rhein in Erstaunen gesetzt hat. Bei Crooked Lake, Hammondsport, wo der Boden ähnlich dem der Euclid Ridge ist, wird gleichfalls viel Wein erzeugt. Nach allen Nachrichten gedeiht die Traube auch sehr gut in vielen Localitäten an den Inlandseen des Staates Neuyork.

Die vielen Regen haben die Weinernte an dem Hudson und an der atlantischen Küste sehr beeinträchtigt; dagegen war dieselbe in den Alleghanies von Pittsburg anfangs in Folge eines trockenen Sommers trefflich ausgefallen. Im Westen gedeiht die Catawba außer im nördlichen Ohio nicht eben in zahlreichen Localitäten. Doch an dem östlichen Ufer von Michigan, dann auch auf dem hohen Uferboden des Mississippi, etwa 49 Meilen unterhalb St. Louis, beginnend an der Iron Mountain Road und nördlich bis Burlington, Iowa, auf den Hügeln am untern Ohio, und in verschiedenen Localitäten längs des Missouri, oberhalb Jefferson City, insbesondere bei Hermann. Bei Cincinnati ist der Weinbau jetzt noch bedeutend, aber die Catawba ist daselbst aufgegeben. Im südlichen wie in Central-Illinois wird ziemlich viel Concord, Hartford Prolific und Clinton gezogen. Nortons Virginia, welche den besten amerikanischen Wein giebt, ist bisher fast nur auf Missouri beschränkt. Von dem Wein in Texas sowie in Neumexico fehlen uns Berichte. In Californien giebt es Wein in Fülle, aber er läßt viel zu wünschen übrig. Ohne Zweifel wird der Weinbau sich noch in vielen Theilen des Landes lohnen.

Die Verbindungen zwischen dem Atlantischen Ocean und dem Stillen Weltmeere. Darüber hat der Vorsteher der Sternwarte zu Washington, Gegenadmiral C. H. Davis, eine umfangreiche Monographie ausgearbeitet; sie führt den Titel: „Bericht über die interoceanischen Canäle und Eisenbahnen zwischen ic.“, erörtert die verschiedenen Pläne, deren nicht weniger als 27 sind, und enthält 14 große Karten und Pläne. Davis geht auch auf die verschiedenen Projecte eines Canals durch die Landenge von Darien ein. Ein solcher würde, sagt er, die Strecke zwischen Neuyork und Calcutta um 9000 Miles abkürzen; zwischen Neuyork und Schanghai um 11,600, jene nach San Francisco um 14,000, nach Melbourne um 3000 Miles und in ähnlichem Verhältniß nach allen anderen Plätzen, wohin

man jetzt auf dem Wege um Cap Horn fahren muß. Er veranschlagt dann, wohl etwas sanguinisch, die Tonnenzahl, welche auf einem Dariencanale jährlich befördert würde, auf 3,000,000, und von diesen würden etwa zwei Drittel auf die englische und nordamerikanische Flagge kommen. Den Werth der Frachtgüter könne man auf 468,000,000 Dollars annehmen; den Gewinn durch Zeitersparniß, an geringerer Abnutzung, an Heuerlohn für das Schiffsvolk und an Versicherungsgeldern auf 49,000,000 Dollars. Davis hält den Dariencanal zwischen dem Golfe von San Miguel und der Caledoniabay für möglich; man würde auf dieser Strecke 26 bis 27 Miles „Excavationen" haben, davon nur 2 Miles durch hartes Gestein.

Die Panama-Eisenbahn ist 1866 von 31,700 Fahrgästen benutzt worden und es sind auf ihr 107,598 Tonnen Güter befördert worden. Bisher hat sich der Güterverkehr alle drei Jahre verdoppelt. Die Einnahme belief sich auf 2,424,977 Dollars und der reine Profit auf 1,216,613 Dollars, da die Ausgaben sich auf nur 1,208,364 Dollars stellten. Daß der Compagnie von der Regierung Neugranadas ihr Vertrag auf 99 Jahre verlängert wurde, ist schon vor einiger Zeit im „Globus" gemeldet worden.

Neuseeland zählt, nach den jüngsten amtlichen Documenten, 204,114 Einwohner, 13,507 mehr als im Jahre 1866. Der Zuwachs rührt theils von der Einwanderung her, welche einen Ueberschuß von 7599 gegen die Auswanderung ergab, theils vom Ueberschusse der Geburten, deren 8392 auf nur 2484 Todesfälle kommen. Auf die Provinz Canterbury kommen 58,752 Einwohner; Auckland 50,101; Otago 49,942; Wellington 22,748; Nelson 15,542; Southland 7657; Marlborough 5773; Hawkes Bay 4820; Taranaki 4626. Auf der Nordinsel wohnen 87,068, auf der Südinsel 117,046 Seelen. Der „Weibermarkt" kann nicht ungünstig gewesen sein, denn es sind 2038 Ehen geschlossen worden.

Ueber die Handelsverhältnisse von Bornu haben wir durch Gerhard Rohlfs nähere Mittheilungen erhalten. Er bezeichnet Bornu als dasjenige Land des Sudan, welches den Europäern am freundlichsten und zugänglichsten sei. Der Weg von Tripoli durch die Wüste nimmt vier Monate in Anspruch und die Berbern und Araber suchen alle directe Einmischung der Europäer in den Handel Innerafrikas zu hindern; sie sind Herren der Straßen durch die Sahara bis Kuka. Rohlfs fragt: „Weshalb wird der Weg vom Niger her über Jola (in Adamaua) nicht angebahnt?" Es sei, meint er, wohl der Mühe werth, daß England, Deutschland und Frankreich, welche hauptsächlich Innerafrika mit europäischen Fabrikaten versorgen, einen directen Weg von der Atlantischen Küste nach Bornu eröffneten. Dieses kann „zu unglaublich billigen Preisen" ausführen: Pferde, Rinder, Esel, Schafe, Elfenbein, Straußfedern, Indigo, Getreide, Leder, getrocknete Fische, Löwen-, Panther- und Leopardenfelle und eine große Zahl anderer Naturproducte, z. B. bei größerer Nachfrage auch Gummi und Baumwolle. Es nimmt: Kattunzeuge, Papier, Rasirmesser, Steinschloßflinten, Nadeln, kleine Spiegel, Glaskorallen, echte rothe Korallen, Bernstein, Weihrauch, Benzoe, Pulver, Blei, Schwefel, Salpeter, Salz, Gewürznelken, schwarzen Pfeffer. Alle Kleinwaaren, die ihren Weg nach Bornu finden, z. B. Spiegel, Nadeln, Messer, Doschen, Schwerter, Papier und vieles Andere sind deutsches Fabrikat und der Gewinn daran ist bedeutend. Bei der Reise durch die Wüste kostet der Transport einer Kameellast von 3 Centnern von Tripoli bis Kuka 30 Thaler, während die Waaren von der Guineaküste auf einer fahrbaren Straße über Jola in 30 Tagen nach Kuka geschafft werden konnen. Der natürliche Weg ist durch die Wasserstraße des Niger und Bénuë gegeben und die Schiffbarkeit ist praktisch erwiesen.

Nördlich von Bénuë besuchte Rohlfs auf seiner Wanderung von Kuka bis an den Niger 1867 die bisher unbekannte Handelsstadt Keffi Abd es Senga, die er als ein bedeutendes Verkehrscentrum bezeichnet, welches in gleicher Entfernung liege von den Handelsfactoreien der Engländer am Niger, und von Saria, dem südwestlichsten großen Markte der Araber und Berbern. In Keffi Abd es Senga begegnen sich die über den Atlantischen Ocean eingeführten Waaren mit denen, welche vom Mittelländischen Meere kommen. — Ein Hauptübergangsplatz über den Bénuë ist der Hafenort Udse im Lande der Bassa-Neger, auf der Flußinsel Loko; weiter abwärts am Strome liegt Imaha (von den Arabern, Fulbe und Haussa Um Aischa genannt), das bedeutenden Handel mit Elfenbein treibt.

Bosnien und die Herzegowina. Ueber diese beiden der Pforte unterworfenen Provinzen hat Johann Roskiewicz, Major im österreichischen Generalstabe, „Studien" veröffentlicht (Leipzig und Wien, Brockhaus, 1868). Jeder Beitrag über die Länder im illyrischen Dreieck, wo die Christen wie die Mohammedaner noch in derselben Halbbarbarei stecken wie vor tausend Jahren, ist dankenswerth. Sie haben für die sogenannte orientalische Frage eine große Bedeutung, theils wegen ihrer geographischen Lage, theils weil sie vorzugsweise von Südslaven bewohnt werden, welche sich zur griechisch-orientalischen Kirche bekennen. „Ihr seid unsere Brüder in Sprache wie in Religion, und Brüder müssen treu zusammenhalten." So lautet das Motto der moskowitischen Panslavisten auch in diesen Gegenden, wo die Agenten der russischen Politik unablässig in Thätigkeit sind. — Wir können kein Urtheil darüber fällen, ob das Werk des Majors Roschiewitsch in seinen Einzelnheiten Stich vor der Kritik hält, wissen aber, daß ein so gründlicher Kenner jener Regionen wie F. Kanitz in Wien manche Ausstellungen gemacht hat, und Kanitz ist bekannt dafür, daß er genau beobachtet. Auch Heinrich Kiepert in Berlin ist mit der dem Werke beigegebenen Karte unzufrieden. Dasselbe enthält: eine geographisch-statistische Beschreibung, einen Abschnitt über das Reisen im Lande, bringt auch einen fast einhundert Seiten langen Excurs über den Koran, der eigentlich gar nicht hierher gehört und ohnehin vielfach Bekanntes wiederholt, und dann giebt es Mittheilungen über die Verwaltung des Landes. Werthvoll wird für Fachmänner vielleicht das Schlußcapitel über den gegenwärtigen Stand der türkischen Armee sein. Was wir an diesem Buche, das eigentlich nur als äußeres Fachwerk dasteht, besonders vermissen, das ist eine lebensvolle Schilderung dieser Südslaven; das so wichtige Element der Völkerkunde ist so gut wie unberücksichtigt geblieben. Hin und wieder finden wir einzelne Notizen eingesprengt (S. 235 ff.: „Sitten und Gebräuche der Bewohner"); aber dieser Abschnitt ist aus fremden Quellen zusammengestellt. — Ausführlich sind die Notizen über die Hauptstadt Bosna Serai (Serajewo). Wir erfahren, daß dort in den Badeanstalten Christen nicht mit denselben Messern wie Mohammedaner rasirt werden dürfen. In der Stadt wohnen etwa 36,000 Bekenner des Islam, 500 Römisch- und 4500 Griechisch-Katholische; dazu kommen etwa 3000 Juden und 1000 Zigeuner. Diese ganze Region bietet in ethnographischer Hinsicht und in Bezug auf das religiöse Bekenntniß die größte Buntscheckigkeit dar. In Serajewo kommt auf diese 45,000 Menschen nur eine Apotheke, und diese hält ein Serbe, der seine Studien in Oesterreich gemacht hat, also an der Quelle, aus welcher das bischen Cultur im größten Theile des illyrischen Dreiecks herzuleiten ist. Eine Buchdruckerei fehlt; die Anstalten zum Feuerlöschen bestehen aus einigen Wasserfässern und Schläuchen, die im Regierungsgebäude stehen. Sie werden gefüllt, sobald durch Pistolenschüsse der Ausbruch einer Feuersbrunst verkündigt wird. — In Bosnien darf nur derjenige Waffen besitzen, der sich durch einen besonderen Waffenpaß ausweisen kann; er hat für einen solchen jährlich 7 Piaster zu zahlen. — Der Christ darf keine Beinkleider von hochrother Farbe tragen.

Die Türken *verlangen*, daß jeder Rajah dem Mohammedaner auf der Gasse ausweiche, wenn er einem solchen zu Pferde begegnet, anhalte, von dem seinigen absteige und erst nachdem der Türke vorübergeritten ist, wieder aufsitzen dürfe. Die Sache selbst ist schmachvoll genug; in der Praxis erleidet sie indeß viele Ausnahmen. Die Christen dürfen in ihren Häusern nicht laut und stark, sondern „nur gemäßigt" läuten, und müssen überall den Ehrenplatz einem Muselmann überlassen. Man sieht wie stark noch die Intoleranz ist, aber sie ist doch lange nicht so arg wie in Spanien, wo man Leute in den Kerker wirft, wenn sie Bibeln gekauft oder zum Geschenk erhalten haben.

* * *

— „*An der Krippe fressen.*" Das ist einer von den zarten Ausdrücken, deren man sich im politischen Leben der Yankees häufig bedient. Er wird auf die Stellenjäger angewandt, welche als Handwerkspolitiker Alles aufbieten, um einträgliche Aemter zu bekommen. Diese werden dann per fas et nefas benutzt, um während der Amtsdauer so viel Geld als möglich „zu machen". Den Handwerkspolitikern in Nordamerika ist überhaupt der Staat eine Anstalt, aus welcher jeder so viel Privatgewinn als möglich zieht. Man versorgt aber nicht bloß sich selber, sondern vor Allem auch die Angehörigen seiner Familie, und in keinem Staat Europas kann der Nepotismus ärger sein als in der nordamerikanischen Republik. Hier ein Beispiel aus der „Newyorker Staatszeitung". Wir bemerken, daß der genannte *Fessenden* ein Hauptparteimann in der radicalen Partei ist, daß er eine Zeitlang auch Finanzminister war, daß er unter den Candidaten zur Präsidentschaft genannt worden ist und als Bundessenator seines Heimathstaates Maine im Congresse sitzt.

„*Senator Fessenden* von Maine gilt für einen der achtbarsten der radicalen Führer; er ist außerdem ein sehr wohlhabender Mann. Wenn dieser Herr demungeachtet den Nepotismus so weit getrieben, wie aus den folgenden Angaben hervorgeht, was ist dann erst von der radicalen Spreu im Congreß und von den professionellen Spoilsjägern, welche vor ihrem Namen das Wort „Honorable" tragen, vorauszusetzen? —

Ein Sohn des Senators Fessenden, der in der Schlacht bei Gettysburg verwundet und zum *Brigade-General* in der regulären Armee befördert wurde, ist mit „full pay" auf die Liste der „retired" Offiziere gesetzt worden. *Ein zweiter Sohn* des Senators, Samuel, ist Capitän in der regulären Armee. *Ein Bruder* des Senators ist *Collector* im *Hafen* von *Eastport*, Maine; *ein zweiter Bruder* zieht als *Haupt-Examinator* im *Patentamt* 3500 Dollars per Jahr; *ein dritter Bruder* ist *Postmeister* zu Lewistown, Maine, mit 3000 Dollars Gehalt; *ein vierter Bruder* ist *Surgeon* im Marine-Hospital zu Portland mit 4000 Dollars Gehalt; *ein fünfter Bruder* ist Clerk der Supreme-Court zu Portland mit 2000 Dollars Gehalt; *ein sechster Bruder* ist *Anwalt* des Androscoggin County, Maine, mit 3000 Dollars per Jahr. Senator Fessenden's *Schwager*, Edward Fox, ist Vereinigter-Staaten-*Districtsrichter* in Maine. Senator Fessenden's *Cousin*, William Fessenden, hat eine *Clerkstelle* im Schatzamt mit 1800 Dollars Gehalt. *Diese Fessenden-Familie allein bezieht demnach mit Einschluß des Senators gegen 40,000 Dollars an jährlichen Gehalten*, ohne die pickings und clippings in der einen und der andern Office. —

Wäre es nicht am Platz, daß diesen heuchlerischen politischen „latter days saints" die Maske abgezogen und dem Volke gezeigt würde, in welch schamloser Weise sie die in ihre Hände gelegte Gewalt zur Förderung ihres Privatvortheils mißbrauchen? Wenn Präsident Johnson veranstalten wollte, den Nepotismus und die Proselytenmacherei der radicalen Drahtzieher im Congreß an den Tag kommen zu lassen, würde er die Hohlheit ihrer loyalen Prätensionen besser an den Pranger stellen, wie durch irgend eine seiner vorausgegangenen Verfahrungsweisen, und dem Volke selbst würden in Betreff dieser politischen Heiligen die Schuppen von den Augen fallen."

— Im Staate *Südcarolina* ist seit Monaten auf Anordnung des Washingtoner Rumpfcongresses eine *Convention* versammelt, welche, gemäß dem Befehle des commandirenden Generals, für diesen Staat *eine Verfassung* entwerfen soll. Die Mehrzahl der Mitglieder besteht aus Negern, die weder lesen noch schreiben konnen. Da nun, wie weltbekannt, „aus der Majorität Gottes Stimme spricht," so hat die schwarze Mehrheit jener Convention den heilsamen Beschluß gefaßt, *jedem Mitgliede täglich elf Dollars Diäten zu bewilligen*. Die weißen Congreßmitglieder in Washington, die doch auch nicht sehr zurückhaltend sind, haben sich nur *acht* Dollars zugebilligt; aber „der Nigger ist obenauf".

— *Die Abgaben in den Vereinigten Staaten* sind kolossal. Im „New York day book" vom 8. Februar lesen wir Folgendes: — „Wer hätte vor dem gräßlichen Kriegscarneval, der von 1861 bis 1865 dauerte, so etwas für möglich gehalten? Wer geglaubt, daß man dem Manne, der 1000 Dollars sauer erworben hat, solche Steuerlast aufbürden würde und könne? Les't, ihr Leute in der alten Welt, die ihr hierher kommt, um der vermeintlichen Steuerüberbürdung zu entrinnen, welche dort bei euch der „Despotismus" euch auferlegte! Keine Monarchie in Europa würde *solche* Abgaben herauspressen. Sie sind das Ergebniß einer wahrhaft infamen Regierung. Ihr Arbeiter im Staate Neuyork zahlt *von jedem 1000 Dollars* eurer Habe jährlich: — in der Stadt Neuyork 26 D. 70 Cents. — Poughkeepsie 30. — Hudson 20. 80. — Auburn 31. — Oswego 48. 60. — Schenectady 56. 80. — Syracuse 39. 50. — Troy 44. 70. — Rochester 60. — Brooklyn 37. 80. — Albany 35. 60. — Buffalo 38 Dollars 20 Cents. Diese Steuern sind die Folge und das Resultat der Kriegsschuld, eines entwertheten Papiergeldes und allgemeiner Geldvergeudung." Ein Theil der Last kommt auch daher, daß die Gemeinden bis zu 1000 und 1500 Dollars Anwerbeprämien für die „Freiwilligen" und die ausländischen Soldknechte zahlten, aus welchen der bei weitem größte Theil der nördlichen „Freiheitsarmee" bestand.

— Fast jede nordamerikanische Zeitung meldet von einer Art des *Verbrechens*, das in den letzten Jahren ganz ungemein überhand nimmt, nämlich von Gewaltthaten, die von Negern gegen weiße Frauen und Mädchen verübt werden. Es kommen dabei schauderhafte Auftritte vor. Am 29. Januar hatte ein Negerbursch gegen eine fünfzehnjährige Irländerin eine That verübt, die wir nicht näher schildern können. Er hatte das unglückliche Mädchen hinterher von einem Eisenbahndamm herabgestürzt, wobei sie eine Schulter zerbrach und auch sonst schwere Verletzungen erlitt. Dann war er fortgelaufen, wurde jedoch eingefangen und zu *Frankfort* in *Kentucky* eingesperrt. Sofort versammelte sich eine große Menschenmenge, erbrach das Gefängniß, hing den Neger dort, wo er die Unthat verübt hatte, an einem Baume auf und zuletzt wurde nach dem Leichnam geschossen. Das Alles geschah so rasch, daß die Behörde nicht einschreiten konnte.

— Der *Personenbestand der Londoner Polizeibeamten* betrug zu Anfang 1868 nicht weniger als 7782 Mann für eine Bevölkerung von 3,410,654 Seelen, welche auf 700 englischen Quadratmeilen leben. In der City kommt 1 Polizeibeamter auf je 184 Köpfe.

Herausgegeben von Karl Andree. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ausflug nach den neuen Guacharohöhlen in der venezuelanischen Provinz Cumana.

Von **Anton Goering** aus Altenburg.

Der Wunsch, das durch A. v. Humboldt zu classischem Ruhme erhobene Thal von Caripe und die nahe Guacharohöhle aus eigener Anschauung kennen zu lernen, sollte mir endlich erfüllt werden. Ich begrüßte daher den Tag der Ankunft als ein freudiges Ereigniß. Am 10. Juni 1867 langte ich von Curupano herkommend in Caripe an und konnte mich nun ganz dem Studium der schönen Gegend hingeben.

Nachdem ich die Guacharohöhle drei Mal besucht hatte, stellte ich mir zur Aufgabe, den ausgedehnten Gebirgslandschaften im Osten und Südosten von Caripe meine Aufmerksamkeit zuzuwenden, um deren äußeren geologischen Charakter, das Pflanzen- und Thierleben kennen zu lernen und fleißig zu sammeln. Die Vermuthung, daß in der Umgebung von Caripe nach verschiedenen Richtungen hin in den Gebirgen noch andere ähnliche Höhlen sich finden möchten, wie die del Guacharo, zwei Stunden im Osten vom Orte, wurde noch mehr bestärkt, als mir von Eingeborenen erzählt wurde, daß sie von ihren Wohnungen aus im östlichen Thale von Caripe nach Sonnenuntergang das Geschrei der Guacharos oft hören. Mit den Indianern des Thales vertraut geworden, erfuhr ich, daß im Südosten von Caripe tief im Innern der Gebirgsregion wirklich eine Anzahl von Höhlen sich fänden, welche bedeutend mehr Vögel beherbergten, als die prachtvolle Höhle nahe dem Orte. Ich entschloß mich daher sofort, einen Ausflug dahin zu unternehmen, obgleich mir wegen der ungünstigen Jahreszeit sehr abgerathen wurde, und die Indianer wenig Lust zeigten mich zu begleiten. Es herrscht unter den dortigen Indianern die Sitte, daß die im Westen vom Orte wohnenden nur das Recht haben, im Juni junge Guacharos aus der nahen Höhle zu nehmen, während die im Osten wohnenden nach entlegeneren auf ihrer Seite gehen müssen. Nur durch besondere Gunst und das Vertrauen, welches ich mir hauptsächlich durch Wiederherstellung ihrer Heiligen, der Virgen del Pilar, erworben hatte, gelang es mir, Begleiter zu finden und endlich mit vier Indianern (Chaymas) und zwei Creolen die Excursion anzutreten.

Ein alter trefflicher Chaymas-Indianer, mein specieller Freund und Gevatter, übernahm die Leitung, weil er der Patron der Höhlen war und den Weg am besten kannte. Wir alle waren mit Gewehren und großen Waldmessern bewaffnet. Drei der Indianer trugen einige wenige Nahrungsmittel, aus Salzfischen und Papelon bestehend, sowie mehrere Hängematten und Kochgeschirr. Als wir so ausgerüstet durch den kleinen traurigen Ort Caripe wanderten, traten alle Bewohner an die Thüren und riefen mir zu, daß ich schwerlich mit meinen großen Stiefeln die steilen Berge würde besteigen können. Der Richter Felipe Caripe, ein Chaymas-Indianer, welcher eine ziemlich gute Hand schreibt, erklärte: „Musju Antonio, Sie werden nicht zurückkommen!“ und daß der sogenannte Weg, welcher nach den Höhlen führe, eigentlich kein Weg sei, sondern ein jährlich nur einmal begangener Waldpfad durch Dick und wenig Dünn nur für Indios, aber nicht für „gente fina“ von dort her. Damit meinte er feine Leute von Europa und zeigte dabei nach Norden.

Wir wanderten nun nach Osten in dem lieblichen Thale entlang, ungefähr eine Stunde weit immer rechts vom Rio de Caripe, den ein üppiger Pflanzenwuchs beschattet. Hier und da sind Conuccos, kleine von Indianern bearbeitete Landgüter, wo Kaffee, Tabac, Mais u. s. w. gebaut wird. Aus allen Hütten, an denen wir vorüberkamen, traten die Bewohner und riefen dasselbe, was der Juiz bei dem Aufbruch nach der „Montaña“ gesagt. Schon begann der Regen heftig auf uns herabzufallen, die malerischen Gebirgszüge im Osten vor uns verschwanden im nebeligen Duft. Wir waren heute genöthigt, unten am Flusse in einer Hütte zu übernachten; erst am nächsten Morgen gegen 10 Uhr konnten wir nach den bewaldeten Gebirgen aufbrechen.

Zwischen den steil ansteigenden Bergabhängen, welche das Thal begrenzen, und dem Flusse bildet die Landschaft eine hügelige Savanna; hier und da sieht man eine rothblühende Lilie sich über das gelbe Gras erheben; mehrere kleine Flußbetten durchschneiden quer die Wiesen, doch nur zur Regenzeit sind sie mit Wasser gefüllt, welches, sich in den Schluchten der Gebirge sammelnd, herab in den Caripefluß strömt. Hier an solchen Stellen ist der Pflanzenwuchs üppiger, Gebüsche und große Bäume verleihen der Landschaft eine freundliche Abwechselung.

Der Urwald drängt sich bis herab an die Savanna und macht den Eindruck, als wäre sein Saum von menschlicher Hand glatt geschnitten, so plötzlich wechselt das ziemlich hohe Gras mit den hohen dichtstehenden Waldbäumen ab; da beginnt aber auch das Steigen. Wir rasteten hier am Waldessaum, und ich besonders freute mich über den malerischen Blick auf das Thal und die gegenüber sich erhebenden, meist unbewaldeten Berggehänge. Vom Flusse her ertönte

der klare glockenartige Ruf des Campanero, Chasmorhynchus, jenes herrlichen Vogels, der von dichten hohen Bäumen herab, wo er schwer zu entdecken ist, jedem Menschen durch seinen wunderbaren Ruf erfreuen und Bewunderung ablocken muß.

Meine Begleiter bildeten hier eine interessante Gruppe.



Cueva grande.

Sie waren fast alle bis auf die Hüften nackt und hatten ihre Beinkleider hoch heraufgezogen. Drei von ihnen kauerten auf der Erde; die beiden Creolen standen zu beiden Seiten mit den Gewehren auf den Schultern und der alte Patron, mein Compadre Martin, hatte in der Mitte aufrecht Posto gefaßt. Trotz seiner etwas gedrungenen Statur, wie alle Chaymas, waren seine Körperformen doch wohlgebildet und in allen Theilen kräftig. Der Hals verhältnißmäßig

kurz und voll, das Gesicht, mit etwas gedrückter Nase, vollem, immer heiterm Munde und den ein wenig geschlitzten, aber sehr lebhaften schwarzen Augen, — so hatte er einen gemüthlichen, aber zugleich schlauen Ausdruck. Langes schwarzes Haar bedeckte die Stirn und bis fast auf die Schultern hing es an beiden Kopfseiten herab. Sein lebhaft brauner Körper war



Cueva pequeña.

mit einem zerrissenen Hemde hier und da bedeckt, die Arme ganz frei lassend; bis zu den Schenkeln waren seine Beine entblößt; an der linken Seite hatte er sein großes Messer und an der rechten eine ihm von mir geschenkte Jägerflasche, letztere mit Rum gefüllt. Eine alte Feuerschloßflinte trug er auf der rechten Schulter, und als Mütze hatte er ein rothbraunes Brüllaffenfell um den Kopf gewunden, dessen langer Schwanz ihm zopfartig auf den Rücken herabfiel.

So vor uns aufgestellt, hielt er einen Vortrag über den nun zu betretenden Waldpfad. Dornen, Schluchten, steile schlüpfrige Abhänge, Schlangen, Pumas, Mosquitos, Gürtelthiere u. s. w. waren die Kraftausdrücke seiner Rede; dann nahm er einen „Tragito“, d. h. Schluck Rum, auf glückliche Kletterpartie, welchem Beispiele wir alle folgten. Er setzte, nachdem dies geschehen, mit Bedauern hinzu, daß die Rumration nun bald zu Ende sei. Dieser Nachtrag seiner Vorlesung machte den tiefsten Eindruck auf die Zuhörer. Ich hatte in Caripe 5 große Flaschen Rum gekauft à 3 Realen, aber dennoch wurden dieselben heute schon geleert, bevor wir an die Arbeit gehen konnten, uns im Walde für die erste Nacht eine Hütte zu bauen. Die Indianer von Caripe sind den geistigen Getränken sehr ergeben, man kann durch ein Glas Rum von ihnen mehr erreichen, als mit dem Gelde was er kostet. Ich schenkte in Caripe einmal für drei Indianer meinen Jagdbecher voll Rum, der so viel hielt wie ein großes Weinglas, aber gleich der erste, dem ich anbot weiter zu reichen, zog den ganzen Inhalt ohne Schütteln hinter.

Nach Art der Indianer, immer Einer hinter dem Andern, gingen wir nun im Waldhalbdunkel vorwärts. Der alte Compadre, an der Spitze des Zuges, lichtete den Pfad so gut er konnte; manche schönen Zweige mit reizenden Blumen, aber auch dornige Aeste und Schlingpflanzen knickte sein Waldmesser. Große morsche Stämme, welche niederstürzend ein Gewirr von Lianen und jungen Nachbarbäumen mit zu Boden gerissen hatten, mußten mühsam überstiegen werden. Weil während der ganzen vergangenen Nacht der Regen in Strömen gefallen war, senkten sich großblätterige Zweige und Blüthen von ihrer Wasserlast gedrückt nieder; bei der geringsten Berührung fiel ein Guß auf uns, und natürlich war ein beständiges Streifen der Zweige nicht zu umgehen; der mit Gras, Wurzeln und dürrem Laub bedeckte nasse Boden bewegte sich unter unseren Füßen elastisch auf und nieder. An fast senkrechten Abhängen, wo die Erde weniger bedeckt war, hatte wenigstens ich die größte Mühe, emporzuklettern und vielmal wenn eine Höhe erreicht war, glitt ich durch den geringsten Fehltritt aus und rutschte am Berge hinunter meinen Hintermännern entgegen. Meine Indianer, trotz ihrer Lasten auf dem Rücken, stiegen mit scheinbarer Leichtigkeit.

Gegen Mittag gelangten wir auf einen der höchsten Punkte ungefähr drei Stunden im Südosten von Caripe. Die Vegetation war je höher wir gestiegen immer großartiger geworden. Alle Berge, Thäler und Schluchten sind mit Urwald bewachsen, der, nach guten Beschreibungen zu schließen, mehr oder weniger denselben Charakter hat, wie die ausgedehnten Wälder von Guyana. Von unserm Ruhepunkte aus fiel mir ein großer Bergkegel besonders auf; er war ausschließlich von schlanken Palmen bedeckt, deren elegante Blätterkronen, leicht vom Winde bewegt, aus der Ferne gesehen wellenartig in einander spielten.

Gegen 4 Uhr langten wir an den Rio Japacuari, wie ihn die Indianer nannten. Wir bauten uns bei heftigem Regen eine Hütte, aber nicht unmittelbar am Flusse, weil wegen des nassen Bodens kein günstiger Platz zu finden war. Bald war zwischen starken Baumstämmen aus Lianen und Palmenblättern ein Dach gebildet, der Fußboden vom feuchten Gestrüpp gereinigt und in kurzer Zeit erfreuten wir uns des erwünschten, hellodernden Feuers. Wir verbrachten die Nacht hier ziemlich schlaflos, weil jeden Augenblick ein Rasseln und Krachen die Waldstille unterbrach, und die Mosquitos uns entsetzlich plagten. Auch war die Phantasie sehr erregt; man mochte in dem Geräusch jedes fallenden Blattes oder Zweiges das Herannahen eines Tigers oder einer Schlange vermuthen. Oft fielen Zweige und sogar ein schwerer Ast auf unser Dach herab und schreckten uns aus dem Halbschlummer. Nachtwandelnde Thiere veranlassen oft derartige vorübergehende Schrecken. Wir hatten auf der Tour bis hierher sehr viele Pfeifhühner (Penelope) angetroffen und einige kleine braune Fliegenschnäpper, sonst war es sehr still; wahrscheinlich wegen des Regens hielten sich die Vögel ruhig.

Am nächsten Morgen passirten wir den Fluß, der hier eine Breite von ungefähr 40 Fuß hat und sich in nordöstlicher Richtung durch eine Masse Rollsteine Bahn bricht. Ungemein malerisch ist hier die Landschaft; die Ufer des Flusses sind dicht bewachsen mit großblätterigen Aroideen und rothblühenden Helidonien; über diese erheben sich schlankstämmige Bäume verschiedener Arten, durchflochten von Lianen, die wieder umwunden sind von Rankengewächsen und malerisch von Orchideen geschmückt. Die prachtvolle Rosa Montaña, herabgefallen von den über dem Flusse sich neigenden Zweigen, spielte im Wirbel zwischen dem Steingerölle und wurde in tausend großen rothen Punkten vom Wasser stromab geführt. Am rechten Ufer zog sich eine ziemlich breite Ebene hin, welche sich gewiß zur Anpflanzung von Kaffee oder Cacao sehr gut eignen würde. Man brauchte nur das Unterholz zu beseitigen, um Raum für die stehenbleibenden Schattenbäume zu gewinnen. Der heutige Marsch war bedeutend anstrengender als der gestrige. Viele hohe Bergkegel mußten überstiegen werden. Aber besonders hinderten die vielen wasser- und steinreichen Schluchten. Es hatte in der That etwas Beängstigendes, unter den hier ungeheuer großen Aroideenblättern wegkriechend, über schlüpfrige Steine und durch Wasser watend, die dunklen Engpässe zu passiren. Wir sahen auch mehrere Male die ganz frischen Stapfen eines Pumas, der durch unsere ungewohnte Ankunft aufgeschreckt die Flucht ergriffen hatte.

Am Nachmittage gelangten wir nach großer Anstrengung an eine ziemlich hochliegende Lichtung, woselbst wir die Ueberreste der Hütte fanden, die von einem Indianer stammte, welcher der ihm vom Juiz von Caripe auferlegten Strafe zu entgehen nach dem Gebirge entflohen war. Er schien sich hier länger aufgehalten zu haben, da angepflanztes Zuckerrohr, Bananen und Jucca jetzt zum Theil verkommen und wuchern, und wieder von Gestrüpp wild durchwachsen, von früherer menschlicher Thätigkeit Zeugniß gaben. Der Mann war aus Furcht gefangen zu werden schon längst mit seiner Familie weiter in das Innere der Gebirge gegangen, als er bemerkt hatte, daß die im Thale von Caripe wohnenden Indianer jährlich im Juni und Juli dahin kommen, um Guacharos aus den Höhlen zu holen.

Bald wurde die Hütte restaurirt, Pfähle eingerammt um Hängematten zu befestigen, überhaupt etwas comfortabler als die von gestern eingerichtet und bald loderte ein helles Feuer in lustigen Flammen bis fast an das Palmenblätterdach. Heute wurde ausgeruht von der langen Fußtour. Nach kurzer Zeit begann es dunkel zu werden; durch die riesigen Baumkronen schimmerte das Abendroth. Wir gaben uns der frohen Hoffnung hin, daß morgen ein guter Tag sein werde und setzten uns in heiterer Laune um das in der Mitte der Hütte brennende Feuer, über welchem der letzte Salzfischrest gebraten wurde; von morgen ab, sagten wir, essen wir Thiere des Waldes. Die Plage der Mosquitos war auch hier ungeheuer und ich hatte furchtbar zu leiden; schon waren meine Hände und mein Gesicht ganz dick aufgeschwollen und immer neue Plagegeister umschwärmten uns noch! Sobald ich meine nassen, schwergewordenen Stiefel ausgezogen, saßen Hunderte von den kleinen Teufeln auf den Füßen. Aber es hat neben diesen kleinen Leiden, oder großen, wie man will, unendlichen Reiz, wenn auch mit einem gewissen unheimlichen Gefühle gemischt, eine Nacht so recht im dichten Urwalde zuzubringen.

Als der Compadre, am Feuer kauernd, Jagdabenteuer erzählte und alle die vielen Schlangen nannte, welche er getödtet, ertönte plötzlich das Geschrei jener unheimlichen Nachtvögel, der **Guacharos** (Steatornis caripensis), welche die Höhlen bewohnen, in deren Nähe wir endlich, nach harter, zwei Tage langer Arbeit gelangt waren. Es machte einen unbeschreiblichen Eindruck auf mich, als ich ihr schrecklich klingendes Geschrei und Schnabelgeklapper im Freien hörte. Sie schienen sehr hoch über den Thälern zu fliegen, grauenhaft tönte ihre Stimme durch den Wald und hallte in den Thälern und Schluchten wieder. Meine Begleiter beschäftigten sich mit dem Trocknen der Achos (Fackeln), zur Beleuchtung der Höhlen. Man benutzt dazu den Stamm einer schlanken Palme, Palmiche genannt, spaltet davon Latten von einem Zoll Dicke und 4 bis 5 Ellen Länge; sechs bis zehn solcher Stäbe werden mit Leinen zusammengebunden, und müssen einen ganzen Tag über einem Feuer getrocknet werden. Sie geben sehr helles Licht und brennen ziemlich eine Stunde, wenn sie gut präparirt sind. Während meine Begleiter mit besagter Arbeit beschäftigt waren, präparirte ich einige Vögel, die ich während des Marsches geschossen hatte, darunter befand sich ein prächtiger Kolibri mit langen Schwanzfedern, wahrscheinlich Trochilus cyanurus, doch schien mir der blaue Fleck an der Kehle und das herrliche metallische Grün auf dem Kopfe nicht recht zu stimmen.

Da mehrere Tage nach einander Regen gefallen war, konnten wir erst am dritten nach unserer Ankunft die Höhlen besuchen. Sie liegen ungefähr eine Stunde von dem Punkte, wo wir uns befanden, oberhalb des Flusses Arcacuas, dessen Rauschen wir von hier aus schon hören konnten. Meine Spannung, die großen Höhlen zu sehen, war auf das Höchste gestiegen. Es war mir so viel Phantastisches davon erzählt worden, deshalb wurde mir die Geduldsprobe zu ertragen um so schwerer. Die Natur hatte aber noch ein Hinderniß in den Weg gelegt; der Fluß war so angeschwollen, daß wir auf gut Glück warten mußten, bis sein Wasser wieder gefallen sein werde. Endlich kam der alte Martin von einer Recognoscirung in Heiterkeit zurück und rief: „vamos Compadre“, wir können heute den Fluß passiren.

Wir gingen nun früh Morgens am steilen Abhange hinab durch eine großartige Vegetation dem Flusse zu. Es war ein schwieriges Geschäft, nach dem andern Ufer zu gelangen, da das Wasser uns noch bis über die Hüften reichte und der reißende Strom von unzähligen kleinen und großen Rollsteinen gefüllt war, welche, den starken Lauf des Wassers hemmend, Strudel und Wasserfälle verursachten und so unsern Uebergang noch mehr erschwerten. Derselbe wurde indeß langsam aber glücklich ausgeführt und ohne Aufenthalt ging's weiter am andern hohen Ufer hinauf. Nach einer Viertelstunde hörten wir schon das Rauschen eines dritten Flusses, der aus der großen Höhle strömt, welche wir zunächst aufsuchen wollten. Wir begegneten bald dem schnell über glatt gewaschene, sehr große und flache Steine laufenden Wasser, welches in einem großen Bogen dem Flusse zufließt, den wir kurz vorher passirt hatten. Wir mußten wieder einen fast senkrechten Abhang erklimmen um die Nähe der großen Höhle zu erreichen. Die Abhänge zu beiden Seiten wurden nun höher und ganz senkrecht. An der linken Wand führte ein terrassenartiger Pfad bis zu einem fast schwebenden Vorsprunge. Der Führer gebot größte Vorsicht, da der Pfad sehr schmal, schlüpfrig, durch Wurzeln, Steine und Zweige sehr unegal war und an den meisten Stellen nur so viel Raum gewährte, daß man festen Fuß mit Mühe und Gefahr fassen konnte. Da wo der Pfad am Vorsprunge endet, engen sich die beiden Wände schon sehr zusammen und bilden eine malerische Schlucht.

Hier angelangt, erblickten wir den Eingang in die sogenannte Cueva grande. Zu beiden Seiten erheben sich die mit reichem Blätterschmucke bedeckten Wände. Vor uns, wohl 30 Fuß von unserm Vorsprunge, in der Rückwand erschließt sich der Eingang in die unterirdischen Gewölbe; aus Furcht erregender Dunkelheit fließt in jähen Fällen brausend das Wasser an das Tageslicht. Von gewaltigen Steinen wird sein schneller Lauf gehemmt, tief unter uns siedet und quillt das Wasser im Becken und in emsiger Wallung bahnt es sich den Weg durch malerisch gruppirtes Felsengeröll, um neuen Fall zu gewinnen und neue Becken zu bilden.

Die Oeffnung des Eingangs ist 50 bis 60 Fuß hoch und unten 6 bis 10 Fuß breit, und in beträchtlicher Höhe durch eine Art Brücke unterbrochen. Ueber dieser dünnen Verbindung ist die Oeffnung bedeutend erweitert und hier sieht man schon deutlich die Tropfsteingebilde, welche, von mattem Lichte beleuchtet, dem Beschauer in mannichfaltigen Formen sich zeigen. Es war uns wegen des vielen Wassers nicht möglich, in die Höhle zu dringen, deshalb kann ich über das Innere derselben nur das mittheilen, was mir der Patron, der sie schon viele Male besucht hatte, erzählte. Nach seinen gewiß glaubwürdigen Erzählungen ist sie von bedeutend größerer Ausdehnung als Humboldt's Guacharohöhle nahe bei Caripe. Viele Tausende der großen nachtschwalbenartigen Vögel wohnen in den dunkelen Räumen, die sich wie große unterirdische Tempel, Grotten und Gallerien Stunden weit ins Gebirge erstrecken. Mehrere Oeffnungen nach oben gestatten mehr Luftzugang, was der Hauptgrund sein mag, daß alle Theile der Höhle von Guacharos bewohnt sind und diese daher in viel größerer Zahl vorkommen als in der Höhle bei Caripe, wo nur der vordere dunkle Theil nächst der großen Eingangshalle von ihnen bewohnt ist.

Die Indianer zeigten eine an ihnen bewundernswerthe Phantasie; sie erkennen in den Stalaktiten Darstellungen von Heiligen und durch Menschenhand geschaffene Decorationen. Mein Compadre führte mir in wirklich interessantem Vortrage anziehende Bilder aus dem Innern der Höhle vor, als wir noch auf dem Vorsprunge standen. Gruppen von badenden Engeln sind in großen Tempeln versammelt, die heilige Jungfrau und eine Masse anderer Heiligen, deren Namen ich in der That nicht behalten habe, thronen auf hohen Piedestalen. Altäre und große faltenreiche Vorhänge zieren in silberglänzender Pracht die Wände und Säulengänge, welche letztere die mit unendlichen Tropfsteingebilden, die in allen Größen herabhängen, geschmückten Decken tragen.

Nachdem ich eine Zeichnung genommen hatte, beeilten wir uns die sogenannte Cueva pequeña (d. h. kleine Höhle) zu besuchen, deren heller Eingang mir von den Indianern als prächtig geschildert worden war. Wir mußten eine Viertelstunde weit wieder zurück und dann einen ziemlich steilen Abhang in östlicher Richtung besteigen. Es war hier nicht schwer, vorwärts zu gehen, da fast kein Unterholz hinderte. Der Boden scheint überall ausgezeichnet zu sein, und ich glaube, die sanft geneigten Gehänge würden sich trefflich zum Anbau verschiedener Früchte eignen. Das Klima ist wie in Caripe, also von unerträglicher Hitze keine Rede. Nach halbstündigem Marsche erreichten wir eine kleine Hochebene. Gerade vor uns erhob sich der Boden dammartig zu 4 bis 10 Fuß hin und fast senkrecht. Hohe prachtvolle Bäume, umgürtet von Schlingpflanzen, schmückten auch hier den Platz. Ich war fast ungeduldig, indem vorläufig noch nichts auf die Nähe der zweiten Höhle deutete; da befahl mein Compadre, alles abzulegen, was das Klettern erschwe-

ren könnte. Er begann jetzt Gestrüpp zu beseitigen, welches den scheinbar aufgeworfenen Damm bedeckte und bald rief er: „Hier ist der Eingang zur schönen Höhle!“ Ich war unangenehm überrascht, als ich durch den oben bloßgelegten Einschnitt in eine sehr enge, steil abfallende Schlucht blickte. Die Wände zu beiden Seiten waren durch hervorstehende Steine, Wurzeln und Erdklumpen ganz uneben und gingen hier und da so nahe zusammen, daß wir uns mit den Armen hinabheben konnten. Oft mußten wir auf Händen und Füßen kriechen und dann wieder mühsam über Steine, Wurzeln und Baumstämme hinweg rutschen; dabei war die lehmige Erde ganz weich und schlüpfrig, und berührten wir das zu beiden Seiten überhängende Blätterwerk, so wurden wir mit Wasser übergossen. Oft löste sich schon bei leiser Berührung Steingerölle und rollte krachend in die Tiefe. Es war deshalb große Vorsicht nöthig, und nur erst wenn wir die Sicherheit mit Füßen und Händen probirten, konnten wir langsam vorwärts. Aussicht ins Weite war nicht vorhanden, je tiefer wir stiegen, desto höher wurde die Wand an der linken Seite. Die Indianer zeigten große Geschicklichkeit im Steigen und Klettern; dabei sind sie ungemein aufmerksam und dem behülflich, welcher, weniger an solche Partien gewöhnt, oft sitzend und liegend am steilen Pfade hinabrutscht.

In der Tiefe von 100 Fuß erweitert sich schnell der Engpaß. Links steigt eine senkrechte Felsmauer auf, während rechts der nun niedriger gewordene Hang den Blick in ein Engenthal gestattet. Zwei meiner Begleiter waren voraus und ich sah sie jetzt auf einem hügelartigen Vorsprunge stehen, hinter welchem ich eine große Tiefe ahnte. Sie riefen mir entgegen: „da unten ist die Höhle,“ und setzten mit dem Ausdrucke wiederholten Staunens hinzu: „o, que lintissimo!“ In der nächsten Minute war ich bei ihnen und erblickte mit einem Male das große Portal in der Tiefe. Hier erweitert sich das Engenthal und bildet in nordöstlicher Richtung eine Art Kessel von mehreren hundert Fuß Tiefe und ungefähr solcher Breite. Links stehen gewaltige Felsen wie vorgeschobene Mauern heraus, während zwischen ihnen sanft geneigte Abhänge sich erheben; rechts strebt ziemlich steil ein zerrissener Abhang empor. Vor uns bildet eine senkrechte glatte Wand bis über zweihundert Fuß sich erhebend den Querabschluß des Kessels und hier befindet sich der über 70 Fuß hohe thorartige Eingang in die Höhle.

Aus dem Grunde der Tiefe erheben sich gewaltige Felsenpfeiler, ungeheure Steinmassen bilden ruinenartige Mauern und kleines Geröll liegt wild durcheinander. Von den mit reichem Pflanzenwuchse geschmückten Abhängen sind riesige Baumstämme herabgestürzt und schweben da und dort brückenartig über dem Grunde, auf Steinmassen ruhend. Die immerwährende Feuchtigkeit bedingt hier ebenfalls eine ungemein üppige Vegetation; wo nur, wenn auch an senkrechter Wand, ein wenig Nahrung sich findet, ist sie mit frischgrünen Moosen und anderen Pflanzenarten geschmückt. Von den Kanten der Mauern hängen guirlandenartig saftige Schlinggewächse herab. Ueber der großen Höhlenöffnung strebt die Wand noch über hundert Fuß wie ein colossales Portal empor. Auch dieses ist mit Pflanzengewinden malerisch decorirt, sie umsäumen den großen fast gothischen Bogen des Eingangs. Auf der Decke der Höhle prangt ebenfalls ein reiches Pflanzenleben. Von der dunkeln, schwarzblauen Farbe des Portals heben sich die arabeskenartig gruppirten Gewächse lebhaft ab. Langsam ziehen gerade glänzende Linien am Portal herab und fallen in großen Tropfen von der Bogenkante in die Tiefe. Unmittelbar vor dem Eingange, ja bis in die Höhle hinein schieben sich Felsblöcke, wie große Vormauern, scheinbar als wären sie als Schutzmauern gegen das Eindringen großer Menschenmassen aufgeführt.

Nachdem wir uns zwischen ihnen mühsam hindurchgearbeitet hatten und in der Höhle selbst angelangt waren, gewannen wir erst einen Gesammtblick in die große Vorhalle. Ungefähr 250 Fuß lang und 200 Fuß breit, bildet sie ein unregelmäßiges Oval, sie ist 70 bis 80 Fuß hoch. Die Wände steigen senkrecht empor und sind so glatt und eben, als wären sie von Maurers Hand bearbeitet und tragen ein ebenso glattes Gewölbe, welches keine Spur von Tropfsteinbildung zeigt. Der Fußboden fällt von links nach rechts in sanfter Neigung ab. In der Mitte liegen und stehen eine Masse Steine, so gruppirt, daß eine rege Phantasie leicht die Reste von Maurermaterial in ihnen sehen könnte. An der rechten Seite tief unten ist der niedrige Eingang in die dunkelen Theile der Höhle und aus dieser fließt in dumpfem Rauschen klares Wasser, welches nach einem langsamen Laufe von 70 Fuß innerhalb des Einganges und 20 Fuß tiefer als derselbe wieder verschwindet. Es scheint also unter dem Engenthale, welches wir passirten um nach hier zu gelangen, seine weitere Bahn zu haben und sich mit einer weiter unten befindlichen Höhle zu verbinden.

Am Ende ziemlich an der linken Seite ist eine 8 bis 10 Fuß breite runde Oeffnung durch die Decke gebrochen, durch welche sanftes Oberlicht einen magischen Schein herab in den großen unterirdischen Raum wirft. Die Oeffnung ist mit Blätterwerk geziert, welches sich wie ein herrlicher Kranz um den Zirkel zieht. Ein kleiner Wasserfall fiel wie ein langer Silberstreifen frei herab in die halbdunkle Tiefe. Unten auf dem Boden lag ein ziemlich großer vermoderter Baumstamm, welcher durch die Oeffnung gefallen war. Neben ihm war durch herabgewehten Samen ein kleiner spärlicher Pflanzenwuchs entstanden. Schon bei unserm Eintritt in die Vorhalle waren die Guacharos rege geworden, sie schwärmten mit fast betäubendem Geschrei in großer Anzahl über uns und schwirrten zuweilen gespensterartig durch die Helle unter der Deckenöffnung.

Ungemein freundlich ist der Blick aus der halbdunkeln Höhle hinaus in das malerische Engenthal, welches hellerleuchtet einen ungemein lieblichen Contrast bildet zu dem dunkeln Gestein des hohen Gewölbes. Durch das grelle Gegenlicht von außen ist das Blätterwerk, welches den großen Bogen umsäumt, an den Seiten und unten sogar bis tief in die Höhle dringt, transparentartig beleuchtet. Ein gewaltiger Pfeiler, auf dessen Spitze ein wilder Cacaobaum thront und wieder von vielen Gewächsen umschlungen ist, erhebt sich fast in der Mitte des Thales stolz aus dem Grunde und hinter ihm streben mehrere Anaucas zu einer riesigen Höhe empor; mit prachtvoll vermillonrothen Blüthen geschmückt, heben sich ihre leichten Kronen vom nicht sehr fernen mit Urwald bedeckten Bergabhange prächtig ab, welcher sich ziemlich steil ins Thal herabsenkend, als duftiger Hintergrund die Landschaft schließt.

Gern hätte ich längere Zeit gespendet die Höhlen genauer zu studiren, überhaupt der ganzen Gegend mehr Aufmerksamkeit zugewandt, wenn nicht der immer stärker und anhaltender werdende Regen gemahnt hätte, so schnell wie möglich zurückzukehren und mein Gesundheitszustand nicht hätte berücksichtigt werden müssen. Es wurde mir von meinen Begleitern erzählt, daß noch mehrere Höhlen von ihnen aufgefunden worden sind und in der einen sollen weiße Guacharos nicht selten sein. Das Gestein ist überall mehr oder weniger dasselbe wie am Guacharoberge bei Caripe.

Als wir an den Fluß zurückkehrten, war das Wasser um einige Zoll gestiegen, wir gewannen aber glücklich wieder das andere Ufer und langten gegen Abend in unserer Waldwohnung an. Die Vorbereitungen zur Rückkehr waren am nächsten Morgen bald getroffen. Gürtelthiere, von denen wir zum größten Theil während unseres Aufenthaltes im Walde gelebt hatten, waren uns noch mehrere geblieben,

und auf demselben Wege, welchen wir unter eben solchen Mühen und Regen zurücklegten, wurden noch mehrere Pfeifhühner getödtet, so daß wir, nach achttägiger Abwesenheit, in Caripe mit reicher Jagdbeute wieder einzogen. Wenn auch durch das beständig ungünstige Wetter meine zoologische Ausbeute nicht reich ausgefallen war, so hatte ich doch die Genugthuung, mich von der Existenz so vieler großer Höhlen zu überzeugen, das Vorhandensein von unzähligen jener merkwürdigen Nachtvögel festzustellen und als lohnende Zugabe den Hochgenuß der mit manchen Mühen und Leiden immer versöhnenden, ewig unerschöpflichen Natur. (— Ueber die Guacharos verweisen wir auf eine andere Stelle dieser Nummer. —)

Die Dorschfischerei und das Leben und Treiben der Fischer im hohen Norden.

II.

Kleidung der Fischer. — Ausrüstung der Boote. — Leinen und Angeln. — Was ist ein Meet? — Haifische. — Die Vertheilung des Fanges. — Zubereitung und Verkaufsart der Fische.

Alle Gefahren und Mühen schrecken den Fischer von seinem Berufe nicht ab, und wenn auch die vielfach besungene und geschilderte Poesie des Fischerlebens, bei seiner harten Arbeit um das tägliche Brot, ihm weniger bemerkbar wird: so weiß er doch, daß er, auch auf der tobenden See, unter dem Schutze der göttlichen Vorsehung steht; denn der stete Kampf um sein Leben, die allenthalben lauernde Gefahr, hat nicht nur seine Nerven gestählt, seinen Muth ausgebildet, sondern auch eine tiefe Religiösität, ein kindliches, festes Gottvertrauen in ihm hervorgerufen und befestigt, und gewöhnlich verläßt er, besonders bei längeren und gefährlicheren Fahrten, unter Anstimmung eines geistlichen Liedes den Hafen. Ebenfalls wird bei der Rückkehr ein solches angestimmt, falls nicht bei sehr schlechtem Wetter die Lenkung des Bootes die ungetheilte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Außer den eigentlichen Gefahren sind mit diesem Berufe noch vielerlei kleine Beschwerden und Widerwärtigkeiten verbunden, die der abgehärtete Fischer aber für Nichts achtet. So wird bei erträglich gutem Wetter in Folge der Beschaffenheit des Landungsplatzes, beim Aussetzen der Boote, die, wenn außer Gebrauch, stets aufs Land gezogen werden und in dazu erbauten Schuppen stehen, oft die ganze Mannschaft von der Brandung überspritzt und durchnäßt, und in diesem Zustande bringt sie dann den ganzen Tag im Boote zu.

Da die faröischen Fischer nicht wohl Stiefel tragen können, indem sie beim Abstoßen und beim Landen in starker Brandung darin zu unbeholfen sein und auf den schlüpfrigen Klippen leicht ausgleiten würden, so bedienen sie sich auch bei der Fischerei der gewöhnlichen dünnen Fußbekleidung, die aus Schaffellen, Kuhhäuten oder dergleichen verfertigt wird, sich dem Fuße genau anschmiegt, sehr biegsam ist und den obern Theil des Fußes wie das Fußgelenk unbedeckt läßt. Aus diesem Grunde haben sie fast stets nasse Füße; dazu müssen sie noch an manchen Orten beim Abstoßen bis an die Hüften im Wasser waten, um das Boot flott zu machen, und bieten so durchnäßt den ganzen Tag dem Wind und Wetter Trotz, ohne daß dies sie zu geniren scheint.

Zur vollständigen Ausrüstung eines achtruderigen Fischerbootes gehören außer den Rudern, dem Mast und Segel, einem Wasserfäßchen, das etwa zehn preußische Quart hält, zwei bis drei hölzernen Schöpflöffeln zum Ausschöpfen des eindringenden Wassers und einem Compaß: noch zwei Grundleinen nebst Bojen, drei sogenannte **Klepperte** und die Geräthe zum Walfischfange, nämlich: vier Lanzen, zwei eiserne Haken, zwei Harpunen und die hierzu erforderlichen Leinen. So ausgerüstet kostet das Boot fünfundsiebzig bis achtzig Thaler. Da bei den kleineren Booten die Walfischgeräthe wegfallen, sind diese, selbst abgesehen von der geringern Menge des Materials, bedeutend billiger.

Die zum Fange der großen Dorsche benutzte **Grundleine** besteht aus einer gewöhnlich drei- bis vierhundert Klafter langen Hanfschnur, etwa von der Stärke einer gewöhnlichen Bleifeder. An diese werden, mit je einer Klafter oder etwas längerm Zwischenraume, dünnere, eine Elle lange Schnüre geknüpft, an deren anderm Ende die Angeln befestigt sind. Demnach enthält eine solche Leine **drei- bis vierhundert Angeln**. An jedes Ende dieser Leine befestigt man eine etwas stärkere, etwa achtzig Klafter lange Hanfschnur als **Bojeleinen**. Wo diese mit der eigentlichen die Angeln enthaltenden Grundleine zusammenstoßen, wird ein etwa zwölf Pfund schwerer Stein befestigt, also einer an jedem Ende und ein dritter, leichterer, in der Mitte, um die Angeln am Grunde zu halten. Die beiden Bojeleinen reichen vom Meeresgrunde bis an die Oberfläche und sind oben an die gewöhnlich aus mit Luft angefüllten Walfischmagen bereiteten Bojen angeknüpft, und dienen zum Wiederauffinden und zum Emporziehen der eigentlichen Grundleine. Die zweite Grundleine ist ganz in derselben Weise verfertigt, nur aus dünneren Schnüren und mit kleineren Angeln versehen, da sie zum Fange der kleineren Dorsche und der Schellfische zu besonderen Jahreszeiten benutzt wird.

Der sogenannte „**Kleppert**“ ist ein hölzerner Handgriff mit einem eisernen Haken daran, und dieser wird in die größeren Fische eingeschlagen, wenn sie an die Oberfläche kommen, um sie vermittelst desselben in das Boot zu heben, damit nicht Schnur oder Angel beim Zappeln der Fische zerreiße oder breche, und dieselben so verloren gehen.

Die Grundleinen sind, mit seltenen Ausnahmen, gemeinsames Eigenthum der ganzen Bootsmannschaft. Dagegen muß jeder einzelne Fischer noch privatim eine **Handleine** halten. Es sind dies siebzig bis achtzig Klafter lange, sehr starke Hanfschnüre, meistens von derselben Dicke wie die Grundleinen. Etwa eine Elle vom untern Ende entfernt wird ein längliches Bleigewicht, von der Form eines Senklothes, drei bis vier Pfund schwer, oder ein glatter Stein von runder oder ovaler Form und dem gleichen Gewicht angebracht. An das äußerste Ende selbst knüpft man eine dünne, zwei- oder dreifache Schnur, an der respective zwei oder drei Angeln in solcher Weise befestigt sind, daß die unterste und kleinste etwa eine Klafter vom Steine oder Bleilothe entfernt ist,

die folgenden etwas größeren aber je einen halben Fuß höher hängen.

Zum Schutze gegen Regen und Seewasser trägt der Fischer eine Jacke aus gegerbten Schaffellen, die von der Wolle befreit sind, und welche oben mit einer Oeffnung zum Durchstecken des Kopfes versehen ist, sehr weite Beinkleider aus demselben Stoffe, die nur bis etwas übers Knie herabreichen, und als Kopfbedeckung eine helmartige Kappe aus gewebtem Wollenzeuge, die hinten über den Nacken herabfällt, vorn unterm Kinn zugeknüpft wird, und nur einen Theil des Gesichtes, von den Augenbrauen abwärts, frei läßt; sämmtlich Erzeugnisse der eigenen Industrie.

Dem Vormann eines jeden Bootes liegt es ob, Morgens, oft schon Nachts, zu beobachten, ob sich das Wetter wohl für die Fischerei eignen werde, so wie die genaue Zeit zur Abfahrt einzuhalten, worauf der Strömungen wegen sehr sorgfältig geachtet werden muß, und er muß dann von Haus zu Haus gehen, um seine Mannschaft aus dem Schlafe zu rütteln. Für diese Dienstleistungen erhält er jedesmal den größten der gefangenen Fische.

Wenige Minuten nachdem der Vormann zum Aufbruch gemahnt, erscheinen seine Kameraden am Landungsplatze beim Boote, theilweise noch im Gehen die letzten Kleidungsstücke anlegend, und mit ihren Fischschnüren und einem Beutelchen aus Segeltuch oder Schaffellen beladen, welches ihren Proviant, etwas getrocknetes Schaffleisch und Gerstenbrot, enthält. Bei den Aermeren muß oft auch ein gesalzener Häring oder ein Stückchen Talg die Stelle des Fleisches vertreten.

Das Boot wird nun auf untergelegten hölzernen Klötzen an den Strand hinabgezogen, ins Wasser geschoben, die Mannschaft nimmt ihre Sitze ein und Einige beginnen zu rudern, während die Uebrigen die Fischgeräthe in Ordnung bringen, den Köder zerschneiden und an die Angeln stecken.

Man benutzt als Köder vorzugsweise frischen Häring, Muscheln, Trompetenschnecken und in Ermangelung dessen verschiedene Arten von Fischen, nachdem diese in Stücke von passender Größe zerlegt sind. Je nach den verschiedenen Jahreszeiten und der Zeit der Abfahrt, die sich hauptsächlich nach den Stömungen richtet, wird entweder meilenweit aufs Meer hinausgefahren oder in größerer Nähe des Landes gefischt. Der Gebrauch der Handleinen beschränkt sich meist auf die Mitte des Sommers und einige Zeit im Winter, während übrigens die Grundleinen benutzt werden; doch giebt es dafür keine feste Regel, und an den verschiedenen Plätzen ist zumeist auch das Herkommen in dieser Hinsicht verschieden.

Man darf indeß keineswegs annehmen, daß es gleichgültig sei, an welcher Stelle im Meere der Fischer seine Angelgeräthe auswirft, sondern die Bewohner der See haben so gut ihre Lieblingsplätze wie das Wild in Wald und Flur, an denen sie sich besonders gern und in Menge aufhalten. Auch das ist durch die Jahreszeit bedingt und Veränderungen unterworfen. Während im Frühjahr oft der Dorsch in großen Zügen den Meeresboden überschwärmt, dabei stets vom Westen kommt und in östlicher Richtung weiter zieht, so daß dann dem Fischer ein weites Revier zu Gebote steht, hält er sich während der übrigen Jahreszeit meist in kleinen Schaaren auf beschränktem und so genau abgegrenztem Raum auf, daß das Verfehlen desselben um eine Bootslänge das gänzliche Mißlingen des Fanges zur Folge haben kann.

Diese mitunter nur wenige Quadratruthen haltenden Plätzchen im weiten Oceane, oft einige Meilen von der Küste entfernt und auf dänisch „Meed“ genannt — far. Mid — sicher auffinden und bestimmen zu können, ist die wichtigste und nöthigste Eigenschaft eines tüchtigen Vormannes.

Es wird dies vermittelst gewisser Merkzeichen am Lande möglich gemacht. Als solche dienen verschiedene Bergspitzen, Klüfte, Landzungen, die Flüßchen, welche wie Silberadern sich die Abhänge der Berge hinunterschlängeln, mitunter auf eine Strecke jäh abstürzend, wodurch Katarakten gebildet werden, deren milchweißer Schaum in weiter Entfernung sichtbar ist, und dergleichen. Jedes einzelne Meed hat seinen bestimmten Namen, und um dessen Lage zu bestimmen sind gewöhnlich drei verschiedene Merkzeichen, wie die oben erwähnten, erforderlich, die entweder gegenseitig oder zu anderen Gegenständen am Lande in einer gewissen Richtung sich befinden müssen.

Daß es, bei dem geringen Umfange mancher dieser Meeds, auf die größte Genauigkeit in der Stellung der Merkmale ankommt, und wegen des oft bedeutenden Abstandes (mitunter drei bis vier Meilen) ein äußerst scharfes Auge erforderlich ist, läßt sich leicht denken. — Sobald die Fischer auf dem ausersehenen Meed angekommen sind, und vermittelst der Grundleine gefischt werden soll, begiebt sich einer, gewöhnlich der Vormann, in das Hinterende des Bootes, wirft die eine Boje aus und knüpft an das untere Ende der daran befindlichen Bojeleine da, wo diese an der die Angeln enthaltenden Grundleine befestigt ist, einen Stein und läßt diesen hinuntersinken, wodurch die Grundleine mit den Angeln nachgezogen wird.

Inzwischen ist darauf zu achten, daß diese sich nicht in einander verschlingen, sondern einzeln, der Reihe nach dem Steine folgen, und darin wird der Vormann oder dessen Stellvertreter von einem Gefährten unterstützt. Sobald der Stein den Meeresboden erreicht hat, rudern die übrigen Kameraden langsam gegen den Strom weiter, während die erwähnten Beiden die Grundleine auslaufen lassen, bis deren Mitte erreicht ist, wo der kleinere Stein befestigt und dann in derselben Weise fortgefahren wird bis zum entgegengesetzten Ende, wo die andere Bojeleine angeknüpft ist. Hier wird der dritte und letzte Stein befestigt, die Leine angehalten und durch stärkeres Rudern möglichst straff ausgespannt. Dann läßt man auch diesen Stein sinken, und wirft die letzte Bojeleine nebst Boje ebenfalls über Bord. Hat das Meed einen kleinern Durchschnitt als die Länge der Leine beträgt, so wird diese in einem Halbkreise um dasselbe herumgelegt, der Seite zu woher der Strom kommt, da das Gewicht der Steine so eingerichtet ist, daß die ganze Leine durch die Strömung langsam fortgetrieben wird, um so über den Meeresboden hinstreichend gleichsam ein größeres Revier abzusuchen und dadurch einen reichern Fang zu erzielen. Manchmal aber wickelt sich die Leine in Folge dessen um Felsenzacken oder dergleichen am Boden des Meeres, zerreißt beim Versuch sie loszumachen und geht theilweise oder ganz verloren. Auch durch Haifische wird sie oft gefährdet, indem diese den an den Angeln hängenden Fischen nachstellen, dabei die Leine durchbeißen oder sich in dieselbe verwickeln, und sie dann oft zerreißen und mit einem Theil derselben fortschwimmen. Mitunter wird ein solcher Räuber dabei gefangen, indem er sich dermaßen in die Leine verstrickt, daß er nicht wieder loskommen kann.

Etwa eine halbe Stunde nachdem das Auslegen der Grundleine beendigt war, rudern die Fischer, welche unterdeß in der Nähe ausgeruht und ihr Frühstück verzehrt haben, zu der ersten Boje zurück, fischen diese auf und ziehen die Leine empor, dieses Mal im Vorderende des Bootes. Soll der Versuch erneuert werden, dann zieht einer die Leine, ein zweiter empfängt aus freier Hand die Angeln, je nachdem sie zum Vorschein kommen, löst die gefangenen Fische ab und wirft sie hinter sich, wo sie von bereit sitzenden Kameraden sofort von den Eingeweiden befreit werden, während er die Angeln einem dritten zum Anstecken von frischem Köder überläßt, der sie dann sorgsam der Reihe nach in solcher Weise von sich legt, daß sie nicht leicht in Unordnung gerathen können.

Nachdem die letzte Angel eingezogen ist, wiederholt sich das Auslegen in derselben Weise wie vorhin, entweder auf dem nämlichen oder einem andern Meed.

Im Frühjahr ist der Fang mitunter so ergiebig, daß von einem Zuge mit der Grundleine das Boot, welches von diesen großen Dorschen nur reichlich dreihundert Stück tragen kann, überfüllt wird und wieder ein Theil in Freiheit gesetzt werden muß. Zu anderen Zeiten wird dagegen oft durch fünf- bis sechsmaliges Auslegen derselben kaum der vierte Theil gefangen. Zur Zeit des Neu- und Vollmondes sind die Strömungen zudem so stark, daß es dem Fischer nur möglich ist, in dem Augenblicke wenn der Strom wechselt, während einer halben Stunde etwa, seinen Beruf mit Aussicht auf Erfolg zu treiben, und in solchem Falle wird sofort nach Beendigung des Auslegens die Leine wieder emporgezogen.

Beim Fischen mit der Handleine ist es noch wichtiger, genau das Meed zu treffen. Das Boot wird dann von einem oder bei stärkerm Winde von zwei oder mehreren Männern gegen den Wind langsam gerudert. Die Uebrigen werfen ihre Angelschnüre aus, lassen sie auslaufen bis das an denselben befindliche Gewicht den Grund erreicht und ziehen dann so viel wieder empor, bis die unterste Angel eine halbe bis eine Klafter vom Meeresboden entfernt ist. In dieser Stellung halten sie die Schnur bis ein Fisch anbeißt, den sie dann heraufziehen, ihm die Kiemen durchschneiden, damit er verblute und das Fleisch weißer werde, und fangen darauf das Experiment von Neuem an.

Nachdem auf diese Art die Ausdehnung des Meed durchmessen ist, wird zurückgerudert und in derselben Weise wieder angefangen oder auch vielleicht, wenn der Fang das erste Mal unbedeutend war, ein anderes Meed aufgesucht.

Der große Dorsch wird gewöhnlich auf sechszig bis siebzig Klafter Tiefe gefangen. In größerer Nähe des Landes, wo meist kleiner Dorsch, Schellfische und dergleichen gefischt werden, wechselt die Tiefe gewöhnlich zwischen dreißig bis funfzig Klaftern, und man findet häufig dieselbe Tiefe bis hart an die Felsen hinan, besonders wo sich diese senkrecht aus dem Wasser erheben.

Die Zeit der Rückkehr von der Fischerei richtet sich nach den Strömungen, der Tageszeit und der Länge des Weges. Die von der offenen See entfernter, an den inneren Buchten und Meeresarmen wohnenden Fischer müssen oft sechs bis sieben Meilen weit von ihren Wohnsitzen bis zu den Fischgründen und umgekehrt rudern. Im Frühjahre, wenn die Fischerei recht ergiebig ist, treiben sie dies manchmal acht Tage hindurch und länger Tag für Tag, wogegen auch Manche sich um diese Zeit an den bequemer gelegenen Orten einlogiren, um so den Weg abzukürzen.

Kleine Dorsche, Schellfische, Butten, Schollen, Weißfische und dergleichen finden sich auch in den Meeresarmen und Buchten inmitten der Inseln. Wenn die rückkehrenden Fischer zu Hause am Landungsplatze angelangt sind, werfen sie zuerst ihre Beute ans Land, indem sie die Fische dabei zugleich zählen, und ziehen dann ihre Boote aufs Trockene. Währenddem bringen Frauen und Kinder kleine Krüge voll dampfenden Kaffees an den Strand hinab, und kredenzen ihren Männern, Vätern und Brüdern diesen warmen Labetrunk, nachdem die Frauen zuvor ihre Männer umarmt und mit einem derben Kuß bewillkommnet haben.

Nach diesem kleinen Zwischenacte wird die Arbeit fortgesetzt, indem zuerst der Fang getheilt wird. Der zehnte Theil wird sogleich als gesetzlich bestimmte Abgabe an Kirche, Staat und Prediger zu je einem Drittheil in Natura bei Seite gelegt, und später von dazu angestellten Personen eingesammelt. Von dem Rest erhält dann jeder Fischer und das Boot, oder vielmehr dessen Eigenthümer, seinen möglichst gleichen Antheil. Sodann gehen alle ans Reinigen der ihnen zugefallenen Fische und werden darin häufig, besonders wenn der Fang reich war und hauptsächlich aus kleinen Fischen besteht, von ihren Frauen und Kindern oder Dienstboten unterstützt.

Bei großen Fischen und überhaupt in der wärmern Jahreszeit wird diese Procedur sofort am Landungsplatze vorgenommen. Im Winter dagegen, bei Schnee und Frost, wo oft die Fischer erst im Finstern heimkehren und bei Laternenschein ihre Beute ausladen, schaffen sie dieselbe nach der Theilung meistens zu weiterer Behandlung in ihre Wohnung. Der Transport geschieht in einer Art viereckiger Tragkörbe, die aus dünnen, schmalen Brettchen so zusammengefügt sind, daß zwischen diesen kleine Zwischenräume bleiben, durch welche das Wasser abfließen kann, dort „Löb“ genannt. Man hat dieselben je nach ihrer Bestimmung in verschiedenen Größen. Alle sind an der einen Seite mit einem Traggurt versehen, welcher über die Stirn gelegt wird, während der Löb selbst auf dem Rücken ruht, und so durch diesen und die Stirn zugleich getragen wird. Es ist dies überhaupt dort das gewöhnlichste Transportmittel für alle möglichen Fälle, und der Löb eins der unentbehrlichsten Geräthe in einem faröischen Haushalte.

Je nachdem die gefangenen Fische zu Klippfisch oder Stockfisch bereitet werden sollen, ist die weitere Behandlungsweise verschieden. Setzen wir voraus, daß die erstgenannte Art erzielt werden soll.

Wir verließen die Fischer im Begriff, das Reinigen ihres Antheils zu beginnen. Zuerst werden den Fischen die Köpfe abgeschnitten, und soweit das nicht bereits im Boote vor der Heimkehr geschehen ist, die Eingeweide herausgenommen, Leber und Rogen dabei ausgesondert und jedes für sich vorläufig zurückgelegt. Beiläufig bemerkt, erhält man nur in den Monaten Februar, März und April brauchbaren Rogen. Sodann wird jeder Fisch längs dem Bauche bis an die Schwanzflosse aufgeschlitzt, und der mit Blut gefüllte obere Theil der Rückengräte herausgelöst, so daß der Fisch auseinander geklappt werden kann und dann die Form eines spitzwinkeligen Dreiecks annimmt. Dann wird er durch Waschen im Seewasser von Schleim und Blut gereinigt und falls der Fischer beabsichtigt, selbst den Klippfisch zu bereiten, so hat er nur noch die Fische zu salzen.

Am häufigsten indeß verkauft der Fischer seinen Fang in frischem Zustande an die Kaufleute, weil er dann gleich Geld in die Hände bekommt und aller weitern Mühe überhoben ist. Dies läßt sich um so leichter bewerkstelligen, da fast in jedem Dorfe wenigstens ein Handelsetablissement sich befindet, meistens ein Filial der fünf oder sechs Hauptgeschäfte auf den Inseln.

In letzterm Falle wandern die gewaschenen Fische wieder in den unvermeidlichen Löb, welcher, wenn gefüllt, meistens einen Centner faßt; der Fischer nimmt ihn auf den Rücken und bringt seine Waare zum Kaufmanne, bei welchem dieselbe gewogen und ihm der Preis dafür nach Lispfund, zu sechszehn Pfund, berechnet und ausgezahlt wird. Für großen Dorsch, ohne Kopf drei viertel Ellen lang und darüber, variirt der Preis meistens zwischen sechs bis neun Silbergroschen; für kleinen, von einer halben bis drei viertel Ellen, zwischen vier bis sechs Silbergroschen per Lispfund.

Als durchschnittliches Gewicht für hundert Stück großen Dorsch rechnet man gewöhnlich acht bis zehn Pfund per Stück, ohne Kopf und Eingeweide; doch sind Exemplare von dreißig bis sechsunddreißig Pfund Schwere eben nichts Seltenes.

Mit den Dorschen werden zugleich auch oft Längen, — dänisch Langer, englisch ling-fish — und eine ähnliche

Art, auf dänisch „Brosmer“, englisch tusk, gefangen und ebenfalls zu Klippfisch verwendet. Seltener nimmt man dazu Schellfische. Die Längen, von langgestreckter Gestalt und einer Muräne nicht unähnlich, erreichen eine Länge von fünf bis sechs Fuß, und ein Gewicht von sechszig bis siebzig Pfund. Der Brosmer hat fast dieselbe Gestalt, ist aber bei weitem kleiner. —

Doch kehren wir vorläufig zu dem Fischer zurück, um die Vollendung seines Tagewerkes zu beobachten. Er hat sowohl die kleinsten Fische, deren Länge nicht das vorgeschriebene Maß, eine halbe Elle, erreicht, als auch mitgefangene Schellfische, Köhler, Heilbutten, Rochen und verschiedene andere Gattungen, die sämmtlich nicht Handelswaare sind, zum eigenen Verbrauch zurückbehalten. Die zurückgebliebenen Dorsche, Schellfische und Köhler werden von den Eingeweiden und Köpfen befreit, dann paarweise mittelst Bindfaden an den Schwänzen zusammengebunden, gewaschen und über dünne hölzerne Stangen im Freien zum Trocknen aufgehängt, meistens an den Giebeln der Wohn- und Nebengebäude, in mehreren Reihen über einander. Es wird so eine Art Stockfisch daraus, die später zwischen zwei Steinen oder mit einem Beile geklopft werden, um Sprödigkeit zu erlangen, und dann mit etwas Walfischspeck oder Talg dazu ohne weitere Zubereitung verspeist werden. Die Heilbutten — dänisch Helleflynder, englisch halibut —, die ausgewachsen oft eine Länge von drei bis vier Ellen, eine Breite von drei bis vier Fuß erreichen, werden zerlegt und theils frisch gekocht, theils aber ebenfalls in der Luft getrocknet und dann gekocht und verspeist. Namentlich ist ein Streifen an beiden Seiten zunächst den Flossen sammt diesen selbst sehr delicat und fast dem Aal zu vergleichen. Von den Rochen endlich wird, außer der Leber, gewöhnlich nur die Haut benutzt und zwar zu Fußbekleidungen. Die Köpfe sämmtlicher Fische werden theils sofort gekocht, gewöhnlich aber in etwas Stroh auf einen Haufen gelegt, bis sie nach einigen Tagen einen ziemlich starken Geruch annehmen, dann gewaschen, gekocht und als Delicatesse verzehrt.

Nachdem sämmtliche Fische in erwähnter Art auf die Seite geschafft worden sind, bringt der Fischer noch den Rogen zum Kaufmanne; denn auch dieser bildet einen werthvollen Handelsartikel und wird nach Getreidemaß verkauft. Dann nimmt er die Leber mit nach Hause, aus welcher durch Ausbraten oder Schmelzen der Leberthran gewonnen wird. Dies ist inzwischen die Arbeit der Hausfrau und wird nach Bedürfniß und Bequemlichkeit früher oder später vorgenommen. Der Thran wird, nach Abzug eines Quantums zum Unterhalte der Lampen, falls nicht der für diesen Zweck bessere Walfischthran vorräthig ist, gleichfalls verkauft. Die Kinder endlich trennen von den Rückengräten die Schwimmblasen ab, schneiden sie auf und reinigen sie durch öfteres Waschen und Abschaben mittelst eines Messers, und kleben sie, möglichst ausgespannt, auf reine Bretter, z. B. an die Thüren und Wände der Nebengebäude, zum Trocknen. Nach einigen Tagen sind sie fertig und wandern dann ins Magazin der Kaufleute, von wo sie später in Ballen verpackt ausgeschifft werden, um theils, namentlich in Spanien, als Nahrungsmittel, theils zur Bereitung von Fischleim zu dienen.

Falls die Geräthe des Fischers keiner Reparatur bedürfen, welche manchmal die ganze Mannschaft eines Bootes noch während mehrerer Stunden in Anspruch nimmt, dann ist sein eigentliches Tagewerk jetzt vollendet. Ist es inzwischen nicht zu spät geworden, so ist er deshalb doch keineswegs müßig, sondern beschäftigt sich im Winter mit Kratzen und Spinnen der Wolle, was dort Arbeit der Männer ist, im Sommer meistens mit Arbeiten im Freien, bis es endlich Zeit wird sich zur Ruhe zu legen, um Kräfte für die Mühen des kommenden Tages zu sammeln. —

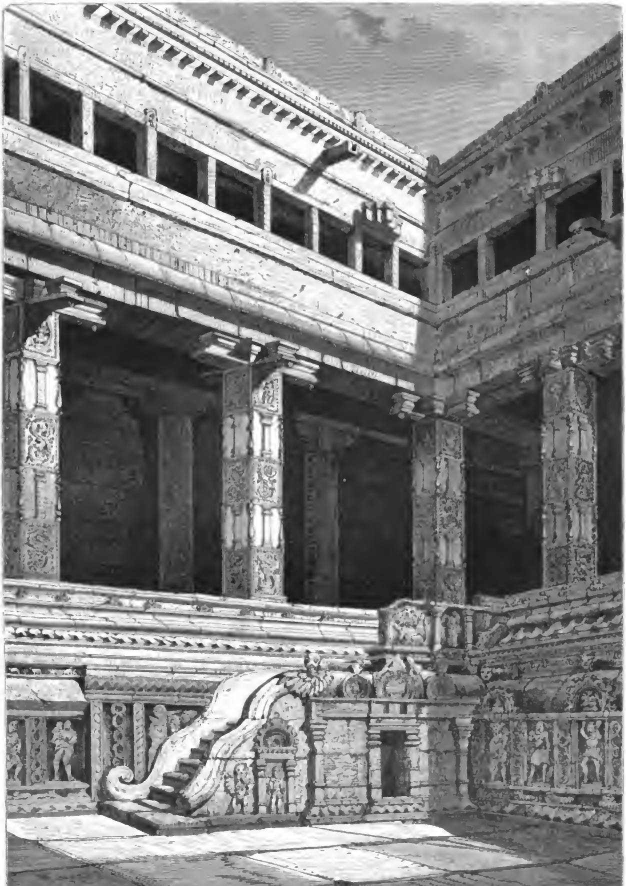
Die große Pagode des Siva zu Tschillambaram im Lande der Tamulen.

Baustil der Pagode. — Die Umfassungsmauern. — Eingangspforten. — Das Allerheiligste. — Pyramiden am Tempel. — Der Tempelschatz. — Der heilige Teich. — Die Götterbilder. — Symbole. — Die alt-lutherischen Missionäre Graul und Ochs.

An der Küste Coromandel, auf der Ostseite der indischen Halbinsel, liegt zwischen der Stadt Ponditschérry (Pondichery), welche den Franzosen gehört, und dem früher dänischen Trankebar die berühmte Pagode von Tschillambäram oder, wie die Tamulen sagen, Sittambalam.

Unser gelehrter Landsmann Karl Graul, vormals Director der lutherischen Missionsanstalt zu Leipzig, hat sie 1850 besucht (Reise nach Ostindien &c. Leipzig 1855. IV, S. 39). „Um kein Heiligthum im Tamulenlande rankt das Immergrün religiöser Erinnerung und classischer Dichtung so üppig, als um den Aether-Linga-Tempel in Sittambalam. Viele von den Legenden und Poesien der dreiundsechszig Herren oder Sivaknechte sind damit irgendwie verknüpft; ganz besonders aber umglänzt ihn der gefeierte Name Manikavasachers, jenes sivaitischen Vorkämpfers gegen die Buddhisten, dessen Dichterherz — um im tamulischen Dichtergeschmacke zu reden — wie der hohle Baumstamm mit seiner Honigfülle unter dem Andrange des reißenden Bergstromes so im Ueberschwang himmlischer Liebe berstend, seine süßesten Empfindungen vor der gegenwärtigen Gottheit ausschüttet. Er hat einen großen Theil seiner Hymnen im Tempel von Sittambalam gedichtet und diesen selbst in 400 Strophen verherrlicht, die als eben so viele Perlen in dem Kranze der tamulischen Literatur glänzen. Sie sind Musterverse zu eben so vielen Mottos der Liebesdichtung und bilden eine Art Hoheslied; denn unter den mannichfachen Bildern sinnlicher Liebe wird hier die innige Gemeinschaft der gläubigen Seele mit der Gottheit abgespiegelt. In jede Strophe ist ein Lob des Gottes von Sittambalam eingeschoben.“

Der Missionär sieht in der kolossalen Pagode natürlich weiter nichts als einen Götzentempel, und Graul ist auch weiter nicht auf eine Beschreibung derselben eingegangen. Aber an indische Menschen und Dinge darf man nicht europäische Maßstäbe anlegen und eben so wenig ein Urtheil über sie nach abendländischen Anschauungen fällen. Im Süden des Indus und des Himalaya ist eben Alles eigenartig und hat auch ein Recht, eigenartig zu sein. Indien wird im Wesentlichen seine Physiognomie behalten, wenn es auch mehr und mehr zu einer Lieferungsanstalt für Baumwolle, Opium, Indigo und Reis umgewandelt wird, und wenn auch ein Eisenbahnnetz vom Cap Comorin bis Karatschi, von Bombay bis Calcutta es überspannen sollte. Ein freies Staats-



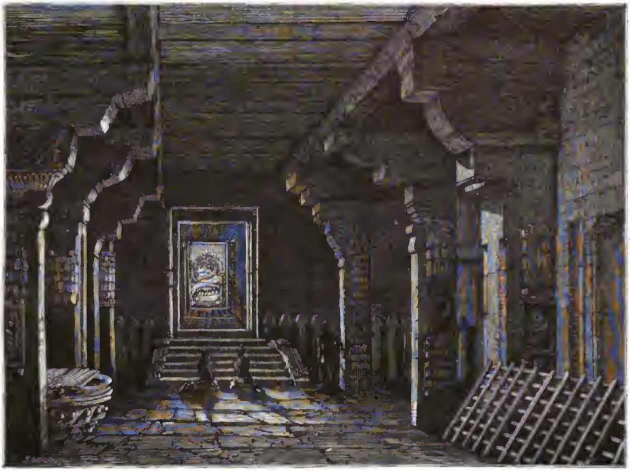
Ein Hof in der Pagode zu Tschillambaram.



Der heilige Teich in der Pagode zu Tschillambaram.

leben in unserm Sinne hat der Bewohner Indiens niemals gekannt; er hat sich stets beherrschen lassen, und ehe Engländer die Obergewalt erwarben, waren von auswärts hergekommene Mohammedaner Gebieter des Landes. Merkwürdig ist folgende weit verbreitete Sage. Eines Tages erschien Gott Siva in einem seiner Tempel zu Benares; er hatte Gesichtszüge, Hautfarbe und rothblonden Backenbart wie ein Engländer, ja auch der schwarze Frack fehlte nicht. Feierlich erklärte der Gott, die englische Regierung sei nur eine vervielfältigte Fleischwerdung seiner selbst, und diese Incarnation sei nothwendig geworden, weil die Anhänger des Gottes unter einander seit Jahrhunderten in Zwistigkeiten und Zank gelebt hatten.

Die berühmte Pagode von Tschillambaram liegt in einer ausgedehnten Ebene, etwa eine deutsche Meile westlich von der Mündung des kleinen Flusses bei Porto novo und fünf deutsche Meilen südlich von Pondichery. Die Zeit ihrer Erbauung ist unbekannt; die Sage rückt begreiflicherweise dieselbe in das graueste Alterthum hinauf und beruft sich auf Inschriften, die jetzt Niemand mehr lesen könne. Einigen Brahminen zufolge ist sie im Jahre 400 der Kali Yuga, des vierten indischen Zeitalters (also etwa 617 vor Christus), von drei berühmten Königen vollendet worden. Andere Brahminen rücken sie mehr als 4640 Jahre über unsere heutige Gegenwart hinauf. Dafür liegen keine Beweise vor, aber so viel ist gewiß, daß dieser Tempel und viele andere großartige Bauwerke in dieser Gegend des Tamulenlandes Zeugniß ablegen von der Blüthe der Kunst in einer Zeit, die



Ein Sanctuarium in der Pagode zu Tschillambaram.

schon ein sehr entwickeltes Staats- und Religionsleben gehabt haben muß.

Im Sidambara-Purana sagt Gott Siva: „Ich selber bin einer der 3000 Priester in Tillé," d. h. in Sittambalam oder Sidámbaras (Tschillambaram).

Diese 3000 Priester brachten das Bild des Gottes aus dieser Pagode fort, erst nach Tiruvallur, dann nach Negapatam, weil die Mohammedaner und späterhin die Europäer sich der Pagode bemächtigt hatten. Die Brahminen sagen, daß dieselbe am 13. November 1755 vom Blitze getroffen worden sei; damals wurde eine der Pyramiden schwer beschädigt. Man erzählt ferner, Siva sei eines Nachts den Eingeweiheten in der Gestalt eines jungen Brahminen erschienen und habe erklärt, daß er nicht länger in diesem Tempel bleiben wolle.

Man sieht es der Pagode an, daß die einzelnen Theile derselben zwar verschiedenen Zeiten angehören, aber bei allen dieselbe Grundidee maßgebend war. Bei den ältesten ist die Ornamentirung weniger reich als bei den späteren. Gewiß haben mehrere Generationen an dem wahrhaft kolossalen Baue gearbeitet, und es ist bei demselben ein ganz ungeheurer Kraftaufwand erforderlich gewesen. Man hat Steine verwandt, die aus einer Entfernung von 60 deutschen Meilen hergeschafft worden sind; viele andere sind von solchen Dimensionen, daß sie mit jenen an den ägyptischen Denkmälern dreist den Vergleich aushalten können.

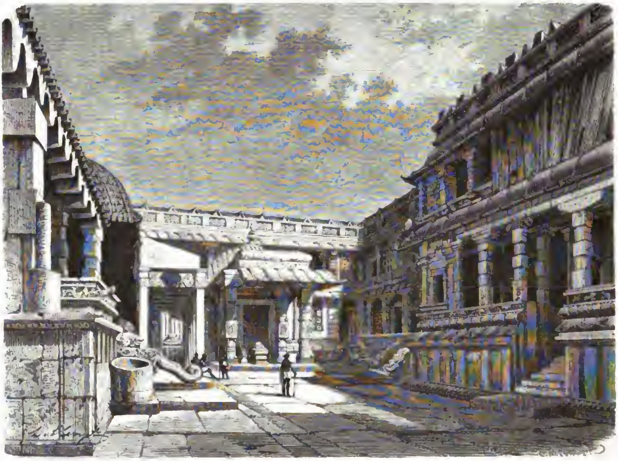
Viele Jahrhunderte lang hat das Volk in Aegypten wie in Indien unter der Herrschaft einer mächtigen Theokratie gestanden. Jene am Nil ist seit beinahe zweitausend Jahren verschwunden, in Indien aber hat sie, wenn auch mit man-

cherlei Modificationen, sich bis auf unsere Tage erhalten und besteht fort, obwohl Europäer des Landes Gebieter sind. Sie verwandte das Volk, um die gottesdienstlichen Bauwerke aufzuführen und zu verschönern.

Die Pagode von Tschillambaram ist noch immer ein Prachtbau, trotzdem Vieles an ihr von Verfall zeugt; und sie steht weit und breit in hohem Ansehen. Auch ist die Zahl der zu ihr gehörenden Brahminen immer noch beträchtlich, wenn sie auch nicht mehr, wie in den Tagen ihres höchsten Glanzes, deren dreitausend aufzuweisen vermag. Sie ist ja mehrmals von Mohammedanern und Europäern geplündert worden, und die Wegführung des Götterbildes hat ihrer Heiligkeit auch wohl einigen Eintrag gethan. Aber Siva ist doch ihr Schutzgott geblieben und das Volk hängt einmal an ihr.

Die Franzosen hatten sich 1750 in der Pagode verschanzt; der Tempel der tausend Säulen diente ihnen zum Pferdestall; sie ließen im Heiligthume Stiere schlachten und lochen und das innerste Sanctuarium des Gottes war ihr Speisezimmer! Solche Entweihung ist ihnen nicht vergessen worden und die Engländer hüten sich wohl, gegen die Vorurtheile des Volkes zu verstoßen, wenn sie es irgend vermeiden können. Auch 1760 diente der Tempel den Franzosen als Festung; diese wurde erstürmt und fiel in die Gewalt der Engländer, welche dann ihre Hand zur Herstellung dessen boten, was im Kriege beschädigt worden war. Sie beeinträchtigten auch das Ansehen der Brahminen nicht.

Der Gegenadmiral Paris, welcher die Pagode mehrmals besucht hat, entwirft („Le Tour du Monde" Nr. 394)



Der innere Hofraum in der Pagode zu Tschillambaram.

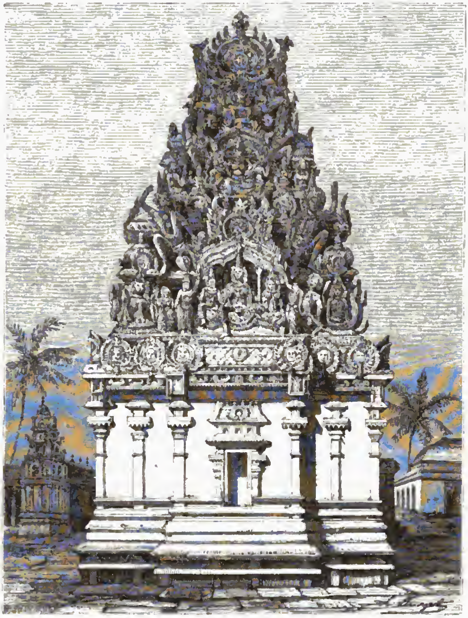
eine ausführliche Schilderung, welcher wir das Nachstehende entlehnen.

Die äußere Umfassungsmauer hat mehr als 10 Meter Höhe und befand sich in gutem Zustande; die zwei längsten Seiten haben je 388, die beiden anderen je 340 Meter. Die vier Eingänge entsprechen den Himmelsgegenden; über der östlichen Pforte stehen noch die Reste von einem Gombrum, einer Pyramide; wir geben eine Abbildung derselben. Die zweite Umfassungsmauer ist nicht so regelmäßig und auch viel niedriger als die erste, besteht aber allemal da, wo sich Gallerien an sie lehnen, aus sehr schönen behauenen Steinen, im Uebrigen jedoch aus Ziegelsteinen. Der Raum zwischen beiden Mauern ist mit Kokospalmen bepflanzt.

Den vier riesigen Eingangspforten des Tempels hat Europa nichts an die Seite zu stellen; sie haben eine Höhe von 48 Meter. Ueberall sieht man Sculpturen; jede Nische, die immer rechtwinkelig und oben niemals abgerundet ist, enthält eine Statue, welche manchmal fast ganz aus dem Stein hervortritt und also kein eigentliches Basrelief mehr bildet. Jede scheint aus einem einzigen Blocke von feinem Sandsteine gearbeitet zu sein, und vielfach besteht die Nische aus derselben Steinart. Die meisten Statuen sind von mehr als natürlicher Größe, und sie stellen das ganze uns mit den verzerrten Gestalten so wunderlich erscheinende indische Pantheon dar. Der eine Gott hat den Kopf eines Elephanten, der andere jenen eines Pferdes oder eines Stieres, wieder ein anderer schwenkt mit einem Dutzend Armen Waffen um den Kopf. Andere, gleichgültig gegen alles Treiben in dieser Welt, haben die Augen ganz oder halb geschlossen, es ist als ob sie schlummerten; das eine Bein hängt herab, das

andere ist unter den Leib geschlagen. Die Säulen, welche sich an den Seiten jeder Nische befinden, sind auch mit Sculpturen bedeckt, und diese zeigen eine so bunte Mannichfaltigkeit, die wir nur allein in der Gothik wiederfinden. Manche derselben können als geradezu elegant bezeichnet werden.

Unsere Abbildungen zeigen, in welcher Art die Gallerien vertheilt sind, und wir können aus denselben ungefähr einen Schluß ziehen auf den Eindruck, den das Ganze auf den Beschauer, insbesondere den Europäer, macht. Die Höhe der großen Eingangspforte beträgt ungefähr 8, die Breite $4^1/_2$ Meter; sie ist rechtwinkelig und der obere Theil wird von mächtigen Steinmassen gebildet, welche flach auf vier große Monolithen gelegt sind. In der Mitte des Plafonds befindet sich ein Viereck, das aus vier horizontal gelegten Steinbalken gebildet wird; auch diese ruhen auf jenen vier Monolithen. Letztere sind (so viel von ihnen über dem Grunde steht) mindestens 9 Meter hoch und haben 66 Centimeter Durchmesser. Wenn man sie auch nicht mit den ägyptischen Obelisken vergleichen kann, so erstaunt man doch über ihre Massenhaftigkeit und ihre große Menge; an jedem Gombrun (Pyramide) kommen vier derselben vor. Der Steinbruch, aus welchem sie herbeigeschafft worden sind, ist 12 Stunden weit entfernt und man hat sie von dort her über sandigen Boden bis an Ort und Stelle transportiren müssen. Dergleichen gewaltige Massen können nicht lediglich durch Menschenkräfte fortbewegt worden sein; man darf also die Annahme nicht zurückweisen, daß die Baumeister Maschinen anwandten, mit deren Hülfe sie diese Steine fortbewegten und dann an Ort und Stelle aufrichteten. Jene vier großen Monolithen sind allemal ohne Sculpturen. Dagegen findet man nach der innern Seite hin stets auch vier Pilaster, welche in neun Schichten abgetheilt sind, und zwar durch Gesimse mit Nischen, in denen Figuren stehen. Diese Pilaster haben oben einen Vorsprung oder ein Capitäl, welches herausragt und als Träger für andere, noch weiter vorspringende Steinbalken dient; die Zwischenräume sind mit sorgfältig ausgearbei-



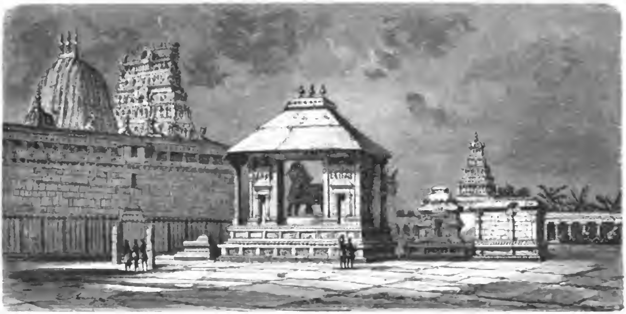
Porticus einer Pagode.

teten Sculpturen gefüllt. Diese stellen Gottheiten, Incarnationen und Tänzerinnen dar. —

Wir wollen auf die Schilderung der architektonischen Einzelnheiten nicht näher eingehen und nur bemerken, daß namentlich die Herstellung der Sculpturen eine überaus lange Zeit in Anspruch genommen haben muß, denn alle sind nett gearbeitet und so ungemein sorgfältig ausgeführt, daß unsere europäischen Bild- und Steinhauer sie bewundern müßten. Für feinere Arbeiten ist ein grau-bläulicher Stein von sehr feinem Korne verwandt worden, für die gröberen und die großen Verticalsteine hat man einen gelblichen Granit gewählt. Ein marmorartiger Stein ist an dieser Pagode nicht bemerkt worden; eben so wenig hat Gegenadmiral Paris dergleichen an anderen Tempeln im Tamulenlande gesehen. Neben der südlichen Eingangspforte liegen zwei tiefe Nischen, die zum Theil aus Ziegelsteinen aufgeführt worden sind; in denselben befinden sich Statuen, die dreimal höher sind als die natürliche Größe; sie sind sehr fein gearbeitet.

Die Pyramide, von welcher wir eine Abbildung geben, besteht aus sieben Geschossen. Die sechs unteren gleichen einander, doch tritt jede hinter die andere zurück; auf jeder Seite ist eine viereckige Thür, durch welche das Licht eindringt, und diese Oeffnungen correspondiren mit einander. Jedes Geschoß hat einen Fries und die Mauern haben Nischen mit Säulen. Auch in diesen Nischen sind Standbilder angebracht. Weiter nach oben hin werden die Ornamentirungen kleiner und zeigen einige Abwechselung. In jedem Geschosse sind an den Ecken kleine vorspringende Tempel angebracht, welchen der größere als Träger dient; aber auch in ihnen sieht man Statuen oft von übernatürlicher Größe; an manchen derselben befinden sich noch Spuren von Bemalung mit glänzenden Farben.

Das siebente Geschoß ist eine Art von Arche mit rundem Dache. Dieses besteht aus runden oder spitz zulaufenden Pfannen; über denselben liegen abgeplattete Kugeln, die in einer Spitze endigen. Dieselben sind, gleich den Pfannen, aus Stuck verfertigt. In der Mitte dieses Geschosses steht ein kleiner Pavillon, über welchem ein halbkreisförmiges Gesims angebracht ist. Unter den Verzierungen des letztern tritt ein häßlicher Kopf mit langen, erhobenen Ohren hervor, der in klei-



Die Kapelle des heiligen Stiers.

nerm Maßstab mehrfach in diesem Geschosse vorkommt. Ganz oben befindet sich eine häßliche Gesichtsfratze von kolossaler Größe; sie zeigt ein ungeheueres Maul mit zugespitzten Zähnen; zwei derselben sind gekrümmt, wie die Hauer eines Ebers. Die Augen werden durch zwei große Kugeln vorgestellt; sie sind weiß und mit rothen und gelben Ringen umgeben.

Alle diese Ornamente haben angemessene Zwischenräume. Vorkehrungen gegen Beschädigung durch Regen sind vom Gegenadmiral Paris nicht bemerkt worden; doch ist der Stuck überall, wo etwa Wasser sich ansammeln könnte, polirt worden. Es ist aber nur allzu sichtbar, daß viele Figuren vom Wetter gelitten haben.

Es ist schon gesagt worden, daß in dieser Pagode, und namentlich auch in den Gombruns der ganze indische Olymp dargestellt worden ist. Man sieht Brahma mit seinen fünf Köpfen und vier Armen; in einer seiner Hände hält er eine Papierrolle; das eine Bein hängt herab, das andere ist untergeschlagen. Gott Wischnu, blau angemalt, sitzt auf den Falten einer Schlange, deren fünf Köpfe über seinem Haupte eine Art von Krone bilden; Siva ist weiß und hat den eben erwähnten Fratzenkopf. Viele Statuen machen die zahlreichen Incarnationen Wischnu's anschaulich, z. B. seine Verwandlungen in einen Fisch oder eine Schildkröte; auch hat er Flammen über seinem Haupte. Andere Götter haben den Elephantenrüssel; einer reitet auf einem Papagey. Manche haben 5 bis 10 Köpfe, andere von 4 bis zu 18 Armen, in denen sie Waffen oder verschiedene Symbole halten; einige sind schwarz, andere braun oder auch roth, grün, blau, und manche haben die Fleischfarbe. Jeder hat auf dem Kopfe eine zugespitzte Mütze, eine Mitra, die manchmal mehrere Absätze zeigt, auch wohl mit Goldfarbe oder mit solchen Farben bemalt ist, welche wir bei verschiedenen Edelsteinen finden. Jeder Gott hat Ringe an Arm- und Beinknöcheln und andere nicht bloß am Ohrläppchen, sondern um das ganze Ohr herum. Die Göttinnen haben nicht die Symbole und die vielen Arme der Götter, doch findet man bei einigen die Mitra und ihre Bekleidung (in Stein natürlich) ist dieselbe wie bei den Indierinnen unserer Tage: die kurze Jacke und ein Stück Zeuges, das um die Hüften und über eine Schulter geschlagen wird; ebenso haben sie Nasenringe.

Die Pagode von Tschillambaram gewährt einen Lehrcursus der indischen Theogonie und ist auch als solche von hohem Werthe.

Innerhalb der zweiten Mauereinfassung liegt ein Ghât, ein heiliger Teich, der bei keiner Pagode fehlen darf, weil der Fromme täglich Abwaschungen zu vollziehen hat. Hier bildet er ein längliches Viereck von 100 Meter Länge und 75 Meter Breite; er wird eingefaßt von einer Granittreppe, über welcher sich die Gallerien hinziehen. Schon früh Morgens erscheinen die Frommen, leicht gekleidet, schweigsam; sie reinigen die Zähne nach Vorschrift mit einer gewissen Wurzel mit der einen Hand; in der andern tragen sie einen kleinen kupfernen Napf und etwas Asche vom Kuhdünger. Nachdem sie gebetet und sich mehrmals zur Erde niedergeworfen haben, entkleiden sie sich bis auf den Hüftenschurz, gehen ins Bad, sprechen im Wasser ein Gebet und gießen, vermittelst des kupfernen Näpfchens, das Naß aus dem heiligen Teiche über Haupt und Schultern. Nach dieser Abwaschung setzen sie sich auf ihre Matte, trocknen sich ab, sprechen wieder ein Gebet, nehmen mit den Spitzen dreier Finger etwas von der erwähnten Asche und machen sich mit derselben drei Striche auf die Stirn, manchmal auch auf Wangen, Oberarm und Brust. Damit ist die Morgenandacht abgethan und man geht nach Hause.

Die Brahminen thun oft sehr geheimnißvoll mit ihren Cultusgebräuchen, und manchmal liegt das Allerheiligste tief im Innern. In einem der inneren Gemächer wird der Tempelschatz verwahrt, welcher in früheren Zeiten sehr beträchtlich gewesen ist; gegenwärtig wird er auf etwa eine halbe Million Thaler veranschlagt. Er besteht theils aus baarem Gelde, theils und zum bei Weitem größern Theil aus Edelsteinen und Juwelen, mit welchen die Götterbilder und die Tempelbayaderen bei großen Festlichkeiten und den feierlichen Processionen geschmückt werden. Dafür allein sind sie vorhanden, denn der Brahmine trägt keinen andern Schmuck als kleine Ohrringe. Außer dem Schatze hat die Pagode auch Grundbesitz und mancherlei Einkünfte, und so ist sie im Stande, ihre allerdings nicht unbeträchtlichen Ausgaben zu bestreiten. Schon die Unterhaltung der großartigen Gebäude erfordert eine große Summe; der Stuck z. B. muß oft ausgebessert oder erneuert, das Unkraut entfernt werden. Dazu kommt, was die Brahminen für sich gebrauchen. Die Engländer sind verständig genug, sich nicht feindlich gegen Aberglauben und Gebräuche der Indier zu verhalten; nur gegen die Wittwenverbrennungen und den Kindermord schreiten sie vor.

Gegenadmiral Paris konnte im Jahre 1844 bis in das innerste Heiligthum der Pagode von Tschillambaram gelangen. Dasselbe bildet den ältesten Theil der Gebäude; die Sculpturen haben vom Alter gelitten oder sind theilweise mit Kalk überzogen. Im Sanctuarium sah er eine Figur von halber Menschengröße; sie war über und über vergoldet und stellte Wischnu dar, der auf seiner Schlange saß und mit Blumen und Jasmingewinden geschmückt war. In dem Gemache brannten viele mit Kokosöl gefüllte Lampen, deren Qualm sehr belästigte. Nach Einbruch der Dunkelheit erschienen die Brahminen; sie waren nackt bis zum Gürtel und hatten frische Streifen von Kuhdüngerasche auf der Stirn, auf der Brust und auf den Armen; einige hatten sich noch die Haut mit Safran eingerieben. Sie stellten sich an beiden Seiten der zum Heiligthume führenden Gallerie auf; dann traten einzelne ein, warfen sich vor dem Bilde des Gottes nieder und bedeckten das Haupt mit einer leicht gewobenen Baumwollenschärpe. Als eine Glocke ertönte, fingen sie zwar in näselndem Ton aber in trefflichem Einklange zu singen an. Jene zur rechten Seite antworteten denen, welche auf der linken standen, und das Ganze erinnerte an das Absingen von Psalmen in christlichen Kirchen. Mehrmals bückten sie sich alle gleichzeitig und warfen sich zu Boden. Die ganze Feierlichkeit machte auf den Europäer einen tiefen Eindruck. Nach Beendigung derselben schmückten die Brahminen den christlichen Gegenadmiral mit Jasminguirlanden und gaben ihm eine Lotusblume. Ihr Bedarf an flüssiger Butter (Ghi) ist nicht gering; sie bestreichen damit einzelne Theile der Götterbilder und auch die Säulen; auch wird sie für die Lampen gebraucht. Butter kommt von der Kuh und ist deshalb den Göttern angenehm. Kein Sanctuarium hat eine Fensteröffnung.

In einer der drei innersten Capellen steht ein Idol, welches den Schutzgott der kleineren Hausthiere vorstellt; in einer andern ist gar kein Bild vorhanden; ihr Eingang hat fünf Pfeiler von Sandelholz. Diese, sagt man, bedeuten die fünf Elemente der Indier; der Wind gilt ihnen für das vierte, die Luft für das fünfte Element. Achtzehn andere Pfeiler von demselben Holze stehen vor dem Gitter und symbolisiren die achtzehn Puranas oder kosmogonischen Gedichte der Hindus. Im Innersten des Heiligthums steht ein mit Gold verzierter Thron; der Gott ist aber unsichtbar, weil ein violettseidener Vorhang ihn dem Blick entzieht. Dieser Vorhang wird bezeichnet als das „undurchdringliche Geheimniß, das Allerheiligste“; er verdeckt den „Glanz der Gnade, das höchste, unendliche, unsichtbare Wesen, die Ursache aller Dinge, Bramh, dem nichts entgeht,“ welcher auf keine andere Art dargestellt werden kann und den Brahma selber anbetet. Vier andere Pfeiler stehen da als Sinnbilder der Vedas, der alten Gesetzbücher, und neben ihnen wieder sechs Pfeiler als jene der sechs Schastras, in welchen die göttliche und menschliche Wissenschaft enthalten ist. Am Eingange zu dieser Capelle sieht man zwei Statuen als Thürhüter und eine Schlange aus braunem Porphyr; die Schlange ist das Symbol des Anfanges und Endes aller Dinge. Ueber der mit Kupfer bedeckten Capelle sind neun vergoldete Kugeln angebracht; sie sind Symbole der neun Oeffnungen des menschlichen Körpers, oder auch der neun Avatars, d. h. Incarnationen der Gottheit. Die 64 Dachsparren sind gleich der Zahl der Künste und Handwerke Indiens, und die 21,600 Ziegel entsprechen den Athemzügen, welche ein Mensch in einer bestimmten Zeit thun muß. In dem Gitter der Capelle befinden sich 96 Stangen; das ist eine Anspielung auf die 96 philosophischen Arten, den Menschen vorzustellen. So ist Alles in den Pagoden symbolisch.

In der einen Abtheilung des Tempels zählte Gegenadmiral Paris nicht weniger als 1062 Säulen, lauter Monolithe, und dazu kamen noch 40 andere außerhalb der eigentlichen Colonnaden.

Die Processionen finden zumeist nach Einbruch der Dunkelheit statt und machen einen wunderbaren Eindruck. Gewöhnlich sitzt das Götterbild auf einem Gerüst von etwa 24 Fuß Höhe und ist mit Blumen geschmückt. Dreißig bis vierzig Männer tragen dieses hohe Heiligthum auf ihren Schultern. Voran gehen vier Elephanten; dann kommen Leute, welche in Metallgefäßen Rinde von der Kokospalme verbrennen; sie giebt ein aufflackerndes aber ungewisses Licht. Viele aus dem Volke tragen Fackeln. Das Ganze ist feenhaft.

Unser altlutherischer Landsmann Graul fertigt den Tempel nur kurz ab; in Bezug auf den heiligen Teich sagt er, daß auf der vierten (auf unserer Abbildung nicht sichtbaren) Seite das Mandapam liege, eine etwas erhabene, steinerne Platform mit säulengetragenem Dache, „wo der Götze bei Festzeiten zur Schau gestellt wird und die Priester über die Angelegenheiten des Tempels Rath zu halten pflegen.“ Graul sah an einer einzigen Pforte nicht weniger als 1800 Lämp-

chen befestigt. „Der eigentliche Gott, Siva unter der Gestalt des Aether-Lingam, Savanaichen, ist der unsterbliche Herr. Das (oben erwähnte) Allerheiligste, Sitsabei, die Geist-Halle, ist daher ohne Götzenbild. Als wir uns derselben näherten, wurden die Priester uneins. Die einen zerrten uns fast hinweg, die anderen schritten ermuthigend voran und riefen: Kommt nur, kommt! Dort angelangt, wurden wir mit Glockengeläut empfangen; ein Priester war unverschämt genug, uns durch Entgegenhaltung eines Tellers um Almosen anzugehen." Worin liegt denn hier die „Unverschämtheit"? Derselbe Brauch herrscht in Europa bei Tausenden von Kirchen, und konnten die Herren Altlutheraner Ochs und Graul verlangen, daß die Brahminen ihrer Neugier gratis Vorschub leisteten?

Das ganze Gebahren solcher Leute ist insgemein sehr zudringlich und aufdringlich; sie wollen ihre Propaganda betreiben, wo es paßt und wo es nicht paßt, und wo sie einen „Heiden" erwischen, fangen sie sofort eine kirchliche Controverse an. Graul erzählt, daß ihm und Herrn Ochs nahe an funfzig Brahminen das Geleit gegeben hätten, um dann einen Führerlohn in Empfang zu nehmen. „Vor der Thür hielt ich ein kleines Sanskrit-Examen mit ihnen, um so den wissenschaftlich Tüchtigsten herauszufinden und diesem dann die versprochene Summe zur beliebigen Vertheilung einzuhändigen. Allein ich merkte bald: Graeca non leguntur, hätt' es auch an dem allzu mönchischem Aussehen der Leutchen von vorn herein abnehmen können (!!). Es stand ihnen an der Stirn geschrieben, daß sie nicht mögen Sanskrit üben."

Graul erzählt weiter, er habe einen amerikanischen Missionär äußern hören, daß die Brahminen in Sittambalam sich zur Annahme christlicher Schriftchen (Tractätlein) sehr bereitwillig hätten finden lassen. Unser Landsmann macht dabei ein naives Geständniß, welches solchen, die Geld für auswärtige Missionen beisteuern, einen Wink darüber geben kann, welchem Gebrauche dasselbe schließlich Vorschub leistet. „Den Hindus ersetzt zwar die Pflanzenwelt mit ihren zum Theil sehr großen Blättern gewisse praktische Nachtheile einer nur geringen Beschäftigung der Presse; dennoch wissen sie unsere Maculatur, die denn doch solidere Dienste leistet, sehr wohl zu schätzen. Wie oft hat mir der Bazar in Madras einen Theil seines Inhalts, — ach leider! — in einzelnen Bibelblättern zugeschickt!"

Ein Sivaverehrer hatte die beiden lutherischen Wanderpastoren ungemein gastfrei aufgenommen. Graul und Ochs wurden von Rama Pilley, ihrem „heidnischen Freunde", vortrefflich bewirthet und ließen es sich bei ihm wohlschmecken. Der Missionsmann Graul erzählt in folgender Weise: „In Rama Pilley fand ich einen sehr frommen Saiwa und dazu die Gutmüthigkeit selber; dennoch wollte es mir scheinen, als ob er seinen Hauspfaffen (— wie zart drückt sich hier der Christ über einen Brahminen aus! —), der ihn denn doch um manches Körnlein Reis und um manches Bißlein Butter ärmer machte, ganz gern einmal in der Klemme sähe. Kaum hatte derselbe Platz genommen, so warf er zwei kitzliche Fragen auf, die er sich aus einer Unterhaltung mit mir gebildet hatte: Woher stammen die Brahminen, und: was ist die Grundlage der Vedas? Ich hatte ihm nämlich zu verstehen gegeben, daß die mit uns stammverwandten Brahminen nach Indien erst eingewandert seien und daß die Götterlehre der Vedas ursprünglich auf reiner Naturanschauung beruhe. Er lachte nun aus voller Kehle, als der verblüffte Hauspfaffe diesen verwegenen Behauptungen des ketzerischen Schastri nichts entgegen zu setzen wußte." So machen manche Schilderungen dieses Herrn Graul durch den äußersten Mangel an Tact und Zartgefühl einen höchst widerwärtigen Eindruck, und wir begreifen vollkommen, daß die „Heiden" solcherlei Menschen so gern fortjagen.

Von Herrn Ochs hörten wir einmal in Dresden einen Vortrag über das indische Kastenwesen, der an Geistlosigkeit und flacher, einseitiger Darstellung nichts zu wünschen übrig ließ. Dieser Missionär Ochs begleitete Herrn Graul auf dem Ausfluge nach der Pagode von Tschillambaram. Als sie unterwegs in der kleinen Stadt Schialli sich befanden, die ein heiliger Ort der „Siva-Knechte" ist, brachen sie auf der Straße religiöse Controversen vom Zaune und bekamen dabei einige Wahrheiten zu hören, welche sie, eingeengt in ein specifisches Dogma wie sie waren, freilich nicht begriffen. Ochs hatte einen „Kranz von Zuhörern" um sich gesammelt. „Daß religiöse Ceremonien die Sünden nicht wegnähmen, gestanden sie alle zu. Daß alle Menschen von einem Paar abstammen, wollten sie damit widerlegen, daß wir ja ganz anders aussähen, lebten und sprächen als sie (— nämlich als die dunkelfarbigen Tamulen, die sich jedenfalls auf die Anthropologie besser verstanden, als der Leipziger Professor und sein Kamerad —). Daß Gott Untergötter nöthig habe, dafür führten sie das Beispiel des englischen Gouverneurs an. Einer meinte, alle Religionen seien im tiefsten Grunde wahr und falsch zugleich; jede habe eben nur ein Bruchstück der Wahrheit. Er erzählte dabei die Geschichte von den vier Blinden, die an einem Elephanten umhertasteten; der eine am Rüssel, der andere am Ohre, der dritte am Schweife, der vierte am Beine, und die ihn demgemäß als Pisangstamm, als Fächer, als Schlange und als Pfeiler beschrieben."

Mit solcherlei Dingen vertreiben sich dergleichen Leute die Zeit und in solcher Weise betreiben sie die Bekehrungen, mit denen sie im langen Laufe der Jahre so gut wie gar nichts ausgerichtet haben. Jeder Ethnolog weiß auch, daß sie in Zukunft nicht viel ausrichten werden. **A.**

Von Oberösterreich nach Steyermark.

Reisebild von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

I.

In das Ennsthal, das zunächst auf das Steyerthal gegen Osten folgende und zugleich das östlichste Thal Oberösterreichs, kann man vom hintern Stoder (so heißt der oberste, tief im Hochgebirge liegende Theil des Steyerthals*), auf verschiedenen längeren und kürzeren Wegen gelangen. Die beiden geradesten und kürzesten laufen gegen Süden,

*) Vergl. darüber „Globus" Bd. XII, S. 174.

der eine über den sogenannten Salzsteg nach Tauplitz in Steyermark, der andere über die Bärenalpe nach Weißenbach bei Lietzen, beide etwa 7 bis 8 Stunden lang. Sie sind ohne Führer nicht zu finden, und der erstere ist unter allen Umständen gefährlich, da man stellenweise „auf der Schneid“, mitten zwischen zwei Abgründen, fortkriechen muß. Gegen Westen führt ein dritter Fußsteig, den ein erfahrener Alpenwanderer nach genauer Anweisung bei ganz heiterm Wetter vielleicht allein finden kann, in etwa 12 Stunden über das todte Gebirge nach Aussee, von wo dann die von Ischl kommende Fahrstraße weiter ins Ennsthal geht.

Diese drei Wege waren durch die in Folge des kalten Regenwetters eingetretenen Schneefälle schon Mitte August unpraktikabel geworden, und so blieb mir nichts anderes übrig, als die große Fahrstraße über Windischgarsten nach Lietzen in Steyermark einzuschlagen, die ich schon bei meinem Hingange zum hintern Stoder von Kirchdorf bis Dirnbach benutzt und hier verlassen hatte. Um sie wieder zu erreichen, braucht man aber nicht denselben Weg durch die Klamm nach Dirnbach zu machen. Es führt eine kleine Straße über das Dorf Vorder-Stoder geradezu nach Windischgarsten, durch das kleine Nebenthälchen, das gleich am untern Ende des hintern Stoders in das der Steyer mündet.

Die Strecke bis Vorder-Stoder (1½ Stunden) gewährt herrliche Rückblicke auf die hier zusammengruppirten Gebirge, besonders aber auf den recht prächtig und großartig hervortretenden Osterwitz. Der Weg steigt, wenn wir uns jenem Dorfe nähern, anhaltend bergan, und sind wir oben angelangt, so haben wir noch einmal eine köstliche Uebersicht über die ganze Landschaft, worin wir bis dahin geweilt haben. Vorder-Stoder möchte wohl derjenige Punkt sein, wo sich das Panorama der Gebirge des hintern Stoder wegen der hohen Lage des Ortes und der passenden Entfernung in dem malerischsten Bilde darstellt. Darum ist dem Reisenden, der nach diesem Thale wandern will, anzurathen, den Hinweg von Windischgarsten über den Vorder-Stoder zu wählen, und den Rückweg durch die Klamm des Steyerthals nach Dirnbach zu nehmen.

Vorder-Stoder liegt auf der Höhe der Wasserscheide zwischen der obern Steyer und der Teichel, einem Nebenflüßchen derselben, und von dort steigt der Weg in sehr angenehmer Weise immer bergab bis zu dem an der Teichel gelegenen Windischgarsten (2½ Stunden). Zwischen beiden Orten liegt das Dörfchen Roßleiten. In der schmutzigen, traurigen Wirthsstube daselbst saß eine Gesellschaft von drei Branntwein trinkenden Bauern zusammen, an denen ein Ostade die schönsten Studien zu seinen Kneipenbildern hätte machen können. Der Weingeist schien in einem Jeden dieser biederen Kumpane verschiedene Wirkungen hervorzubringen. Der Eine renommirte ununterbrochen mit lauter Stimme von seinen Großthaten, ein Anderer secundirte ihm mit dem Lallen eines Betrunkenen, indem er ihn zu verhöhnen schien, und der Dritte belustigte sich damit, von Zeit zu Zeit eine zahme Taube, die er in der Hand hielt, durch das Zimmer fliegen zu lassen und sie dann wieder einzufangen. Es wurde mir geradezu unheimlich bei dem Gebahren dieser simpeln Gesellen, und ich beeilte mich, wieder fortzukommen.

Leider sah ich mich durch den Regen, der inzwischen sich wieder eingestellt hatte, verhindert, den in der Nähe von Roßleiten (¾ Stunden von da) liegenden kleinen Wasserfall zu besuchen, in welchem die Prießling, ein Nebenflüßchen der Teichel, ihren Ursprung hat, daher „Prießling-Ursprung“ genannt. Er wurde mir allgemein als ein sehr liebliches und besuchenswerthes Naturschauspiel gerühmt.

Von Roßleiten steigt man in etwa einer Stunde nach Windischgarsten hinab, das in der Tiefe gelegen dem Wanderer immer vor Augen bleibt. Dieser Marktflecken hat eine reizende Lage. In dem ganzen Lande zwischen Traun und Enns giebt es nur sehr wenige Orte, die in dieser Beziehung mit ihm wetteifern können. Die beste Uebersicht über die Gegend gewährt der sogenannte Calvarienberg, ein dicht vor dem Marktflecken gegen Norden liegender Hügel, auf dessen Spitze eine Wallfahrtscapelle steht. Wir erblicken hier vor uns, etwas zur Linken, die Häuser des Ortes, überragt von dem rothen, einfachen Kuppelthurme der Kirche, und rings umgeben und durchzogen von zahlreichen Baumgruppen. Nach dieser Seite, gegen Osten, steigt der Thalboden in wogendem grünen Hügellande sanft an, nach der entgegengesetzten, zu unserer Rechten, dehnt er sich in ebener, weiter Fläche aus, und hier glitzert es aus dem Grün der Wiesen, Weiden und kleinen Baumgruppen von unzähligen weißen Punkten. Es sind die vielen, weit zerstreuten menschlichen Ansiedelungen, die sich nach allen Seiten in die Berge hinauf verbreiten. Und auf dieser Seite steht denn auch der schönste Theil des großen Kranzes von Bergen, welcher um das ganze Thal gezogen ist: die prachtvollen Berge des hintern Stoder, die hier fast schöner hervortreten als in jenem Thale selbst, alles große, graue Steinmassen, mit weißen Schneelinien durchzogen oder mit Schneepunkten betupfelt. Einzelne tragen auch förmliche Schneefelder, und unter ihnen zeichnet sich besonders der große Priel aus, überall leicht kenntlich an dem großen, breiten Tuche von ewigem Schnee, das er an seinem Busen trägt. Die lange, mächtige Kette dieser Berge, die in wirklich seltener Reinheit dalagen, ihre schwungvollen Linien mit voller Schärfe auf einem tiefblauen Himmel beschrieben, man möchte sagen herausschnitten, und ihre großen Formen in ihrer ganzen plastischen Fülle und Schönheit zeigten, bildet einen hebenden Gegensatz zu dem großen, grünen, gewerbreichen Thal, aus welchem das Brausen der Teichel, das Klappern und Hämmern der an ihr liegenden Mühlen und Eisenwerke zu uns heraufdringt und der blaue Dampf der Schornsteine emporsteigt. Das Ganze ein um so entzückenderes Bild, als es von einer strahlenden Morgensonne beleuchtet wurde, ein blauer Himmel sich darüber spannte, und Alles die eigenthümliche Frische eines schönen Herbstmorgens athmete.

So prachtvoll die Umgebung von Windischgarsten ist, so trostlos und abstoßend ist das Innere. Es bietet dasselbe traurige, todte Bild dar, wie alle die anderen Marktflecken Oberösterreichs, die ich gesehen. Was eigenthümliche Einzelnheiten betrifft, so findet sich auch hier durchgängig die starke Vergitterung der Fenster mit Eisenstäben, die uns besonders in Kirchdorf aufgefallen war, dagegen fehlen jene den oberösterreichischen Städten und Marktflecken eigenthümlichen flachen Dächer, wahrscheinlich eine Folge des rauhern Klimas, welches ein steiles Dach verlangt, vielleicht auch der größern Entfernung von der Donau, da jener Stil recht eigentlich der Stil der Donau- und Innstädte ist, und längs den Ufern dieser beiden Ströme seinen Weg von Italien nach Süddeutschland genommen zu haben scheint.

Als Schmuck der Façaden der Häuser erscheinen nicht selten Heiligenbilder, wie wir sie in den größeren Orten Tirols und des baierischen Hochlandes anzutreffen gewohnt sind, eine Mahnung an die Consequenz, womit gewisse Offenbarungen des Volkssinnes regelmäßig sich einstellen, da dies ein echter Zug des Gebirges ist, in den Orten der Ebene, selbst z. B. in dem nur wenige Meilen entfernten und noch auf der Grenze von Gebirge und Ebene liegenden Kirchdorf, er nicht hervortritt. Unter diesen Bildern ist das des oberösterreichischen Heiligen Florion, in voller Rüstung, mit Lanze, Helm — und Wassereimer bewaffnet, besonders

häufig zu finden. Auch traf ich unter ihnen eine hübsche, zwei bis drei Fuß große Copie der Kranach'schen Madonna Mariahilf, dieses weit verbreiteten, im ganzen deutschen Alpenlande zu findenden Volksbildes, dessen Original in der St. Jakobskirche zu Innsbruck den Hochaltar schmückt und wegen seiner Wunderkraft einer großen Verehrung sich erfreut. Ich konnte nicht umhin, die Madonna als eine alte Bekannte freundlich zu grüßen und ihr den Schutz des Hauses, an dem sie ihren Sitz genommen, angelegentlich ans Herz zu legen. Ebenso freute es mich, an einem Hause einen Hausspruch zu finden, auf den ich vor Jahren im Gasteiner Thale gestoßen war, ein Beweis, welche weite Verbreitung manchen dieser Sprüche geworden ist. Er lautete:

Dies Haus gehört mein und nicht mein,
Dem Zweiten gehört es auch nicht sein,
Den Dritten trägt man aus dem Haus,
Nun rathe, wem gehört das Haus? *)

In der dem heiligen Jakob gewidmeten Kirche fand ich nichts zu bemerken, als daß der eine der beiden Bischöfe, die an den Seiten des Altars stehen, in der einen Hand eine Gans trug, eine Sonderbarkeit, deren Erklärung ich vergebens bei Laien und Geistlichen gesucht habe. Nahe dabei, aber schon außerhalb des Ortes, liegt der Kirchhof. Als solcher ist er wenig interessant, er bietet aber einen hübschen Ueberblick über den Umkreis der Gebirge, die sich um Windischgarsten herumziehen. Mitten darin steht ein großes Crucifix, aus Kupfer getrieben, das sich, ebenso wie die Bilder an den Stationen des Calvarienberges, durch die Kraft und Fülle der Formen auszeichnet, eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit, die sich vielfach in den Bergen Oberösterreichs und in Steyermark findet, und doch wohl in einem innern Bezuge zu dem Volkscharakter dieser Länder, zu dem Schönheitssinne des Volkes stehen muß. Selbst bei seinen Heiligen und Märtyrern scheint das österreichisch-steyermärkische Volk an abgehärmten Gestalten keinen Gefallen zu finden. Ganz dieselbe Beobachtung habe ich an den Crucifixen des Pinzgaues gemacht, einer Landschaft, die sich auch durch einen kräftigen Volksschlag, namentlich durch starke und große Frauengestalten auszeichnet.

Das Wirthshaus, in welchem ich wohnte, bot noch einen unerquicklichern Aufenthalt dar als das von Kirchdorf. Der Wirth und die Wirthin waren beide halb taub, so daß schlechterdings kein Wort mit ihnen zu sprechen war, und wenngleich dies Haus das besuchteste des ganzen Ortes und das einzige war, in welchem Reisende zu übernachten pflegten, so war doch des Abends nicht die geringste Gesellschaft in der Gaststube und ich mußte wieder, wie es mir so häufig in den Wirthshäusern dieses menschenscheuen Landes ergangen ist, den Abend ganz allein zubringen. Dieser Mangel an Besuchern in den Dorfwirthshäusern Oberösterreichs fällt einem besonders stark auf, wenn man von dem baierischen Gebirge kommt, wo kein Dörfchen so klein ist, daß in seinem Wirthshause der Reisende des Abends nicht eine Gesellschaft von Stammgästen fände, die dort ihren Abendtrunk nehmen.

Was mögen nur diese Menschenkinder in den Marktflecken Oberösterreichs anfangen, wenn sie nicht arbeiten? Wie mögen sie sich erholen? Wo ihre Abende zubringen? — Am andern Morgen sah ich vom Fenster meiner Stube aus, wie ein nebenan wohnender Krämer sich geraume Zeit damit unterhielt, seine zwei Schweine in einem großen Waßerzuber eines nach dem andern zu waschen. Die Sache ging natürlich nicht ganz glatt ab. Die Schweine sträubten sich aus allen Kräften gegen die ihrer Natur so schnurstracks zuwiderlaufende und daher von ihrem Standpunkte mit Recht empörende Zumuthung des biedern windischgarstner Herrn und machten ihm weidlich zu schaffen, bis er sie an Ohren, Schwanz und Beinen glücklich in das Faß hineingezerrt hatte. Ebenso verzweifelt geberdeten sie sich, als nun die widerwärtige Wäsche (NB. mit der bloßen Hand) begann. Aber alle ihre Versuche, aus dem verhaßten Elemente herauszukommen, wurden durch die von langer Uebung zeugende Gewandtheit des Schweinewäschers so lange siegreich zurückgeschlagen, bis eine gründliche Reinigung erfolgt war. Als die beiden Schweine diesen Leidensgang durchgemacht hatten und nach überstandenen Drangsalen vergnüglich grunzend im Hofe umherliefen, stand unser Mann noch eine Weile da mit untergeschlagenen Armen, und betrachtete sich seine lieben Thiere mit dem süßen Bewußtsein, ein schönes Stück Arbeit vollendet zu haben. So amüsirt man sich in den Marktflecken Oberösterreichs.

Einst herrschte hier aber ein anderes Leben. Zur Zeit, wo die Reformation sich im Lande verbreitete, zeichnete sich besonders das Thal von Windischgarsten durch seinen Eifer für den Protestantismus aus und nahm in hervorragender Weise an den langen und blutigen Kämpfen Theil, die für den neuen Glauben zu bestehen waren. Im Jahre 1589 verjagten die Bürger ihren katholischen, von dem Stifte Spital am Pyrhn (dem der Ort seit 1435 gehörte) gesetzten Pfarrer, machten einen Vertrag mit dem protestantischen Pfarrer des zwischen hier und Steyer gelegenen Dorfes Leonstein und ließen ihn durch eine Schaar von 300 Bewaffneten herübergeleiten. Es ging ihnen das ungestraft hin, da der

*) Das merkwürdigste Haus, das mir in dieser Beziehung vorgekommen ist, habe ich im Inn-Viertel gefunden, bei dem Dorfe St. Martin, dicht neben der Straße, die von Riedau nach Raab führt. Es war dies eine große, strohgedeckte Scheune von kolossalen Dimensionen. Auf dem vorspringenden Gesimse des Daches standen nicht weniger als neun solcher Haussprüche, alle hübsch neben einander geordnet und durch mäßige Zwischenräume von einander getrennt. Es waren folgende:

1) Ich bau bei Weg und Straßen,
Die Leute muß man reden lassen.
2) Ich baue ja von meinem Geld,
Ich baue wie es mir gefällt.
3) Jedoch bitt' ich Gott vor allem,
Vor Unglück möcht er mich bewahren.
4) Ich hab' gebaut mit Gottes Hülf' und Hülfe meiner Nachsten.
Wer so viel baut und Niemand braucht, für den ist es am besten.
5) Die Menschen bauen Häuser fest
Und sind darin nur fremde Gast.
6) Wo wir könnten ewig sein,
Dort bauen wir wenig drein.
7) An Gottes Segen
Ist Alles gelegen.
8) Wer Gottes Segen nicht hat,
Kommt hier und dort zu spat.
9) Dieser Stadel steht in Gottes Hand,
Gott behüte ihn vor Feuer und Brand.

So stellt denn dies Haus eine kleine Encyclopädie der gebräuchlichsten, allen deutschen Gauen gemeinsamen Haussprüche dar. Daß sie auf diesen Rang Anspruch machen können, zeigt z. B. eine Vergleichung mit denjenigen, welche Riehl im zweiten Buche der „Familie" (Capitel 3) zusammengestellt hat. Unter allen diesen findet sich kaum einer, der nicht auch unter den eben mitgetheilten vertreten wäre, und doch hat Riehl sie offenbar in den verschiedensten Theilen Deutschlands und, wie es scheint, besonders in Norddeutschland gesammelt. Auf letzteres deutet der Ausdruck und die Fassung einzelner hin, z. B. lautet unser ad 1) angeführter:

Wat frag' ik na de Lu!
Gott helpet mi.

Und unser zweiter:

Was stehet ihr für diesem Haus
Und laßt die bösen Mauler aus?
Ich hab' gebaut, wie's mir gefällt,
Mich hat's gekost mein gut Stück Geld.

Nebenbei sieht man, daß in Bezug auf Reinheit des Reimes der norddeutsche Bauer und der süddeutsche sich gegenseitig nichts vorzuwerfen haben.

Protestantismus im ganzen Lande zu mächtig, der Kaiser zu schwach war. Als bald darauf im Jahre 1596 ein Aufruhr der Bauern in Oberösterreich erfolgte, schaarten sich auch die des windischgarstener Thales zusammen, und als er gedämpft worden war, wurde auch hier ein blutiges Strafgericht gehalten und Windischgarsten mußte wieder einen katholischen Pfarrer annehmen. So gingen die Ereignisse der folgenden Jahre in schnellem Wechsel auch hier vorbei und ließen ihre unheilvollen Spuren zurück, bis der endliche Sieg des Katholicismus im Jahre 1627 die Ruhe des Todes über ganz Oesterreich brachte. Der Wanderer, der diese unheimliche Ruhe in so vielen kleinen und großen Dörfern und Marktflecken Ober- und Niederösterreichs antrifft, erinnert sich nur zu oft der beredten Worte, in denen G. Freitag (in seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit II, 216) die Folgen jener Katastrophe in Oesterreich hervorhebt. „Dort," sagt er, „war etwas geschehen, was einem, der genau zusieht, wohl heute noch grauenhaft erscheinen kann. Fast die gesammte nationale Bildung, welche sich dort seit hundert Jahren trotz aller Hindernisse so kräftig entwickelt hatte, war mit eiserner Ruthe weggetrieben worden. Die Masse des Volkes war geblieben. Fast alle ihre Führer, wohlhabende Gutsherren, die alten eingeborenen Geschlechter, charaktervolle Gelehrte, intelligente Seelsorger waren in das Exil geworfen." Die Weltgeschichte aber ist das Weltgericht, das neunzehnte Jahrhundert der Erbe des siebenzehnten.

Die Bewohner von Windischgarsten ernähren sich theils vom Feldbau theils vom Betriebe mannichfacher Handwerke für die Bedürfnisse der Umgegend, die hier den Mittelpunkt ihres Verkehrs hat, theils endlich von der Eisenindustrie. Es giebt hier acht Sensengewerke. Sie sollen jedoch, wie fast überall in Oberösterreich, bei Weitem nicht mehr so viel produciren wie früher, da die Ausfuhr in Folge des Aufschwungs, den im Auslande die Fabrikation der Sensen genommen hat, immer geringer wird.

Zu dem Aeußern der Menschen macht sich die Nachbarschaft Steyermarks in den vielen stumpfen, gelben, kretinartigen Gesichtern und den zahlreichen Kröpfen bemerklich. Ein erfreulicheres Zeichen sind die grünen Strümpfe mit kurzen Hosen, die hier schon vielfach vom Landvolke getragen werden.

Ein orientalischer Bazar.

Von **G. Kachel.**

I.

Zu den charakteristischen Merkmalen eines Volkes gehört unter Anderm auch die Art und Weise seines mercantilen Verkehrs. Jeder, stehe er derart Interessen auch noch so fern, wird nationale Unterschiede sogleich erkennen; anders benehmen sich besonnene Deutsche, anders culante Franzosen, leidenschaftliche Italiener oder kalt rechnende Engländer beim Betrieb ihrer kaufmännischen Speculationen. Von dem europäischen Verkehrstreiben aber wohl am weitesten entfernt und ganz eigenthümlich ist das Bazarleben des Orients und insonderheit das öffentliche Handelsleben in jener „Perle des Orients", in Kairo.

Indeß nicht die großartigen Import- und Exportgeschäfte, welche Europa mit dem Herzen Aegyptens verketten, nicht die Baumwollenspeculation, welche Ismaïl Pascha, den Herrn des Landes und auch den einzigen Großhändler in demselben, zu einem zweiten Krösus gemacht, nicht die für die Zukunft des Welthandels so bedeutungsvollen Fragen, welche um jene Strecke von Port-Said bis Suez sich drehen, um jenen vielberühmten Isthmus, dessen Durchstechung, lange nur ein Project, der Wirklichkeit näher rückt — alle diese Fragen, so bedeutend, so anziehend und wichtig sie auch erscheinen, welche auftauchen, sobald das Wort Orient oder Aegypten von den Lippen klingt, alle diese berührt das Thema nicht, welches hier entwickelt werden soll.

Und doch führe ich meine Leser aus unserer deutschen Heimath über des Mittelmeeres blaue Wogen hinüber an Afrikas Nordküste zu jenem ewigen Sommer an den kühlenden Fluthen des Nils, nach Kairo.

Ein einfaches Bild aus der äußern Lebenserscheinung eines andern Volkes will ich hier nach eigener Anschauung entrollen, ein Bild aus dem Leben und Treiben eines Volkes, dessen duftige, ideenreiche Mährchen in den Tagen der Jugend unsere Phantasie belebt und beglückt; denn wer dächte nicht mit Entzücken zurück an alle die Wunder, an alle die Schätze, die wir zu sehen vermeint, als zum ersten Male an Tausend und Einer Nacht wir uns staunend geweidet. —

Doch ehe wir einziehen in jenes zauberische Land des Ostens, in jene von Kuppeln und Minarets überragte Chalifenstadt, sei noch ein kurzer Blick unserer eigenen Umgebung gegönnt, um einige Gedanken noch darzulegen, welche mit zur Schilderung des orientalischen Bazars geleitet.

Wenn wir so durch die Straßen unserer größeren und kleineren Städte dahinwandeln, dann fällt unser Auge auf die Hunderte von verschiedenen Läden und Werkstätten, welche in langen Reihen nebeneinander die Erdgeschosse fast aller Häuser einnehmen, welche unsere Plätze umrahmen und wo hinter den großen blanken Spiegelscheiben Schätze und Vorräthe zur Befriedigung des feinsten Geschmacks, der raffinirtesten Wünsche und Genüsse zur Schau gestellt sind, bunt durcheinander mit dem, was des Lebens Alltäglichkeit bedarf. — Da liegen Seidenstoffe, die der ferne Süden gewoben, hier Früchte, die unter einer wärmern Sonne gereift, und nur ein Blick auf Thee und Kaffee, und der Gedanke: wo hat eine fleißige Hand Blätter und Bohnen gepflückt, lockt unsere Vorstellung aus ihren gewohnten Kreisen, und plötzlich stehen wir in Gedanken neben einem gelbwangigen Chinesen, der die Theeblätter sorglich abliest mit jenem häuslichen Fleiß, der den Bewohnern des himmlischen Reiches angeboren ist, — oder wir finden uns auf einer Kaffeeplantage. Und so führt Manches, was aus fernen Landen zur Vollendung europäischen Comforts herbeigebracht wird, unwillkürlich unsere Phantasie an die Stätte, von wo es stammt, und es entsteht die Frage, wie mag es da aussehen, wie gestaltet sich unter anderen Verhältnissen, als wir sie gewohnt sind, die Lebenserscheinung eines andern Volkes? —

Wie ganz anders ist das bunte Treiben und Tosen des Bazars der ägyptischen Hauptstadt!

Auch bei uns hört man das Wort „Bazar", und der

gebildete Sohn des Nordens denkt dabei wohl an hallenumsäumte Plätze, wo Kafés und Prachtläden mit blendenden Auslagen die Besucher anlocken, oder er sieht in Gedanken einen Palast erstehen, wie den Stuttgatter Königsbau, oder vielleicht auch eine glasüberdeckte Passage und dergleichen mehr — kurz und gut, eine Menge der mit dem schönsten Comfort ausgestatteten industriellen Einrichtungen steht ihm vor Augen. Mit dem Bazar des Orients ist es aber etwas Anderes, wenn auch der Grundgedanke: „Handelsstraße, Verkaufsplatz" für Ost und West derselbe bleibt. Am meisten erinnern noch unsere vorübergehenden Messen und Jahrmärkte an das orientalische Handelsleben.

Indessen beginnen wir unsere Reise. Wir haben an Afrikas Nordküste gelandet; Alexandria, die seit Jahrtausenden berühmte Weltstadt an den Nilmündungen, gesehen. Nur noch zwei Alterthümer sind übrig geblieben als Zeugen ihrer einstigen Größe: die einsame „Nadel der Kleopatra" am Strande des Meeres, ein Obelisk aus Granit von Syene (dem heutigen Assuan an der Grenze Nubiens), ehemals gegenüber einem zweiten, der umgestürzt und halb in Schutt vergraben an seinem Fuße liegt, die stolze Zierde am Eingange zum Tempel des Cäsar; und die „Säule des Pompejus" von demselben Stoffe, außerhalb der Stadt auf dem Todtenplatze der Mohammedaner verlassen emporragend, rings umgeben von Trümmern zerschlagener Königsstatuen und von den nackten, weißgetünchten Grabsteinen der Moslems. — Heutzutage ist Alexandria der Hauptstapelplatz des ägyptischen Baumwollen- und des orientalischen Seidenhandels und eine Hauptstation des Verkehrs über Suez nach Indien und China, die Stadt der großartigsten, schwindelhaftesten Speculationen für Griechen, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutsche.

Doch europäische Sitte herrscht hier noch vor, die Läden sind großentheils wie bei uns eingerichtet, die Auslagen reich und verlockend und sogar des Abends versetzt uns Gasbeleuchtung in den Glauben, in irgend einer Großstadt Europas zu wandeln, hörten wir nicht über unserm Haupte auf dem großen mit zwei sprudelnden Marmorbassins gezierten Platze der Consuln das Rauschen der Palmkronen, und träten uns nicht in den Menschen, welche uns auf der Straße begegnen, stets neue, nie gesehene Erscheinungen vor Augen.

Durch den „Mareotissee" und das fruchtbare Deltaland bringt uns die von englischen Ingenieuren eingerichtete Eisenbahn dem Mittelpunkte des Landes näher; die großen Nilarme bei Benaar und Tanta, über welche riesige, auf eiserne Cylinder gegründete Gitterbrücken führen, sind überschritten. Durch nackte, unwirthliche Sandsteppen geht jetzt unser Zug und endlich zeigen sich in blauem Dufte von Wolken aufgewehten Flugsandes zum Theile verhüllt hochragende Minarets und Kuppeln.

Der Zug hält: „Masr-el-Kahira!" ruft der arabische Eisenbahnconducteur mit weißem Turban und faltigem blauen Kaftan. Wir sind am Ziele unserer Reise, in Kairo.

Ich will die Leser nicht ermüden mit der Aufzählung alle der Reize, welche diese einzige Stadt bietet, zumal für den, welchem zum ersten Male die farbenreichen Wunder des Ostens sich eröffnen; nicht hinhalten mit der Beschreibung ihrer Lage am Nil, zwischen Palmen und Sykomoren zu Füßen des öden Mokattamgebirges, von dessen nördlichem Gipfel die Citadelle mit der berühmten Alabastermoschee, dem Grabe Mohammed Ali's, die Stadt überragt, und von wo der Blick hinüberstreift zum Saume der libyschen Wüste, wo in ewiger majestätischer Ruhe die ehrfurchtgebietenden Grenzsteine der Geschichte, die Pyramiden von Gizeh, ihre grauen Häupter erheben und herniederschauen auf das tosende Gewühl der jetzigen handelsreichen Masr-el-Kahira. Wir wenden uns sofort in den Theil der Stadt, wohin sich tagsüber das Leben ihrer Bewohner concentrirt, auf den Bazar.

Die meisten Bewohner Kairos sind Kaufleute oder Gewerbtreibende, nur Beamte und Militär davon ausgeschlossen; aber selbst Koranleser und Lehrer treiben neben ihrem Beruf in der Moschee oftmals einen kleinen Handel. Vom Platze der „Esbekieh", dem Polizeipalaste, einer reizenden Anlage von Sykomoren und Tamariskengebüschen, wo wir, während in der heimischen Ferne noch das winterliche Schneegewand die Fluren bedeckt, durch Alleen von Myrthen und blühenden Rosen schreiten und vielleicht in einem der zahlreichen Kafés an einer Tasse ächten Mokkas uns gelabt oder zum ersten Male den kühlen Dampf der kollernden Wasserpfeife (des „Nargileh") gesogen haben, beginnt unsere Wanderung. Von hier um einige Ecken und wir sind schon mitten im buntesten Gewühl des Hauptverkehrs. Wir stehen am Anfange der „Muski", d. h. der „neuen Straße".

Diese Hauptstraße von Kairo, etwa 30 bis 40 Fuß breit, ungepflastert und buckelig wie alle Straßen der Stadt, ist beiderseitig von hohen Häusern umsäumt. Bretter und Palmstämme sind von den flachen Estrichdächern der Häuser aus über dieselbe gelegt, um geflochtenen Matten aus Palmblattstreifen, welche die drückende und stechende Hitze der Sonne abhalten sollen, als Unterlage zu dienen. Wir befinden uns also in einem fast durchweg schattigen Raume, in welchen nur mitunter durch Luken in der Decke einfallende Sonnenstrahlen ein magisches Licht werfen und grell das Gewirr der Straße beleuchten. Hier ziehen sich nebeneinander in oft nur engen Räumen die Läden der Europäer dahin; es ist die Frankenstraße. Hier wohnen in den oberen Geschossen die meisten europäischen Consuln; hier haben die größten Importgeschäfte ihre Lagerräume. Kümmerlich, aber deshalb nur um so theurer wird hier europäischer Comfort zur Schau getragen. Bis zu 2000 Thalern werden für einen Verkaufsraum in der Muski bezahlt. Mit dem rothen Tarbusch bedeckt, sonst aber nach Frankenart gekleidet, sieht man die Kaufleute an den offenen Thüren ihrer Läden, großentheils Griechen und Italiener, aber auch Deutsche, Franzosen und Söhne Albions.

Von besonderm Glanze sind in der Muski die Auslagen einiger Juweliere, namentlich Luigi Ricci, der Hofjuwelier des Vicekönigs, thut sich hervor durch den kostbarsten Diamant- und Perlenschmuck, gewöhnlich schon bestimmt für die Haremsdamen Ismaïl-Paschas. Indessen ist hier noch Alles vorwiegend occidentalisch. Erst in dem obern Theile der Straße macht ein eigenthümlicher Charakter sich geltend. Da zeigen sich schon die Buden, wie man sie späterhin auf allen Bazarstraßen zu Hunderten dicht nebeneinander wieder findet. Vom Ende der Muski tönt weithin das fleißige Hämmern der Kupferschmiede, welche hier ihren Markt und ihre Werkstätten haben. Vor den Häusern auf offener Straße sind die Ambose in die Erde gerammt, auf welchen das Metall getrieben wird. Dahinter sind auf Sockelhöhe über dem Boden der Straße die Waarenräume. Jede Werkstatt hat ihre Feueresse, an welcher die bronzefarbigen Schmiedegesellen arbeiten. Auf Schäften in der Bude stehen die Vorräthe: die großen runden Kupferbleche mit ihrem gekräuselten Rande, welche auf ein kleines Taburet gestellt als Tafeln bei den Mahlzeiten dienen; die Wasserkannen, Danake genannt, die langgestielten Kaffeekannen; Becken und Kannen für die religiösen Waschungen, andere Gefäße für die Haushaltung und zur Aufbewahrung flüssiger Vorräthe und dergleichen. Hier ist ein Getös und Gelärm, daß man sein eigen Wort nicht mehr vernimmt, denn hier sind fast alle Kupferschmiede von Kairo vereinigt und herüber und hinüber tönen um die Wette die tactmäßigen Hammerschläge. Ueberhaupt finden

wir im Orient durchgehends den Brauch, daß die verschiedenen Gilden jeweils zusammengeordnet sich aneinander reihen. So hier der Markt der Kupferschmiede, „Suk-en-nahassin“ genannt, so die Schneider und Schuster, die Sattler und Schreiner, Pfeifenbohrer und Blechner, kurz die Vertreter eines bestimmten Gewerbes haben immer auch ihren eigenen Markt und nur dort sind sie zu finden. Ausnahmen machen nur die Verkäufer von Lebensmitteln, die überall nöthigen Geldwechsler, welche gewöhnlich an den Straßenecken ihren mit einem Drahtnetz überspannten Wechseltisch etabliren, und die öffentlichen Schreiber, letztere gewöhnlich Scherifs, d. i. Nachkommen des Propheten, und deshalb mit dem grünen Turban geziert, oder Kopten von christlicher Religion, die ursprünglichen Abkömmlinge der alten Aegypter.

Diese zunftmäßige Anordnung, welche ja auch das ganze Mittelalter hindurch in unseren alten Reichs- und Handelsstädten üblich war und woher noch bis in unsere Tage manche Straßennamen in alten Städten stammen, wie Schustergasse, Schmiedgasse und dergleichen, ist ein wesentlicher Charakterzug des orientalischen Bazars und überall kehrt sie wieder im kleinsten Städtchen, wie in den großen Handelsstädten in Kairo, in Damaskus, in Smyrna und Stambul. Für den Käufer ist diese Anordnung nicht ohne Vortheile, denn mit Leichtigkeit erhält er einen Ueberblick über Alles, was ihm in einer gewissen Richtung in der Stadt geboten werden kann, denn Alles findet er auf einen Punkt concentrirt, und kann sich vergleichend wählen, was ihm zusagt. Aber auch für Kaufleute und Handwerker selbst hat die Sache ihre guten Seiten, denn sie werden durch dieses stetige Nebeneinander zur Concurrenz aufgefordert und suchen sich gegenseitig nach Kräften zu überbieten.

Der Markt der Kupferschmiede bildete vormals den Schluß der Muski, die hier in senkrechter Richtung von zwei Straßen durchschnitten wird, welche weiter auf die Bazars führen. Seit 1866 indeß erstreckt sie sich noch weiter in die Stadt, da man zu ihrer Verlängerung mehrere Quartiere mitten durchbrochen hat. Diese Verlängerung, jetzt noch zum Theil eine Ruinenstraße, gewährt manchen Einblick in die rauchige Gemüthlichkeit ägyptischer Hauseinrichtungen.

Wir wenden uns in den Arm zur Linken, welcher zum reichen Bazar führt, dem „Chan Kahlil“.

Nachdem wir uns an einigen Ständen mit den schönen Thongefäßen aus Siut in Oberägypten vorbeigedrängt, auch die Buden der Blechner, wo uns besonders die eigenthümlichen Schreibzeuge interessiren, hinter uns haben, gelangen wir zu den Gewandhändlern. Eigentlich werden wir hingeschoben, denn das Gedränge auf allen Bazarstraßen ist unbeschreiblich: arme und reiche Aegypter zu Fuß, zu Esel und zu Pferde, dazwischen ein hochbeladenes Kameel, hier Haremsdamen mit ihrem entenartigen Gange, in weitbauschige Seidengewänder gehüllt und von schwarzen Dienerinnen und Eunuchen begleitet, Alles das drängt sich friedlich seines Weges weiter, und es ist dabei ein Gesumse, wie in einem Bienenkorbe; hier und da sieht man auch wohl einen bettelnden Derwisch mit hoher Filzmütze, oder einen halbnackten Heiligen, einen sogenannten „Schech“. Dazwischen schallen die gellenden Rufe der Wasserträger oder der Ruf: „guarda, ariklak, ja minak, ja malak!“ — „aufgepaßt auf eure Füße, zur Rechten, zur Linken!“ wenn eine Carosse oder ein Zug scharfriechender Kameele herannaht. Man thut wohl, so wenig als möglich Werthgegenstände in die Taschen zu stecken, da es unter den Orientalen sehr gewandte Taschenspieler giebt und es schwer ist, im Bazar Jemanden zu verfolgen. Nicht nur in den Buden, auch auf der Straße inmitten all' des kreischenden und lärmenden Trubels wird gehandelt; hier werden eingelegte kostbare Waffen feilgeboten, hier ist ein reisender Kaufmann, der Reliquien und Rosenkränze aus Mekka vom Grabe des Propheten anbietet, da ein Verkäufer von Süßigkeiten, dort wird auf offener Straße Hammelfleisch, nächst dem Reis eine Lieblingsspeise der Orientalen, am Spieße gebraten, welches auf weite Strecken seinen eigenthümlichen Geruch verbreitet. — Ueberhaupt, wer empfindliche Geruchsnerven hat, dem wäre zu wünschen, er könnte hier ohne Nase wandeln, denn außer der allgemeinen Atmosphäre, welche das Gedränge von Menschen und Thieren auf den Bazarstraßen hervorbringt, ist es unmöglich, den Düften der zahlreichen Garküchen zu entgehen, welche sich mit dem Geruche von Fischen, von ranzigem Oel, von Tabak, gährenden Früchten und dergleichen mischen. Dazu der faulende Unrath, welcher überall auf die Straßen geworfen wird und über den die fälschlich so oft beschimpften „wilden Hunde“ nicht Herr zu werden vermögen. Dem Europäer ist nach kurzer Zeit geradezu schwindelig von der Menge der verschiedenartigsten Eindrücke, die er hier erhält, während der Orientale ruhig und ungestört durch alle die Hemmnisse nach seinem Ziele sich hindurchwindet.

Doch gehen auch wir weiter. Da treffen wir die Läden, in welchen Gewänder verkauft werden, Jacken und Kaftans, reich mit Stickereien verziert, und daneben die bekannten Burnusse und dergleichen. Die Tracht des orientalischen Kaufmanns ist dieselbe, welche auch die übrigen Stände tragen. Auf dem Kopfe ein Turban, gewöhnlich weiß, moderne tragen bloß ein Fez. Wenn es kühl ist, wird über das Fez, im Arabischen „Tarbusch“ genannt, die Kofia geschlagen, ein farbiges Seidentuch, das mit einer Schnur gehalten wird, die eigentliche Tracht der Beduinen. Ferner tragen die Orientalen bis übers Knie reichende bunte und weitfaltige Beinkleider, gewöhnlich rothe Saffianpantoffeln mit auswärts gekrümmten Schnäbeln, darüber Gamaschen; ein persischer Shawl gürtet die Lenden. Gewöhnlich tragen sie eine schräg über die Brust geschlossene Aermelweste von Seidenzeug und darüber einen langen Kaftan von Tuch, zumeist von dunkler Farbe, manchmal aber auch gestreift. Bei kühler Witterung hüllen sie sich in einen braun und weiß gestreiften wollenen Burnus.

Der „reiche Bazar“ bietet ferner die kostbar mit Gold gestickten Jacken der Frauen, Arbeiten, welche in den Harems gemacht und wieder für die Harems verkauft werden; desgleichen die zierlichen goldgestickten Damenpantoffeln, außerdem Tücher und Decken mit Stickereien und dergleichen. Ferner trifft man hier die kostbaren Bernsteinspitzen für die Tschibuks, welche der deutsche Norden, meist Danzig, nach dem Oriente liefert. Sie sind in keiner reichen Haushaltung entbehrlich und ein Charakteristikum behäbigen Wohlstandes.

Es sind der Dinge zu viele, als daß ich sie alle hier beschreiben könnte. Doch treten wir noch in einen der hofartigen Räume ein, welche die Araber „Chan“ nennen und wo wir rings in den Buden kostbare, buntfarbige Teppiche gewahren. Es sind Erzeugnisse des persischen Reiches und der Smyrnoten, welche hier verkauft werden. Im Thorwege des „Chans“ ist das unentbehrliche Kafé eingerichtet; nahebei die Wage und das Büreau des Schreibers. Ringsum die Buden der einzelnen Händler. In der Mitte des Hofes neben dem Saugbrunnen, der Alle mit Wasser versorgt, wachsen einsam eine Palme und eine Sykomore, unter deren Schatten belastete Kameele gelagert sind. Es herrscht geschäftige Bewegung im Chan, denn die Kameelslasten werden den einzelnen Thieren zugetheilt, dazwischen wird laut gezählt und gerechnet. Das ganze Bild ist im höchsten Grade malerisch, besonders wenn wir aus dem dunkeln überwölbten Thorwege, wo auch uns eine Tasse Kaffee gegönnt wird, hineinblicken in das buntgestaltige Getriebe, im Scheine der afri-

kanischen Sonne. In der Mitte die braunen Kameele mit ihren langen Hälsen, auf ihrem Rücken sind zum Theil schon die farbenreichen Teppiche ausgebreitet, davor die bronzefarbigen Araber in ihren Burnussen, und Alles eingerahmt von der arabischen geschnitzten Holzarchitektur des Chans und überspannt von dem berühmten blauen Himmel. —

Weiterhin folgen noch viele Kreuz- und Querstraßen, denn für alle Bedürfnisse findet sich Rath auf dem Bazar. Namentlich ist für viele Tabacksläden gesorgt, denn der Taback ist für den Orientalen noch weniger entbehrlich als Speise und Trank.

Die Bauern in Mecklenburg.

Von **C. W. Stuhlmann.**

I.

Die mecklenburgischen Bauernzustände haben viel Eigenthümliches. Man geht aber jetzt ernstlich damit um, dieselben aus dem Grund umzugestalten, und demnach mag eine eingehendere Schilderung wie sie sind und wie sie zu ändern beabsichtigt werden, demjenigen Theile der Leser des „Globus", der sich näher für wirthschaftliche und gesellschaftliche Eigenthümlichkeiten unseres Vaterlandes interessirt, nicht unwillkommen sein.

Bei einer Beschreibung mecklenburgischer Zustände muß immer zunächst daran erinnert werden, daß das Land aus drei in mancher Hinsicht nur sehr locker verbundenen Theilen: Domanium, Ritterschaft und Landschaft, besteht. Das Domanium umfaßt etwa zwei Fünftel der gesammten Grundfläche und nicht ganz zwei Fünftel der gesammten Einwohnerzahl; die Ritterschaft mehr als zwei Fünftel der Grundfläche und nicht voll ein Viertel der Einwohner; die Städte mit ihren Landbesitzungen — officiell die Landschaft genannt — den Rest. Im Domanio übt der Landesherr nicht bloß eine absolute Gewalt, sondern er ist auch Eigenthümer des gesammten Grund und Bodens, so daß er dort in letzterer Beziehung dieselbe Stellung einnimmt, die der einzelne Gutsbesitzer in seinem Lehne oder Allodium hat, denn auch hier giebt es keine kleinen Grundeigenthümer. Der Ritterschaft und damit den einzelnen Gutsbesitzern stehen ausgedehnte polizeiliche, gerichtsherrliche und anderweitige Privilegien zu, während sich ihre Gutseinwohner, wenn auch nicht dem Buchstaben des Gesetzes nach, so doch in der That, in dem Verhältniß der Hörigkeit befinden. Die Landschaft ist gleichfalls vielseitig privilegirt, und im großen Ganzen üben die einzelnen Glieder, also die einzelnen Städte, eine sehr ausgedehnte Selbstregierung, die bei den Seestädten Rostock und Wismar sogar mindestens eben so weit geht, als diejenige der City von London.

Nach der Dreitheilung des Landes zerfallen auch die Bauern in drei sehr merklich sich unterscheidende Classen. Die städtischen Kämmereibauern leben in wirthschaftlichen Verhältnissen, die denen der umliegenden Länder ähnlich sind, das heißt, sie besitzen ihre Stellen, wenn auch dem Namen nach auf Erbpacht, so doch der Wirklichkeit nach als Eigenthum. Sonderliche Beschränkungen in der wirthschaftlichen Benutzung ihrer Hufen sind ihnen nicht auferlegt, und ihre Leistungen an die städtischen Kämmereien bestehen in einer unabänderlich festgestellten jährlichen Geldzahlung. Die städtischen Bauern oder, wie man sie lieber nennt, Erbpächter befinden sich, obschon die Mehrzahl nur leichtern Boden beackert, der Regel nach in behäbigen Umständen.

Letzteres läßt sich dagegen von den ritterschaftlichen Bauern nur in sehr vereinzelten Fällen behaupten. Durchweg sind ihnen die unfruchtbarsten Parcellen zugetheilt, und wenn man zwischen Bergen, in Haidegründen oder auf Kiesschollen ein kleines aufgeklehmtes*), schlecht unter Dach gehaltenes Gehöft erblickt, so kann man den sichern Schluß ziehen, den Wohnsitz eines ritterschaftlichen Bauern vor Augen zu haben. Meistens nutzen diese Leute nur ein Areal von 5000 bis 7000 Quadratruthen (118 Quadratruthen gleich einem preußischen Morgen), selten über 10,000 Quadratruthen. Diejenigen, welche mit ihren Gutsherren einen festen Erbpachtcontract geschlossen haben, stehen verhältnißmäßig sich noch am besten, obschon die jährlich zu zahlende Erbpacht gewöhnlich nicht in einer Geldsumme, sondern in einer bestimmten Anzahl von Scheffeln verschiedener Kornsorten besteht, die der Gutsherr aber auch nicht in natura empfängt, sondern sich nach dem Marktpreise vergüten läßt. Manchmal ist contrahirt, daß alle zwölf oder vierzehn Jahre für den demnächstigen eben so großen Zeitraum der Preis der einzelnen Getreidesorten aufs Neue in Geld festgestellt wird, wo dann der Durchschnittspreis des letzten Turnus maßgebend ist. Jedenfalls ist das günstiger für den Bauer, als wenn er jährlich nach dem Marktpreise bezahlen muß, wo gemeinhin die schlechteste Ernte ihm die höchsten Abgaben bringt, immer aber ist auch diese Weise, die Erbpacht zu bestimmen, eine verderbliche, wie wir weiterhin bei Besprechung der Erbpächter im Domanio zeigen werden.

Diejenigen ritterschaftlichen Bauern, welche keinen Erbpachtcontract erlangt haben, nutzen ihre Hufen nach sogenanntem Bauernrecht oder landesüblichem Herkommen. Die Auslegung dessen, was Bauernrecht ist, ist viele Jahrhunderte hindurch dem alleinigen Ermessen der Ritter anheim gegeben gewesen, und so ist es gekommen, daß jetzt kaum noch tausend ritterschaftliche Bauern vorhanden sind, während ihre Zahl dicht vor Ausbruch des dreißigjährigen Krieges 12,000 betrug, und um 1740 noch 6000. Auch noch in diesem Jahrhundert haben sich die ritterschaftlichen Bauern merklich vermindert, obschon die Regierung während der letzten 70 Jahre den Rittern einzelne Beschränkungen der Macht, willkürlich über die Bauerngüter zu disponiren, abgerungen hat. Die Leistungen der nach Bauernrecht wohnenden Wirthe sind sehr verschieden bemessen, da solche von den Ansichten oder Launen des Grundherrn abhängig sind. Fast immer aber stellen sie sich so, daß ein echt menschliches, sittliches und fröhliches Dasein dabei nicht gedeihen kann. Es war ein wahres Wort, was einer der angesehensten mecklenburgischen Ritter vor einigen Jahren in der Landtags-

*) Aufgeklehmte Gebäude sind solche, wo in das Holzfachwerk der Wände Stäbe eingetrieben und diese dann mit Lehm überworfen sind.

versammlung äußerte: „Unsere Bauern sind durchweg eine rohe, liederliche, trunkfällige Sorte.“ Hätte jedoch der Mann gerecht sein wollen, so hätte er hinzufügen müssen: „und wir Ritter haben sie zu einer solchen gemacht.“

Mehr als die Hälfte der jetzigen Ritterhöfe ist auf Ländereien, von denen man während der letzten 150 Jahre die Bauern vertrieben hat, errichtet. In zahllosen Fällen sind die alten Wirthe entweder durch Anwendung brutaler Gewalt oder durch fortgesetzte Chicanen zum Verkaufen der Heimath ihrer Väter gebracht worden. Es war keine bloße Redensart, wenn einst der berühmte Freiherr von Stein äußerte: „Das Schloß eines mecklenburgischen Barons, der seine Bauern aus ihren Ursitzen vertrieben und ihre Aecker seinen Gutsfeldern incorporirt habe, käme ihm wie die Höhle eines Raubthieres vor, die alles Leben ringsum veröden lasse.“ —

Im Domanio werden augenblicklich ungefähr 5450 Bauerhufen gezählt. Davon werden in Erbpacht besessen 1400; der Rest, also reichlich 4000, wird von Wirthen, die nach mecklenburgischem Bauernrecht wohnen, genutzt.

Auch im Domanio hat das Bauernrecht zu verschiedenen Zeiten sehr verschiedene Auslegung gefunden, und das konnte nicht anders sein, da es nie eine schriftliche Aufzeichnung erfahren hat. Ein günstiges Geschick der Domanialbauern hat es aber gefügt, daß während der letzten 130 Jahre Mecklenburgs sämmtliche Fürsten human gesinnte Herren waren, vor allen jene zwei, welche damals regierten, als das „Legen“ der Bauern in der Ritterschaft am ärgsten wüthete, nämlich in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Seitens ihrer Räthe wurde damals mehrfach der Vorschlag gemacht, zur Aufbesserung fürstlichen Einkommens die Bauern des Domaniums in großer Anzahl zu legen, aber der Herzog Friedrich und der Großherzog Friedrich Franz I. wollten davon nichts hören.

Während der Regierung jener beiden Fürsten gingen auch die ersten Vererbpachtungen vor sich. Man begann mit solchen Hufen, wo die Familien, welche bisher die Bewirthschaftung gehabt hatten, entweder ausgestorben oder bankerott geworden waren. Späterhin gestattete man auch ab und an einzelnen Hauswirthen unter der Hand ihre Hufen als Erbpacht zu erwerben, und handelte dabei mit ihnen so vortheilhaft, als man eben konnte. Die durch Aussterben oder Bankerott freigewordenen Höfe wurden dagegen gewöhnlich im Wege öffentlichen Meistgebotes veräußert. Jedem wurde als unablösliche Erbpacht eine bestimmte Anzahl von Scheffeln Roggen aufgelegt, deren Geldwerth ungefähr diejenige Summe betrug, welche bisher als Zeitpacht gezahlt worden war. Dabei wurde aber bestimmt, daß der Roggen nicht in natura zu liefern sei, sondern in einer entsprechenden Geldquote, die alle 20 Jahre, nach Maßgabe der im abgelaufenen gleichen Zeitraume stattgehabten Marktpreise, durch einen neuen Contract festgestellt werden sollte. Beim Empfange desselben hat der Erbpächter, außer den sonstigen Sporteln, eine Gebühr von $1\frac{1}{3}$ Procent des Gesammtbetrages der neuen Erbpachtperiode zu zahlen. Sollte es sich ereignen, daß bei der neuen Berechnung die bisher gezahlte Summe nicht herauskäme, so bleibt letztere für die nächsten zwanzig Jahre bei Bestand. Es liegt auf der Hand, daß selber dann, wenn während eines Jahrhunderts die durchschnittlichen Roggenpreise sich niedriger stellten, als im vorhergegangenen, dennoch die Leistungen der Erbpächter an die Grundherrschaft allmälig sich steigern müssen, nie aber eine Abminderung derselben erwartet werden darf. — Beim Besitzwechsel und auch bei einem neuen Regierungsantritt ist eine Confirmationsacte zu erwirken, deren Kosten sich ungefähr auf $1\frac{1}{2}$ Procent des Werthes des Grundstücks belaufen.

Der Erbpächter darf seine Hufe nach erwirkter Erlaubniß der Kammerbehörde verkaufen, doch steht letzterer ein Vorkaufsrecht zu. Er darf seinen Besitz auch verschulden und nach gemeinem Rechte letztwillig über denselben verfügen. Damit begrenzen sich aber auch seine Haupteigenthumsrechte, deren er übrigens auch gar nicht einmal völlig sicher ist, da, wie ganz neuerliche Vorgänge in den Klostergütern gezeigt haben, erbpächterliche, durch Contracte festgestellte Eigenthumsrechte durch von den Verwaltungsbehörden erlassene sogenannte Additionalacten die allerwesentlichste Umgestaltung erfahren können. Sonst ist der Erbpächter im Nießbrauch seiner Hufe, die ein untheilbares Grundstück bildet, fast eben so beschränkt, wie ein Pächter. Neubauten hat er nach Aufgabe der Amtsbehörden herzustellen, und über seine Miethswohnungen darf er nicht nach eigenem Gefallen verfügen, sondern muß diejenigen Personen darin aufnehmen, die von den Behörden ihm zugewiesen werden. Ueber seine Holzungen und Torfmoore steht ihm keine freie Verfügung zu, namentlich darf er nichts von deren Erträgnissen verkaufen. Sollte er letztere durch Anlegung von Ziegeleien oder durch andere Fabrikbetriebe verwerthen wollen, so darf dieses erst nach erlangter amtlicher Erlaubniß geschehen.

Bis vor 25 Jahren fanden sich für die Erbpachthufen selten andere Käufer, als Personen bäuerlichen Herkommens. Die damals gezahlten Kaufsummen überragten selten die Brandcassentaxen der Gebäude. In den funfziger Jahren aber, wo eine Reihe brillanter Ernten und hohe Preise aller landwirthschaftlichen Waaren statthatten, begannen die Erbpachthufen, namentlich die größeren, auch bei Pächter- und Beamtensöhnen Beachtung zu finden. Damals wiegten viele mecklenburgische Landwirthe sich in dem Glauben, daß die Preise ihrer Producte sich in den nächsten Decennien noch weiter in ähnlicher Progression steigern würden, wie solches während der letztverflossenen stattgehabt hatte; ferner auch, daß in Folge von Drainagen, Wiesenrieselung, Raps-, Seradella- und Lupinenbau die letztjährige außerordentliche Fruchtbarkeit der künftige Mittelertrag sein werde. So wurden denn Erbpachthufen mit Summen bezahlt, für die man 20 Jahre früher manches sechsmal so große Rittergut gekauft hatte, und man fand willige Capitalisten, welche die Gelder vorschossen. Letztere waren derzeit in großen Massen flüssig und zu billigen Zinsen zu haben, denn die Pächter und Gutsbesitzer hatten noch nicht gelernt, in Eisenbahnactien und fremden Staatspapieren zu speculiren. In der Freude über den vortheilhaften Handel und belebt von fröhlichen Hoffnungen sah man über die kleinen Verdrießlichkeiten, welche der Contract einmal möglicherweise verursachen könne, hinweg. Man erinnerte sich auch, daß ein goldbeladener Esel allenthalben durchzudringen vermöge, also auch wohl durch einen Erbpachtcontract. Den Esel hielt man ja aber bereits am Zaum.

Mit der Goldladung aber ist es nichts geworden, denn statt der erwarteten reichen Ernten haben Weizen und Roggen in den letzten fünf Jahren kaum mittlere Erträge gegeben und Raps und Rübsen sind sogar fast immer vollständig mißrathen. Dabei hat der Zinsfuß sich gesteigert, und je höher er geworden ist, je schwieriger zeigen sich die Capitalisten: sie verlangen immer unbedingte Sicherheit. Solche glauben aber manche jetzt in erbpächterlichen Hypotheken überhaupt nicht finden zu können, da man niemals gewiß sei, wie hoch die Leistungen an die Grundherrschaft über kurz oder lang sich steigern mögen. Die Folge davon ist gewesen, daß eine beträchtliche Anzahl Erbpachthufen in den letzten Jahren zur Subhastation gelangt ist, wo dann oft kaum die Hälfte dessen aufkam, was vor wenigen Jahren gezahlt war. Allgemein sieht man jetzt die Stellung der Erbpächter als eine trübe,

unsichere, wirthschaftlich verkehrte an, trotzdem aber fährt die Kammer noch immer fort, die heimgefallenen Bauerhufen unter den alten Bedingungen an den Mann zu bringen.

Jene 4000 Bauern, welche ihre Hufen nach Bauerurecht bewohnen, entstammen zum weitaus größten Theile jenen westphälischen, niedersächsischen und friesischen Colonisten, welche nach Besiegung der heidnischen Wenden durch Heinrich den Löwen hier angesiedelt wurden und das Land zuerst dem Ackerbau gewannen. Während die Mehrzahl der alten Rittersitze slavische Namen trägt, führen die alten Bauerdörfer vorwiegend deutsche Namen. Die Endungen auf hagen, hufen und dorf sind sehr gewöhnlich, seltener kommen beck, berg und stein vor. Die germanischen Ansiedler besaßen ihre Hufen anfänglich als freie Mannlehen. In den schrecklichen Zeiten des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, wo das Land fast immer sich gänzlich in der Gewalt des Raubritterthums befand, wurden jedoch die Bauern oft gezwungen, den Schutz eines Mächtigern dadurch zu erkaufen, daß sie sich ihm zu bestimmten Diensten verpflichteten. Diese Dienste wurden allmälig immer weiter ausgedehnt, und noch vor Beginn des dreißigjährigen Krieges war die vollständige Leibeigenschaft der Bauern durchgeführt. Ihre Lage wurde nun eine sehr betrübte. Immer schwerere Hofdienste bedrückten sie und deren Nutzung wurde den fürstlichen Gutspächtern verpachtet. Am wenigsten schlimm stellte es sich noch für die Bauern in den ehemaligen bischöflichen und klösterlichen Besitzungen. Bis zur Reformation hatten diese ihre volle alte Freiheit bewahrt, und da in den alten geistlichen Gebieten verhältnißmäßig sehr wenige Gutshöfe lagen, blieben sie mehr als anderswo von der Ueberbürdung mit Hofdiensten verschont. Ein wirklich kerniger Bauernschlag, der sich auch durch eigenthümliche Kleidung, Körperbildung und Sitten auszeichnet, hat sich denn auch nur in den früheren geistlichen Besitzungen erhalten, namentlich in den Aemtern: Doberan, Schwaan, Bützow, Rühn und in der Herrschaft Ratzeburg. Letztere, die erst nach Ende des dreißigjährigen Krieges unter mecklenburgische Hoheit kam, und wo die früheren Bischöfe keine Adelsmacht hatten aufkommen lassen, hat denn auch niemals leibeigene Bauern gesehen. Das sogenannte mecklenburgische Bauernrecht ist auch nie auf die dortigen Hufen zur Geltung gekommen, und nach uralter Sitte tritt noch heute bei seiner Trauung der Bauer mit einem Degen an der Seite vor den Altar, dadurch sein freies Mannenrecht beurkundend.

Mit Einführung der Leibeigenschaft setzte sich allmälig die Rechtsanschauung fest, daß auch das sämmtliche Eigenthum der Leibeigenen dem Herrn gehöre. Demnach stand nichts entgegen, jenen ihre Hufen zu nehmen, und zahlreiche Dörfer verschwanden bald und machten großen Pachthöfen Platz. Allmälig begriffen aber die Fürsten, daß sie ihr Land dadurch immer mehr und mehr entvölkerten, zumal die ausgetriebenen Bauern in sehr vielen Fällen mitsammt ihren Familien in die benachbarten Länder flüchteten. Man entschloß sich, die noch vorhandenen Bauern zu conserviren, und um dieses mit besserm Erfolg zu thun, setzte man fest, daß jene zwar als Zeitpächter zu betrachten und auch so zu stellen seien, daß aber ihre Hufen, wenn nicht besondere Gründe dem entgegen wären, zur erblichen Bewirthschaftung ihren Familien verbleiben sollten. Um den Bauernstand zu kräftigen, wurde auch ein besonderes Erbrecht festgestellt. Hiernach erhalten Töchter bei ihrer Verheirathung nur eine Kuh, ein Bett und ein Ehrenkleid, und während der älteste Sohn, oder beim Abgang von Söhnen die älteste Tochter, beim Tode des Vaters Gehöftserbe ist und alles vorhandene Vieh, Getreide und Wirthschaftsinventar erbt, gehen die Geschwister nur bei dem baaren Vermögen mit zur Theilung.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden im Domanio die bäuerlichen Hofdienste abgeschafft und die Leistungen der Bauern an die Grundherrschaft zu baarem Gelde fixirt. Alle zwölf oder vierzehn Jahre findet eine neue Feststellung dieser Geldleistungen statt, in neuerer Zeit nach allgemeinen vernünftigen Principien. Bei Ablauf der einzelnen Pachtperioden hat man auch die Feldmarken der Dörfer separirt und die Aecker jeder einzelnen Hufe zusammengelegt, so daß dieselben fast immer in einer Fläche liegen.

Die Pachten sind billig bemessen. Sie betragen z. B. pro 1000 Quadratruthen (118 Quadratruthen ein preußischer Morgen) allerbesten Weizenackers 20 Thaler, für bestes Gerstenland 18 Thaler u. s. w. Ein Hufe von 24,000 Quadratruthen Acker, wovon die Hälfte Weizen trägt und die andere Hälfte sicherer Roggenboden ist, und die außerdem ein paar tausend Ruthen Wiesen hat, zahlt jährlich etwa 350 Thaler. Würde solche als freies Eigenthum zum Verkauf gestellt, so würden jetzt etwa 20,000 bis 22,000 Thaler dafür aufkommen.

Ist schon der Bruttoertrag der Bauerhufen ein sehr geringer, so ist der Nettoertrag erst recht unbedeutend; die Verwaltungskosten und die von der Grundherrschaft zu leistenden Bauhülfen lassen oft einen solchen gar nicht übrig. Das hat neuester Zeit zu dem Entschluß geführt, die sämmtlichen Hufen zu vererbpachten, doch sollen dafür andere Bedingungen als bisher normiren. Die jetzigen Wirthe haben sich nach geschehener Aufforderung alsbald zu erklären, ob sie unter den gestellten Bedingungen zu Erbpacht gehen wollen, und sofern sie das ablehnen, sofort ohne Entschädigung die Hufen zu räumen.

Die neuen Bedingungen besagen, daß die Hufen bis zu der Größe von 18,000 Quadratruthen (152 pr. Morgen) untheilbar sein sollen, während von den größeren bis zu diesem Betrage Parcellen abgetrennt werden können. Hufen von jener Größe, ebenso auch die größeren, sollen die vorhandenen Gebäude nach dem vollen Brandcassenwerth bezahlen, während die kleinen Bauern die Gebäude ganz umsonst erhalten, oder je nach Umfang ihrer Hufe gewisse Procentsätze des Werthes entrichten müssen. An Erbstandskaufgeld ist für die Hufen bis zu 18,000 Quadratruthen nichts zu zahlen, als jährliche feststehende Erbpacht aber jene Summe, welche bisher als Pacht gegeben worden ist. Für das Areal über 18,000 Quadratruthen ist auch die gleiche Erbpacht zu erlegen, außerdem aber als Erbstandskaufgeld der fünfundzwanzigfache Betrag dieser Pacht. Die sämmtlichen Kaufgelder werden den Bauern, falls sie solches wünschen, als erste Hypothek zu 4 Procent Zinsen von der Grundherrschaft unkündbar belassen. Ein Gleiches geschieht auch mit jenen Geldern, welche für den Ankauf der Hofwehr, der Saaten und der Ackerbestellung zu zahlen sind. Hofwehr sind die Wirthschaftsinventarien: Vieh, Betten, große Kessel und Ackergeräthe, von denen auf jeder Hufe ein mehr oder minder großer Bruchtheil fürstliches Eigenthum ist. Diese Gegenstände sollen aber den Bauern nur nach der sehr niedrigen Taxe vom Jahre 1806 berechnet werden.

Wirthschaftliche Beschränkungen in der Nutzung ihrer Hufen will man diesen neuen Erbpächtern nicht weiter auferlegen. Es soll jedoch, „um den Bauernstand möglichst zu conserviren," dann ein besonderes bäuerliches Erbrecht gelten, wenn der Erblasser keine letztwillige Verfügung über sein Grundstück getroffen hat. Die Publicirung eines solchen Erbrechts ist für die nächste Zeit in Aussicht gestellt. —

Die Wirthe der größeren und besseren Hufen werden

künftig etwa doppelt so theuer wohnen als bisher. Diejenigen, die jetzt 300 bis 350 Thaler Pacht geben, werden an Kanon und Zinsen 600 bis 700 Thaler zu zahlen haben, wozu noch vermehrte Communallasten kommen werden, denn bisher wurden diese fast sämmtlich von der Grundherrschaft abgehalten. Es läßt sich aber annehmen, daß in wenigen Jahrzehnten auch die Jahrespacht zu letzterem Betrage sich gesteigert haben würde, und so ist das jetzt den Bauern gestellte Anerbieten im Allgemeinen doch ein günstiges. Manche Bauern werden freilich, wenn die ersten Jahre der Erbpachtwirthschaft unergiebige sein sollten, in Bankerott gerathen, aber im großen Ganzen werden nach einem Decennium die Verhältnisse besser stehen als jetzt, und namentlich werden große sittliche Vortheile gewonnen worden sein.

Die Bauerhufen variiren von 8000 bis zu 40,000 Quadratruthen; die weitaus größte Zahl hat aber ein Areal von 20,000 bis 24,000 Quadratruthen. Die sämmtlichen Felder bilden gewöhnlich einen zusammenhängenden Complex, doch liegt derselbe in zusammengebauten, größeren Dorfschaften, oft in einem langen, schmalen Keile, dessen Spitze an die Hofstelle grenzt. In neuerer Zeit sind jedoch viele der letzteren angebaut worden und liegen dann immer inmitten ihres Ackers, was die Bewirthschaftung natürlich sehr erleichtert. Der Acker liegt meistens in sieben Schlägen, von denen vier, vier und ein halber, selbst auch fünf mit Früchten bestellt sind, während einer entweder als Winter- oder als Sommerbrache bearbeitet wird und der Rest in Grasung liegt. Stallfütterung wird nur ausnahmsweise gehalten, obschon ein Haupterforderniß derselben: geräumige und wohleingerichtete Stallungen, fast immer vorhanden ist und der Acker in den meisten Landestheilen keine sonderliche Dreschweide erzeugt.

Die Ackerung, namentlich auf den besseren Feldern, zeichnet sich sehr vortheilhaft vor derjenigen der Bauern in den benachbarten altpreußischen Provinzen aus. Im Durchschnitt pflügt oder hackt vielmehr der Mecklenburger viel tiefer, und die Egge gebraucht er erst recht viel sorgfältiger. Man findet denn auch ausgedehnte Feldmarken, auf denen man vergeblich nach Quken, Wucherblumen und Feldmohn suchen würde. Eine Folge der gründlichen Ackerbestellung ist auch, daß der Anspannung eine ungemeine Pflege zugewendet wird. In den Aemtern Schwaan, Doberan und Güstrow giebt es ganze Dorfschaften, in denen man kaum ein Pferd findet, das nicht über 30 Louisd'or werth wäre, und oft sieht man ganze Viergespanne, die den trefflichsten Postzug abgeben würden. Dort kommt es denn auch häufig vor, daß der Bauer einen Wallach zu 100 Louisd'or und darüber verkauft, eine Stute zu solchem Preise aber nie, da er diese zur eigenen Zucht benutzt. Die Wallachfüllen verkauft er oft im ersten Jahr, Stutfüllen aber nur dann, wenn solche, seiner Ansicht nach, ihren „rechten Schick und Dägt" nicht haben. Auf einer Hufe von 18,000 bis 24,000 Quadratruthen werden für die Ackerung vier Pferde gehalten, und erhalten diese jahrein jahraus pro Tag etwa funfzig Pfund Korn.

An eigentlichem Nutzvieh finden sich auf einer solchen Hufe 8 bis 10 Kühe, einige Stücke Jungvieh und 60 bis 80 Schafe, demnach kein zu großer die Düngerproduction beeinträchtigender Viehstapel. Der Zucht des Rindviehs wird aber keine sonderliche Sorgfalt gewidmet; derselbe Bauer, der sich nicht bedenkt, einige Louisd'or als Deckgeld für eine Stute auszugeben, sagt: „Bull is Bull; de Hauptsaak is, dat de Kauh drachtig wardt." Daher wird denn auch die Ferse, bevor sie das zweite Jahr vollendet hat, dem Stier zugeführt, während es als Sünde und Schande betrachtet wird, eine Stute vor vollendetem vierten Jahre bedecken zu lassen. Etwas sorgfältiger als die Kühe werden die Schafe behandelt, von denen eine ziemlich große, wollreiche Art, die aus Kreuzung von Kammwollböcken mit Landschafen entstanden ist, gezogen zu werden pflegt. Noch mehr Sorgfalt widmet man der Schweinezucht; renommirten Ebern werden oft meilenweit her Säue zugeführt. Federvieh wird in zahlreichen Schaaren gehalten, obschon man häufig das Sprüchwort: „Wer sein End' nicht weiß wie, der halte sich viel Federvieh," anführen hört. Dagegen heißt es aber auch: „Vehl Fedderveih ziert de Hofstär up."

Die mecklenburgische Milchwirthschaft steht gegen die holsteinische weit zurück, vornehmlich die bäuerliche. Einem holsteinischen Bauern wird es beinahe Grauen einflößen, wenn er hört, daß die Milch in Schränken und zwar in einem Zimmer aufbewahrt wird, in dem man speist, und wo Abends die Knechte und zuweilen der Hauswirth selber ihren Dreikönigstaback schmauchen. Die Butter merkt es denn auch; sehr selten findet sich welche, die keinen üblen Beigeschmack hätte. Im Ganzen gelangt aber von der Butter weniges zum Verkauf, da der eigene Consum sehr groß ist.

Eben so schlecht, wie um die Milchwirthschaft, steht es um Gartenbau. Außer Kartoffeln zieht man eigentlich nur Weißkraut, grünen Kohl, einige Rübenarten, Sellerie und einige Küchenkräuter, und diese Gemüse immer in den allergeringsten Sorten. Letzteres gilt auch vom Obst, dessen Cultur im höchsten Grade vernachlässigt wird und selber gegen frühere Zeiten erweislich zurückgegangen ist. Blumen finden erst recht keine Pflege. Ein paar schlechte Rosen, einige Lavendelstöcke, Feuerlilien und weiße Sternblumen, das ist der gesammte Blumenschatz, der ungepflegt zur Seite des mit Unkraut benarbten Hauptsteiges ein kümmerliches Dasein fristet. Der Hauptsteig führt gewöhnlich auf das zu Ende des Gartens liegende Backhaus, welches Hollunderbüsche umschatten, zuweilen aber auch in eine enge Flieder- oder Hagebuchenlaube, die jedoch nie benutzt wird und zahllosen Spinnen als Hauptquartier dient. Bemerkt mag noch werden, daß die eben gegebene Beschreibung auch auf die Gärten vieler großen Gutshöfe paßt.

Der Guacharo oder Fettvogel.

Wir wollen, um den weiter oben mitgetheilten Aufsatz A. Göring's zu erläutern, hier einige Mittheilungen über den merkwürdigen Vogel geben, nach welchem die Höhlen bei Caripe den Namen haben. Der Guácharo, wie er in Venezuela heißt, Steatornis caripensis, hat manche Merkmale der Nachtschwalben, wird bis 21 Zoll lang, die Farbe seines Gefieders ist ein schönes Röthlichbraun, das auf dem Rücken am dunkelsten und kräftigsten ist; Kopf, Brust, Unterleib, Flügel und Schwanz sind rostroth, durch weiße, herzförmige Flecken gezeichnet, welche in der Achsel- und Weichengegend am zahlreichsten sind und theilweise von einer schwarzen Linie eingefaßt werden.

In Europa erhielt man die erste Kunde von diesem Vogel durch Alexander von Humboldt, welcher ihn 1799 in der großen Felsenhöhle bei Caripe entdeckt hatte. Diese ist aber,

wie wir aus Göring's Bericht ersehen, nicht die einzige Guacharohöhle in jener Gegend. Der Vogel ist nicht etwa auf diese speciellen Oertlichkeiten beschränkt, sondern wurde im Laufe unseres Jahrhunderts von mehreren Reisenden in Höhlen und Felsklüften der Andes häufig gefunden. — Humboldt bemerkt: „In einem Lande, wo man so großen Hang zum Wunderbaren hat, ist eine Höhle, aus der ein Strom entspringt, und in der Tausende von Nachtvögeln leben, mit deren Fett man in den Missionen kocht, ein unerschöpflicher Gegenstand der Unterhaltung und des Streites." Die Höhle, welche von den Eingeborenen als eine Fettgrube bezeichnet wird, liegt drei kleine Meilen vom Kloster gegen Westsüdwest. Humboldt wurde auf seiner Wanderung dorthin vom Alcalden und den meisten Mönchen begleitet. Der Weg war ähnlich, wie Göring ihn auch nach den anderen Höhlen hin fand; bald mußte man im Wasser gehen, das nicht tief ist, bald zwischen dem Flusse und einer Felswand auf sehr schlüpfrigem, morastigem Boden. Zahlreiche Gefälle, umherliegende Baumstämme, über welche die Maulthiere nur schwer hinüberkommen, machen das Aufsteigen sehr ermüdend. Wenn man sich dann am Fuße des hohen Guacharoberges befindet, sieht man, 400 Schritte von der Höhle entfernt, noch nichts vom Eingange. Der Bach läuft durch eine Schlucht, die das Wasser eingegraben, und man geht unter einem Felsenüberhang, so daß man den Himmel gar nicht sieht. Der Weg schlängelt sich mit dem Flusse und bei der letzten Biegung steht man auf einmal vor der ungeheuern Mündung der Höhle. Der Anblick hat etwas Großartiges selbst für Augen, welche mit der malerischen Scenerie der Hochalpen vertraut sind, denn der großartige tropische Pflanzenwuchs verleiht der Mündung eines solchen Erdloches ein ganz eigenes Gepräge.

Die Höhle öffnet sich an einer senkrechten Felswand. Der Eingang bildet eine Wölbung, die 80 Fuß breit und 70 Fuß hoch ist. „Auf dem Fels über der Grotte stehen riesenhafte Bäume. Der Mamei und der Genipabaum mit breiten, glän-



Der Guacharo oder Fettvogel (Steatornis caripensis).

zenden Blättern strecken ihre Aeste gerade gen Himmel, während die des Courbarit und der Erythrina sich ausbreiten und ein dichtes grünes Gewölbe bilden. Pothos mit saftigen Stengeln, Oxalis und Orchideen von seltsamem Bau wachsen in den dürresten Felsspalten, während vom Winde geschaukelte Rankengewächse sich vor dem Eingange der Höhle zu Gewinden verschlingen. Welch ein Gegensatz zwischen dieser Höhle und jenen im Norden, die von Eichen und düsteren Lärchen beschattet werden sind! Diese Pflanzenpracht dringt sogar in den Vorhof der Höhle ein. Mit Erstaunen sahen wir, daß 18 Fuß hohe, prächtige Heliconien mit Pisangblättern, Pragapalmen und baumartige Arumarten die Ufer des Baches bis unter die Erde säumten. Die Pflanzenwelt hört erst 30 bis 40 Schritte vom Eingange auf. Wir maßen den Weg mittelst eines Strickes und waren gegen 340 Fuß weit gegangen, ehe wir nöthig hatten, die Fackeln anzuzünden. Da wo das Licht zu verschwinden anfängt, hört man das heisere Geschrei der Nachtvögel, welche, wie die Eingeborenen glauben, nur in diesen unterirdischen Räumen zu Hause sind."

Schwer hat man einen Begriff von dem furchtbaren Lärm, der von Tausenden dieser Vögel im dunkeln Innern der Höhle gemacht wird. Humboldt vergleicht denselben mit dem Geschrei unserer Krähen, da, wo sie in großer Menge gesellig bei einander leben. Das gellende, durchdringende Geschrei der Guacharos hallt wieder vom Felsgewölbe und kommt aus der Tiefe der Höhle als Echo zurück. Die Indianer banden Fackeln an lange Stangen und zeigten so dem Reisenden die Nester; diese befanden sich in trichterförmigen Löchern, welche in der Decke in ungemein großer Zahl vorkommen. Je tiefer man in die Höhle hineinkommt und je mehr die Vögel durch das Licht der Copalfackeln aufgescheucht werden, um so stärker wird der Lärm. Wenn es ein paar Minuten an einer Stelle ruhiger wurde, dann erschallte doch von weit her ein Klagegeschrei aus anderen Theilen der Höhle. Die Banden lösten sich im Schreien ordentlich ab.

Der Guacharo verläßt die Höhle bei Eintritt der Nacht, besonders bei Mondschein. Er frißt sehr harte Samen und die Indianer behaupten, daß er weder Käfer noch Nachtschmetterlinge

angehr; auch darf man nur die Schnäbel des Guacharo und des Ziegenmelkers vergleichen, um zu sehen, daß beider Lebensweise ganz verschieden sein muß.

Jedes Jahr um Johannistag gehen die Indianer in die Höhle, zerstören mit Stangen die meisten Nester und schlagen mehrere Tausend Vögel todt. Dabei fliegen die Alten, als wollten sie ihre Brut vertheidigen, mit furchtbarem Geschrei den Indianern um die Köpfe. Die Jungen werden sogleich an Ort und Stelle ausgeweidet. Ihr Bauchfell ist stark mit Fett durchwachsen, und eine Fettschicht läuft vom Unterleib zum After und bildet zwischen den Beinen eine Art Knopf. Daß körnerfressende Vögel, die dem Tageslichte nicht ausgesetzt sind und ihre Muskeln wenig gebrauchen, so fett werden, erinnert an die uralten Erfahrungen beim Mästen der Gänse und des Viehs; man weiß, wie sehr dasselbe durch Dunkelheit und Ruhe befördert wird. Die europäischen Nachtvögel sind mager, weil sie nicht von Früchten, sondern vom dürftigen Ertrag ihrer Jagd leben. Zur Zeit der „Fetternte“ bauen sich die Indianer Hütten aus Palmblättern am Eingange oder im Vorhofe der Höhle, lassen das Fett der jungen Vögel am Feuer aus und gießen es in Thongefäße; es ist unter dem Namen Guácharo-Schmalz oder Oel bekannt, halbflüssig, hell, geruchlos und so rein, daß man es länger als ein Jahr aufbewahren kann, ohne daß es ranzig wird. In der Klosterküche zu Caripe wurde kein anderes Fett gebraucht. „Die Menge des Oeles, welche man gewinnt, steht mit dem Gemetzel in gar keinem Verhältnisse; man bekommt, so scheint es, nicht mehr als 150 bis 160 Flaschen (zu 44 Cubikzoll) reinen Fettes, das übrige, weniger helle, wird in großen irdenen Gefäßen aufbewahrt. Der Gebrauch des Guacharofettes ist in Caripe uralt und die Missionäre haben nur die Gewinnungsart geregelt.“

„Das Geschlecht der Guacharos wäre längst ausgerottet, wenn nicht mehrere Umstände zur Erhaltung desselben zusammenwirkten. Die Indianer wagen sich aus Aberglauben selten weit in die Höhle hinein; der Vogel scheint auch in benachbarten, aber den Menschen unzugänglichen Höhlen zu nisten, und vielleicht bevölkert sich die große Höhle immer wieder mit Colonien, welche aus jenen kleinen Erdlöchern ausziehen; die Missionäre versicherten, 1799 bis jetzt habe die Menge der Vögel nicht merkbar abgenommen. Man hat junge Guacharos nach dem Hafen von Cumana gebracht; sie lebten dort mehrere Tage lang ohne zu fressen, da die Körner, welche man ihnen gab, ihnen nicht zusagten. Wenn man in der Höhle den jungen Vögeln Kropf und Magen aufschneidet, findet man mancherlei trockene und harte Samen darin, die unter dem Namen „Guacharosamen“ ein vielberufenes Mittel gegen Wechselfieber sind; man sammelt sie sorgfältig und läßt sie den Kranken in Cariaco und anderen tiefgelegenen Fieberstrichen zukommen.“

Die Höhle bei Caripe ist für die Indianer ein schauerlich geheimnißvoller Ort; sie glauben: tief hinten wohnen die Seelen ihrer Vorfahren. Zu den Guácharos gehen heißt so viel als sterben. Daher nehmen auch die Zauberer und die Giftmischer ihre nächtlichen Gaukeleien am Eingange der Höhle vor, um den obersten der Geister zu beschwören. So gleichen sich, sagt Humboldt, unter allen Himmelsstrichen die Mythen der Völker, vor allen solche, welche sich auf zwei die Welt regierende Kräfte, auf den Aufenthalt der Seele nach dem Tode, auf den Lohn der Gerechten und die Bestrafung der Bösen beziehen. Die Höhle von Caripe ist der Tartarus der Griechen, und die Guacharos, welche unter kläglichem Geschrei über dem Wasser flattern, gemahnen an die stygischen Vögel.

Alfred Brehm hat das, was bisher über den Guacharo bekannt geworden ist, vortrefflich zusammengestellt *). (S. 677 ff.) Unser Landsmann Funck, welcher gleichfalls die Höhle von Caripe besucht hat, bemerkt, daß der Vogel auch Früchte von der Größe eines Taubeneies verschluckt, aber die Kerne wieder ausspeiet. Das Gelege besteht aus 2 bis 4 Eiern. — Groß fand Guacharos in der Schlucht von Icononzo in Neugranada; sie durchbricht einen Sandsteinfelsen, ist gegen eine halbe Meile lang, 30 bis 40 Fuß breit und wird in einer Tiefe von mehr als 250 Fuß von einem wilden Bergstrome durchtost. In der grauenhaften Tiefe, unmittelbar über den mit rasender Eile dahin stürzenden Wellen wohnen die Vögel. Niemals erheben sie sich bis zu einer Höhe, daß sie erkannt werden könnten. Groß ließ sich an Seilen hinab, fußte auf einem schmalen Vorsprunge und wurde sofort von einer Unzahl der nächtlichen Vögel förmlich angefallen, weil es galt, die Nester zu vertheidigen. Die gespensterhaften Thiere umschwirrten den Forscher so nahe, daß sie ihn im Vorüberfliegen mit den Flügelspitzen berührten; das Geschrei der Hunderte und Tausende dieser Thiere war geradezu betäubend. In weniger als einer Stunde erlegte Groß mehr als 40 Guacharos. Die am Ausgange der Schlucht aufgestellten Indianer fanden aber nicht einen einzigen Vogel im Flusse; deshalb ließ Groß im nächsten Jahre in der Tiefe des Spaltes ein Netz ausspannen, in welchem die von ihm getödteten und die herabstürzenden Vögel aufgefangen werden sollten. Seine Beobachtungen ergaben, daß der „Fettvogel“ leichten Fluges dahin schwebt, und dabei Flügel und Schwanzfedern fächerartig ausbreitet, ohne viel mit den Flügeln zu schlagen. Jede andere Bewegung erscheint äußerst unbehülflich. Der Gang ist ein trauriges Fortkriechen und der Vogel muß dabei seine Flügel zu Hülfe nehmen. Im Sitzen erhebt er den Vordertheil des Leibes, senkt aber den Kopf so tief nach unten, daß es aussieht, als hinge derselbe einfach herab; gewöhnlich stützt er sich auch noch auf die Handgelenke seiner beiden Flügel. Beim Fortkriechen richtet er den Schwanz ein wenig auf, schiebt den Kopf vorwärts und sucht sich durch allerlei Schwenkungen und sonderbare, schlangenhafte Bewegungen mit dem Kopf und Hals im Gleichgewichte zu erhalten. Beim Fliegen und noch mehr bei Erregung stößt er eine heiser krächzende aber doch laute Stimme aus, welche so eigenthümlich und widerlich ist, daß sie auch in einer freundlichen Umgebung grauenhaft und unangenehm wirken würde. Die Eier sind birnförmig und werden ohne jegliche Unterlage in Felsritzen gelegt; Männchen und Weibchen brüten abwechselnd. Die Jungen sind Mißgestalten der traurigsten Art; sie vermögen nicht eher sich zu bewegen, als bis ihr Gefieder sich vollständig entwickelt hat. Ihre Gefräßigkeit ist ungeheuer; sie fallen, wenn sie erregt werden, einander wüthend an, packen mit ihrem Schnabel Alles, was in den Bereich desselben geräth, sogar ihre eigenen Füße und Flügel und lassen das einmal Ergriffene nur ungern wieder los.

Wir bemerken, daß die Abbildung, welche wir vom Guacharo (sprich: Guátschäro) hier mittheilen, eine Illustration aus Brehm's Thierleben ist, welche wir vom bibliographischen Institut in Hildburghausen zur Verwendung erhielten.

*) Illustrirtes Thierleben, eine allgemeine Kunde des Thierreichs, von A. E. Brehm. Hildburghausen. Verlag des bibliographischen Instituts. Der dritte Band, 1866, 970 Seiten größten Octavs, mit einer großen Menge vortrefflicher Illustrationen, die zugleich schön sind und wissenschaftlichen Werth haben, behandelt die Vögel. Wir haben mehrfach im „Globus“ auf dieses ausgezeichnete Werk hingewiesen und wiederholen dringend die Empfehlung desselben. Es bildet in der That einen wahren Hausschatz und enthält in ansprechender Darstellung eine reiche Fülle von Belehrung. Solch ein Buch sollte in keiner irgend wohlhabenden Familie fehlen.

Aus allen Erdtheilen.

Die deutsche Auswanderung im Jahre 1867.

Sie ist seit 1854 nicht so beträchtlich gewesen als im vorigen Jahre. Damals stellte sie sich allein über Bremen auf 76,875 Köpfe; sie betrug 1866 nicht weniger als 61,877 und stieg 1867 auf 73,971. Im Ganzen sind im verflossenen Jahre mehr als 150,000 Deutsche über See nach fremden Erdtheilen ausgewandert, zumeist nach Nordamerika. Davon gingen über

Bremen		73,971
Hamburg, direct		38,170
„	indirect über Hull und Liverpool	4675
Antwerpen, direct		9106
„	indirect über Liverpool	2980
Havre		22,753
	Zusammen	151,656.

Der dreizehnte Bericht des „Nachweisungsbüreaus für Auswanderer in Bremen" bemerkt, daß im vorigen Jahre die überwiegende Mehrzahl der Auswanderer aus höchst armen Leuten bestanden habe; diese kamen zumeist aus den ärmsten von Krieg und Mißernten heimgesuchten Gegenden Preußens und Böhmens. In der Zahl von 73,971 waren 3711 Säuglinge und 11,670 Kinder unter 15 Jahren.

Unter den 226 Schiffen, welche in Passagierfahrt die Weser verließen, befanden sich 67 Dampfer und 159 Segelschiffe. Die Beförderung durch Dampfer gewinnt mit jedem Jahre einen größern Aufschwung. Von der Gesammtmasse der Auswanderer wurden 1861 in Dampfern erst 20,70 Procent befördert; dieser Satz stieg in den folgenden Jahren successive auf 31,62 — 36,96 — 46,75 — 41,41 — 57,92 und 1867 auf 64,11 Procent. Die Einrichtungen auf den Lloyddampfern sind, wie bekannt, vortrefflich.

Bremen zieht von der Beförderung der Auswanderer ganz ungeheuern Nutzen und hat deshalb alle Ursache, seinen guten Ruf zu bewahren.

Während der letztverflossenen 36 Jahre hat Bremen in 6255 Schiffen nicht weniger als **1,019,630** Personen über See befördert.

Wir schlagen sehr gering an, wenn wir als Durchschnittspreis für die Passage auf den Kopf 30 Thaler annehmen, so daß sich also die Summe auf 30,588,900 Thaler herausstellt. Es muß in Betracht gezogen werden, daß hier Thaler in Gold zu verstehen sind und daß ferner viel Geld von den Auswanderern für Anschaffung nothwendiger Bedürfnisse ꝛc. in jener Stadt verausgabt wird. Man rechnet nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß die Gesammtsumme, welche in Bremen durch die Auswanderer verausgabt worden ist, sich auf vierzig Millionen preußische Thaler stellt.

Wir wollen hier die Ziffern für die Auswanderung jener 36 Jahre mittheilen.

1832	10344	1844	19857	1856	36517
1833	8891	1845	31822	1857	49448
1834	13086	1846	32372	1858	23177
1835	6185	1847	33682	1859	22011
1836	14137	1848	29947	1860	30296
1837	15087	1849	28629	1861	16540
1838	9312	1850	25776	1862	15187
1839	12412	1851	37493	1863	18175
1840	12806	1852	58551	1864	27701
1841	9594	1853	58111	1865	44665
1842	13619	1854	76875	1866	61877
1843	9927	1855	31550	1867	73971

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß unter den „Auswanderungshäfen" gerade Bremen sich vorzugsweise bemüht hat, allerlei Uebelstände möglichst zu beseitigen; und das erwähnte Nachweisungsbüreau ist eine höchst nützliche Anstalt. Man hört auch nicht, daß auf Bremer Schiffen so abscheuliche Dinge sich ereignen wie sie z. B. auf einigen hamburgischen Schiffen vorgekommen sind. So betrug z. B. 1867 auf den 76 Segelschiffen, welche nach Neuyork fuhren, durchschnittlich 273 Personen an Bord und eine Reisedauer von 45 Tagen hatten, die Sterblichkeit nur 0,70 Procent, zumeist Säuglinge; in den beiden vorhergehenden Jahren betrug sie noch weniger, 0,63 und 0,47 Procent. Auch auf den nach Baltimore abgefertigten Schiffen war der Gesundheitszustand gut.

Nichtsdestoweniger wird auch in Betreff Bremens über allerlei Uebelstände geklagt, deren Abstellung vom norddeutschen Reichstage zu erwarten steht. Im Auftrage des Bundeskanzlers ist schon im Februar 1868 eine Commission thätig gewesen, um die Verhältnisse zu prüfen.

Ein Schreiben aus Bremen in der „Ostfriesischen Zeitung" hob als Thatsache hervor, daß z. B. eine große Anzahl der dortigen Rheder resp. Expedienten aus purer Sparsamkeit (!) die ärztliche Visitation vor dem Auslaufen eines Schiffes, auf dem sich oft 300 bis 400 Menschen zusammengepfercht finden, nicht vornehmen läßt, ein Umstand, welcher den Ausbruch epidemischer Krankheiten während der Reise sehr erklärlich macht und gegen den das Bremerhafener Physikat seit Jahren die dringendsten Vorstellungen an die Behörde vergebens erhoben hat. Es sei ferner eine Thatsache, daß keine genügende Inspicirung der am Bord befindlichen Medicinkisten vorgenommen und daß die letzteren nicht etwa von Apothekern geliefert werden müssen, sondern ohne Controle von dem ersten besten Händler zusammengestellt werden. Man erzähle sich als öffentliches Geheimniß einen Fall, wo eine Anzahl Fässer Proviant auf einem bremischen Auswandererschiffe von den Besichtigern als schlecht verworfen, auf telegraphischen Befehl des Rheders aber nicht entfernt, sondern mit auf die Reise genommen worden sind, ohne daß von dem Resultate der erfolgten Denunciation resp. der Bestrafung des Rheders etwas zur öffentlichen Kunde gelangt wäre. Jedenfalls eines der schlimmsten Verhältnisse ist es aber, wenn sich in einem von allen Weltgegenden aus lebhaft besuchten Hafen, wie es Bremerhafen ist, kein öffentliches Krankenhaus befindet.

Ein Urtheil über Frankreich. Man hat den Franzosen häufig nachgesagt, daß sie sich der Selbsterkenntniß verschließen, sobald ihre nationalen Eigenthümlichkeiten in Betracht kommen, und daß sie über ihre Mängel und Fehler leicht hinweggehen, während sie ihre guten Eigenschaften nicht ohne Ruhmredigkeit in den Vordergrund stellen. Im Allgemeinen mag das wohl zutreffen, aber an Ausnahmen fehlt es nicht. So hat z. B. Graf Gobineau in seinem Werk „über die Ungleichheit der Menschenracen" sich über die Charakterzüge und Eigenthümlichkeiten seiner Landsleute sehr vorurtheilsfrei ausgesprochen. Jetzt finden wir in der zu Paris erscheinenden „Revue britannique" (Januarheft) Folgendes: „Ohne allen Widerspruch ist Frankreich ein Land, das einer tabula rasa gleicht. Alle socialen Unebenheiten und Ecken sind verschwunden, denn man ist, wie auf den Steinen einer macadamisirten Landstraße, mit der Walze darüber hinweggefahren. Wir haben das Ideal der Platitude und die politischen Geometer können zufrieden sein. Sind doch nur wenige Köpfe übrig geblieben, welche über das reglementmäßige Maß hinausragen." Es wird dann des verstorbenen Herzogs von Luynes

erwähnt, der sich um die Wissenschaften große Verdienste erworben hat. „Er gehörte zu den Männern, welche gleichsam eine Zufluchtsinsel bilden, nach der man sich vor der immer höher steigenden Fluth der Banalität und des Servilismus retten kann. Es ist traurig, aber wahr, daß Unabhängigkeit und Würde nur noch bei solchen Männern zu finden sind. Es giebt allerdings rühmliche Ausnahmen. — Wir lateinischen Völker haben ohnehin nicht den Instinct zum Auswandern und klammern uns an unsere kleine Scholle; wir zerschlagen sie bis ins Unendliche, so daß wir zuletzt kaum Boden genug haben, um darauf unsern Fuß zu setzen. Dann stecken wir die Hand nach der Regierung aus, die uns ein Salair geben soll und oftmals uns noch etwas viel Schlimmeres giebt. Man ruft mir zu: „„Du willst also wohl gar die Wiedereinführung der Majorate?““ Ich sage davon nichts, aber so viel will ich hervorheben, daß ich unsere Zeit äußerst flach finde und daß ich das Verschwinden großer Herren vom Schlage des Herzogs von Luynes für sehr bedauerlich halte. Sie dienten wenigstens dazu, die widerwärtige Einförmigkeit des gesellschaftlichen Horizontes zu unterbrechen.“

Zur Kennzeichnung der Italiener und ihres Volkscharakters. „Die meisten Staatsmänner haben aus früheren Zeiten eine Menge abscheuliche Praktiken und Gewohnheiten beibehalten, die man mit dem einen Worte: Machiavellismus sehr gut kennzeichnet. Man schlürft denselben hier so zu sagen gleich ein, sobald man auf die Welt kommt. Leute von 40 Jahren und darüber sind durch und durch von demselben inficirt, und mit der Zeit ist dieser Machiavellismus zu einer ganz platten und gemeinen Gaunerei geworden.“ Dieses anscheinend herbe Urtheil fällt ein Correspondent der „Revue britannique“ (Februar 1868, S. 512), der seit fünf Jahren in Italien gelebt hat. Abgesehen von seinen eigenen Beobachtungen beruft er sich auf eine Flugschrift, welche General Lamarmora an seine Wähler geschickt hat. In derselben stellt der General als unbestreitbare Thatsache hin, daß „dieser Ränkegeist ein Hauptlaster der Italiener und eine Hauptursache der heillosen Lage sei, in welcher das Land sich befinde.“ Es sei Zeit, dieser nichtswürdigen Gewohnheit den Rücken zu kehren. Der Correspondent meint, daß das nur bei einer neuen Generation der Fall sein könne und daß man mindestens 20 Jahre werde warten müssen, ehe auf Besserung zu hoffen sei. Dann heißt es weiter: Was man auch sagen möge, Cavour war ein Erzgauner (furbo) im italienischen Sinne des Wortes. Allerdings hatte er großartige Gedanken und Zwecke, aber vor Allem und ganz entschieden war er durch und durch ein Ränkeschmied (rusé et merveilleusement rusé). Hier soll nur ein Fall angeführt werden. Als 1860 das piemontesische Budget in ein italienisches verwandelt wurde, wurde eine Position aufgestellt, die da lautete: „um Italien zu machen 250,000,000 Lire.“ Cavour hatte sich im Voraus ein Blankett zu beliebigen Ausgaben und von vornherein eine Indemnitätsbill als „Quitanza“ geben lassen. Er konnte also insgeheim und ganz nach Gutdünken über jene Summe verfügen, und er konnte nun nach Herzenslust Alles erkaufen, was auf der ganzen Halbinsel käuflich war. So erklärt sich, daß die übrigen Staaten und Regierungen Italiens zusammenstürzten wie Kartenhäuser. Franz der Zweite von Neapel weiß ein Lied davon zu singen und Garibaldi's vielgepriesene Erfolge werden sehr prosaische Ereignisse, wenn man sie von diesem Standpunkte beleuchtet. (— Das hat auch die „Times“ in einer ihrer Januarnummern 1860 nachgewiesen. —) Cavour hat Schule gemacht und sehr gelehrige Schüler gefunden. Seine Nachfolger haben einen politischen Januskopf. General Lamarmora protestiert gegen eine Politik, die er als „abscheulich“ bezeichnet; er verlangt „Offenheit und Rechtschaffenheit“, und giebt den Rath, vorerst von der Erwerbung Roms nicht mehr zu reden. Wenn jetzt die Hauptstadt dorthin verlegt werde, dann könne es nicht fehlen, daß die Confusion in der Verwaltung, an welcher Italien so schwer leidet, sofort in eine heillose Anarchie sich verwandle. Der Correspondent bemerkt: „Nie hat ein Land sich in einer kritischern Lage befunden als eben jetzt Italien. Ich will gar nicht von den heillos zerrütteten Finanzen reden, mit denen es geradezu trostlos steht. Doch ein Staat kann bankerott machen, ohne deshalb völlig unterzugehen. Ich bin besorgt für die Einheit und die constitutionelle Monarchie, denn ich sehe so manche Symptome, welche auf Zersetzung und Auflösung hindeuten. Der Süden wendet sich täglich mehr vom Norden ab, und in Italien ist Alles möglich, Alles wahrscheinlich, wenn nicht ein Mirakel den regierenden Männern Weisheit einflößt. Die Einheit hängt eben jetzt nur noch an einem Faden. Aber wenn auch Italien erdrückt wird unter der Last von Fehlern, die man begeht, so wird das doch schwerlich auf lange Zeit der Fall sein, denn die Idee der Einheit ist unsterblich. Wenn ich demnächst vernehmen sollte, daß die Halbinsel wieder getheilt worden sei, so würde ich deshalb doch nicht an der Zukunft verzweifeln; aber eine ungeheure Verantwortung würde auf Garibaldi ruhen, der durch seine thörichten Handlungen ein solches Ergebniß herbeigeführt hätte.“ Das sind im Allgemeinen trübe Anschauungen, es läßt sich aber nicht in Abrede stellen, daß auch viele andere Stimmen sich in ähnlichem Sinne aussprechen.

Noch eine Notiz über die Finanzen, deren Deficit, wie wir kürzlich lasen, im Februar sich auf etwa 960,000,000 Fr. stellte. Für die nachstehenden drei Jahre beträgt es: 1866 168,028,000 Lire (Francs); 1867 223,946,000; 1868 238,177,000. Summa 630,151,000. Dazu kommen dann noch weitere 240,000,000, also zusammen 870,000,000 Lire, die aber noch lange nicht den Gesammtbetrag der Fehlsumme ausmachen.

„Die Italiener declamiren gegen den Papst, aber in petto küssen sie ihm den Pantoffel. Ich könnte davon hundert Geschichten erzählen. Im vorigen Sommer befand ich mich im Bade zu Viareggio mit einigen hundert Leuten aus der besten Gesellschaft. Bevor sie sich auskleideten, hörte ich diese Freigeister gegen die Priesterherrschaft wettern, als sie aber die Kleider abgelegt hatten, bemerkte ich, daß wenigstens neun von je zehnen mit Amuletten, Heiligenmedaillen und Skapulieren behängt waren und daß die meisten ein Kreuz schlugen ehe sie zum Baden ins Wasser gingen.“

Zur Culturstatistik der australischen Colonie Victoria. Letztere hatte zu Anfang des Jahres 1867 an Kirchen und Capellen 922; außerdem wurden 322 Schulhäuser und 512 Privatgebäude an Sonntagen zu kirchlichen Zwecken benutzt. Die Zahl der Schulen belief sich auf 1206; davon erhielten 730 Unterstützung von Seiten der Regierung; 6 derselben sind Colleges und Grammarschulen, also „lateinische“; an diesen lehren 59 Professoren und andere Lehrer 208 Pensionäre und 754 Tagschüler. Bei den übrigen 1198 Schulen sind 1197 Lehrer und 1430 Lehrerinnen angestellt; unterrichtet werden 43,646 Knaben und 37,583 Mädchen. Dazu kommen 1009 Sonntagsschulen, in welchen 67,227 Schüler von 8087 Lehrern unterrichtet wurden. — Das Nationalmuseum in Melbourne wurde im Laufe des Jahres von 78,947 Personen besucht. — Oeffentliche Bibliotheken und sogenannte Mechanics Institute 34 mit 99,584 Bänden. — In 25 öffentlichen Spitälern, die 1414 Betten haben, wurden 10,813 Kranke aufgenommen; etwa 27,000 erhielten außerhalb der Spitäler ärztlichen Beistand und Medicamente. Außerdem gab es 6 Benevolentasyle und 5 Waisenhäuser. — In den Irrenanstalten wurden 1446 Kranke aufgenommen und außerdem etwa 100 in der Privatanstalt zu Richmond. — Die Baukosten für die öffentlichen Bibliotheken und der Mechanics Institute beliefen sich bis Ende 1866 auf 105,853 Pf. St. Diese Anstalten waren bis Ende 1865 von Seiten der Regierung überhaupt schon mit 136,511

Pf. St. unterstützt worden, und im Jahre 1866 hatte sie für dieselben weitere 33,090 Pf. St. bewilligt, also weit über 200,000 Thaler. — Das macht ihr alle Ehre.

Chinesisches Theaterbanket in San Francisco. Der „Demokrat" vom 30. Januar schreibt Folgendes: Zur Feier der Eröffnung des neuerbauten chinesischen Theaters wurde gestern Abend in einem chinesischen Restaurant an der Dupontstraße zwischen Clay und Washington ein Banket abgehalten, zu dem unsere gesammte officielle Welt, vom Mayor an abwärts, geladen war. Das neue Theater steht an der Dupontstraße, und ist von Herrn Apel nach dem neuesten chinesischen Stil aufgeführt worden. Was Gemeinsinn betrifft, so könnten die Chinesen manchem Theil unserer Bevölkerung zum Muster dienen. Sie haben ein Theater aus eigenen Mitteln gebaut.

Wir gestehen offen, daß wir mit manchen unnennbaren Ahnungen von Rattenfricassees ꝛc. zur Mahlzeit gingen, wurden aber angenehm enttäuscht. Zur Erbauung unserer Leser lassen wir ein vollständiges Bild eines chinesischen Dinners folgen. Die Gäste saßen 10 Mann hoch an runden Tischen. Die Tische waren schon vor der Mahlzeit mit Confitüren vollständig bedeckt. Citronate, Datteln, verzuckerte Citronenscheiben, Melonenkerne, eine Art ganz kleiner Mandeln, und eine Nuß, in der eine Pflaume oder vielmehr Mammuthrosine mit einem Kern steckte, bildete die Hauptfigur.

Doch zum Essen, von dem wir den Speisezettel folgen lassen: Erster Gang — Vogelnestersuppe, von Nestern, von denen das Stück 5 Dollars kostet. Es ist ein Geschabsel, in einer gallertartigen Brühe, dessen Consistenz zwischen Hornspänen und Mockturtle die Mitte hält. 2) Haifischflossen, in dünnen Nudeln geschnitten und zu einer Art Pudding gebacken. Es bildet gleichfalls den Uebergang vom Jungfräulichen des Gelees zu dem Hornartigen späterer Jahre. 3) Gelee von unentwickelten Rehhörnern, die wie Spargelgelee aussah. 4) Chinesische Austern, so groß wie Baltimore-Austern. Die Thiere müssen sehr durstiger Natur sein, denn sie hatten, das Erste der Art, was wir beim Austerngeschlecht erlebt, eine leberartige Substanz in der Mitte und schwammen in einer bräunlichen Ragoutsauce. 5) Entenragout, Sauce braun, mit darin vertheiltem rohen Lauch und weißen Rüben. 6) Hühnerragout mit Bambusrohrsprossen, eine Speise, die zwischen Gelee und Gemüse eine glückliche Mitte hält, ohne sich dem Spargelartigen zu nähern. 7) Haifischmilcher. Die Idee zwischen Milcher und Roggen, die beim Häring einen nur beschränkten Ausdruck findet, reift beim Haifisch ihrer höhern Vollendung entgegen, wenn auch die Milcherseite der Frage mehr die lederartig braune Natur gereifter Männlichkeit annimmt. Während beim Stör die Weiblichkeit im Caviar sich in ihrer höchsten Vollendung entfaltet, müssen wir die Männlichkeit, die im Haifischmilcher ihren Ausdruck findet, vom ästhetisch-gastronomischen Standpunkt aus unbedingt in das Reich des lederartig Zähen verweisen.

Auf die Mahlzeit erfolgt neben dem allgemeinen Angriff auf das auf dem Tische Vorhandene ein Gang mit chinesischen Confitüren, die von dem geschmacklos verhärteten Geleeartigen, mit Reminiscenzen an Stärkemehl-Pudding, sich bis zum Geleeartigen, mit Preserven gefüllten, erstreckten und in einer Art von Sahnetorte gipfelten. Zum Schluß Thee Nr. 1, in kleinen Schalen. Als Wein figurirten Medoc und Champagner. Chinesische Weine waren keine da, aber Cigarren, die besten, die wir hier geraucht.

Der Chinese ist der höflichste Wirth, den man finden kann, und noch beim Weggehen suchte er seine Gäste mit Geschenken und Delicatessen zu überladen. Ohne eine Düte mit Confecten wurde auch der Beschreibenste nicht entlassen.

Herr Carvalho, der Dolmetscher, glänzte durch seine Höflichkeit und durch eine chinesische Rede, die von Kennern sehr bewundert wurde, und nahm die allgemeine Anerkennung der Gesellschaft mit hinweg.

* * *

— Wir haben vielfach darauf hingewiesen, daß die Eingeborenen Australiens von vielen „civilisirten" Weißen geradezu wie schädliches Wild behandelt werden. Namentlich kommen in der Colonie Queensland häufig Barbareien vor, welche so arg sind wie jene, welche einst auf Vandiemens-Land (Tasmanien) ganz systematisch verübt wurden. Die „Germania" meldet Folgendes: Nach Berichten aus Rosewood vom 18. October ist wiederum eine schändliche Mordthat an dortigen Eingeborenen verübt worden. An einem Platze, mit Namen Morinish, zwischen den Stationen der Herren Mackay und Mackenzie, hielten die Stämme der Eingeborenen aus den Rosewood-, Merinish- und Broadsounddistricten ein großes Coroberei. Mitten im Genuß ihrer Lustbarkeiten und Tänze erschienen fünf berittene eingeborene Polizisten unter Commando eines Weißen und erschossen zwei Theilnehmer des Festes, Namens Jackey und Tommy, wohlbekannt auf den Stationen der Gegend in Hinsicht ihrer Arbeitsamkeit und Intelligenz, jagten darauf die Festtheilnehmer auseinander und verbrannten alle ihre Geräthschaften, Jagdwaffen ꝛc. Die Ursache dieser kaltblütigen Mordthaten soll der Diebstahl von etwas Taback durch einige Eingeborene vom Broadsoundstamm in der Hütte eines Schäfers auf McCoy's Station gewesen sein.

— Zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß, welche am 18. August 1868 stattfindet, sind schon im Januar mehrere Astronomen, reichlich mit Instrumenten versehen, nach Ostindien abgegangen. Von der Umgegend des Hafenplatzes Aden in Südarabien reicht die centrale Linie derselben bis zur Südküste von Neuguinea; sie geht durch Indien, den Meerbusen von Bengalen, die malayische Halbinsel und den Golf von Siam. An manchen Punkten dieser Linie wird die totale Verfinsterung 6 Minuten und 46 Secunden dauern. Am genannten Tage wird der Mond nur 6 Stunden von seinem Perigäum (der Erdnähe), die Sonne aber nicht fern von ihrem Apogäum (Erdferne) entfernt sein, woraus denn folgt, daß der scheinbare Durchmesser des Mondes sich sehr groß, jener der Sonne klein darstellt und daß die Verfinsterung verhältnißmäßig lange andauert. Das aber ereignet sich nur selten. Die Astronomen besorgen, daß ihre Beobachtungen durch den Südwestmonsun beeinträchtigt werden könnten; denn dieser Wind ist gerade in jener Zeit des August am stärksten und treibt gewöhnlich dichtes Gewölk in den indischen Gewässern vor sich her. Man wird daher die Ostseite der Gebirge vorzugsweise zu Beobachtungspunkten wählen, wo man dann eher auf heitern Himmel hoffen darf.

— Im Jahre 1842 machte ein Dr. Milne in Bombay ein Testament, demzufolge er sein aus etwa 100,000 Pf. St. bestehendes Vermögen seiner Heimath Ayrshire in Schottland „zur Beförderung der Jugenderziehung" verschrieb. Dasselbe besteht in Actien der Banken von Bombay und Calcutta und die Zinsen betrugen zwischen 5000 und 6000 Pf. St. Inzwischen ist dieses Vermögen auf das Doppelte angewachsen. In dem Testamente war ausdrücklich bestimmt, daß jeder Schulmeister in Ayrshire, abgesehen von seinem normalen Jahresgehalte, 100 Pf. St. jährlich bekommen sollte. Die Bewohner jener Grafschaft Ayr verweigerten aber 1842 die Annahme, weil Dr. Milne kein orthodoxer Mann gewesen sei. Die ganze Summe wird nun einem Cobden zu Wanganui auf Neuseeland zufallen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.



Ein Gapo, überschwemmter Wald, am Amazonenstrome.

Fahrten auf dem Amazonenstrome.

I.

Tabatinga in Brasilien. — Wie man Soldaten recrutirt. — Der Fluß Javari. — Olivença und die Omaguas-Indianer; Abplattung der Köpfe. — Matura. — Die Uginas oder geschwänzten Affenmenschen. — Der Putumayo. — Tunantins. — Ein Labyrinth von Strominseln. — Der Jutahy. — Die Ortschaft Fonteboa. — Brasilnüsse. — Delphine im Jurua. — Gapo. — Schifffahrt in den überschwemmten Wäldern. — Der Ega- oder Teffefluß. — Wappenpfeiler. — Hinwegsterben der Indianer.

Wir haben früher den Reisenden Paul Marcoy auf der Strecke des Amazonenstromes begleitet, welche im Gebiete von Peru liegt *). Wir folgen ihm jetzt weiter abwärts bis zur Mündung.

Tabatinga, so zu sagen die Einbruchsstation nach Brasilien, ist ein im Jahre 1766 befestigter Posten, etwa 30 Fuß über dem höchsten Wasserstande. Der Ort gilt für eine „Stadt"; unser Reisender fand jedoch außer einer Caserne, zwei hölzernen Häusern und einem elenden Fort nur ein Dutzend armseliger Hütten, in denen Ticunasindianer wohnen. Der Commandant saß vor seiner Wohnung und rauchte eine lange Pfeife; er war ein Mischling und auch unter den Soldaten der Garnison befand sich kein weißer Mensch. Der Offizier war übrigens gastfrei genug und setzte dem Europäer ein Frühstück vor, das aus gebratener Schildkröte, Schildkrötenrührei und Kuchen aus Mandiocamehl bestand; dazu trank man jungen Zuckerbranntwein. Der Reisende erfuhr, daß vor noch nicht vierzehn Tagen die Soldaten ein Complott geschmiedet hatten, welches eben noch zu rechter Zeit entdeckt worden war. Man brachte die Rädelsführer mit Ketten beladen nach Manaos und sperrte die übrigen acht Tage lang ein. Der frühere Commandant war von seinen eigenen Soldaten erschossen worden; diese hatten nach Herzenslust geplündert und waren dann über die peruanische Grenze in irgend eine Wildniß geflohen. Solche Meutereien erklären sich leicht. Die Regierung pflegt unter den Indianern, namentlich unter den Tapuyas, mit Gewalt zu recrutiren und die Leute werden zumeist schlecht behandelt; man benutzt sie, da es keinen Feind zu bekämpfen giebt, zu schweren Frohnarbeiten; sie müssen fischen oder Sassaparille oder Schildkröten sammeln und den Ertrag an ihren Commandanten, an die Offiziere überhaupt, oder auch an die Richter und andere Beamten abliefern. Diese alle werden unregelmäßig besoldet und suchen sich ihrerseits dadurch zu entschädigen, daß sie Handel mit Landeserzeugnissen treiben. Der mit Gewalt recrutirte Indianer hat davon keinen Nutzen, sondern nur die Last und Beschwerde; wer mag es ihm verdenken, daß er die erste beste Gelegenheit benutzt, um fortzulaufen? Jener Unfug verstößt allerdings gegen den ausdrücklichen Wortlaut der Gesetze, aber diese bleiben unbeachtet.

Wenige Stunden unterhalb Tabatingas mündet auf der rechten Seite der Javari (richtiger Yahuari), an dessen Ufern Yahuarispalmen (Metroxylon) wachsen; sie sind aber jetzt nicht mehr so häufig als früher. Dieser Zufluß hat an seiner Vereinigung mit dem Amazonas eine Breite von 1100 Fuß und gelbes Wasser gleich dem Rio Napo. Etwa 50 Leguas aufwärts theilt er sich in den großen und in den kleinen Javari. Am erstern, dem Javari huasu, wohnen Mayorunas und Marahuas auf dem linken Ufer, auf dem rechten Huarayeus und Culinos, alle in den Wäl-

*) „Globus" XII, S. 170 ff. 202 ff. 289 ff.

dern; sie kommen nicht bis an den Amazonenstrom. An diesem liegt das Dorf San Pablo de Olivença auf einem hohen Hügel; die von den Missionären dort angesiedelten Omaguas gaben früher dem Kopfe durch Drücken eine eigenthümliche Gestalt. Die Mütter umwickelten die Stirn der Neugeborenen mit Baumwolle, befestigten zwei kleine Bretter über derselben und fuhren mit dem Drücken fort, bis das Kind laufen konnte. Es hatte dann ein oblonges Haupt in der Art, wie unsere Abbildung zeigt. Die Augen erhielten durch diesen Druck eine eigenthümliche Stellung und zugleich einen merkwürdigen Ausdruck; die Verstandeskräfte haben dadurch nicht gelitten, und gerade diese Omaguas gelten für die aufgewecktesten Indianer. Sie sind es gewesen, welche zuerst aus dem Safte der Ficus und der Hevaea das Kahetschu bereiteten, also die Substanz, welche wir Kautschuck nennen; aus dieser Masse bereiteten sie Sandalen, Armringe und Klystierspritzen in Gestalt einer Birne. Außerdem wußten sie vortrefflich mit einer Schleuder umzugehen; diese bestand aber nur aus einem am Ende gespaltenen Stocke, in welchen sie einen Stein steckten. Die Sitte, den Kopf



Omagua-Indianer am Amazonenstrome.

durch Druck nach oben hin zu verlängern, ist vor etwa 80 Jahren abgekommen. Dann aber trat ein großes Sterben unter diesen Indianern ein; Jung und Alt wurde hinweggerafft, und viele meinten, es sei die Strafe dafür, daß man der alten Sitte den Rücken gekehrt habe. In Wirklichkeit trugen aber die Blattern, welche damals am Amazonas arge Verwüstungen anrichteten, alle Schuld. Die Portugiesen holten dann Cocamas, Yuris, Ticunas und Mayorunas nach Olivença und aus diesen und den Omaguas ist eine indianische Mischlingsbevölkerung entstanden. Die Ortschaft besteht aus etwa 60 unregelmäßig neben einander liegenden Wohngebäuden, von denen einige wenige sogar mit Ziegeln gedeckt sind; eine Straße, in welcher die etwa 12 Fuß hohen Hütten in einer Linie stehen, führt den stolzen Namen: Gerade Gasse, rua dereita. Auf dem Kirchhofe ruhen viele Indianer mit gedrückten Schädeln und ein Kraniologe kann sich von dort eine reiche Sammlung holen. Das Schädelmessen ist ja in unseren Tagen sehr in Aufnahme gekommen.

Weiter abwärts liegt Matura, das früher Castro de Avelans genannt wurde; es hat mehrmals seine Stelle gewechselt, wie das bei vielen Ortschaften am Amazonas vorgekommen ist. Die ursprüngliche Bevölkerung bestand aus



Tättowirungen
der Passe-Indianer und der Juri-Indianer.

Omaguas, und als diese durch Krankheit an Zahl sich verminderten, schafften die portugiesischen Carmelitermönche eine Anzahl von Yuris, Passés und Cahuhuicenas an Ort und Stelle. Eine Zeit lang machte Matura viel von sich reden, denn hier hatte man endlich die geschwänzten Menschen wirklich und wahrhaftig gefunden! Es hieß damals, sie seien ein Product von rothen Coataaffen (Ateles ruber) und Indianerinnen vom Stamme der Tapuyas. Man bezeichnete diese Schwanzinhaber als Coatas-Tapuyas; sie bildeten einen Stamm und nannten sich Uginas. Also — konnte kein Zweifel obwalten, daß es Affenmenschen gebe. Ohnehin hatte ein frommer Mann, Jose Monte do Noronha, Generalvicarius des Amazonenstromes und Verfasser eines Wegweisers (Roteiro), über diese Gegenden eine Lanze für den „caudaphoren", d. h. mit einem Schwanze begabten Indianer gebrochen.

Aber noch mehr Eindruck machte eine Erklärung über die Uginasindianer, welche der Vicarius von Castro de Avelans veröffentlichte. Er erklärte, daß er diese Uginas mit seinen eigenen Augen gesehen habe, gewiß und wahrhaftig gesehen! Das Document, durch welches alle Zweifler zu Boden geschmettert wurden, lautet wie folgt:

„Ich, Bruder Jose de Santa Teresa Ribeiro, vom Orden Unserer lieben Frau von Carmel, bekräftige und beschwöre in meiner Eigenschaft als Priester auf die heiligen Evangelien, daß im Jahre der Gnade 1752, während ich Missionär war in dem alten Dorfe Paruari, heutzutage Nogueira genannt, ein Mann Namens Manoel da Silva eintraf, der aus Pernambuco oder Bahia gebürtig war. Er kam vom Flusse Jurua mit einigen Indianern, welche er gekauft hatte; unter diesen befand sich auch ein viehischer (bruto) Götzendiener, etwa 30 Jahre alt, der mit einem Schwanze versehen war, wie mir das besagter Manoel da Silva bekräftigte. Als ich an eine so seltsame Sache nicht



Tattowirung eines Barré-Indianers.

glauben wollte, rief er den Indianer herbei, welchem er befahl in einem Teiche nach Schildkröten zu fischen; dort beobachtete ich ihn und er mußte sich in meiner Gegenwart auskleiden. So konnte ich mich überzeugen, daß der Wilde einen Schwanz hatte, der etwa daumensdick war, eine Palme lang, mit glatter, unbehaarter Haut. Derselbe Manoel da Silva versicherte mich, daß der Ugina-Indianer allmonatlich dieses Schwanzanhängsel verkürze, damit dasselbe nicht zu lang wachse, denn ohne diese Vorkehrung würde dasselbe eine sehr schnelle Entwickelung gewonnen haben. — Zur Beglaubigung dessen unterzeichne ich dieses Schriftstück mit meinem Namen und Siegel. Castro de Avelans, 15. October 1768. Jose de Santa Teresa Ribeiro." —

Gern hätte Marcoy einige Erkundigungen über diese wunderliche Geschichte eingezogen, aber das Dorf Matura war wie ausgestorben; die Bewohner waren in die Wälder oder aufs Feld gegangen, ihre Hütten hatten sie der Obhut des lieben Gottes anvertraut und der Reisende benutzte als Obdach einen mit Rohr gedeckten Schuppen neben der Kirche. Auch am andern Morgen war keine Menschenseele zu erblicken, und Marcoy schiffte sich wieder ein. Bald nachher gelangte er an die Mündung des Iça oder Putumayo.

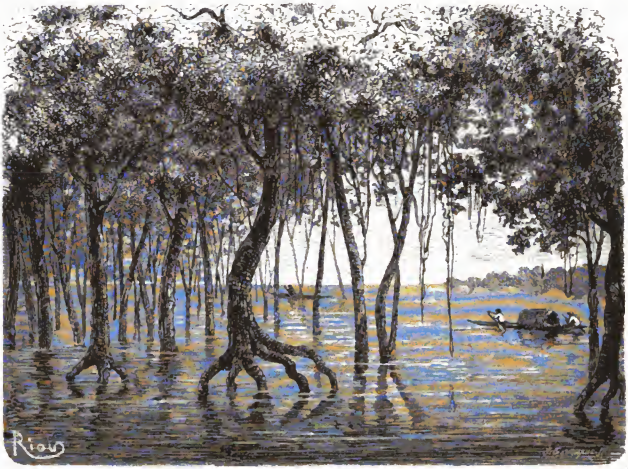
Dieser große Fluß kommt aus den Andes von Popayan in Neugranada und bildet bei seiner Vereinigung mit dem Hauptstrome eine tiefe Bay, in welcher drei länglichrunde Inseln unweit von einander liegen. Oberhalb derselben hat der Iça an 1900 Meter, aber wenige Meilen weiter aufwärts verengt er sich und hat etwa die Dimensionen des in unseren früheren Mittheilungen erwähnten Rio Napo. Den Namen Iça führt er bei den Brasilianern nach einem niedlichen kleinen Affen, der ein schwarzes Maul hat (Pythecia) und in den Uferwaldungen häufig vorkommt; die Gebirgsindianer kennen den Fluß als Putumayo, von Mayu, Fluß, und Pututu, Muschelwerk. Die peruanischen Quichuas bezeichnen so das Ammonshorn, welches ihre Vorfahren bei festlichen Gelegenheiten als Trompete benutzten. Das Geräusch,



Fonteboa am Amazonenstrome.

welches man mit dieser Muschel in der Luft macht, erinnerte sie an das Brausen eines Wassers in der Ferne, und so haben die Quichuas mehrere Flüsse als Pututu bezeichnet. Die Spanier hatten im vorigen Jahrhundert einige Militärposten weiter aufwärts am Strome angelegt; aber 1766 fielen die Portugiesen über dieselben her, verbrannten die Dörfer und gründeten die Ortschaft San Fernando, von welcher aber auch keine Spur mehr übrig ist. Im innern Land am Iça wohnten früher mehr als ein halbes Dutzend Indianerstämme, z. B. Yuris, Passes, Chumanas, Payabas, Tumbiras und Cacatapuyas, gegenwärtig aber erscheint die ganze Region fast verödet. Nur von den Yuris, Passes, Chumanas und Barres sind noch einige schwache Reste übrig. Man hat sie auf den wahren Glauben getauft und ihre Civilisation besteht darin, daß sie Beinkleider und Kittel tragen und am Branntwein mehr als gut ist Gefallen finden. Dabei sind aber doch altväterliche Bräuche nicht völlig in Abgang gekommen; so z. B. tättowiren sie sich im Gesicht, und jeder Stamm hat als Abzeichen besondere Figuren, an welchen der Ethnograph sofort erkennt, mit wem er zu schaffen hat. Unsere Abbildungen zeigen, in welcher Art die Tättowirungen der Barres, der Passes und der Juris sich von einander unterscheiden. Einst waren dort die Wälder reich an Sassaparille, aber die Mischlinge vom Popayan, welche die Pflanzen durch Indianer sammeln ließen, beobachteten keine Schonung, und heute liefern die Wälder am Iça nur noch sehr geringe Ausbeute.

Die Mündung des Iça liegt 8 Leguas entfernt von jener



Ein Gapo am Amazonenstrome.

des Tunati, welcher nach einem auch schon längst verschwundenen Indianerstamme seinen Namen führt und gewöhnlich als Tunantins bezeichnet wird; er hat tiefschwarzes und doch merkwürdig klares Wasser; das gleichnamige Dorf besteht aus neun Erdhütten, deren jede einige hundert Schritt von der andern entfernt liegt. Das beste Haus gehört dem Commandanten von Ega, der alljährlich einmal auf Besuch herkommt. Marcoy fand in demselben nicht einmal eine Bank zum Sitzen. So ist in diesen Gegenden Alles mehr oder weniger verkümmert. Gleich unterhalb dieses Flusses bildet der große Strom ein unbeschreibliches Gewirr von unzähligen Inseln, die einen Chorographen zur Verzweiflung bringen können und obendrein urwüchsige Benennungen führen, z. B. Baratataria, Jviratlüa, Tinbotella rc. Durch diesen Archipelagus, welchen Marcoy als geradezu phantastisch bezeichnet, fuhr das Boot drei Tage lang an Buchten und Bayen, Landspitzen und Vorgebirgen vorüber, bis zur Mündung des Jutahy. Dieser heißt so nach der Yutaïpalme, deren Früchte die Hauptnahrung für die Huacaris bilden, diese niedlichen Affen, die weißlich-gelb behaart sind und ein rothes Gesicht haben. Der Yutahy läuft parallel mit dem Jandiatuba, der unweit von Olivença fließt, hat schwarzes Wasser, nimmt sieben schwarze Flüsse in sich auf und steht bei Hochwasser vermittelst des Flusses Bia auf der rechten Seite mit dem Jurua in Verbindung, auf der linken Seite mit dem Jandiatuba vermittelst des Mutuanatella, welcher in diesen letztern mündet. Man erzählt als etwas höchst Auffallendes, daß an den Quellen des Jutahy und des Jandiatuba oftmals „Wilde“ erscheinen, welche sich mit Säcken bekleiden, in der Nase und am Halse Geldmünzen tragen, Einbaum-

kähne haben und eine bei den Spaniern übliche Sprache reden, nämlich das Quichua. Es unterliegt keinem Zweifel, daß damit Indianer aus der Pampa del Sacramento und vom Ucayali gemeint werden, z. B. die Remos und Impetiniris, die wir früher im „Globus" ausführlich geschildert haben.

Vom Jutay abwärts erscheint das Gewirr von Inseln wo möglich noch größer und die Benennungen werden noch wunderlicher als die oben mitgetheilten, z. B. Huarumandia, Yeremanateüa ꝛc. Einige derselben haben einen ununterbrochen sandigen Strand von 12 bis 15 Leguas Länge, einen sogenannten Königsstrand. Die Portugiesen lassen auf denselben Schildkröteneier sammeln und gewinnen aus denselben jährlich etwa 20,000 bis 25,000 Centner Oel. Viel davon wird von Fonteboa aus verschifft, von welchem wir eine Abbildung mittheilen. Es führt seinen Namen nach dem klaren Wasser am rechten Ufer des Amazonas, hat aber im Laufe der Zeit nicht weniger als fünfmal seine Stelle gewechselt. Drei jener Ortschaften sind spurlos verschwunden; die Stätte von Muputeüa, der dritten in der Reihe, erkennt man daran, daß dort Citronenbäume und Laurus persea stehen; sie wurden von den portugiesischen Carmelitern gepflanzt. Die vierte Stätte, Taraçuateüa, ist beachtenswerth. Dort befinden sich nämlich viele Grablöcher und Scherben von gebrannter Erde. Sie rühren von den Curucicuris her, welche ihre Todten in großen irdenen Gefäßen beisetzten. Sie sind seit der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts verschwunden.

In dem heutigen Fonteboa waren getaufte Omaguas



Ein Haus im Gapo am Amazonenstrome.

(Umaüas) die ersten Einwohner. Was überall vorkam, blieb auch dort nicht aus; der Taufe und den Civilisirungsversuchen folgten die Blattern auf dem Fuße, und mehr als die Hälfte der Neubekehrten war dem Tode geweiht. Und hinterher wurde dann dieselbe Maxime wie in anderen Ortschaften befolgt; man holte Indianer verschiedener Stämme herbei und so entstand ein Mischlingsgeschlecht, das durchaus keinen angenehmen Eindruck macht. Die Ortschaft liegt etwa 30 Fuß über dem höchsten Wasserstande; durch eine Landzunge ist der Amazonas mit seinem hellen Wasser getrennt von dem schwarzen Wasser des Cajarahy, von dessen krystallinischer Klarheit Fonteboa, wie bemerkt, seinen Namen hat. Diese „Stadt" zählt etwa dreißig Häuser und eine mehr als anspruchslose Kirche; das Haus des Commandanten ist mit Ziegeln gedeckt und hat grün angestrichene Fensterläden, nimmt sich also den übrigen Hütten gegenüber schon recht stattlich aus.

Der hohe Strand von rothem Oker, welcher sich von Fonteboa ab am rechten Ufer des Amazonas hinzieht, wird als a Barrera dos Araras, die Barriere der Aras (der bekannten, glänzend gefiederten Vögel) bezeichnet. Auf demselben wachsen in Menge gewaltige Bäume, welche von den Schiffern Capuçayas genannt werden. Sie liefern die sogenannte Brasilnuß, welche als Handelsartikel auch nach Europa kommt. Im Jahre 1805 bezeichnete Aimé Bonpland seinem Freunde Berthollet zu Ehren diesen Baum als Bertholletia excelsa. Die Früchte stecken in gewaltigen, schweren Kapseln, und es ist gefährlich, zur Zeit der Reife unter den Capuçayas zu verweilen; vor einiger Zeit war einer Tapuyaindianerin von einer herabfallenden Kapsel der

Schädel eingeschlagen. Man läßt die Früchte liegen und holt sie, wenn alle herabgefallen sind.

Weiter abwärts liegt die Mündung des Jurua. Marcoy sah dort eine große Menge von Delphinen; manche hatten eine nankinggelbe Haut, andere eine Art von Rosafarbe, alle aber trugen hellgraue Flecken, noch von der Jugend her, denn ihre erste Farbe ist ein Grau, von welchem immer Spuren übrig bleiben. Die Schiffer behaupten, daß der Delphin gewissermaßen Herrscher der übrigen Fische sei; er leite ihre Züge und Wanderungen von einem Ufer zum andern und gebe seine Befehle in einer Art von „Wassersprache", welche von den übrigen, die aber ihrerseits nicht reden könnten, sehr wohl verstanden werde.

Der Jurua ist nur erst mangelhaft bekannt; an der Mündung hat er 1700 Meter Breite, mehrere Meilen aufwärts aber kaum noch die Hälfte; sein Lauf hat viele Krümmungen und steht bei Hochwasser vermittelst des kleinen Flusses Andera mit dem Rio Teffé in Verbindung. Marcoy glaubt annehmen zu dürfen, daß die Quellen des Jurua am Nordabhange der Sierra de Ticumbinia liegen; sie bildet den östlichen Zweig der Andes von Avisca, unweit von der Stelle, wo die Stromschnellen von Santa Ana im Ucayali liegen und wo die Ebene anfängt, in welcher die Antis, Chontaquiros und die spärlichen Ueberreste der Panos umherstreifen. Wir haben jene Cascaden und die genannten Indianer in früheren Jahrgängen des „Globus" ausführlich geschildert.

In der Region des Jurua bilden die Katukinos den am wenigsten zusammengeschmolzenen Indianerstamm; sie wohnen am rechten Ufer des Trahuaca und reichen bis zum linken Ufer des Purus. An sie schließen sich vier andere Gruppen, die von der Einmündung des Trahuaca in den Jurua, dem letztern entlang bis an dessen Vereinigung mit dem Amazonas wohnen. Es sind: die noch sehr wenig bekannten Nahuas, die Culinos, die Arahuas (eine Abzweigung der Marahuas) und die Catahuichis. Diese vier Volksgruppen zählen zusammen noch nicht sechshundert Köpfe!



Ein Padrao, Grenzpfeiler.

Weiter abwärts liegt der Japurá, in dessen Mündung Marcoy hineinfuhr; dann segelte er auf dem Amazonas hinunter. Als er gegen Abend eine passende Stelle zum Uebernachten suchte, ergab sich, daß der Strom seine flachen Ufer weit überschwemmt hatte. Ein Fischer ruderte seinen Nachen mitten unter die aus dem Wasser hervorragenden Bäume, er fuhr in den Gapó hinein. So bezeichnet man die bei Hochwasser überschwemmten Wälder. Marcoy folgte ihm als eben die Sonne unterging. Der Fischer wollte ihm entrinnen, wurde aber eingeholt und mußte Rede stehen. Die ganze Scenerie hatte für den Europäer etwas Ergreifendes und Fremdartiges. „Es wurde dunkler; wir schifften mitten im Walde unter dem grünen, nun schon düstern Dome von Bäumen, deren Wurzeln und Stämme sich im Wasser befanden. Bald vernahmen wir aus dem Innern des Gapó seltsame Töne, ein eigenthümliches Gemurmel; aufgestörte Vögel flatterten im Gezweige umher; graue und weiße Reiher, Ibis und andere flohen als das Boot näher kam; die Affen machten einen Heidenlärm, die Papageyen schrien und schlugen mit den Flügeln, die Fledermäuse fehlten auch nicht und flatterten über unseren Köpfen in gebrochenen Winkeln, manchmal in solcher Nähe, daß sie uns fast das Gesicht streiften."

„Nachdem wir wohl zehn Minuten in diesem seltsamen Labyrinthe geschifft waren, kamen wir an eine Erhöhung, um welche ein schwarzes Wasser floß. Auf dieser Wurth stand ein Haus in einem Fruchtgarten, und hier war die Behausung dreier brasilianischer Deserteure, welche an dieser Zufluchtsstätte mit ihren indianischen Frauen sehr zufrieden lebten. In diesem von Wasser überflutheten Urwalde fühlten sie sich sicher, denn hier suchte ganz gewiß Niemand sie auf. Als sie erfuhren, daß ich am andern Tage nach Ega fahren wollte, baten sie mich, dem Commandanten nichts zu sagen, und dann schenkten sie mir einige in ihrem Garten gepflückte Ananas. Ich versprach ihnen natürlich, reinen Mund zu halten, und mehrere Jahre hindurch hat auch über sie nichts verlautet. Jetzt aber kann ich wohl sagen, daß jene drei im Igarapé Jatahua wohnten."

Drei Leguas von demselben ist Paruari Tapera, eine schon im siebenzehnten Jahrhundert gegründete Mission. Gründer waren die portugiesischen Carmeliter; 1709 kamen dann die spanischen Jesuiten, raubten an vielen Punkten Indianer zusammen, fielen auch über Paruari her und verwandelten den Namen der Umauasindianer in „Omaguas".

In der Nähe von Ega-Teffé, das, wie unsere Leser wissen, sowohl für Bates als auch für Agassiz eine Art von naturwissenschaftlichem Hauptquartier bildete, liegt Cayçara, zu deutsch: Hühnerhof. Der Teffésluß selber wird von fünf verschiedenen Gewässern gebildet, und er steht bei Hochwasser in Verbindung mit dem Jurua. Wir deuteten schon an, daß Marcoy dessen Mündung untersucht habe, über welche bislang Ungewißheit herrschte. Nachdem er eine Menge von Canälen durchschifft, kam er in den Furo (Canal) Ahuaty, der entschieden eine Abzweigung des Amazonenstromes ist, aus der Nähe von Tunantins herkommt und eine Länge von nicht weniger als 45 Leguas hat. Er war Grenze zwischen

den Besitzungen der Portugiesen und Spanier, und 1783 wurde ein Wappenpfeiler, ein Padraõ, am linken Ufer errichtet. Dieser hatte 32 Fuß Höhe und besagte, daß hier die brasilianischen Besitzungen König Johann des Fünften aufhörten und die peruanischen Lande Ferdinand des Fünften von Spanien anfingen. Der Wahlspruch auf dem Pfeiler lautete: Justitia et pax osculatae sunt, also: Gerechtigkeit und Friede haben einander geküßt! Eine schöne Redensart, welcher die Wirklichkeit gerade in jenen Gegenden nicht oft entsprach. Der Padraõ ist längst nebst anderen verschwunden.

Marcoy traf am Ahuaty einen gewaltigen Strauch des Metrosideros, der zur Hälfte im Wasser stand. Es war als ob die Purpurblüthen mit Goldstaub bestreut wären, und es ragten Hunderte derselben über die Fluth empor. Diese elegante Myrtacee ist jetzt bei uns in Europa keine Seltenheit mehr, aber es ist doch von Interesse, sie in ihrer südamerikanischen Heimath im Gapó zu betrachten.

Auch in dieser Gegend sind die Eingeborenen in Folge der Berührung mit den Weißen hinweggeschmolzen wie Schnee vor der Frühlingssonne. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zählte man dort noch dreißig verschiedene Völkerschaften; von diesen sind nicht weniger als vierundzwanzig vor dem Elende, das eine demoralisirende Civilisation über sie gebracht hat, völlig verschwunden. Von den sechs, die noch nicht gänzlich hinweggestorben sind, haben sich die Yuris, Passes und Chumanas an den Putumayo gezogen; die Umallas-Mesayas gingen an den obern Japura, die Makûs und Mirahnas streifen in dem Raume umher, der zwischen den Flüssen Puapua, Cahinary und Apopari liegt; diese drei strömen dem Japura auf dessen linker Seite zu.

Schon weiter oben erwähnten wir der Yuris (Juris), Passes und Chumanas. Sie sind halb Namenchristen, sehr heruntergekommen und werden auch bald verschwunden sein. Dagegen sind die Makus am Japura den alten Sitten und Gebräuchen treu geblieben. Sie schweifen unablässig umher, plündern wo sie können, sind immer in Hunger und Dürftigkeit, klettern katzengleich auf die höchsten Bäume, um die Eier aus den Vogelnestern zu holen oder die Jungen zu verzehren; der Nachen ist ihre Lieblingswohnung und bei Nacht bestehlen sie gern die Pflanzungen der Indianer. Sie essen vorzugsweise rohe Wurzeln und grüne Baumfrüchte; die anderen Indianer sagen, weil sie einen affenartigen Instinct hätten und das Stehlen nicht lassen könnten. Man betrachtet sie als eine Art großer Affen, vielleicht wohl deshalb, weil man als solchen ihnen mit mehr Gemüthsruhe das Lebenslicht ausblasen kann.

Die Dorschfischerei und das Leben und Treiben der Fischer im hohen Norden.

III.

Fang des Köhler. — Zubereitung des Dorsches. — Das Stapeln. — Drei Arten von Stockfisch. — Klippfisch. — Leben und Beschäftigung auf den englischen und französischen Fischerfahrzeugen.

Einer Art des Fischens wollen wir noch gedenken, die eigentlich zwar nur für die ökonomischen Verhältnisse der Eingeborenen Bedeutung hat, an schönen Sommerabenden aber, wenn die See ruhig und von der Abendsonne beschienen wie eine weite, glänzende Fläche geschmolzenen Silbers vor unseren Augen sich ausbreitet, und die dunklen, drohenden Klippenmassen sowohl als die Häuschen am Strande und den schwankenden Nachen des Fischers in zitternden Umrissen wiederspiegelt, einen malerischen und interessanten Anblick gewährt, besonders da auch Frauen und Mädchen sich daran betheiligen. Eine Menge größerer und kleinerer Boote, von einem Mann oder Knaben gerudert, fahren fortwährend anscheinend planlos hin und wieder, während im Hinterende eine oder mehrere Personen sitzen und einen mit beiden Händen gefaßten langen Stecken im Wasser langsam vor- und zurückbewegen. Plötzlich schnellt einer seinen vermeintlichen Stecken empor und wir gewahren nun, daß derselbe eine gewöhnliche Angelruthe mit Schnur ist, und daß ein zappelndes glänzendes Fischchen, von der Größe und dem Aussehen einer Makrele etwa, nur dunkler, daran hängt. Die Leute fangen Köhler, und zwei Personen erhalten auf diese Weise in einer bis zwei Stunden manchmal über hundert dieser Fische.

Der Köhler — dänisch: „Sei", englisch: „coal-fish" — ist, besonders wenn noch jung und von der Größe eines großen Härings, ein sehr schmackhafter Fisch und seine Leber giebt einen reichen Ertrag an Thran. Derselbe wird auch massenweise in großen Schleppnetzen gefangen. Die ausgewachsenen Exemplare erreichen manchmal ein Gewicht von zehn bis zwölf Pfund; sind dann aber ziemlich unschmackhaft.

Auch der Häring wird dort ziemlich häufig sowohl in Schleppnetzen als auch in Grund- oder Stellnetzen gefangen und steht an Güte den flandrischen Häringen wenig nach.

Wir kommen jetzt auf die weitere Zubereitung des Dorsches zurück. Nachdem derselbe an die Kaufleute verkauft ist, wird er in ihren Magazinen, am besten in kühlen und zugfreien Kellern, entweder auf steinernem Fußboden oder auf einer Unterlage von Brettern gesalzen. Dies geschieht in der Weise, daß man eine viereckige Fläche des Fußbodens von beliebiger Größe mit Salz bestreut, dann eine Schicht Fische, aus einander geklappt und mit der Haut nach unten, möglichst glatt darauf ausbreitet, diese wieder mit Salz bestreut und so fortfährt, bis alle vorräthigen Fische gesalzen sind, wodurch man einen viereckigen Stapel erzielt, von dem die Lake frei ablaufen kann. Im Frühjahr und Sommer liegen die Fische gewöhnlich nur etwa acht Tage im Salze und werden dann getrocknet. Solche dagegen, welche von Anfang oder Mitte August ab gefangen werden, können der fortgeschrittenen Jahreszeit wegen nicht wohl mehr getrocknet werden und verbleiben ohne Schaden den ganzen Winter hindurch bis Mitte oder Ende März im Salze. Um diese Zeit werden sie aus den Stapeln genommen, in denen sie durch ihr eigenes Gewicht jetzt ganz fest zusammengepreßt und ziemlich hart geworden sind, von Frauen und Kindern an den

Strand hinabgetragen, vermittelst Bürsten im Seewasser sehr sorgfältig gereinigt und dann auf die **Klippen** in kleinen Häufchen hingelegt, damit das Wasser wieder ablaufe.

Am folgenden Tage werden bei gutem Wetter die Fische auf den Klippen zum Trocknen ausgebreitet, anfangs mit der Haut nach unten, und wenn die obere Seite etwas angetrocknet ist, wendet man sie um; am Abend aber, bevor der Thau fällt, werden sie in länglich viereckige Stapeln zusammengeschichtet, ringsum mit Bastmatten bekleidet und dann mit Brettern dachförmig bedeckt, um Regen und überhaupt Feuchtigkeit abzuhalten. Die Bretter werden mit Steinen beschwert, um sie in ihrer Lage zu erhalten. Falls am nächstfolgenden Tage trockenes Wetter ist, werden die Fische abermals ausgebreitet, mitten am Tage umgewendet und am Abend zusammengepackt wie vorher, nur daß das Bretterdach, da die Fische nun schon mehr getrocknet sind und einen ziemlich starken Druck ertragen können, mit mehr Steinen beschwert wird, theils um die Fische zu glätten, theils um einen Theil der Feuchtigkeit, die sie enthalten, herauszupressen und so wiederum das Trocknen derselben zu beschleunigen. In dieser Weise wird fortgefahren und von Zeit zu Zeit die Presse verstärkt, bis nach etwa vierzehn Tagen bei fortwährend günstigem Wetter die Procedur beendigt und die **Dorsche oder Längen in Klippfische verwandelt worden sind.** Tritt inzwischen feuchtes Wetter ein, so läßt man die Stapeln während dem unangerührt stehen und breitet sie erst am nächsten schönen Tage wieder aus. Nachdem die Fische gehörig getrocknet sind, um sich gut conserviren zu können, werden sie in den Speicher gebracht, auf dieselbe Art wie draußen aufgeschichtet und auch hier mit Bastmatten oder dergleichen bedeckt, indem sie, um längere Zeit sich gut zu erhalten, vor Luftzug bewahrt werden müssen.

Diese verschiedenen Arbeiten beschäftigen jährlich eine sehr große Anzahl von Menschen, hauptsächlich Frauen, Mädchen und Kinder. Viele Familien leben während des Sommers ausschließlich davon. Mehrere Kaufleute beschäftigen im Frühjahr und Sommer beinahe täglich vierzig bis funfzig Menschen, und auf diese Weise steuern Frauen und Kinder bedeutend zur Bestreitung der Haushaltungskosten bei, während die Männer ihren sonstigen Berufsgeschäften nachgehen.

Manche wohlhabendere Fischer und auch solche, die von den Factoreien der Kaufleute entfernter wohnen, bereiten den Klippfisch selbst in erwähnter Weise, nur in kleinerm Maßstab, und verkaufen ihn erst in fertigem Zustande.

Obwohl die Fischer durch das Salzen, Pressen und Trocknen etwa **drei Fünftel am Gewichte verlieren**, und außerdem bedeutende Mühe mit dem Trocknen verbunden ist, so ist diese letztere Methode gewöhnlich doch für den Einzelnen etwas vortheilhafter, indem selbstverständlich die Klippfische so viel theurer bezahlt werden als die frischen Fische, daß der Gewichtsverlust, das verbrauchte Salz und die angewendete Arbeit dadurch gedeckt werden. Da solche Leute, welche selbst ihre Fische trocknen, die damit verbundene Arbeit meistens in ledigen Augenblicken beschaffen, so erzielen sie schon dadurch einen kleinen Ueberschuß und haben außerdem den Vortheil, beim endlichen Verkauf eine größere Summe Geldes auf ein Mal zu erhalten.

Die Qualität der Fische wird auf diese Weise jedoch leicht verschlechtert, denn einmal läßt sich ein kleines Quantum nicht so bearbeiten und so gut herstellen, als ein größeres, und zweitens hat gewöhnlich ein Jeder seine besondere Weise in der Bearbeitung der Fische, was an dem Aussehen derselben später leicht zu erkennen ist; dadurch aber erhält eine von vielen Leuten in kleinen Quantitäten zusammengekaufte Ladung Klippfische ein gemischtes, ungleichartiges Aussehen, welches leicht dem Absatze schadet. —

Der **Stockfisch** wird immer von den Fischern selbst zubereitet. Man unterscheidet davon drei Arten: „Rundfisch, Plattfisch und Rothscheer."

Der **Rundfisch** wird auf den Faröern zum Verkauf gar nicht, dagegen viel in Norwegen bereitet. Man reinigt zu dem Ende einfach die Fische von den Eingeweiden, schneidet die Köpfe ab, wäscht darauf Schleim und Blut ab und hängt sie, an den Schwänzen zusammengebunden, in einem Schuppen (durch den der Zugwind frei durchstreichen kann), der oft auch nur aus einem Dache besteht das auf Steingiebeln oder Pfosten ruht, um den Regen abzuhalten, zum Trocknen auf. Wenn sie etwa halb trocken sind, schneidet man die Flossen ab und läßt sie dann hängen, bis sie völlig **hart wie Holz oder wie ein Stock** geworden sind; daher auch wohl der Name Stockfisch.

Der **Plattfisch** kommt auf den Faröern ebenfalls wenig vor, häufig dagegen auf Island. Man verfährt bei dessen Zubereitung anfangs ganz so, als ob er zu Klippfisch bestimmt wäre; anstatt ihn aber zu salzen, wird er nur jeden Morgen in Seewasser getaucht und dann auf den Klippen zum Trocknen ausgebreitet. Abends stapelt man ihn, ähnlich wie den Klippfisch, zusammen, bedeckt ihn ebenfalls mit Brettern und legt auf diese Steine als Presse. In dieser Weise fährt man fort, bis er ganz hart und steif geworden ist. Den Namen hat er von seiner platten Form, da er, wie der Klippfisch, im fertigen Zustande die Form eines flachen, spitzwinkligen Dreiecks hat.

Den **Rothscheer** endlich bereitet man hauptsächlich auf den Faröern. Der dänische Name wird gewöhnlich „Rödskjär" geschrieben, ist aber nicht aus „Raatskjar" corrumpirt, welches „roh geschnitten" bedeutet. Diese Art des Stockfisches wird nämlich, nachdem Kopf und Eingeweide sammt dem blutreichen Theile der Rückengräte entfernt sind, vom Nacken bis zu etwa drei Viertheilen der Länge gespalten, dann gewaschen und so wie der Rundfisch getrocknet; nur wird der Rothscheer nicht wie diese paarweise zusammengebunden, sondern einzeln über dünne hölzerne Stangen gehängt, welche beide Hälften aus einander sperren und dem Zugwinde freien Zutritt gestatten. In Folge dessen trocknet der Rothscheer schneller und besser, der Gährungsproceß ist kürzer und wird daher diese Art gewöhnlich dem Rundfisch vorgezogen.

Der als Stockfisch zubereitete Fisch büßt durch das Trocknen etwa **drei Viertheile** seines Gewichtes ein.

Die Gesammtproduction an **Klippfischen** auf den Faröern hat in den letzten zehn Jahren im Durchschnitt jährlich von etwa 15,000 bis 20,000 Centner zu einem dortigen Werthe von circa 9000 bis 12,000 Thaler betragen, die Ausfuhr an **Stockfisch** etwa 4000 bis 5000 Centner zu einem Durchschnittswerthe von 3500 bis 4400 Thalern. An **Leberthran** wird ebenfalls ziemlich bedeutend ausgeführt, und allein für die **Schwimmblasen**, dort „**Sundmaver**" genannt, deren Zubereitung, wie erwähnt, fast gänzlich den Kindern überlassen ist, werden jährlich Hunderte von Thalern gelöst. Der **Rogen** wird von den Kaufleuten gesalzen, in Fässer verpackt, an denen, wie bei Fruchttonnen, beide Böden durchbohrt sein müssen, damit die Lake ablaufen kann, und **nach Spanien versandt, wo derselbe beim Sardellenfange benutzt wird.** Die Sardellenfischer zerreiben ihn nämlich zwischen den Händen und streuen ihn innerhalb ihrer aufgestellten Netze ins Wasser, wodurch die Sardellen herbeigelockt und gefangen werden. Die faröischen Fischer erhalten per Tonne gesalzenen Rogen etwa sechs Thaler.

Außer dem gewöhnlichen Leberthran wird aus der Dorschleber noch der Medicinthran gewonnen, auf den Faröern aber

wenig oder gar nicht bereitet. Man gewinnt ihn, indem man die beste, fetteste Leber in der Sonne zergehen läßt oder durch Anwendung von heißem Wasser oder Wasserdämpfen sie schmilzt. Die Klippfische werden in Massen von den Faröern hauptsächlich nach Bilbao in Spanien, nach Leith und Liverpool in Großbritannien und nach Kopenhagen ausgeführt; die Stockfische fast ausschließlich nach Kopenhagen; der Thran ebenfalls nach diesem letztern Orte, wie auch nach England und Spanien sowie nach Hamburg, während Rogen und Sundemaver meistens nach Spanien: Bilbao und Barcelona, versandt werden.

Fast eben so sehr wie von den Einwohnern wird die Fischerei an den Küsten der Faröer und auch Islands von englischen und französischen Fischern ausgebeutet. Diese bedienen sich dazu kleiner, aber tiefgehender und schnellsegelnder Schiffe. Die englischen Fischer, welche namentlich auf den Shetlands-Inseln, in Hull, Grimsby, Greenwich, Gravesend und London zu Hause gehören, kommen jedes Frühjahr, gewöhnlich im Laufe des April, in ihren theils als Schaluppen, theils als Schooner getakelten Fahrzeugen auf den Faröern an, fischen an der dortigen Küste bis Mitte August und segeln dann zum Theil nach Island, um dort die Fischerei bis etwa Mitte Octobers, mitunter noch länger fortzusetzen. Jedes Schiff hat eine Bemannung von meist zehn bis funfzehn Mann, zuweilen noch darüber, und man sieht diese Fahrzeuge während der genannten Zeit rings um die Inseln herum, bald kaum dem bloßen Auge sichtbar, bald in der Nähe der Küste mit dem Strome treibend, um zu fischen.

Versetzen wir uns im Geiste an Bord eines dieser Fahrzeuge. Die hübsche kleine Schaluppe, auf welcher wir uns einstweilen einquartiert haben, verräth durch ihre schlanke, zierliche Bauart, daß sie gleich vielen ihrer hier anwesenden Gefährten früher die Lustjacht irgend eines englischen Lords war, die, cassirt und verkauft, jetzt statt der parfümirten Herren und Damen der englischen Aristokratie in den Cajüten theer- und tabackduftende Fischer, in dem frühern großen Salon aber, in der Mitte des Schiffes, gesalzenen Dorsch, Thrantonnen, Leberfässer, Salz und Proviant ꝛc. beherbergt, und aus dem uns statt der Wohlgerüche, die hier wohl früher den Flacons der englischen Ladies entquollen, ein Parfüm entgegenströmt, das selbst die toleranteste Nase zu einem schleunigen Rückzuge zwingt.

Es ist früh Morgens, noch nicht vier Uhr. Die nächtlichen Nebel zerfließen allmälig vor den Strahlen der Sonne, die soeben den östlichen Horizont vergoldet. Kein Lüftchen regt sich, die See ist glatt und blank wie ein Spiegel; dennoch hebt und senkt sich unser Schiffchen, aber sanft und gleichmäßig, auf der langgezogenen Deining, die den Ocean selbst in den Momenten seiner größten Ruhe kennzeichnet und den tiefen Athemzügen eines schlafenden Ungeheuers zu vergleichen ist. Von Minute zu Minute erweitert sich unser Gesichtskreis, indem die Sonne mehr und mehr den Schleier lüftet, mit welchem der Nebel die See während der Nacht verhüllt hatte, und Schiff auf Schiff kommt ringsum zum Vorschein. Bald zählen wir deren mehr als zwanzig in verschiedenen Gruppen um uns her. Gleich Schwänen, mit ausgebreiteten Schwingen, liegen sie wie träumend auf der blanken Fläche, die Segel von der Morgensonne mit röthlichem Schimmer übergossen. In weiterer Entfernung gewahren wir noch hier ein einzelnes Fahrzeug, dort deren zwei oder drei zusammen, während am äußersten Horizonte, wo Nebel, Luft und Wasser in einander zu verschwimmen scheinen, hier und da die Spitze eines einsamen Segels auftaucht. Dem ungeübten Auge scheint es bald den Fluthen zu entsteigen, bald in den Wolken zu schweben, nun riesige Dimensionen annehmend, dann wieder als ein winziges Pünktchen, gleich den Gaukelbildern der Fata Morgana.

Nur nach der einen Seite hin hemmt eine dichte, undurchdringliche Nebelmasse noch die Aussicht. Die dienstfertige Erklärung eines der Fischer, daß dort das kaum eine Meile entfernte Land sich befinde, ruft bei uns ein ungläubiges Lächeln hervor.

Die Faröer, zehn Meilen weit sichtbar, sollten dort in solcher Nähe, und doch unseren Blicken gänzlich verborgen, sich erheben — unmöglich! Die bescheidene Bemerkung unseres Cicerone: dies sei im Sommer hier eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung, vermag unsere Zweifel nicht zu heben. Unwillkürlich blicken wir dennoch wieder dahin, um durch nochmaliges Anschauen gleichsam uns recht von der Absurdität jener Behauptung zu überzeugen. Doch siehe! Der Vorhang beginnt sich zu lüften und durch die Lücken starren uns die gewaltigen Klippenmassen der faröischen Küste entgegen. Das Panorama entrollt sich indeß nicht plötzlich vor unseren Blicken, sondern bald hier, bald dort zerreißt der Schleier und zeigt uns den schneebedeckten Gipfel eines Berges, die dunkle, steile Felsenwand eines Vorgebirges, einen schäumenden Wasserfall, um im nächsten Augenblicke wieder neidisch und neckend Alles zu verhüllen, bis endlich die Dunstmassen den Strahlen der Sonne weichen müssen. Berg auf Berg, ganze Inseln mit ihren Buchten und Thälern, ihren 2000 Fuß hohen, senkrechten Felswänden, die mit den gezackten, thurmähnlichen Spitzen und Zinnen gigantischen Burgen des Mittelalters gleichen, scheinen wie durch Zauberschlag dem Meere zu entsteigen, bis zuletzt die ganze uns zugekehrte Seite der Inselgruppe im Glanze der Morgensonne vor uns liegt und einen wahrhaft imponirenden Anblick gewährt. —

Die Schläge der Schiffsuhr zeigen die vierte Stunde an, entreißen uns unseren Träumereien und erinnern uns an den Zweck unseres Hierseins. Wir wenden jetzt unsere Aufmerksamkeit dem Schiffchen und seiner Bemannung zu. Das Großsegel ist aufgehißt und steht fast quer über die eine Seite des Schiffes hinaus, um dasselbe im Winde zu halten. In dieser Weise treibt es langsam mit dem Strome. Sechs Fischer, in mehr oder minder phantastischen Anzügen, die halbe Besatzung oder die Backbordswache, unter dem Befehle des Steuermannes, stehen auf der andern Seite des Fahrzeuges, der Gallerie entlang. Diese Leute halten mit der einen Hand ihre Angelschnur über die Seite des Schiffes hinaus, während sie gleichzeitig durch Witze, Anekdoten oder durch Singen sich die Zeit verkürzen. Dann und wann thut einer einen plötzlichen Ruck und zieht dann schnell einige Klafter der Leine empor. Die Kameraden schauen erwartungsvoll auf; doch schon läßt der Beneidete mit getäuschter und verdrießlicher Miene seine Leine wieder auslaufen, der Fisch ist entkommen oder die Angel war nur an einer Seepflanze am Grunde hängen geblieben. Auf dem Deck liegen wenige Fische, der Fang der Nacht. Die zweite Wache, in der Seemannssprache die Hundewache genannt, ist gerade vorüber. Die Schläge der Uhr klingen wie liebliche Musik an die Ohren der Leute auf dem Verdeck, denn sie verkünden ihnen, daß die Zeit der Ablösung gekommen, daß sie jetzt wieder vier Stunden schlafen können, d. h. wenn keine unvorhergesehenen Störungen eintreten.

Daß sie das schöne Schauspiel, welches uns soeben entzückte, den Genuß dieser prachtvollen Morgenstunde verlassen müssen, kümmert sie nicht. Dergleichen hat längst für sie keinen Reiz mehr oder höchstens insofern, als der Aufenthalt auf dem Deck ihnen in der milden Luft weniger beschwerlich erscheint, als bei rauhem, stürmischem Wetter, und ihre warme Koje ziehen sie weit allen Naturschönheiten vor. Beim ersten Glockenschlage schon hat auf einen Wink des Steuermannes

einer seiner Untergebenen sein „turn out" in die unteren Räume des Vordercastells hinuntergebrüllt. Den Schläfern dort unten klingt seine Stentorstimme fast wie die Posaune des jüngsten Gerichts, die sie in sehr prosaischer Weise aus dem Reiche der Träume in die Wirklichkeit zurückführt. Der Steuermann hat sich währenddem in die hintere Cajüte hinunterbegeben, um den Capitän zu wecken, und zehn Minuten später schon erscheint die Steuerbordswache auf dem Verdeck.

Jeder derselben nimmt seinen Posten ein und wirft seine Leine aus, nachdem er die Angeln mit frischem Köder versehen und mit unzufriedener Miene die geringe Zahl der auf dem Deck liegenden Fische überblickt hat. Der Eine oder Andere fragt wohl seine abgelösten Kameraden nach den Begebnissen der letzten Wache, die Meisten beobachten indeß mit ziemlich neidischen Blicken wie diese ihre Schnüre emporziehen, sie in einem Körbchen oder an einer freien Stelle des Decks im Kreise aufschießen und sich anschicken, ihre Schlafstellen, das Dorado des Seemannes, aufzusuchen.

Capitän und Steuermann wechseln noch einige Bemerkungen bezüglich des Wetters oder äußern ihre gegenseitigen Muthmaßungen, wo wohl die meisten Fische anzutreffen seien und dann steigt auch dieser in die Cajüte hinab, nachdem er den Zurückbleibenden eine gute Wache gewünscht.

Von Oberösterreich nach Steyermark.

Reisebild von **Dr. Friedrich Brinkmann.**

II.

Wir treten jetzt unsere Wanderung über Spital am Pyrrhn nach dem Ennsthale in Steyermark an, um dem Laufe dieses Flusses folgend den östlichsten Theil von Oberösterreich kennen zu lernen und endlich die am Zusammenflusse der Enns mit der Steyer gelegene Stadt Steyer zu erreichen.

Auch von der Seite, auf welcher wir Windischgarsten verlassen, d. h. von Süden, bietet das Thal ein reizendes Bild dar, an dem wir uns nicht satt sehen können, so oft wir uns umwenden. Der weitere Weg bis Spital (zwei Stunden) ist nicht gerade uninteressant, aber ohne besondere Reize. Das grüne, ziemlich einsame Thal, durch welches er geht, spricht uns erst besonders wieder an, wenn wir die Kirche des Klosters im Umkreise des kleinen idyllischen Bergkessels, worin es liegt, ihre weiß glänzenden Kuppelthürme emporrecken sehen.

Der uns auf den ersten Blick seltsam scheinende Name des Stiftes erinnert uns sofort an die Veranlassung seiner Gründung. Spital am Pyrrhn bedeutet nämlich so viel als Hospiz am Berge oder Passe Pyrrhn. Wie das Hospiz am St. Gotthard, am St. Bernhard, am Simplon und so viele andere der Alpen wurde auch dieses zur Beherbergung der Pilger angelegt, die über die Alpen nach Italien zogen. Der Paß über den Berg Pyrrhn (ad montem Pieren, seu Piren) gehört zu den ältesten Alpenübergängen. Schon die Römer kannten ihn und im Orte wird jetzt noch die Stelle gezeigt, wo einer ihrer Tempel gestanden haben soll. Seit dem elften Jahrhundert gehörte die Gegend dem Bisthum Bamberg und soll nach der Sage eine der vielen Schenkungen gewesen sein, die Kaiser Heinrich der Heilige dieser seiner Lieblingsstiftung machte. Der Bischof Otto II. von Bamberg gründete nun im Jahre 1190 hier ein Hospiz für die auf diesem Wege ins heilige Land ziehenden Pilger, und von dieser Zeit blieb der Ort unter der Patronats- und Lehnsherrlichkeit von Bamberg bis zur Säcularisation im Jahre 1803.

Das Kloster wurde erst im Jahre 1418 hier gegründet von Bischof Albert, war ursprünglich ein Decanat von 10 bis 18 Kanoniken, und wurde 1605 zu einer Probstei erhoben, als welche es bis zum Jahre 1807 bestand. Dann wurde es auf zwei Jahre ein Benedictinerkloster und 1809 zog der Staat es ein.

Auch in der Geschichte dieses Ortes tritt die Reformationszeit in einer Aufsehen erregenden Weise hervor. Schon im Jahre 1547 fanden die Lehren Luther's in diesem Kloster Anklang, ganz so und um dieselbe Zeit, wie in den beiden benachbarten großen und berühmten Klöstern Kremsmünster und Admont, und 1568 nahm der Vorsteher desselben, der Dechant Wolfgang Pruggner, die protestantische Religion an und verheirathete sich, ganz so wie seine Collegen, Abt Markus Weiner von Kremsmünster und Abt Valentin Abel von Admont es machten.

Staunenerregend ist es, an dieser Stelle, in einer der einsamsten Gegenden Oberösterreichs, tief in den Bergen versteckt, eine allein stehende Kirche zu finden, die an Größe und Pracht mit den schönsten Kirchen des Landes wetteifern kann, eine lebhafte Erinnerung an die Reichthümer, worüber selbst ein vergleichsweise so kleines Kloster, wie das hiesige, ehemals zu gebieten hatte. Sie ist ganz in demselben Stile gebaut und ausgeschmückt, wie die großen Kirchen fast aller Klöster, Marktflecken und Städte Oberösterreichs, im Zopfstile. Auch die Zeit, in welcher der jetzige Bau entstanden, ist genau dieselbe, in der die meisten großen Klosterkirchen des Landes, z. B. die von Florian, Mölk und Kremsmünster, vollendet wurden, die Jahre von 1714 bis 1730. Es scheint damals eine allgemeine Baulust die kleinen und großen Klöster Oesterreichs ergriffen zu haben, ein charakteristisches Zeichen der unbedingten, ausnahmslosen Herrschaft des Zopfstils, der gerade damals (es ist die Zeit unmittelbar vor und nach dem Tode Ludwig's XIV.) im Zenith seiner Macht stand. Es ist, als ob sich die geistlichen Herren beeifert hätten, den Anforderungen des Zeitalters nachzukommen und zu zeigen, daß auch sie guten Geschmack hätten! Und so sehen wir denn ein einsames kleines Kloster der österreichisch-steyermärkischen Alpen sich ängstlich nach der Mode richten, die der Hof von Versailles urbi et orbi dictirte. Als Beispiel der ausgesuchten Pracht, womit das Innere ausgeschmückt ist, möge nur der Hochaltar angeführt werden. Er ist aus dunkelgrünem, schwarzgemischtem Marmor gearbeitet, die zwölf Säulen aber, welche das Tabernakel tragen, aus weißem kararischen Marmor. Das große Altarbild, die Himmelfahrt Marias darstellend, ist von dem Maler Altomonte, einem berühmten Künstler der Renaissance, der auch die sogenannten Kaiserzimmer und die Kirche des Klosters Krems-

münster ausgemalt hat, und dessen Gemälden wir überhaupt so oft in den größeren Kirchen des Landes begegnen, daß sie beinahe ebenso zur Physiognomie desselben gehören wie der eigenthümliche Baustil. Oben über dem Altare schwebt eine vergoldete Krone unter einer Kuppel.

Neben der Kirche stehen noch die Klostergebäude. Sie werden jetzt „das Schloß" genannt und theils vom Grafen Stahrenberg, einem der reichsten Grundbesitzer Oberösterreichs, den Sommer über bewohnt, theils zu Dienstwohnungen der für die großen, rings umherliegenden Waldungen angestellten Forstbeamten benutzt. Außerdem befindet sich hier noch ein Gasthaus, das in seiner saubern, freundlichen, durch braunes Täfelwerk ausgezeichneten Gaststube einen sehr behaglichen Aufenthalt gewährt. Man kann lange in Oberösterreich und Steyermark reisen, ehe man ein ähnliches wiederfindet.

Leider gönnte ich mir nur einige wenige Stunden hier zu verweilen, da ich gleich nach Tische von Windischgarsten aufgebrochen war und schon früh am Nachmittage hier anlangte. Der Himmel, der am Morgen in so reinem Blau gestrahlt, hatte sich zwar allmälig immer mehr mit Wolken überzogen und die Luft war von Stunde zu Stunde schwüler geworden. Aber noch beleuchteten die hellen Sonnenstrahlen die Gegend und ich hoffte Lietzen vor einem nochmaligen Umschlage des Wetters zu erreichen.

Ich verrechnete mich sehr. So viele Wandertage ich auch schon in den Alpen zugebracht habe, so bin ich doch noch nie in ein solches Unwetter gerathen wie auf diesem Passe nach Steyermark, und wenig fehlte, so wäre ich darin zu Grunde gegangen.

Kaum hatte ich Spital eine Stunde verlassen, so brach das Gewitter, das sich inzwischen über meinem Kopfe mit ungeahnter Schnelligkeit zusammengezogen hatte, los. Anfangs regnete es erträglich, so daß ich mich mit meinem Regenschirme leidlich schützen konnte. Als ich aber nach einem zweistündigen Marsche oben auf der Paßhöhe (2917 Fuß über dem Meere) angelangt war und auf der steyermärkischen Seite hinabzusteigen begann, entluden sich plötzlich die Wolken in fürchterlichen Fluthen. Ein wahrer Wolkenbruch ging los, das Wasser strömte in solchen Massen nieder, daß binnen wenigen Minuten die ganze Straße in einen breiten Bach verwandelt war, und Donner und Blitz führten mit den rauschenden Wasserströmen und dem pfeifenden Winde ein grausiges Concert auf. Dazu war die Dunkelheit schon angebrochen, kein Mensch begegnete mir und kein Haus war zu sehen, wo ich eine Weile hätte unterstehen können.

Es dauerte natürlich nur sehr kurze Zeit, so war ich trotz meines Regenschirmes völlig durchnäßt, und so wanderte ich denn mit der eigenthümlichen Mischung von Ingrimm, Ungeduld und Resignation, die des Wanderers sich bemächtigt, wenn er merkt, daß er bis auf die Haut naß ist, starken Schrittes bergab durch die Sturmfluthen weiter. Nachdem ich das Wüthen und Toben der entfesselten Elemente beinahe eine Stunde ausgehalten hatte, gelangte ich endlich an ein Haus, an dessen offener Thür zwei Frauen standen, eine ältere und eine jüngere, ihre Tochter, mit einem kleinen Kinde auf den Armen. Und das war in der That Hülfe in der Noth. Denn kaum war ich dort eingetreten oder vielmehr hineingesprungen, so wurde die Nacht von einem flammenden Blitze grell erleuchtet und gleich darauf krachte ein fürchterlicher Donnerschlag. Der Blitz mußte in der unmittelbaren Nähe eingeschlagen haben. Wer weiß, was mir begegnet wäre, wenn ich nicht in dieses Haus meine Zuflucht genommen hätte, sondern weiter gegangen wäre. Leider vergißt man beim Waten durch solch eine Sündfluth nur zu leicht alle Vorsichtsmaßregeln, insbesondere die, langsam zu gehen; auch der Kaltblütigste wird ungeduldig, man sehnt sich ins Trockne zu kommen, beschleunigt den Schritt so sehr wie nur immer möglich, man erhitzt sich und läuft so dem Unglück in den Rachen.

In jenem Häuschen nun, wo ich eine Stunde etwa verweilte, hatte ich auch Gelegenheit, einige interessante Dinge aus dem Gebiete des Volksglaubens kennen zu lernen. Als nämlich jener gräßliche Blitz unter fast gleichzeitigem erschütterndem Donnergekrach vor der Thür niederfuhr, schrien die beiden Frauen laut auf, bekreuzten sich und beteten. Dann aber lief die jüngere in eine Ecke der Küche, als welche zugleich das Vorhaus diente, holte daraus etwas hervor, das wie Brennholz und Reisig aussah, und ging damit zum Herde, auf welchem das Abendbrot der Leute, ein Eierschmarren, schmorte. Sie wollte es schon in das Feuer stecken, als die Alte ihr zurief, sie solle es nur unterlassen, jetzt sei es zu spät. Nur mit vieler Mühe gelang es mir, eine Erklärung dieser Worte zu bekommen. Sie ist in folgender Thatsache gegeben.

Es besteht in Oberösterreich, Steyermark und auch wohl im baierischen Hochlande die Sitte, daß die Leute am Ostertage Kienhölzer herbeitragen, sie zu einem Haufen zusammenschichten und von unten ein wenig anbrennen. Wenn der Rauch sie durchzieht, spricht der Priester den Segen darüber und damit sind sie geweiht. Man löscht nun das Feuer aus und jeder nimmt das ihm gehörige Kienholz wieder fort und trägt es nach Hause. Man verwahrt es sorgfältig das ganze Jahr hindurch, um während der Gewitter davon Gebrauch zu machen. Wenn ein solches ausbricht und Gefahr obzuwalten scheint, steckt man nämlich etwas von diesem geweihten Holze in das Feuer und glaubt, daß dadurch das Haus gegen das Einschlagen des Blitzes gesichert sei. Da man natürlich mit dem Vorrathe dieses kostbaren, wunderthätigen Holzes nur höchst sparsam umgeht, so erklärt sich das Benehmen der beiden guten Bäuerinnen, bei denen ich Obdach fand. Nachdem der Blitz so dicht an ihrem Häuschen vorbeigefahren war, glaubten sie, es werde ein zweiter nicht wieder so nahe kommen, sie hielten die größte Gefahr für überstanden und wollten nun ihren kleinen Schatz nicht verschwenden.

Von denselben Personen erhielt ich auch Aufklärung über eine zweite, noch viel seltsamere und den Fremden im höchsten Grade überraschende Sitte, welche hier zu Lande während eines Gewitters nicht selten beobachtet wird. Als ich nämlich während des heftigsten Wüthens des Gewitters in die Nähe einer dicht an der Straße stehenden Schneidemühle kam, sah ich wie mehrere davorstehende Burschen mitten durch die Blitze, die rechts und links niederfuhren und die schon angebrochene Nacht schauderhaft erhellten, wiederholt Gewehre abfeuerten, zuletzt fast unmittelbar vor meinem Gesichte, so daß ich, in Ermangelung jeder andern Erklärung, anfangs glaubte, es sei auf mich abgesehen. Noch ganz empört über dieses unsinnige und frevelhafte Benehmen kam ich zu jenen Frauen und erzählte es ihnen. Diese setzten mir darauf aus einander, es sei in der ganzen Steyermark der Glaube verbreitet, man könne durch geschicktes Schießen auf den Bergen, durch die Lufterschütterung, die es bewirkt, ein Gewitter vertreiben und nach einer andern Gegend hinjagen. Es seien auf diese Weise wegen angeblicher Gewitterzusendungen schon erhebliche Streitigkeiten zwischen einzelnen Gemeinden entstanden und die Obrigkeit genöthigt worden mit Verordnungen einzuschreiten. Einen Beleg zu diesen Mittheilungen und zugleich einen Beweis der weiten Verbreitung dieser Sitte durch das ganze Alpenland fand ich später in einem Münchener Localblatte. Die Münchener „Neuesten Nachrichten" vom 14. April 1865 enthalten nämlich folgende seltsame Notiz: „Eine der Haupt-

stadt München ganz nahe gelegene Gemeinde hat Gemeindebeschluß dahin gefaßt, daß in ihrer Gemeinde beim Annahen eines Gewitters Böller abgeschossen werden dürfen, weil die ihrer Flur zunächst gelegenen Ortschaften A— und T— dasselbe Wetterschießen beobachten, wodurch die Gewitterwolke jene Fluren nicht überzieht, sondern sich stets mit verderblichem Schauer über ihre Gemeinde entleert." —

Von dem genannten Hause an hatte ich noch ungefähr eine Stunde zu gehen, bis ich nach Lietzen kam, so daß der ganze Weg von Spital am Pyrrhn bis Lietzen etwa vier starke Stunden zu gehen beträgt. Als ich hier in dem Gasthause von Wiessinger, wo gewöhnlich die Fremden einkehren, anlangte, war auch kein Faden Trockenes an mir. Ich suchte sogleich das Nachtlager auf.

Wie ich später erfuhr, hätte ich diesen Weg nach Lietzen gar nicht zu machen brauchen, sondern auf einem geraden Wege nach Admont, dem eigentlichen Ziele meines Marsches nach Steyermark kommen können. Es führt nämlich von Spital am Pyrrhn ein Fußweg über den Bargasberg nach Admont. Man legt ihn in etwa vier Stunden zurück, während die Fahrstraße über Lietzen doppelt so weit ist, und er ist so gut unterhalten, daß er ohne Führer zu finden und selbst bei schlechtem Wetter zu machen ist. Man muß aber allerdings schärfer steigen, da der Bargasberg eine Höhe von 6897 Fuß erreicht, während das Joch des Pyrrhn, das wir überstiegen haben, noch nicht halb so hoch ist (2917 Fuß). Dafür ist der Fußsteig aber auch interessanter und berührt viele Almhütten, in denen man ausruhen kann. Ich bedauerte sehr, dies nicht gewußt zu haben, und daran war nur der taube Wirth von Windischgarsten Schuld, bei dem ich mich vergebens zu erkundigen gesucht hatte.

Lietzen selbst verdient es am allerwenigsten, daß man diesen großen Umweg macht. Wenngleich sich drei große Straßen hier vereinigen, die von Oesterreich von Norden, die nach Admont gegen Osten, und die nach Aussee gegen Westen, so ist es doch ein gerade so langweiliges Nest, wie alle die anderen Marktflecken, die wir auf dieser Reise in Oesterreich und Steyermark kennen gelernt haben. Unter den vielen Gasthäusern, die sich auch hier finden, ist nicht ein einziges gutes. Dasjenige, wo ich wohnte, repräsentirte in der Todtenstille der Leere, dem Mangel an Gästen recht lebhaft die souveräne Langeweile, die hier herrscht. Selbst einer Tochter des Hauses schien diese nicht mehr zum Aushalten zu sein. Sie war eine Zeit lang in Graz gewesen, um das Kochen zu lernen, und hatte bei der Gelegenheit Geschmack am Leben einer großen Stadt gewonnen. Sie schien sich in Sehnsucht nach dem schönen Graz abzuhärmen und erging sich in nichts lieber als in Jeremiaden über das traurige Lietzen. Und so mag es manchem hübschen österreichischen und steyerischen Mädchen gehen, das seinen Marktflecken verläßt und nach Wien, Linz, Graz oder sonst wohin geht, um das Kochen zu lernen, dann aber nach Hause zurückkehrt. Ich vermuthe, daß sie zum größten Theile Mittel und Wege finden werden, um wieder in die große Stadt zu kommen, und nur wenige auf dem Lande bleiben, um die Resultate ihrer in der Stadt gemachten Kochstudien zum Besten der reisenden Menschheit zu verwerthen.

Wenigstens kann ich so viel versichern, daß man in der Verpflegung, die man hier zu Lande erhält, nichts davon bemerkt. Die Speisen, die dem Reisenden in den Dörfern und Marktflecken Oberösterreichs und Steyermarks vorgesetzt werden, sind durchschnittlich weniger als mittelmäßig, und es stehen beide Länder in dieser Beziehung weit hinter dem baierischen Gebirge zurück. Es werden einem fast immer dieselben Gerichte angeboten, nämlich Schnitzel und Rostbraten, denen nicht selten das für die Küche dieser Länder charakteristische Backhuhn beigefügt wird. Da nun aber in der Regel der Rostbraten für Zähne und Magen eines Culturmenschen zu barbarisch hart ist, und entweder die Zeit oder der Geldbeutel oder die Humanität es dem genügsamen Wanderer nicht erlaubt, die muntere Familie einer würdigen Henne um einen jungen hoffnungsvollen Sprößling zu berauben, der noch in Unschuld seines Lebens sich freut, so kann es sich bei einer längern Reise sehr wohl ereignen, daß man Wochen lang Mittags und Abends nichts als Kalbsschnitzel bekommt. Und auch diese wissen die Leute selten gut zuzubereiten und geben sie in Portionen, die einem hungrigen Fußgänger ein Lächeln des Mitleids abnöthigen, und ihn leicht in den Stoßseufzer: „das ist die Zeit der schweren Noth" mit allen seinen Variationen ausbrechen lassen.

Diese Armuth der österreichischen Küche in den Speisen, die dem Fremden angeboten werden, wird durch folgenden Umstand erst besonders auffallend. Die Leute haben nicht selten ganz schmackhafte landesübliche Speisen fertig, aber wenn der Fremde danach fragt, leugnen sie es. Man fragt: „Giebt es Suppe?" — „Nein," lautet die Antwort, aber gleich darauf kann man die Leute selbst Suppe essen sehen. „Giebt es Knödel?" — „Nein;" die Leute selbst aber haben diese bei ihnen sehr beliebte und darum vortrefflich zubereitete Speise in Hülle und Fülle auf ihrem Tische stehen. Und warum bieten sie ihre Speisen dem Fremden nicht an? Sie glauben, das, was sie selber essen, insbesondere ihre eigenthümlichen, landesüblichen Gerichte paßten nicht für den weithergekommenen Fremden, dieser könne nur an den Allerweltsspeisen, Schnitzel und Rostbraten, Gefallen finden. So bereiten sie ihm denn „vornehme" Speisen auf eine schlechte Art zu, setzen sie ihm in möglichst kleinen Portionen vor (denn auch das gilt für „vornehm", nur dem Bauern giebt man große Portionen) und die gut zubereiteten landesüblichen Speisen essen sie selber. —

Was die äußere Erscheinung des steyermärkischen Volkes betrifft, so fällt dem von Oberösterreich hierher kommenden Fremden besonders auf, daß er hier wieder eine bestimmte, allgemein herrschende Volkstracht antrifft, während dort kaum eine Spur noch davon zu finden ist, ein Zeugniß für den conservativeren, mehr am Alten hangenden Charakter des Steyermärkers. Die Theile der steyermärkischen Volkstracht sind bei den Männern: grüne, eng anliegende wollene Strümpfe, der hervorstechendste Theil, an dessen Erscheinen jenseits der Grenzen des Landes man immer die Nachbarschaft der Steyermark erkennt; hohe mit starken Nägeln dick beschlagene Schuhe; kurze, schwarze Lederhosen; eine Weste mit einer Reihe dicht über einander stehender silberner Knöpfe von fast kugelrunder Gestalt und der Größe einer Wallnuß; eine Joppe von dickwolligem, grauem Zeuge, mit grünem Kragen, grünen Aufschlägen an den Aermeln und grüner Einfassung an den Nähten; dazu ein schwarzer oder grüner, etwas spitzer Filzhut mit breitem grünen Bande und vielleicht einem Strauße von Blumen oder einem Büschel von Spielhahnfedern und Gamsbart darauf.

Es finden sich jedoch von dieser als Regel anzusehenden Tracht viele Variationen. Oft wird nur das eine oder andere Stück getragen, z. B. die grünen Strümpfe, der grünbebänderte Hut, und das Andere ist die allgemeine Tracht des baierisch-österreichischen Bauern. Auch erscheint wohl statt der grauen Joppe mit grüner Verzierung eine grüne tuchene Jacke ohne Schöße von der Form, wie der baierische Bauer sie trägt. Immer ist aber besonders charakteristisch für die Tracht die Vorliebe für die grüne Farbe, und offenbar hängt diese wieder zusammen mit dem ganzen Anblick, den das Land der Steyermark darbietet. Ganz starrend von Gebir-

gen, die jedoch nur zu einer mäßigen Höhe sich erheben, ist es ein durch und durch grünes Land und wird daher gern die grüne Steyermark genannt.

Die Kleidung der Frauen hat wenig Auszeichnendes. Wie bei den Oberösterreicherinnen besteht sie meistens aus einer Jacke und einem Rocke, jedes aus einem besondern, aber dunkeln Stoffe gemacht. Ich sah eine alte Frau mit einer spitzen goldenen Haube, ungefähr von der Form, welche die Haube der Allgäuerinnen hat. Die Linzer Haube erscheint hier aber nicht mehr, sie beschränkt sich durchaus auf Oberösterreich.

Die Volksphysiognomie der Steyermärker ist gröber und weniger intelligent als die der Oesterreicher, und deutet auf die niedrigere Culturstufe hin, die das Land im Vergleich mit jenem einnimmt. Als Besonderheit fiel mir auf, daß die Leute, wenn sie grüßen, es mit einer eigenthümlichen Demuth thun, als vermutheten sie in dem Fremden einen Beamten oder Agenten der Regierung.

Die Lappen Schwedens und ihre Lebensweise.

Mitgetheilt von **C. F. Frisch** in Stockholm.

I.

Man kann die in dem nördlichsten Theile Schwedens lebenden Lappen zunächst eintheilen in Nomaden und in Nicht-Nomaden; jene bilden den eigentlichen Kern der Nation, diese dagegen sind eigentlich nichts anderes als der Auswurf derselben. Sie sind entweder Fischerlappen, wovon das Nähere unten, oder umherstreifende Hirten (Viehhüter) und, was damit fast gleichbedeutend ist, da aus ihnen im Laufe der Zeit doch nichts anderes zu werden pflegt, Bettler. Manche ärmere junge Lappen gehen nicht gern bei ihren Landsleuten in Dienst, sondern begeben sich hinab in das untere Land, um den dortigen Gutsbesitzern und Bauern während des Sommers das Vieh zu hüten. Dafür bekommen sie einen Lohn, wie die Lappen ihn unmöglich geben können, brauchen auch des Nachts nicht das Vieh zu hüten, nicht zu friern und zu hungern und haben endlich den ganzen Winter frei. Während desselben verdienen sie etwas durch Anfertigung von Lappschuhen und anderen Arbeiten, oder helfen auch wohl einem Lappen auf eine kurze Zeit bei seiner Renthierherde.



Lappisches Ehepaar.

Diese Leute sind oft die hoffärtigsten und unausstehlichsten Geschöpfe: man muß höflich gegen sie sein, muß sie demüthig um ihre Dienste anflehen und dennoch gut bezahlen. Nachdem sie auf solche Weise ihre Jugend verlebt haben und späterhin alt und schwach geworden sind, wollen die Gemeinden des untern Landes nichts mehr von ihnen wissen, sondern schicken sie zurück in ihre Heimath, wo sie dann den Armenanstalten zur Last fallen oder von Thür zu Thür laufen und Jedermann durch ihr unverschämtes Betteln belästigen.

Zu diesen kommen in den unteren nördlichen Provinzen noch die sogenannten Kirchspiels-Lappen, welche als Abdecker, Profoße und dergleichen oder zu solchen Dingen dienen, zu welchen sich ein Schwede nur äußerst selten und ungern hergiebt. Wahrscheinlich haben früher die Lappen das Land noch weit mehr mit ihren Betteleien gebrandschatzt, und nachdem dann 1723 ein scharfes Gesetz dieses „Ungeziefer“ zu verscheuchen strebte, hat man sie wohl hier und da zu solchen Diensten angenommen, für welche es keine Mitbewerber gab, und die dennoch verrichtet werden mußten. Dann nahm das Kirchspiel einen solchen Lappen als Angehörigen in seinen Schutz. Aus ihnen aber ist nunmehr eine wirkliche Abdeckerclasse entstanden, die vielleicht eben so ewig bleiben wird, wie die Zigeuner, und noch vorhanden sein wird, wenn der bessere Theil der Lappennation längst verschwunden sein wird. —

Zu dergleichen Kirchspielslappen oder zu Bettlern und Armenhäuslern sinken auch Nomadenlappen herab, wenn sie durch Unglücksfälle oder eigene Schuld ihre Renthierherde verloren haben. Dann bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als entweder Fischer zu werden oder sich auch auf die Bettelei zu legen. Ansiedler können sie nicht gut werden, denn graben mögen sie nicht, dagegen aber schämen sie sich keineswegs des Bettelns. Ein Lappe, der sich von Jugend auf an die schwedische Arbeit und Lebensweise gewöhnt hat, kann wohl allmälig wie ein schwedischer Ansiedler werden, in den späteren Lebensjahren aber scheint dieser Uebergang für ihn ganz unmöglich zu sein.

Giebt der Fischfang guten Ertrag, dann lebt der Mann im Ueberfluß, aber auch beinahe nur von Fischen; andere Lebensmittel hat er selten. Wenn ein Fischerlappe sich einige Ziegen anschaffen kann, dann ist dadurch der Grund gelegt zum Uebergang in die „ansässige schwedische Lebensweise“, und das ist allemal ein glücklicher Schritt nach oben.

Die Fischerlappen wohnen in kleinen, schlechten, hölzernen Hütten, welche sie hier und da an guten Fischgewässern errichtet haben. Sie fangen und schießen bisweilen Vögel, besonders Schneehühner, und legen an Strömen und Seeengen, die im Frühlinge zuerst eisfrei werden, künstliche Vogelnester an. Diese bestehen aus ausgehöhlten Klötzen, oben und unten mit Böden und sind an der einen Seite mit

Löchern versehen, in welche man bequem mit der Hand hineinlangen kann. Diese Klötze befestigt man ganz dicht am Ufer an Bäumen; das erwähnte Loch ist dem Wasser zugekehrt. Die Baumente, welche sich im Sommer häufig in den Lappmarken aufhält und in hohlen Baumstämmen nistet, findet diese Nester sehr bequem und legt ihre Eier hinein.

Die Nomadenlappen Schwedens sind entweder Gebirgslappen (Fjell-Lappar) oder Waldlappen (Skogs-Lappar), beide in ihrer Lebensweise wesentlich verschieden. Jene halten sich während des Sommers in den hohen, unbewaldeten, kahlen und in ihren höchsten Regionen auch im Hochsommer mit Schnee bedeckten Gebirgen (Fjell) auf, diese dagegen bleiben immer in dem untern bewaldeten Theile der Lappmarken, welcher sich dem Bottnischen Meerbusen parallel erstreckt und wohl drei Viertel derselben einnehmen dürfte. Der höchste Theil des Gebirges, den man aber keinen Rücken, sondern vielmehr eine Hochebene nennen kann, fällt im Allgemeinen mit der Grenze zwischen Schweden und Norwegen zusammen, stürzt in letzterm Lande jäh hinab ins Meer, senkt sich aber in Schweden terrassenförmig, stets niedriger werdend, von Norden nach Süden und Südosten und in südlicheren Breiten fast von Westen gegen Osten an den Bottnischen Busen herab.

Die von den höchsten Theilen des Gebirges herabströmenden Flüsse, nämlich Turneå-, Kalix-, Luleå-, Piteå-, Skellefteå-, Umeå- und Ångermanna-Elf, verstärkt durch die Nebenflüsse, welche von dem stets niedriger werdenden Nebenzweige des Hauptgebirges herabströmen, sind gleichsam die Heerstraßen, auf denen die Lappen ihre Wanderungen anstellen. Diese erstrecken sich nämlich stets den Flüssen entlang, niemals quer über die Wasserscheiden, über welche nur äußerst selten ein kühner, mit der Gegend sehr vertrauter Wanderer dringt, einer, der sich nicht scheut, die Nacht unter freiem Himmel zu liegen und „bei dem Fuchs zu Gaste zu sein.“ Gewöhnlich macht man, um aus dem einen Flußthale in das andere zu gelangen, den großen Umweg nach dem Bottnischen Meerbusen hinab, wo man einen gebahnten Weg findet.

Auf diesen niedrigeren Wasserscheiden halten sich die Gebirgslappen während des Herbstes und Frühlings auf und haben hier ihre eigentliche Heimath (Herbststellen, lappländisch: Faktja-Saje), welche gewöhnlich an dem Waldsaume (Orto), d. h. dort, wo der Wald zu wachsen aufhört, also an der Grenze zwischen dem Wald- und Fjelllande, belegen sind. Die Fjell sind nämlich an ihren Seiten bis zu einer gewissen Höhe bewaldet, oben aber kahl.

Der Lappe hat bei seiner Herbststelle ein Verwahrungshaus (schwedisch Stabur, lappländisch Njalla), einen ganz kleinen Bretterverschlag, welcher nach Art der in Deutschland gewöhnlichen Taubenhäuser auf einem einzigen in die Erde getriebenen Pfahle ruht, damit der Vielfraß (Fjellfraß) nicht hinzukommen kann. Hier verwahrt der Lappe, wenn er im Spätherbst gegen Süden oder Südosten zieht, seine Frühlingskost (Kitan-Åse), d. h. Fleisch, welches er für den Frühling und Sommer zur Speise haben will. In diesen Jahreszeiten kann er nämlich keine Renthiere schlachten, weil dieselben abgemagert und auch ihre Häute unbrauchbar sind wegen einer zahllosen Menge kleiner runder Löcher. Diese entstehen dadurch, daß eine Larve (Kurbma), die sich während des Winters zwischen Haut und Fleisch aufgehalten hat, im Frühling hervorkriecht und zu einer Bremse (Snupol) wird. Daher gleicht die Haut eines Renthieres in diesen Jahreszeiten beinahe einem Siebe, und aus diesem Grunde kann es sich wohl ereignen, daß ein Lappe, der Tausende von Renthieren besitzt, im Sommer Gefahr läuft zu darben. Neben dem erwähnten „Njalla“ hat der Lappe gewöhnlich noch ein „Luove“ oder „Luopte“, d. i. ein Gebäude mit einem auf vier Pfählen ruhenden Dache, dessen Seiten entweder ganz offen oder nur mit dünnen Schienen oder Stacketen eingefriedigt sind, unter welchem man Fleisch und Fische, auch wohl Kleider zum Trocknen aufhängt und während des Sommers die Wintergeräthe, z. B. Schlitten (Attjia, Plur. Attjior) verwahrt.

Gleich nach Johannis, wenn die Mücken kommen und die Hitze beschwerlich wird, begiebt sich der Lappe hinauf in das hohe Gebirge (Fjell) und bleibt dort bis zur Mitte des August, ja er kommt wohl während dieser Zeit nach Norwegen bis an den Ocean. Während dieser Zeit melkt er seine Renthierkühe und bereitet Käse aus der Milch. Den Käse nimmt er als seine beste und leckerste Speise mit, wenn er zurückkehrt, falls er nicht einen Theil desselben schon in Norwegen gegen grobes Tuch (Waldmal oder Walmar), Decken, Schaffelle, Kaffee und den Nectar der Lappen, Branntwein, umgesetzt hat. Der Rückzug gegen Südosten oder Osten geschieht gemächlich und in kurzen Tagemärschen; man weilt nach Umständen bald hier bald dort auf einige Zeit. Gewöhnlich aber hat man zu Anfang des September die Herbststelle wieder erreicht. Ist nun Friede (Alas), d. h. sind keine Wölfe in der Gegend, so läßt der Lappe seine Renthiere laufen, wohin sie wollen. Diese Freiheit bekommt ihnen sehr gut und sie werden dann fetter. Doch entfernen sie sich niemals weit von den ihnen bekannten Gegenden. Zu Anfange des September sammelt er sie wieder, auch treibt ihr eigener Instinct sie dann zusammen, denn jetzt tritt ihre Brunstzeit ein. Nun schlachtet er seine Brunn-Renthiere (Sarvah), d. h. die Renthierstiere und Ochsen; doch muß dies geschehen, ehe sie gebrunstet haben, denn sonst ist das Fleisch ranzig und unschmackhaft.

In der Mitte des November sind die Moräste und Seen schon hart zugefroren; dann begiebt sich der Lappe in das untere Land oder in die Wälder. Nicht selten werden seine Wanderungen bestimmt durch die Wölfe. Wenn diese seiner Herde einen Besuch abgestattet haben, eilt er anderen Gegenden zu, in denen er sicher zu sein hofft. Dennoch folgt sein Zug gewöhnlich dem Laufe des Flusses, und oft kommt er herab bis an den Bottnischen Meerbusen in die Nähe der Städte und Dörfer. Im April aber beginnt er wieder gegen Norden oder Nordwesten zu ziehen. Wenn in der zweiten Hälfte dieses Monats der Schnee eine in der Nacht gebildete Kruste (schwedisch Skare, lappländisch Tjarva) erhält, dann zieht er in großer Eile aufwärts, um eine so vortreffliche Bahn zu benutzen; dann gönnt er sich nicht einmal die Zeit, um sein Zelt aufzuschlagen, sondern ruht während der wärmern Tageszeit so gut wie er kann, und reist während der Nacht, welche in diesen hohen Breiten schon zu dieser Jahreszeit hell genug dazu ist. Im Anfang des Mai kommt er gewöhnlich bei seiner Herbststelle an und hat damit seine Wanderung für dieses Jahr beendigt.

Dieses sind die Hauptzüge aus dem Leben eines Gebirgslappen. Er lebt einzig und allein von seiner Renthierherde und beschäftigt sich weder mit der Jagd noch mit der Fischerei. Indeß hat doch der eine oder der andere bei seiner Herbststelle einige Fischergeräthe, falls ein See in der Nähe ist. Mit der Jagd giebt er sich ebenfalls nicht ab, denn oben im Gebirge ist kein anderes Wildpret als etwa Schneehühner, und die Jagd auf dieselben verlohnt sich für ihn nicht der Mühe. Ihm sind die Renthiere Alles in Allem; um ihretwillen flieht er stets in den Winter hinein und führt selbst ein wahres Hundeleben; stets pflegt und beaufsichtigt er sie, damit sie nicht auseinanderlaufen; nur kaum einen Monat im Herbste und bisweilen auch eine kurze

Zeit im Frühlinge läßt er ihnen die Freiheit, wenn nämlich „Friede“ ist vor Wölfen. Sobald die Mückenzeit eintrifft, eilen die Thiere aus Instinct und alter Gewohnheit den hohen Gebirgen zu.

Das Leben des Waldlappen gestaltet sich etwa in folgender Weise. Er bleibt den ganzen Sommer in den Waldgegenden, in welchen er sein eigenes Gebiet besitzt. Hier hat er eine große Menge von kleinen hölzernen Hütten (Kota, Plur. Kotor), die $1/4$ oder $1/2$ Meile von einander entfert an passenden Orten errichtet sind, und er zieht von der einen zur andern, so oft die Renthiere an der einen Stelle keine Weide mehr haben. Bei jeder Hütte hat er einen Luove oder Luopte (s. o.) zum Trocknen des Käses und einen Kerda, d. i. einen kleinen eingefriedigten Platz, in welchen er seine Herde zum Melken treibt; auch hat er bei verschiedenen Aufenthaltsörtern, die man Visten (stationes, mansiones) nennt, besonders bei den Hauptvisten, wo er sich am meisten und längsten aufhält, wohl noch einen Vorrathsschuppen.

Beginnen wir seine Geschichte mit dem Frühlinge, da er gleich dem Gebirgslappen gegen Ende April oder zu Anfang Mai aus dem untern Lande in sein eigenes Weideland kommt. Gleich bei der Ankunft läßt er seine Renthiere laufen, wohin sie wollen, und hat nun bis Ende Juni mit ihnen gar nichts zu thun; er kann sich mit der Fischerei beschäftigen, die für alle Waldlappen eine Nebenbeschäftigung ist. Gleich nach Johannis, wenn die Mückenzeit kommt, sucht und sammelt er seine Renthiere, in der Art, daß jeder in seinem Weidelande die Wälder durchstreift und alle einfängt, die er dort findet. Es giebt gewisse Stellen, welche frei und offen liegen, und von denen der Wind die Mücken hinwegweht. Die Lappen kennen dieselben, begeben sich an einen solchen Platz, wo sie immer Renthiere finden, und hängen jedem eine Glocke um. Darauf treiben sie die Thiere mit sich hinweg, und der Haufe mehrt sich fortwährend, denn sobald die in der Nähe befindlichen Renthiere die Glocke hören, eilen sie herbei.

Die Renthiere sind überhaupt gesellig, schließen sich gern an einander, in dieser Jahreszeit aber treibt sie der Instinct noch mehr dazu, indem sie offenbar meinen, daß ihnen die Mücken weniger beikommen können, wenn sie sich dicht an einander drängen. Auf solche Weise durchstreift der Waldlappe die ganze Gegend und zieht alle Renthiere an sich, sie mögen gehören wem sie wollen.

Nachher beginnt das Ausscheiden (Rarkam oder Ratkam). Jeder Lappe begiebt sich zu seinem nächsten Nachbar und jeder scheidet von dem Renthierhaufen nicht allein seine eigenen Thiere aus, sondern auch diejenigen, welche seinen entfernter wohnenden Nachbaren zugehören. Geht z. B. ein Lappe zu seinem nördlich von ihm wohnenden Nachbar, so nimmt er auch die Thiere aller südlich wohnenden Lappen mit und treibt sie vor sich her nach seiner Heimath zu dem Haufen, den er selbst auf seinem Weidelande gesammelt hat. Nun kommt sein südlicher Nachbar und holt alle ihm und den südlicher wohnenden Lappen gehörenden Renthiere ab. Der Tag dieses Ausscheidens, das dem Hausvater oder seinem Stellvertreter zukommt, während die übrigen Hausgenossen die gesammelte Herde beaufsichtigen müssen, ist gewöhnlich schon vorher bestimmt. Oft verabreden mehrere Nachbaren, an einem gewissen Tage und an einem bestimmten Orte mit ihren Herden zusammenzutreffen und gegenseitig ihre Renthiere auszuscheiden (quoktelis Rarkam, d. i. doppelte Ausscheidung). Einer sucht den andern auf; dies nennt man „vadset sakait“, d. h. wörtlich „Neuigkeiten gehen“ oder „Nachrichten einholen“. Dann wird der Tag und der Sammelplatz bestimmt. Oft geschieht es auch, daß mehrere Nachbaren sich vereinigen und gemeinschaftlich sammeln, besonders wenn einer derselben reich ist und ein großes Land sowie eine große Renthierherde (ein Renthiermeer, wie die Lappen es nennen) besitzt, die übrigen aber nur wenig Land und kleinere Herden haben. Da sammeln diese gern gemeinschaftlich mit dem Reichen oder, wie sie es nennen, „sie sammeln in ihn“; denn hernach ist das Ausscheiden aus dem gemeinsamen Haufen (kaikot, d. i. losreißen) sehr leicht, weil alle Renthiere an ihren Ohren mit dem Zeichen ihres Besitzers gemärkt sind. Binnen einer oder anderthalb Wochen ist das alles (Sammeln, Ausscheiden und Losreißen) vollendet, und Jeder hat nur seine eigene Herde unter seiner Aufsicht (schwedisch Sytning, lappländisch Syto), welche bis Mitte August dauert. Während dieser Zeit treibt man die Thiere täglich zwei- bis dreimal in den erwähnten eingehegten Platz (Kerda) und zündet rund herum Feuer an, welches man mit feuchtem Rasen unterhält, um durch den Rauch die Mücken zu verscheuchen. Und dann kann die Herde, ohne von diesen Plagegeistern gemartert zu werden, der Ruhe pflegen und wiederkäuen.

Einmal am Tage melkt man hier auch die Renthierkühe. Eine Renthierkuh (Vaja, Plur. Vajor) giebt nur wenig Milch, nicht viel mehr als ein Schaf; diese aber ist außerordentlich fett, fast wie süße Sahne, so daß man davon nicht viel genießen kann, aber sie ist ausgezeichnet gut, gilt überhaupt für die größte Leckerei der Lappen und schmeckt besonders vortrefflich zu Preißel- und Multebeeren, die das Land im Ueberfluß hervorbringt. Meistens wird diese Milch zur Käsebereitung angewendet; sie ist so käsereich, daß sie fast nur Käsestoff und sehr wenig Molken enthält. Aus dem Angeführten ist leicht zu ersehen, weshalb die Waldlappen so viele „Visten“ haben, nämlich damit die Renthiere nicht so weit von der Weide dahin getrieben zu werden brauchen. Gewöhnlich aber sind diese Visten in der Nähe von Landseen angelegt, damit sich der eine und der andere von den Leuten auch nebenbei mit der Fischerei beschäftigen kann.

Um die Mitte des August, wenn es in den Nächten kühl zu werden anfängt und die Mücken mehr und mehr verschwinden, wollen die Renthiere nicht gern länger beisammen bleiben; deshalb läßt der Lappe sie wiederum wild laufen und erhält nun von Neuem Ferien auf etwa sechs Wochen. Während derselben kann er sich mit der Fischerei und auch mit der Jagd beschäftigen, Waldgeflügel in seinen Fallen und Schlingen einfangen oder auf seinen Streifzügen durch die Wälder schießen.

Um Michaelis tritt die Brunstzeit ein; dann sammelt der Lappe seine Renthiere, wie um Johannis, von Neuem und behält sie nun bis zum Mai des nächsten Jahres unter seiner Aufsicht. Er begiebt sich auch, gleich den Gebirgslappen, in das untere Land, lebt unter Zelten, die man aber ebenfalls „Kotor“ nennt, und kehrt gleichzeitig mit jenen in die Heimath zurück. Die Renthiere der Waldlappen sind etwas größer, als die der Gebirgslappen, was wohl daher kommen mag, daß sie während eines großen Theiles des Sommers wild gehen dürfen; diese Freiheit macht, daß sie besser wachsen und gedeihen.

Ein orientalischer Bazar.

Von **G. Kachel.**

II.

Der Arm zur Linken der „Muski" führt uns durch die Bazare der Tuchhändler, der Sattler, bei denen uns namentlich die eigenthümlichen Eselsättel und kostbaren Pferdesättel auffallen, durch den Schusterbazar zu den Waffenschmieden und von da durch eine Menge anderer Gewerbezweige bis zum Fuße der Citadelle, und wir haben wohl einen Weg von dreiviertel Stunden bis dahin zurückzulegen. Dort liegt zwischen der Citadelle und der Moschee des Sultans Hassan der „Rumhiliplatz", der größte Marktplatz von Kairo. Hier werden Pferde, Esel und Kameele verkauft und hier ist stets ein fürchterliches Getümmel, von den Höhen der Citadelle gesehen, einem geschäftigen Ameisenhaufen vergleichbar.

Aber wir können nicht alles das, was uns der Bazar so Mannichfaltiges und Neues bietet, zu unserer Betrachtung heranziehen, und es ist Zeit, daß wir uns auch einen oder den andern der Verkaufsräume näher ansehen. Man glaube nicht hier Läden zu finden, wie wir sie in unseren europäischen Städten sehen. Da fehlen zunächst die großen Spiegelscheiben und die verlockenden Auslagen dahinter; auch führt nicht wie bei uns eine Glasthür, die ein gewandter Jünger Mercurs uns öffnet, ins Innere, wo der Besitzer mit verbindlichem Händereiben nach unseren Wünschen sich erkundigt. Das ist hier Alles anders. Am meisten Aehnlichkeit hat ein orientalischer Laden, wie schon erwähnt, mit unseren Jahrmarktbuden. Gleich diesen wird er durch Klappläden nach außen verschlossen. Vor jedem Laden befindet sich ein breiter gemauerter Divan, auf welchen tagsüber der untere Theil des Ladenverschlusses aufgeklappt ist und welcher dicht mit Teppichen belegt wird. Dahinter öffnet sich der Ladenraum. Dieser ist schon groß, wenn er vielleicht 12 Fuß breit und ebenso tief ist; mitunter ist er viel kleiner, manchmal aber schließt sich an den vordern Raum noch ein Magazin. Wohnungen sind nur in seltenen Fällen mit den Läden verbunden; die Kaufleute hausen gewöhnlich in entlegeneren Stadtvierteln und gehen jeden Tag auf den Bazar in ihr gemiethetes Gewölbe. Die oberen Geschosse der Bazarhäuser dienen meist als Magazine; nur die Bazarwächter haben da ihre Schlafräume. Jeder Bazar hat seine Kaffes und seine Garküchen.

Der Kaufmann kauert gewöhnlich vorn an der Ecke seiner Bude; aller übrige Raum ist mit seinen Waaren gefüllt, Alles dicht übereinander geschichtet und bunt durcheinander gestellt; Ladentische, welche Verkäufer und Kunden trennen, giebt es nicht, Alles wird auf dem Boden ausgebreitet. In den wenigsten Fällen hat der Kaufmann einen Gehülfen, noch weniger aber sieht man eine zierliche Gehülfin, da ja die strenge Sitte des Orients die Frauen vom öffentlichen Leben, mit Ausnahme der Religionsübungen, gänzlich ausschließt. An der Rückwand des Ladens, wo bei uns gewöhnlich mit Riesenlettern die goldenen Worte „Prix fixes" dem Eintretenden entgegenleuchten, hängt beim Orientalen, dem feste Preise jedenfalls völlig unglaublich erscheinen, eine Tafel, auf welcher in kunstreich verschlungenen arabischen Schriftzeichen ein Spruch des Korans geschrieben steht oder das islamitische Glaubensbekenntniß: „Es giebt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet!"

Was den Charakter des islamitischen Kaufmanns anbelangt, so macht sich auch bei ihm jenes beneidenswerthe Moment der Stetigkeit geltend, welches überhaupt alle Lebensäußerungen des fatalistischen Orientalen kennzeichnet und was wir vielleicht auf den ersten Blick für Phlegma zu halten geneigt sind. Von all der Hast, Geschäftigkeit und Eile, die das Merkmal unseres Verkehrs sind, ist nichts zu gewahren; nur in seltenen Fällen wird der Orientale mit den Worten: „ich habe keine Zeit" sich entschuldigen. Obgleich nicht ohne Gabe für Speculation ist für ihn doch das Stichwort des neunzehnten Jahrhunderts: „Zeit ist Geld!" noch nicht zur praktischen Wahrheit geworden; im Gegentheile: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, nichts verhaßter als Uebereilung.

Wenn der Kaufmann des Morgens seinen Laden aufgeklappt hat und wenn seine Teppiche über den Divan ausgebreitet sind, dann steigt er hinauf und kauert sich an seiner Ecke hin. Der Bazar ist in früher Morgenstunde noch leer und Jeder hat Zeit, sein Morgengebet mit aller Muße und allen Ceremonien zu verrichten. Zuerst nimmt er die religiösen Waschungen vor, schon mehr Ceremonie als wirkliche Reinigung; dann holt er sein Gebetbuch vom Schaft und ungestört von den Vorübergehenden beginnt er zu murmeln, bald knieend, bald stehend, bald mit der Stirn den Boden berührend, so oft er den Namen Gottes oder des gepriesenen Propheten ausspricht. Es ist eigen, wie durch *alle* Lebensäußerungen der Moslems der religiöse Zug hindurchgeht.

Nach dem Gebete wird der Tschibuk gestopft, der stete Begleiter des Orientalen. Dazu bringt ihm ein Junge aus dem Kaffeehause des Bazars — denn jede Straße hat, wie schon erwähnt, ihre eigenen Kaffes — eine Tasse schwarzen Mokkas und die glühende Kohle zum Tschibuk. In blaue Rauchwolken eingehüllt überlegt er sich nun zunächst, was zu thun, wie er dieses oder jenes besonders gut an den Mann bringen wolle und dergleichen. Ist Morgens die Stunde des „Kêfs" vorüber, denn so wird dieser Zustand rauchender Beschaulichkeit genannt, dann sieht er wohl nach seinen Büchern und berechnet sein Soll und Haben, wenn er überhaupt zu schreiben vermag; denn die Kenntniß des Schreibens bezeichnet schon einen höhern Grad von Bildung und bringt ihm den Titel „Aga" ein. Im Kopfrechnen ist der Orientale Meister; sein Gedächtniß für Zahlen ist sehr ausgebildet. Zu seinen Berechnungen hat er weder Comptoir noch Schreibtisch nöthig. Journal und Hauptbuch, beide aus losen Papieren bestehend, haben Platz in den Falten seines Kaftans, aus welchen er sie jetzt hervorzieht. Im Gürtel steckt das Messingtintenfaß, an welches das Federrohr angelöthet ist; wie ein Streithammer blitzt es aus den Falten der Gewandung. Auf der offenen linken Hand wird das Papier gehalten, von rechts nach links gleitet die Hand mit der Rohrfeder darüber hin. Als Rechnungsmünze gilt der Piaster, nach unserm Gelde etwa 6 Kreuzer; er theilt sich in 40 Para. 100 Piaster sind ein orientalisches Pfund = $23\frac{1}{2}$ Franken, also eine Zwischenmünze zwischen dem ebenfalls im Orient sehr gebräuchlichen Napoleon und dem englischen Pfund Sterling. —

Inzwischen hat die Straße sich gefüllt: Käufer, Spaziergänger, Carossen mit ihren leichtgekleideten Läufern vorher, Eselreiter mit ihren Treibern, zierlich aufgestutzte Effendis,

arme Fellachen, Lastträger, Wasserträger, Militär, dichtverschleierte Haremsbewohnerinnen, arme Fellachenweiber in ihrer dunkelblauen Tracht, Orangen feilbietend, oder mit dem Wasserkrug auf dem Kopfe, oder ihre Kleinen rittlings auf der Schulter tragend, dazwischen auch ein Pascha hoch zu Roß, hinter ihm sein Pfeifenträger, — Alles das drängt sich bunt durcheinander, stößt sich und versperrt sich den Weg, bis mitunter ein Zug melancholisch unter schweren Baumwolleballen dahinschleichender Kameele oder eine Carosse, deren Läufer unbarmherzig mit seinem Stocke zuschlägt, wieder auf Augenblicke Platz machen.

Aus dem Gedränge ist inzwischen auch ein Kauflustiger vor dem Divan am Laden unseres rechnenden Kaufmannes stehen geblieben. Doch dieser hat sich bis jetzt nicht stören lassen, rechnet nach wie vor und bläst die blauen Rauchwolken empor. Endlich redet der Käufer ihn an mit dem allgemein üblichen Gruß: „Selam aleikum!“ (Friede sei mit Euch!), den der Kaufmann mit „Aleikum selam!“ (Mit Euch der Friede!) erwiedert. Nun fragt der Käufer weiter nach einer bestimmten Waare, vielleicht nach einer Kofia, einem seidenen Kopftuch. Unter schweren Lagen aufgeschichteter Seidenzeuge kommen Kofien zum Vorscheine. Da der Kaufmann sieht, daß wirklich bei seinem Besucher die Absicht zu kaufen vorhanden, so bietet er demselben seine Pfeife und läßt ihm eine Tasse Kaffe reichen, wie althergebrachte Sitte dies erheischt. Nach und nach, aber erst auf Fragen und weiteres Verlangen entfaltet er seine Schätze und endlich erklärt sich der Käufer für ein bestimmtes Stück.

Nun beginnt erst der eigentliche Handel. Ausnahmslos alle Orientalen, Aegypter, Syrer, Türken und Perser, haben nämlich die liebenswürdige Gewohnheit, wenn man sie nach dem Preise einer Waare fragt, denselben doch wenigstens drei- bis viermal so hoch zu stellen als die Sache eigentlich werth ist. Nicht daß sie glauben, man gäbe ihnen wirklich so viel, denn nur kauflustige Söhne Albions, die nicht wissen, was sie mit ihrem Gelde anfangen sollen, lassen sich gläubig Alles um drei- und vierfache Preise aufschwindeln; aber der Orientale muß feilschen, eine Sitte, welcher sich ja auch unsere deutschen Hausfrauen nicht entschlagen können; und es liegt ein eigener Reiz darin, einer solchen Feilscherei zuzusehen. Der Käufer nimmt ein Stück, das ihm zusagt und fragt: „Bikamté?“ (wie viel kostet das?). Der speculative Kaufmann sagt nun seinen gesteigerten Preis. Erstaunen tritt auf die Züge des Käufers, aber der Verkäufer, der wohl weiß, daß ihm jetzt herunter gehandelt wird, läßt seinen Kunden nicht zu Worte kommen, sondern mit unendlich kläglichem Gesicht beginnt er: „Maschallah!“ (bei Gott!) ich gebe Dir's noch viel zu billig, hab' ich doch gestern dasselbe Stück einem Giaur (einem Christenmenschen) um das Doppelte verkauft, aber freilich Du bist Einer von den Gesegneten Mohammeds, gepriesen sei der Prophet Gottes, bei Dir muß ich schon andere Preise machen, mein Bruder.“ Zu Deutsch: „Weil Sie's sind!“ Läßt sich der Käufer so bethören, dann erhält er die Waare; der Verkäufer lächelt ins Fäustchen und freut sich seiner Klugheit, die ihm den Sieg über den minder Routinirten verschafft. Gewöhnlich aber geht's nicht so leichten Kaufes, und der Kunde läßt sich nicht einschüchtern, sondern bietet keck etwa den dritten Theil der Forderung, worüber den Kaufmann ein scheinbares Entsetzen ergreift. Dazu wird nun von Seiten des Käufers die Waare als schlecht getadelt, während der Kaufmann stets neue Vorzüge daran entdeckt. Beide Theile hadern hin und her, ergehen sich in Loben und Schimpfen über den betreffenden Gegenstand, bis sie in der Regel auf halbem Wege sich einigen, das heißt, der Kaufmann geht um ein gutes Stück herunter, der Käufer steigt bis zu einem annehmbaren Preise. Mitunter geht es recht heftig zu. Unter ein bis zwei Stunden aber ist überhaupt kein Kauf von einiger Bedeutung abzuschließen. Oftmals gehen beide Theile vom Handeln ab und besprechen scheinbar kalt ein beliebiges Thema; unterdessen überlegt Jeder, wie weit er noch gehen will, gelegentlich wird wieder eingelenkt und vielleicht kommt dann die Sache zu Ende. Oftmals aber entscheiden auch die Vorschläge, die ein Dritter macht, welcher zufällig dazukommt und den beide Theile dann anerkennen. Sich gegenseitig mürbe zu machen, das ist das Geheimniß dieses Handelsverkehrs, und fast stets ist der Sieger, welcher größere Kälte und Geduld bewahrt. Zeit aber darf gar nicht in Rechnung gebracht werden, die Stunden kommen und gehen, und wie der Orientale halbe Tage fast regungslos im Kaffehause, von Rauchwolken eingehüllt, kauern kann, so auch vorn auf dem Divan eines Kaufladens. Er hat ja nichts zu versäumen, und wird er heute nicht einig, so beginnt er morgen von Neuem.

Merkt der Verkäufer, daß seinem Kunden an einer Sache wirklich etwas gelegen sei, dann stellt er sich möglichst hart und giebt nicht nach, sondern betheuert bei seinem eigenen und Mohammeds Bart, er könne nichts billiger geben; wer sich darum eifrig um Etwas bemüht, macht sicherlich schlechte Geschäfte. Nur ruhige Kälte und Gleichgültigkeit bringen schließlich den Kaufmann zur Einsicht, daß er es mit Jemandem zu thun habe, der ihm an Schlauheit gewachsen sei, und dann läßt er sich herabstimmen.

Endlich ist der Kauf geschlossen und die ausgemachte Summe von Piastern vorgezählt. Nun verlieren die Züge des Verkäufers ihren kläglichen Ausdruck, er wird heiter und vergnügt, reicht dem Kunden die Hand und bittet denselben, ihn auch seinen Freunden zu empfehlen. Wieder mit den Worten: „Friede mit Dir, mit Dir sei Friede,“ trennen sich Beide. Hat der Käufer einen Diener zur Begleitung, so erhält dieser nach Abschluß des Kaufs einen Bakschisch (ein kleines Trinkgeld) vom Kaufmann.

Begreiflich ist, daß dem Europäer, dem Hawadschi (ein Name, welcher eigentlich Kaufmann bedeutet, der aber diese erste Bedeutung verloren hat und auf alle Europäer angewendet wird), höhere Preise gemacht werden als dem eingeborenen Araber, es wäre ja schon irreligiös, einen „Giaur“ auf gleiche Stufe zu stellen mit den gläubigen Söhnen Mohammeds.

Um die Mittagsstunde, wenn von allen Minarets die Muezzins zum Gebete rufen, betet auch der Kaufmann wieder auf dem Schragen seiner Bude. Manche verlassen auch ihr Gewölbe und gehen zum Gebet in die Moschee. Vor den Laden wird alsdann einfach ein Netz gespannt; geschlossen wird er nicht, obgleich Niemand darin zurückbleibt, sondern er ist dem Schutze der Bazarbevölkerung überlassen.

Wie wesentlich ist diese Art des Verkehrs von der unserigen verschieden! Von der Gefälligkeit, Zuvorkommenheit und Eilfertigkeit, wodurch uns der geschäftliche Verkehr so sehr erleichtert wird, ist im Oriente nichts zu bemerken; der Kaufmann hat dort nicht so das Streben, einen schnellen Umsatz seiner Waaren zu erwirken, und nichts stört seine plastische Ruhe. Seine Waare muß ihr eigener Lobredner sein; er preist sie weder an, noch legt er sie verlockend aus.

Sobald die Sonne gluthig hinter den Pyramiden hinabgesunken ist, werden die meisten Läden geschlossen, die zahlreiche Bevölkerung des Bazars verschwindet und schon eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang liegt die Dunkelheit der Nacht über der Stadt. Nur Lebensmittelverkäufer und Tabackshändler erleuchten ihre Buden mit dem landesüblichen Fanuß. Dagegen beginnt jetzt das rechte Leben in den Kaffes, wo Alles in stillen beschaulichen „Kêf“ versun-

ken ist. Geschrei und Getobe hört man nirgends, nur mitunter unterbricht der Ruf nach einem neuen Tschibuk, nach einer Wasserpfeife oder einer Tasse der schwarzen Labung die paradiesische Stille.

So ist es im Süden an allen den Orten, die wir als die ältesten Stätten menschlicher Culturentwickelung schätzen. Jener Zug patriarchalischer Ruhe und Stetigkeit ist selbst in unserm eisenbahndurchsausten Jahrhunderte dort nicht von den Islamiten gewichen, und die Hast des Europäers, der vor lauter Drängen und Streben, vor lauter Speculationen nie zum Genusse des Lebens kommt, werden sie niemals begreifen. Freilich darf man nicht außer Acht lassen, daß eine wärmere Sonne, daß fruchtbarere Gefilde eine Existenz an den Ufern des Nils oder am Fuße des Libanon leichter und angenehmer gewähren als unsere nordischen Winter.

Das aber läßt sich nicht bestreiten: der Orientale genießt sein ganzes Leben; wir arbeiten uns ab, um endlich aus stetigen Sorgen abgemattet uns zurückzuziehen, anstatt in bester Kraft das Leben zu genießen. Mehr wird geleistet auf diese Weise, Höheres errungen; aber Etwas von der Ruhe des Orientalen könnte unserer nervösen Zeit nichts schaden, etwas weniger Ueberstürzung würde uns zu einem schönern und frohern Lebensgenusse kommen lassen.

Doch es sei genug; kehren wir aus den Palmhainen, aus den mährchenhaften Städten des Ostens zurück in unsere kältere nüchterne Heimath. Möchte es in Vorliegendem gelungen sein, einigermaßen ein Bild zu geben vom Verkehr des orientalischen Bazars, so weit eigene Anschauung und eigene Erlebnisse einem Fremdlinge den Einblick in diese Verhältnisse zu gewähren vermögen.

Die Bauern in Mecklenburg.

Von **C. W. Stuhlmann.**

II.

Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts waren alle mecklenburgischen Bauerngehöfte nach altsächsischem Muster gebaut. Das Wohnhaus enthält hier gleichzeitig die Stallungen für das sämmtliche Vieh, und in den Räumen unter dem hohen, mit Stroh oder Rohr gedecktem Dach wurden nicht bloß Heu, sondern auch die Haupterträge der Kornernte geborgen. Die Wohnlocalitäten dieser Häuser liegen immer an dem der Straße abgewandten Ende, während gegen letztere das doppelthürige Hausthor liegt, welches so geräumig ist, daß man bequem mit dem größten Fuder Korn einfahren kann. Rechts und links von der großen Dreschtenne befinden sich die Stallungen, doch sind diese in Mecklenburg immer vollständig von der Diele abgetrennt, während in Holstein und Hannover die Kühe direct von jener ihr Futter nehmen müssen. Auch der Herd liegt hier nicht wie dort zu Ende der Dreschtenne, sondern in einer besondern, mit einem Schornstein versehenen Küche. An weiteren Wirthschaftsgebäuden finden sich eine Scheune und hart an der Straße gelegen ein Thorhaus, durch welches der einzige Fuhrweg zur Hofstelle geht. In letzterm Gebäude liegen außer anderen Wirthschaftslocalitäten gewöhnlich die Wohnungen der zum Gehöft arbeitenden Tagelöhner. In Holstein sieht man nirgendwo derartige Thorhäuser auf Bauergehöften, wohl aber in einzelnen Strichen der hannöverischen Marschen.

Oft gewahrt man an diesen alten Bauergehöften die Firstbretter als Pferdeköpfe ausgeschnitzt, wie das in den altsächsischen Ländern allgemein und eine Erinnerung an den heidnischen Wodansdienst ist. Neuerer Zeit verschwindet aber leider die Pferdekopfsform mehr und mehr, wie denn auch jene Hölzer allgemein „Mulapen" (Maulaffen) heißen, und bereits auch oft eine dem entsprechende Bildung aufweisen.

Die neueren Hofstellen sind sämmtlich in der Art gebaut, daß ein Wohnhaus, ein Viehhaus und eine Scheune vorhanden sind. Früher baute man die Wohnhäuser oft mit einer Art Entresol und deckte sie mit Rohr. Neuerdings erhalten sie immer nur einen Stock und werden mit Ziegeln gedeckt. Die in dem letzten Jahrzehnt entstandenen sind zuweilen sehr luxuriös gebaut, und die Ställe und Scheunen derartig bequem und sauber eingerichtet und gehalten, wie man es sonst nur auf englischen und südschottischen Farmen findet. Gewöhnlich sind es massive Ziegelbauten. Die alten Bauerhäuser enthalten insgemein nur zwei heizbare Gemächer. Die Zimmer sind niedrig und nicht selten befinden sich in den Wänden schrankartige Vorrichtungen, in denen Betten liegen. Gewöhnlich besitzen die Zimmer Bretterfußböden, zuweilen aber auch nur einen steinernen oder aus Lehm gestampften Estrich. Die neueren und neuen Häuser sind dagegen oft sehr wohnlich. Sie enthalten mindestens vier, oft aber auch fünf und sechs mit guten Kachelöfen versehene Zimmer. Diese sind hoch und geräumig; das Holzwerk ist sauber gestrichen, wohl gar lackirt, und die Wände sind mit Tapeten überklebt. Oft ist das Mobiliar, wenigstens das der besten Stube, auch dem Hause angemessen. Die mahagoni Sophas und die gleichen Polsterstühle tragen farbige Damastbezüge, auf dem Secretär prangt eine bronzene Setzuhr und an den Wänden hängen in sauberen Umrahmungen allerlei mehr oder minder gute Steindruckbilder: Porträts der Landesfürsten, Robert Blum und Kossuth, eine Kreuzigung und ein renommirter Beschäler. Bilder finden sich auch immer zahlreich in den alten Häusern, nur daß sie hier gewöhnlich direct auf die Kalkwand geklebt sind und immer Colorirung zeigen.

Auch das Mobiliar ist hier alt und gering und insgemein mit dunkelbrauner Oelfarbe angestrichen. Das wichtigste Stück desselben ist das große Gardinenbett der Hauseltern. Der Bauer liebt warm und weich zu schlafen, wie er denn überhaupt das Schwitzen für gesund, das Frieren aber für höchst schädlich hält. Deshalb wird auch außerordentlich stark geheizt, namentlich an den langen Winterabenden, wo man in den Stuben oft eine Temperatur von 20° R. und darüber findet. Auch in Kleidung ist man für gehörige „Warmniß", vor Allem wird auf den Schutz des Kopfes Bedacht genommen, namentlich in den minder civilisirten Dörfern. Hier kommt die Pudelmütze, selbst bei Kindern, während des ganzen Winters kaum vom Kopf herunter.

Wie das neue Haus insgemein bald ein neues Mobiliar erhält, so bewirkt das neue Mobiliar wiederum weitere Umgestaltungen. Auf mahagoni Polsterstühle passen keine eigen gemachten Frauenröcke und keine nach der Mode des

funfzehnten Jahrhunderts gefertigte Pluderhosen. Städtisch gekleideten Herrschaften gefällt es aber bald auch nicht mehr, mit ihren bäuerisch gekleideten Dienstleuten an einem Tische zu speisen und Abends in derselben Stube zu sitzen, und so gestaltet das neue Haus allmälig alle Verhältnisse aus dem Grunde um. Die Töchter werden jetzt einige Jahre, „damit sie etwas lernen," in die nächste Stadt geschickt, dort bei irgend einer bekannten Familie möglichst billig eingedungen, besuchen aber die „erste Töchterschule", freilich gemeinhin nur deren unterste Classen, und erhalten auch wohl selber einigen Privatunterricht im Clavierspiel! Mit den Söhnen, wenigstens mit dem ältesten, dem Gehöftserben, wird in derselben Weise verfahren, und dieser wird auch wohl noch nach Beendigung der Schulstudien nach Rostock geschickt, um dort bei einem Stallmeister regelrecht reiten und fahren zu lernen. Wieder zu Hause gekommen, muß er stramm mit an die Arbeit, und eben so werden auch die Töchter nicht geschont, sondern müssen mit zum Melken und zum Heuen. Sonntags aber wird der „Siehlen" abgestreift, und alle erscheinen in „staatscher" Kleidung, und wenn im benachbarten Städtchen einmal ein Ball mitgemacht wird, so fehlen weder weiße Mullkleider, noch Glacéhandschuhe, noch Lackstiefel, und der Gehöftserbe weiß zuweilen seiner Dame bei Tische eben so schicklich „ein Glas Champagnj un en Portschon Jes" anzubieten, wie ein junger Cavalier, der seine höhere Bildung auf den Parquetfußböden diplomatischer Salons gemacht hat.

Der Unterschied waltet allerdings ob, daß sein Anerbieten in *plattdeutscher Rede* erfolgt. Denn er bleibt immer seine Zunge treu, sobald er mit seinen Freunden zusammen ist, und sollte er hier einmal Hochdeutsch gebrauchen, so geschieht es sicher in der Absicht, sich über dasselbe lustig zu machen. Denn auch *die ganze Denkweise* ist noch echt *plattdeutsch*, das heißt, *durch und durch realistisch und zum trocknen Scherze geneigt*. Aus diesem Grunde wollen hochdeutsche Bücher denn auch nicht munden, selbst den jungen Leuten nicht, die ganz fertig hochdeutsch sprechen können. „Dat is uns so frömd, dat spricht nich, as wie Oart Minschen," sagte mir kürzlich ein junger, wohlunterrichteter Gehöftserbe, und zielte damit auf *Schiller*! Derselbe junge Mann wußte aber Fritz Reuter's „Hanne Nüte" und namentlich die hochpoetischen Stellen darin gar nicht genugsam zu preisen, wie er mir denn auch mit Herzlichkeit dankte, daß ich ihn mit „Reineke de Voß" und mit Lauremberg's Scherzgedichten bekannt gemacht hatte. Mindestens wird noch ein Jahrhundert verfließen, ehe die hochdeutsche Mundart zur Sprache unserer Bauern geworden ist.

Mit dem Plattdeutschen werden auch „de ollen Seggens und Vertelles, de ollen Globen und de ollen Brük" zu Grabe gehen, dem jetzt schon manche derselben entgegenkränkeln. Niemand wird dann mehr davon sprechen, wie „*de Drak*" (der Drache) dem und jenem das Geld gebracht hat, daß ehedem aus dem nahen *Hünengrab* zuweilen die „*Unterirdschen*" ins Dorf gekommen sind, die Milchschüsseln ausgetrunken, heimlich dort gebacken und gebrauet, auch wohl ein ungetauftes Kind, bei dessen Wiege kein Licht brannte, fortgestohlen haben. Man wird nicht mehr erzählen hören, wie „*de Waur*" oder „*de Wod*" Nachts unter hundertfältigem Hundegekläff über die Feldmark gezogen und Hans und der Steinbrücksbauer sich nur dadurch gerettet, daß sie zum nahen Kreuzweg geflüchtet und ein Vaterunser betend sich mit dem Gesichte auf die Erde geworfen haben. Man wird bei Viehseuchen kein „*Nothfüer*" mittelst eines in einen eichenen Pfosten gesteckten Windelbaums durch fortgesetzte Umdrehung mehr entzünden und das kranke Vieh durch dasselbe treiben. Man wird „*Behexte*" nicht mehr „*rökern*" und die uralten Besprechungsformeln und Sympathien werden vielleicht nur dann noch, wenn Doctor und Apotheker nichts mehr wissen, mit halbem Glauben und verschämt in Anwendung gezogen werden.

Jetzt *sind letztere noch vollständig lebenskräftig*, und wohl kein Bauergehöft existirt, in dem nicht ab und an eine oder die andere wirkte. *Sympathien* kommen nämlich nicht bloß bei Krankheitsfällen in Anwendung, sondern auch bei anderen wichtigen Vorgängen. Die Mehrzahl dient allerdings dazu, ein Unglück zu „böten", das heißt, demselben zu gebieten, es zu unterjochen, einzelne aber auch führen Unglück ins Haus. So kann man dadurch eine Ehe unfruchtbar machen, wenn man das Brautpaar bei der Trauung vor einen Tisch stellt, der eine verschlossene Schieblade hat, und steckt man einer Leiche im Sarge irgend ein Stück Zeug zwischen die Zähne, so wird sie bald ihre ganze Familie in die Erde nachziehen. Deshalb wird auch Leichen allgemein ein Bogen weißes Papier unter das Kinn geschoben, damit ja kein Stück des Todtenhemdes die Lippen berühren möge.

Die *Besprechungsformeln* zeigen selten einen Inhalt, der sogenannten gebildeten Stadtmenschen irgendwie zu imponiren vermöchte, die Mehrzahl klingt sogar äußerst trivial. Ich gebe hier einige, die dem Wissensschatz einer weitberühmten *klugen Frau zu Vollhagen* im Amte Doberan entnommen sind.

1) *Daß man viele Käufer hat.*

„Jetzt tret ich über die Schwellen
Und nehme Gott zum Mitgesellen.
Daß die Leute müssen kommen von nah und fern,
Wie zur Zeit, da Sanct Johannes taufte im Namen des Herrn.
Im Namen Gott des Vaters u. s. w."

Bei den letzten Worten werden *drei Kreuze* geschlagen. Dieses pflegt bei allen Sympathien zu geschehen, wie denn auch beinahe alle mit Anrufung des dreieinigen Gottes schließen, selbst solche, die offenbar aus heidnischen Zeiten überkommen sind.

2) *Bei Milchversatz.*

„Inschott swäck di, (Inschuß schwäche dich,)
Stroh deck di." (Stroh decke dich.)

3) *Bei der Rose und bei Brand.*

„Ros' vertreck die,
Brand kühl di."

4) *Bei der Rose.*

„Rose, du sollst nicht weiter,
Du sollst nicht hecken,
Du sollst nicht necken,
Du sollst nicht helligen (behelligen),
Du sollst nicht schwellen."

5) *Gegen kaltes Fieber.*

Man geht zu einer Weide und verschlingt drei Zweige zu einem Knoten. Dabei spricht man:

„Gu'n Morgen, Olde (Alte),
Ik gev di dat kolde,
Gu'n Morgen, Olde."

Hierbei werden die Worte des christlichen Segens nicht gesprochen. Dem ganzen Wesen nach stammt diese Sympathie aus heidnischer Zeit und wird slavischen Ursprungs sein, da den Wenden die *Weide* als ein mit Zauberkräften versehener Baum galt.

6) *Bei Zahnweh.*

Man ritzt das Zahnfleisch mit einem rostigen Nagel und spricht:

„Mit di verrustig Nagel,
Still ik dat Tähnweih in dat Gagel (Gaumen),
Tähnweihdag, si still,
Dat is Gottes des Vaders, des Sohns un des hilligen Geistes sin Will."

7) Gegen Flechten und Grind.

Man geht wie bei 5) zu einer Weide und schlägt die drei Knoten. Dann spricht man:

„De Flecht un de Wied
De lagen in Striet.
De Wied, de gewunn,
De Flecht verswunn."

8) Gegen allerlei „Suchten". (Schwindsucht, Wassersucht ꝛc. Die plattdeutsche Volkspathologie zählt deren 99 verschiedene.)

Man geht zu einem Hollunderbaum und faßt drei von dessen Aesten und spricht:

„Ellhurn, du swarte,
Nimm de Süken mi vun'n Harte.
Nimm van mi, nimm up di!
De ierst (erste) Vogel, de över di flüggt
Sall't wedder van di nehmen."

9) Gegen heftige Blutungen.

Man nimmt einen kalten Stein und überfährt damit dreimal die Wunde. Während man ihn an seinen frühern Platz legt, spricht man:

„Blot stah,
Weihdag vergah!
Du sallst nich swellen,
Du sallst nich kellen!"

Solcher Sympathieformeln ließen mit nicht großer Mühe sich viele Hunderte sammeln. Gegen Gicht und Rheuma wird häufig das Durchkriechen durch eine Eiche angewandt, deren Stamm sich unten getheilt hat und weiter oben wieder zusammengewachsen ist. Das Durchkriechen muß vor Sonnenaufgang geschehen und dreimal wiederholt werden. In Mecklenburg hatten mehrere derartige Bäume vor dreißig Jahren enormen Zulauf. Im Lindenbruche der Stadt Schwaan stand ein solcher Baum, dessen Spalte jedoch für das Durchkriechen ein wenig unbequem lag, da sie sich zu hoch über der Wurzel befand. Diesem Uebelstande wurde dadurch abgeholfen, daß auf Kosten der Stadtcasse eine Treppe an den Baum gebauet wurde! — Diese Sympathie wird wahrscheinlich schon in heidnischen Zeiten bei Germanen im Gebrauch gewesen sein. Die Eiche war denen bekanntlich ein heiliger Baum und wurde deshalb auch von ihren ersten christlichen Priestern vielfach scheel angesehen. Uralte Eichen finden sich denn auch, so viel mir wenigstens bekannt geworden ist, nie auf mecklenburgischen Kirchhöfen, dagegen sind dort uralte Linden, die gleichzeitig mit der Erbauung der ersten Kirche oder doch ungefähr um dieselbe Zeit gepflanzt sein müssen, gar nicht selten.

Das „Rökern" ist eine Kur, die bei beherten Personen zur Anwendung kommt. Vor drei Jahren behandelte ich auf hydriatischem Wege eine Geisteskranke, die bereits 18 Monate lang ohne irgend welchen Besserungserfolg in der Irrenheilanstalt zu Rostock gewesen war. Die Kranke, eine junge Bauernfrau, befand sich während meiner Behandlung nicht im eigenen Hause, sondern war in einem benachbarten Dorfe bei einem einsam wohnenden Büdner untergebracht. Anfänglich oft ganz rasend, wurde sie nach Verlauf von sechs bis acht Wochen ruhiger. Plötzlich fand ich sie wieder rasender und aufgeregter als je. „Se hebben mi rökert un mi den ganzen . . . verbrennt!" schrie sie immer. Ich fand, daß letzteres sich so verhielt, und wurde denn auch über den ganzen Hergang des Räucherns unterrichtet. Eine „Freundschaft" des Büdners hatte nämlich ausgefunden, die Kranke sei behert, „un doarbi könnt de Docters nicks". Da hatte man denn die nackte Kranke mit Gewalt in einem engen Raum unter große Decken gebracht und zu ihr ein Feuerfaß gestellt, auf dessen Kohlen man einigen Teufelsdreck (assa foetida) und einige frische Roßäpfel geworfen, und sie so lange darunter gehalten, bis sie ohnmächtig geworden war. — Trotzdem gesundete die Kranke acht Wochen später; das Räuchern hatte den bösen Geist ausgetrieben, wenigstens meinten der Büdner und seine Freunde das steif und fest.

Der Bauer ist durchweg sehr gastfrei, nicht streit- und proceßlustig, aber auch nicht geneigt, für gemeinnützige Angelegenheiten etwas zu thun. Seine Hufe, höchstens sein Dorf sind ihm die Welt. Im Umgang mit ihm nicht sehr genau bekannten Personen ist er zurückhaltend, wortkarg, mißtrauisch und maulfaul. Gegen seine Schullehrer ist er gewöhnlich kurz angebunden; den Pastor behandelt er respectvoll, selbst dann, wenn er ihn heimlich einen Heuchler und einen habsüchtigen Gierhund nennen sollte, und gegen die ihm vorgesetzten Beamten ist er demüthig, wohl gar kriechend. Klar tritt da hervor, daß er der Sohn eines Freigelassenen ist, und daß seine Vorfahren Jahrhunderte lang die Sklavenkette getragen haben.

Anfänge und Entwickelung der Civilisation.

Nach **J. Lubbock.**

Ueber die ursprünglichen Verhältnisse des Menschengeschlechtes, über dessen Anbeginn auf Erden, können wir nichts wissen. Man hat darüber Vermuthungen gewagt und vielerlei Hypothesen aufgestellt, die zum Theil interessant genug sind; man darf sie aber lediglich für das nehmen und gelten lassen, was sie eben werth sind. Sie laufen auf Phantasien hinaus, manchmal auf recht wunderliche. Mit einiger Sicherheit kann man erst argumentiren, wenn eine geschichtliche Unterlage gegeben und vorhanden ist; nur dann steht man auf festem Boden.

Der Mensch, so sagen einige, war zu Anbeginn überall ein Wilder. Aus dem wilden Zustande heraus hat eine Entwickelung stattgefunden, welche ihn der Civilisation entgegenführte. Dieser Fortschritt ist im Allgemeinen da oder dort unterbrochen worden, die Menschen blieben stationär, manchmal viele Jahrhunderte lang, ja sie sind theilweise zurückgegangen, im Großen und Ganzen jedoch ist ein Fortschritt nicht zu verkennen; die Entwickelung läßt sich geschichtlich nachweisen.

Diese Ansicht ist nicht unverständig; man darf sie aber

nicht als allgemein gültig hinstellen wollen; auch hier schadet das Generalisiren; dieses ist zwar bequem, man muß aber vorsichtig zu Werke gehen und vor allen Dingen das Individualisiren nicht vergessen. Wir haben noch heute, nachdem das Menschengeschlecht wer weiß wie viele hunderte tausend Jahre auf Erden vorhanden ist, wilde Völker, so wild und urwüchsig, wie sie nur gedacht werden können; diese haben also mit jener Entwickelung zur Civilisation nichts zu schaffen gehabt und sind von all und jedem Fortschritt unberührt geblieben. Wenn wir auch annehmen wollen, die Menschen aller großen Racen, d. h. Urstammgruppen, seien anfangs ohne Ausnahme „wild" gewesen, so ist doch die Entwickelung zur Civilisation überall dort, wo sie wirklich stattgefunden hat, eine sehr ungleiche gewesen und hat durchaus keinen gleichförmigen und gleichartigen Gang genommen. Andere sind, wie gesagt, jeglichem Fortschritte völlig fremd geblieben; wieder anderen ist die „Civilisation" von außen her zugebracht oder auch aufgezwungen worden und manche sind daran zu Grunde gegangen. Diesen letztern Proceß können wir gerade in unseren Tagen sehr deutlich beobachten. Ueberall tritt uns die ungleiche Befähigung der Racen und ihre typische Grundverschiedenheit entgegen. Deshalb sollte man so wenig als irgend möglich vom Menschen und von Menschheit reden; es sind das allzu oft schwimmende Ausdrücke, Abstractionen, welchen die reale Unterlage fehlt. Rede man lieber von den Menschen und ihren verschiedenen Typen; suche man die Aehnlichkeiten auf, welche sie mit einander gemein haben, aber auch die wesentlichen Verschiedenheiten, welche immanent und permanent bei ihnen hervortreten.

Eine zweite Ansicht trägt das Gepräge des Phantastischen an der Stirn. Ein Hauptvertreter derselben ist unser berühmter und hochverdienter Naturforscher Martius in München, aber er ist es nicht allein, welcher eine Entartungs-, eine Degradationshypothese aufgestellt hat. Unser Landsmann liegt eines Abends in einer Hütte der Purisindianer in Brasilien. Die braunen Inhaber derselben schlafen, der weiße Mann denkt in seiner Hangmatte nach über Alles, was er den Tag über gesehen. In der Hütte brennt noch ein schwaches Kohlenfeuer. Plötzlich kriecht eine alte Frau, welche einem den Puris feindlichen Stamme angehört, von diesen geraubt und zur Sklavin gemacht worden ist, aus einem Winkel hervor und blickt scheu um sich. Als sie sich unbemerkt glaubt, wirft sie Haare und andere Gegenstände ins Feuer; dabei murmelt sie Zauberformeln und Verwünschungen vor sich hin; ihre Absicht ist, der Purifamilie dadurch Schaden oder Verderben zuzufügen. — Aus dieser Erscheinung, die gar nichts Seltenes ist und in ähnlicher Weise noch heute sehr oft selbst im civilisirten Europa vorkommt, spinnt dann Martius eine Degradationstheorie heraus. Wie tief, meint er, müssen die Wilden gefallen sein, ehe sie, von einer vermeintlichen Höhe so tief herabgesunken, sich mit solcherlei dämonischem Zauberkrame befassen!

Es ist schwer begreiflich, wie ein so gediegener Naturforscher auf dergleichen Phantasmen verfallen konnte. Bei Theologen, die an ein Paradies glauben, wird man dergleichen weniger auffallend finden. So hat z. B. Dr. Whately, der protestantischer Erzbischof von Dublin war, mit einer ähnlichen Theorie in England Anklang gefunden. Ihm zufolge sind die Wilden lediglich entartete Nachkommen von Ahnen, die auf einer viel höhern Gesittungsstufe sich befanden. „Wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß irgend eine Menschengemeinschaft sich aus einem Zustand äußerster Barbarei emporarbeiten könne, oder sich jemals zu einer Civilisation emporgearbeitet habe, ohne Hülfe von außen. Der Mensch hat sich nicht aus einem Zustande der Wildheit herausgearbeitet" rc.

Die Behauptung ist unwahr; Dutzende von Gegenbeweisen liegen auf der flachen Hand; indessen wird sie häufig wiederholt, und deshalb hat John Lubbock es für angemessen gefunden, in einer Sitzung der British Association zu Dundee den Gegenstand zu erläutern. Wir wollen das Wesentliche mittheilen. (The early condition of Man. By Sir John Lubbock, in der Januarnummer 1868 der „Anthropological Review".)

* *

Lubbock legt mit Recht viel Gewicht darauf, daß wir manche Racen bis auf den heutigen Tag stationär finden. Diese Thatsache spricht nicht zu Gunsten der Entartungshypothese und eben so wenig für die Befähigung solcher Racen für eine höhere Entwickelung, für die Fortschrittstheorie. Bei civilisirten Racen dagegen können wir die Entwickelung nachweisen und verfolgen.

Whately wirft eine seltsame Frage auf: „Wenn der Mensch, nachdem er eben geschaffen worden war, gleich den wilden Thieren sich lediglich auf seine natürlichen Kräfte des Geistes und des Leibes angewiesen sah, welche ja bei dem Neuholländer wie beim Europäer dieselben sind, — wie kommt es denn, daß der Europäer sich nicht in der Lage des Neuholländers befindet?"

Die Antwort ist leicht gegeben. Australien hatte keinerlei Art von Getreide und kein Thier, das man zum Vortheile des Menschen hätte zähmen können. Und dann: finden wir unter den Kindern einer und derselben Familie nicht etwa solche mit sehr verschiedenen Anlagen? Whately glaubte an die sogenannte Einheit oder vielmehr Einerleiheit des Menschengeschlechtes, er war ein Monogenist, und wähnte, daß der Mensch ursprünglich in einem gewissen Sinne civilisirt gewesen sei. Man könnte ihn fragen: Wie kommt es denn, daß der Australier sich nicht in der Lage und in den Verhältnissen des Europäers befindet?

Spuren und Anzeichen einer allerdings schwachen und sehr bedingten Art von Fortschritt findet man selbst bei manchen Wilden, eben so lassen sich bei den jetzt in der Civilisation am höchsten stehenden Völkern Spuren von Barbarei nachweisen. Whately behauptet dreist, daß alle Menschen uranfänglich Hirten und Ackerbauer gewesen seien, und doch wissen wir, daß viele Völker, z. B. in Australien, auf Tasmanien, in Nord- und in Südamerika weder das eine noch andere waren, sondern lediglich Jäger- und Fischernomaden. Ein Volk, das einmal Viehzucht oder Ackerbau kennt, vergißt diese ihm so nützlichen und vortheilhaften Beschäftigungen ganz bestimmt nicht wieder. In Australien und Amerika hat es niemals Hirtennomaden geben können, weil Schaf und zähmbares Rindvieh und in den Zeiten unserer geologischen Epoche auch kein Pferd vorhanden war. Was die Pflanzen anbelangt, so können die angebaueten Getreidearten nicht wild werden oder auch nur verwildern, aber viele andere Pflanzen folgen den Wanderungen der Menschen und durch sie sind manche Gegenden in Südamerika, Australien, Neuseeland, auf den Inseln der Südsee rc. in botanischer Beziehung wesentlich verändert worden, ähnlich wie die ethnologischen Verhältnisse seit dem Auftreten der weißen Menschen in jenen Gegenden eine große Veränderung erlitten. Die Maoris auf Neuseeland sagen sprüchwörtlich, sie selber verschwänden vor dem weißen Mann in ähnlicher Weise, wie des weißen Mannes Ratte die neuseeländische Ratte vertilge, wie die europäische Fliege jene der Maoris vertreibe, und wie der europäische Klee die Farrnkräuter der Insel verdränge. Der Botaniker Hooker hat mit vollem Rechte

betont, daß die einheimische Vegetation von den eingeführten fremden Pflanzen gleichsam aufgefressen werde. Die letzteren verbreiten sich z. B. auf Neuseeland mit erstaunlicher Raschheit, insbesondere gilt das von einer Art Polygonum, dem sogenannten Kuhgrase, dessen Wurzeln manchmal zwei Fuß tief gehen, während die Pflanze selber einen Raum von vier bis fünf Fuß Durchmesser bedeckt. Rumex obtusifolius wird nun schon in allen Flußbetten gefunden und reicht bis hoch in die Gebirge hinein; die sogenannte Sanddiestel wächst äußerst üppig bis zu 6000 Fuß Meereshöhe und die Wasserkresse wuchert in einer Weise, daß sie manchen Wasserlauf geradezu versperrt. In der La-Plata-Region in Südamerika ist durch die spanische Kardaune und unsern Fenchel die einheimische Vegetation auf weiten Strecken völlig vernichtet worden.

In sehr vielen Gegenden haben, aus von selber einleuchtenden Gründen, die Wilden keine Waffen oder Geräthe von Metall gekannt, und eben so wenig Töpfergeschirr. Dieses hat zwei Eigenschaften; es ist leicht zerbrechlich, aber es wird schwer dasselbe ganz zu zerstören, und es ist deshalb für die Archäologie des Menschengeschlechtes von großer Bedeutung. Wo es vorkommt, wird es gewöhnlich in großer Menge, seien es auch nur Scherben, gefunden. Nun erscheint es aber von Belang, daß in Australien, Neuseeland und auf den Inseln der Südsee keinerlei Art von Töpfergeschirr vorhanden gewesen ist. Aehnliches gilt auch von anderen Dingen und Fertigkeiten. Viele wilden Stämme haben auch nicht eine Ahnung von dem, was Spinnen ist, andere kennen den Bogen nicht. Sie würden doch den Gebrauch sicherlich nicht verlernt haben. Sodann ist ihnen jede Art von Architektur völlig fremd geblieben, und ohne eine solche giebt es überhaupt keine Civilisation.

Auch die geistigen Verhältnisse der Wilden zeugen gegen die Degradationshypothese. Es giebt Stämme, welche so gut wie gar keine Art von Religion haben. Ein Volk aber, das einmal irgend welche wirkliche Religion gehabt hat, vergißt dieselbe nicht völlig; denn sie ist zu sehr und zu wesentlich mit dem Hoffen und Fürchten der Menschen verknüpft, als daß man sie aufgäbe. Ein Volk, das heute keine Religion besitzt, hat offenbar niemals eine solche gehabt.

In seltenen Fällen und eigentlich als Ausnahmen lassen sich da und dort bei Wilden einige Fortschritte nachweisen. In Nordaustralien bei Port Essington an der Torresstraße hatten die Wilden früher nur Kähne aus Baumrinde; jetzt verfertigen sie aus Baumstämmen einen Nachen, einen Einbaum, und sie kaufen den Stamm von den Malayen. Die Mincopis, d. h. Insulaner der Andamanen, sollen sich erst in unseren Tagen den sogenannten Ausleger bei ihren Fahrzeugen angeeignet haben. In Südafrika sind einige Stämme erst vor Kurzem zum Schmieden des Eisens gelangt. Als Cook Otaheiti besuchte, war eben das Menschenfressen abgeschafft worden. Manche Stämme in Nordamerika baueten Mais und die Peruaner hatten das Llama gezähmt. Die Australier erfanden den Bumerang, diese seltsame Waffe, die lediglich bei ihnen vorkommt, denn es ist noch nicht ausgemacht, ob, wie behauptet worden ist, irgend ein Stamm in Centralafrika eine ähnliche besitze. Als ein Ueberbleibsel einer allgemeinen Urcivilisation darf aber der Bumerang nicht betrachtet werden; denn in diesem Falle könnte er doch nicht lediglich Eigenthum der australischen Wilden sein, und diese haben ihn ja auch nicht von anderen Völkern geborgt, weil er letzteren unbekannt ist.

Die Ersatzmittel, welche bei vielen Völkern den Mangel unserer Buchstabenschrift ergänzen, sind von einheimischer Art und durchaus original; so z. B. die Bilderschriften in Amerika, auch jene der Mexicaner. Buchstabenschrift haben Völker, welche sich anderer Verständigungs- und Mittheilungsmethoden bedienen, niemals gekannt, denn sie würden das Vollkommenere nicht mit dem Unvollkommenen und viel Schwierigern vertauscht haben. Alles was wir in Amerika von Civilisation bei den Eingeborenen finden, ist durchaus original, urthümlich, echt uramerikanisch und nicht von Europäern oder Asiaten erborgt. Eine gegentheilige Behauptung ist durchaus unstatthaft und kann auch nicht ein einziges stichhaltiges Argument für sich geltend machen.

Ein Volk, das einmal bis zu 10 zählen kann, vergißt das nicht wieder. Aber viele wirklich wilde, d. h. auf der tiefsten, ganz unentwickelten Stufe befindlichen Stämme können gar nicht so weit zählen. In keiner australischen Sprache hat man Ausdrücke für die Zahlen, welche über 4 hinausgehen, die Damaras in Südafrika können nicht über 3 hinauszählen, und das war auch bei den Abiponen in der La-Plata-Region der Fall; einige brasilianische Stämme zählen nur bis zu 2.

Tylor, dessen Arbeiten im „Globus“ mehrfach besprochen worden sind, bemerkt, daß bei manchen Stämmen in Südamerika und Westafrika besondere Ausdrücke für Zahlen vorkommen. Man sagt z. B. für 5: eine ganze Hand; für 6: einen zu der andern Hand; für 10: beide Hände; für 11: vom Fuße eins; für 12: vom Fuße zwei; für 20: eine Person ist vollständig. Die nun ausgestorbenen Tasmanier bezeichneten 5 als Puganna, d. h. ein Mensch. Der Zulukaffer beginnt das Zählen beim kleinen Finger der linken Hand, und wenn er alle fünf Finger gezählt hat, sagt er: eine ganze Hand; für 6 sagt er, indem er zur andern Hand übergeht: Latisitupa, d. h. nimm den Daumen; um 7 zu bezeichnen, hebt er den Zeigefinger empor und drückt das mit dem Zeitworte komba aus, d. h. zeigen.

Manche wilde Stämme haben kein Wort, um z. B. Farbe, Ton, Baum &c. zu bezeichnen, wohl aber haben sie Benennungen für jede einzelne Farbe, jeden einzelnen Baum; es fehlen ihnen die Ausdrücke für allgemeine Vorstellungen.

Fast bei allen Wilden wird das Weib als Eigenthum des Mannes betrachtet, etwa wie ein Hund oder ein Sklav; wenn der Mann stirbt, nimmt sein Bruder Besitz von den Wittwen und überhaupt allem Eigenthum. Bei den Insulanern der Andamanen bleiben Mann und Frau so lange beisammen, bis ihr Kind von der Mutterbrust entwöhnt ist; nachher sind beide Theile frei und können sich nach Belieben anderweitig paaren. Bei manchen Stämmen hat die Ehe ein Ende, sobald der Mann oder die Frau es wünscht; bei anderen nimmt man keine Verwandtschaft von väterlicher Seite an, sondern, wie fast bei allen Negervölkern, nur eine solche von mütterlicher Seite. Das gilt auch bei den Australiern, den Fidschiinsulanern und im Allgemeinen von den Südseebewohnern, von den Kasiahs, den Nairs und anderen Stämmen in Hindustan. Deswegen beerben auch nicht die Kinder ihren Vater, sondern die Kinder seiner Schwester erben; bei den Wanyamuesi in Ostafrika erben die unehelichen Kinder, nicht jene, welche mit der rechtmäßigen Frau erzeugt worden sind.

Aus solchen Zuständen haben viele Völker sich zu einer Anschauung und zu Verhältnissen emporgearbeitet, die wir unsererseits, als cultivirte Europäer, für normaler halten, so z. B. im Alterthum schon die Juden. Aber selber unter uns gilt ein Kind gesetzlich nicht für seines Vaters Kind, wenn es nicht in einer durch bürgerlichen Act oder durch kirchliche Trauung geschlossenen Ehe geboren ist; es hat kein Anrecht auf den Namen des Vaters, und wenn dieser es zum Erben einsetzt, so muß es in England 10 Procent des Nachlasses an den Staat bezahlen.

Aber in Bezug auf diese Verhältnisse in der Stellung des

Weibes finden wir in der ganzen Geschichte nur Spuren der Entwickelung und des Fortschrittes, nicht der Degradation; aber auch bei civilisirten Völkern bleiben die Spuren früherer barbarischer Sitten und Gebräuche lange erkennbar und ragen in spätere Zeiten hinein. Aber bei keinem wilden Volke können wir Ueberbleibsel einer ehemaligen höhern Stufe erkennen, einfach deshalb, weil sie nicht vorhanden gewesen ist. Uebrigens finden wir bei manchen Völkern Ueberlieferungen über die Einführung der Ehe; die Aegypter hielten Menes für den Stifter, die Chinesen Fohi, die Griechen den Kekrops &c. Wenn der Begriff der Ehe so alt wäre, wie die Entstehung des Menschengeschlechts, wenn sie zu allen Zeiten den Menschen für etwas so Natürliches gegolten hätte wie uns, dann wären derartige Traditionen gar nicht möglich gewesen. —

Wir brechen hier ab, um demnächst auf Lubbock's Erörterungen noch einmal zurückzukommen.

Heinrich Noë's Oesterreichisches Seebuch.

Diese „Darstellungen aus dem Leben an den Seeufern des Salzkammergutes" (München, Lindauer'sche Buchhandlung) werden allen Reisenden, welche jene Gegenden besuchen, in hohem Grade willkommen sein. Herr Noë kennt dieselben wie wenige; er ist mit der Natur der Alpen und ihrer Bewohner auf das Innigste vertraut; er hat eine scharf ausgeprägte Gabe der Beobachtung; er empfindet zugleich tief und fein, und seine Schilderungen sind zumeist ungemein plastisch. In einem frühern Werke, dem „Baierischen Seebuche", welches schon für das hervorragende Talent Noë's einen Beweis lieferte, war doch die Darstellung nicht selten üppig, der Stil schoß zu oft ins Kraut, es war, um einen Ausdruck der Wingertsleute anzuwenden, zu viel „Geiz" darin. Dieser Fehler ist in dem neuen Werke vermieden; dasselbe ist viel geschmackvoller, ästhetischer und im Stile, bei aller Lebendigkeit der Schilderungen, viel knapper gehalten worden. Wir wiederholen es: für Alle, die das reizende Salzkammergut besuchen wollen, ist das Buch Noë's eine schöne Gabe, für welche sie dem Verfasser danken werden. Er giebt ihnen so zu sagen Fleisch und Blut; er ergänzt Meyer's oder Bädecker's Reisehandbücher, die ja doch nur mehr ein bloßes Gerippe oder Fachwerk geben und geben wollen. Er seinerseits bringt volles Leben hinein, und dabei bietet er viel Neues und Ueberraschendes.

Ein solches Buch läßt sich hier nicht umfassend analysiren. Wir wollen nur Einiges andeuten und zum Belege für unser Urtheil einige Stücke ausheben, die unseren Lesern willkommen sein werden.

Unter Salzkammergut, sagt Noë, können eigentlich nur diejenigen Berge und Thäler verstanden werden, deren Wälder durch ihren Holzreichthum zur Feuerung der Salzsudstätten in Hallstadt, Ischl, Aussee, Gmunden und Ebensee beitragen. Mit diesen von gewerblichen Anschauungen aufgestellten Marken fällt die Ausdehnung der Seen dieses Landes beinahe zusammen; das Salzkammergut wird nicht nur durch die nach den Salinen geschwemmten Holzscheiter, sondern auch durch eine dichtgedrängte Gruppe von Alpenseen bezeichnet. Dasselbe besteht aus Theilen von Salzburg, Oberösterreich und Steyermark. Noë führt den Reisenden von Salzburg an den Mond- und Attersee, nach Ischl und an den Hallstädtersee; weiter an den Hinter-, Fuschl-, St. Wolfganger-, Aus- und Grundlsee. Dazu kommen Ausflüge an den Traunsee und in die Seegebiete, welche nordöstlich von Salzburg liegen. Abgesehen von mehreren Reisen im Sommer verweilte Noë in diesen Gegenden sieben Herbst- und Wintermonate, von Ende Septembers bis Ende des April, und so war er in der Lage, einen gründlichen Einblick in die Zustände dieser Alpengegenden zu gewinnen.

In Bezug auf die Culturverhältnisse ist die nachfolgende Schilderung von Interesse; sie erzählt Vorgänge, die uns neu waren und die wohl auch fast allen unseren Lesern unbekannt sind.

* * *

„Drei Stunden nördlich vom Attersee erheben sich die Hügel des Hausruck-Waldes. Sie bilden finstere, abgeschiedene Thäler. In einem solchen liegt das Dorf Ampfelwang, welches im zweiten Jahrzehnt dieses aufgeklärten Jahrhunderts der Schauplatz von Begebenheiten war, deren Aufzeichnung man in einem Romane, nicht aber in den Archiven eines Pfarramtes vermuthen sollte. In der That erscheinen uns diese Dinge so seltsam, daß wir sie gern als ein Gebilde irre geleiteter Einbildungskraft anschauen möchten. Die Geschichte ist wenig bekannt und ich erzähle sie, soweit mir ihre Quellen zugänglich waren, als Beitrag zur Kenntniß des mystischen Zuges, des Dissenterwesens, welches seit Petrus Waldo im zwölften Jahrhundert in den Bergländern von Savoyen bis zur Traun wahrzunehmen ist, und in verschiedenen Gestaltungen immer wieder zum Vorschein kommt.

So wenig verbreitet die Kenntniß von der Bewegung sein mag, von welcher ich spreche, so notorisch ist die Thatsache, in welcher zum Theil ihr letzter Grund und Anstoß gefunden werden muß. Man weiß, daß am 26. August 1806 zu Braunau der Nürnberger Buchhändler Palm von den Franzosen erschossen wurde. Ein gewisser Thomas Poschl, Cooperator im Städtchen, begleitete ihn zum Tode. Dieser Mann, damals siebenunddreißig Jahre alt, hatte einen mächtigen Hang zu jenen religiösen Anschauungen, welche man im philosophischen Kauderwelsch der Zeit Supranaturalismus nannte. Die Greuelthat der Schergen, deren Augenzeuge er gewesen war, ging ihm nicht mehr aus dem Sinne. Seine Vorstellungen verdüsterten sich und die folgenden Jahre, in welchen das Land zu wiederholten Malen mit Krieg und Verheerung durchzogen wurde, befestigten in ihm den aufgekeimten Wahn von Gottes Zorn und den Strafgerichten, in deren Schrecken die Welt untergehen müsse. Er fing an, überall das Walten finsterer Mächte zu entdecken. Die ganze Creatur ist des Teufels, sagte er, und es bedarf unsäglicher Anstrengungen, um den furchtbaren Gerichten, welche hereinbrechen, zu entgehen.

Der größte Theil des heutigen Oberösterreich stand damals unter baierischer Herrschaft. Die Beamten dieser Regierung hatten hier wie in Tirol etwas von jenem Josephinischen Geiste, mit welchem ihre Oberen die Klöster aufgehoben hatten und verschiedenen Dingen, welche man als unberechtigte Uebergriffe des Clerus bezeichnete, entgegengetreten waren. Es konnte demnach nicht fehlen, daß die Klagen einiger Bürger, welche angaben, Poschl beunruhige ihre Kinder in der Schule mit wüsten Vorstellungen und beängstigenden Hirngespinnsten, bei jenen geneigtes Gehör fanden. Man beschloß, den sonderbaren Schwärmer in den Hausruck-Wald zu versetzen, unter dessen Fichtenstämmen und grobklotzigen Bauern er weitern Schaden anzurichten außer Stande sein würde. Die Behörde hatte zu dieser eigenmächtigen Versetzung kein Recht und es war ganz natürlich, daß sich der unglückliche Mensch dagegen sträubte. Man verstand indessen mit dem Widerspenstigen keinen Spaß und eines Tages erschienen Soldaten, welche ihn mit Gewalt an den Ort seiner seelsorgerlichen Thätigkeit zu führen hatten.

Es ist ein sicheres Kennzeichen beginnender Narrheit, wenn

der Patient sich von allen Seiten verfolgt glaubt. Findet Verfolgung aber wirklich Statt, so gießt man Oel in die düstere Flamme.

Von diesem Augenblicke an fühlte sich Pöschl als Märtyrer, dem man nachstelle, weil der Geist dieser Zeit den Aufforderungen zur Buße und Umkehr, der Umgestaltung der herabgekommenen Kirche, wozu er von oben berufen war, feindselig entgegenarbeite und das gute Werk, das er vorbereitete, zu verderben trachte. Eine Lieblingsmarotte religiöser Schwärmer, die *Bekehrung der Juden*, bildete fortan den vorzüglichsten Gegenstand seiner Kanzelreden, sodann die nothwendige „*Reinigung*" der Christenheit, wenn diese nicht von Gott verworfen werden sollte, wie einst die Judenschaft. Die Regungen der Zuhörer schrieb er bald den Engeln, bald den Teufeln zu. Das Pathos und die grellen Farben der Bilder überwältigten den Verstand der Bauern. Es bildete sich eine besondere Gemeinde, in deren „Herzen Christus durch den Glauben innewohnte." Doch waren diese Zusammenkünfte harmlos und beeinträchtigten das geistige Gleichgewicht der dabei Betheiligten noch nicht wesentlich.

Ein anderes Ansehen gewann die Bewegung, als Pöschl am 23. Januar 1814 von der Kanzel herab verkündigte, daß er *von Gott als Reiniger gesandt sei*. Er meldete das *Hereinbrechen des Weltunterganges*, die bevorstehenden *letzten Gerichte und das tausendjährige Reich im neuen Jerusalem* an. —

Die Gemeinde weinte und schluchzte vor Aufregung. Die Wenigsten aber wußten, daß die Zornpredigt des neuen Propheten von der Krämerin *Magdalena Sickinger* veranlaßt worden war. Dieses vierzigjährige Frauenzimmer, eine der eifrigsten Zuhörerinnen Pöschl's, war durch seine Vorträge so aufgeregt worden, daß sie anfing, an Sinnestäuschungen zu leiden, welche Pöschl seinerseits für *Offenbarungen von oben* hielt. Er schrieb sich Alles auf, was sie ihm sagte. Manchmal saß der Heiland mit dem Kreuze in ihrem zu Krystall gewordenen Herzen, dann deutete er ihr liebkosend an, daß der Tag kommen werde, an welchem er ihr befehlen würde, dem „Bruder" (Pöschl) zu sagen, er solle jetzt auftreten. Der Herr sagte ihr zu wiederholten Malen, sie sei seine liebe Braut und *müsse für die Reinigung der Welt auf dem Blutgerüste sterben*. Die gegenwärtige Kirche erklärte Gott für ein Blendwerk und einmal gab er der Sickinger zwei Weintrauben, welche sie mit dem Bruder im Geiste theilen solle. Ein anderes Mal war der Heiland mitten in ihrem Herzen aufs Kreuz gespannt. Während sie ihn betrachtete, stieg aus dem Grunde des Herzens eine helle Flamme, welche sich ins Herz des Gekreuzigten senkte. Da umarmte sie den Erlöser, welcher nun seine zwei vom Kreuze befreiten Arme um sie schlang und sich ihr ganz zum Genusse hingab, daß das Kreuz im Herzen leer dastand.

Es ließe sich noch sehr viel Aehnliches über diese von Pöschl aufgezeichneten Visionen anführen, deren Relation sich im Pfarrarchive zu *Neukirchen* bei Frankenburg befindet. Doch ich denke, man wird mir das Weitere wohl erlassen und beistimmen, wenn ich mich begnüge, anzuführen, daß endlich am 22. Januar des genannten Jahres der Herr dem Pöschl durch die Sickinger befahl, seinen Prophetenberuf vor allem Volke zu offenbaren. Es geschah mit dem beschriebenen Erfolg. —

Bei dem Volke, welches grelle Wunder liebt, gerieth Pöschl sofort zum Ruf der Heiligkeit; weniger erbaut dagegen waren, wie sich denken läßt, die ihm vorgesetzten Geistlichen. Es kam zu peinlichen Auftritten. *Der neue Messias* ließ sich aber durchaus nicht einschüchtern, sondern fuhr um so eifriger fort, seine Lehre, mitunter selbst auf der Gasse, zu verkünden. Nachdem alle Abmahnungen und Zureden erfolglos geblieben waren, mengte sich abermals das profane Landgericht darein, und so geschah es, daß man den Prediger zwei Monate später mit Gewalt ins Priesterhaus nach Salzburg abführte.

Unterdessen trieben seine Anhänger, die „*betenden Leute*", wie das Volk sie nannte, ihr Wesen fort. Ja die von ihm selbst vorausgesagte Verfolgung des Propheten verlieh ihnen neue Kraft und verstärkten Eifer. Sie kamen bei Nacht und Nebel zusammen, ließen sich durch die von Pöschl eingesetzten geistlichen Vorstände unterrichten und lasen Schriften, wie „das verborgene Leben mit Christo in Gott", das „himmlische Vergißmeinnicht", das „himmlische Frag- und Antwortspiel" und Aehnliches. Ihr Lieblingsbuch aber war das sogenannte „*Herzbüchlein*". Diese Schrift besteht aus zehn Bildern, deren jedes ein Herz darstellt. In ein Herz sieht man einen Pfau, eine Schlange, eine Schildkrote, einen Bock, ein Schwein, eine Krote und einen Panther hineingezeichnet; in der Mitte der Thiere steht ein lachender Teufel mit Flügeln. Aus einem andern Herzen, welches Buße zu thun anfängt, fliehen die Thiere — und so verändert sich das Herz zehnmal je nach den Graden seiner Verworfenheit oder Besserung. Es giebt wenige Darstellungen, welche wüster und ekelhafter gedacht sind, als die mit den zehn Herzen.

Im Gefängniß fuhr Pöschl fort, nach außen zu wirken. Es war unmöglich, ihn so abzusperren, daß er nicht von Zeit zu Zeit ein Pastoralschreiben absenden konnte. Er bestimmte das *Jahr 1816 als den Zeitpunkt des Weltunterganges und seines feierlichen Einzuges in Jerusalem*. Diejenigen, welche dann noch nicht mit ihm glauben würden, sollten *vernichtet* werden.

Die trüben Zeitverhältnisse, die fortwährenden Kriege und die Unsicherheit alles Bestehenden wirkten zu einer Bewegung mit, welche wüsten Taumel in den Köpfen armer, unwissender Leute hervorrief. Die Menschenschlächtereien im christlichen Europa nahmen kein Ende; gerühmt und geachtet wurden nur diejenigen, unter deren Anführung die größten derselben vollbracht worden waren. Die Herrschaft sittlicher Ideen erschien auch den Bloden als ein Wahn; sie erkannten in dem dermaligen Weltzustande jenen, welcher von der Apokalypsis als der Vorbote des allgemeinen Unterganges geschildert wird.

Es geschieht nicht selten, daß die Ereignisse mit solchem Wahne Neckereien treiben, durch welche er bestärkt wird.

Napoleon kehrte von Elba zurück. Undeutliche Gerüchte über das Wiedererscheinen des Angestaunten durchzogen das platte Land und gestalteten sich in der Vorstellung der Pöschlianer von Oberösterreich zur Nachricht von dem Auftreten des Antichrist. Die Heerzüge, die erneute Unruhe, das Bangen aller Gemüther halfen ihnen in der Verbreitung ihrer Meinung. Nun geschah von den Anhängern des neuen Propheten das Aeußerste, um vor dem Eintreten der letzten Dinge unter ihren Bekannten und Freunden Bekehrungen zu erwirken. Sie rannten wie Besessene herum und schrien Tag und Nacht den *Weltuntergang* und das *tausendjährige Reich* auf den Straßen aus. Das erste Anzeichen desselben war für sie indessen kein anderes, als daß die königlich baierische Nationalgarde, welche gegen die nächtlichen Ruhestörer Patrouillendienste zu versehen hatte, sie aufgriff und ins Gefängniß brachte. Das machte sie indessen nicht im Geringsten irre; denn ihr Meister hatte ihnen geweissagt, daß man sie in den letzten Tagen verfolgen würde.

Unter diesen Verhältnissen verlebten der Prophet und viele seiner Jünger die verhängnißvollen Jahre 1815 und 1816. Jener war, um ihn gegen den Verkehr mit seinen Anhängern vollständig abzusperren, aus dem Kloster St. Peter in den Polizeiarrest versetzt worden, diese wurden durch das Ende des Weltuntergangsjahres nicht enttäuscht. Sie glaubten, das entsetzliche Strafgericht sei verschoben worden, weil Gott sich durch das Gebet der Frommen und Auserwählten noch einmal habe rühren lassen. Viele wurden auch in Blindheit erhalten durch die Hirtenbriefe, welche Pöschl selbst aus dem engern Gewahrsam zu verbreiten wußte. Sie wurden als Kleinodien betrachtet, mit der größten Verehrung studirt und ihre Abschriften theuer bezahlt. Pöschl

selbst ermunterte jeden Adressaten, die Inschrift herumgehen zu lassen. Im Briefe an eine Bauernmagd, Katharina Schlager, heißt es am Ende: „Theile freiwillig den anderen Schwestern auch etwas von meinem Schreiben mit. Ihr habt daran Alle genug zu essen. Ich wünsche, daß es Euch recht wohl bekomme!"

Indessen fehlte es auch nicht an Apostaten. Namentlich der Umstand, daß zur festgesetzten Zeit die Welt nicht unterging, daß die Juden Juden blieben und der von Gott zum Triumphator im himmlischen Jerusalem auserkorene Held mittlerweile in einem gewöhnlichen Arrestlocale saß, von baierischen Gendarmen bewacht — das wollte Vielen nicht zusammenstimmen und einleuchten. Einigen Eindruck machte auch der Abfall jener Magdalena Sickinger, durch welche sonst der Herr zu ihm gesprochen und die im Rathe der heiligen Dreifaltigkeit gesessen hatte. Sie führte wieder ein „anspruchloses" Leben.

Es ist kaum zu zweifeln, daß die Menschen, wenn sie den geregelten Gang der Zeiten betrachteten und nichts Auffälliges in der Welt mehr geschehen sahen, auch allmälig wieder in die nüchternen Geleise ihres Bauernverstandes zurückgelehrt wären. Ein Abfall von Poschl's Religion hätte am Ende den andern nach sich gezogen und die Idee der „Reinigung" wäre wieder verschwunden. In diesem Falle hätte ich kein Wort von der ganzen Geschichte erzählt, denn Poschl's Lehren wären sonach ein dogmatisches System wie jedes andere und es ist am Ende nicht widersinniger, das Auftauchen des Neuen Jerusalems ins neunzehnte als in ein anderes Jahrhundert zu verlegen. Auch die Gesichte der Magdalena Sickinger sind nicht auffallender als die der heiligen Magdalena von Pazzis oder der heiligen Katharina von Siena. Aber die Orgien, welche nachfolgen, sind merkwürdig. Es feiert deren zwar jede metaphysische Anschauung, so wie sie als „Religion" sich der Köpfe (und des Geldbeutels) des Vulgus bemächtigt; jeder Götze fordert Blut: das Idol von Dschagganat und die eiserne Jungfrau voll der Gnaden, in deren Armen Ketzer verkohlen. Aerger erschiene freilich, was die Menschheit an unsichtbaren Gütern, an Schärfe der Sinne und Wohlfahrt des Leibes, an Lebensfreude und wirklicher, nicht selbstsüchtiger, Sittlichkeit durch die unaufhörliche Ruthenbildung Einbuße erleidet — doch das darzustellen erforderte Bände und gehört nicht in die Pflichten eines Reisebeschreibers, der sich vom Widerwärtigen gern abwendet. Aber die fast unbekannte Geschichte des Weiterschreitens der Reformation Poschl's lehrt in einer winzigen Nuß, was man sonst auf der großen Kugel zusammensuchen muß: den Wahnsinn als letzte und unbestreitbare Consequenz dogmatischer, das heißt solcher Vorstellungen, welche nicht auf Einsicht in die Natur der Dinge, sondern auf irgend eine willkürlich aus dem Blauen gegriffene Behauptung, auf die Eigenliebe und die Selbstverhimmelungssucht des Haufens aufgebaut sind und der Welt vornehmlich durch die fast überall gleich wunderbare Zudringlichkeit und Frechheit imponiren, womit sie ihre Orakel als Einflüsterungen eines übersinnlichen Wesens bezeichnen. Man sieht auch aus dieser Geschichte, daß alle Anstifter sogenannter religiöser Bewegungen mehr oder minder Türkenblut in ihren Adern haben.

Ein Bauer Namens Johann Haas gerieth, nachdem das Weltuntergangsjahr ruhig vorübergegangen war, auf den Einfall, er sei statt des eingesperrten Pöschl zur siegreichen Verfechtung der neuen Offenbarung von oben berufen. Er nannte sein Haus den „Sitz der Dreifaltigkeit" und machte sich sofort an das Geschäft des „Reinigens" der Gemeinde. Diejenigen, welche in die Gemeinde von nun an aufgenommen werden wollten, wurden hundertmal in ein Schäffel mit kaltem Wasser untergetaucht, bis ihnen die Besinnung verging. Wenn sie sich wieder leidlich erholt hatten, erhielten sie Fausthiebe auf den Unterleib, bis sich schlimme Zufälle einstellten. Schwächeren gestattete man, behufs der Reinigung einfach so lange im Zimmer herumzulaufen, bis sie es vor Keuchen, Schweiß und Ermattung nicht mehr auszuhalten vermochten. Bei Manchen war das Reinigungswerk auch durch eine Tracht gewöhnlicher Prügel als bewirkt erachtet.

Nächst dem Reinigen hielt man auch das Verbrennen der „Hoffart" für ein nothwendiges Vorspiel zur Aufnahme in den Bund, dessen Mitglieder nach so vielen ausgestandenen Qualen ein nicht gewöhnlicher Stolz durchdrang. Unter der Hoffart verstand man alles dasjenige bewegliche Besitzthum, welches nicht zu den allerunentbehrlichsten Bedürfnissen gehörte. Seidene Tücher, Taufgeschenke, silberne Knöpfe, Hutbänder, Mäntel, Uhren — alles das mußte zerstampft und vernichtet werden, bevor der Geist einziehen konnte. Halbnackt liefen die Leute auf den Feldern herum und schauten nach den Zeichen des Himmels, welche dem Anbrechen der letzten Stunden vorhergehen sollten.

Das Landgericht wollte diesen Dingen nicht mehr länger zusehen und steckte den Johann Haas, vulgo Schmidtofferl, eben so in Gewahrsam, wie es mit dem großen Poschl geschehen war. Doch fand sich augenblicklich ein Nachfolger im verwaisten Amt, und wieder war es eine Dirne, durch deren Mund Jehova sprach.

Eine gewisse Polyrena Gstottner, welche früher vom Teufel besessen und vom Schmidtofferl gereinigt worden war, erklärte vor dem Landgerichte, welches ihr das Handwerk legen wollte, wörtlich:

„Als ich vor einigen Tagen aufwachte, ward ich im Geiste verzückt. Ich sah durch eine geöffnete Thür den Herrn auf einem Throne sitzen. Ein schöner Regenbogen umgab seinen Stuhl. Rings herum saßen die Vornehmsten der Welt, mit goldenen Kronen geziert und Alles beugte sich vor seiner Herrlichkeit; da stand der Herr auf und sprach: Polyrene! Drei meiner Auserwählten, Pöschl, der Jäger (ein Revierförster von Wolfsegg, bei dem viele Zusammenkünfte abgehalten worden waren) und Schmidtofferl haben bereits die Verkündigung meiner Lehre übernommen, aber vielen Widerstand und wenig Glauben gefunden. Ich will, daß du nun eine neue Auserwählte seiest, die mit Wort und Werk der Welt Bekehrung verkünde!"

Die Bureaukraten blieben ungläubig und die Prophetin entzog sich der angedrohten Einsperrung durch die Flucht.

Ihre Stelle wurde sofort von Marie Burgstaller aus Ampfelwang eingenommen, die im Vereine mit einem andern Haas, dem sie die Teufel ausgetrieben hatte, Tag und Nacht an herbeilaufenden Neophyten das Reinigungswerk vollzog — denn der Zudrang war stärker als je.

Mittlerweile ereigneten sich Dinge, welche zum ersten Male bewiesen, daß mit dem Glaubenseifer der Anhänger Poschl's nicht zu spaßen sei.

Es grassirte um jene Zeit noch der Unfug der Passionsspiele. Die baierische Regierung hatte zwar ihr Möglichstes gethan, um derartige blutrünstige Schaustellungen zu unterdrücken, aber hier und da gelang es einer herumziehenden Bande dennoch, das Verbot zu umgehen. Welche Kreise von Gedanken sich beim Anschauen einer solchen „Morithat" mitunter bilden, zeigt der Eindruck, den die Kreuzigung auf jene Poschlianer hervorbrachte, welche die regelmäßigen Besucher des Theaters waren.

„Der Herr fordert Opfer und gebeut die Ermordung der Unreinen!"

So lautete die Parole, nachdem die Kreuzwegsvorstellungen in Frankenmarkt zu Ende waren.

Die erste Person, welche zum Kreuzopfer ausersehen wurde, war Pfarrer Götz von Ampfelwang. Dieser Mann war in zweifacher Hinsicht ein Unreiner. Erstlich hielt man ihn für baierisch gesinnt und das galt den Leuten, die an dem dumpfen Habsburgerthum mit einer Treue festhingen, welche eines Tirolers würdig gewesen wäre, als eine Art Steckbrief auf Freigeisterei und Irreligiosität, und dann kannte man ja Götz als denjenigen, welcher ihrem Propheten zuerst warnend entgegen ge-

treten war. Man beschloß also, den Verworfenen zu kreuzigen. Um seiner Person habhaft zu werden, holte man ihn um Mitternacht, angeblich damit er einem Kranken in Schlagen, welches fast eine Stunde von seiner Wohnung entfernt liegt, die Sterbesacramente reiche. Sie hätten ihren Anschlag auf den Mann sicherlich durchgesetzt, wenn derselbe nicht durch ein altes Weib verrathen worden wäre. Dieses lief dem Pfarrer, welcher schon unterwegs war, entgegen und theilte ihm die Anstalten mit, welche getroffen worden waren, ihn ans Kreuz zu schlagen.

Das gottgefällige Opfer mußte diesmal unterbleiben; dagegen nahmen sich die Gläubigen vor, in Zukunft sicherer zu Werke zu gehen. Mit List war dem gewarnten Mann nicht mehr beizukommen: man versuchte es mit Gewalt. Während er an einem der nächsten Tage die Messe las, packten ihn rücklings vier Gläubige und zerrten ihn vom Altar weg. Der Schullehrer aber, welcher ahnte, was vorgehen sollte, fing an, so entsetzlich zu schreien und zu heulen, daß die Würger ihre Beute wieder fahren ließen, die sich nun eiligst durch die Flucht nach dem Pfarrhaus rettete. Von da ab wurde Gotz von den ungläubigen Gliedern der Gemeinde sorgsam gehütet und bewacht.

Indessen können wir dieses Blatt der „Kirchen- und Ketzerhistorie“ nicht zu Ende schreiben, ohne von wirklich gelungenem Mord zu berichten.

Jener Haas, welchem Marie Burgstaller den Teufel ausgetrieben hatte, bestimmte nun den Weltuntergang auf den 29. März 1817. Die Gnadenzeit war mit dem Abende dieses Tages geschlossen. Wer nach ihm noch ungereinigt war, sollte dem göttlichen Strafgericht verfallen. Die Aufregung in diesen Stunden stieg mit jedem Augenblick; Hunderte ließen sich prügeln und mit Wasser begießen, um dem göttlichen Zorn zu entrinnen. Viele wälzten sich auf der Erde herum und stampften mit Händen und Füßen, Andere bellten und miauten, die Einen rauften mit unsichtbaren Teufeln, während Schwächere, von Fasten und Hieben erschöpft, wie blödsinnig vor sich hinschauten. Unter diesen befand sich der Prophet selbst.

Als endlich der Abend jenes 29. März da war, begab sich Haas, von eifrigen Anhängern begleitet, vor das versperrte Haus eines Bauern, Namens Rehammer, welcher im Dorfe Schlagen der eifrigste Widersacher der neuen Lehre und der übelberüchtigtste „Unreine“ war. Sie erbrachen die Thür; einer der Knechte schlug den alten Rehammer mit einem Beile nieder; Haas hieb dessen junge Tochter zuerst mit Faustschlägen auf den Boden, worauf derselbe Knecht den Hieben mit der Axt nachhalf. Haasens Tochter Franziska aber zerschmetterte der alten Bäuerin mit ihrem Beile den Schädel. Während dieser Vorgänge rief der Prophet unaufhörlich mit salbungsvoller Stimme: „In Jesu Christi Namen schlagt sie Alle todt!“

Nachdem dieses Opfer vollbracht war, begab sich der Prophet mit den Getreuen in seine Wohnung zurück. Dort hatten sich viele Leute versammelt, die sich reinigen lassen wollten. Die Tochter Franziska reinigte, während die vielen Wachskerzen herabbrannten und bald nur noch der Mond im Zimmer leuchtete. Es wurden die Worte Jesus und Christus tausend Mal wiederholt, dann schlug der Prophet den Knechten, die ihm vorhin geholfen hatten, mehrmals mit der Axt auf den Kopf und die Knie. Sodann verkündete er seiner Taufpathin Maria Eizinger, daß sie sich statt seiner dem Herrn als ein Opfer für die Unreinen darzubringen habe. Während sie unablässig schrie: „Jesus Christus wohnt im Herzen!“ warf er sie auf den Boden und brachte ihr von den Fußsohlen allmälig aufwärts bis zur Stirn unzählige Beilhiebe bei, deren letzter ihr den Schädel entzwei spaltete, daß die Gehirnmasse sich auf den Boden verbreitete. Die anwesenden Männer und Weiber schauten betend zu.

Als die Eizinger todt war, zündete Haas Werg an, streute es um sie auf den Boden und trat es mit den Worten aus: „Jetzt hat die Hölle ausgebrannt!“

Nun kam die Reihe des Opferns an sein Weib. Er traf es mehrmals mit der Schneide der Axt, allein es raffte sich wieder auf und stürzte endlich ohnmächtig in die Arme einer Bäuerin, Anna Zaunrieth. Diese wollte das Weib vor weiteren Hieben schützen, erregte aber die Wuth des Propheten in solchem Grade, daß er auch ihr den Schädel zu zerhauen sich anschickte. Doch diese ergriff in der Todesangst das geschwungene Beil und entriß es der Faust, daß es zu Boden fiel. Die Anwesenden kamen wieder ein wenig zur Besinnung, Anna Zaunrieth's Vater warf das Beil zum Fenster hinaus und das Morden hatte ein Ende.

Der Prophet und seine Tochter schrien noch Stunden lang neben den Leichen ihr „Jesus, Jesus!“ in die Mondnacht hinaus. Gegen die herbeieilende Polizei, welche von ihnen für Teufel gehalten wurde, wehrten sie sich auf das Aeußerste. Im Kerker, den dreihundert andere Gläubige mit ihnen theilen mußten, wurde auf das göttliche Zornfeuer gehofft und aller Unfug weiter getrieben. Gott sollte feurige Rosse zu ihrer Befreiung schicken. Im Jahre 1819 waren sämmtliche Mörder und mit ihnen ihr Anstifter, der Schmiedtofferl, wieder in Freiheit, in Gnaden entlassen. (Vor einigen Tagen beantragte der Staatsanwalt für einen Menschen, der sechs Zehnkreuzer-Münzscheine gefälscht hatte, lebenslänglichen schweren Kerker.)

Anklänge und vereinzelte Bestrebungen ähnlicher Art sind, wie ortskundige Beamte versichern, noch immer nicht vollständig verschwunden. Noch immer redet man hier und da von geheimen Zusammenkünften gewisser Leute, wobei gotteslästerliche Ceremonien aufgeführt werden sollen. Namentlich Einzelne der protestantischen Bevölkerung werden von katholischen Nachbarn beargwöhnt. Im Sommer des Jahres 1866 kam es vor, daß man in der Gegend des Attersees Einigen nachsagte, sie beteten in einer Capelle, die sie in ihrem Hause errichtet hätten, den „heiligen Bismarck“ an.

Pöschl starb unbeachtet 1837 zu Linz. Die Anderen verblichen des herkömmlichen christlichen Bauerntodes. Ich kann den kurzen Blick auf diese Phase in der Geschichte des Monotheismus nicht abschließen, ohne die Vermuthung auszusprechen, daß trotz der erzählten Greuel mancher Leser den Joseph Haas und sein Prophetenthum keineswegs für nichtswürdiger oder verrückter halten wird, als die Wirksamkeit mancher Menschen, die in den Geschichtsbüchern in hohem Glanze dastehen. Das Wie seines Treibens war ein anderes — das Was ist identisch mit nicht wenigen Bewegungen der traurigen Menschengeschichte.“

Aus allen Erdtheilen.

Die Zustände in Mexico.

Der Indianer Benito Juarez steht als Präsident an der Spitze der sogenannten Republik Mexico; das Kaiserthum ist beseitigt worden, aber die Verwirrung im Lande ist größer als je zuvor, der Zusammenhang unter den einzelnen Staaten höchst locker, die öffentlichen Cassen sind ohne Geld, Aufstände an der Tagesordnung. „Die Zerrüttung ist geradezu grauenvoll; nur

allein die Räuber haben gute Zeit." Den Beweis für diese Behauptung liefert eine Correspondenz des „Newyork Herald" (11. März), welche haarsträubende Thatsachen enthält. Was will der italienische Brigandaccio gegen das mexicanische Räuberwesen bedeuten?

Größere oder kleinere Räuberbanden treiben ihr Unwesen mehr oder weniger in allen Staaten, am frechsten jedoch in Guadalaxara. Hier verüben sie Barbareien, welche nur erklärlich werden, wenn man bedenkt, daß es sich um ein Mischlingsgesindel handelt, das durch Revolutionen und Anarchie völlig verwildert ist. Clemente Ruiz, welchen das Volk den Teufel von Jalisco nannte, wurde vor einiger Zeit hingerichtet. Er hatte in San Pedro de Piedro Gordo drei junge Damen geraubt, denselben Gewalt angethan, sie dann ermordet, indem er sie schauderhaft verstümmelte, und die Leichen ins Wasser geworfen. Aber Leon Chaves übertrifft ihn. Auf der Straße zwischen Guadalaxara und Guanaxuato liegt Tepatitlan, eine Ortschaft von etwa 4000 Einwohnern. Am 11. Februar 1868 überfiel Chaves, dessen Bande nahe an 400 Raubmörder zählt, die Stadt und plünderte. In den öffentlichen Cassen fand er allerdings nicht viel Geld, aber von den Einwohnern, namentlich den Kaufleuten, erpreßte er etwa 80,000 Dollars, schleppte viele Gegenstände von Werth fort und erklärte alle Pferde und Maulthiere für seine gute Beute. Außerdem nahm er einige wohlhabende Leute mit, um von ihnen eine Auslösungssumme zu erpressen.

Von Tepatitlan zog er nach Zapotlanco; dort wurde er zurückgeschlagen und ging dann ins Gebirge, um seinen Raub in Sicherheit zu bringen. Gleich nachher unternahm er Streifzüge in das Flachland von Jalisco. Dabei befolgt er die Praxis, alle Gehöfte, welche er ausgeplündert hat, niederzubrennen und einen Theil der Bewohner zu ermorden. Die Einzelnheiten sind von einem zu Guadalaxara erscheinenden Blatte, der „Prensa", ausführlich mitgetheilt worden.

„Chaves war auch bei der Stadt Matatlan von den bewaffneten Einwohnern zurückgeschlagen worden; er ließ einige Tage nichts von sich hören, und man glaubte sich vor ihm sicher. Abends war im San-Pedro-Garten eine Gesellschaft versammelt. Plötzlich erschienen mehrere verlarvte Männer und führten mit Gewalt einige junge Damen fort. Am andern Morgen fand man Fräulein Inês de T. wahnsinnig auf dem Felde umher rennen. Die Räuber hatten ihr das Haar vom Kopfe geschoren, die Brüste weit aufgeschnitten und ihr die Kleider geraubt. Was sonst noch geschah, kann man sich denken. Ein Brief von Chaves erklärte: er werde mit den übrigen fünf Damen in ähnlicher Weise verfahren, wenn man ihm nicht 200,000 Dollars baar in sein Lager bringe, das er westlich von Guadalaxara aufgeschlagen hat. Sein Befehl ging dahin, daß die Summe auf ein Maulthier geladen und dieses von nur einem einzigen Manne geführt werden müsse. Das Geld wurde ihm übermittelt; als es in seinen Händen war, verübte die Bande an den solchergestalt ranzionierten Damen die schauderhaftesten Gewaltthaten. Nachher wurde jede einzelne auf ein Maulthier festgebunden. In solchem Zustande kamen die Unglücklichen in den Schooß ihrer Familien zurück. Chaves übertrifft an teuflischer, wilder, barbarischer Brutalität alle anderen Räuberhauptleute." —

Ueber die allgemeinen Zustände Mexicos finden wir einen langen Bericht aus der Feder eines californischen Deutschen im „California Demokrat" vom 18. Februar 1868. Wir entnehmen diesem vom 25. December vorigen Jahres datirten Briefe die nachstehenden Bemerkungen, welche nicht ohne Interesse sind und einen Einblick in die Verhältnisse gewähren. —

Straßenräuber machen in diesem Augenblicke das Reisen so interessant, daß es schon unangenehm wird, und es gehört zu den Allgewöhnlichkeiten, eine Postkutsche ankommen zu sehen, in der sich die Reisenden im höchsten Negligee befinden. Die Regierung ist aber nicht im Stande, das Räuberwesen zu unterdrücken, oder — wendet wenigstens nicht die rechten Mittel dazu an. Während auf der einen Straße bewaffnete Patrouillen für kurze Zeit die Sicherheit herstellen, wenden sich die Ladrones auf eine andere, und das ungeheure Terrain erschwert allerdings eine Ueberwachung. Wozu freilich so viel Militär — die Cavallerie fast durchaus mit guten Henryrifles bewaffnet — hier in der Hauptstadt liegt, während man draußen raubt und mordet und Gefangene entführt, um ein riesiges Lösegeld von ihnen zu erpressen, sehe ich meinerseits nicht ein. Nöthig ist es hier nicht, denn für den Augenblick wird die Stadt Mexico von keinem revolutionären Elemente bedroht. Auf die Länge der Zeit kann man freilich nicht dafür einstehen.

So viel ist sicher, daß der verstorbene Kaiser noch einen weit größern Anhang im Lande hat, als man gewöhnlich glaubt. Es giebt fast keinen Laden in der ganzen Residenz, wo nicht die Bilder des Kaisers und der Kaiserin, ebenfalls wie die Mejia's und Miramon's feil geboten werden, andere hat man auf geschickte Weise fabricirt und photographirt, z. B. die Erschießung der Unglücklichen, weil damals kein Photograph zugelassen wurde, dann Apotheosen Maximilian's ꝛc. Ebenso wurde ein „Historischer Kalender Maximilian's", in dem sein Schicksal in günstigster, ja fast verherrlichender Weise besprochen wird, in ganz kurzer Zeit in zwei Auflagen abgesetzt und an allen Straßenecken für einen Real feil geboten. Viele Damen, besonders in Queretaro und Mexico, gehen noch in Trauer um den Verstorbenen, und in Queretaro ließ die Regierung nicht allein die Grabhügel der Erschossenen der Erde gleich machen, den dort stehenden Cactusbaum umschlagen und die Mauern niederwerfen, um jedes Merkmal des Platzes zu vernichten, nein, auch sogar Schutt aus der Stadt darüber fahren, weil die Ovationen kein Ende nahmen und die Gräber fortwährend mit Blumen überdeckt wurden.

So viel ist gewiß, Mexico hat niemals einen Mann an der Spitze gehabt, der es treuer und ehrlicher mit dem Lande meinte, als der gefallene Kaiser Maximilian, aber zwei Dinge sprachen gegen ihn, die ihm ein langes Regiment unmöglich machten. Erstens war er ein Fremder und dann zu schwach und schwankend von Charakter, um ein so heißblütiges und dabei noch rohes Volk zu regieren und im Zaume zu halten. Wenn man dabei bedenkt, in welchem Zeitpunkt er seine Regierung gerade antrat; als die Kirchengüter confiscirt und die ganze Geistlichkeit zu wilder, wenn auch für den Moment ohnmächtiger Wuth aufgestachelt war, während die Uebergriffe der Franzosen den Fremdenhaß im ganzen Lande wach gerufen, so kann man sich in seine prekäre Stellung etwa hineindenken.

Zum Ueberfluß hatte er noch einen deutschen Beichtvater, den Pater Fischer, bei sich, der der Geistlichkeit in die Hände zu arbeiten und das Concordat in Mexico einzuführen suchte, während ihn auf anderer Seite eine Anzahl von deutschen Abenteurern umgaben, die, nicht unähnlich wie die Begleiter Cortez', Mexico als weiter nichts wie eine ersehnte Schatzkammer betrachteten, in der sie ihren zerrütteten Vermögensverhältnissen wieder aufhelfen konnten (und es werden hier darüber ganz unglaubliche Geschichten erzählt), so läßt es sich denken, daß das Resultat dieses von Napoleon versuchten „Handstreichs" kein anderes sein konnte, als es gewesen, und man kann den armen gutmüthigen und wohlwollenden Kaiser nur bedauern, der sich mit einer solchen Gemüthsruhe in ein vorher aufgestacheltes Wespennest hineinsetzte.

Das ganze Kaiserreich wurde mit Pomp und Glockengeläut begangen und löste sich zuletzt in einer Verwirrung auf, die unbeschreiblich ist. Der Kaiser hatte den Kopf verloren und seine Umgebung suchte nur sich und etwa Erworbenes in Sicherheit zu bringen.

Es ist ein trauriges, schmerzliches Drama, das sich hier abspielte, aber auch wieder mit so viel Wildromantischem dabei,

daß ein Roman eigentlich schon in der einfachen Erzählung der Thatsachen liegt, in denen natürlich selbst Pfaffenumtriebe und Herzensangelegenheiten nicht fehlen. Der arme *Kaiser Max* stand, nachdem ihn seine Gemahlin verlassen, um in Frankreich vergebens Hülfe zu suchen, fast allein zwischen fremden, ihm feindseligen Männern, und die Wenigen, die ihm in dem mißhandelten und gereizten Lande wirklich treu waren, wie der alte indianische General Mejia, konnten wohl mit ihm sterben, aber seinen Sturz nicht verhindern oder aufhalten. Mexico hat zwei Kaiser erschossen und mehr Revolutionen durchgemacht, als irgend ein anderer südamerikanischer Staat. Wird es jetzt zur Ruhe kommen? Man bezweifelt es hier, denn obgleich man recht gut weiß, daß das Land nur der Zähigkeit des *Indianers Juarez* den Sturz der Fremdherrschaft verdankt, so fehlt gerade zu dessen Regierung das nöthige Vertrauen unter der *gebildeten Classe* im Lande. Was er aber auch thun mag, *das amerikanische Damoklesschwert hängt ihm immer über dem Haupt* und er weiß nie, ob oder wann es fallen wird.

Fremde giebt es noch genug im Lande, überall findet man Franzosen, Deutsche und Amerikaner; *der mexicanische Importhandel ist aber fast ausschließlich in den Händen der Deutschen*, da sich die früheren englischen Geschäfte entweder zurückgezogen oder Bankerott gemacht haben.

An eine fremde Colonisation des innern Landes darf aber vor der Hand wohl kaum gedacht werden, denn erstlich fehlt es hier vollständig an brauchbarem Regierungsland und dann möchte ich wenigstens keinem deutschen Landsmann rathen, eine besondere Uebersiedelung hierher in einer Zeit anzutreten, wo *ein Reisender nicht einmal wagt, mehr als etwa 2 oder 3 Dollars baar Geld bei sich zu tragen* und die Postscheine über erhaltenes Geld ausstellt, um damit auf den verschiedenen Stationen die Zeche für Nachtlager und Abendbrot zu bezahlen.

Das muß man übrigens Juarez zum Ruhme nachsagen, daß er der *in Nordamerika jetzt ganz herrlich aufblühenden Pfaffenwirthschaft* hier ein gründliches Ende gemacht hat, soweit es nämlich ihre öffentliche Wirksamkeit betrifft, denn im Geheimen bohren sie natürlich fort. Das Kircheneigenthum als Grundbesitz ist confiscirt, die Klöster sind aufgelöst und werden verkauft, das ewige und unerträgliche Geläut der Glocken ist verboten oder auf ein Minimum beschränkt und die Priester dürfen nicht mehr im Ornat über die Straßen gehen oder Processionen außer der Kirche halten. Im Geheimen wirken sie freilich noch fort, verweigern solchen, die Kirchengüter gekauft haben, Absolution oder Trauung und Einsetzung und wenn ihre Zeit wiederkommt, werden sie auch mit Freuden jeden Prätendenten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln unterstützen, der ihnen nur die Hoffnung macht, ihre ihnen entzogenen Kirchengüter wieder zu gewinnen, aber kein neuer Präsident wäre mehr im Stande, ihnen das zu gewähren. Ihre Macht ist gebrochen, denn sie verfügen nicht mehr, wie früher, über solche enorme Geldmittel, und dadurch allein hat Juarez allerdings *eine* große Gefahr für die Ruhe des ewig bedrohten Landes beseitigt.

Zur Kennzeichnung der Zustände in Griechenland. Das Königreich Hellas hat, die ionischen Inseln eingeschlossen, 947 Quadratmeilen und 1,330,000 Bewohner. Die Zustände sind von merkwürdiger Art bei diesen slawisch-albanesisch-walachisch-griechischen Leuten. Ihr Staat hat 6,300,000 Thaler Einkünfte und 90,000,000 Thaler Schulden. Da sie aber dieselben nicht bezahlen, so scheinen sie sich wegen dieser Last keine großen Sorgen zu machen. Das *albanesische* (arnautische) *Volkselement* tritt stark hervor; es ist entschieden überwiegend in ganz Attika und Megara (die Städte Athen und Megara ausgenommen); es hat den größten Theil von Böotien inne und einen Theil von Lokris. Der Süden von Euböa, der nördliche Theil von Andros, ein Theil von Aegina und ganz Salamis sind von Albanesen bevölkert, und dasselbe gilt im Peloponnes, von ganz Korinthia, Argolis, Nordarkadien und dem östlichen Achaja; Albanesen wohnen auch in Lakonien an den Abhängen des Taygetus bis zur Ebene von Helos und auch jenseits des Eurotas, namentlich in der Umgebung von Monembasia. Im Ganzen beträgt ihre Zahl über 250,000; sie spielen eine wichtige Rolle und sind vorzugsweise Ackerbauer und Seefahrer.

Griechenland zählte 1867: Ackerbauer 147,507; Hirten 38,935; Handwerker nur 19,592; „Industrielle“ (wir ersehen nicht, von welcher Art dieselben sind) 32,801; Grundbesitzer 16,122; männliche Diener 12,651; weibliche Diener 7724; solche die Pferd und Wagen besitzen 2307; *Künstler* 1346; *Geistliche* 5102; Handelsleute 9452; Kaufleute 793; Seeleute auf der königlichen Marine 510; andere Seeleute 19,308; *Regierungsbeamte* 3553; Gemeindebeamte 5199; Lehrer und Professoren 1176; *Advocaten* 394; Journalisten 68; Aerzte 398; Apotheker 161; Hebammen 832. Schulbesuch 42,680 Knaben, 9035 Mädchen.

Demnach kommt 1 Geistlicher auf je 261 Seelen, 1 Künstler auf je 989, was sich dadurch erklärt, daß in Hellas manche Zimmerleute und Maurer sich unter die Künstler rechnen. Die Beamtenwirthschaft wuchert, denn 1 Angestellter kommt auf je 152 Köpfe, was denn doch noch stärker ist als in den classischen Ländern der Bureaukratie: Frankreich und Preußen. Seine hellenische Majestät haben ein *stehendes Heer* von 8457 Mann; eine *Gendarmerie* von 10,089 Mann, 510 Seeleute, und wenn man dazu die 5102 Geistlichen rechnet, so ergiebt sich, daß auf je 50 Köpfe *ein* Mensch kommt, der von den Staatseinnahmen zehrt. Kein Wunder, daß die „Finanzen in keiner günstigen Lage“ sind! Auch bezieht der König etwa 300,000 Thaler. Der Staatsrath darf gesetzlich nicht weniger als 15 Mitglieder zählen und nicht mehr als 25; jedes erhält 7000 Drachmen Jahrgehalt. Von 1862 bis Ende 1866 hat das Königreich nicht mehr als *neunzehn Ministerwechsel* gehabt. Alle zwei Monate ein Ministerwechsel. — das erinnert an Mexico!

Fortschritt der Bildung unter den Eingeborenen Ostindiens. Wir finden in der neuesten Nummer von *Trübner's* „American and literary Record“ Mittheilungen über die Thätigkeit des „*Benares Instituts*“. In dieser heiligen Stadt der Hindus haben vor mehreren Jahren sowohl Hindus wie Mohammedaner einen Verein gebildet, der sehr löbliche Zwecke verfolgt. Aus dem jüngst erschienenen ersten Bande seiner Verhandlungen geht hervor, daß die Mitglieder Vorträge in verschiedenen Landessprachen halten, welche zumeist die Bildung und Aufklärung des Volkes zum Gegenstande haben. Dazu kommen lebhafte Erörterungen und nicht selten wird auch gegen Ansichten opponirt, welche den Europäern insgemein als maßgebend erscheinen. Der Verein theilt sich in fünf Sectionen: für Erziehung, sociale Wissenschaften und gesellschaftlichen Fortschritt; Philosophie und Literatur; Erfahrungswissenschaften und Kunst; Jurisprudenz. In jeder Abtheilung führt ein englischer Gelehrter den Vorsitz; die Secretäre sind sämmtlich Eingeborene. Von den 37 Abhandlungen und Vorträgen gehören 36 den Hindus und Mohammedanern an; die Sprachen derselben sind theils Sanskrit, theils Englisch, zumeist aber Hindi oder Urdu. Aus diesen Schriftstücken geht deutlich hervor, daß in den Kreisen der gebildeten Inder eine starke intellectuelle Gährung vorhanden ist und daß sie von der Nothwendigkeit einer gründlichen Reform in den gesellschaftlichen Verhältnissen völlig durchdrungen sind. Die Vorträge handeln z. B. über die Wirkungen, welche die Erziehung der Frauen auf die Gesellschaft ausüben werde; — über die Vortheile, welche der nähere Verkehr mit gebildeten Europäern im Gefolge hat; — über das Purdahsystem, d. h. das Abschließen der Frauen von allem Außenverkehr; — über die Einwohnerschaft von Benares und die Wohnungen derselben; — über den Stand der Naturwissen-

schaften bei den alten Indern. Der gelehrte Pandit Bapu Deva Schastri, Professor der Mathematik und Astronomie am Sanskritcollegium zu Benares, sprach über die Manmandira-Sternwarte. Andere Vorträge bezogen sich auf: die Philosophie der Araber; — die Astrologie bei Hindus und Mohammedanern; — die Musik bei den Hindus; — über die Töpferkunst in Benares. — Aehnliche Vereine sind in mehreren Städten Nordindiens gegründet worden.

Die Russen in Turkestan. Das Chanat Chokand befindet sich in ihrem ungestörten und wie es scheint auch vollkommen sichern Besitze und im vorigen Jahre hat dort ihr Handel eine große Ausdehnung gewonnen. Der neue Generalgouverneur, Kauffmann, hat ein Manifest von der wichtigen Handelsstadt Taschkend aus erlassen, in welchem er den Chokanzen erklärt, daß Rußland seinen Einfluß weniger durch Waffengewalt als durch Aufrechthaltung guter Ordnung und Vermeidung jeder Willkür begründen wolle. Mit dem Emir von Buchara werden die Russen wohl demnächst wieder Krieg führen müssen. Er unterstützt die Raubnomaden, welche das russische Gebiet beunruhigen und auch russische Soldaten gefangen genommen haben, deren Herausgabe der Emir verweigert.

Eine Forschungsreise ins Land der Tschuktschen, also in den äußersten Nordosten Asiens, wird im Laufe des Jahres 1868 von Herrn Pavlowsky unternommen werden und zwar auf Veranlassung der sibirischen Abtheilung der Petersburger geographischen Gesellschaft.

Eine Reise nach Lhassa in Tibet und zu den Quellen des Brahmaputra. Ueber dieselbe ist am 23. März in der Sitzung des Londoner geographischen Vereins von dem durch seine geodätischen Arbeiten in Indien bekannten Capitän Montgomerie Bericht erstattet worden. Montgomerie hatte zwei gelehrte Hindus, Panditen, sorgfältig für eine Reise nach Tibet vorbereitet. Nach mehreren vereitelten Versuchen gelang es dem einen, die Wachsamkeit der Grenzwächter zu täuschen; er kam von Katmandu, der Hauptstadt von Nepal, über Kirong nach dem buddhistischen Kloster Tadum, das nördlich vom Brahmaputra liegt. Von jenem Kloster an der großen tibetanischen Heerstraße, welche in ostwestlicher Richtung zwischen Gartok und Lhassa läuft, reiste er in Gesellschaft eines Kaufmannes, der aus Ladak (der Hauptstadt des sogenannten Klein-Tibet) war, bis Lhassa, erreichte diese heilige Stadt, das Rom der buddhistischen Welt, am 10. Januar 1866 und blieb dort bis zum 21. April. Dann trat er den Rückweg an, aber nicht nach Nepal, sondern in westlicher Richtung und kam an den Quellen des Setledsch, die im Rakas-tal-See liegen, vorüber. Als er den Utdhura-Paß überschritten hatte, kam er in die Provinz Kamaon und war nun wieder im britischen Gebiete. Der Pandit, dessen Namen wir in dem vor uns liegenden Berichte nicht angegeben finden, hat viele Höhen genau gemessen. Die große Straße zwischen Gartok und Tibet läuft auf einer Strecke von 800 Miles in einer Region, deren mittlere Höhe über dem Meere 14,000 Fuß beträgt und nur an einer Stelle bis zu 11,000 Fuß herabsinkt; manche Uebergangspässe liegen in 16,000 Fuß Höhe. Die Straße wird von den Tibetanern gut unterhalten; das Reisen auf ihr wird durch die Posthäuser (Tarjums) erleichtert, die in Zwischenräumen von 20 bis zu 70 Miles von einander entfernt liegen. Zwischen Mansarowar und Tadum hatte der Pandit stets Gletscher in Sicht, namentlich auf den mächtigen Gebirgsabhängen im Süden. Im Norden der Straße, etwa 80 Miles östlich von Tadum, war eine sehr hohe Schneekette sichtbar, welche 120 Miles weit fortlief; an ihrem westlichen Ende erhebt sich ein sehr hoher Spitzberg, der Harkiang. Die tibetanische Hauptstadt Lhassa hat 11,700 Fuß Meereshöhe.

Winwood Reade, welcher 1862 eine Reise nach dem äquatorialen Westafrika unternahm, um an Ort und Stelle zu erforschen, wie es sich mit Du Chaillus damals noch ziemlich controversem Gorilla verhalte, tritt im Auftrage der Londoner geographischen Gesellschaft eine Forschungsreise nach Guinea an und will zunächst an der Goldküste den Lauf des Assiniflusses untersuchen, über den wir nur erst unvollständige Kunde haben. Reade gab vor mehreren Jahren ein Werk über das „Wilde Afrika“ heraus, welches den Negerverehrern der Missionsvereine sehr mißfiel, weil dasselbe eine Menge von Thatsachen und Urtheilen enthält, die ihrer Voreingenommenheit nicht zusagten.

Karl Mauch in Südafrika. Unser Landsmann hatte am 15. März 1867 seine zweite Reise nach dem Innern angetreten und den englischen Elephantenjäger Hartley auf einem Zuge in des Kaffernherrschers Moselikatse Land begleitet. Er war 8½ Monate (bis zum 1. December) unterwegs und hat zwei Goldfelder entdeckt. Das eine derselben liegt in etwa 17° südlicher Breite an einem Zuflusse des Umfule und ist 40 deutsche Meilen von der portugiesischen Niederlassung Tete am Sambeßi entfernt. Das Ergebniß des Jagdzuges bestand, wie wir aus einem Berichte in Petermann's Mittheilungen ersehen, aus 91 Elephanten und 80 Stück andern Wildes, darunter 2 Giraffen, 8 Elennantilopen, 2 Flußpferden, 3 Büffeln, 5 Rhinoceronten ꝛc. Die Elephanten lieferten, das Durchschnittsgewicht eines Stoßzahns zu 22½ Pfund gerechnet, gegen 4000 Pfund Elfenbein.

Nachrichten über Livingstone. Karl Mauch hat darüber an Herrn Dr. Petermann in Gotha Folgendes berichtet: „Martin Swarts, ein Elephantenjäger, der kürzlich von einem Jagdzuge am obern Sambeßi zurückgekehrt war, hatte im Juli 1867 oberhalb der Victoriafälle Eingeborene angetroffen, welche Dr. Livingstone als Führer gedient hatten, in einer Gegend (— wo? —), die 20 Tagereisen von den Victoriafällen entfernt ist. Livingstone, von dem sie mit Lobeserhebungen sprachen, befand sich wohl, stand bei allen Völkerschaften in großem Ansehen und war überall gut aufgenommen; er hatte einen großen Fluß erforscht und war, wie es schien, auf der Rückkehr nach der Küste begriffen gewesen. Diese Mittheilung wurde dem Martin Swarts ganz unaufgefordert gemacht und erscheint deshalb um so glaubwürdiger.“

Soeben lesen wir, daß am 9. April in London ein Brief von Livingstone aus Sansibar bei Herrn Murchison eingetroffen ist. Livingstone ist unterwegs nach Europa. —

* * *

— Karl Vogt's „Lehrbuch der Geologie und Petrefactenkunde“ erscheint in Braunschweig bei Friedr. Vieweg u. Sohn in dritter, vermehrter und gänzlich umgearbeiteter Auflage; soeben ist der erste Band vollendet worden. Das Buch ist als classisch anerkannt, von den Fachmännern häufig besprochen worden und bedarf keiner weitern Empfehlung. Wir wollen hier nur auf die ganz vortreffliche typographische Ausstattung und die saubere Ausführung der xylographischen Illustrationen aufmerksam machen; sie lassen nichts zu wünschen übrig.

Gleichzeitig ist in London die zehnte, völlig umgearbeitete Auflage von Lyell's „Principles of Geology“ bei Murray erschienen. Bekanntlich hat dieses Werk großen Einfluß auf die Fortbildung der geologischen Wissenschaft gehabt; die erste Auflage erschien vor 37 Jahren. Ein Kritiker im „Athenäum“ (28. März) bedauert lebhaft, daß Lyell zu den Darwinianern übergegangen sei, und deren Hypothesen in die Geologie einmenge, „wohin sie nicht gehören.“ Diese Hypothesen, so wird weiter gesagt, werden von vielen hervorragenden Gelehrten bekämpft, sie sind noch durchaus controvers und haben mit den Principien der Geologie nichts zu schaffen. Auch liefert diese letztere keinen Beitrag, durch welchen etwa die Darwin'schen Aufstellungen Unterstützung

erhielten, im Gegentheil; gerade die Geologie ist sein schärfster Widersacher. Auch die Paläontologie, so weit sie bis jetzt bekannt ist, spricht ganz entschieden gegen ihn. Darwin nimmt an, daß das Unbekannte, wenn es einmal bekannt werden sollte, für ihn zeugen würde, bis dahin aber will er die vollständige Widerlegung aufgeschoben wissen; viele sind aber der Ansicht, daß eine solche seiner Theorie unvermeidlich zu Theil werden müsse. Wer nun die natürliche Auswahl und die Pangenesis in ein Werk einführt, das für classisch gilt, der führt einen Gegenstand, welcher noch der Controverse unterliegt und als eine phantastische Hypothese dasteht, in einen Stoff hinein, welcher von dem geologischen Publicum als gültig angenommen worden ist. — Das „Athenäum“ meint weiter, daß die Annahme von einer natürlichen Auswahl künftig noch mehr in Abgang kommen werde, als bisher schon rasch genug der Fall gewesen sei. Man müsse die sicheren Unterlagen der Geologie von schwimmenden Tagesphantasien fern halten, da ohnehin kein besonnener Geolog die Dauer einer Annahme von der natürlichen Auswahl oder im Allgemeinen der Haupthypothesen, welche Darwin aufstellt, auch nur für zehn Jahre garantiren möchte. —

— Wir meldeten vor mehreren Monaten, daß die Compagnie der Panama-Eisenbahn einen Vertrag mit der Regierung von Neugranada abgeschlossen habe, durch welchen ihr Privilegium auf 99 Jahre verlängert wurde. Sie zahlte dafür, abgesehen von anderen Vortheilen, welche der Regierung zugebilligt wurden, sofort eine baare Summe von 1 Million Dollars. Aber in jenen verwirrten Staaten Südamerikas steht nichts fest, am allerwenigsten in den „Vereinigten Staaten von Columbia“, wie Neugranada amtlich bezeichnet wird. Jeder einzelne Staat maßt sich mehr oder weniger Souveränetät der Bundesregierung gegenüber an, und so hat denn nun die Volksvertretung des Staates Tolima jenen Vertrag für null und nichtig erklärt, weil er verfassungswidrig sei. Aus solchen Conflicten pflegt dort in der Regel ein Bürgerkrieg zu entstehen.

Wir wollen hier als zutreffend und kennzeichnend Einiges aus den Verhandlungen einer politischen Versammlung in Panama mittheilen. Ein Redner trat auf und meinte, Columbia werde die höchste Stufe des Gedeihens und Wohlstandes erklimmen, wenn es sich die Institution der Vereinigten Staaten von Nordamerika aneigne. Dagegen sprach ein anderer Redner:

„Gegen einen solchen Gemeinplatz protestire ich. Wir wären ein uncivilisirtes Volk? Wie so? Wenn man behauptet, ein Land sei civilisirt, wenn es thue was die Yankees thun, dann sind gerade wir im allerhöchsten Grade civilisirt. Wessen können die Yankees sich rühmen? Sie haben jüngst die Sklaverei abgeschafft; — das ist bei uns schon vor langer Zeit geschehen. Sie haben jüngst die Gleichheit der verschiedenen Racen proclamirt und wollen die Neger obenauf bringen; — wir haben diese Gleichstellung längst durchgeführt und bei uns ist der Neger obenauf. Sie haben vor Kurzem ihren ersten Bürgerkrieg gehabt und im Geldwesen eine Papierwirthschaft eingeführt, bei welcher der Dollar keinen Dollar werth ist. Und wir? Ja, wir können ganze Dutzende von Bürgerkriegen aufweisen und das Geld ist bei uns schon seit langer lieber Zeit selten und entwerthet. Die Yankees haben nun erst angefangen, ihre Bundesverfassung in Fetzen zu zerreißen, den Präsidenten anzuklagen und Dictatoren sich aufzuhalsen; — das Alles haben aber wir schon längst und oftmals gethan. Die Yankees werden am Ende so rasch sie können zum Teufel fahren, wir aber sind schon längst eine Beute des Teufels geworden. Zu was brauchen wir die Yankees zu copiren? Die Yankees copiren uns, wir sind ihre Vorbilder und Muster; was sie seit sechs Jahren thun und treiben, das haben wir Columbier längst getrieben und gethan.“ Diese Mittheilung bringt die in Panama erscheinende englische Zeitung „Panama Star and Herald“.

Als wir dieses eben geschrieben hatten, fiel uns ein Leitartikel der „Times“ in die Hände, welcher den Krieg gegen Paraguay bespricht und Streiflichter auf das wüste Treiben in den südamerikanischen Republiken wirft. Wir haben uns früher im „Globus“ schon mehr als einmal in demselben Sinne ausgesprochen und geben der „Times“ vollkommen recht.

„Unsere Erwartungen, daß sich aus diesem unablässigen Wechsel in Südamerika etwas machen lasse, sind immer schwächer geworden, und mit dem Ersterben der Hoffnung ist auch der Wunsch verflogen. Diese ephemeren Gemeinwesen mit ihren Congressen und Präsidentschaften, mit ihren Conventionen und Dictaturen sind gar keine Staaten in unserm Sinne des Wortes, sondern nur Nebelflecken von Staaten, eine Welt, die in der Zersetzung begriffen ist; sie sind Anhäufungen von Atomen, die mit einander im Conflicte stehen, die von unsichtbaren Kräften getrieben und ihr Geschick erfüllen werden. Der halbe Continent geht in Betreff der Civilisation immer mehr und mehr zurück. Gesellschaftliche Ordnung und Frieden scheinen ganz unthunlich zu werden, die Anarchie ist unheilbar. Seit Abschüttelung des spanischen Joches haben fast alle diese Länder, Chile allein ausgenommen, kaum eine Unterbrechung in ihren Bürgerkriegen oder in den Kriegen nach außen erfahren. Im Durchschnitte kommen auf die Quadratmeile nur drei Köpfe, und doch will jedes Land auf Kosten des andern seine Grenzen erweitern. Sie sind platterdings unfähig, eine dauerhafte Bundesunion zu gründen oder zu ertragen, und so wechselt dann widerwärtige Tyrannei mit wilder Anarchie und oft sind beide Plagen vereint da. Diese sogenannten Republiken haben alle möglichen Formen versucht und durchgemacht.“

— Am 1. Mai wird der erste Dampfer der „magellanischen Linie“ seine Fahrt nach Europa antreten, und zwar von Callao in Peru aus. Er berührt Valparaiso, das den eigentlichen Ausgangspunkt bildet. Nach den Niederlassungen, welche von Chile aus an der Magellansstraße gegründet worden sind, hat man im Februar wieder 221 Colonisten abgeschickt, so daß die Zahl derselben jetzt schon 500 übersteigt. Weiterer Nachschub soll in den nächsten Monaten folgen.

— Vor einigen Jahren war viel die Rede von einer Ecuador-Landcompagnie, welche von der Westküste der Südsee aus, von der Mündung des Payon aus eine fahrbare Straße nach Quito anlegen und längs derselben Niederlassungen gründen wollte. Friedrich Gerstäcker war an Ort und Stelle und hat vor zwei Jahren über diese Compagnie einige Mittheilungen gemacht. Jetzt lesen wir, daß „die kleine Niederlassung am Payon sich in einer kläglichen Lage befindet. Für den Straßenbau geschieht nichts und aller Fortschritt fehlt.“

— In den Vereinigten Staaten von Nordamerika ergab die Zählung von 1861, daß 2,224,743 Individuen aus Großbritannien gebürtig waren, davon 1,611,304 in Irland.

— In Neuyork war in der ersten Märzwoche die Bettelarmuth so hoch gestiegen, daß 9720 Arme auf städtische Kosten gespeist werden mußten. — Im Staate Neuhampshire ist ein volles Viertheil der Farmer außer Stande gewesen, im vorigen Jahre die Abgaben zu zahlen. Ueberhaupt nimmt in den östlichen und mittleren Staaten der Union die Verarmung „in Schrecken erregender Weise“ überhand. Der Süden ist durch die Maßregeln und den Druck von Seiten der radicalen Partei längst an den Bettelstab gebracht worden, und der Norden, welcher ihn, der früher sein bester Consument war, in eine so verzweifelte Lage gebracht hat, empfindet nun den Rückschlag seines unheilvollen Verfahrens.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Fahrten auf dem Amazonenstrome.

II.

Die Indianerstämme am Japura. — Die Mesayas vom Stamme der Umaüas. — Ursprung der Anthropophagie bei diesen Indianern. — Ihre religiösen Vorstellungen; der Vogel Buéqué als Symbol des höchsten Wesens. — Payes oder Zauberer; Aberglauben. — Die Miranhas. — Menschenraub der Portugiesen. — Gesichtstypen der Miranhas und der Muras. — Eine musikalische Sprache der Wilden. — Feierlichkeiten bei Wehrbarerklärung der jungen Krieger; Parane. — Barbarische Zustände bei den Muras. — Marcoy auf dem untern Amazonas. — Tapuyas-Indianer. — Der Tocantins und die Stadt Cameta.

Wir hatten den Reisenden Paul Marcoy am Japura verlassen, welcher etwa Ega gegenüber unter 65° westlicher Länge von Norden her in den Amazonas mündet. Dort war Gelegenheit vollauf zu ethnographischen Beobachtungen. Denn zwei Völkerstämme: die Umaüas-Mesayas und die Miranhas, haben der Civilisation, den Seuchen und der Versklavung doch einigen Widerstand geleistet und sind verhältnißmäßig zahlreich, das heißt, ihre Gesammtmenge beträgt wenigstens einige Tausend Köpfe.

Die Mesayas gehören zu dem weit verbreiteten Stamme der Umaüas, von welchem sie sich in früheren Zeiten getrennt haben, wohnen jetzt zwischen dem Japura und dem obern Laufe des Apopari und sollen eintausend bis zwölfhundert Männer stark sein. Sprache und Sitten haben bei ihnen im Verlaufe der Zeit manchen Wechsel erfahren. Das sackartige Gewand, welches ihre Stammgenossen tragen, hat bei ihnen einer Art von Hüftenschurz Platz gemacht; diesen verfertigen sie aus einer Anzahl von seilartigen Strängen, welche sie aus dem Haare des schwarzen Coataaffen (Ateles niger) zusammendrehen. Sie sind die einzigen Indianer Südamerikas, welche das ohnehin spärliche Affenhaar zu einem praktischen Gebrauche verwenden. An diesem Schurze befestigen sie ein Stück braungefärbten Baumwollenzeuges, welches unten mit allerlei bunten Federn verziert wird. Unsere Abbildung zeigt, wie diese allerdings etwas dürftige Kleidertracht beschaffen ist. Männer und Frauen verzieren das Gesicht mit langen Mimosendornen, welche sie durch Löcher an der Oberlippe hindurchstecken, und die sich dann ausnehmen, wie die Schnurrhaare einer Katze. Als Waffen hat der Mesaya Bogen und Pfeile, eine Keule und einen kurzen Stab, der am obern Ende gespalten ist und als Schleuder dient. (S. S. 226.)

Diese Indianer bereiten, gleich anderen Umaüas, aus dem milchigen Safte der Hevãa, welche sie Cahechu nennen (Kautschuck), allerlei Trinkgeschirre, Röhren, Köcher, Sandalen und, wie wir schon im vorigen Aufsatze bemerkten, auch birnenförmige Klystierspritzen.

Die Mesayas stehen in sehr übelm Ruf als Anthropophagen; die Spanier in Popayan und die Brasilianer haben ihnen nachgesagt, daß sie mit Vorliebe Menschenfleisch äßen. Die Thatsache, daß sie Anthropophagen sind, kann allerdings nicht bezweifelt werden, aber sie sind es in Folge von Rachsucht, die sich aus früheren Zeiten her vererbt hat; auch werden lediglich und allein Menschen vom Stamme der Miranhas verzehrt, gegen welche sie von einem unbeschreiblichen Haß erfüllt sind. Ihre Aeltesten erzählen den Ursprung der Sitte folgendermaßen:

Vor langer, langer Zeit, als die Thiere noch sprechen konnten, trieb sich eine Horde Miranhas am Japura umher und fand dort einen auf dem Sande schlafenden Umaüa. Diesen schlugen die Miranhas, welche sehr hungrig waren, todt und fraßen ihn auf. Die Umaüas erhielten Kunde von diesem Vorgange durch einen Vogel, den Surucua; sie begannen von nun an einen Rachekrieg gegen die Miranhas, und wer von diesen in ihre Gewalt geräth, wird aus Rache und Wiedervergeltung aufgefressen. Dabei geht oder ging man mit ausgemachtem Raffinement zu Werke. Der Gefangene wurde im Dorfe der Mesayas streng überwacht, aber nicht etwa eingesperrt. Man gab ihm eine Frau, die ihn recht gut und vollauf füttern mußte, damit er wohlbeleibt werde. Nach etwa einem Vierteljahre führte man ihn Abends bei Vollmond in den Wald; dort mußte er selber das Holz sammeln, mit welchem er gebraten werden sollte. Wenn er mit seiner Last im Dorf angekommen war und dieselbe niedergelegt hatte, bezeichneten die Krieger, welche ihn bisher bewacht hatten, mit rothem Oker jene Körpertheile, die sie am andern Tage verspeisen wollten, und nachher wurde bei Mondschein ein Tanz aufgeführt, an welchem der Gefangene Theil nahm. Inzwischen brachten die Frauen das zum Schmaus erforderliche Geschirr herbei, und nach Mitternacht mußte der Miranha in seine Hütte gehen.

Am andern Morgen wurde der Gefangene gerufen; sobald er aus der Hütte trat, erhielt er sofort mehre Keulenschläge auf die Schläfen und sank leblos nieder. Dann schnitt man ihm den Kopf ab, der auf eine Lanze gesteckt und um das Dorf herumgetragen wurde; den Körper schleppte man an den Füßen zum nächsten Bache; dort wurde er dann von alten, erfahrenen Köchinnen in Stücke zerlegt und in Kesseln über dem Feuer gekocht, zu welchem der Miranha am Abend vorher das Holz hatte herbeischleppen müssen. Wir wollen den gräßlichen Schmaus nicht näher beschreiben und verweisen auf die von Marcoy skizzirte Abbildung; es mag nur bemerkt werden, daß auch die Knochen entzwei geschlagen wurden, damit man das Mark genießen konnte. Von dem

Schlachtopfer durfte platterdings weiter gar nichts übrig bleiben, als der einbalsamirte und mit Farbe bemalte Kopf, der dann in der Hütte des tapfersten Kriegers als Erinnerungszeichen aufbewahrt wurde. Aber was geschah unmittelbar nach dem Schmause? Alle Mesayas waren bemüht, das genossene Menschenfleisch so rasch als möglich wieder von sich zu geben; sie ekelten sich selber vor der abscheulichen Speise, und damit ist der Beweis geliefert, daß sie dieselbe nicht aus Gier nach Menschenfleisch verzehrt hatten, sondern lediglich der Rache und der Wiedervergeltung wegen. Der letzte Kannibalenschmaus hat im Jahre 1846 stattgefunden.

Eigenthümlich sind die religiösen Vorstellungen der Mesayas. Sie kennen ein höchstes Wesen, von welchem Alles geschaffen worden ist und das Himmel und Erde in Bewegung erhält. Sie wagen nicht, demselben einen Namen zu geben. Sichtbarer Repräsentant dieses Gottes ist der Vogel Buêquê (Trogon Couroucou oder Couroucou splendens), der sich durch reizendes Gefieder auszeichnet. Es giebt zwei

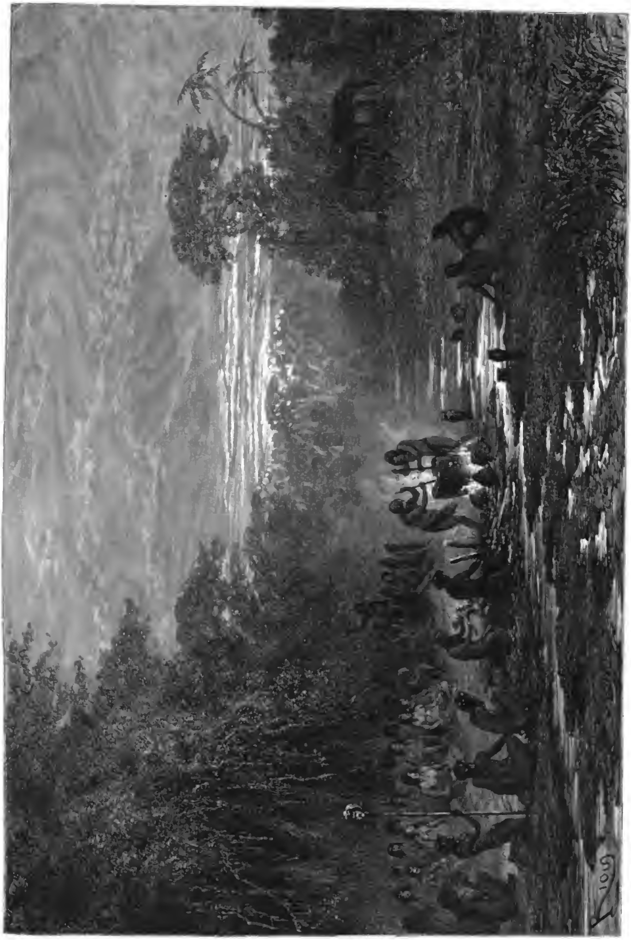


Mesaya-Indianer am Yapura.

Sphären; die obere ist durchsichtig, die untere dunkel. In der erstern wohnt die Gottheit, welche mächtig, verständig und gütig ist; in der zweiten entstehen und sterben die Menschen, welche nach ihrem Tode belohnt oder bestraft werden. Die beiden Gestirne Veï und Yacó, d. h. Sonne und Mond, spenden abwechselnd der obern Sphäre das Licht. Die Sterne, Ceso, sind vorhanden, um den Menschen auf der untern Sphäre Licht zu geben. Auch von einer großen Fluth wird erzählt. Als die ganze Erde mit Wasser bedeckt war, entrannen die Mesayas, welche damals so groß waren wie die höchsten Bäume, der Vernichtung dadurch, daß sie sich in eine umgestülpte Canahua, Pirogue, flüchteten.

Die Mesayas können nur bis drei zählen, darüber hinaus nur vermöge der Verdoppelung. Im Giftbereiten sind sie sehr erfahren.

Manche Sitten und Gebräuche ähneln jenen der Indianer Nordamerikas, sind aber nicht etwa von denselben entlehnt. Es ist geradezu widersinnig, wenn Marcoy hier mit



Ein Kannibalenschmaus bei den Mesayas.



Dorf Caysara am Amazonas.

der Entlehnungstheorie auftritt und annimmt, daß die Mesayas am Japura den Irokesen am Eriesee allerlei abgeborgt hätten; zwischen beiden hat niemals irgend ein Zusammenhang stattgefunden und stattfinden können. Und was sollen sie entlehnt haben? Die älteren Männer richten an die jungen Leute Ermahnungen und geben ihnen gute Lehren; — vor den großen Jagden auf Tapire, die gewöhnlich einen ganzen Monat währen, beobachten die Mesayas ein Fasten; — sie rauchen Taback, Rioto, und blasen den Rauch nach allen vier Himmelsgegenden hin, um ihren Gott dadurch zu bewegen, daß er bei ihren Unternehmungen ihnen Vorschub leiste. — Als ob das Alles nicht spontan aus dem Geiste der südamerikanischen Indianer herausgewachsen wäre! Und weshalb sollten denn gerade sie entlehnt haben und nicht die nordamerikanischen? Man könnte die Sache eben so gut umgekehrt stellen, sie würde aber so wie so geradezu albern bleiben.

Die Payes, Zauberer oder Hexenmeister, bestimmen gemäß den Vorzeichen, ob und wann ein Kriegszug gegen die Miranhas unternommen werden soll. Sie sind zugleich Aerzte, bezaubern Schlangen und verkünden gute und böse Stunden entweder nach dem Stande, welchen das Gewölk bei Sonnenuntergang einnimmt, oder aus den Sternen. Wenn Gott Buéquè, der grün und rosenrothe Vogel, beim Aufbruche der Krieger zu singen anfängt, dann muß der Kriegszug bis auf das nächste Jahr verschoben werden. Wenn die Krieger auf dem Marsche in einem Walde sind und ein gewisser Stinkkäfer fällt auf einen Mann herab, dann muß dieser sofort von seinen Gefährten sich trennen, umkehren und drei Tage lang in seiner Hütte verweilen. — Die Begrüßungsformeln sind eigenthümlich. Der eine sagt: „Heute Nacht hat mir von einem Affen geträumt;" der andere sagt: „Mir von einer Fledermaus." Vielweiberei ist erlaubt. — Man schneidet die Leiche in Stücke, verbrennt das Fleisch, bewahrt aber die Knochen auf. Diese werden roth und schwarz bemalt und in Thongefäße gelegt, die man fest verschließt und an einer abgelegenen Stelle im Walde beisetzt. Solchen Begräbnißstätten weicht der Mesaya so weit als möglich aus, denn er wähnt, daß die nun körperlose Seele nach einem andern Leib herumsuche und vielleicht in den seinigen fahren könne. Dann würde er zwei Seelen in einem Körper haben und das wäre ihm doch zu viel!

Werfen wir nun einen Blick auf die Miranhas, welche in verschiedene Unterabtheilungen zerfallen. So heißt z. B. ein Stamm Miranhas eretes, d. h. die wahren Miranhas; ein anderer Miranhas Seges, nach einem Zuflusse des Japura ꝛc. Einst haben die Portugiesen Menschenraub vorzugsweise bei diesem Volke getrieben, weil dasselbe eher zu bändigen war als die übrigen Indianer und deshalb zur Sklaverei besser geeignet zu sein schien. Der Fang hatte nicht einmal große Schwierigkeiten. Vom Dorfe Caysara (s. die Illustration) oder von Ega und Coary aus fuhr ein Schiff ab, in welches man eine Menge von Stricken gelegt hatte. Dasselbe segelte in den Japura hinein und die Mannschaft überfiel bei Nacht eine Maloca, d. h. ein Dorf der Miranhas (sprich: Miranjas), legte Feuer an die Hütten, nahm die Leute gefangen, band ihnen die Hände auf den Rücken und trieb sie ins Schiff. Das ließen sich die Indianer gefallen, aber in der Sklaverei starben die meisten an

einer Art von Heimweh oder an schleichendem Fieber, oder auch in Folge von Verstopfungen, welche durch den ihnen ungewohnten Genuß von Maniokmehl und gesalzenem Fisch verursacht wurden. Dagegen gewöhnten die Kinder sich ziemlich leicht ein und vergaßen ihre heimathlichen Wälder.

Seit zweihundert Jahren haben die Miranhas unablässig Verfolgungen ausgestanden und sind dennoch verhältnißmäßig zahlreich in dem Lande zwischen dem rechten Ufer des Japura und dem Amazonas. Man sagt, dasselbe sei sehr arm und die Miranhas befänden sich manchmal in so arger Hungers-



Miranhas-Indianer am Japura



Miranhas-Indianer.

noth, daß sie ihre Kranken und Alten auffräßen! Dem Ackerbau sind sie platterdings abgeneigt; sie machen Jagd auf Vögel, Schlangen und — Insecten, versperren mit Netzen den Ausgang irgend eines Igarape oder kleinen Sees und verschaffen sich solchergestalt Fische. Seit langer Zeit giebt es in ihrem Gebiete weder Tapire noch Peccaris mehr, weder Affen noch große Nagethiere, selbst der Jaguar kommt nicht mehr vor, weil er keine Beute findet. Man sagt, daß die stets hungernden Miranhas selbst Baumrinde nicht verschmähen.

Aber weshalb bleiben sie in einem solchen Lande, weshalb wandern sie nicht aus, da doch weit und breit Raum die Fülle ist? Die Sache erklärt sich, wenn man bedenkt, daß diese Miranhas bei allen anderen Stämmen ganz ungemein verhaßt sind und mit Recht oder Unrecht für unverbesserliche Menschenfresser gelten. Sobald sie ihr Land verließen, um anderwärts eine Heimath zu suchen, würden sofort alle anderen Stämme über sie herfallen und sie wieder zurückjagen.

Die vier Gesichtstypen von Miranhas, welche unsere Illustration zeigt, sind von Marcoy in Caysara, Ega, Nogueira und Coary gezeichnet worden. In diesen Ortschaften leben viele Individuen dieses Volkes; sie sind aber nicht, wie früher geschah, durch Menschenraub dorthin gekommen, sondern durch Kauf, als sie Kinder waren. Ein Miranha verkauft willig und gern sein Kind, wenn man ihm zwei oder drei Beile dafür giebt, die Mutter giebt eine Tochter für ein paar Ellen Kattun, ein Halsband von Glasperlen und etwas Messingtand fort. —

Abwärts vom Japura, unterhalb San Mathias Tapera, liegt die Mündung des Sonnenflusses, Corace Parana, und die ganze Region ist ein wahres Labyrinth von Canälen, dessen Schlagader so zu sagen von jenem Sonnenflusse gebildet wird. Dieser ist im Durchschnitt einige hundert Fuß breit und 70 portugiesische Meilen lang. Er zweigt sich aus dem Amazonas ab und mündet vermittelst acht verschiedener Arme wieder in denselben. Nach einer Strecke von etwa 25 Meilen kommt er durch einen schmalen Ablauf in Verbindung mit dem Amana-See und heißt nun nicht mehr Corace, sondern Copeya; 45 Meilen weiter erreicht er dann den Hauptstrom wieder, schickt aber unterwegs drei Ablaufcanäle in die Bucht von Arenapo und dann weiter abwärts noch fünf andere. Vom Amana-See ab beginnt im Hinterland ein wahres Gewirr von Igarapes, Canälen



Mura-Indianer.

und Seen, die mit einander in Verbindung stehen und in der Richtung nach Nordosten hin den Japura mit dem Rio Negro verbinden.

Die ganze von schwarzen Gewässern durchzogene Gegend bietet einen äußerst melancholischen Anblick dar, und die düstere Stimmung wird nicht etwa gemindert, wenn man daran denkt, daß dort so manche Indianerstämme lebten, die nun völlig von der Erde verschwunden sind. Wo sind die Chumanas geblieben, welche als Abzeichen ihres Stammes die Lippen tättowirten und auf ihren Wangen eine doppelte Volute anbrachten? Sie waren Verbündete der Tumbiras; diese färbten das Gesicht schwarz und trugen in der Unterlippe einen Pflock von Cecropiaholz. In ihrer Nachbarschaft wohnten die Periatis, die Marayas und die Araruas, welche hübsche Gewänder aus Vogelfedern flochten; dann auch die Yamas. Diese zerbrachen die Knochen ihrer Todten, um das Mark auszusaugen, und sie thaten das, weil sie meinten, im Marke stecke die Seele des Verstorbenen, und diese gehe in den Menschen über, welcher das Mark verzehre.

In Folge der portugiesischen Eroberung sind diese Stämme nicht mehr. Statt derselben finden wir in jener Gegend die Muras, ein wildes, keckes, unbändiges Volk, das zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts auf dem rechten Ufer des Amazonas wohnte, an den Seen und den Igarapes, welche zwischen den Flüssen Teffe und Madeira liegen. Früher hatte man nichts von ihnen gehört, dann brachen sie plötzlich hervor und spielten am obern Amazonas die Rolle der westindischen Buccaniere, griffen jedes portugiesische Fahrzeug an, plünderten, wo sie konnten und die Regierung sah sich mehrmals genöthigt, regelmäßige Truppen gegen sie aufzubieten. Die Muras wichen nicht etwa vor denselben zurück, sondern hielten Stand und leisteten tapfere Gegenwehr. Lange Zeit war ihnen nicht beizukommen, allmälig empfanden sie aber

doch die Einwirkungen der Blattern, der Carmeliter und Jesuiten und der unablässigen Verfolgungen. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich ihre Zahl schon beträchtlich vermindert und das Volk fing an, sich zu zerstreuen. Einige Familien blieben allerdings an den Seen und Zuflüssen des Amazonas an dessen rechtem Ufer zurück, andere gingen auf das linke Ufer hinüber und baueten Hütten am Amana- und am Cudajaz-See. Hier fand Marcoy eine Anzahl derselben; die Leute waren eben beschäftigt, Fische zu trocknen.

Diese Wilden, deren Vorfahren so kriegerisch und unbändig waren, brüten jetzt in dumpfer Apathie dahin, und was sie recht eigentlich kennzeichnet, das ist eine ingrimmige Melancholie. Bei keinem andern Indianerstamme findet man eine so tief eingewurzelte Abneigung gegen die weißen Leute. Es ist ein Gemisch von Haß, Wuth und Schrecken. Der Mura vermeidet, wann und wo er irgend kann, die Berührung, aber nicht etwa aus Furcht.

Die Muras spielen auf einer Flöte, die fünf Löcher hat, und vermittelst dieses Instrumentes schufen sie sich eine Sprache, durch welche sie sich recht wohl mit einander verständigen können. Zwei Indianer, welche durch einen Igarape von einander getrennt sind, reden vermöge der Flötentöne mit einander von Regen und schönem Wetter, von persönlichen Angelegenheiten, von dem Erscheinen eines weißen Mannes, von dem Ertrage des Fischfanges und dergleichen Dingen mehr. Die Töne sind stets Molltöne und die ganze Musik klingt melancholisch.



Eine Zeviura am Cudajaz-See, Amazonenstrom.

Von den alten Gebräuchen dieses Volkes sind viele verschwunden. Vormals wurde großer Werth auf die Wehrbarmachung der jungen Krieger gelegt. Zuerst wurde eine Jagd veranstaltet, welche eine volle Woche lang dauerte; darauf folgte eine Geißelung und ein Trinkgelage machte den Beschluß. Der junge Mann wählte sich einen Gefährten; diesen geißelte er mit Ruthen und wurde nachher seinerseits von jenem weidlich gestrichen. Dieser Anbeginn von Feierlichkeit nahm einige Stunden Zeit in Anspruch. Inzwischen hatten die Mädchen und Frauen Wein aus der Assaypalme bereitet und die alten Weiber hatten aus den gedörrten Cotyledonen der Parica ein wohlriechendes Pulver bereitet, das von den Muras wie Taback geschnupft wurde. Vermittelst einer ähnlichen Vorkehrung wie bei den Antis und den Indianern der Pampa del Sacramento füllten die Theilnehmer am Feste sich gegenseitig die Nasenlöcher voll und tranken dabei tapfer Palmwein, bis der Magen dick war wie ein Schlauch. Nachher wurden Experimente vorgenommen, die uns auffallend und seltsam erscheinen. Die Anwesenden theilten sich in Gruppen von etwa zwölf Leuten; diese nahmen eine besondere Hütte ein und setzten sich im Kreise nieder. Dann brachten die alten Weiber einen Kessel, in welchem sie eine Mixtur von Parica gekocht hatten und reichten Klystierspritzen von Kautschuck herum. Vermittelst derselben füllten sie sich dann die Gedärme mit jener Mixtur, bis der Leib hoch aufgetrieben und stramm war wie eine Trommel. Dieser Theil der Festlichkeit hieß Parane und er hat manche Opfer gefordert; denn es ist vorgekommen, daß Leute im buchstäblichen Sinne des Wortes geplatzt sind. Diejenigen aber, welchen ein solches Mißgeschick nicht zu Theil wurde,

fingen nach einiger Zeit zu tanzen an und trieben das einen Tag und eine Nacht hindurch. Eine ähnliche Art von Festlichkeit fand bei den Umaüas statt, wenn diese ihre große Fastenbuße abhielten. Als Niese- und Abführungspulver bedienten sie sich aber nicht der Parica, sondern der Niopo-Acacie, welche auch jetzt noch bei den Mesayas im Gebrauch ist.

Die vorstehenden Mittheilungen über das merkwürdige Volk der Muras haben wir der sehr umfangreichen Arbeit Marcoy's entlehnt; wir können dieselben vervollständigen durch einige Angaben, welche wir in dem vortrefflichen Werke von H. W. Bates finden. (The Naturalist on the River Amazons, London 1864, S. 187 ff.)

Noch in den Jahren 1835 und 1836 waren die Muras sehr gefährlich und zerstörten viele portugiesische Pflanzungen. Bates besuchte das armselige Dorf Matari, das aus etwa zwanzig elenden Schlammhütten bestand und an der Stelle einer ehemaligen Mission liegt. Die Regierung hatte einen Aufseher hingeschickt; er sollte versuchen, ob er diese Wilden, mit denen man bisher gar nichts anzufangen wußte, einigermaßen zahm machen könne. Als sie die Absicht merkten, flohen viele in die Wälder und die Igarapes im Binnenlande zurück. Matari gewährte einen trostlosen Anblick; nirgends ein Fruchtbaum oder eine Nutzpflanze. Bates trat in eine Hütte; eben waren Frauen beschäftigt, Fische zu rösten; die Eingeweide lagen am Boden umher, auf welchem die Kinder saßen. Sie benahmen sich schüchtern und aus ihren Zügen sprach Mißtrauen; der ganze Körper war, zum Schutze gegen die Stechmücken, mit schwarzem Schlamme beschmiert. Die Kinder waren nackt, die Frauen trugen kurze Röcke von grobem Zeuge, eine hatte ein Halsband von Affenzähnen. Von Hausrath war nichts zu sehen; in einem Winkel waren zwei aus Gras geflochtene Hangmatten befestigt. Ein paar junge Männer gingen vor der Hütte auf und ab; sie waren kräftig gebaut, aber nicht so gut proportionirt, wie die Indianer weiter unten am Amazonas; der Brustkasten war sehr breit und ihre Arme waren sehr dick und ungemein muskelkräftig, die Beine dagegen schienen im Verhältniß zum Rumpf etwas kurz. Im Ausdrucke des Gesichts lag etwas Tückisches und Brutales; die Haut war dunkler als bei anderen Indianern in Brasilien. Als Bates eben die Hütte verlassen wollte, trat ein altes Ehepaar ein. Der Mann hatte Ruder, Bogen, Pfeile und Harpune und die Frau trug einen mit Palmenfrüchten gefüllten Korb. Der Alte sah recht wild aus, das Haar hing ihm wirr um den Kopf, beide Lippen waren durchlöchert. Die Muras trugen ehemals (wie unsere Illustration zeigt) die Hauer wilder Schweine in diesen Löchern, aber nur im Kriege und wenn sie Fremden entgegengingen. „Mich machte," sagt Bates, „diese düstere, wilde Wirthschaft mit dem Schmutz und der Verkommenheit dieser Menschen recht melancholisch, und ich war herzlich froh, als ich wieder in meinem Nachen war. Diese Muras zeigten nicht die mindeste Höflichkeit und sprachen nicht einmal den üblichen Gruß, was doch bei anderen Indianern niemals unterlassen wird, aber sie forderten Branntwein, Kau-ein, wie sie ihn nennen; sie brachten ihre leeren Flaschen und versprachen Fische und Schildkröten zu bringen; es wurde ihnen aber nichts verabreicht."

Auch Bates bestätigt, daß sie im allerschlechtesten Rufe stehen und die halbcivilisirten Indianer sind ihnen noch abgeneigter als die Weißen; sie gelten für träg, diebisch, unzuverlässig und grausam, haben den äußersten Widerwillen gegen irgend eine Art von seßhaftem Leben und gegen Alles, was an regelmäßige Beschäftigung streift. Ganz unüberwindlich ist ihre Abneigung gegen Alles, was auch nur entfernt an Civilisation erinnert. Sie sind Fischernomaden und wissen nichts von Ackerbau oder irgend einer andern nützlichen Beschäftigung. Sie sind in kleine Horden zerklüftet, leben familienweis und wandern am Ufer der Flüsse und Seen hin und her, um Fische und Schildkröten zu fangen. An den Rastplätzen bauen sie armselige Hütten, die sie am Ufer höher hinauf oder tiefer hinab schieben, je nachdem der Wasserstand dergleichen bedingt. Ehemals verfertigten sie ihre Nachen aus Baumrinde, jetzt haben die meisten größere Fahrzeuge, welche sie bei günstiger Gelegenheit den Ansiedlern gestohlen haben. Auf den Fang der Fische und Schildkröten verstehen sie sich ganz vortrefflich; man sagt, daß sie die letzteren so fangen, daß sie untertauchen und das Thier bei den Beinen packen. Selten verfehlt ihr Pfeil einen Fisch. Außer dem Rösten kennen sie keine andere Art, Speisen zuzubereiten. Als sie den Portugiesen allzu lästig wurden, stellten diese einen Indianerstamm gegen sie ins Feld, die den Weißen stets befreundeten Mundurucus, welche dann große Verheerungen unter den Muras anrichteten, die nun aufgehört haben gefährlich zu sein. —

Marcoy fuhr an der Mündung des Jurua wieder auf das rechte Ufer des Stromes hinüber, verweilte in Ega nur so lange als nöthig war, um sich für die Fahrt bis Barra do Rio Negro mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen, und fuhr weiter. Unterwegs blieb er eine Nacht am Ufer des Sees Juteca. Das Schiff fand keine passende Stelle, an der man hätte landen und Anker werfen können; man befestigte es deshalb an den aufrechtstehenden Zweigen eines umgestürzten Baumes und war dabei ganz guter Dinge. Die Ruderer versanken alsbald in tiefen Schlaf, Marcoy aber fühlte sich aufgeregt und der Schlummer floh ihn. Das Schiff lag ruhig im Wasser und war fest angebunden; was wollte aber ein eigenthümliches Geräusch bedeuten, das unablässig fortdauerte? Die Sache wurde klar, als dunkle Gegenstände aus dem Wasser hervortauchten und der Mond aufging. Lustig und wohlgemuth schwamm eine Schaar von Kaimans um den Nachen herum. Die Sache war nicht ganz geheuer; es konnte ja einem dieser Saurier einfallen, mit seinen Händen in das Schifflein hineinzulangen und deshalb waren die Maßregeln, welche der Reisende zur Abwehr traf, gewiß nicht überflüssig. Er schnitt einen tüchtigen Zweig von dem Aste ab und hielt sein Jagdmesser bereit. Den erstern wollte er nöthigenfalls dem angreifenden Krokodil in den Rachen hineinrennen und mit dem zweiten gedachte er dem Ungeheuer die Augen auszustechen. Glücklicherweise blieben ihm so kühne Thaten erspart und er konnte am nächsten Tage sicher nach Coary segeln, das an einem Schwarzwassersee liegt und nicht mehr und nicht weniger als elf mit Palmblättern gedeckte Hütten zählt. Auch dort ist Alles verkommen und im Verfall.

Von Coary fuhr Marcoy den Amazonenstrom hinab bis an die Mündungen des Purus. Dieser wichtige Fluß ist bekanntlich vor einigen Jahren durch Chandleß bis in sein Quellgebiet hinauf genauer erforscht worden und wir haben im „Globus" über diese Expeditionen seiner Zeit ausführlich berichtet. Marcoy erforschte das Delta des Purus neun Tage lang und fand, daß vom Amazonenstrom aus nicht weniger als fünf Canäle oder Arme in den Purus abfließen, welcher sich dann mit dem Hauptstrome vereinigt.

Ueber Barra do Rio Negro, welches jetzt seinen alten Namen Manaos zurückerhalten hat, ist vor einiger Zeit ausführlich berichtet worden („Globus" XIII, S. 35 ff.). Marcoy verließ dort seine Montaria und fuhr auf der Sloop „Santa Martha" den großen Strom bis Para an der Mündung hinab. Den Befehl führte ein junger Mischling; sein Vater war ein Portugiese, seine Mutter eine Indianerin vom Stamme der Uaupes, welche an dem nach ihnen benannten Flusse wohnen; dieser mündet in den Rio Negro und ist uns

erst durch Wallace näher bekannt geworden. Das Schiffsvolk bestand zumeist aus Tapuyas, die vielfach als Matrosen, Soldaten, Fischer, Jäger und Hausdiener benutzt werden.

Der Pflanzenwuchs an den Ufern erschien ungemein üppig und Marcoy konnte ganz bequem Studien machen, wenn das Schiff frühzeitig in irgend eine Bucht anlegte, an der übernachtet werden sollte. Er sah bald einen Hain von wilden Kakaobäumen, bald als Unterholz in den Wäldern Heliconias, Marantas, Canacorus, Arnias und Colocasien. An manchen Stellen bildeten auch die Rhizophoren (Mangrove) ein wunderliches Durcheinander von römischen Rundbogen und gothischen Spitzbogen, und ihre Wurzelzweige waren vielfach mit Crustaceen förmlich bedeckt. Eines Tages fand Marcoy einige Fahrzeuge in einem Canal auf dem Trocknen; sie erwarteten die Rückkehr der Fluth, welche im Amazonenstrome bekanntlich bis 530 englische Meilen von der Mündung landeinwärts reicht. Er entwarf sofort eine Skizze. Auf dem einen Fahrzeuge stand eine Indianerin, die ein Kind im Arme hielt, neben ihr saß ein Mann, der zu schlafen schien (S. 235). Ein anderer Mann bückte sich über den Rand und zog einen Eimer Wasser auf. In der Mitte des Deckes brannte ein Feuer auf feuchtem Rasen. In dem zweiten Schiffe rauchte ein alter Tapuya in der an den Masten befestigten Hangmatte ganz gemächlich seine Pfeife Tabak; unter ihm spielte ein jüngerer Mann auf einer Art von Flöte, und eine ältliche Frau, welche sich mit dem Kopfhaar eines Kindes viel zu schaffen machte, verzehrte die Insecten,



Vegetation an den Nebenarmen des Amazonas.

welche sie erjagte. Also auch hier Phthirophagie! Einige andere Indianerinnen flochten Körbe.

Der Reisende gelangte, ohne daß ihm etwas Besonderes begegnet wäre, an die Mündung des Tocantins, den man als ein besonderes Stromindividuum betrachten kann. Denn er vereinigt sich nicht mit dem eigentlichen Mündungsarme des Amazonas, welcher auf der andern Seite der großen Insel Marajo liegt, sondern mit dem Parafluſſe, der von jenem abzweigt, die genannte Insel umfluthet, etwa unter dem 2. Grade südlicher Breite den Tocantins aufnimmt und durch diesen wesentlich verstärkt als Parafluß unter dem Aequator in den Atlantischen Ocean strömt.

Am linken Ufer des Tocantins, etwas oberhalb der Mündung, liegt die Stadt Cametá. Bis dorthin ist seit dem September 1867 die Schifffahrt allen Handelsflaggen freigegeben, und die Stadt hat in früheren Zeiten eine große Rolle gespielt. Der Tocantins kommt, gleich dem Araguay, welcher seinen Hauptzufluß bildet, vom Nordabhange der Sierra de Santa Martha in der brasilianischen Provinz Goyaz; beide vereinigen sich unter dem 5. Grade südlicher Breite und fließen dann als Tocantins in den Amazonas. Der Fluß wurde zuerst 1625 vom Kapuziner Christoph erforscht. Dieser Mönch fuhr nebst drei anderen und zwei Laien stroman, „um die Ungläubigen für den wahren Glauben zu erobern.“ Am 7. August hatte er Para verlassen und am 24. October traf er dort wieder ein; er war etwa 40 Leguas weit ins Innere gekommen und hatte in den wenigen Monaten vier Dörfer gegründet: Cametá und S. Bernardo da Pederneira am linken Ufer; sodann Baïao und Funil an der rechten Seite. Nur allein Cametá wuchs

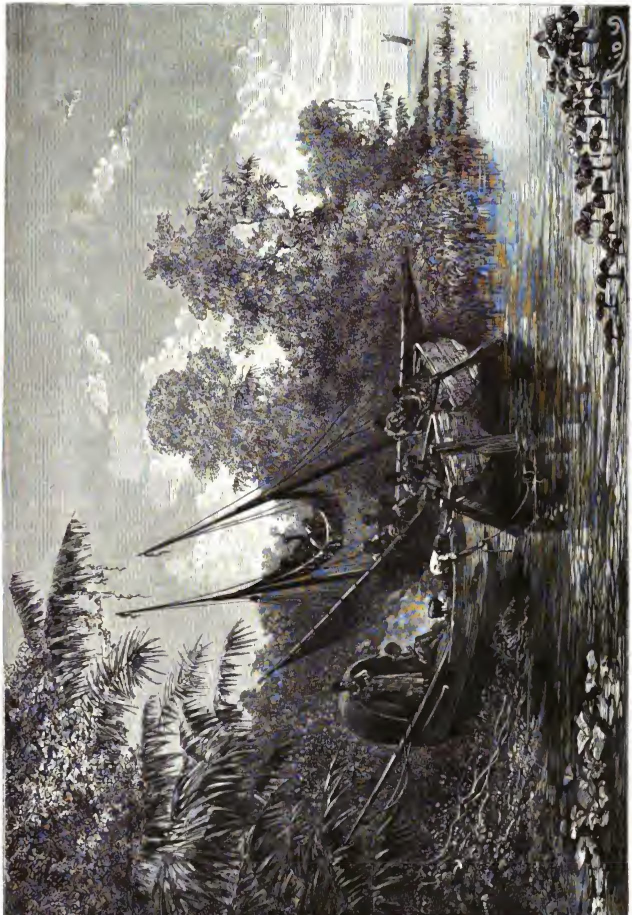
empor; es erhielt, nach portugiesischer Art und Weise, schon zehn Jahre nach seiner Gründung die pomphafte Benennung Villa Viçosa de Santa Cruz de Cametá und erhob sich bald zur wichtigsten Stadt am Amazonas. Von dort aus unternahm der kühne Pedro Texeira seinen Zug nach Ecuador. Seine „Armada“ bestand aus zwei sogenannten Lanchas, größeren nach europäischer Art gebaueten Fahrzeugen, und 45 Piroguen. Die Mannschaft zählte nicht weniger als 60 portugiesische Soldaten und nahe an 1000 indianische Bogenschützen und Ruderknechte. Am 6. December 1639 langte Texeira, der wirklich bis Quito vorgedrungen war, in Cametá wieder an; er hatte denselben Weg eingeschlagen, welchen hundert Jahre vor ihm der Spanier Franz Orellana genommen hatte. Cametá wurde im Fortgange der Zeit eine Art von Stapelplatz, bei welchem alle Schiffer anlegten und wo die Kaufleute gute Geschäfte machten. Denn in den Binnenprovinzen Goyaz und Cuyaba war inzwischen Gold entdeckt worden und der Tocantins zeigte den Abenteurern



Ein Wald von wilden Kakaobäumen.

den Weg nach dem Grubenreviere. Sie suchten aber nicht bloß Gold, sondern trieben ganz systematischen Menschenraub gegen die Leute mit dunkelfarbiger Haut, pelle avermellada, und schleppten manches Tausend von Indianern fort: Guarajus, Guaranis, Timbiras, Gaviaos und wie die Stämme dort weiter heißen.

Etwa 120 Jahre nach der Gründung von Cametá spielen dort nicht mehr die Kapuziner den Herrn und Meister, sondern die Carmeliter, welche hinterher ihrerseits den Jesuiten weichen müssen. Einer dieser letzteren, Vieira, ist ein Feuergeist und berühmter Prediger, der gegen die Anbeter des goldenen Kalbes wettert und eifert und dadurch begreiflicherweise das Mißfallen der Goldsucher auf sich zieht. Aber das beirrt ihn keineswegs und er läßt seinen Donner so stark rollen, daß das Volk an einem schönen Tage sich zusammenrottet, ihn von der Kanzel herunterreißt und bei Nacht und Nebel in das Fort Gurupa einsperrt. Die Regierung befreit ihn zwar, schickt ihn dann aber nach Europa zurück.



Tapuyos-Indianer am Amazonas.

Cametá verfiel allmälig, als das Gold im Binnenlande und der Menschenraub nur noch geringe Ausbeute ergaben, und nach und nach wurde es kaum noch genannt. In unseren Tagen aber hat es alle Aussicht, wenigstens einen Theil seiner frühern Bedeutung wieder zu gewinnen und gewissermaßen ein Nebencomptoir von Para zu werden. Denn dieses letztere wird für Handel und Schifffahrt der wichtigste Platz am Amazonas bleiben; es bildet den einzigen Hafen, welchen man als Seehafen bezeichnen kann und ist Ausgangspunkt und Endziel sowohl der Stromdampfer wie der oceanischen Dampfer und der Segelschiffe.

A.

Anfänge und Entwickelung der Civilisation.

Nach **J. Lubbock.**

II.

In Bezug auf das Niesen finden wir bei Völkern aller Erdtheile mancherlei Aberglauben und Redensarten, die vielfach mit einander übereinstimmen. Darin hat allen Ernstes Haliburton einen Beweis für die Einerleiheit der großen Völkergruppen finden wollen, aus welchen die Menschheit besteht! Derlei Bräuche, meint er, könnten unmöglich von selber entstanden sein; man müsse nothwendig annehmen, daß sie aus einer einzigen, gemeinsamen Urquelle abstammen und aus einer Epoche vor der „Zerstreuung des Menschengeschlechts“ von Babylon aus herrühren. (— Man sieht, bis zu welchen widersinnigen Dingen es führt, wenn die jüdisch-babylonischen Localmythen für Thatsachen genommen werden. —)

Der Brauch, beim Niesen Glück zu wünschen, ein „Gott helf“, oder ein „Prosit“, oder „Wohl bekomm's“ und dergleichen zu sagen, ist uralt und weit verbreitet. Schon Homer, Aristoteles, Plinius, Apulejus, die jüdischen Rabbiner erwähnen desselben, man hat ihn bei den Indianern in Florida gefunden, bei den Südseeinsulanern auf Otaheiti und auf den Tonga-Inseln. Der Glaube an „Geister“, an unsichtbare Wesen, welche Macht über den Menschen haben, tritt namentlich bei den wilden Völkern stark hervor, und sie leiten zumeist alles Mißgeschick, das ihnen widerfährt, von den Einwirkungen solcher übelwollenden Geister ab. So kommt es, daß ihnen jede Krankheit für ein Besessensein gilt; wer krank ist, den hat ein böser Geist „angefressen“, und deshalb denken auch die Zauberer und Medicinmänner nicht sowohl daran, die Krankheit zu heilen, sondern sie wollen den bösen Geist austreiben, durch welchen dieselbe verursacht wird. Sie haben keine Vorstellung, daß ein Mensch auf dem Wege des natürlichen Todes sterben könne; das Ableben ist eine Folge des Behextseins, und dieser Wahn ist z. B. auch bei den Schwarzen in Australien ganz allgemein. Zu welchen abscheulichen Barbareien er namentlich an der Westküste von Afrika bei den Negern tagtäglich verleitet, das ist allgemein bekannt. Irgend Jemand muß die vermeintliche böse That begangen haben und deshalb sucht man nicht selten auf eine raffinirt grausame Art einen Schuldigen, welcher dann seinerseits die Strafe des Todes zu erleiden hat. Manche wilden Stämme haben für jede Art von Krankheit einen besondern bösen Götzen. Wenn nun ein Wilder niest, so glaubt ein anderer, daß irgend ein unsichtbares Wesen diese Erscheinung verursache. Den Glauben an solche Geister haben aber alle Völker auf ihren niedrigen Stufen der Entwickelung, sagen wir: in ihren Anfängen, gehabt, und so erklärt sich von selbst, daß manche Bräuche so allgemein und so weit verbreitet sind. Man braucht sie nicht etwa vom babylonischen Thurmbau abzuleiten; sie sind nicht willkürlich, sondern spontan aus den Menschen hervorgegangen.

Sehr erklärlich ist auch der Umstand, daß man gegen ein mächtiges, unsichtbares Wesen ein noch mächtigeres anruft.

Die Einerleiheitler und jene, welche die Bevölkerung aller Erdtheile von der angeblichen Zerstreuung der Menschen nach dem babylonischen Thurmbau herleiten, verfallen auf wahrhaft komische Behauptungen, bei denen dann Logik und gesunder Menschenverstand allemal zu kurz kommen. Lubbock führt ein paar ergötzliche Beispiele an. Haliburton findet es auffallend, daß die Peruaner am 2. November jeden Jahres ein Todtenfest feierten, also an dem Tage, an welchem die Spanier, und die katholischen Christen überhaupt, ihr Allerseelenfest haben. Das sei überraschend, und daraus soll nun auch eine ursprüngliche Einerleiheit abgeleitet werden! Ganz richtig betont Lubbock, daß in solchem Falle ein katholischer und ein peruanischer Allerseelentag schon vor der babylonischen Zerstreuung hätte vorhanden sein müssen. Ferner müßten ja dann auch schon damals die Menschen einen sichern und zutreffenden Kalender gehabt haben, den sie dann auch auf der andern Seite des Atlantischen oder des Stillen Weltmeeres sorgfältig aufbewahrt hätten. Eine Reiseroute, welche die Peruaner vom Baalsthurm am Euphrat eventuell hätten nehmen können, wissen ohnehin die Einerleiheitler und in dem Glauben an einen vorderasiatischen Localmythus Befangenen nicht anzugeben. Die vielbelobte Behringsstraße hält längst nicht mehr Stich; diese imaginäre Nothbrücke ist von der Kritik längst abgebrochen. Lubbock hütet sich übrigens, weil er in dem dogmatisch-befangenen England lebt, direct jene Mythen als das zu bezeichnen, was sie sind.

„In Schottland und im äquatorialen Afrika findet man einen Glauben, der da wie hier fast ganz identisch ist, daß es nämlich auch Geister der Lebenden gebe, die für Andere sehr lästig werden können, weil sie sehr streitsüchtig sind; diese Geister könne man unter Umständen mit silbernen Kugeln tödten.“ So sagt Haliburton, und Lubbock bemerkt: Dieser Wahnglaube ist allerdings ganz willkürlich; wenn er aber beweisen soll, daß der Glaube an solche Geister schon vor der babylonischen Zerstreuung vorhanden gewesen sei, so würde er nicht minder beweisen, daß man vor derselben schon mit silbernen Kugeln geschossen hätte! Jener Wahnglaube ist nun allerdings in zwei sehr weit von einander entfernten Gegenden vorhanden, er beweist aber nichts für die „Epoche von der Zerstreuung des Menschengeschlechts“ (— die ein Localmythus ist —), sondern er zeugt für die ursprüngliche Identität des menschlichen Geistes. Ich glaube nicht, sagt Lubbock, daß derartige Gebräuche und Anschauungen aus einer gemeinsamen Quelle ererbt worden sind, oder daß sie nothwendig als primitiv betrachtet werden müssen, sondern ich finde in ihnen

ein Argument für die Einheit (— nicht Einerleiheit —) des Menschengeschlechts, die aber, wie ich hier beiläufig bemerken will, nicht nothwendig die Abstammung von einem einzigen Menschenpaare folgern läßt.

Uebrigens soll nicht geleugnet werden, daß in vielen Fällen bei manchen Völkern ein Rückgang in der Civilisation stattgefunden hat, aber diese Erscheinungen stehen als Ausnahmen da. Lubbock's Schlußfolgerungen sind folgende:

„1) Die wilden Völker, welche wir jetzt auf Erden antreffen, sind keineswegs die Nachkommen höher civilisirter Vorfahren.

2) Der Mensch befand sich ursprünglich in einem Zustande der Barbarei.

3) Aus diesem niedrigen, barbarischen Zustande haben verschiedene Racen, unabhängig von einander, sich emporgearbeitet."

Hier hätte Lubbock betonen sollen, daß die Stufen der Entwickelungsmöglichkeit und Civilisationsfähigkeit ganz eminent durch die Racenanlage, durch die verschiedene anthropologische Begabung bedingt werden. „Wenn — sagt er — die vergangene Geschichte der Menschen in einer Verschlechterung, einem Herabkommen und Hinuntersinken besteht, dann dürften wir für die Zukunft uns keine Hoffnung auf weiteres Emporsteigen und auf Verbesserung in den Zuständen machen. Ist aber, ganz im Gegentheil, eine fortschreitende Entwickelung nachweisbar, dann dürfen wir wohl annehmen, daß eine solche auch künftig stattfinden werde." —

Diesem Vortrage Lubbock's folgte eine Erörterung, aus welcher wir Einiges hervorheben wollen. Der alte, unermüdliche J. Crawfurd nahm zuerst das Wort. Der Mann wird bald sein neunzigstes Jahr erreicht haben und ist immer rüstig auf dem Plan, namentlich als Präsident der Londoner ethnologischen Gesellschaft. Er ist derselbe, von welchem 1820 die „Geschichte des indischen Archipelagus" in drei Bänden erschien; sie ist ein vortreffliches und ungemein belehrendes Werk. Vor etwa funfzehn Jahren erschien sein „Malayisches Wörterbuch" in zwei Bänden, das gleichfalls von Werth ist. Der alte Herr, der uns manchmal als senex garrulus erscheint, hat übrigens einen Vorrath von Schrullen und Paradoxen, von denen er sich ein- für allemal nicht abbringen läßt. So z. B. ist seine Abneigung gegen unsere deutschen Forschungen bei ihm tief eingewurzelt; mit einer gewissen, geradezu kindischen Ostentation nimmt er von denselben gar keine Notiz. Lassen's „Indische Alterthumskunde" ist für ihn nicht auf der Welt; von der großartigen Gestaltung, welche die Linguistik durch deutsche Gelehrte erhalten hat, will er nichts wissen; besonders ergrimmt ist er aber gegen Alles, was Arisch ist. Die „arische Theorie" erklärt er für Unsinn und Humbug, für einen Wahnwitz, der im verbrannten Hirne einiger deutschen Gelehrten entstanden sei. Dann hat er noch eine aparte Grille; — er weiß nämlich ganz genau, wie es mit dem Wesen, Leben und Treiben der Urmenschen ausgesehen habe, und daß sie im Anfang und nachher lange, liebe Zeit gar keine Sprache gehabt haben; diese hätten sie sich ungefähr in derselben Weise erfunden, wie einen Speer, eine Fischangel oder dergleichen. Der übrigens sehr achtbare und wohlverdiente alte Herr repräsentirt einen Typus, der in England häufig vorkommt. Von dogmatischer Beschränktheit ist er seinerseits frei; er hat vielerlei gelernt und besitzt ein großes Aggregat von Wissen oder sagen wir Kenntnissen. Aber es fehlt ihm jeder philosophische Zuschnitt, es mangelt ihm die tiefere geistige Durchdringung, die Dinge werden bei ihm platt. In Allem, was er vorbringt, empfindet man, daß ihm das höhere Wissen abgeht, das, was wir in Deutschland als Erudition bezeichnen, als den Geist, welcher über der Materie schwebt und den Stoff zu durchdringen und zu beherrschen weiß. Darin sind, von unseren Deutschen ganz abgesehen, viele Franzosen den Engländern weit überlegen, und man braucht nur das Bülletin der anthropologischen Gesellschaft von Paris zu studiren, um sich davon zu überzeugen.

Crawfurd mischte, seine Bemerkungen an den Vortrag Lubbock's knüpfend, verständige und thörige Dinge bunt durch einander. Whately's Degradationstheorie stellte er als ein ganz abscheuliches Paradoxon hin, und Lubbock habe ganz wohl daran gethan, den Erzbischof wie eine Schildkröte auf den Rücken zu legen; es werde überhaupt auch einigen anderen Bischöfen gar nicht schaden, wenn man einmal mit diesen Herren in ähnlicher Weise verfahre. Der Erzbischof habe gesagt, Cook hätte die Neuseeländer ganz in denselben Verhältnissen angetroffen, wie der holländische Seefahrer Abel Tasman sie anderthalb hundert Jahre früher gefunden. Aber sie hätten, auf sich selber angewiesen, gar nicht höher hinauf gelangen können; sie kamen so weit, wie die Umstände es ihnen ermöglichten. Was hätte aus den Bewohnern Britanniens werden können ohne Getreide, Vieh, Kohlen und Metalle? — So weit ließ sich die Sache hören, dann kam Crawfurd auf seine Lieblingsthiere, die Urmenschen. „Sie hatten nichts zu ihrem Unterhalte; sie waren ohne Sprache und ohne jegliche Fertigkeit; aber sie besaßen Hirn und Hände, und die letzteren gelangten in den Besitz einer Keule, die vom ersten besten Baum herabgerissen wurde. Dann fanden sie auch Thierleichen und fraßen dieselben gierig auf" ꝛc. Solche cruden Dinge sprach Crawfurd ganz pathetisch. Hinterher erwähnte er, daß der Glaube an böse Geister ganz allgemein verbreitet sei.

Dann trat ein Professor der alten classischen Literatur auf, Busk, der in einer Einseitigkeit der Auffassung befangen war, wie sie beim gegenwärtigen Standpunkte der Alterthumsforschung geradezu unerlaubt ist. Zuerst hob er ganz richtig hervor, daß es zweierlei Arten von Civilisation gebe; eine, welche sich auf die äußeren Dinge beziehe, und eine andere von intellectueller Art. Wir Deutschen bezeichnen, beiläufig bemerkt, die erstere ganz richtig als Civilisation, die andere dagegen als Cultur. Ein Mensch kann sehr civilisirt sein und doch auf einer sehr niedrigen Culturstufe stehen. Der englische Professor kennt in der ganzen Welt und im Verlauf aller Geschichten nur zwei, „vielleicht" drei, Civilisationen, die chinesische, die indische und die griechische. Diese letztere ist ihm Alles in Allem; „die modernen Völker stehen auch nicht um einen einzigen Grad höher in der Civilisation, als das alte Griechenland; in dieser Beziehung hat platterdings gar kein Fortschritt stattgefunden. Man hat jetzt allerdings große physikalische Fertigkeiten, die man auch reichlich auf nützliche Gewerbe und Fertigkeiten anwendet. Dadurch ist die Lage des Menschengeschlechtes wesentlich verbessert worden; aber die wahre, wirkliche Civilisation des menschlichen Geistes ist im westlichen Europa von den Tagen des Aristoteles und Plato bis auf den heutigen Tag nicht weiter gekommen. Jene raisonnirten wie wir, sie hatten dieselben sittlichen Gefühle, und die hervorragenden Männer unter ihnen, z. B. Sokrates, standen mit uns auf gleicher Höhe. Also Fortschritt in dieser Richtung ist nicht vorhanden. Der Ursprung der griechischen Civilisation ist noch ein großes Mysterium (— für den Professor Busk nämlich, der offenbar von den Forschungen über die Einflüsse der assyrischen, überhaupt vorderasiatischen und der ägyptischen Civilisation auf die Entwickelung des althellenischen Lebens und der Mythologie nichts weiß —); aber so viel kann ich sagen, daß alle Civilisation in der Welt, welche wir kennen, mit Ausnahme der chinesischen, aus einer einzigen Quelle und zwar aus dem höchsten Alterthume stammt. Es giebt keine

Nation, die civilisirt geworden wäre ohne die Berührung mit der griechischen Civilisation. Wo wir Civilisation finden, dort verdankt man sie dem Contacte mit dem europäischen Geiste; das kann kein Mensch bestreiten; kein wildes Volk kann sich aus sich selber heraus zur Civilisation hinauf arbeiten. Wir haben den Beweis dafür in Afrika, in den Regionen, welche südlich von der Sahara liegen. Diese waren stets von der übrigen Welt abgeschieden; die Menschen haben dort den allerfruchtbarsten Boden, fanden Metalle und hätten auch den Elephanten zähmen können. Aber der Neger ist eine stationäre Creatur, und er hat seit Anbeginn nie ein Schiff gebaut, keine Architektur rc. Er ist niemals hinlänglich mit europäischer Civilisation in Berührung gekommen; es ist fraglich, ob er jemals mehr als ein Copist werden kann; moralische und intellectuelle Ideen können selbständig bei ihm nicht aufkommen."

So richtig das zuletzt Gesagte ist, so würde doch der englische Professor der classischen Literatur in Deutschland von jedem leidlich geschulten Primaner empfindlich ad absurdum geführt worden sein. Nach ihm trat Herr H. B. Tristram auf, der, wie wir früher einmal im „Globus" anführten, eine Reise in Algerien und den nördlichen Oasen der Sahara gemacht hat. Er ist ein „Reverend"; wenn aber ein englischer Geistlicher sich auf das eigentlich wissenschaftliche Gebiet versteigt, dann können wir unsererseits nicht für die Folgen haften. Einige Ausnahmen giebt es, z. B. den Reverend Farrar, welcher den kolossalen Muth besitzt, das Menschengeschlecht nicht von Adam und der Rippe abzuleiten, aber wie wird er dafür auch verabscheut! Tristram nimmt die erzbischöfliche Theorie von der Degradation als unbestreitbar an; der Neger gilt ihm für sehr civilisirt, weil — er da und dort „aus Gerste Malz bereitet, Zeug weben und färben kann und weil er Eisen schmilzt. Zugegeben, daß er seine Erfindungsgabe künftig erst noch zu zeigen hat und ohne unsere Beihülfe nicht emporkommen kann; ich frage aber, gab es nicht eine Zeit, in welcher die Griechen hinter den Aegyptern zurückstanden? Zeigt nicht die Geschichte, daß in irgend einer gegebenen Zeit irgend ein plötzlicher Antrieb, ein Sprung stattfand? Da ist die chinesische Civilisation, die assyrische, die ägyptische, dann die griechische, die in verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Völkern vielleicht unabhängig von einander entstanden sind. Kann nicht auch an andere Völker die Reihe kommen, können nicht auch sie, wenn man ihnen nur gehörige Zeit lassen will, ihren Sokrates und Plato hervorbringen? Ich glaube an die Degradationstheorie; ich finde bei den Wilden nichts, das sich nicht mit Leichtigkeit aus ihrer Vereinzelung erklären ließe. Sie haben einst das, was sie von Künsten und Fertigkeiten besaßen, wieder vergessen und damit auch die Bezeichnung derselben in ihrer Sprache. Also: Alle Barbarei ist eine Degradation, ein Herabsinken von einer früher höhern Stufe, nicht aber von einer solchen Civilisation, wie wir unsererseits sie jetzt erreicht haben, sondern von einer solchen, wie sie heute etwa in Arabien, Armenien und auf der Hochebene Nordasiens gefunden wird."

Zuletzt nahm Dr. J. Hunt das Wort und es wurde einem Manne von so gediegenen Kenntnissen und so umfangreichem Wissen nicht schwer, mit solchen Vorgängern fertig zu werden und zunächst die einseitigen Ansichten Busk's zu widerlegen, um dann dem Reverend Tristram darzuthun, daß der Urzustand der Menschen kein hochcivilisirter gewesen sein könne und demnach die Degradationstheorie in der Luft stehe. Eben so könne es auch keine allen Menschen gemeinsame Uranfangssprache gegeben haben; darüber sei die wissenschaftliche Forschung einig. Tristram meine, in Betreff einer möglichen Civilisationsentwickelung der Neger und anderer derartiger Racen möge man nur die Zeit abwarten; das sei aber durchaus unwissenschaftlich. Es handle sich hier darum, eine Wissenschaft zu gründen, die sich auf ermittelte Thatsachen stütze, und nicht darum, Theorien vorzubringen, die keine andere Stütze hätten, als eventuelle Möglichkeiten in irgend einer unbestimmten Zukunft. Wir haben uns an das zu halten, was wir in Betreff der Menschenracen aus ihrer Geschichte und durch dieselbe wissen. Lubbock habe von einer „ursprünglichen Einheit des Menschengeistes" gesprochen; er, Hunt, begreife seinerseits nicht, was man darunter zu verstehen habe. Zuletzt machte er Scherz über Crawfurd's „Völker mit Gehirn aber ohne Sprache" als über Wesen, die nicht möglich seien; denn auf die Taubstummheit kommt es hier nicht an, sie ist ein pathologischer Zustand und eine Ausnahme. **A.**

Stimmen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

I.

Die einst glückliche, wohlhabende und freie Republik ist durch die herrschende radicale Partei aus einer gefährlichen Krisis in die andere geworfen worden und befindet sich nun in gänzlich zerrütteten Verhältnissen. Niemals ist, so weit unsere Kunde reicht, auf eine schnödere und gewissenlosere Weise an einem Staat und an einem Volk herumexperimentirt worden, als von Seiten der radicalen Partei geschah und bis heute geschieht. Durch sie ist die Republik zu Grunde gerichtet und das Volk um seine Verfassung gebracht worden. Man hat diese durchlöchert, das Land mit Steuern überbürdet, die persönliche Freiheit der Willkür preisgegeben, die Justiz verfälscht und zum Werkzeug einer destructiven Partei gemacht, dazu das Land mit einem unsäglichen Steuerdruck, mit einem widersinnigen Finanzsystem und mit einem geradezu verderblich wirkenden, angeblichen Schutzzollsysteme heimgesucht. Man hat auch während der drei Jahre nach Beendigung des Krieges weder die Finanzen geordnet, noch die kolossale Schuldenmasse vermindert; Betrug und Bestechlichkeit sind an der Tagesordnung, in zehn Staaten herrscht Soldatenwillkür, und dort sind die weißen Menschen, im Interesse der radicalen Partei, welche mit Hülfe der Neger sich in der Willkürherrschaft behaupten will, den schwarzen Halbbarbaren politisch und gesellschaftlich preisgegeben worden. Die Menschen selber stehen im ganzen Gebiete der Union einander nicht mehr als Mitbürger, sondern als geschworene Feinde gegenüber. Der Rumpfcongreß, dessen Sündenverzeichniß unendlich lang ist, hat Befugnisse usurpirt, welche verfassungsgemäß der vollziehenden Gewalt gebühren; er hat die Rechte des höchsten Gerichtshofes verkürzt, damit dieser nicht im Stande sei, seine Willkürhandlungen für gesetz- und verfassungswidrig, also für ungültig zu erklären. Und als der aus den Reihen der radicalen Partei hervorgegangene Prä-

sident sich erinnerte, daß er einen Eid geleistet habe, die Bundesverfassung treulich zu beobachten, als er zu dem Bewußtsein kam, daß er doch Bundesoberhaupt des gesammten Landes und Volkes sei und nicht das blinde Werkzeug einer destructiven Partei sein dürfe, — da bedrohete der Congreß ihn mit einer Anklage. Er belegte die verderblichen und verfassungswidrigen Beschlüsse dieses radicalen Rumpfcongresses mehrfach mit seinem Veto; der radicale Congreß ging aber mit einer Zweidrittelmehrheit über jedes Veto hinweg. Noch mehr; er ließ die demokratisch-conservativen Mitglieder, welche an der Verfassung und den guten Ueberlieferungen aus den Tagen Georg Washington's, Jefferson's, Jackson's ꝛc. festhalten und gegen die Willkürmaßregeln reden und protestiren wollten, nicht zu Worte kommen, sondern schnitt ihnen vermittelst der „Vorfrage“ von vornherein die Rede ab und ging immer weiter auf seiner verderblichen Bahn.

Bisher hat das Volk sich Alles gefallen lassen. Es möchte offenbar einen zweiten Bürgerkrieg gern vermeiden, will es nach wie vor mit der Stimmurne versuchen und möchte auf friedlichem Wege der Tyrannei der Radicalen ein Ende machen. Die Präsidentenwahl muß darüber im November 1868 entscheiden. Seit vorigem Herbste haben die Wahlen gezeigt, daß die sogenannte republikanische Partei trotz aller Mittel, welche ihr die Herrschaft an die Hand giebt, ungemein an Zahl zurückgegangen ist und daß die verfassungstreue Demokratie einen so starken Zuwachs gewonnen hat, daß die destructive Partei selbst in ihrer Hauptburg, den sechs Staaten Neuenglands, nur noch eine Mehrheit von wenigen Tausend Stimmen zählt, während sie die großen Staaten Californien, Ohio und Neuyork verlor.

Trotz der grauenhaft zerrütteten Verhältnisse und der Thatsachen, welche zum Himmel schreien, fahren in Deutschland manche Blätter fort, jene Partei der Willkürherrschaft, die Vernichter der Verfassung Washington's, als Freunde der Freiheit und des republikanischen Staatswesens hinzustellen! Offenbar wissen sie nichts von dem wahren Sachverhalte. Stände hier lediglich die Tagespolitik in Frage, so würden wir im „Globus“ über die nordamerikanischen Wirren nicht viele Worte verlieren; es handelt sich aber um das wichtige Problem, ob die uncontrolirte Demokratie, die absolut republikanische Verfassung auf die Dauer in einem so volkreichen und ausgedehnten Lande bestehen könne. So lange man die Bundesverfassung ehrte und beobachtete, ging Alles gut und Nordamerika stand groß und geachtet da; als dann die Abolitionisten sie als ein „altes Stück Eselshaut und einen Vertrag mit der Hölle“ bezeichneten, als die sogenannte republikanische Partei ein „höheres Gesetz“, d. h. ihre Parteimaximen, ihr gegenüberstellten, begann das Verderben und es nimmt seinen Fortgang. Die Wirren werden noch lange dauern.

Bevor wir nordamerikanische Stimmen reden lassen, wollen wir eine eigene Meinung aussprechen. So weit unsere geschichtliche Kunde reicht, wüßten wir keine Partei zu nennen, die ein solches Gepräge getragen hätte, wie die radicale Partei im nordamerikanischen Rumpfcongresse. Es möchte hingehen, daß das geistige und staatsmännische Niveau jener Leute ein ungemein niedriges ist. Weder ein Redner von höherer Begabung noch überhaupt eine Individualität, welche imponiren oder Achtung einflößen könnte, ist unter jenen Leuten zu finden, und unter der demokratischen Partei, so weit sie in jenem Congresse vertreten ist oder zu Worte kommen kann, wüßten wir gleichfalls kein hervorragendes Talent namhaft zu machen. Was aber jene Radicalen im Congresse auszeichnet, das ist, um es mit einem Worte zu sagen, eine häßliche Gemeinheit. Das ganze Treiben und Thun trägt das Gepräge der Rachsucht, des wilden Hasses und der Niedrigkeit. Man thut den französischen Jakobinern schweres Unrecht, wenn man jene Radicalen mit ihnen vergleichen will. Die Jakobiner verirrten sich, aber es war doch ein höheres Pathos in ihnen, sie glaubten an sich und es traten gewaltige Charaktere unter ihnen auf. Die alten englischen Puritaner waren Fanatiker, aber keine Stellenjäger; sie suchten die Herrschaft nicht der Aemter und der Beute wegen, sondern hatten vorzugsweise den Himmel im Auge. Aber bei den Radicalen, d. h. den leitenden Politikern, welchen ein arg bethörter Theil des Volkes bisher gefolgt ist, wird man jede Elevation vergebens suchen; man wird den Fanatismus der Parteirache, die Habsucht, die Herrschsucht und die Corruption finden. Das Urtheil ist hart, aber wo wären die Thatsachen, welche ein solches als ungerechtfertigt erscheinen lassen könnten?

* * *

Wir wollen nun Stimmen aus Nordamerika selber hören, zuerst den „Newyork Herald“ (11. März), der allerdings nicht als ein Tugendspiegel betrachtet werden kann, der aber außerhalb der Parteien steht und eine feine politische Witterung hat. Nachdem er nachgewiesen, wie albern und kindisch die Punkte erscheinen, welche als Vorwand für die Anklage des Präsidenten hingestellt wurden, kennzeichnet er das Benehmen der radicalen Führer und die wilde Sprache derselben, welche „an das Schreckensregiment in der französischen Revolution erinnern“. Der grimmigste Fanatiker unter den Radicalen, der diese auf ihrer abschüssigen Bahn immer weiter geschoben hat, ist ein sehr betagter Mann, Thaddäus Stevens, Repräsentant aus Pennsylvanien, den man schon als die „fleischgewordene Rachsucht“ bezeichnet hat.

„Als Stevens die Anklageartikel im Senate vortrug, nahm er die Stellung eines Dictators an, bewegte dann den Zeigefinger über seinem Kopfe drohend vor dem Senate und rief: „Ich möchte den Halunken sehen, welcher es wagen könnte, einen Schritt zurückzuweichen und gegen die Anklage zu stimmen.“ Es sei keine Aussicht, daß Johnson freigesprochen werden dürfe, dieser unglückliche und unglückselige Mann, „und ich möchte den Senator sehen, welcher es wagen dürfte, ihn freizusprechen; zeigt mir einen solchen Senator, der gegen mein Absetzungsprogramm spricht.“ Als dieser radicale Häuptling Stevens solche Drohungen aussprach, hatte er es offenbar auf einige Senatoren der republikanischen Partei abgesehen, welche des Girondismus verdächtig sind, z. B. Sherman, Fessenden, Pomeroy und einige Andere, denen er nicht recht traut und welchen er, wenn sie nicht fügsam sein wollen, die Rache der Partei im Hintergrunde zeigt.

„Es ist richtig, daß die Geschichte sich selber wiederholt, namentlich in revolutionären Zeiten. Johnson ist unter den kindischsten Vorwänden als ein Tyrann und als ein Gesetzverächter hingestellt worden von diesem Thaddäus Stevens und Anderen, die sich selber als die ärgsten Tyrannen gezeigt haben und welche mit der Verfassung umsprangen, als sei sie ein nichtsnutziges Stück Papier. Als Stevens vom Präsidenten sprach, rief der Fanatiker: „Dieser unglückselige Mann, der von den Maschen seiner eigenen Schlechtigkeit umsponnen ist und sich in diesen gefangen hat. Unglücklicher, unglückseliger Mann, sieh' hier Dein Verderben!“ So ungefähr declamirte auch ein Marat im Convente, und so sehr gleichen sich die revolutionären Auftritte, so sehr ähnelt sich die Sprache, daß wir in Amerika, dem einst glücklichen, wähnen könnten, wir befänden uns in den Tagen der Herrschaft des französischen Conventes.

„Ja, die Geschichte wiederholt sich; wir machen eine ähnliche Revolution durch wie die Franzosen,

wie die Engländer, als Karl der Erste geköpft wurde, und wie andere Völker, bei denen die Verfassungen vernichtet und verlacht wurden! Thaddäus Stevens ist der richtige Mann, um bei uns eine Schreckensherrschaft in Scene zu setzen; er ist kühn wie Danton, von Haß aufgeschwollen wie Marat und Scrupel kennt er eben so wenig wie Robespierre. Benjamin Wade hat den ganz gemeinen und niedrig rachgierigen Charakter Marat's und steckt voll von allen möglichen agrarischen und Gleichmachungstheorien und von Confiscationsgedanken. Senator Sumner, sein Verbündeter, ist ein Visionär, ein sentimentalisirender Theoretiker, dünkelhaft wie Robespierre, schwach wie Camille Desmoulins, aber unversöhnlich wie Marat. Die kleineren revolutionären Lichter unserer jakobinischen Umsturzpartei: Chandler, Wilson, Boutwell, Butler, Bingham und Andere sind eben so rachsüchtig und destructiv, aber sie folgen nur im Nachtrabe der Führer. Alle diese Leute sind von einem und demselben Schlage, alle gieren nach Usurpirung der Gewalt und nach völliger Vernichtung unserer von den Vätern ererbten Verfassung.

„Da sagen Manche, die sich in Hoffnungen wiegen: die Dinge werden schon wieder in Ordnung kommen; Andrew Johnson wird nicht gehängt werden, die blutigen Auftritte der französischen Revolution können sich bei uns nicht wiederholen, nach und nach werden Freiheit und Gesetz bei uns wieder zur Geltung kommen. — Aber täuschen wir uns doch ja nicht! Die Geschichte zeigt, daß diejenigen, welche mit der Revolution den Anfang machen, die weiteren Folgen nicht zu ermessen vermögen. Im Beginne meinen sie, daß man Halt gebieten könne, wenn bestimmte Ziele und Zwecke erreicht worden seien. Aber eine Revolution kann man nicht nach Belieben stillstehen heißen; die Revolutionen wachsen je nach den Bedürfnissen und Nothwendigkeiten der Partei und mit den Leidenschaften. Dinge, vor welchen man im Anfange zurückschaudert, werden späterhin ohne Anstand und mit einer gewissen Gemächlichkeit verübt. Und wenn das Volk apathisch zusieht und sich in Wahnhoffnungen wiegt, dann gerade fassen die Revolutionäre den Muth, die ärgsten Missethaten zu verüben.

„Ist nun das Volk Amerikas sich schon völlig klar darüber, daß es jetzt eine Revolution durchmacht? Es will gerade noch nicht viel besagen, den Präsidenten der Vereinigten Staaten anzuklagen und ihn wegen so lächerlicher und nichtiger Anklagen, wie die Radicalen gegen ihn vorgebracht haben, abzusetzen. Selbst die ärgsten Feinde des Präsidenten wissen gegen seine Rechtschaffenheit und Unbestechlichkeit nichts einzuwenden. Er hat sein Amt nach bester Einsicht verwaltet und ist für die Verfassung eingetreten, welche er beschworen hat. Sein Verbrechen liegt darin, daß er von der herrschenden Partei im Congresse sich nicht als Werkzeug zur Afrikanisirung des Landes und zur Revolutionirung der ganzen Regierung mißbrauchen lassen wollte.

„Wer hätte vor wenigen Jahren es für möglich gehalten, daß zehn Staaten der Union in Zeiten des Friedens jahrelang einem Militärdespotismus überantwortet werden könnten?

„Wer hätte glauben dürfen, daß diese Staaten, daß weiße Menschen von unserm Fleisch und Blut unter die Herrschaft barbarischer Neger gestellt werden würden?

„Wer hätte geglaubt, daß der Congreß in seinem verwegenen Treiben so weit gehen könnte, die vollziehende Gewalt abzuschaffen und alle Regierungsgewalten in seiner eigenen Hand zu vereinigen?

„Wer hätte geglaubt, daß eine im Besitze der Gewalt befindliche Faction es wagen könnte, die Verfassung bei Seite zu werfen und sie für ungültig zu erklären?

„Und doch ist das Alles geschehen; das und noch vieles mehr ist geschehen in der kurzen Zeitspanne von zwei bis drei Jahren! Ist das nicht etwa Revolution? Sie ist raschen Schrittes weiter und immer weiter gegangen, und mit der Absetzung des Präsidenten wird sie sich nicht genügen lassen, denn diese würde nichts weniger als Frieden bedeuten. Die jakobinische Partei sieht sich von der Nothwendigkeit gedrängt, noch andere revolutionäre Maßregeln durchzusetzen. Und wenn dann ernsthafte Conflicte im Volke selber stattfinden? Oder wenn dasselbe apathisch Alles über sich ergehen läßt, oder wenn eine Gegenrevolution kommt? Wo sind wir dann? Eine Faction, welche die Herrschaft zu behaupten entschlossen ist, wird vor Nichts zurückbeben, sondern Alles wagen. Despotismus oder Anarchie kann auf die Tagesordnung kommen, die Militärtyrannei, welche auf dem Süden lastet, kann auch auf den Norden ausgedehnt werden. Wie leicht ist es, einige Unruhen zum Vorwande zu nehmen, um die Habeascorpusacte zu suspendiren? Die radicale Oligarchie, welche jetzt in Washington die Gewalt ausübt, ist zu Allem fähig.“ —

Ist es nicht bezeichnend genug für die Zustände in den Vereinigten Staaten, daß die dort am weitesten verbreitete Zeitung, welche obendrein, wie schon gesagt wurde, keiner Parteifahne folgt, derartige Betrachtungen anstellen kann?

Das deutsche „Newyorker Journal“ (vom 14. März), ein der verfassungstreuen Partei angehörendes Blatt, schreibt seinerseits über den Congreß und die radicalen Parteiführer:

„Die radicale Mehrheit im Congreß hat dem Volke bewiesen, daß für sie keine Achtung vor dem Gesetze mehr existirte, sondern daß ihre Gewalt über allem Gesetze steht und dieses je nach ihrem Parteibedürfniß abgeschafft, umgeändert und falsch ausgelegt werden darf. Die radicale Partei im Congreß ist nichts als eine Vertreterin der Willkür und Tyrannei, und um dies der ganzen Welt darzuthun, hätte sie nichts Besseres auf die Beine bringen können, als die Anklage des Präsidenten. Bei dieser haben die Radicalen sich als originell gezeigt, denn sie haben alle anerkannten Rechtsgrundsätze über den Haufen geworfen, indem sie ihr Verfahren nicht mit ruhiger Ueberlegung, sondern mit Fanatismus und unter der Zuchtruthe einzelner Parteiführer einleiteten; indem sie in ihren Zusammenkünften conspirirt haben, eine Verurtheilung schon im Voraus zu sichern; indem sie dem zu Gerichte sitzenden Senate mit öffentlicher Schande gedroht haben, falls er den Präsidenten nicht für schuldig finden sollte. Denn dadurch würde ja der Partei die Gelegenheit entzogen, den ihr lästigen Präsidenten durch eine ihr mehr zusagende Parteicreatur zu ersetzen. — Die ganze Anklageangelegenheit ist so voll innerer Widersprüche, so voll von Immoralität, daß jeder denkende Mensch einen Ekel vor der Corruption, dem Leichtsinne und der Unfähigkeit der Radicalen sowie ihrer Rädelsführer empfinden muß. Mit jedem Tage wird das Volk mehr geschändet und außer einem revolutionären Mittel giebt es keines, welches dem Zustande rasch ein Ende machen könnte, — und wer möchte dann die Folgen berechnen? Das amerikanische Volk muß sich also noch so lange der Schmach unterwerfen, bis durch gesunde Wahlen alle die Leute beseitigt sind, welche schon seit lange sich selbst als die Republik ansehen und mit den kühnsten Griffen noch versuchen, vor ihrem gewissen Ende wenigstens für sich selbst zu sorgen und ihrem Fanatismus Genüge zu thun.“

Dasselbe „Newyorker Journal“ sagt in seiner Nummer vom 21. März: „Uns will bedünken, daß Johnson in seiner amtlichen Thätigkeit das Recht auf seiner Seite gehabt hat, und daß gerade der Congreß durch seine hundert-

fältigen Verletzungen der Constitution sich nicht bloß als „nuisance“, sondern sogar als eine verbrecherische Körperschaft herausgestellt hat, welche das Grundgesetz mit frecher Hand zerrissen und alle Grundbedingungen eines freien Staates vollständig vernichtet hat. Die Verfassung hat für die Verbrechen und Vergehen des Congresses keine Anklage festgesetzt; nur das Veto des Präsidenten sowie die schließliche Entscheidung des höchsten Gerichtes sind in ihr gegen die Uebergriffe und Verbrechen des Congresses hingestellt. Das ist in gewöhnlichen Zeiten auch hinreichend gewesen. Nun aber hat sich der radicale Congreß in eine revolutionäre Versammlung umgewandelt; er hat in seinem gänzlichen Verkennen der ihm obliegenden Pflichten und ihm zustehenden Rechte, in seinem Fanatismus und seiner verbrecherischen Rücksichtslosigkeit die Verfassung zu einem todten Buchstaben gemacht. Er will nun die Vetogewalt sammt den Präsidenten beseitigen und das höchste Gericht hat er in der vorigen Woche durch einen Handstreich unschädlich gemacht. Es existirt jetzt keine Constitution mehr, sondern wir haben nur noch ein Revolutionstribunal.“

Im japanischen Theater zu Nangasaki.

Von **Adolf Bastian.**

Die Schauspieler in Nangasaki, wie überall in Japan, stammen von Miako, dem Centralsitze jeder künstlerischen und wissenschaftlichen Thätigkeit im Lande. Das Theatergebäude (Schibaya) liegt in einem Seitenquartiere der Vorstadt und gleicht so ziemlich einer unserer großen Schaubühnen, wie sie an Jahrmärkten aufgeschlagen werden. Es war bunt beflaggt und mit hohen Wimpelstangen besteckt, während von den Gallerien Bilder und Anzeigezettel herabhingen, welche in großen Buchstaben die Namen der aufzuführenden Stücke zur Schau trugen, sodann auch jene der darin auftretenden Personen. An der Eingangsthür war die Casse; wir lösten uns dort ein Logenbillett und wurden durch einen Theaterdiener hinaufgeführt. In der Hoffnung, daß die Loge vielleicht leer bleiben würde, hatte sich eine Gesellschaft dort bereits niedergelassen. Der Schließer wurde aber bald mit ihnen fertig und trieb sie unceremoniös zur Thür hinaus, obwohl sich einige Mönche in gelben Gewändern darunter befanden. Ich machte dieselben auf das Gottlose ihres Beginnens aufmerksam, da das Zuschauen bei Schaustellungen im achten Gebote mit besonders schweren Strafen belegt ist, aber diese Unglücklichen, deren Herz noch in die Lust der Welt verstrickt war, lachten über die gutgemeinten Vorstellungen und waren nur darauf bedacht, sich einen neuen Platz zu erschwindeln, nachdem wir sie aus ihrem bequemen Logensitz vertrieben hatten. Bald darauf sah ich sie sich auch in der That in das Parterre eindrängen, wo sie fast die ganze Dauer der Vorstellung aushielten.

Das Parterre war ziemlich gefüllt und zwischen den Zuschauern in ihren gesperrten Sitzen gingen auf übergelegten Brettern Knaben mit Cigarren und Kuchenwerk umher. Die Bühne war durch einen Vorhang geschlossen, auf dem die Namen der Straßen geschrieben standen, wo in Miako Schauspieler gemiethet werden können. Gedruckte Theaterzettel waren beim Logenschließer zu haben. Wir unterhielten uns damit, das Publicum unter uns zu beobachten, als wir zwischen demselben, auf einem außerhalb der Sitze mit Matten belegten Gange, ein in violette Seide gekleidetes Pärchen, ein Männlein und ein Fräulein, erscheinen sahen, das der Bühne entgegenwandelte. Bei Annäherung an dieselbe theilte sich der Vorhang durch Seitenzüge in zwei Hälften aus einander und zeigte zwischen den Coulissen ein Hofthor, hinter dem sich der Eingang in ein Haus öffnete. Die Dame trat ein, während ihr Begleiter, mit einem massiven Regenschirm unter dem Arm und zwei Schwertern im Gürtel, draußen stehen blieb. Eine Dienerin, die sich durch einen Besen in der Hand für ihre Rolle documentirte, kam ihrer Herrin entgegen und stellte ihr auf der Balustrade einen Sitz zurecht, wo sich dieselbe niederließ. Die weiblichen Figuren werden auf japanischen wie auf chinesischen Theatern von verkleideten Knaben gespielt.

In einer Vertiefung der Wand hing eine Lampe über einem mit weißem Papiere bedeckten Topfe, dem Platze des Schutzgottes, und daneben führte eine Thür zu einem Cabinet, während eine andere Pforte im Hintergrunde den Ausgang aus der Stube bildete. Nach einiger Zeit ließ die bis dahin mit ihrem Fächer monologisirende Dame den draußen stehenden Herrn durch das Thor ein und setzte sich mit ihm, nachdem die Dienerin entfernt war, auf einen Teppich nieder, um der Unterhaltung zu pflegen, die männlicherseits in schreiender Kopfstimme geführt wurde, da sie sich im Sprechen eines fremden Dialektes bewegen sollte. Zugleich spielte eine gedämpfte Musik. In einem käfichartigen Kasten des Prosceniums saß der Souffleur, der die Stichworte und die wichtigsten Sentenzen vorsagte.

Als nach länger fortgesetzter Unterhaltung das Nachtdunkel einbrach, holte die Dame aus einem Nebenzimmer Matratze und Schlafkissen, schloß die Thür sorgfältig zu und setzte sich nach einigen coquetten Einwendungen mit ihrem Besucher auf das Bett nieder. Das Zwiegespräch wurde jetzt sehr warm und lebendig, der Liebhaber riß seine zwei Schwerter aus der Scheide und schwur, mit den Armen in der Luft umherfuchtelnd, daß er keine Unterbrechung fürchte und einem etwaigen Störenfried übel mitspielen werde. Einen Augenblick, da er den Kopf wegwendet, benutzte die Dame, fortzuschlüpfen und die herbeigewinkte Dienerin an ihren Platz zu schieben. Der feurige Don Juan faßte in der Hitze seiner Gefühle die Hand derselben, in den Liebeserklärungen eifrig fortfahrend, und schließlich kamen Scenen vor die Augen, die sich bei uns weder lateinisch noch mit griechischen Buchstaben beschreiben ließen, denen aber die Japaner im Kreise ihrer Frauen und Töchter mit leidenschaftsloser Gemüthlichkeit zuschauten und Nüsse dabei knackten oder doch Confectsachen.

Nach Beendigung dieses einactigen Stückes (Omigensch genannt) trat der Theaterdirector vor und kniete nach tiefer Verbeugung am Rande der Bühne nieder, um in seiner Anrede dem Publicum für die erwiesene Gunst zu danken und den Titel der morgigen Aufführung anzuzeigen.

Es folgte dann eine zweite Vorstellung, bei der die Coulissen dieselben blieben. Ein auf Rädern laufendes Boot wurde durch einen Schiffer mit Rudern auf der Bühne vorwärts-

bewegt. Im Buge saß ein alter Kriegerkönig, Cabn-noski genannt, mit lang fliegendem Haare von schneeiger Weiße, das nur durch sein Stirndiadem zusammengehalten wurde. Ueber seiner eng anliegenden Kleidung aus Purpur und Gold trug er einen weiten Mantel und gelbe Beinschienen, während sein Gürtel mit vergoldeten Schwertern und anderen Waffen glitzerte. Am Thore angelangt, wurde der König von dem dort wohnenden Bauer, der ihm aus dem Hause entgegenkam, in die Stube geführt, wo ihm die Frau einen demüthigen Empfang bereitete, und das Ehepaar bediente nun auf den Knien den auf einem erhöhten Sitz placirten König. Dieser holte eine Fliegenklappe hervor und begann, sie fächerartig hin- und herbewegend, eine emphatische Ansprache, worin er seine Unterthanen an die Pflicht ermahnte, ihm in den Streit des bevorstehenden Krieges zu folgen. Mit Einbruch der Nacht führte man ihn in ein Schlafcabinet, wo er sich niederlegte, während in dem auf der Bühne gleichfalls sichtbaren Nebenzimmer die Frau ihren Ehegatten mit Weinen und Klagen beschwor, seine Absicht, als Soldat auszuziehen, aufzugeben, und darin bestmöglichst durch das Jammern der Dienerin, die hinzugekommen war, unterstützt wurde. Die Frau kniete dann vor dem Hausaltar nieder und betete dort unter tiefen Verbeugungen mit gefalteten Händen. Als sie das Zimmer verlassen hatte, fing das Tschusing (eine mit Eisenketten von der Decke herabhängende Holztafel von viereckiger Gestalt) zu rasseln an, und als der Mann eine Fallthür aufhob, schwebte aus der Tiefe ein Geist herauf, rothgekleidet, mit dichtem, schwarzem Haar. Auf die Anrede des auf einem Isolirstuhl aus Bambus sitzenden Beschwörers antwortete der Dämon mit nervösem Kopfschütteln, als ob sein Hals abbrechen wollte, und mit krampfhaften Zuckbewegungen aller Glieder seines Körpers, indem er erst auf den Füßen stampfend umhersprang, dann auf den Knien, zuletzt auf dem Rücken, bis er wieder in der Versenkung verschwand. Ein auf dem Tschusing zurückgelassenes Tuch nahm der Mann zu sich, da es ihn in der Schlacht unverwundbar machen würde. Als die Frau zurückkehrte, überließen sich beide ihrer Freude über den glücklichen Erfolg und traten dann ab.

Der Tschusing begann nun aufs Neue zu rasseln, und aus der Versenkung erhob sich die Erscheinung des gelb gekleideten Geistes Matami, der in sonderbar abgestoßenen Manieren zu tanzen und zu singen begann und dann verschwand, nachdem der erwachte König sich einer Zwischenwand genähert hatte, um zu lauschen. Die Frau betrat dann wieder die Bühne und brachte ihrem Gemahl seine Waffen, als ein Offizier mit zwei Lanzenträgern anlangte und sich nach dem König erkundigte. Dieser verließ darauf sein Schlafgemach und richtete eine begeisternde Rede an seine Anhänger, ehe er mit ihnen unter Waffengeklirr abmarschirte.

Der Soldat blieb noch einige Zeit in Unterhaltung mit seiner Frau zurück, als von einem vor dem Fenster stehenden Baume herab ein dort hinaufgekletterter Dieb ein Pistol abfeuerte, dessen Knall von zusammengeschlagenen Bambusstäben und umhergesprühten Funken papierener Fidibus nachgeahmt werden sollte. Der Räuber sprang herab, griff mit seinem Schwerte den Hausherrn an, dieser aber wurde durch sein gefeites Tuch gegen Hieb und Stich geschützt, und säbelte dagegen seinerseits seinem Feinde den Kopf ab.

Sämmtliche Schauspieler traten dann auf die Bühne, um sich unter Verbeugungen und Niederknien zu verabschieden, und das Publicum, welches diese Huldigung gelassen entgegennahm, entfernte sich.

Wir statteten beim Weggehen einen Besuch hinter den Coulissen ab und wechselten in den Ankleidezimmern kleine Geschenke mit den Schauspielern aus.

Die Bauern in Mecklenburg.

Von **C. W. Stuhlmann.**

III.

Sklaven haben keine eigenthümliche Volksfeste, und so hat der mecklenburgische Bauer auch keine. Er weiß von keinem Ring- oder Rolandreiten, von keinem Eisboßeln, Bogen- oder Vogelschießen, keinen feierlichen Aufzügen, es sei denn, er wäre einmal durch seine Beamten commandirt worden, dem Großherzog auf einer von dessen Reisen eine Strecke vorzureiten. Das einzige von ihm gefeierte Fest, das eine Spur volksthümlichen Charakters zeigt, ist das Erntefest. Bezeichnend nennt er dasselbe Oarnklatsch (Ernteeollation), denn eigentlich läuft es auch hierbei, den Tanz ausgenommen, nur auf zwei mit leckeren Mahlzeiten und massenhaftem Bier- und Branntweingenuß verbrachte Tage hinaus. Eingeweiht wird das Fest dadurch, daß die sämmtlichen jungen Leute eine aus Korn, Blumen, Rauschgold und bunten Bändern gefertigte Krone, in der zuweilen ein paar als Mäher und Binderin gekleidete Puppen stehen, in das Haus bringen, wo dieses Jahr die Feier stattfindet, denn dieses geht bei allen Hüfnern des Dorfes der Reihe nach um. Bei der Ueberreichung der Krone an den Hauswirth und beim Aufhängen derselben in dem Raume, wo getanzt werden soll, spricht ein Mädchen das sogenannte Erntegebet, das im Ganzen eine triviale, halb hoch-, halb plattdeutsche Reimerei ist. Es heißt unter Anderm darin:

Juchhei! Juch, Oarnkranz!
Hüt fördern de Junggeselln de Junfern to'm Danz.
Se gahn darop to
Un spoaren nich de Schoh,
Disse Austköst hört se ja Alle to.
Disse Kranz is bunn
Bi düstere Nacht,
— Süh, wat he lacht, —
Vun Hispel un Wispel,
Vun Diastel und Dure
Un allerhand Kure.

Wenn der Roggen gemäht und aufgebunden ist, pflegt eine Art Vorfeier des Erntefestes, das erst im October abgehalten wird, stattzufinden. Hierbei wird ein alter Brauch beobachtet, der sicher seinen Ursprung in heidnischen Zeiten hat. Mit dem Zuruf: „den letzten bitt de Wulf!" treiben die Binderinnen, wenn sie die letzten Schwade annehmen, einander zur Eile an. Aus der zuletzt gebundenen Garbe wird eine Puppe gemacht, „de Oll" geheißen,

und diese wird von ihrer Binderin, der die anderen Arbeiter sich anschließen, um und ins Dorf getragen, zuweilen aber auch schließlich an einem abgelegenen Punkte der Feldmark „för Em“ (für Ihn) hingestellt. Daß dieses „för Em“ Wodan gilt, scheint mir zweifellos. —

An die Weihnachtszeit und die ihr nachfolgenden Tage bis zum heiligen Dreikönigsfest, die sogenannten Zwölfen, knüpfen sich auch in Mecklenburg, wie allenthalben in Norddeutschland, zahlreiche Sagen und Gebräuche. Die bösen Geister sind dann besonders geschäftig, vor allen Dingen darf dann nicht gewaschen werden, denn: „Wer in de Twölften den Tun bekleedt (bekleidet), möt dat sülvigte Joahr den Kirchhof bekleeden,“ das heißt sterben. Ich glaube auch, daß noch jetzt in keinem mecklenburgischen Dorfe während dieser Zeit eine Wäsche angestellt wird. Während der Zwölfen ist viel von „Fru Goden“, von der man während des übrigen Jahres selten etwas hört, die Rede. Sie wird als ein altes Mütterchen gedacht, das allerlei heimlichen Schabernack treibt, die Spinnwocken beschmutzt, das auf dem Haspel gefundene Garn verwirrt und dergleichen mehr.

Ein mit Lichtern aufgeputzter Tannenbaum erscheint am Weihnachtsabend nur in wenigen Bauerhäusern, er gehört hier entschieden zu den neuen Moden. Die Kinder und Dienstleute erhalten aber Pfeffernüsse und Aepfel und empfangen auch sonst Geschenke. Liebende und Freunde lassen solche einander gewöhnlich in „Julklappen“ zugehen. Unter dem kreischenden Ruf: „Huch Julklapp!“ wird plötzlich die Zimmerthür oder auch nur die Hausthür aufgerissen, und ein adressirtes Packet fliegt herein. Dasselbe hat eine Menge Umwickelungen, von denen eine jede gewöhnlich eine andere Adresse zeigt. Dem Inhaber der letzten ist das Geschenk bestimmt.

Hier und dort erscheint am Weihnachtsabend auch der „Rugklas“ (rauhe Niklas), beschenkt diejenigen, welche ordentlich zu „beten“ wissen, mit Aepfeln und Nüssen, während er die Unwissenden mit der Ruthe züchtigt. Ganz vereinzelt kommt auch noch „der Schimmel“. Zwei mit weißen Laken überhangene junge Männer stellen ein solches Pferd vor, das mit Glocken und an einander klirrenden Metallgeräthen behängt ist. Auf ihnen reitet einer, der dicht in Mantel und Hut vermummt ist, und der auch wohl eine brennende Cigarre, das Feuer, im Munde hält. Mit Sprüngen und lautem Wiehern, mit Klingeln und Rasseln kommt unvermuthet der Schimmel ins Zimmer gefahren und setzt hier auch wohl auf Tisch und Bänke hinauf. — In Holstein und in anderen benachbarten Ländern kennt man den Weihnachtsschimmel nicht, dagegen aber in einzelnen Gegenden Westphalens, und muß demnach dieses Spiel mindestens schon vor siebenhundert Jahren dem alten Wodan zu Ehren in Mecklenburg gefeiert worden sein. —

Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse werden von den Bauern mit üppigen Schmausereien begangen; oft wird dazu allein ein ganzer Wagen voll Kuchen aus der nächsten Stadt geholt. Eine Hochzeit, zu der zweihundert Personen geladen sind, gilt noch nicht für eine ganz große, und dabei ist zu merken, daß die Gäste mindestens drei Tage, oft aber noch länger sämmtlich bei einander bleiben. Gewöhnlich finden die Hochzeiten nach beschaffter Ernte statt, in der letzten Hälfte des September oder im October. Wochen vorher werden die Gäste durch besondere Boten, sogenannte „Köstenbidders“, eingeladen. Diese, zwei, auch wohl drei zusammen, sind beritten, und sie und ihre Pferde mit Sträußen, Schleifen und langen seidenen Wehbändern schön aufgeziert. Wo es irgend thunlich ist, reitet die gesammte Cavalcade in die Häuser und selber in die Zimmer hinein. Dort wird dann von einem von ihnen das „Hochtiden-Gebet“, eine in Verse gebrachte Einladung, gesprochen.

„Hier komm ich angeritten,
Hätt' ich kein Pferd, so käm' ich geschritten.
Zur Hochzeit zu bitten ist mein Begehren,
Braut und Bräutigam zu Ehren.
Kommt und helfet in Lust verzehren,
Was Gott und der Geber thun bescheren.
Etlich Faß Bier tüchtig und gut,
Eine halbe Last Weizen zu Kuchen und Stut.
Zwanzig fette Ochsen und zwanzig fette Schwein,
Zwanzig fette Hammel, die sollen da sein.
Enten und Hühner haben keine Zahl
Und fett sind die Gänse allzumal.
Es soll auch nicht fehlen an Tellern und Bricken,
Da wird die Frau Wirthin sich selber auf schicken.“

In dieser Weise geht das Gebet noch in ziemlicher Länge fort, und endet schließlich mit der Bitte um einen Trunk, oft knüpft sich daran auch noch eine zweite um ein buntes Band zur weitern Schmückung von Hut oder Zaumzeug. Nachdem Alles besorgt ist, sprengen die Reiter mit lautem Juchhei im Galop von dannen, um im Hause des nächsten Gastes dasselbe Spiel wieder aufzuführen.

Am Hochzeitstage stellen sich die Gäste schon gegen acht Uhr Morgens im Hause des Brautvaters ein. Schon früher sind die Musikanten eingerückt, und diese empfangen jeden Ankommenden mit einem rauschenden Tusch. Sind alle Geladenen versammelt, so wird die Traufahrt angetreten, die sich dann besonders stattlich ausnimmt, wenn die Kirche in einer andern Ortschaft liegt. Auf dem vordersten, mit Vieren bespannten und mit Guirlanden geschmückten Wagen sitzen die Musikanten, und von diesen wird beansprucht, daß sie auf der ganzen im schärfsten Trabe zurückgelegten Fahrt ihren Instrumenten keinen Augenblick Ruhe gönnen, mögen ihnen auf dem holperigen Steinpflaster auch vielfältige Töne entklingen, die mehr von dem Klagegeheul der Verdammten, als vom Gejubel der Engel haben. Auf dem zweiten noch reicher geschmückten Wagen, dessen Kutscher und Viergespann mit farbigen Schleifen und langen Wehbändern geziert sind, hat die Braut im Kreise der Brautjungfern ihren Platz. Ist das Wetter nicht allzu ungünstig, so sitzen alle in Haaren und mit reichen Kränzen aufgeputzt, in den abgelegeneren Gegenden die Braut mit einer fußhohen, zierdenreichen Krone auf dem Haupte. Dort besteht das Brautkleid gewöhnlich aus dunkelfarbigem Tuch und wird von einer handbreiten weißen Atlasschärpe umgürtet, deren Enden hinten bis zu den Kniebiegungen niederhängen, während in den reicheren, civilisirteren Gegenden die mit einem Myrtenkranze gezierte Braut und ihre Brautjungfern in eleganter, städtischer Tracht erscheinen. Ein weißes Kleid wird jedoch bis jetzt auch hier für eine Braut nicht schicklich gehalten, vielmehr ist diese in schwarze Seide gekleidet.

Der folgende Wagen führt den Bräutigam und seine nächsten Verwandten und diesen schließen sich dann die Fuhrwerke der übrigen Gäste an. Die jungen, unverheiratheten Männer begleiten und umkreisen reitend den Zug; sie sind in derselben Weise aufgeschmückt wie die Köstenbidder. Manchmal sind ihrer gegen dreißig, von denen jeder seine Reitkünste und die guten Eigenschaften seines Pferdes während der Fahrt nach bestem Vermögen herauszukehren sucht. Liegt zur Seite des Weges eine durch einen breiten Graben abgegrenzte Dreschweide, so geht es im Sprung hinüber, und ist die Localität dafür geeignet, so jagen alle mit einander „to Stried“ (in die Wette). Endlich vor die Kirche gekommen, schweigt die Musik und man tritt ins Gotteshaus. Nachdem die Trauung vollführt und alle für den Prediger „geopfert“ haben, setzt

sich der Zug wieder der Heimath zu in Bewegung, wobei jedoch die Abänderung stattfindet, daß das junge Paar jetzt neben einander Platz genommen hat. Unter Musik und lautem Juchhei geht es im Trabe von dannen, und die Brautjungfern werfen jetzt unter die umherstehenden Kinder Zwiebäcke, Wallnüsse, Aepfel und Süßigkeiten aus.

Wenn der Zug die Hofstelle wieder erlangt hat, beeilen sich die jungen Leute, von Pferden und Wagen herunterzukommen und versperren dem jungen Ehepaare den Eintritt, indem sie das Hausthor verschließen. Die verheiratheten Männer und Frauen nehmen jedoch für letzteres Partei, und schließlich erlangen sie den Sieg, oft nur dadurch, daß das ganze Thor aus den Angeln gewuchtet wird. Irgend eine alte Verwandte bringt nun den neuen Eheleuten auf einem Teller Salz und Brot entgegen und begrüßt sie dabei mit einem „Hochtiden-Gebet". Die junge Frau erwiedert mit einigen Worten, nimmt von Brot und Salz und reicht davon auch ihrem Manne; dann strömen alle Gäste ins Haus, wo bereits die Tische gedeckt sind.

Für große Festlichkeiten eignet das alte Bauernhaus mit seiner großen Diele sich weitaus besser als die modernen Häuser. Deren Localitäten sind oft völlig unzureichend, um Hunderten von Gästen Platz zu gewähren, und so muß entweder auf der Scheundiele gegessen oder der Hof mit zu Hülfe genommen werden, was aber beides ungern geschieht. In den alten Häusern ziehen sich die Tafeln aus den Zimmern auf die Diele, deren Abseiten an diesem Tage mit weißen Laken verhängt sind, aber so weit dieser Raum auch ist, eng und unbequem sitzt man doch. Am übelsten sind die Musikanten daran, die in irgend einem Winkel, meistens im ärgsten Zugwinde placirt werden. „Platz doar! segt de Hochtidenvader tom Muskanten, doar kann noch en Minsch sitten."

Das erste Gericht ist eine Hühnersuppe, zu der jede der geladenen Familien ein Huhn geliefert hat. Eine Hauptbedingung der richtigen Güte dieser Suppe ist, daß sie recht steif voll von fetten, mit Korinthen gespickten Klößen schwimmt. Ich wohnte einst einer großen Hochzeit bei, wo der Braukessel, in welchem die Suppe von hundertundzehn Hühnern gekocht war, zuletzt nur noch sparsam Klöße hergeben wollte. Die sonst sehr verständige Hausmutter gerieth darüber in eine Bestürzung, die kaum größer hätte sein können, wäre plötzlich Feuer aufgegangen. „Herr Jesus, Herr Jesus, doar sünd ja nich nög Klümp!" jammerte sie, „ik warr ja rüchdig dörch Sand und Land." —

Der zweite Gang besteht aus Braten, wozu Backpflaumen und gezuckerter Reisbrei gereicht werden. Auf jener Hochzeit kamen zehn Gänse, acht Schweineschinken und acht Kälberbraten, von denen die kleinsten zwölf Pfund wiegen mochten, gleichzeitig zur Tafel. Als dritter Gang erschienen lecker gekochte Hechte und Barsche, und als vierter eine Unzahl großer Puddinge, wohl gefettet und gezuckert, mit Kaneel und Muskatennuß gewürzt und starrend von großen Rosinen. In der Stube, wo das Brautpaar, der Prediger und die vornehmsten Gäste ihre Sitze hatten, wurde Wein getrunken; die anderen Gäste hatten sich jedoch mit starkem Bier und Rum zu begnügen. Während des Essens wurde wenig gesprochen und gescherzt, die Musikanten bliesen aber unausgesetzt, und wurden dafür denn auch bei einer von ihnen angestellten Sammlung reichlich mit halben und ganzen Guldenstücken und selber mit Thalern bedacht. Zahlreiche Mädchen besorgten die Aufwartung unter Commando der unverheiratheten Brüder der Braut, die als sogenannte Schaffer agirten. Nachdem die Puddinge verzehrt waren, stimmte die ganze Gesellschaft „Nun danket Alle Gott" an, während dessen wurden Schüsseln und Teller und dann auch Tische und Bänke bei Seite geräumt.

Denn schon spitzte sich die gesammte Jugend auf den Tanz, dem in Mecklenburg überhaupt mit großer Lust und Ausdauer nachgehangen wird. Eröffnet wurde derselbe natürlich durch das junge Ehepaar, und die Frau kam von diesem Augenblick an bis zwei Uhr Morgens, wo ihr der Kranz abgetanzt worden war, nicht wieder zu Athem, denn es gilt als die Ehrenpflicht jedes jüngern Gastes, mit ihr getanzt zu haben. Anfänglich zeigten die Tänze die allgemein bekannten Weisen, je weiter aber der Abend heraufrückte, je Eigenthümlicheres kam zu Platz. Da wurde den Musikanten: Bunt Schört, Plummenplücker, Nükelreih, Küssedanz, Ratt un Mus, Kohldanz und Kopp un — — befohlen. Letzterer ist trotz seines garstigen Namens, hübsch aufgeführt, ein sehr graciöser Tanz, der mit dem englischen Matrosentanze „Hornpipe" viel Gemeinschaftliches hat. Beim Kohldanz bewaffnen Alle sich mit einem grünen Kohlstrunk, mit dem sie auf ihre Mittänzer losschlagen, was denn das Zeichen, daß die Dame abzutreten ist.

Ist die Lust recht im Wogen, so kommt es auch zum Brauthahnenspringen. Die Brautjungfern fassen einander im Arm und gehen dann in geschlossener Reihe auf einen Gast zu, zunächst gewöhnlich auf den vornehmsten. Die am rechten Flügel trägt einen großen Apfel, während die übrigen sich mit Mörser und Trichtern, in die kleine Steine gelegt sind, ausgerüstet haben. Damit rasselnd springen Alle mit lautem Juchhei gleichzeitig in die Höhe, und dann spricht die Apfelträgerin:

„Schönster Herr, thu' auf Deinen Schatt
Und schenk' auch den Brauthahnen wat."

Während der so Aufgeforderte ein Stück Geld in den Apfel steckt, singen die Mädchen:

„Hüt wat, morgen wat, alle Dag' wat."

Inzwischen präsentirt eins dem Gaste ein Glas Branntewein und dabei wird wieder gesungen:

„Schenk ein ein Gläschen Branntewein,
Es soll einmal getrunken sein!"

Während der Gast trinkt, singen sie weiter:

„Er hat seine Sache recht gethan,
Recht gethan!
Laßt uns einmal bescheiden thun,
Bescheiden thun!"

Alle nippen dann am Glase, und nunmehr beginnt dasselbe Spiel mit einem andern Gaste und dauert in derselben Weise oft viele Stunden unausgesetzt fort. Das gesammelte Geld wird von den Brauthahnen der jungen Frau als erster Wirthschaftsschilling eingehändigt.

Am Freitag ist die Hochzeit und bis zum Sonntag, wo die jungen Leute Kirchgang halten, bleibt oft die gesammte Gesellschaft bei einander. Junge Mütter lassen ihre Säuglinge in dieser Zeit sich ins Hochzeitshaus nachbringen, und nach den Mahlzeiten kann man auf der Hofstelle oft eine ganze Reihe sitzen sehen, die ihren Kindern die Brust bieten. Unter den Säuglingen befinden sich oft schon ziemlich herangewachsene von zwei und selbst von vier Jahren.

Bei Kindtaufen, die immer in den ersten drei Wochen stattfinden, geht es weniger festlich zu, geschmaust wird aber auch dann tüchtig. Ein Gleiches geschieht bei Sterbefällen, nachdem die Leiche in die Gruft gesenkt worden ist. Hierbei werden denn auch oft bereits Berathungen gepflogen, wen die junge Wittwe oder der Wittwer nun wohl wieder heirathen könne, denn daß hier wieder geheirathet werden müsse, das liege ja klar auf der Hand. Männer heirathen denn auch nicht selten schon nach Verlauf von 6 bis 8 Wochen wieder, und keiner nimmt daran Anstoß.

Der Tod wird von diesen Leuten im Ganzen lange nicht so gefürchtet, wie von gebildeten Stadtbewohnern, und das

kommt wohl daher, weil alle von Kindesbeinen an oft einem menschlichen Sterben beigewohnt haben. Man scheut sich denn auch nicht im mindesten, es im Krankenzimmer auszusprechen, daß es zu Ende gehe, man unterhält sich wohl gar darüber, wer den durch den bevorstehenden Tod leer werdenden Platz am tüchtigsten wieder ausfüllen möge. Oft versammelt sich auch im Krankenzimmer das halbe Dorf und schaut dem Sterben zu, und zeitig wird dadurch die Erkenntniß gewonnen, daß der Tod etwas Natürliches und Nothwendiges ist.

Die Lappen Schwedens und ihre Lebensweise.

Mitgetheilt von **C. F. Frisch** in Stockholm.

II.

An Zahl stehen die Waldlappen den Gebirgslappen nach; doch giebt es ihrer in größerer oder geringerer Menge in allen Lappmarken, besonders zahlreich sind sie in Piteå-Lappmark, wo im Kirchspiele Arvidsjaur nur Waldlappen sind, auch in Arieplog befinden sich viele. Sie stehen auf einer bedeutend höhern Stufe der Cultur als die übrigen, und sind unbedingt die besten unter allen schwedischen Lappen. Ihre Lebensweise, jene der ärmeren abgerechnet, scheint auch in der That so glücklich zu sein, daß es relativ kaum eine andere geben dürfte, welche von ihnen derselben vorgezogen werden kann. Der Waldlappe hat es besser als der Gebirgslappe, welcher ganz besonders im Sommer oben auf dem nackten Felsengebirge allem Unwetter preisgegeben ist und unaufhörlich bei Tage und bei Nacht seine Herde bewachen muß. Dieser findet keinen Schutz unter laubigen Bäumen gegen Nässe und Regen, und wenn er in seine Kota kommt, ist er auch in ihr schlecht genug geschützt; er hat keinen Ort, an welchem er seine Kleider zum Trocknen aufhängen kann; einen solchen hat er nur bei seiner Herbststelle, ja er kann nicht einmal zu seiner Erwärmung Feuer anzünden, denn dort oben wächst nur die Zwergbirke (Betula nana), und auch diese nur sparsam. Sie ist fein und niedrig wie Heidekraut, wie Preißel- oder Blaubeerreis, und vom Regen so feucht, daß sie kaum brennt, sondern nur Rauch um sich her verbreitet. Daher wirft sich denn der Lappe in seiner ganzen Kleidung, so wie er ist, auf das Lager. Vermuthlich hat diese Lebensweise alle Reinlichkeit und Sauberkeit von ihm verbannt. Er kämmt sich nicht, er wäscht sich nicht, er hat wenige Kleider zum Umtauschen; ungehindert mag auf seinem Haupte und in seinen Kleidern das Ungeziefer wohnen. Obgleich er reich ist, muß er doch oft genug darben, denn auf den hohen Gebirgen entfernt er sich bisweilen weiter, als er beabsichtigte, und kehrt demnach nicht so früh nach Hause zurück, als er berechnet hatte. Es fällt ihm gar nicht ein, sich zu säubern, selbst wenn er sich auch in die Kirche begiebt, ihm ist es einerlei, wie er aussieht, und wenn er auch wirklich auf dem Kirchplatze ein recht kostbares Feierkleid nebst Silbergürtel und Silberkragen anlegt, so ist doch das Ganze ohne allen Geschmack. Der Rock ist überall mit Kehricht und Renthierhaaren bedeckt, denn als er ihn zuletzt trug, lag er selber vielleicht in der Betrunkenheit an einem schmutzigen Orte und schlief den Rausch aus. Den Rock auszuklopfen oder gar zu bürsten, das würde ihm eine allzu große Beschwerde verursachen.

So ist der Gebirgslappe, besonders in den nördlicheren Lappmarken. Der Winter ist seine beste Zeit, denn dann lebt er unten, wo Wälder sind, und er ist daher nicht dem allerunangenehmsten Wetter ausgesetzt, kann auch, falls er nämlich zwei Pelze besitzt, den einen hinaushängen, damit das Ungeziefer erfriere; er kann überhaupt, wenn nämlich vor Wölfen „Friede" ist, recht ruhig leben, d. h. Nacht und Tag in der Kota liegen und schlafen, kochen und essen, er braucht nur bisweilen hinauszugehen, um nach seinen Renthieren zu sehen. Fleisch ist seine erste und letzte Nahrung, oft sein Einziges und sein Alles; ja es giebt Gebirgslappen, die nicht einmal im Sommer ihre Renthierkühe melken können.

Dagegen kann der Waldlappe, während seine Kinder oder Dienstboten die Renthiere in den benachbarten Gegenden weiden, mit seinem Weibe auf dem See fahren, an dessen Ufer die Kota liegt, und wenn er die Schellen der Renthiere näher kommen hört, begiebt auch er sich mit seiner Beute nach Hause. Dann eilen die Kinder neugierig an das Ufer, um zu sehen, wie viel er gefangen habe, nehmen die Fische entgegen, um sie zu reinigen, und ehe man mit dem Melken der Renthiere fertig ist, sind auch die Fische bereits gekocht. Im Herbste giebt es dazu noch Waldgeflügel (Auerhähne, Birkhühner, Haselhühner, Schneehühner und andere); man pflückt Waldbeeren und verzehrt diese mit der Renthiermilch. Fische und Vögel und Renthiermilch mit Beeren sind delicate Gerichte. Gegen Regen und Unwetter ist er in seiner Hütte eben so geschützt, wie der Schwede, und er kann immer seine Kleider trocknen. In seinen wohlbekannten Wäldern ist er nie sehr weit von einer seiner vielen Visten, wohin er sich im Nothfalle begeben kann. In dem Wechseln der Wohnstätte liegt für den Waldlappen ein großer Reiz. Nicht selten drückt er bei dem Anblicke des Viste seine Gefühle in einer einfachen, für das Echo des Waldes vortrefflich passenden lappländischen Melodie aus, besonders wenn der Ankömmling allein ist.

Die lappländischen Melodien (Wuolle, Plural Wuolleh), deren Zahl sehr groß ist, sind sehr verschieden, einige traurig, andere fröhlich, ausgelassen, stolz u. s. w. Sie sind ausdrucksvolle Naturlaute, klingen jedoch meistens höchst unangenehm im Ohr der Schweden, welche durch ihre eigenen herrlichen Nationallieder so verwöhnt sind; doch sind die lappischen Lieder, wenn sie von guten Stimmen gesungen werden, keineswegs ohne Anmuth. Die Melodien sind sehr einfach und monostroph, daher man ihnen auch leicht beliebige Worte einpassen kann. Wenn bei einer Gelegenheit, wie eben angeführt, das Gefühl überströmt, oder bei einem muntern Gelage das starke Getränk auf die Sinne zu wirken anfängt, dann beginnt der Gesang, man redet mit einander im Gesang, man wird munterer, zutraulicher, liebevoller; oft fällt der Eine dem Andern in die Arme, manchmal halten Beide sich lange umschlungen, halten singend Unterredungen mit einander, weinen vor Schmerz und vor Freude. Dieser Lappengesang heißt Joikat.

Der Waldlappe befleißigt sich in seinem ganzen Wesen

der Reinlichkeit und betrachtet den Gebirgslappen wegen seiner Unsauberkeit und Rohheit mit Verachtung und mit einem gewissen Widerwillen. Ein Waldlappe erzählte einmal mit einer gewissen Munterkeit und als eine Merkwürdigkeit, wie er einen Gebirgslappen gezwungen habe, sich nach einander dreimal zu waschen. Er nebst mehreren Anderen, unter denen sich auch ein Gebirgslappe befand, seien zum Feste der Verkündigung Mariä (das in Schweden als ein hoher Festtag gefeiert wird) bei einem reichen Waldlappen in Arvidsjaur zu Gaste. Dem Feste zu Ehren wuschen und putzten sich alle Waldlappen, der Gebirgslappe aber schien gar nicht daran zu denken. Da goß der Erzähler reines Wasser in eine Schüssel und sagte zu dem Gebirgslappen: „Jetzt wasche Dich, es ist heute Festtag!" Der Angeredete suchte sich zwar damit zu entschuldigen, daß er sich nicht zu waschen pflege; doch der Andere war damit nicht zufrieden, sondern erwiederte: „Es ist ungewiß, ob dieser reiche Mann Dir zu essen giebt, wenn Du Dich nicht wäschst; er sieht nicht gern schwarze Gäste." Jetzt wusch sich der Andere, trocknete sich aber mit seinem schmutzigen Pelze ab und war eben so schmutzig wie zuvor. Da nöthigte ihn der Andere, sich zum zweiten Male zu säubern. Dies geschah auf dieselbe Weise und mit demselben Erfolge. Darum ließ sich der Waldlappe Seife geben, und der Gebirgslappe mußte sich zum dritten Male zur großen Belustigung der Anwesenden der für ihn harten Prüfung unterwerfen, und diesmal, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, wurde er — wie der Erzähler sich ausdrückte — wirklich rein.

Der Waldlappe prunkt weniger mit silbernen Zierrathen wie der Gebirgslappe; doch sitzen seine Kleider nett auf dem Körper und sind rein und sauber. Gewöhnlich ist auch seine Renthierherde kleiner, als die des Gebirgslappen, aber er zieht mehr Nutzen aus ihr, indem er sie während der Zeit des Sommers, da er sie unter seiner Aufsicht hat, als auch noch im October regelmäßig melkt, was der Gebirgslappe nicht thut, und die Thiere bessere Weide haben. Dagegen besitzt der Waldlappe mehr Hausgeräth, und darunter sind als Hauptartikel kupferne Kessel zu erwähnen, von denen man bei ihm oft eine ganze Menge antrifft. Auch bei der Kirche, auf dem Kirchplatze oder in der „Kirchstadt", wie man in Lappland sagt, besitzen die Waldlappen ihre eigenen kleinen Wohnhäuser, in denen sie ebenfalls zur Nothdurft mit Kochgeschirren versehen sind. Schon in den bewohnteren nördlichen Provinzen Schwedens fallen jedem Reisenden die vielen in der Nähe einer jeden Kirche stehenden kleinen hölzernen Häuser auf, die den Eingepfarrten gehören und nur an den Sonn- und Festtagen geöffnet werden, wenn die Besitzer zur Kirche kommen; der Nutzen und die Nothwendigkeit derselben werden sogleich klar, wenn man bedenkt, daß im Winter, welcher hier sehr lang und sehr kalt ist, die Pferde unmöglich während der Predigt draußen stehen bleiben können, und daß derjenige, welcher mehrere Meilen weit gefahren oder gegangen ist, ein Obdach nöthig hat. In den Lappmarken aber ist diese Nothwendigkeit offenbar, weil dort ein Kirchspiel oft so groß ist wie in Deutschland ein Königreich (Gellivare z. B. hat 352 Quadratmeilen). Viele wohnen in solcher Entfernung, daß sie sich schon am Donnerstage auf den Weg begeben müssen, um am Sonntage dem Gottesdienste beiwohnen zu können. Deshalb wird auch nur an jedem zweiten oder dritten Sonntage vollständiger Gottesdienst gehalten. Die Gemeinde findet sich dann stets zahlreich ein. Bei dieser Gelegenheit werden auch weltliche Dinge abgemacht, Verabredungen getroffen, Käufe geschlossen, ja förmliche Jahrmärkte gehalten.

Jeder Bauer oder Ansiedler also hat in der sogenannten Kirchstadt sein Häuschen, in welchem er auch bei den mehrtägigen Festen, als da sind Weihnachten, Ostern und Pfingsten, mit seiner Familie übernachten kann, und daneben oder nur durch eine Wand davon getrennt einen Stall, in welchen er sein Pferd oder seine Pferde zieht. Einen Stall brauchen zwar die Waldlappen nicht, denn ihre Zugrenthiere suchen sich draußen ihr Futter selbst, wenn auch der Schnee drei Ellen hoch liegt, aber eine Hütte besitzt jeder Wohlhabende. Solche aber haben die Gebirgslappen nicht, sondern sie quartieren sich beim Pastor oder in einer der Kirchenhütten ein und legen sich dort wie eine Herde Vieh auf den Fußboden, wobei der Eine dem Andern den Hintertheil des Körpers als Kopfkissen darbietet. Ein Kochgeschirr aber suchen sie irgendwo zu leihen, und nun werfen so viele ihr Kochfleisch hinein, als Platz darin findet, und hernach weiß Jeder das Seinige wieder zu finden, so daß dabei niemals Streit über das Mein und Dein entsteht.

Im Winter, wenn die Waldlappen gleich den Gebirgslappen in Zelten von Wadmal wohnen und in das untere Land hinunterziehen, ist dennoch zwischen beiden ein so großer Unterschied schon in der Lagerstätte, daß man hernach, wenn das Zelt hinweggenommen und der Bewohner desselben schon weit weg ist, gleich mit einem Blicke sehen kann, ob ein Gebirgs- oder ein Waldlappe dort gehaust hat. Jener nämlich schlägt sein Zelt unmittelbar über dem Schnee auf, breitet darüber Reisig und über dieses Renthierhäute aus, auch entfernt er den Schmutz und die Unreinlichkeit nur einige Schritte von dem Zelte; der Waldlappe dagegen schaufelt erst sorgfältig allen Schnee hinweg von der Stelle, an welcher er das Zelt errichtet, häuft ihn dann an den Seiten desselben auf, entfernt auch alle Unreinlichkeit weiter von dem Zelte, wählt überhaupt den Platz mit mehr Nachdenken und breitet mehr Reisig über den Boden aus. „Hier hat ein „Obermann" gelegen!" sagt er sogleich, wenn er den Ort sieht, an welchem das Zelt eines Gebirgslappen gestanden hat. „Obermänner" (Pajilij, Pajilaha) werden nämlich diese von den Waldlappen genannt, weil sie höher im Gebirge wohnen; mit Rücksicht auf den Wohnort heißen die Waldlappen bei jenen auch „Ostmänner, Ostlappen" (Lullilaha).

* * *

Die vorstehende Darstellung, welche wesentlich dem schwedisch geschriebenen Journale des Petrus Laestadius über seine Amtsführung als Missionär in Lappmarken (2 Theile. Stockholm 1831 und 1833) entnommen ist, paßt nur für die schwedischen Lappen, nicht aber für die norwegischen, wo sie Finner genannt werden, daher auch Finnmarken, wo sie besonders zahlreich wohnen, und Lappmarken gleichbedeutende Ausdrücke sind. Hier giebt es zwar auch nomadisirende und mehr ansässige Lappen, unter den ersteren aber keine Waldlappen, sondern nur Gebirgslappen (Fjeldfinner), welche ihre Herden das ganze Jahr beaufsichtigen und mit ihnen in den Gebirgen umherziehen. Diese Lappen aber werden uns von dem ehrwürdigen Stockfleth (der viele Jahre unter ihnen umherreiste und auf das Vertrauteste mit ihnen verkehrte, um ihre Sitten und ihre Sprache ganz genau kennen zu lernen und der darauf auch ihre Sprache zu einer Schriftsprache erhoben hat, dem man also gewiß ein Urtheil über sie zutrauen kann) in seinem „Dagbog over mine Missionsreiser i Finmarken. Christiania 1860" als in hohem Grade geistig begabt, lebhaft und reinlich geschildert, während sein Urtheil über die schwedischen Gebirgslappen, die er an der Westküste Norwegens und auch in ihrer schwedischen Heimath kennen lernte, im Ganzen mit der obigen Darstellung übereinstimmt. Er schildert sie z. B. als in so hohem Grade unreinlich, daß es ihm unmöglich war,

bei ihnen zu übernachten, und er machte gewiß keine hohen Anforderungen. Außer diesen nomadisirenden Lappen giebt es in Norwegen noch ansässige an den Ufern der Flüsse und des Meeres (Elvefinner und Söfinner), die sich gleich den schwedischen Fischerlappen hauptsächlich vom Fischfange nähren, aber ein weit besseres Leben führen als diese. Die Finnen (Bewohner Finlands), von denen auch in Norwegen viele leben und hier die nördlichsten Ackerbauer sind, heißen in Norwegen Kvener oder Kväner.

Erläuterungen über die Revolution in Japan.

I.

Die Revolution, welche zu Anfang dieses Jahres in Japan ausbrach, gehört zu den merkwürdigsten Ereignissen in der Geschichte unseres Jahrhunderts. Sie hat in Veranlassung und Verlauf etwas für uns Europäer Ueberraschendes und Pikantes, und eröffnet uns endlich einen klarern Einblick in manche bisher dunkle Partien der japanischen Staatsverhältnisse.

Die wesentlichen Punkte, welche bei dieser offenbar erst in den Anfängen begriffenen Umwandlung sich herausstellen, scheinen folgende zu sein. Seit länger als zweihundert Jahren war der altlegitime Erbkaiser, der Mikado, welcher seinen Daïri, d. h. Hof, zu Kioto hat, thatsächlich ohne wesentlichen Einfluß auf die politischen Angelegenheiten und die Regierung des Reiches. Diese befand sich in den Händen des ehemaligen Kronfeldherrn, des Siogun, der als Taïkun die Macht ausübte. Die Europäer betrachteten ihn als den eigentlichen Herrscher, und das ist er in der That bis vor einem Jahrzehnt gewesen. Aber in den Augen des japanischen Volkes galt er nur für einen Stellvertreter des Mikado, dessen von den alten Göttern und Heroen abgeleitete höchste und altlegitime Machtvollkommenheit und alleinige Berechtigung zur höchsten Würde von Keinem in Zweifel gestellt wird. Der Siogun war der mächtigste Herr unter den mehr als sechszig Fürsten, unter welchen der Landbesitz getheilt ist. Er wußte sie bis zu einem gewissen Grade von sich abhängig zu machen, sie mußten einen Theil des Jahres in seiner Hauptstadt Yeddo residiren und wurden streng von ihm überwacht.

So lange der Taïkun gewaltig genug war, sie im Zaume zu halten, konnte er für seine Maßregeln auch die Zustimmung des Mikado, falls eine solche zur Gültigkeit derselben erforderlich war, erwarten. Sobald aber seine Macht dazu nicht mehr ausreichte und die einzelnen Landesfürsten, die stets seine Rivalen waren und sich nur widerwillig fügten, freiern Spielraum gewannen, verlor der Taïkun Boden unter den Füßen, und seine aristokratischen Nebenbuhler erhoben stolz ihr Haupt. So geschah es in Folge des Eindringens der Amerikaner und Europäer in Japan. Dadurch kam eine gewaltige Störung in alle öffentlichen Verhältnisse des Landes, und sie hat zur Folge gehabt, daß das bisherige System nach blutigen Kämpfen zusammenbrach. Der Taïkun ist entfernt, das Siogunat abgeschafft worden. Nominell hat der Mikado, dessen legitimes Recht auf die Herrschaft, wie schon bemerkt, ein Glaubensartikel aller Japaner ist, selber die Regierung wieder an sich genommen; in der That und Wahrheit ist sie aber völlig in die Hände der mächtigsten Feudalfürsten gelangt, und Japan steht jetzt und bis auf Weiteres als eine aristokratische Oligarchie da, in deren Händen der Kaiser lediglich ein Werkzeug bildet. Die Zeit wird lehren, wie lange diese Oligarchen unter sich einig bleiben. Wenn geschichtliche Analogien auch für Japan gelten, dann darf man annehmen, daß sie, der Macht und des Einflusses halber, unter sich über kurz oder lang in Fehde gerathen werden. Sie haben gemeinschaftlich gegen den Siogun Stotsbaschi Verschwörungen angezettelt und den Mikado gegen denselben gebraucht, — wer steht dafür, daß sie, deren jeder über ein eigenes Heer verfügt, unter Umständen nicht dasselbe Spiel einer gegen den andern wiederholen? Wie dem aber auch sein möge: der erste Act der Revolution in Japan hat ausgespielt; eine mörderische Schlacht und der Sturz des Taïkun bilden die Katastrophe.

Wir wollen versuchen, den Lesern des „Globus“ die Dinge so klar zu machen, wie es uns nach den vorliegenden Quellen und neuesten Berichten möglich ist. An dunkelen Partien und einzelnen Widersprüchen in den Angaben fehlt es aber auch jetzt noch nicht, so viel ist indeß ausgemacht, daß der Schleier, welcher bisher über manchen japanischen Verhältnissen lag, zerrissen wurde.

Die Revolution begann eigentlich schon mit dem Jahre 1854. Zwölf Monate vorher war ein nordamerikanisches Geschwader in der Bay von Yeddo erschienen und hatte Eröffnung der so lange versperrten Pforten Japans verlangt. Es stellte die Alternative: Handel und Verkehr oder Krieg. Die Drohung hatte Erfolg. Die Pforten wurden geöffnet, und nach den Amerikanern kamen die seefahrenden Völker des europäischen Abendlandes, eines nach dem andern, um gleichfalls Verträge abzuschließen. Auch im fernen Osten, vom Amur her, rührten sich die Russen und nahmen den Japanern die an Steinkohlen reiche Insel Sachalin. So wurde das lange abgeschlossene Japan in die Strömung des großen Weltverkehrs hineingezogen und hatte mit neuen, mächtigen Factoren zu rechnen. Das alte System, mit seinen unter ganz anderen Verhältnissen ausreichenden Maximen, war nicht länger haltbar.

Die Bevollmächtigten aus dem Abendlande hielten sich an den „weltlichen Kaiser“, der zu Yeddo thronte. Man sagt jetzt mehrfach, daß darin ein Irrthum gelegen habe und damit ein verhängnißvoller Mißgriff begangen worden sei. Uns will das nicht einleuchten. An wen anders als den Mächtigsten im Reiche, an den thatsächlichen Herrscher, hätten sie sich wenden sollen oder können? An den Mikado, der in seinem Daïri zu Kioto abgeschlossen von aller Welt lebte und für sein eigenes Volk unsichtbar ist? Oder an die 18 großen, über das ganze Inselreich vertheilten Feudalfürsten, die angesehensten unter den vielen Daïmios? Aber diese bildeten nicht etwa eine derart organisirte Körperschaft, daß man mit einer solchen hätte verhandeln und Verträge abschließen können. Sie waren ohnehin in mehr oder weniger Abhängigkeit vom Taïkun, welcher der ganzen Außenwelt für den Landesherrscher galt. Von der sehr verwickelten innern Organisation Japans hatten die Männer des Abendlandes nur mangelhafte Kunde. Sie hielten es nicht für

ihre Aufgabe, sich umständlich mit derselben zu befassen; sie wollten Japan eröffnen und wandten sich zu diesem Zwecke an den thatsächlichen Herrscher, eben den Taïkun. Sie erzwangen die Zulassung und für Japan brach eine durchaus neue Epoche an.

Auch europäische Völker fügen und finden sich nur mit Mühe und nicht ohne Widerstreben in durchaus neue Verhältnisse, namentlich dann, wenn dieselben überraschend kommen und ihnen aufgezwungen werden. Was Wunder also, daß eine asiatische Nation, und sei sie so hoch begabt wie die japanische, sich nicht im Handumdrehen in eine urplötzlich und von Grund aus veränderte Lage finden kann.

So werden die Abneigung und der Widerstand begreiflich; aber im Großen und Ganzen wußten sich die Japaner mit Gewandtheit in die neuen Verhältnisse zu schicken, und viele begriffen von vornherein, daß man mit dem Althergebrachten zu brechen habe. Manche Schranken fielen: man schloß Verträge, kaufte Dampfer, führte europäische Waffen ein, erlaubte das Reisen ins Ausland, gründete Schulen, in denen die Sprachen des Abendlandes gelehrt werden, schickte Gesandte und Dampfer nach Europa und Amerika. Die Welt überzeugte sich, daß man es mit einem klugen, tapfern, fleißigen, ehrliebenden, civilisirten Volke zu thun habe, dem einzigen in ganz Asien, das eine Gesellschaft in unserm Sinne hat und welchem das zähe Kleben am Alten, das beim Chinesen so unvortheilhaft hervortritt, völlig fremd ist. Es hat allerdings eine eigenartige, seinem Racenverhältnisse gemäße Gesittung, aber zur Beurtheilung derselben darf man nicht den Maßstab unserer europäischen Civilisation anlegen, die ja doch auch ihrerseits eine einseitig-kaukasische ist.

Jede große Menschengruppe besitzt ein volles Anrecht auf eine eigenartige Civilisation, so auch Japan. Dasselbe hat ohne störende Einflüsse von außen her sein Volks- und Staatsleben in einer eigenthümlichen, dem Geist und den Bedürfnissen der Nation entsprechenden, weil aus derselben hervorgegangenen Art und Weise gestaltet und entwickelt. Dabei hat es sich, nachdem es mit vollem Rechte und aus den besten Gründen vor drittehalb hundert Jahren die Europäer als notorische Unheilstifter und Friedensstörer vom Reich ausgeschlossen, zu hoher Blüthe emporgearbeitet. Die Formel, der gemäß ein von allem Außenverkehr abgeschiedenes Volk nothwendig verknöchern und sowohl in intellectueller Entwickelung wie in seinen wirthschaftlichen Verhältnissen unbedingt zurückgehen müsse, paßt auf Japan platterdings nicht.

Nach unseren europäischen Begriffen sind die inneren Staatsverhältnisse sehr verwickelt und künstlich, auf jeden Fall durchaus eigenthümlich, und eben deshalb auch für aufmerksame Beobachter aus dem Abendlande so schwer zu begreifen und zu verstehen, daß wir bis in die jüngste Zeit hinein nur mangelhafte und oft einander widersprechende Angaben erhielten. So weit ging die Täuschung, daß selbst diplomatische Bevollmächtigte, die lange in Japan verweilten, z. B. der Schweizer Aimé Humbert, im Jahre 1863 die Macht und Gewalt des Mikado für völlig abgethan, jene des Taïkun dagegen als ein- für allemal überwiegend und befestigt ansahen *).

Weit richtiger und zutreffend hat einer unserer Landsleute, Herr A. Berg, die Dinge beurtheilt. (Die preußische Expedition nach Ostasien, Berlin 1864. I, S. 183.) „Unzweifelhaft ist die Macht des Siogun schon seit länger als einem halben Jahrhundert im Sinken. Unter der langen Regierung des Iye nari, der 1787 den Thron bestieg, scheinen die Zügel erschlafft und namentlich jene Einrichtungen außer Gebrauch gekommen zu sein, durch welche der Lehnsadel im Zaune gehalten wurde. Sein Thronfolger bemühte sich zwar, 1842, das alte System mit voller Strenge zur Geltung zu bringen; er schickte wieder regelmäßig Aufpasser an die Höfe der Lehnfürsten, ließ die Schauspielhäuser schließen, untersagte öffentliche Lustbarkeiten und beschränkte den Kleiderluxus, — aber die alte Ordnung scheint nie wieder rechten Bestand gewonnen zu haben und nach dem Erscheinen des Amerikaners Perry gänzlich zusammengebrochen zu sein. Wo seitdem der Schwerpunkt der Macht liegt, wie die kämpfenden Parteien zusammengesetzt und welches ihre Tendenzen sind, kann man nicht mit Sicherheit erfahren. Bei der Wendung, welche die Dinge in neuester Zeit genommen haben, sollte man denken, daß jeder Tag neue Aufschlüsse über die politische Lage des Landes bringen müsse, und doch erklären die fremden Vertreter in Japan auch heute noch, im Dunkeln über den Gang der Ereignisse zu sein. Die Bewegung dauert fort und scheint an Intensität gewonnen zu haben, aber die jetzige Stellung des Siogun zu den Daïmios und ihre Absichten den Fremden gegenüber bleiben räthselhaft. Allem Anscheine nach gab es am Hofe schon zur Zeit von Perry's erster Landung, 1853, eine der (— damals —) herrschenden Linie feindliche Partei, an deren Spitze einer der Titularbrüder des Siogun, der Fürst von Mito, stand (— wir werden späterhin über ihn zu berichten haben und bemerken hier nur, daß Stotsbaschi ein Sohn desselben ist —), und der sich alle Daïmios anschlossen, welche entweder wirklich der Zulassung der Fremden entgegen waren oder unter diesem Vorwande den Umsturz des bestehenden Regimentes herbeizuführen und die Selbständigkeit wieder zu gewinnen dachten, deren sich ihre Vorfahren im 15. und 16. Jahrhundert erfreuten. Diese Partei hat wiederholt und zum Theil gewaltsame Versuche gemacht, um an das Ruder zu gelangen; sie ist stark genug, um die Macht des Kaisers zu lähmen, hat aber bis jetzt (1864) die herrschende Linie der Minamoto nicht vom Throne verdrängen können." —

Man sieht, der Verlauf der Dinge hat den Ansichten des Herrn Berg vollkommen Recht gegeben. Nach dem Tode des jungen Taïkun — es war der dritte Sterbefall seit 1854 und auch bei diesem scheint es nicht mit rechten Dingen zugegangen zu sein — kam mit Stotsbaschi die fürstliche Familie Mito an die Spitze, und es schien einen Augenblick, als ob nun gerade in Folge des vielfachen Verkehrs mit den Ausländern der Taïkun wieder mehr Macht gewinnen würde. Kam doch der Vortheil, welchen der Handel abwarf, nur allein ihm und seinen Besitzungen zu Gute und nicht den übrigen Daïmios. Diese begriffen längst, daß man ein- für allemal mit dem Auslande in Verbindung bleiben werde und müsse, und deshalb ging ihr Bestreben dahin, auch ihrerseits so viel Nutzen aus diesem Umstande zu ziehen als möglich.

*) Man sehe „Globus" XI, S. 8 ff. „Beiträge zur Kunde von Japan." Aufmerksame Leser werden sich erinnern, daß dort die Verhältnisse am Hofe des Mikado ausführlich geschildert worden sind. In Bezug auf das Obige wollen wir ein paar Stellen wieder hersetzen: „Der weltliche Herrscher bezeugt noch heute, der Ueberlieferung und dem Herkommen zufolge, dem legitimen Herrscher und Großpriester der alten Volksreligion Unterwürfigkeit; aber dieser theokratische Kaiser erkennt doch formell den Vertreter einer Gewalt an, die nicht vom Urenkel der Sonne ausströmt. Scheinbar tauschten (— als 1863 der Taïkun an den Hof des Mikado nach Kioto gegangen war —) beide Gewalten nur Höflichkeiten aus, in der Wirklichkeit aber vergab der weltliche Herrscher seiner Macht und Gewalt auch nicht das Allergeringste. Der Mikado hingegen erkannte, implicite, in der Person des Taïkun die neue Civilisation an, gegen welche er so oftmals seinen Bann geschleudert." — — „Dir, Taïkun, stehen fortan alle Götter und Heroen des alten Nippon zur Seite und zu Befehl." Diese Auffassung des schweizerischen Diplomaten war eine irrige; der Gang der Ereignisse zeigt es.

Jeder große Lehnfürst möchte wenigstens einen Hafen in seinem Lande für den Handel eröffnen und Zölle erheben. Vor drei Vierteljahren schrieben wir unsererseits („Globus“ XI, S. 49): „Der Taïkun hat mächtige Gegner und es ist sehr die Frage, ob den Japanern eine Periode der Revolution erspart werden wird. Uns scheint es kaum zweifelhaft zu sein, daß Japan mit oder ohne revolutionäre Kämpfe eine Staatsform erhalten wird, wie sie kein anderes Land und Volk in Asien hat. Es wird eine constitutionelle Monarchie werden, wenn auch nicht eine solche, welche in Allem der europäischen Schablone nachgeahmt ist. Sie wird vielmehr den besonderen Bedürfnissen und der Eigenartigkeit des japanischen Naturells sich anzupassen haben.“

Die neue Verfassung ist nun da. Wie seit dem Herbste des vorigen Jahres die Dinge im Einzelnen sich verwickelt haben und welchen Verlauf sie in ihren Einzelnheiten nahmen, darüber sind wir ohne genaue Kunde; wir wissen nur von den äußeren Begebenheiten und weiter unten wollen wir einen Ueberblick der wichtigsten Ereignisse zu geben versuchen. Hier soll nur darauf hingewiesen werden, daß es hieß, Stotsbaschi sei im November 1867 freiwillig zurückgetreten, ein neuer Taïkun sei nicht ernannt worden. Der Mikado habe die höchste Gewalt wieder an sich genommen und eine aus Daïmios zusammengesetzte repräsentative Reichsversammlung berufen, welche die neue Verfassung entwerfen sollte. Nun ist nicht klar, wie es dennoch zwischen dem ehemaligen Taïkun und den Daïmios zum Kriege kam; das Nähere darüber wird man wohl erst später genau erfahren. Stotsbaschi wurde aufs Haupt geschlagen und floh von Osaka nach Yeddo zurück; der mächtigste Daïmio Fürst Satsuma besetzte mit seinen Truppen Nangasaki; die europäischen Diplomaten schlossen einen neuen Vertrag mit dem Mikado und den verbündeten Daïmios.

In der „Japan Times Overland Mail“ (vom 15. Februar), welche in Yokohama gedruckt wird, finden wir die Angabe, daß am 8. Februar ein Bevollmächtigter des Mikado von den fremden Diplomaten empfangen wurde; er theilte ihnen mit, daß ein neues Regierungssystem eingeführt und das Siogunat abgeschafft worden sei. Er selber (— ein Knabe von 9 Jahren —) übernehme die Leitung der Reichsgeschäfte; die Fürsten von Satsuma und von Chiosiu (— bisher die schlimmsten Feinde des Taïkun, seine nun siegreichen Nebenbuhler, welche die Spitzen der oligarchischen Conföderation bilden —) besorgen das Auswärtige, und von ihnen hängen alle Angelegenheiten in Betreff der europäischen Niederlassungen und Handelsfactoreien ab. Sie haben die strengste Weisung, jede Collision mit den Fremden zu vermeiden. Die Diplomaten wurden eingeladen, nach Osaka zurückzukommen; die Irrungen zwischen ihnen und dem Daïmio von Bizen waren ausgeglichen.

Die an der Spitze der Adelsconföderation stehenden Daïmios, z. B. Satsuma und Nagata, gehören den südlichen Inseln an; sie sind jetzt siegreich, es fragt sich aber, ob die nördlichen Daïmios sich willig ihnen anschließen oder ob Stotsbaschi einen mächtigen Anhang unter ihnen findet und Widerstand leisten kann. Dann steht der innere Krieg bevor. —

Wie dem nun auch sein möge, die großen Daïmios sind offenbar bestrebt, den ganzen Adelsstand — denn politisch genommen zählt bis jetzt in Japan nur allein der Adel, die Samuraïs — für die neue Ordnung der Dinge zu gewinnen. Die Macht des Mikado und seiner Kuges, d. h. Beiräthe, welche bisher vorzugsweise den Fremden abgeneigt waren, hat einige Modificationen erfahren, denn fortan sitzen im Rath auch andere Würdenträger des kaiserlichen Hofes. Die „Japan Times“ findet in der Umgestaltung „eine entschiedene Reform, eine große Bewegung vorwärts zu einer repräsentativen Regierung.“ Durch den ausgedehnten Handelsverkehr werde allmälig ein Mittelstand emporkommen, dem man seiner Zeit die Vertretung nicht versagen oder vorenthalten könne. Gegenwärtig erkennt man deutlich den Uebergang von der Autokratie zur Oligarchie, diese letztere hat indeß eine sehr breite Unterlage.

Das kaiserliche Manifest besagt Folgendes: „Die Zurückgabe der bisher dem Tokugawa Naifu (d. h. Stotsbaschi) übertragenen Regierungsgewalt (— in die Hände des Mikado —) und seine Amtsentsetzung sind angenommen. Da es klar ist, wie sehr das Gemüth des verstorbenen Kaisers (— des Mikado, der im Frühjahr 1867 an den Blattern starb —) durch die seit 1853 stattgehabten außergewöhnlichen Unruhen betrübt worden ist, so wurden, in Gemäßheit der im Rath ausgesprochenen Wünsche, folgende Beschlüsse gefaßt:

1) Um den Grund für die Wiederaufrichtung der Regierung ihrem frühern Stande gemäß zu legen (— d. h. wie sie vor der Zeit gewesen, da zu Ende des 16. Jahrhunderts die Kronfeldherren die Gewalt an sich rissen —) und die Macht des Landes wieder herzustellen, werden die Aemter des Sesscho (— des höchsten Beamten des Mikado, so lange dieser minderjährig ist —), des Kwambaku (— des ersten Beamten, wenn der Mikado volljährig ist —) und des Baku fu (— die Regierung des Siogun —) abgeschafft. Statt dessen sollen drei neue Aemter (Würden) geschaffen werden, jene des Sosai, Gijio und Sanyo (d. h. Premierminister, nach Art derer in den europäischen Staaten, und zwei andere berathende Körper neben ihm —). Sie sollen über alle Angelegenheiten die Befehle erlassen.

2) In allen Angelegenheiten soll auf die Institutionen Zimmu's, als einer Basis, zurückgegangen werden (— Zimmu war der erste Mikado —). Es soll aufrichtig Beirath geschöpft werden ohne Unterschied von den Würdenträgern des Hofes und der Militärclasse, vom höhern wie vom niedern Adel. Leid und Freude sollen dem Kaiser und dem Reiche gemeinsam sein.

3) Jedermann soll bestrebt sein, im Geiste dieser Beschlüsse zu wirken, soll die schlechten Praktiken, welche eingerissen sind, von sich abthun und seine Pflichten mit treuer Gewissenhaftigkeit und mit Vaterlandsliebe ausüben.

Die Aemter des Nairan, Chiokumon, Kokuji Goyogakari, Giso, Buke Tenso, Schingoschioku und Schoschidai sind alle abgeschafft.“

Das Decret bezeichnet dann die Mitglieder der Sosai, Gijio und Sanyo; wir finden unter denselben die mächtigen Daïmios von Echizen, Owari, Aki, Tosa und Satsuma.

Aus den Bemerkungen, welche die „Japan Times“ an das Obige knüpft, wollen wir Einiges hervorheben.

Die „Gewalt des Schwertes“ ist ein- für allemal dem Siogun entzogen, denn seine Macht und sein Amt sind in Abgang decretirt worden. Der Mikado hat nun die vollziehende Gewalt, und der Beamte, welcher bisher als Regent — sei es als Sesscho oder als Kwambaku (siehe weiter oben) — ihm zur Seite stand und Inhaber des Siegels war, hat zu existiren aufgehört. Sowohl die mächtigen und großen wie die kleineren Daïmios (— die Tozama wie die Fudai —) werden in der Raths- oder Repräsentativversammlung zu Kioto — der Haupt- und Residenzstadt des Mikado — ihre Vertretung finden. Die gesammte Classe der Samurai, d. h. des Adels aller Abstufungen, hat nun Gelegenheit, ihre Wünsche und Anliegen geltend zu machen. Die Zeit wird lehren, in welcher Weise sich die verschiedenen Stände und Berufsarten, welche nicht zum Adel gehören, nach und nach zu höherer politischer Geltung bringen.

In Anbetracht der thatsächlichen Verhältnisse findet die „Japan Times" manche der neuen Einrichtungen zweckmäßig, namentlich jene eines Premierministers (— Sofai —); es scheint als ob derselbe endgültig zu entscheiden habe über alle Gegenstände, welche vor den Großen Rath (— Gijio —) gebracht und in diesem verhandelt worden sind. Das Amt des Premiers ist einem Verwandten des Mikado Namens Arisugawa no Mia übertragen worden; er sei, heißt es in der „Japan Times", der leibliche Oheim des Kaisers, und hat schon als solcher einen großen Einfluß auf seinen Neffen, den minderjährigen Mikado. Der große oder „erste" Rath besteht gegenwärtig aus zehn Mitgliedern, von denen fünf zu den ehemaligen Hofwürdenträgern, den Kuges, des Mikado gehörten, die übrigen sind einflußreiche Daïmios, die in dem oben erwähnten Manifeste nicht mit ihren Familiennamen bezeichnet werden, sondern nach den ihnen gehörenden Landschaften. Klar ist das Bestreben, an die früheren Verhältnisse, an das alte Japan, wieder anzuknüpfen und den Gegensatz zwischen den Würdenträgern des Hofes und der Militärclasse zu beseitigen.

In einem folgenden Aufsatze werden wir eine gedrängte Uebersicht der wichtigsten Ereignisse geben, welche seit 1853 in Japan stattgefunden haben. Der Leser wird daraus ersehen, in welcher Weise sich die Krisis allmälig entwickelte und wie die Unhaltbarkeit des bisherigen Systems nach und nach immer offener zu Tage trat. A.

Aus allen Erdtheilen.

Erzeugung und Verbrauch von Steinkohlen.

Wir haben mehrfach über die Ausbeute der „schwarzen Diamanten" in den verschiedenen Ländern Notizen mitgetheilt. Nun erhalten wir aus Stettin einen gedruckten Bericht des Vortrages, welchen dort Herr Dr. v. Boguslawski in der polytechnischen Gesellschaft gehalten hat. Wir sagen für die Uebermittelung unsern Dank und geben aus dem Vortrag einige Mittheilungen.

Zunächst wurde die Kohlenerzeugung in Preußen erörtert. Die Zahlenangaben beziehen sich sämmtlich auf metrische Tonnen, à 20 Zollcentner. Eine preußische Tonne, à 4 Scheffel, wiegt $3\frac{1}{2}$ bis 4 Centner und hat ungefähr 7 Cubikfuß Inhalt. In Preußen betrug die Production von Steinkohlen:

Jahr.	Metr. Ton., à 20 Ctr.	Jahr.	Metr. Ton., à 20 Ctr.
1831:	1,4 Mill.	1862:	13 Mill.
1841:	2,8 „	1863:	15,3 „
1851:	4,5 „	1865:	18,6 „
1860:	10,2 „	1866:	ca. 20 „
1861:	11,8 „		

Die bedeutendsten Kohlenbecken sind das der Ruhr und das von Oberschlesien, hieran reihen sich die der Saar, von Waldenburg in Niederschlesien, von Aachen, Ibbenbüren und Minden, und von Löbejün und Wettin in der Provinz Sachsen.

Die Einfuhr betrug 1865: 825,281 metr. Tonnen, gegen 763,216 im Jahre 1862 und 678,850 im Jahre 1860. Am meisten betheiligte sich England an dieser Einfuhr im Jahre 1865 mit 697,000 Tonnen, nächstdem Sachsen, das damalige Hannover, Oesterreich und Belgien. Dagegen betrug die Ausfuhr (besonders nach Süddeutschland, Frankreich, der Schweiz, Holland und Rußland) im Jahre 1865: $4\frac{2}{3}$ Mill. T. gegen $2\frac{1}{2}$ Mill. T. im Jahre 1860. Die Consumtion betrug 1865: 14,8 Mill. T., 1862: 10,8 Mill. T., 1860: 8,3 Mill. T. Hiernach hat im Jahre 1865 gegen 1860 die Production von Steinkohlen in Preußen zugenommen um 82 Proc., der Import nur um 20 Proc., dagegen der Export um 85 Proc. und die Consumtion um 78 Proc. Diese Zahlen zeugen von einem gesunden und erfreulichen Fortschritt.

Aber auch die Abfuhr der Steinkohlen aus den einzelnen Grubenbezirken hat nicht unerheblich zugenommen, nämlich von 5,5 Mill. T. im Jahre 1860 bis zu 10,8 Mill. T. im Jahre 1865, während die Gesammtconsumtion in den einzelnen Grubenbezirken resp. $4\frac{2}{3}$ und $7\frac{3}{4}$ Mill. T. betrug. Diese Zahlen zeigen, wie stark sich die Circulation und der Verbrauch der Steinkohlen außerhalb der Grubenbezirke vermehrt hat, nämlich in den Jahren 1860 bis 1865 von noch nicht 1 bis etwas über 3 Mill. T. Redner besprach sodann die Abfuhr aus den einzelnen Kohlenbezirken, die sich bei dem Ruhrbecken und bei dem oberschlesischen Kohlenbecken durch die Einführung des Einpfennig-Tarifs, durch die Vermehrung der Eisenbahnlinien, durch Zollverträge u. s. w. auf gewissen Strecken und Verkehrslinien um 100 bis 500 Proc. gegen 1860 vermehrt hatten; namentlich habe die Ruhrkohle die englische Kohle gänzlich vom Rhein verdrängt und vereinige sich jetzt mit den schlesischen Kohlen im siegreichen Vordringen gegen die englischen Kohlen.

In 12 Städten in Preußen betrug im Jahre 1865 die Consumtion von Steinkohlen über 100,000 metr. T., nämlich der Reihe nach in Aachen (617,000), Berlin (519,000), Köln (344,000), Breslau (339,000), Stettin (184,000 T.), Duisburg, Düsseldorf, Ruhrort, Liegnitz, Düren, Magdeburg, Hagen; Halle consumirt an Braunkohlen fast eben so viel als Aachen an Steinkohlen, nämlich 601,000 T.; Magdeburg außer 139,000 T. Steinkohlen noch über 200,000 T. Braunkohlen. In Deutschland consumiren außerdem noch über 100,000 T. und zwar mehr als Stettin: Hamburg 426,000 (nur englische Kohlen). Dresden 346,000, Forbach (Rheinpfalz) 292,000, Leipzig 237,000 T., weniger als Stettin: Mainz, Chemnitz, Braunschweig, München, Frankfurt a. M. Das allmälige Zurückweichen der englischen Kohle und das Verdringen der schlesischen kann man sehr deutlich an Berlin und Stettin sehen. In Berlin war:

	Zufuhr.	Abfuhr.	Verbleib am Orte		
	1865		1865	1862	1860
von oberschles.	Metr. Tonnen.		Metr. Tonnen.		
Kohlen . .	351,598	28,196	323,712	118,336	61,700
von engl. Kohlen. . . .	134,572	11,171	123,401	180,339	202,970

In Stettin war nach den amtlichen Erläuterungen 2c.:

	Zufuhr.	Abfuhr.	Verbleib am Orte.		
	1865		1865	1862	1860
von oberschlesisch.	Metr. Tonnen.		Metr. Tonnen.		
Kohlen . . .	27,182	200	26,982	67	—
von engl. Kohlen	301,530 (incl. Swinemünde).	143,545	157,985	96,525	75,200

Nach den Jahresberichten der dortigen Kaufmannschaft von 1865 und 1866 betrug dagegen der Import von Kohlen und Coakes in Stettin: 1864 68,691 Mill. T., 1865 126,880 Mill. T. und 1866 126,373 Mill. T. Die rasche Zunahme bei 1865 gegen 1864 rührt her von der Aufhebung der Eingangssteuer seit

Juli 1865, und die Abnahme bei 1866 von dem Kriege und der Preissteigerung der englischen Kohle. Nur durch billige Seefrachten, heißt es in diesen Berichten, sei den inländischen Kohlen noch für die Dauer Concurrenz zu machen. Wenn auch für unsere Schiffsahrt der Import von englischen Kohlen nicht zu entbehren sei, weil sie die einzig sichere Rückfracht gewähre, so verliere die englische Kohle dennoch jährlich mehr an Terrain, und wenn die Oder bis an die Kohlenbezirke schiffbar wäre, so würde der Import von englischen Kohlen noch bedeutender abnehmen. So aber stellt sich für jetzt die englische Kohle noch etwas billiger in Stettin als die oberschlesische, weil die Landfrachten trotz des billigen Einpfennigtarifs bei größeren Entfernungen von den Grubenbezirken eine zu große Preissteigerung verursachen.

Herr v. Beguslawski führte aus, daß Deutschland in Bezug auf die Schiffbarmachung unserer Ströme und in Bezug auf Canäle hinter anderen Ländern weit zurückstehe, und ging dann über auf die Production der anderen Steinkohlen fördernden Länder. Durch die Besitznahme von Hannover und Kurhessen ist Preußens Kohlenproduction um ca. $^{1}/_{2}$ Million Tonnen gestiegen (Hannover producirte im Jahre 1865 329,600 T., Kurhessen 140,000 T). Das Königreich Sachsen hat bedeutende Kohlenlager; 1865 betrug die Production $2^{1}/_{2}$ Mill. T., ebenso viel als der oberschlesische Grubenbezirk für sich allein consumiert. Baiern und Baden haben nur kleine Kohlenbecken von bloß localer Bedeutung; Oesterreich producirt gegenwärtig $3^{1}/_{2}$ Mill. T. (so viel als das Ruhrbecken für sich allein consumirt) vorzugsweise in Böhmen. Rußland hat zwar bedeutende Kohlenlager in Polen, am Ural und Kaukasus, aber sie werden noch wenig ausgebeutet. Italien hat Kohlen in Calabrien und Sicilien und Spanien in Asturien. Außer Preußen ist Belgien der an Kohlen reichste Staat des Festlandes. Es producirte 1863 $10^{1}/_{2}$ Mill. T. (im Hennegau, bei Lüttich und bei Namur) und führt vorzugsweise seine Kohlen nach Frankreich aus, nämlich 1860 3 Mill. T., überhaupt braucht Frankreich sehr die Einfuhr fremder Kohlen, weil es trotz seiner nicht unbedeutenden Kohlenlager mehr Kohlen consumirt als producirt. Es betrug die

	Production.	Consumtion.
1853	5,9 Mill. Tonnen.	9,4 Mill. Tonnen.
1855	7,5 „ „	13,3 „ „
1860	8 „ „	14 „ „
1861	8,4 „ „	14,4 „ „
1862	9,4 „ „	15,3 „ „

An der Einfuhr fremder Kohle in Frankreich betheiligten sich außer Belgien noch England und Preußen (Saarbecken, nach welchem Frankreich so sehr begehrt). Auch ist die Kohle in Frankreich theurer, schon bei dem Gewinn derselben, als in Stettin, und ebenso auch der Transport, besonders nach den Seeplätzen hin. So ist die französische Marine in Bezug auf ihren Kohlenbedarf zum Theil abhängig von ihrem mächtigen Rivalen England. Sie bezieht aus England jährlich fast 1 Million Tonnen Kohlen.

England selbst nimmt die erste Rolle unter allen kohlenproducirenden Ländern ein in Folge des Reichthums und der Ausdehnung seiner Kohlenflötze, der verschiedenen Kohlen in einem und demselben Becken, der Zugänglichkeit derselben und der günstigen Lage in Bezug auf die See und in Folge der Großartigkeit der Verkehrsmittel. Die Production betrug in den letzten 12 Jahren bis 1865 in Millionen Tonnen:

1854	64,7	1857	55,4	1860	80,9	1863	86
1855	66,6	1858	65,0	1861	86,4	1864	92
1856	60,6	1859	72,0	1862	81,6	1866	100

Diese Production vertheilt sich auf circa 3200 Gruben. Die bedeutendsten liegen im Norden in Schottland, im Osten bei Newcastle, im Westen bei Lancaster, im Süden in Wales. Die Consumtion beträgt $^{10}/_{11}$ der Production, nur $^{1}/_{11}$ wird exportirt. Kohle ist das einzige exportirte Rohmaterial Englands und wird in 580 Hafenplätzen verschifft. Die stärksten Abnehmer englischer Kohlen sind: Frankreich ($1^{1}/_{2}$ Mill. T.), Nordamerika (1 Mill. T.), Dänemark, Hamburg, Preußen, Italien, Spanien, Rußland und Holland.

Da die Production und Consumtion der Steinkohle in England noch fortwährend zunimmt, so läßt sich eine früher oder spätere Erschöpfung der noch so bedeutenden englischen Kohlenlager vermuthen, denn die Zeit der Kohlenbildung ist vorbei, und England hat allen Grund, sparsamer mit der Kohle, auf welcher vorzugsweise seine materielle Größe beruht, umzugehen, und seine Kohlenlager, als Sparbüchse der vor Millionen von Jahren in ihnen angehäuften Sonnenwärme, nicht zu sehr auszubeuten. In dem letzten Decennium hat sich durchschnittlich die Kohlenproduction Englands um $3^{1}/_{2}$ Proc. vermehrt; geht dies so fort, so würde die Production im Jahre 1901 331 Mill. T. und 1961 2607 Mill. T. betragen. In 200 Jahren (von jetzt an) würden hiernach zusammen 100,000 Mill. T. Kohlen producirt sein; nun umfassen aber sämmtliche englische Kohlenbecken 260 deutsche Quadratmeilen und können wegen der nach dem Innern der Erde zu steigenden Wärme nicht über 4000 Fuß ausgebeutet werden, wobei die Temperatur doch schon 38° C. = $30^{1}/_{2}$° R. beträgt. Für diese Tiefe aber ist das gesammte Kohlenquantum, was gefördert werden kann, 83,544 Mill. T., also bei der jetzigen Steigerung der Production müssen in noch nicht 200 Jahren die Kohlen Englands völlig erschöpft sein, aber schon lange vorher wird sich Kohlenmangel und Steigerung des Preises zeigen. Die Consumtion der Kohle wird also geringer werden müssen, wenn nicht baldiger Kohlenmangel sich zeigen soll. Allein der vierte Theil der Gesammtproduction Englands wird zum Betriebe der Dampfmaschinen verwendet und selbst die besten derselben erzielen nur den zehnten Theil von dem wahren Krafteffect, der aus dem Verbrennen der Kohle gewonnen werden muß; im Durchschnitt aber erreichen sämmtliche Maschinen Englands nur den dreißigsten Theil des Krafteffects; $^{29}/_{30}$ des Kohlenverbrauches werden also bei den Dampfmaschinen vergeudet.

Man muß daher auf andere Maschinen sinnen, bei welchen die Wärme nicht erst dazu benutzt werden muß, um elastische Dämpfe oder Gase zu erzielen. Hierin liegt die große Zukunft der Gasmaschinen. Durch den Rauch der vielen Hochofen, Hüttenwerke und Fabriken geht $^{2}/_{3}$ des Feuerungsmaterials unbenutzt in die Luft (Gas-Regenerationsöfen sind das beste Hülfsmittel dagegen). Ferner heizt man in England im Hause im Allgemeinen in offenen Kaminen, in diesen verbraucht man aber fünfmal so viel Kohle als in einem guten, geschlossenen Ofen; auf den Kopf rechnet man in England 1 Ton oder 20 Centner Kohle jährlich zur häuslichen Erwärmung. Wenn also 29 Mill. Tonnen Kohlen jährlich in den Kaminen Englands verzehrt werden, so werden circa 23 Millionen Tonnen nicht zur Erwärmung, sondern aus Verschwendung verbrannt. Dies mahnt auch uns, die wir erst am Anfange unserer Kohlenindustrie stehen, vorsichtig und sparsam mit der Kohle umzugehen; immerhin aber wird man bei Zeiten daran denken müssen, andere, bisher unbenutzt gebliebene Naturkräfte für die Erzeugung von Bewegung mit Vortheil nutzbar zu machen.

Die Ausbeute an edelen Metallen in Nordwestamerika. Laut einem amtlichen Berichte hat dieselbe (das britische Gebiet nicht mitgerechnet) im Jahre 1866 an Gold und Silber nicht weniger als 75,000,000 Dollars betragen. Davon kommen auf Californien 25 Millionen, Nevada 20, Montana 12, Idaho $6^{1}/_{2}$, Washington 1, Oregon 2, Colorado $2^{1}/_{2}$, Neumexico $^{1}/_{2}$, Arizona $^{1}/_{2}$ Million und für „Verschiedenes“ sind 5 Millionen angenommen worden.

Für die gesammte Ausbeute in den Jahren 1848 bis zum

1. Januar 1866 giebt der Bericht, als annähernd zutreffend, folgende Ziffern:

Californien	900,000,000	Dollar
Montana	65,000,000	„
Idaho	45,000,000	„
Washington	10,000,000	„
Oregon	20,000,000	„
Colorado	25,000,000	„
Neumexico und Arizona	5,000,000	„
Verschiedenes	45,000,000	„
Verarbeitet zu Geschirr, Juwelen &c.	50,000,000	„
Summa . . .	1165,000,000	Dollar.

Die Placeres, Fundstätten nahe der Erdoberfläche, haben längst aufgehört ergiebig zu sein, dagegen leistet der „Quarz- oder Adernbetrieb" guten Fortgang. Die Zahl der mit dem Fördern edler Metalle beschäftigten Leute übersteigt jetzt 50,000 nicht; Ackerbau, Gewerbe und Handel nehmen in den Gegenden im Westen der Felsengebirge einen guten Aufschwung und es hat sich herausgestellt, daß die für den Feldbau geeigneten Bodenflächen weit beträchtlicher sind als man früher annahm. Nach Vollendung der großen Pacificbahn wird eine starke Einwanderung aus den niedergedrückten und verarmten Staaten im Osten der Felsengebirge nach dem Westen mit Zuversicht erwartet.

Aus den Colonien Australiens.

Südaustralien als Weinland. Der Boden und das Klima Australiens, vorzugsweise aber der Colonie Südaustralien, eignen sich so vortrefflich für die Cultur des Weinstocks und die Weinproduction, daß ein immenses Quantum sowohl an Wein als an getrockneten Trauben sich mit Leichtigkeit erzielen ließe, wenn nur die Hindernisse, welche diesem Industriezweige dort noch entgegenstehen, beseitigt wären. Diese beruhen theils in dem Prohibitivtarif, welchen die einzelnen Colonien Australiens thörichterweise gegen einander aufgestellt haben, theils in dem hohen Zolle, womit freie Destillation (früher, und zum Theil auch noch, gänzlich verboten) belastet ist. So z. B. muß in Victoria jede Gallone Wein, die importirt wird, ohne Unterschied, ob es eine leichte oder schwere Sorte ist, mit 3 Schilling, in Neuseeland mit 4 Sch. und in Tasmanien gar mit 5 Sch. = 1 Thlr. 20 Sgr. verzollt werden, und nur Neusüdwales, welches überdies ein verhältnißmäßig geringes Quantum Wein producirt, hat sich durch Zahlung einer jährlichen Pauschsumme an Victoria die Berechtigung erworben, über Land, also über den Murray, nicht aber von der Seeseite her Wein zollfrei in diese Colonie einzuführen. Dadurch werden zum erheblichen Nachtheile Südaustraliens seine Weine in großem Maße von den Märkten der anderen Colonien ausgeschlossen, und hat eben dieser Umstand, welcher mit der wachsenden Production immer mehr empfunden wird, dahin geführt, daß jetzt mehr als je zuvor Propaganda gemacht wird, intercolonialen Freihandel ohne jede Beschränkung herzustellen. Für den Winzer Südaustraliens ist dies jedenfalls eine Lebensfrage, da der jährlich producirte Wein bereits die Höhe von fünf Gallonen oder 30 Flaschen pro Kopf der Bevölkerung erreicht hat.

Der südaustralische Wein, d. h. der reine unverfälschte Traubensaft, welcher an Leichtigkeit dem französischen Claret ziemlich nahe steht, gilt nach Aussage der Aerzte als das gesundeste Getränk für ein Klima, wie es Australien besitzt, und dient zugleich dem Comfort und Genuß. Ja die Aerzte behaupten, daß gerade dieser Wein bei Krankheiten, zumal beim Typhus und gegen Krämpfe, außerordentliche Dienste leiste und daß derselbe Patienten weit mehr zu empfehlen sei als der sonst beliebte, aber meist verfälschte Port- und Sherrywein. Es ist bekannt, sollte es aber zur allgemeinen Warnung noch weit mehr sein, daß der im Handel vorkommende angebliche Port- und Sherrywein sehr häufig weiter nichts ist, als ein durch Gährung aus Conserve von Pflaumen und Hollunderbeeren gewonnenes Product, mit Zusatz von ein wenig Katechugummi und Kornspiritus. Von Traubensaft ist dabei nicht die Rede.

Auf der Melbourner Industrieausstellung im Jahre 1866 erklärten die Preisrichter, daß die südaustralischen Weine wunderbare Fortschritte gemacht, und auf der Pariser Ausstellung vorigen Jahres wurden dieselben mit der Preismedaille gekrönt.

Im März 1866 waren in Südaustralien 6629 Acres Land (ein Acre ist gleich 4840 Quadratyards oder 1,5849 preuß. Morgen) mit 7,361,863 Weinstöcken bepflanzt, wovon der bedeutend größere Theil bis zu einer Entfernung von 40 Miles um Adelaide herum in Weingärten von 30 bis 100 Acres ausgelegt ist. Die eben ausgegebene Statistik des Jahres 1867 ergiebt aber einen Rückschritt, der eben in dem großen Mangel an Absatzquellen seinen Grund hat, denn im März dieses Jahres war die Zahl der Acres, welche Weinstöcke trugen, auf 6361 gesunken und der gewonnene Wein belief sich auf 734,983 Gallonen, also ein Minus von 104,996 Gallonen gegen 1866. Zur weitern Vergleichung mögen nachfolgende Zahlen dienen. Im Jahre 1860 befanden sich 2201, in 1861 3180, in 1862 3918, in 1863 4777, in 1864 5779 und in 1865 6364 Acres unter Weincultur.

Die Gesammtkosten für die Anlage der 6629 mit Weinstöcken bepflanzten Acres im Jahre 1866 belaufen sich, mit Einschluß der nöthigen Kellerräume, auf eine halbe Million Pfund Sterling. Von dem Ertrage wurden 31,704 Centner Trauben theils in Südaustralien consumirt, theils exportirt und der Gewinn an Wein lieferte 839,979 Gallonen, also durchschnittlich 126 Gallonen pro Acre. Nimmt man nun den Werth der Gallone zu dem sehr niedrigen Satze 4 Sch. = 1 Thlr. 5 Sgr. an, so würde das 25 Pf. St. für den Acker ergeben; indeß wird, zumal für die guten Weißweine, ein viel höherer Preis erzielt, indem z. B. der Winzer Joseph Gilbert von Pewsey Vale sich bis zu 15 Sch. für seine beliebten Sorten zahlen läßt, was sogar den enormen Ertrag von 94 Pf. St. 10 Sch. für den Acker ergeben würde. (— Wir erhielten diese Mittheilung von einem jetzt in Deutschland verweilenden südaustralischen Colonisten, Herrn Heinrich Gerffeath. —)

Australische Wolle. Der Export an Wolle aus den australischen Colonien betrug in den ersten elf Monaten des vorigen Jahres, also bis zum 1. December 1867, insgesammt 127,803,814 Pfund und erreichte damit eine bisher noch nicht dagewesene Höhe. Im Jahre 1866 wurden überhaupt 109,738,417 Pfd. und in 1865 nur 106,147,728 Pfd. Wolle exportirt. Die Ausfuhr dieses Artikels hat sich in den letzten 15 Jahren verdreifacht. Die Wolle wird theils schon in Australien in Auctionen verkauft, theils von den Squatters auf ihre Rechnung an englische Commissionäre consignirt und auf die Londoner Wollmärkte gebracht. Der Preis für gut gewaschene Wolle beträgt in Australien 1 Sch. 2 P. bis 1 Sch. 3 P. oder 11 Sgr. 8 Pf. bis 12 Sgr. 6 Pf. für das Pfund; schmutzige verkauft sich zu 9 Pence, d. i. 7 Sgr. 6 Pf. Industriell verarbeitet wird die Wolle bisher in Australien noch nicht, sondern ohne Ausnahme exportirt.

Die Goldminen in der Colonie Victoria. Am 30. September 1867 betrug die Anzahl der Diggers auf sämmtlichen Goldfeldern der Colonie Victoria 66,243, was eine Abnahme von 7334 gegen das Jahr 1866 ausweist. Darunter befanden sich auch 18,092 Chinesen oder 2042 weniger als in 1866. Die Alluvial-Diggings umfaßten ein Areal von 818 englischen Quadratmeilen und beschäftigten 34,107 Europäer und 18,067 Chinesen. Es waren 471 Dampfmaschinen mit 9917 Pferdekraft in Gebrauch. Die goldführenden Quarzriffe bedeckten eine Fläche von 2421 englischen Quadratmeilen, welche 11,044 Europäer und 25 Chinesen mit Hülfe von 542 Dampfmaschinen, die 9330 Pferdekraft repräsentirten, bearbeiteten. Der Werth des gesammten Minenapparats wurde auf 2,047,570 Pf. St. geschätzt, und die

Ausbeute an Gold während des Jahres kam durchschnittlich auf 80 Pf. St. pro Kopf der beschäftigten Diggers zu stehen, was keinen großen Erfolg anzeigt. Die weltberühmten Ballarat-Diggings, auf denen am 11. Juni 1858 in einer Tiefe von 180 Fuß das größte bis jetzt gesehene Stück Gold, genannt der Welcome Nugget, im Gewichte von 2195 Unzen und 10,500 Pf. St. werth, aufgefunden wurde, beschäftigten bei weitem die größere Anzahl Diggers, nämlich 13,871. Dann folgten Castlemaine und Sandhurst und hierauf Maryborough, Beechworth, Ararat und Gipps Land.

Ein Prinz-Alfred-Obelisk. Der Prinz Alfred, Herzog von Edinburg und zukünftiger Herzog von Koburg-Gotha, traf am 31. October vorigen Jahres in Adelaide, der Hauptstadt Südaustraliens, ein und verließ nach den größten Ovationen die Colonie am 22. November, um sich nach Melbourne zu begeben. Die kindlichen Südaustralier haben nun in dem Uebermaß ihrer Freude beschlossen, durch eine Schilling-Sammlung, damit sich ein Jeder daran betheiligen könne, ohne jedoch gleichzeitig einer höhern Zeichnung zu wehren, eine Summe Geldes aufzubringen, die es möglich macht, auf dem 6 Miles von Adelaide gelegenen und durch seine Höhe weit hin sichtbaren Mount Lofty einen 200 Fuß hohen und besteigbaren Obelisken zum Andenken an den Besuch des Prinzen Alfred zu errichten. Die Sammlung ist sehr reichlich ausgefallen.

Die äußere Mission der wesleyanischen Methodisten in Australien und Polynesien. Auf einer Ende December 1867 in Adelaide in Südaustralien abgehaltenen Missionsversammlung der wesleyanischen Methodisten wurde ein Bericht über die Wirksamkeit und den „Erfolg" ihrer äußern Mission in Australien und vorzugsweise auf den Südseeinseln während des letzten Jahres zur öffentlichen Mittheilung gebracht. Ich entnehme diesem Berichte folgende Daten von Interesse. Verausgabt wurden 15,279 Pf. St., während die Einnahme aus allen Quellen nur 11,212 Pf. St. ergab, und wird die Deckung dieses Deficits von der Londoner Muttermission übernommen. Die errichteten Capellen beliefen sich insgesammt auf 751 und außerdem wurden noch 413 andere Räume für den Gottesdienst benutzt. Die Zahl der Missionäre und ihrer Assistenten ergab 104, der Katecheten 612, der Lehrer 1481, der Sonntagsschullehrer 2788 und der Localprediger 1489. In die volle Kirchengemeinschaft waren 28,795 Individuen aufgenommen, auf Probe standen noch 5491. Sonntagsschulen gab es 1006, die von 40,816, und Wochenschulen 1752, die von 42,561 Schülern, groß und klein, besucht wurden. Die Zahl derer, welche dem christlichen Gottesdienst überhaupt beiwohnten, erreichte die Höhe von 113,003. Die Mission besaß auf ihren Südseestationen zwei Druckereien, in denen vorzugsweise das Neue Testament in der Sprache der Insulaner gedruckt ward. — Folgende Einzelnheiten sind gleichfalls dem Bericht entnommen worden.

Die Mission machte in der Bekehrung der Chinesen auf ihren Stationen Castlemaine und Sandhurst (hier befinden sich, nach Ballarat, die gegenwärtig bedeutendsten Goldfelder der Colonie Victoria), welche unter der eifrigen Leitung der chinesischen Geistlichen Leong on Tong und James Ann Ling stehen, „recht gute" Fortschritte. Getauft wurden acht Chinesen!

In Neuseeland hatte die Mission nur rückgängige Resultate aufzuweisen, denn die Zahl der Maorichristen hat bedeutend abgenommen. Da wo die Eingeborenen im letzten Kriege nicht getödtet oder vertrieben wurden, sind sie völlig desorganisirt und demoralisirt und dem Laster des Trunkes man kann sagen rettungslos verfallen.

Auf den Freundschaftsinseln zeigten sich wieder „sehr erfreuliche" Erfolge und das Christenthum schien hier (wie die Missionäre sich schmeicheln) in der That „tiefer verstanden und aufgefaßt zu sein" (?). Der Bericht sagt unter anderm löblichen: die Leute dort „lieben" nicht mit Worten, sondern mit der That und in der Wahrheit, denn — sie haben im letzten Jahre Kokusnußöl im Werthe von 2000 Pf. St. und außerdem noch 500 Pf. St. in baar an die Missionscasse geliefert.

Auf den Fidschiinseln besteht die Hauptstation der Mission und hat das Christenthum, wenigstens numerisch, große Verbreitung daselbst gefunden. Die Zahl der „wirklichen Kirchenmitglieder" beträgt 18,000 und an 90,000 pflegen den Gottesdienst zu besuchen; das wäre die Hälfte der ganzen Bevölkerung dieser Inselgruppe. Ein dortiger Missionär schreibt indeß: Leider ist die christliche Erkenntniß und Erfahrung bei den Fidschiinsulanern eine sehr oberflächliche, es fehlt an all und jeder Tiefe. Im „Globus" ist ausführlich erzählt worden, daß im vorigen Jahre der methodistische Geistliche Baker mit mehreren Lehrern von den Eingeborenen erschlagen wurde.

Die Bevölkerung der Colonie Südaustralien betrug 1844 17,366 Seelen, 1846 22,390, 1851 63,700, 1855 85,821, 1861 126,830, 1866 163,452 Seelen. Die Zahl der Eingeborenen, welche in diesen Angaben ausgeschlossen ist, betrug zur Zeit der letzten Zählung 4397 und zwar 2375 männlich und 2022 weiblich. Nach dem Geschlechte zerfiel das Total der weißen Bevölkerung in 85,334 männlich und 78,118 weiblich. Die Hauptstadt Adelaide zählte 23,300 Seelen. Die nächst größten Städte waren Norwood und Kensington mit 4309, Hindmarsh mit 4121, Mitcham mit 3814 und Port Adelaide mit 2270 Einwohnern.

Nach statistischen Berechnungen betrug die Bevölkerung der Colonie am 31. December 1866 169,959 und am 31. December 1867 erreichte sie die Höhe von 178,500.

Die 18 Districte, in welche Südaustralien getheilt ist, enthalten insgesammt 197,793 engl. Quadratmeilen oder 126,587,520 Acres Land.

Der Export Großbritanniens nach den australischen Colonien in den Jahren 1866 und 1867. Der jährliche Import an Waaren und Producten in die australischen Colonien fällt fast ausschließlich Großbritannien zu, und wenngleich der Handelsverkehr dieser Colonien namentlich mit Mauritius (in Zucker), China (in Thee), Schweden (in Holz) und Amerika (Getreide aus Californien und Chile u. s. w.) nicht unbedeutend ist, so kommt er doch, im Vergleich zu dem mit Großbritannien, wenig in Betracht. Dieses importirte im Jahre 1865 einen Werth von 13,339,241 Pf. St., der sich im Jahre 1866 auf 13,643,326 Pf. St. steigerte. Das Jahr 1867 war aber für Australien ein böses Jahr. Die gegen Ende 1866 anhebende große Geld- und Handelskrisis daselbst legte alle Geschäfte lahm und die Zahl der Insolventen in allen Classen der Gesellschaft nahm höchst bedenkliche Dimensionen an. Dies mußte natürlich auch auf den Import sehr wesentlich wirken, um so mehr als die vorhergehenden Jahre über das Bedürfniß hinaus importirt hatten und der Markt an großer Ueberfüllung in allen Branchen litt. So sank derselbe im Jahre 1867 auf 9,637,157 Pf. St. herab und es stellte sich dabei ein Minus für sämmtliche Colonien heraus, wie die folgende Uebersicht ergiebt:

Name.	Jahr.	Import aus Großbritannien.
Westaustralien	1866	110,739 Pf. St.
	1867	78,831 „ „
Südaustralien	1866	1,454,396 „ „
	1867	909,353 „ „
Victoria	1866	6,203,857 „ „
	1867	4,561,803 „ „
Neu-Südwales	1866	2,917,577 „ „
	1867	2,057,431 „ „
Queensland	1866	333,914 „ „
	1867	293,393 „ „
Tasmanien	1866	245,669 „ „
	1867	217,947 „ „
Neuseeland	1866	2,177,174 „ „
	1867	1,515,399 „ „

Der Handel in den Freihäfen Chinas im Jahre 1866. In den den Ausländern eröffneten Häfen Chinas erreichte im Jahre 1866 das Total des Imports und Exports, wobei der Rückexport ausgeschlossen bleibt, die enorme Höhe von 299,929,541 Taels (1 Tael beträgt sehr nahe 7 engl. Schillinge oder ungefähr $1\frac{1}{2}$ Dollars), was gegen 1865 eine Zunahme von 27,697,493 Taels ausweist. Der Import aus fremden Staaten sowie von den Küsten Chinas in diese Häfen betrug 172,462,186 Taels und zwar kommen davon auf Großbritannien 71,757,249, auf Japan 2,932,568, auf die Vereinigten Staaten Amerikas 289,832, auf verschiedene andere Staaten 1,951,132 und auf chinesische Häfen 95,531,355 Taels.

Der Import, Export und Rückexport zusammengenommen von und nach den verschiedenen Staaten, mit denen China von diesen Häfen aus Handel unterhält, ergab folgende Summen: für Großbritannien und dessen Besitzungen 118,397,130 Taels oder 37,492,423 Pf. St., für Japan 5,591,782 Taels oder 1,770,730 Pf. St., für Amerika 6,605,962 Taels oder 2,091,891 Pf. St., für verschiedene andere Staaten 4,414,693 Taels oder 1,397,985 Pf. St., und für chinesische Häfen endlich 184,990,002 Taels oder 58,580,167 Pf. St. — macht zusammen 319,999,569 Taels oder 101,333,196 Pf. St. Im Jahre 1865 ergab das Total nur 89,174,539 Pf. St. und für Großbritannien allein 34,167,531 Pf. St.

An Thee wurden im Jahre 1866 aus den Fremdhäfen 1,183,042 Pikels (1 Pikel beträgt $133\frac{1}{3}$ Pfund engl.) exportirt, was gegen 1865 eine Abnahme von 30,299 Pikels ausmacht. Der Import an Opium stieg in 1866 auf 64,516 Pikels im Werthe von 34,838,640 Taels.

Die Ausfuhr Großbritanniens nach seinen ostindischen Besitzungen betrug im Jahre 1865 18,260,413 Pf. St.; im Jahre 1866 19,957,342 Pf. St. und im Jahre 1867 21,844,613 Pf. St.

Der Staat Panama umfaßt den ganzen Isthmus von Panama, der auch als Landenge von Darien bezeichnet wird, und ist ein Staat der „Vereinigten Staaten von Columbia" (Neugranada). Im Norden und Nordosten wird er vom Atlantischen Ocean begrenzt, im Osten vom Flusse Atrato, von dessen Mündung bis dahin, wo sich der Napipi in ihn ergießt; im Süden vom Napipi und einer Linie von dessen Quelle bis zur Bai von Eupica und dem Stillen Ocean. Die Westgrenze, gegen Costarica, ist noch nicht genau bestimmt. Die Länge des Staates von Osten nach Westen beträgt etwa 360 englische geographische Meilen; rechnet man aber die Buchten und Krümmungen der Küsten, so kommen am Atlantischen Ocean etwa 400 und am Stillen Weltmeer 600 solcher Meilen heraus. Der Flächenraum mit den Inseln nimmt 21,000 geographische Quadratmiles ein, zwischen 6°40′ und 9°30′ nördlicher Breite und 74°40′ und 84°40′ westlicher Länge. Panama sendet in den Bundescongreß nach Bogota 3 Senatoren und 5 Repräsentanten und hat 221,499 Einwohner; davon sind etwa 8000 ganz wilde Indianer. Eintheilung in 6 Departements, 6 Territorien, 2 Comarcos, 55 Districte und 10 Aldeas, d. h. Bezirke, die nicht genau begrenzt sind.

Die westindischen Dampfer. Für diese war bisher, wie bekannt, die Insel St. Thomas der Centralpunkt, an welchem die aus und nach Europa fahrenden Schiffe mit jenen der verschiedenen Nebenlinien nach den Antillen, nach der Landenge von Panama, nach der Nordküste Südamerikas etc. in Verbindung standen. Nun ist aber St. Thomas durch die Erdbeben zu Grunde gerichtet und sollten die Nordamerikaner noch Lust haben, dasselbe zu übernehmen, so würden die Engländer ihrerseits nicht geneigt sein, eine so wichtige Dampferstation unter die Controle der Yankees zu stellen. Die Linie nach Westindien ist von erhöheter Bedeutung geworden, seitdem Dampfer zwischen Panama, Neuseeland und Australien gehen. Der Reisende braucht dorthin nicht mehr um das Cap Horn oder um das südafrikanische Cap zu fahren, und auch viele, die nach Japan und China wollen, gehen über Panama und San Francisco dorthin. So sehr wächst der Verkehr über den Isthmus, daß die Dampfercompagnie in der nächsten Zeit eine directe Dampferlinie zwischen England und Colon-Aspinwall einrichten wird, damit die aus Neuseeland und Australien kommenden Waaren und Fahrgäste nur an den Endpunkten der Panamabahn ein- respective ausgeladen werden, und mit einer weitern Zwischenstation nichts zu schaffen haben. Eine solche ist aber auch in Zukunft nicht zu entbehren, weil von dort der Dampferdienst einerseits mit Jamaica, andererseits mit Barbadoes, mit Trinidad und Demerara vermittelt werden muß. St. Thomas, das ist ausgemacht, soll nicht ferner Station bleiben, aber es ist noch nicht entschieden, welches Eiland an dessen Stelle treten soll. So viel wir aus den vor uns liegenden Notizen abnehmen können, scheint es, als ob eine der kleinsten Jungferninseln, Virgin Gorda, ins Auge gefaßt worden sei. Sie liegt östlich von Tortola und ist „ausgezeichnet durch ihre pittoresken Felsgestaltungen" (Meinicke, Versuch einer Geschichte der europäischen Colonien in Westindien, Weimar 1831, S. 578). Sie scheint aber zu einer Station sich nicht zu eignen, denn ein englischer Seemann, welcher sie genau untersucht hat, äußert: „Unter allen Inseln der Welt ist dieser traurige Felsklumpen die allertraurigste; es leben nicht einmal Vagabunden dort. Dieses Virgin Gorda ist so recht ein Mittelpunkt für die Orkane, und diese sind dort um so gefährlicher, da überall der Küste entlang Korallenriffe sich hinziehen, namentlich auch vor dem Eingange zum Hafen, der an sich gut und sicher ist — vorausgesetzt, daß man erst einmal in ihm ankert. Aber bei Dunkelheit wird kein Schiffscapitän die Einfahrt riskiren mögen. Virgin Gorda ist ein Felsklumpen in Hufeisenform und hat keine Stadt. Es hat ferner keine Bevölkerung, keine Vegetation, kaum einen Grashalm." Der Seemann meint, daß Antigua sich entschieden besser zu einer Dampferstation eigne; es liege Southampton 75 Miles näher als Virgin Gorda; die Regierung habe dort schon Dock und Schiffswerft und der Hafen Fatmouth an der Südküste könne die größten Schiffe aufnehmen. Auch sei Antigua schon mehrmals von der Admiralität als eine geeignete Station empfohlen worden. Nach dem Isthmus (Aspinwall) sei allerdings von diesem Hafen Fatmouth aus die Entfernung 90 Miles weiter als von Virgin Gorda aus, aber dafür sei die Fahrbahn dorthin vollkommen sicher, frei von Riffen und niedrigen Inseln, und dasselbe gelte auch von der Fahrbahn nach Jamaica.

Bickmore's Reise durch Centralchina. Die Männer aus dem Abendlande dringen nach und nach in alle Provinzen des vielfach zerrütteten Blumenreiches der Mitte ein; bis an den obern Yangtsekiang sind sie schon vor Jahren gekommen. An dem großen Strom ist Han köu (die Engländer schreiben Hankow) die wichtigste Handelsstadt, welche in lebhafter Verbindung mit dem Seehafen Schanghai steht. Zu den Lieblingsprojecten der Engländer gehört der Plan, eine Eisenbahn von Canton nach Norden hin durch die Centralprovinzen Chinas bis Han köu zu bauen; die Sache liegt allerdings noch im weiten Feld, aber man hat doch schon die Bodenverhältnisse näher in Betracht gezogen und das ist namentlich durch Bickmore, einen jungen Amerikaner, geschehen. Er verließ Canton am 7. August 1866 und ging über Quei ling bis an den Siang; dieser ist ein Zufluß des Yang tse. Auf seiner Wanderung fuhr er den Sikiang bis Wutschan und den Cassiafluß bis Hingnan hinauf. Unweit dieser Stadt überzeugte er sich davon, daß der Cassia, welcher den nördlichsten Arm des Canton river bildet, nach Norden hin durch einen künstlichen Canal mit dem Siang, folglich auch mit dem Yang tse, in Verbindung steht. Der Herbst war sehr trocken, der Wasserstand niedrig und deshalb hatte so

wohl der Cassia wie der Siang viele Stromschnellen; bei Hochwasser kann man aber mit einem und demselben Boote von Canton aus durch das Innere Chinas bis nach Han kōu oder nach Schanghai fahren. Bei Queilin rettete Bickmore mit genauer Noth sein Leben; das unruhige Volk wollte ihn ermorden und kümmerte sich gar nicht um die Befehle der Mandarinen. Seit der Rebellion der Taiping herrscht noch jetzt im Innern weit und breit Anarchie; selbst Boote, welche der kaiserlichen Regierung gehören und Mandarinen an Bord haben, werden nicht selten von Räuberbanden überfallen und ausgeplündert. Bickmore folgte dem Rathe seiner chinesischen Begleiter, hielt sich überall, wo es nicht ganz geheuer war, im Boote versteckt und erreichte solchergestalt den Yang tse. Der Canal, welcher das Becken des letztern mit dem Si kiang verbindet, kann nur Fahrzeuge bis zu 2 Fuß Tiefgang tragen. — Bei Si tschang am Siangflusse sind die ergiebigsten Kohlengruben jener Region; es lagen etwa 50 Boote dort, um Ladung einzunehmen. Die Förderung ist sehr mangelhaft; die Chinesen graben in die Abhänge der Hügel hinein und erhalten deshalb nur schlechte Oberflächenkohle; sobald sie auf Wasser treffen, verlassen sie die Gruben, weil sie keine Pumpen haben. Von Si tschan bis Mukden, welches letzterer nördlich von Peking liegt, enthalten sämmtliche Höhenzüge, welche den Westrand der großen Ebene bilden, Steinkohlen. Als Bickmore an den Tungting-See kam und zwar an die Stelle, wo der Siang zum Yang tse fließt, hatte der Reisende ein eigenthümliches Schauspiel. Seit etwa einer Woche war Nordwind gewesen und deshalb hatten viele Dschonken still liegen müssen; plötzlich sprang der Wind nach Süden um und plötzlich verließen Hunderte von Booten die geschützten Stellen in den Buchten, wo sie bisher still gelegen hatten. Bei Sonnenaufgang schimmerte es auf dem See überall von Segeln und Bickmore zählte auf einmal nicht weniger als 440 Boote. Der weiter abwärts liegende Poyang-See bot ein ähnliches Schauspiel dar. Bickmore hatte vorher schon ausgedehnte Wanderungen im hinterindischen Archipelagus gemacht; den Weg, welchen er durch Centralchina machte, hat seit den einst in Peking einflußreichen Jesuiten kein Mann aus dem Abendlande beschritten. Von Peking aus ist der Reisende dann durch die Mongolei und Sibirien nach St. Petersburg gegangen.

Cooper's Ueberlandreise von Hankōu nach dem bengalischen Meerbusen. Wir schließen hier gleich einige Notizen über dieselbe an (nach der „Overland Mail" vom 1. Februar); sie ist ein sehr gewagtes und gefahrvolles Unternehmen. Es handelt sich darum, zu ermitteln, ob vom innern China aus eine praktikable Straße über die Schneegebirge bis nach Assam hinein, bis in die Nähe von Sudya am Brahmaputra vorhanden sei und ob auf derselben ein Handelszug aus dem westlichen China nach Calcutta sich herstellen lasse. Der Reisende hat Hankōu verlassen. So lange er innerhalb der chinesischen Grenzen reist, trifft er möglicherweise auf keine großen Schwierigkeiten; diese werden wohl erst am Koking-Paise beginnen. Dort muß Cooper die chinesischen Grenzwächter zu täuschen suchen, um möglicherweise mit einer Karawane weiter zu kommen. Wenn ihm das gelungen ist, dann hat er eine Strecke von etwa 50 deutschen Meilen durch ein wildes Land zurückzulegen, welches sich zwischen China und Assam ausdehnt, und das zumeist von Schan-Stämmen bewohnt ist. Es fragt sich, welche Aufnahme er bei denselben findet. Bisher hat noch kein Reisender versucht, von Westen her dorthin vorzudringen. Bemerkenswerth bleibt, daß die Franzosen in China Cooper's Expedition auf alle mögliche Weise zu vereiteln gesucht haben; sie meinten den Verkehr aus Südchina nach dem Menamflusse lenken zu können, also nach ihrem Cochinchina mit der Hauptstadt Saigong; wir haben aber vor einiger Zeit im „Globus" nachgewiesen, daß dieser Strom keinen praktikabeln Handelsweg darbietet (XII, S. 127; XIII, S. 62). Die „Overland Mail" schreibt: „Eine Handelsverbindung zwischen China und Birma nimmt jetzt das öffentliche Interesse in Anspruch. Wie Engländer haben uns an den beiden entgegengesetzten Seiten niedergelassen und wollen nun in der einen und der andern Richtung nach dem Innern hin vordringen. Die indische Regierung hat vor Kurzem einen Vertrag mit Birma abgeschlossen, welcher den Handelsverkehr mit Yünnan (der südwestlichen Provinz Chinas) den Irawaddy aufwärts, über Bhamo, sehr erleichtern wird. Für Cooper kommt es nun darauf an, zu ermitteln, ob von Sze tschuen aus (gleichfalls einer westlichen Provinz, nördlich von Yünnan) ein brauchbarer Weg bis an den obern Brahmaputra führt."

Barbarei der christlichen Abyssinier. Im vorigen Jahrhundert erzählte der Schotte Bruce in seinem auch heute noch werthvollen, mehrfach ins Deutsche übersetzten Werk über Abyssinien, daß die Leute dort rohes Rindfleisch äßen. Noch mehr; sie schnitten, sagte er, lebendigen Ochsen und Kühen Stücke Fleisch aus dem Leibe und fräßen dasselbe sofort auf, wenn es noch warm sei. Die weisen Leute in den Studirstuben erklärten den Reisenden für einen Aufschneider und Lügner. So ist es ja auch dem alten Herodot ergangen, den aber die Zeit glänzend gerechtfertigt hat. So auch dem Schotten Bruce. Wir in Deutschland wissen längst, daß es mit dem rohen Fleisch und dem Herausschneiden desselben aus dem Leibe lebendiger Thiere seine Richtigkeit hat. Im Jahre 1866 erschien in Zürich (bei Karl Mayer) ein Werk von Herrn F. H. Apel: „Drei Monate in Abyssinien und Gefangenschaft unter Theodoros," und wir gaben einen Bericht über dasselbe („Globus" X, S. 373). In Wochne, an der Grenze, wurde Hr. Apel gefangen genommen und nach Gondar geführt. „Auf diesem Ritte," sagt er, „habe ich mit eigenen Augen das gesehen, was von Bruce so standhaft behauptet und von der ungläubigen Civilisation bestritten wurde: — nämlich das Herausschneiden des Fleisches aus noch lebenden Thieren und das Genießen desselben während das Thier noch im Todeskampfe liegt. Es wurden ihm von den Christen die Füße gebunden, es fiel auf die Seite und alsbald schnitt man ihm Stücke Fleisches aus dem Rumpfe, welche, noch zuckend von der Muskelbewegung, gierig von den Menschen verschlungen wurden. Das Thier verblutete und wurde dann eine Beute der Schakale. Mir wurde ein blutiges, zuckendes Stück zugeworfen rc." Man sieht, daß das „Dogma" allein die Menschen nicht civilisirt. Wir wollen noch eines andern Brauches erwähnen, der nur bei den christlichen Abyssiniern obwaltet, während er von den Mohammedanern und selbst vom heidnischen Theile der Gallas verabscheut wird. Wenn die Christen Krieg gegen die „Ungläubigen" geführt haben, schneiden sie den getödteten Feinden gewisse Körpertheile aus, welche dann als Siegeszeichen auf Lanzenspitzen gesteckt, unter Musikbegleitung im heimathlichen Orte umhergetragen und dann entweder den Frauen oder den Bräuten geschenkt werden; wer eine solche Trophäe mitbringt, ist ein „Tapferer". Wir wagen hier nur eine schwache Andeutung; wer Näheres darüber wissen will, mag des Missionärs Ludwig Krapf „Reisen in Ostafrika" nachschlagen; er findet dort die Sache mit löblicher Unumwundenheit erzählt. Um aber wieder auf den Genuß lebendigen Fleisches zurückzukommen, so müssen jetzt selbst die Engländer daran glauben, denn während des gegenwärtigen Krieges sind manche von ihnen Augenzeugen dieser Barbarei. Das „Athenäum" (11. April) theilt den Bericht von drei Offizieren mit. Sie sahen zu Fokado wie man ein „Steak" aus einem lebendigen Ochsen herausschnitt. Die Operation war genau so wie Apel sie erzählt. Das Stück wurde unweit der Vorderschulter aus dem Dickfleisch herausgeschnitten und zwar so, daß man zuerst drei Einschnitte machte und die Haut zurückklappte, die nun als ein Quadrat von etwa 5 Zoll Durchmesser herabhing. Sie wurde, nachdem man das

„Steak" herausgeschnitten, wieder übergeschlagen, vorher hatte man die Lücke mit Kuhdünger ausgefüllt. „Dann wurden die Stricke von den Füßen abgenommen, der Ochse stand auf, bekam einen Schlag und ging davon. Nach Verlauf einer halben Stunde sahen wir ihn ruhig grasen. Während der Operation floß wenig Blut. In der Nähe der großen Wunde hatte der Abyssinier noch zwei oder drei lange Einschnitte gemacht, wahrscheinlich um anzudeuten, daß man dem Thiere bereits Fleisch genommen habe." Im „Athenäum" heißt es: Das sei ja ein ganz horribler Brauch, der deutlich beweise, daß jenes Land sich in einem Zustande großer Barbarei befinde. — Damit sind wir vollkommen einverstanden. Die Missionäre, welche auch in Habesch so gut wie gar nichts ausgerichtet, haben dieser Barbarei nicht steuern können.

* * *

— Eine deutsche Zeitung erscheint in Südafrika. Sie führt den Titel: „Das junge Deutschland" und erscheint in der Ansiedelung Stutterheim „dicht bei den Kaffern". Herr v. Stutterheim, früher Offizier in herzoglich braunschweigischen Diensten, organisirte während des Krimkrieges eine deutsche Legion, welche nach Abschluß des Pariser Friedens zum Theil nach Südafrika ging, gegen die Kaffern focht und dann an der Nordostgrenze der Capcolonie ein paar Niederlassungen gründete. Eine derselben ist jenes Stutterheim. „Das junge Deutschland" tritt bescheiden auf, denn jede Nummer des Blattes enthält nur einen halben Octavbogen und das Papier ist ziemlich grau.

— Am 1. Januar 1868 erschienen im Vereinigten Königreiche Großbritannien 1404 Zeitungen und Zeitschriften; davon 1084 in England, 132 in Schottland, 124 in Irland, 49 in Wales und 15 auf den Inseln. Nur 85 erschienen täglich und zwar 59 in England, 13 in Irland, 11 in Schottland, 1 in Wales und 1 auf den Inseln.

— London zählte zu Ende 1867 an männlichen Einwohnern 1,437,619, an weiblichen 1,645,753. Seit 1851 ist die Volksmenge um 720,136 Seelen angewachsen, ohne daß die bebaute Bodenfläche wesentlich sich vergrößert hätte. So kolossale Städte, wahre „Wasserköpfe", haben etwas Unheimliches.

— Erdbeben sind nun in Centralamerika häufig und machen sich namentlich in San Salvador, das schon 1854 von denselben so schwer heimgesucht wurde, in unangenehmer Weise bemerkbar. Am 11. Februar begann es in La Union nicht recht geheuer zu werden. Auf einen schwachen Stoß folgte eine Viertelstunde später ein ungemein heftiger, der 25 Secunden anhielt und fast alle Häuser der Stadt schwer beschädigte; 10 Minuten später erfolgte ein dritter, eben so heftiger Stoß, und im Verlauf einer Stunde verspürte man 10 Stöße. In den folgenden Tagen dauerten die Erschütterungen fort, und man zählte im Ganzen 150 Stöße. Bei Abgang der letzten Nachrichten schlief die ganze Bevölkerung im Freien und das Beten nahm kein Ende. — In Chile hat man 1866 nicht weniger als 14 Erdbeben verspürt; im Januar 1868 bemerkte man in Concepcion Erdstöße.

— Der parlamentarische Ton im radicalen Rumpfcongresse zu Washington ist ganz anmuthig. Am 10. März kam im Repräsentantenhause wieder einmal ein „Baumwollenbetrug" zur Sprache. Während Herr Logan sprach wurde er mehrmals von Herrn Chanler unterbrochen und nach einem Kreuzfeuer erklärte Herr Logan, das ehrenwerthe Mitglied von Neuyork brauche sich nicht zu ereifern; — eine Wespe könne ja böse werden und eine Ameise könne beißen. Herr Chanler entgegnete etwas pikirt dem ehrenwerthen Mitgliede aus Illinois, daß er seinerseits hinzuzufügen habe: „und kann einen Esel zum Ausschlagen bringen." — Auch der Ton in der Zeitungspresse ist lieblich und fein dort zu Lande. Der „tolle Karl Heinzen", wie die Blätter ihn nennen, hat in seinem „Pionier" ganz ernsthaft den Vorschlag gemacht, die Präsidentenstelle in den Vereinigten Staaten, als durchaus überflüssig, abzuschaffen. Damit ist das Organ des Turnerbundes in Indianopolis vollkommen einverstanden; es erklärt „die Blätter", welche nicht mit Heinzens Vorschlag einverstanden sind, sondern die Präsidentenwürde für nothwendig halten, einfach für „Schurken"!

— Telegraphische Schnelligkeit. Die Telegraphisten in San Francisco und in Valencia, Irland, wo sich der Ausgangspunkt des atlantischen Kabels befindet, hatten am 31. Januar respective am 1. Februar eine directe Besprechung. Der irländische Telegraphist schickte die erste Depesche, welche lautet: „Valencia, den 1. Februar, 6 Uhr 54 Minuten Vormittags. Valencia grüßt San Francisco. Es bläst heftig, die See geht hoch und der Wind schüttelt uns hier." Die Depesche langte in San Francisco nach dortiger Zeit am 31. Januar um 10 Uhr 40 Minuten Abends an und antwortete der Telegraphist sofort: „Wir grüßen Euch. Das Wetter ist schön, klar und ruhig. Hier ist Alles in schönster Verfassung." — Mit diesem Erfolge noch nicht zufrieden, schickte der Telegraphist von San Francisco in drei Minuten eine Depesche von 77 Worten nach Hearts Content via Neuyork, eine Strecke von wenigstens 6000 Meilen.

Es sind das, sagt der „California Demokrat", die ersten directen Depeschen, die zwischen hier und den beiden genannten Plätzen gewechselt wurden, da bis jetzt Portland, Maine, 4000 Meilen von hier, immer als Zwischenstation benutzt wurde.

— Neue Goldfelder sind am Sweetwaterfluß im Territorium Dakotah entdeckt worden, etwa 25 deutsche Meilen von dem Striche, welchen die Union-Pacific-Eisenbahn nimmt.

— Stammverwandtschaft zwischen Vögeln und Reptilien. Eine solche nachzuweisen hat Professor Huxley in London unternommen. Dem „Athenäum" (22. Februar) zufolge wird er darüber in der nächsten Zeit ein Werk veröffentlichen. Wenn man sich einen Strauß und ein Krokodil ansieht, so wird man kaum vermuthen, daß die Gerippe beider Thiere in vielen Punkten Aehnlichkeit mit einander haben. Huxley will nun aber nachweisen, daß diese Uebereinstimmungen sehr zahlreich seien und daß man daraus folgern könne: Vögel und Reptilien stammen ursprünglich von einer Thierart ab, in welcher die Eigenthümlichkeiten beider vereinigt waren. Allerdings fehlen noch Glieder in der Verbindungsreihe, aber unter denen, welche jetzt schon in fossilem Zustande gefunden geworden sind, finden wir Pterodactylus, Iguanodon, Archäopteryx und noch einige andere. Der Pterodactylus ist, Huxley's Ansicht zufolge, das Geschöpf, von welchem die vielbesprochenen Fußspuren im Sandsteine von Connecticut herrühren; bisher hat man gemeint, sie wären die Fußtapfen eines Vogels. Huxley meint, jene Creatur sei manchmal auf ihren Hinterbeinen gegangen und habe dabei diejenigen Spuren gemacht, die wir jetzt finden; das Thier habe dabei seinen Schwanz nachgeschleppt und daraus erkläre sich die Riefe, welche man noch sieht und welche bisher von den Naturforschern nicht habe erklärt werden können. Ein auf den Hinterfüßen gehender Pterodactylus muß einen kolossalen Anblick gewährt haben.

— Die Vielweiberei ist bekanntlich den Mohammedanern erlaubt, aber die Zahl der Männer, welche nur eine einzige Frau haben, überwiegt — abgesehen von den Negern, bei denen der Satz gilt: je mehr Frauen, je mehr Arbeiterinnen für den Mann — jene der polygamen Familienväter sehr beträchtlich. Auf dem Civilgebiet der engern Provinz Algier zählte man im vorigen Jahre unter den 92,312 mohammedanischen Individuen 17,319 Familienväter, die nur 1 Frau hatten, 888 hatten deren 2, und nur 75 hatten mehr als 2 Frauen, waren also polygam.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Streifzüge in Kabylien.

I.

Die Kebaïl als bodenständige Ursassen berberischer Abkunft. — Die gesellschaftlichen Einrichtungen. — Gemeindeverfassung. — Ortsvorsteher, Bürger, Gemeinderath. — Parteien und erbliche Feindschaften. — Die Moschee als Citadelle. — Fort Napoleon. — Tizi Uzou. — Die Türken. — Tschema Sabritsch und andere Kabylendörfer. — Ein Markt in Kabylien. — Brückenbau. — Neger und Fleischer. — Blondhaarige Kinder. — Die Tiffa. — Ritt in die Ebene nach Budschia. — Jagd mit Hunden auf die Kabylen.

Die Franzosen in Algerien haben große Mühe gehabt, die kabylische Bevölkerung völlig zu unterwerfen. Es hat ein Vierteljahrhundert erfordert, um die alten bodenständigen Ursassen des Landes, namentlich jene im Osten der Hauptstadt Algier, welche das Land an der Küste von Dellys bis Budschia und landeinwärts bis in das Dschurdschuragebirge bewohnen, so weit zu bändigen, daß sie von denselben keine eigentliche Gefahr mehr zu besorgen brauchen. Mit den maurischen Städtebewohnern hatten sie verhältnißmäßig leichte Arbeit; die jüdische Bevölkerung war ihnen von vornherein zugethan, denn sie kam in eine günstigere Lage und hatte fortan keinen Druck von Seiten der Mohammedaner zu befürchten. Den Arabern, die vorzugsweise Nomaden sind, war gleichfalls bis in die Oasen der Wüste hinein beizukommen, und ihnen wurde die Ueberlegenheit europäischer Kriegskunst auf empfindliche Weise eingeträńkt; man konnte dann und wann gegen sie einen großen Schlag ausführen. Mit den Kebaïl, d. h. Stämmen (von K'bila, d. h. Bund, Conföderation), gleichsam Eidgenossen, diesen Männern berberischen Stammes dagegen hörten die Fehden niemals auf; die „Kabylie" wurde erst 1857 zur Ruhe gebracht.

Wir wollen nach den Aufzeichnungen des Commandanten Duhousset einige Mittheilungen über „Land und Leute" geben. Der General, von welchem wir früher im „Globus" Schilderungen aus Persien gegeben, ist ein sehr guter Beobachter, und seine amtliche Stellung gab ihm vollauf Gelegenheit, sich mit den Verhältnissen vertraut zu machen; er ist bis in die Schluchten des Dschurdschura (Mons Ferratus der Römer) hineingedrungen. Wir wollen ihn selber erzählen lassen und nur dann und wann einige Erläuterungen einschalten.

Der Kabyle ist, wie schon bemerkt, der Urbewohner des Landes; kein Araber, sondern ein Berber, und sich seit den ältesten geschichtlichen Zeiten in allem Wesentlichen gleich geblieben; er hat sich auch niemals anderen Völkern, welche in Nordafrika als Eroberer auftraten, assimilirt, hat seine alte Sprache bewahrt und die nicht zu bändigende Neigung zur Freiheit. Aber darum ist er doch nicht ganz ohne Beimischung fremden Blutes geblieben; dafür zeugt die bei verschiedenen Individuen auffallende Verschiedenheit in der Hautfarbe und dann auch jene der Augen und des Haares. In Bezug auf das letztere kommen alle Abstufungen vom Hellblonden bis zum Tiefschwarzen vor. Die rothen Bärte und das goldgelbe Haar sind zuerst durch nordeuropäische Soldaten, welche in den römischen Legionen dienten, ins Land gekommen und späterhin durch die Vandalen. Aber diese Elemente sind, gleich dem arabischen, in der Art von der berberischen Race assimilirt worden, daß sie nur (— in Folge des Rückschlags im Blute, des Atavismus —) diese äußeren Spuren zurückgelassen haben.

In dem Küstengebiete, welches heute als die Kabylie bezeichnet wird, ging im vierten Jahrhundert nach Christus die Herrschaft der Römer mehr und mehr zu Ende. Die Eingeborenen, welche sich in die Gebirge zurückgezogen hatten, waren von derselben mehr oder weniger unberührt geblieben und stiegen dann, als die Umstände ihnen günstig zu sein schienen, in die Ebene hinab, um die Fremden zu bekämpfen.

Die gesellschaftlichen Einrichtungen und Verbände waren damals wie sie noch heute sind. Die Gesammtheit einer Familiengruppe, einer Sippe, wir könnten sagen eines Clans, wird als Charuba (Kharouba) bezeichnet. Jede Charuba, aus welcher die Dorfschaft, die Dorfgemeinde, die Dehera, besteht, erwählt aus der Mitte ihrer Angehörigen einen Dhaman. Dieser ist ihr Vertreter, Sachwalter, Fürsprecher im Gemeinderathe und ihr verantwortlicher Stellvertreter und Bürge. Das ist die eigentliche Bedeutung des Wortes. Jeder Kabyle, der einem andern eine Summe darleiht, verlangt, daß ein Schuldner ihm zwei Dhamans, Bürgen, stelle.

Eine aus mehreren Deheras bestehende Dorfgruppe wird als Arch bezeichnet. Jedes Dorf hat einen Amin, Vorsteher, Schulzen, welcher der Reihe nach aus jeder Charuba gewählt wird. Er sorgt für die Vollziehung der schriftlichen Gesetze, deren Gesammtheit den Kanun bildet; diese Weisthümer enthalten den Inbegriff der alten, bis heute gültigen Rechtsgewohnheiten. Der Amin darf keine Entscheidung aussprechen und keine Strafe oder Geldbuße zuerkennen ohne Beirath seiner Beigeordneten, der Dhamans. Dieses Tribunal wählt einen Schriftführer, Chodscha, welcher ein Protocoll aufnimmt und überhaupt die Correspondenz mit den französischen Behörden besorgt. Seine Besoldung besteht in Naturalabgaben, z. B. Feigen, Oliven und dergleichen mehr

Der Oberste des Stammes, Amin el umena, wird von der französischen Behörde ernannt; er muß die Ordnung aufrecht erhalten, darf sich aber platterdings nicht in die An-

gelegenheiten der Dorfgemeinde mischen. Diese regiert und verwaltet sich selbst gemäß der Bestimmungen ihres Chanun.

Jedes Dorf hat zwei Parteien, Soff, die insgemein in erblicher Feindschaft zu einander stehen, und daraus erwächst dann manche Verwirrung. Namentlich ist es früher bei den Wahlen zu bösen Auftritten gekommen, und, um einen landesüblichen Ausdruck anzuwenden, es führte dabei das Pulver das große Wort, „das Pulver redete.“ Die Bauart der Dörfer, in welchen die Wohnhäuser an den Bergen über einander liegen, war ganz geeignet, solche Fehden blutig zu machen. Manche Häuser hatten Zinnen, andere waren mit Schießscharten versehen und die Dschama, d. h. Moschee, die gewöhnlich auf dem höchsten Punkte liegt und das Dorf beherrscht, wurde je von der einen oder andern Partei als Burg, als Citadelle, benutzt. In ihr wird die Gemeindecasse aufbewahrt vom Ukil, Geschäftsmanne; in dieselbe fließen die Geldbußen und die Abgaben, welche bei Geburten, Verheirathungen und Sterbefällen zu entrichten sind.

Die Franzosen sind beflissen, jenen Fehden zu steuern, im Uebrigen mischen sie sich wenig in die inneren Angelegenheiten. Sie gaben 1857 den Kabylen das feierliche Versprechen, ihre alten Rechtsgewohnheiten, Bräuche und Gemeindewahlen unangetastet zu lassen, und richteten damit mehr aus als früher mit Waffengewalt. Einen Einfluß auf die Wahlen haben sie indessen nach und nach gewonnen, und sie machen ihn im Interesse der Ordnung geltend. Fehden in den Dörfern werden platterdings nicht geduldet.

Im Sommer 1864 herrschte in Kabylien allgemeine Ruhe, und ich benutzte die günstigen Verhältnisse, um Ausflüge ins Land zu machen und verschiedene Theile desselben näher kennen zu lernen. Einige Freunde schlossen sich mir an und als Ausgangspunkt für unsern Streifzug nahmen wir Tizi Ouzou*).

Fort Napoleon ist der wichtigste militärische Punkt in der Kabylie. Die Franzosen errichteten dasselbe 1857 mitten im Gebiete der Beni Iraten, welche man bis dahin noch nicht hatte bändigen können. Marschall Randon legte am 14. Juni den Grundstein und ließ binnen drei Wochen von dort eine fahrbare Straße bis Tizi Ouzou herstellen. Nach fünf Monaten war die Festung fertig. Sie liegt auf



Ein Grab aus der Römerzeit bei Fort Napoleon.

einer Hochebene, die steile Abfälle hat, etwa 800 Meter über der Meeresfläche, an einem Punkte, welchen die Araber, weil dort am Mittwoch ein großer Markt abgehalten wird, Suk el Arba nennen (— Suk heißt Markt —). Die Umwallung hält 2000 Meter und ist von 17 Bastionen flankirt. Der innere Raum, eine Fläche von etwa 12 Hectaren, ist in breite Straßen ausgelegt, und außer den Casernen und anderen Militärgebäuden sind mehr als hundert Privatgebäude vorhanden. Vom Walle herab kann man einen Theil der Niederung überblicken, durch welche der Uëd Sebaou fließt; er strömt nebst seinen Zuflüssen so recht durch das Herz von Groß-Kabylien. Nach Norden hin hat man einen Blick auf die Höhenkette, welche dem Mittelmeer entlang von Dellys bis Budschia zieht; nach Süden hin sieht man die Ausläufer und Vorberge des Dschurdschuragebirges.

Vom Fort Napoleon führt, wie gesagt, eine fahrbare Straße nach Tisi Usu (Tizi Ouzou). Dieses Dorf hat ein paar hundert Einwohner und ein Bordsch, Fort, das auf dem Gipfel eines Passes zwischen zwei hohen Bergketten liegt. Dasselbe ist von den Türken auf den Trümmern einer römischen Befestigung aufgeführt worden. Die Türken hatten dort eine Nuba, Besatzung, die zumeist aus Artillerie bestand und deren Commandant auch in den Dörfern der Umgegend die „Ordnung“ aufrecht erhielt. Zu diesem Zweck hatte er einzelne Smalas, Soldatenansiedelungen, zur Verfügung, und die Marzen, welche zum Stamme der Amraua gehören, leisteten ihm als gewandte und kühne Reiter guten Dienst. Er konnte erforderlichen Falles die Handelsverbindungen der Kabylen unter einander stören und ließ ihnen die Felder verwüsten, wenn sie die Abgaben nicht entrichteten. Die Amrauas, welche ihm dabei als Werkzeuge gedient hatten, verfielen nach dem Sturze der Türkenherrschaft der Blutrache ihrer Nachbaren; sie sind nun in die Dienste der Franzosen getreten, geben gute Soldaten ab, sind allezeit fertig, um ein Gum (— d. h. Aufgebot zu einem kriegerischen Streif-

*) Diese Ortschaft sowie das Fort Napoleon sind auf Kiepert's Karte von Nordwestafrika verzeichnet. Sie bildet Nr. 35 in der neuen Auflage des ganz vortrefflichen „Neuen Handatlas von Heinrich Kiepert“ (Berlin bei Dietrich Reimer), welchen wir unseren Lesern wiederholt und angelegentlich empfehlen.

zuge —) zu bilden und sind sowohl als Spahis wie als Scharfschützen sehr brauchbar.

Der Hügel von Tisi Usu ist gleich den übrigen Höhen in der Ebene des Seboau bis zum Dschebel Faroun hin ganz baumlos und sogar ohne Gesträuche; dagegen erhebt sich der Gebirgsstock des Dschebel Belloua zwischen Tisi Usu und dem Sebaou als Schutz gegen den Nordwind; seine bewaldeten, grünen Abhänge bilden einen freundlichen Gegensatz zu der kahlen Ebene.

Etwa zwei Wegstunden östlich von Tisi Usu liegt das



Moschee in Dschema Sahridsch.

Dorf Sikhou Meddour in Ruinen, und weiter hin Dschema Sahridsch, d. h. Moschee des Bassins, vielleicht die Bida Colonia der Römer; dort sind viele alte Trümmer vorhanden. Die Moschee ist, wie unsere Illustration zeigt, klein und niedrig, macht aber in der Landschaft eine recht gute Wirkung. Von diesem Punkt aus zogen 1857 die Franzosen, um sich zunächst in den Ausläufern des Dschurdschuragebirges festzusetzen. In der Umgegend findet man einen förmlichen Wald von Cactus, Aloes und kolossalen Oelbäumen. Ich machte allein einen Ausflug nach dem Dorfe



Haus der Marabuts und Moschee bei Kuku.

Tleta und kehrte am nächsten Morgen auf einem andern sehr beschwerlichen, weil ungemein steilen Wege nach Dschema Sahridsch zurück. Derselbe führte zunächst über den Uëd Ntalglough und dann ins Gebirge über die Dörfer Taourirt Aden, Aït Yaïsch, Aït Mansur, Tizi Terga, Ignlfan und Mahmud. (— Wir geben diese Namen, weil sie offenbar uralt berberisch sind. —) An vielen Stellen war der Pfad für die Pferde noch viel beschwerlicher als für die Menschen.

Am nächsten Morgen schickte ich von Mahmud aus mei-

nen Führer eine Strecke weit voraus; er sollte sich nach meinen Reisegefährten umsehen, welche unser Gepäck bei sich hatten; vielleicht waren sie schon an der verabredeten Stelle. Ich ritt langsam hinterher und hielt eben, um mein Pferd verschnaufen zu lassen, an einem Felsvorsprunge, als ich bemerkte, daß ein junges Mädchen mit einigen kleinen Kindern neben einer Brunnenquelle spielte. Als sie mich erblickten, wollten sie eilig fortlaufen, sie besannen sich jedoch, als sie mich, den Fremden, den „Rumi", näher ansahen. Ich ritt langsam näher, um mein Pferd zu tränken, und gab der Kleinen durch ein Zeichen zu verstehen, daß auch ich Durst habe. Sie schien mir immer noch etwas furchtsam zu sein, blickte umher und als sie weit und breit Niemand sah, stieg sie auf die niedrige Mauer, welche den Quell einfaßte, schöpfte Wasser in ihre beiden Hände und reichte sie mir dar. Ich nahm nachher ein Stück Geld und drückte es dieser braunen Hebe auf die Stirn. Sie machte große Augen und lief spornstreichs fort; wir hatten nicht ein Sterbenswörtchen mit einander gewechselt. Dieser ganze Auftritt war geradezu alttestamentarisch. Nichts, auch gar nichts fehlte: weder der Typus noch die Bekleidung dieses Kabylenmädchens, auch nicht der Quell, welcher aus dem Fels in eine mit Steinen eingefaßte Vertiefung hineinsprudelte, und eben so wenig Licht und Schatten oder der Cactus und die Aloe.

Von Mahmud ab wurde der Weg noch viel schlechter und wir alle mußten Maulthiere reiten; Pferde hätten dort nicht gehen können. Wir zogen nach Süden hin bis zu einer Höhe von 1145 Meter; westlich lag in reizender Gegend das

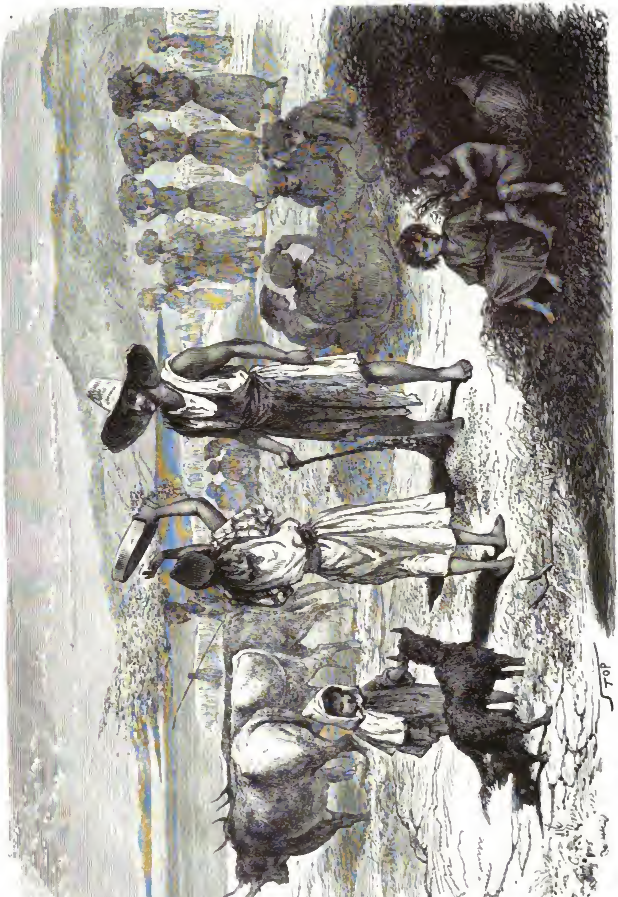


Ein Brunnenquell im Kabylenlande.

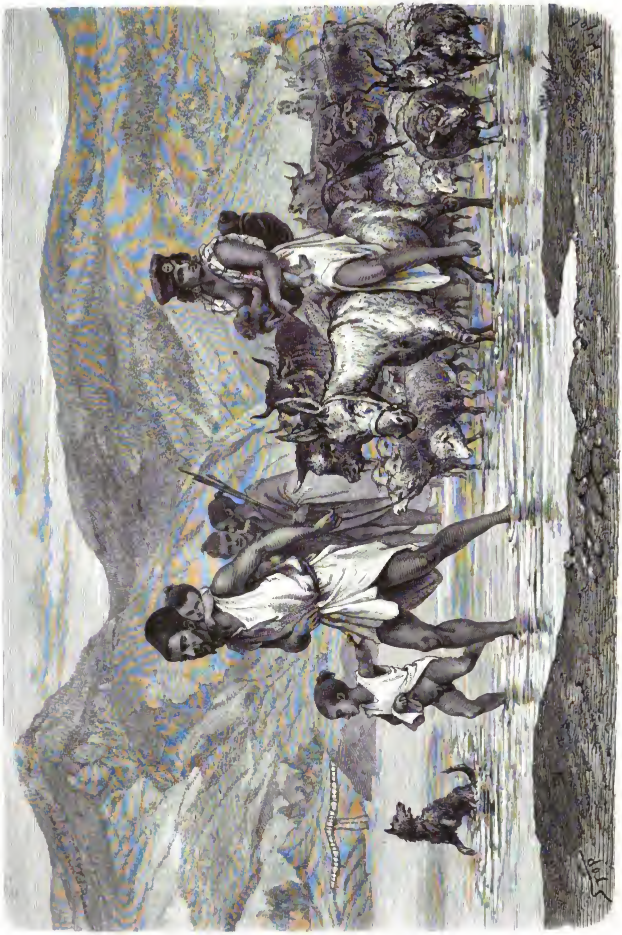
Dorf Tala, wohlbekannt als ein Zufluchtsort aller Mißvergnügten. Die Einwohner sind sehr kriegerisch und waren ein Schrecken für die umliegenden Dörfer, bis die Franzosen kamen und ihnen Ruhe geboten.

Dann ritten wir abwärts nach Kuku (Koukou). Der Alterthumsforscher Mac Carthy hält dasselbe für das Turaphilum der Geographen aus der Imperatorenzeit; jetzt wohnt dort der Stamm der Beni Yahia. Als ich früher einmal dort war, lag überall Schnee, jetzt war man damit beschäftigt, den Erntesegen einzuthun. Bei der Feldarbeit tragen die Kabylen einen gewaltigen, spitz zulaufenden Strohhut, dessen Krämpe fast eine Elle breit ist; eine Gandura, d. h. kittelartiges Hemd, welches Beine und Arme unbedeckt läßt, und einen Lederschurz, der jenem unserer europäischen Schmiede ähnelt. Sie schneiden Gerste und Weizen mit der Sichel dicht über der Wurzel ab und dreschen das Getreide vermittelst ihrer Ochsen. Der Kopfputz der Frauen und die irdenen Gefäße sind derart, daß dadurch das Tragen der letzteren auf dem Kopfe nicht erschwert wird. Die Kabylinnen tragen oft sehr schwere Lasten und halten dieselben dadurch im Gleichgewichte, daß sie die Hüften gleichsam tactmäßig hin und her bewegen. Aus dicken wollenen Schnüren, die wohl zwanzigmal um den Gürtel gewunden werden, bilden sie eine Leibbinde, und mit Hülfe derselben können sie sich sehr stramm halten. Die übrige Bekleidung besteht einfach aus einem Stücke wollenen Zeuges, das über dem Busen vermittelst einiger Spangen befestigt wird.

* * *



Kabylen bei der Ernte.



Kabylen durchwaten einen Fluß.

An einem heitern Tage sind die Pfade, welche zu einem Orte führen, wo man den Wochenmarkt abhält, sehr belebt. Man begegnet vielen Leuten im Wald oder an den Stellen, wo die Flüsse und Bäche ihre Furthen haben, und nicht selten erscheinen die Gruppen von Männern und Frauen, Kindern und Vieh ungemein malerisch. Eine Familie langt am Ufer an und will hinüber. Der Vater geht voraus und trägt das kleinste Kind auf der Schulter; doch ist es nicht gerade häufig, daß ein Kabyle seiner Frau den Esel oder das Maulthier überläßt. Doch bin ich Augenzeuge einer solchen Scene gewesen, von welcher ich sofort eine Skizze entwarf. Die Frau war noch jung, schwerlich viel über siebenzehn Jahr; ein Kind trug sie auf dem Rücken, ein anderes hatte sie an der Brust; Ochsen, Schafe und Ziegen folgten. Diese Karawane zog nach dem Markte der Beni Menguellet; er ist einer der bedeutendsten im Kabylenlande und



Eine Rückkehr vom Markte.

wird am rechten Ufer des Uëd Dschemaa abgehalten, auf einer ausgedehnten Hochebene; diese ist von Hügeln umgeben, auf denen Tausende von Oelbäumen wachsen.

Dort findet man alle Erzeugnisse der kabylischen Industrie. Die Juden bringen Bijouteriewaaren aus Algier und auch viel Baumwollenstoffe, aus welchen einige Stämme sich Hemden verfertigen. Aus der Ebene des Uëd Sahel kommt Getreide, das gegen Feigen und Oel vertauscht wird; die Beni Janni bringen Waffen und Metallsachen, welche sie selbst verfertigt haben; die Beni Aïssa verkaufen ihre Töpferwaaren, die Beni bu Yusef wollene Burnus und Haiks von verschiedenen Farben; die Beni Abbès bringen gestreifte Burnus, die mit vollem Recht sehr beliebt sind; die Beni Waffif endlich treiben Handel mit den von ihnen gezüchteten Maulthieren. Ueberhaupt geht es äußerst lebhaft zu auf diesem Markte, und manchmal sind bis zu viertausend Leute dort, auch viele Frauen. Diese verkaufen Butter, Honig, Eier, Früchte, Geflügel, Gewürze und dergleichen mehr. Ein Offizier des arabischen Büreaus führt die Oberaufsicht, doch hält insgemein der Amin el Umena des Stammes, in dessen



Panorama des Dschurdschuragebirges.

Gebiete der Markt gehalten wird, recht gute Ordnung; als vollziehende Diener hat er die M'chaznis unter seinem Befehle.

Der Fluß des Uëd Dschemaa ist im Sommer so seicht, daß man fast trocknen Fußes hindurchwaten kann, aber in der Regenzeit und wenn der Schnee im Gebirge schmilzt, wird er ungemein reißend und richtet große Verheerungen an. Die Beni Menguellet, denen viel daran liegt, daß die auf dem linken Ufer wohnenden Leute zum Markte gelangen können, baten die französischen Behörden um den Bau einer Brücke und machten sich anheischig, die Baustoffe und die Arbeit zu liefern. Ein Offizier des arabischen Büreaus ging mit einer Anzahl europäischer Pontonniere ans Werk.

Es war merkwürdig zu beobachten, wie die Kabylen es anfingen, um in kurzer Zeit die größten Bäume zu fällen und zu transportiren. Sie hatten kein anderes Werkzeug als ihr Gadûm, ein kleines Beil, welches sie sehr geschickt zu handhaben wissen. Der Baum liegt bald am Boden und die Aeste sind abgehauen. Es kommt dann darauf an, ihn fortzuschaffen, z. B. aus einer tiefen Schlucht. Maschinen und dergleichen Hülfsmittel sind nicht vorhanden und die Arbeiter ganz auf ihre eigenen Kräfte angewiesen. Sie schieben unter den Stamm große Balken, welche mit Stricken befestigt werden; ein Dutzend Männer heben die Balken mit den Schultern in die Höhe, während andere vorn am Seile ziehen. So wird der Stamm, allerdings unter großem Aufwande von Menschenkraft, langsam vorwärts bewegt und gelangt an Ort und Stelle. Auf solche Weise wurde das Material für eine Brücke herbeigeschafft; sie ist, wie unsere Abbildung zeigt, kein großes Kunstwerk, entspricht jedoch ihrem Zweck, und die Kabylen, hocherfreut, gingen nun noch weiter und stellten eine fahrbare Straße her.

Der Markt ist zu Ende. Nun begegnet man vielen Leuten, welche nach ihren Dörfern heimgehen. Manche tragen Fleischstücke, durch welche man einen zugespitzten Zweig von einem Baume hindurchgebohrt hat. Der Kabyle genießt viel mehr Fleisch als der Araber, und auf dem Markte der Beni Menguellet sah ich, daß in wenigen Stunden etwa vierzig Ochsen und Kühe und wohl doppelt so viele Hämmel und Ziegen geschlachtet wurden. Alle wurden sofort in kleine Theile zerhackt, die auf Blätter gelegt und solchergestalt zum Verkauf ausgeboten wurden. Eingeweide und sonstiger Abfall bieten den Hunden und den Geiern ein willkommenes Mahl. Die gefräßigen Vögel wissen genau, an welchem Tage der Markt stattfindet; dann erscheinen sie schon früh am Morgen, sitzen abwartend auf den Bäumen und kommen herunter, sobald es Beute giebt. Schakals und Hyänen finden sich erst am Abend ein, um zu verzehren, was von Geiern und Hunden etwa übrig gelassen worden ist.

Die Fleischerarbeit wird gewöhnlich von einem stämmigen Neger verrichtet; zum Gehülfen hat er allemal einen Knaben, welcher die einzelnen Fleischstücke rein zu waschen hat. Das Wasser befindet sich in gewaltigen Kalebassen, die manchmal so groß sind wie eine Trommel. Mir begegnete eines Tages solch ein robuster Neger und ich sah eine Gruppe, die sich ungemein malerisch ausnahm. Der Mann

schritt im Tact einher nach dem Ton einer Rohrpfeife, die einer Flöte glich; die Musik hatte etwas Melancholisches und Eintöniges, und sein kleiner Wasserträger schlug dazu auf das über ein irdenes Gefäß ausgespannte Fell in der Art, daß er jene Musik begleitete. Der gewaltige Kürbis, welcher an seiner rechten Seite ihm hin und her um das Bein schlug, schien ihn dabei wenig zu behindern. Neben dem Neger schritt ein Kabyle einher, welcher auf dem Markte die Kunststücke seines abgerichteten Affen zur Schau gestellt hatte. Dieser Mann warf dann und wann einen schrillenden Ton in die Musik der beiden Anderen hinein und hatte allem Anschein nach die beste Aussicht, mit dem Neger zu Abend zu speisen. Man sah gleich, woraus die Nachtkost bestehen werde; der Schwarze hatte ja zwei Hammelköpfe an seinem Gürtel befestigt. Diese drei Leute schienen sich sehr glücklich zu fühlen.

Wir übernachteten in Souhâma, dessen Bewohner für sehr betriebsam gelten; auch handeln sie viel und ziehen als Kaufleute weit umher. Am andern Morgen wateten wir durch den Sebaou, welcher hier Boubchir genannt wird. Ein Kabyle brachte uns einen sorgfältig verpackten, mit vielen Blättern umhüllten Korb; in denselben war Eis verpackt, das der brave Bursch vom Dschurdschuragebirge geholt hatte. Er war die ganze Nacht hindurch auf den Beinen gewesen, um uns mit der kalten Gabe zu erfreuen, die im sehr heißen Julimonate doppelt willkommen war.

Von diesem Punkt aus, der etwa 1500 Fuß hoch liegt, hatten wir einen Blick auf das fruchtbare Thal des Sebaou und gen Südosten hin auf die lange Linie des Dschurdschura. Dann stiegen wir auf einem durch Waldung führenden Pfade über den Mokneahügel bis zu einem Plateau hinan, das etwa 3000 Fuß hoch liegt. Von dort hatten wir eine weite Aussicht über Kabylien und der Sonnenuntergang war herrlich. In Mokuea waren fast alle Kinder blond, namentlich die Mädchen, deren gekräuseltes Haar nie abgeschnitten wird; den Knaben scheert man es auf dem ganzen Kopf ab. Die Frauen sind häßlich und nicht sauber; sie tragen als Kleidung lediglich einen Haïk, der aber hübscher ist als bei den Weibern in anderen Dörfern. Wir schlugen unsere Zelte am Saum eines Waldes auf, hatten aber die ganze Nacht über keine Ruhe, weil Schakals und Hyänen um die Wette heulten. Am andern Morgen kamen wir nach Nordosten hin durch einen Gestrüppwald an eine Lichtung, wo wir römische Ruinen fanden; offenbar lag hier einst ein befestigter Posten. Weiterhin standen Korkeichen, und wir befanden uns nun im Gebiete der Beni Ghoubri. Sie bauen ihre Wohnungen aus einem Steine, der sich mit leichter Mühe vom Felsen derart absprengen läßt, daß er große Tafeln in beliebiger Länge und Dicke bildet. So lassen sich die Mauern leicht herstellen, und das Dach besteht aus Korkrinde. Vom Dorfe Iconren aus hatte ich einen prächtigen Ausblick. Nach Norden hin sah ich den Tamgut und das Meer; nach Westen das Thal des Sebkou, welches im Nebel verschwamm, nach Süden die lange Kette des Dschurdschura, nach Osten hin Wald und einen Gebirgszug, den ich am folgenden Tage besuchen wollte. Auch in diesem Dorfe sah ich viele blonde Kinder. Man sprach dort viel von Panthern und jedes Dorf hat einen Panthertödter, der seine Jagd gewerbsmäßig treibt. Bei den Beni Ghoubri steht das Nimrodhandwerk in großer Ehre. Es lag mir daran, die Bekanntschaft eines Jägers zu machen. Er war am vorigen Abend erst sehr spät heimgekehrt und ich traf ihn am nächsten Morgen. Von ihm erfuhr ich, daß er, ein noch junger Mann, bereits nicht weniger als sechsunddreißig Panther erlegt und daß sein Vater deren fünfundsiebenzig getödtet habe; er seinerseits hoffe es auch so weit zu bringen, und das ist sehr wahrscheinlich, da er erst achtundzwanzig Jahre zählte. Seine Jagdmethode ist sehr einfach; er legt Köder unter einen Baum, steigt hinauf, der Panther kommt, der Mann zielt mit seiner Feuersteinflinte und schießt die Bestie todt.

Im Dorfe Tighil buk bair kamen drei Musikanten vor mein Zelt; der eine spielte eine Art von Flöte und zwei schlugen das Tamburin. Es fiel mir auf, daß ihre Instrumente wie der Ton derselben genau denen glichen, welche ich in Georgien (dem asiatischen Rußland unterworfen) gehört und gesehen hatte; auch die Tonweisen erinnerten mich lebhaft an ein ähnliches Concert in Tiflis. (— Die Entlehnungstheoretiker müßten daraus sofort folgern, daß die Kabylen von den kaukasischen Georgiern oder diese von jenen abstammen! —) Der Panthertödter war mein Freund geworden und trat mir sein Maulthier ab. Mein Gaul war am Tage vorher ins Freie gelaufen und hatte mit einem andern einen für ihn so blutigen und nachtheiligen Zweikampf gehabt, daß er vorerst unbrauchbar erschien.

Im Dorfe Tarourt oder Tabarourt trug man uns eine Diffa auf. Die Eingeborenen einer Ortschaft sind verpflichtet, einem höhern Beamten, welcher im Auftrage der Behörde in seinem Verwaltungskreis eine Reise macht, eine Diffa, d. h. ein Gastmahl, zu geben und zwar auf Gemeindekosten. Sie besteht gewöhnlich aus Kuskussi, der in hölzernen oder irdenen Schüsseln aufgetragen wird, Schöpfenfleisch, Hühnern, saurer Milch und Honig. Wir überließen den größten Theil der Speisen unserer Dienerschaft, die sich nebst den Notabeln des Dorfes daran gütlich that. Das Getreide, aus welchem der Kuskussi besteht, wird mit geschlagener Milch versetzt oder auch mit Mörga, d. h. Fett, Pfeffer und Piment. Jeder macht vor sich ein Loch in der gefüllten Schüssel, thut mit einem Holzlöffel so viel Milch oder Gewürz als ihm beliebt hinzu und zerreißt die Stücke Fleisch mit den Fingern. Man trinkt nur Wasser. Außer der Diffa hat das Dorf Gerste und Stroh für die Pferde zu liefern.

Jenseit Tarourt hatte ich keinen Anspruch mehr auf eine Diffa, denn ich kam nun in die Provinz Constantine. Die ganze Gegend glich hier einem englischen Park und der Pflanzenwuchs war ganz prächtig. Leider kamen auch viele geradezu verkohlte Strecken vor, weil die Kabylen auf jedem Flecke, den sie urbar machen wollen, die Bäume niederbrennen. Um Raum für einen Morgen Landes zu gewinnen, den sie mit Feigenbäumen bepflanzen wollen, verwüsten sie vielleicht zehn mit Korkeichen bestandene Morgen. Die Behörden thun das Mögliche, um derartigem Unfuge zu steuern, aber in den entfernteren Gegenden ist die Beaufsichtigung oftmals sehr schwierig. —

Weiterhin bei Toudja (Tudscha) am Fuße des Berges Arbatou fand ich eine ungemein liebliche Oase. Aus dem Felsen quollen in Menge klare und frische Wasserläufe und tränkten das fruchtbare Land. Hier standen Orangen- und Citronenbäume neben Palmen und riesigen Johannisbrotbäumen. Die Häuser waren hübsch gebaut und sahen recht nett aus; von einem Baume zum andern schlangen sich Weinreben, reich behängt mit Trauben, die einen sehr ergiebigen Herbst in Aussicht stellen. Sie sind gelblich roth, sehr süß und haben große Kerne. Die Kabylen haben im Jahre 1863 davon für mehr als 20,000 Francs im Fort Napoleon und der Umgegend verkauft. Neuerdings wird auch Wein bereitet, und einige europäische Colonisten geben sich in dieser Beziehung alle Mühe; es scheint indeß, als ob die Traube sich besser zum Verspeisen eigne.

Die Kabylen waren mit der Ernte beschäftigt; die Frauen trugen mächtige Wasserkrüge auf den Köpfen herbei und gegen Abend trieb der Hirt die Ziegen ins Dorf. Als es dunkel wurde rief der Muezzin zum Gebete; nachher war

Alles still. Wir waren nur noch etwa acht Wegstunden von Budschia entfernt; ich bemerkte, daß in dem Dorfe, bei welchem wir übernachtet hatten, Kröpfe vorkamen. Am andern Morgen kam ich an einer römischen Wasserleitung vorüber, von welcher noch etwa zwanzig Pfeiler stehen. Nun befand ich mich an den letzten Ausläufern einer Höhenkette, welche eine Verlängerung des Dschurdschura, vom Akladoupasse bis zum Cap Carbon, zu sein scheint; sie begrenzt im Norden das Becken des Uëd Sahel.

Wir zogen jetzt in die schöne offene Ebene nach dem Golfe von Budschia hinab und kamen bald auf eine gut unterhaltene fahrbare Straße, die leider noch kurz ist; die Pfade, welche in dieselbe von der Höhe her einmünden, sind sehr steil und nur für Maulthiere zu passiren; in der nassen Jahreszeit ist die Verbindung zuweilen unterbrochen.

Endlich langten wir in Budschia an und betrachteten uns diese Stadt, die viel hübscher ist als Dellys; gleich der letztern erhebt sie sich amphitheatralisch am Meere. Ich glaube, daß hier der Platz für einen guten Kriegshafen wäre; die Bucht ist geräumig, tief und hat geschützte Stellen. Aus den römischen Trümmern kann man ersehen, daß hier einst eine große Stadt gestanden hat. Sie fiel in die Hände der Vandalen; den Byzantinern wurde sie von den Saracenen abgenommen und dann gelangte sie in den Besitz der Spanier, welche fünfundvierzig Jahre Gebieter waren. Durch Capitulation wurde sie an den Dey von Algier abgetreten und blieb im Besitze der Türken bis 1833. Aber die Franzosen hatten dort lange Zeit die Angriffe der Kabylen, der Mazaïa und der Bu Messaoud abzuwehren; um diesen Feinden das Handwerk zu legen, beschlossen sie, auf den umliegenden Höhen Festungswerke und Blockhäuser zu bauen; dabei legten ihnen die Kabylen viele Hindernisse in den Weg. Bei Tage und in freiem Felde, das wußten sie wohl, konnten sie nichts ausrichten. Aber sie schlichen sich im Dunkel der Nacht, und oftmals an der Erde und durch das Gestrüpp hinkriechend bis an die Stellen, an welchen die Soldaten arbeiteten; sobald dann diese Morgens sich blicken ließen und an ihr Geschäft gegangen waren, wurden sie von unsichtbaren Scharfschützen mit einem Kugelregen begrüßt. Diese Kabylen waren mit allen Oertlichkeiten genau bekannt und man konnte ihnen kaum beikommen. Endlich verfiel man darauf, Spürhunde gegen sie loszulassen. Die europäischen Hunde haben, ich bin oftmals Zeuge davon gewesen, eine wahre Leidenschaft, den Eingeborenen den Burnus zu zersetzen, müssen aber ihrerseits von den Hunden der Araber und Kabylen viel ausstehen. Die Menschenjagd hatte so guten Erfolg, daß die Hunde auf Kosten der Militärverwaltung mit reichlichem Futter belohnt wurden. Allwöchentlich mußten sie einmal beim Appell erscheinen.

Budschia wird zum Hauptabsatzmarkte für die Erzeugnisse Kabyliens, also Getreide, Oel, Früchte x., werden, sobald es erst mehr Verbindungswege nach dem Innern hat. Jetzt besteht sein Hauptabsatz nur erst in Wachs.

Die Handelswege zwischen Indien und China.

Seit Jahren herrscht unter den Europäern in Ostasien eine rege Thätigkeit. Sie begnügten sich nicht damit, Zugang in Ländern zu erhalten, welche ihnen früher verschlossen oder doch nur in sehr beschränktem Maße eröffnet worden waren, sondern sie bemühen sich, auch die alten Handelsstraßen im tiefen Binnenlande für sich nutzbar zu machen. Dabei handelt es sich, wie die Leser des „Globus“ wissen, vorzugsweise darum, den Verkehr mit dem südwestlichen China, namentlich der großen Provinz Yünnan, nach dem Irawaddy abzulenken, dessen ganzes Mündungsgebiet die Engländer dem Könige oder Kaiser von Birma aberobert haben. Dieser Strom ist bis Bhamo, bis in die Nähe der Grenze von Yünnan, schiffbar für Dampfer. Aber bis vor wenigen Jahren legte die birmanische Regierung den Reisenden allerlei Hindernisse in den Weg und machte die Verträge illusorisch. Als unser Landsmann Adolf Bastian in Birma war und den Zweck verfolgte, seinerseits bis Bhamo vorzudringen und von dort aus in die Gebirge von Yünnan zu gehen, wo er den interessanten Volksstamm der Mia otse studiren wollte, ließ der Kaiser ihn nicht an den obern Irawaddy, sondern hielt ihn vorgeblich als Ehrengast sieben Monate lang in seinem Palaste zu Mandelay fest. Dem Monarchen wurden indeß von Seiten Englands zwei Verträge — durch Oberst Phayre und etwas später durch den Obersten Fytche — aufgezwungen, und er muß fortan die Europäer gewähren lassen. Daß auch die Franzosen in Betreff ihrer Handelsinteressen in Hinterindien nicht unthätig sind, ist bekannt, und so tritt dort wie in anderen Gegenden die Rivalität der beiden Mächte zu Tage.

Wir erfahren jetzt, daß die Chinesen aus dem bisher von ihnen beherrschten Ostturkestan vertrieben worden sind, und daß sowohl Yarkend als auch Choten und Kaschgar sich nun im unbestrittenen Besitze der eingeborenen Mohammedaner befinden*).

Wir haben eine Nummer des „Friend of India“ (vom 9. November 1867) vor uns liegen, welche interessante Mittheilungen enthält. Sie bemerkt, daß ein lebhafter Handelsverkehr mit Yünnan zu derselben Zeit angebahnt worden sei, als auch die lange verschlossenen Provinzen von Klein-Tibet zugänglich wurden.

Yünnan ist nun ein unabhängiges Königreich, dessen mohammedanischer Herrscher Soliman in der Hauptstadt Talifu residirt. Er hat die Chinesen besiegt und sie zum Theil aus dem Lande getrieben; die, welche geblieben sind, gehorchen ihm. Sie belegen ihn mit dem Namen Tuwentsen; sein Ministerium besteht aus vier militärischen und vier bürgerlichen Räthen. China fühlt sich so schwach, daß es den neuen Potentaten um Frieden bat, er wollte sich indessen darauf nicht einlassen. Seine Regierung ist zugleich kräftig und mild, und sie erhebt keine andere Steuer als eine

*) Wir werden demnächst im „Globus“ Mittheilungen über das bisher chinesische Ostturkestan veröffentlichen, die Herr Hermann Vambery uns nach Documenten, die er aus jenem Lande erhalten hat, in Aussicht stellt. Wir wissen, daß der berühmte Reisende demnächst wieder eine große Wanderung in Asien unternehmen wird. In Folge einer Aufforderung, die er von Sir J. Lawrence, dem Generalstatthalter Indiens, erhalten hat, schließt er sich der Mission an, welche von Seiten der Engländer zunächst nach Yarkend geht. Offenbar will England den Völkern jener Region zeigen, daß nicht Rußland allein in Asien thätig sei. Seit der Jaxartes ein moskowitischer Strom und das Chanat Chokand zum größten Theil eine russische Provinz geworden ist, controliren die Beamten des Czars nun auch den wichtigen Handelsverkehr zwischen Taschkend und Yarkend.

Abgabe vom Grund und Boden. Diese Panthays — so heißen jene sunnitischen Mohammedaner bei den Birmanen — begannen mit ihrem Aufstande gegen die chinesische Herrschaft im Jahre 1854. Damals stellte sich der Betrag des Handels zwischen Yünnan und Birma auf etwa eine halbe Million Pfund Sterling; dieser Verkehr war Jahrhunderte hindurch vorhanden gewesen, nun aber wurde er durch die Unruhen gelähmt. Es handelt sich jetzt darum, ihn aufs Neue zu beleben und ihm den Zug nach dem bengalischen Meerbusen zu geben, damit er nicht etwa nach dem französischen Kambodscha hingelenkt werde. Hier kommen nun folgende geographische Momente in Betracht.

Was die nördliche Strecke betrifft, so kann man annehmen, daß der obere Brahmaputra da, wo er in die Provinz Assam eintritt, vom obern Yangtsekiang in China nur durch eine Landstrecke von etwa 200 Miles geschieden ist. In China hat Capitän Blakiston den Yangtsekiang bis hoch hinauf erforscht und gar keine Schwierigkeiten gefunden*). Diese Route hat im gegenwärtigen Augenblicke wegen der heillosen Zerrüttung Chinas vorzugsweise nur ein geographisches Interesse. Der „Friend of India" meint, der Handel Westchinas werde wohl stets der Wasserstraße des Yangtsekiang den Vorzug geben, weil auf ihr der Waarentransport billiger sei, als auf dem Landwege, auf dem man 200 Miles durch ein Gebirgsland zurücklegen müsse, ehe man den schiffbaren Brahmaputra erreicht. Ohnehin habe die bengalische Regierung sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, an der Grenze Assams bei Sudija den Stamm der Mischmis und jenen der Nagas mit den Waffen zu züchtigen, damit sie Ruhe halten. Uebrigens sollten im Jahre 1868 drei englische Offiziere jene Landstrecke untersuchen.

Wichtiger sei die Straße über die Patkoi-Hügel nach dem Hukoong-Thale in Birma und weiter nach Bhamo an den obern Irawaddy. Dies ist der uralte Weg, auf welchem der Buddhismus nach Birma und wahrscheinlich auch nach China kam, und auf welchem lange liebe Zeit auch Opium in das letztere eingeschmuggelt wurde. Auch nahmen die birmanischen Heere allemal diesen Weg, wenn sie Assam mit Krieg überzogen. Das obere Birma und Yünnan können hier auf zwei Wegen erreicht werden. Der nördliche geht den Dehing hinauf, einen großen Nebenfluß, welcher unterhalb Debrughar (Debroogurh) sich mit dem Brahmaputra vereinigt. Dieser Dehing ist schiffbar bis zu der Stelle, wo der Terap in ihn mündet, und diese ganze Gegend wird schon in der nächsten Zeit ganz mit Theeplantagen bedeckt sein. Im Februar 1866 ist er bis Terap mit einem Dampfer befahren worden, und von dort beträgt die Entfernung bis zur chinesischen Grenze auch nur etwa 200 Miles. Die zwischenliegende Landstrecke wird von dem zu Birma gehörenden Hukoong-Thale gebildet. Dorthin treiben die Singphus ihr Rindvieh auf die Weide, über die Patkoi-Hügel, welche demnach keine Schwierigkeiten darbieten können. Schon vor etwa einem Vierteljahrhundert wies Oberst Hannay darauf hin, daß der Dehing und der Irawaddy leicht mit einander in Verbindung gebracht werden könnten, und allerdings ist diese Sache lediglich eine Frage der Zeit.

Andere Stimmen befürworten zur Verbindung zwischen Assam und Yünnan einen südlichern Weg, der über Manipur, das auf jeder Karte verzeichnet steht, über den südlichen Theil der Patkoi-Hügel geht. Aber so viel ist ausgemacht, daß man sowohl auf der nördlichen wie auf der südlichen Straße Güter binnen einem Monate von Calcutta nach China bringen könnte. Die ostbengalische Eisenbahn wird demnächst bis Goalundo vollendet sein und es ist im Plan, eine Zweigbahn von der projectirten Assambahn über Tschittagong bis an den Fuß der Patkoïs zu bauen. Auch das ist lediglich eine Frage der Zeit. Schon jetzt fahren vom Endpunkte der bengalischen Ostbahn Dampfer auf dem Brahmaputra bis Debrughar in vierzehn Tagen, und in weiteren zwei Wochen können sie nach China gelangen, sobald die Straße eröffnet worden ist. Sie soll im Jahre 1868 näher erforscht werden.

Die beiden bisher erwähnten Straßen nehmen Calcutta als Ausgangspunkt, zwei andere nehmen als solchen Ranguhn in Pegu, im Delta des Irawaddy. Jene auf diesem Strome bis Bhamo und von dort über die Chachyen- (Khakhyen-) Hügel, durch die Landschaften der Schan-Stämme bis Talifu, der Hauptstadt der Mohammedaner Yünnans, ist sehr dringend und beredt von Dr. Williams befürwortet worden. Sie ist eine uralte Karawanenstraße, und drei Offiziere haben den Auftrag erhalten, auch sie näher zu untersuchen. Die Regierung der mohammedanischen Panthays ist stark, intelligent und nicht so engherzig wie die chinesische, und was die Schans anbelangt, so sind sie noch eifriger auf den Handel erpicht als andere Asiaten. Die Chachyens im Gebirge sind desselben Stammes wie die Nagas in Assam, welche dort den Engländern so viel zu schaffen machen, aber sie wissen die Vortheile, welche der Handelsverkehr für sie abwirft, so wohl zu würdigen, daß vor vier Jahren ein Häuptling dem Dr. Williams sagte: „Ich will eine Straße durch mein Gebiet herrichten und allen Kaufleuten sicheres Geleit bis nach China geben, einerlei ob sie Engländer, Birmanen oder Chinesen sind. Ihr sollt euch keine bessere Straße wünschen können; ich stehe dafür, daß Keinem etwas zu Leide geschieht." Die Chachyens möchten gern Durchgangszölle erheben und es kommt darauf an, daß die bevorstehende Expedition sich in angemessener und billiger Weise darüber mit ihnen vereinbare.

Noch ein anderer Straßenzug, der vierte, ist in Betracht gezogen und bereits von einem Capitän Williams bis zum Pak-Strom untersucht worden; die Strecke von dort bis zur chinesischen Grenze soll demnächst vorgenommen werden. Der „Friend of India" hält das ganze Project für phantastisch. Man schlage eine Bahn von 1450 Miles Länge vor, von denen nur 245 Miles auf das britische Gebiet in Pegu kämen; diese Bahn solle von Ranguhn durch ein zu großem Theile nur spärlich bewohntes Land nach irgend einem noch unbestimmten Punkt in China geführt werden. Das

*) Blakiston unternahm seine Expedition, welche ich im „Globus" I, S. 179 ff. geschildert habe, im Jahre 1861; er kam über Kuei tscheu fu, das 1080 englische geographische Meilen von Schanghai entfernt ist, bis Pin schang, welches zuvor von keinem Europäer betreten worden ist, und wäre weiter vorgedrungen, wenn nicht die ganze Provinz Sze tschuen durch Aufstände zerrüttet gewesen wäre. Sie befand sich zum großen Theil im Besitze der mohammedanischen Rebellen. Wir erfuhren damals auch durch Blakiston, daß an der Spitze jener in Yünnan ein Mekkapilger stand, der Hadschi Ma Yussu (— womit wahrscheinlich der oben erwähnte Soliman gemeint ist —); „er hat sein Hauptquartier im westlichen Theile der Provinz zu Talifu und beherrscht die ganze Straße, welche aus Birma durch Yünnan nach Sze tschuen führt."

Die eventuelle Wichtigkeit des Ueberlandweges nach dem südlichen China habe ich schon früher hervorgehoben („Globus" VI, S. 224 und später mehrmals); es wurde auf das Bestreben der Engländer hingewiesen, den Weg vom bengalischen Meerbusen nach Yünnan zu eröffnen. Dr. Williams wurde 1863 nach Bhamo geschickt, um den Weg von dort bis zur chinesischen Grenze zu erforschen. Ich führte damals an, daß Major Agnew auf dem Brahmaputra bis Sadeya (Sudija), dem äußersten Punkte der britischen Besitzungen in jener Gegend, mit einem kleinen Dampfer gelangt sei, und es wurde bemerkt, daß dieser Punkt nur etwa 80 deutsche Meilen von der Stelle entfernt liege, wo der Yangtsekiang in das eigentliche China einströmt. Diese Forschungsreisen müssen als Vorläufer betrachtet werden; sie gewinnen jetzt ihre praktische Bedeutung. A.

Project wird weiter keinen Nutzen haben, als daß es unsere geographischen Kenntnisse bereichert.

„Im Großen und Ganzen genommen," so schließt der „Friend of India" seine Bemerkungen, „sind die Aussichten für Handel und Wissenschaft in Bezug auf die Regionen zwischen Indien und China höchst erfreulich. Nicht mehr entfernt ist der Tag, an welchem die Erzeugnisse des westlichen China ihren Weg entweder nach Calcutta oder nach Ranguhn nehmen oder auch beide Straßenzüge benutzen; die Reisenden, welche von den großen Handelshäfen in Asien kommen, werden auf ihrer Heimfahrt nach Europa die nordindischen Eisenbahnen benutzen und dann am Euphrat hinaufziehen. So vermeiden sie die lange Seereise."

Gewiß ist, daß der Verkehr mit Ostasien in jedem Jahre an Wichtigkeit zunimmt und schon jetzt einen Umsatz von mehr als 500 Millionen Thalern erreicht hat. Welch eine Umwandlung, wenn wir auf die Zeit zurückblicken, da noch die ostindische Compagnie ihr Monopol ausübte, der Verkehr mit China auf den Hafen von Canton beschränkt und Japan völlig verschlossen war!

Sagen und Märchen der Ova-Hereró in Südafrika.

Von **Theophilus Hahn.**

I.

Bevor wir dem Leser diese poetischen Erscheinungen vorführen, halten wir es für angemessen, einige kurze erläuternde Vorbemerkungen über das Volk vorauszuschicken.

Die Ova-Hereró gehören zu der großen schwarzen süd-afrikanischen Völkerfamilie, welche man jetzt in der Sprachwissenschaft allgemein unter dem Namen Bunda- oder Bantu-Völker zu begreifen pflegt. Als allgemeine Grenzen kann man für die Wohnsitze derselben annehmen jenen Theil Afrikas, der zwischen dem Aequator und dem Wendekreise des Steinbocks liegt; im Osten geht allerdings das Volk der sogenannten Kafir etwas südlich über den Wendekreis hinaus und im Norden überschreiten an der Westküste Stämme, wie die Bakele, Mpongwe u. a., ferner an der Ostseite des Continents die Kitwara und verwandte Nachbarvölker den Aequator um ein Bedeutendes. Die Ova-Hereró nun, oder, wie sie sich in der Einzahl nennen, Omu-Hereró, bewohnen mit ihrem Bruderstamme, den Ova-Mbandieru (Sing. Omu-Mbandieru), mit denen sie dieselbe Sprache theilen, das Otyi-Hereró, von 22° 58′ bis ungefähr 19° 30′ südlicher Breite und von 14° 20′ östlicher Länge (Greenwich) bis ein paar Grade westlich vom Ngami. Das eigentliche Vaterland der Ova-Hereró und Ova-Mbandieru ist nicht das Gebiet, welches sie gegenwärtig bewohnen. Sie sind vor etwa hundert Jahren von Nordosten, von dem Hochlande Central-Südafrikas nach dem Westen vorgedrungen, indem sie die Bergdamaras (!Hau-khoin), die eigentlichen Ureinwohner, entweder in die unzugänglichen Bergvesten hineindrängten, oder nach dem Süden zurückwarfen. Im Norden ist ihre Heimath nicht zu suchen. Sie sind Nomaden, wie viele Stämme nordöstlich und östlich im Innern. Ackerbau war ihnen gänzlich unbekannt. Alle nördlichen Völkerschaften dagegen, selbst schon die nördlichen Nachbaren, sind ackerbautreibende Stämme. — Daß die Ova-Hereró aus der Gegend vom Ngamisee her gekommen sein müssen, beweist ferner der Umstand, daß sich der Baum Omu-mborombonga, dessen weiter unten erwähnt wird und dem sie göttliche Ehre erweisen, im jetzigen Hererólande sehr spärlich und selten findet, während er nach Nordosten hin sich immer häufiger zeigt. Wir bemerken noch, daß der so oft in geographischen Handbüchern und leider auch in Missionsberichten, wo man nachgerade es wissen könnte, erwähnte Name Damara oder Vieh-Damaras, ein ihnen fälschlicher Weise zugeschobener Name ist. Man hat sie mit einem schwarzen, wahrscheinlich versprengten Negerstamm, den Daman, Kou-Daman, oder, wie sich diese Nation in der Sprache ihrer Unterdrücker, der Nama, nennt, !Hau-khoin, d. h. Rechte-Menschen, verwechselt.

Später gedenken wir unseren Lesern auch über dieses Volk einige Mittheilungen zu geben, und wollen dann vorübergehend diesen Namentausch oder vielmehr Verwechselung näher berühren.

Wie wir nun schon in den Nummern 8 und 9 des XII. Bandes des „Globus" in Betreff der Hottentoten zu beweisen gesucht haben, daß auch bei einem Volk auf sehr niedriger geistiger Entwickelungsstufe sich dennoch ein poetischer und religiöser Trieb geltend macht; so sind wir in der Lage, durch Proben einiger Sagen und Märchen dies auch weiter darzuthun in Beziehung auf die schwarzen Völker Afrikas. Dies freut uns um so mehr, als der englische Reisende Herr Galton, dem man fast auf jeder Seite seines sonst interessanten und lesenswerthen Reisewerkes (Bericht eines Forschers im tropischen Süd-Afrika, Leipzig 1854) den „stolzen Engländer" ansieht, die Ova-Hereró eben nicht von der günstigsten Seite geschildert hat. Die Hereró sind ein Volk von Intelligenz, ebenso wie die Kafir, ihre Brüder auf der Ostküste. Aber man bedenke, sie sind ein Natur- und Hirtenvolk, und bei ihrer Beurtheilung hat man auch den Maßstab eines solchen und nicht eines Culturvolkes anzulegen. Der Leser wird im Vergleiche zu den früher gegebenen hottentotischen Sagen die der Hereró tiefsinniger und poetisch-anmuthiger finden, was mit Recht die naheliegende Vermuthung bestätigt, daß diese Nation von Natur begabter und geistig tiefer angelegt ist. Wir lassen die Sagen nun folgen, indem wir am Schlusse noch einige vergleichende und erläuternde Bemerkungen anfügen.

1. Der Gott oder besser Ahnherr der Ova-Hereró soll in uralten Zeiten die ganze sichtbare Welt geschaffen haben. Dies ging auf folgende Weise vor sich. Aus dem Baume Omu-mborombonga ließ Mu-kuru, d. h. der Uralte, Menschen aller Farben, zahme und wilde Thiere hervorgehen. Die Hereró zeigten besondere Vorliebe für die zahmen Thiere, während die rothen Menschen (Buschmänner) sich Bogen und Pfeile machten, womit sie dem Wilde nachstellten. Als sie nun nach Osten zogen, da entspann sich ein großer Streit mit den anderen Leuten um das Vieh, welcher die Zerstreuung der Menschen und die Verschiedenheit der Sprachen zur Folge hatte. Vögel, Fische und Gewürm ließ Mu-kuru aus dem Regen entstehen.

2. Vor vielen vielen Jahren ließen die Großen im Himmel (e-yuru) wegen der zunehmenden Schlechtigkeit der Menschen den Himmel auf die Erde fallen, und in Folge dessen verloren fast alle Menschen das Leben. Nur einige wenige blieben übrig. Diese nahmen ein schwarzes Schaf und opferten es den Großen im Himmel. Darauf beschlossen die Großen im Himmel, jene zu verschonen; sie zogen den Himmel wieder zurück und halten ihn bis auf den heutigen Tag. Seit jener Zeit aber kann Niemand in den Himmel steigen, was früher möglich war; denn die Großen im Himmel haben Wächter aufgestellt, welche dort wachen müssen, wo Himmel und Erde zusammentreffen. Diese Wächter sind gewaltige Riesen, welche einohrig, einäugig, einbeinig, einarmig sind und überhaupt in Betreff der Glieder Alles in der Einheit besitzen, was die Menschen an ihrem Körper doppelt haben. Dazu fehlen den Beinen und Armen jener die Gelenke. Will jetzt ein Mensch in den Himmel steigen, dort am Horizont, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, dann ziehen ihn die Riesen an den Beinen wieder herunter.

3. Ein Häuptling verliebte sich in die schöne junge Frau eines andern Häuptlings. Deshalb tödtete jener diesen meuchlings, entführte sie wider ihren Willen und brachte sie auf sein Dorf (on-ganda). Als er nun eines Tages mit seinen Leuten auf der Jagd war, benutzte die Entführte die Gelegenheit und entfloh. Bald darauf kehrte der Häuptling früher als gewöhnlich heim, entdeckte sofort ihre Flucht und verfolgte sie wuthentbrannt mit allen seinen Kriegern. Die junge Frau ist noch nicht weit geflohen, als sie die Stimme ihrer Verfolger in der Ferne hinter sich vernimmt und sie immer näher kommen hört. Da entdeckt die Geängstigte in ihrer Noth einen dicht belaubten hochstämmigen Giraffenacacienbaum (Acacia giraffae). Die Angst macht es ihr möglich, ihn zu erklettern. Eben ist sie oben und hat sich im dichten Laube versteckt, da sind auch die Verfolger zur Stelle, welche sehr erstaunt darüber sind, daß die Spur auf ein Mal bei diesem Riesenbaume aufhört. Daran denkt keiner, daß sie hinauf geklettert sein könnte, denn einem Manne selbst würde dies unmöglich gewesen sein.

Da es über dem Suchen Mittag geworden ist, die Sonnenstrahlen empfindlich brennen und der Hunger sich einstellt, so setzt man sich, des vergeblichen Suchens müde, in den Schatten des Baumes zur Ruhe und einer Mahlzeit nieder, berathschlagt dann, was ferner zu thun sei. Plötzlich lenkt ein Geräusch in den Blättern des Baumes, welches die Frau aus Unbedachtsamkeit durch eine leichte Bewegung verursacht hatte, die Blicke aller nach oben — und die Unglückliche wird entdeckt. Alle springen schnell auf und stoßen einen Schrei des Verwunderns und der Freude aus, der das Weib erzittern macht. Man forderte sie nun auf, herabzukommen, bat, flehte, machte Versprechungen; — allein Alles vergeblich. Darauf geht man zu Drohungen über, aber auch diese bleiben fruchtlos. Ebenso scheitern auch alle Versuche, den Baum zu erklettern, an der Dicke des Stammes und der Höhe der unteren Aeste. Nun kommt man auf einen andern Einfall. Es werden Leute nach der On-ganda zurückgesandt, um Beile zu holen. Sobald diese anlangen, beginnt man den Baum zu fällen. Viele Axthiebe sind schon gefallen, schon wankt der riesige Baum, schon holt man zu den letzten Schlägen aus — da in der höchsten Noth kommt ein gewaltiger Geier mit weitgespannten Fittigen zu der Frau auf dem Baume geflogen, bietet ihr seinen Rücken, den sie besteigt; und nun trägt der Riesenvogel das treue Weib in die Heimath zu den Eltern.

4. Auf einer On-ganda lebte ein Häuptling, welcher sieben junge schöne Töchter hatte. Diese bauten sich eine eigene hübsche Hütte und bewohnten sie gemeinschaftlich. Als nun nach längerer Zeit der Stamm weiterziehen wollte, um neues Weideland für die Herden zu suchen, weigerten sich die Mädchen, aus Anhänglichkeit und Liebe zu ihrer Hütte, hartnäckig, mit fortzuziehen. So ließen die Eltern sie denn zurück, in der Hoffnung, die Kinder würden schon aus Liebe zu ihnen bald von selbst nachkommen. Doch darin hatte man sich geirrt. Die jungen Mädchen freuten sich nun erst recht ihres freien und ungebundenen Lebens, und dachten allmälig fast gar nicht mehr an die Ihrigen. Doch dauerte dieses freie Leben nicht allzu lange; denn schon nach einigen Tagen kamen ganz unerwartet einige Damara (!Hau-khoin), diese Erzfeinde der Hereró, und nahmen die Mädchen gefangen. Da nun der Ort sehr wohnlich schien, so ließen sie sich daselbst nieder und wollten die Mädchen nöthigen, sie zu heirathen. Doch diese sträubten sich hartnäckig gegen jede solche Zumuthung. In Folge dessen sperrte man sie in eine Hütte unter harter Behandlung, um sie nachgiebig zu machen. Allein auch dies war erfolglos. Eines Tages nun gingen die !Hau-khoin auf die Jagd und ließen einen alten Mann als Wächter der Frauenzimmer zurück. Diesen jedoch tödteten sie auf den Rath der jüngsten Schwester, indem sie dem Schlafenden mit einem großen Steine den Kopf zerschmetterten. Nun waren sie frei und ergriffen die Flucht nach der Richtung, wohin, wie sie glaubten, ihr Stamm wohl gezogen sei. Unterdessen kehrten die anderen !Hau-khoin von der Jagd zurück, und da sie bald die schreckliche That entdeckten, setzten sie rachedurstig den Flüchtlingen nach, zumal sie vermutheten, daß die Mädchen noch nicht sehr weit sein könnten. Doch darin irrte man sich; die Mädchen nämlich waren bereits in ihrer Angst und Verzweiflung eine bedeutende Strecke voraus. Durch die schnelle Flucht aber gar sehr erschöpft, ruhten sie unterwegs aus. Während der Rast sagte eine der Schwestern: „Ich kenne in der Nähe hier einen wunderbaren Felsen. Wenn man vor ihm steht und eine bestimmte Zauberformel spricht, dann öffnet er sich und man kann hineingehen. Doch es darf nur eine ganz reine und fromme Jungfrau die Zauberformel sprechen und es darf Niemand ein böses Wort sagen, der hineingehen will.“ — Nun war unter den sieben Schwestern die jüngste — die Lieblingstochter des Vaters —, welche auch schon vorher den Rath zum Morde des Wächters gegeben hatte, nicht allein die klügste, sondern auch die frömmste. Darum stimmten die anderen überein, daß sie die Zauberformel sprechen sollte. Und so gingen sie nun, von der erstern, welche den Weg kannte, geführt, zum Wunderfelsen hin, der schroff und steil aus der Erde emporragte. Die jüngste sprach die betreffenden Zauberworte, als auch schon der Fels sich mit furchtbarem Krachen öffnete. Anfangs erschraken die Mädchen; sobald sie sich jedoch von ihrem Schrecken erholt hatten, ging die Jüngste voran. Aber beim Hineingehen stieß die Aelteste Schmähworte gegen die Verfolger aus, deren Stimmen man schon in ziemlicher Nähe vernehmen konnte. Dann ging sie auch hinein und als alle drinnen waren, schloß sich der Fels hinter ihnen zu. Drinnen bot sich den Mädchen ein herrlicher Anblick dar. Es war eine lachende Landschaft mit herrlichen blumengeschmückten Wiesen, durch welche klare, muntere Bäche flossen mit schönen Fischen darin. Auf den Wiesen weideten zahlreiche Lämmer- und Rinderherden unter der Aufsicht von Hirten. In den Zweigen der schattigen Mimosen und Acacien hüpften und sangen Tausende von bunten Vögeln. Kurz, die Mädchen befanden sich in einem wahren Paradiese.

Unterdessen kamen ihre Verfolger beim Felsen an. Dort hörte jede Spur auf; man mochte suchen wie man wollte. „Sollten sie durch den Felsen gegangen sein,“ fragte einer im Verdruß über das vergebliche Suchen, und legte, ohne zu

ahnen, daß er recht gerathen habe, sein Ohr an den Fels. Er war ganz erstaunt, wunderbaren Glockenton zu vernehmen, der von den Glöckchen an den Hälsen der Lämmer herrührte. Mit lautem Jubelruf theilt er seine Entdeckung sogleich den Gefährten mit, und diese lauschen ganz erstaunt auf die lieblichen Töne. Einige behaupten nun, es seien Glockenlaute, andere, es seien menschliche Stimmen. So entsteht ein Streit, weil jeder Recht zu haben glaubt. Es kommt endlich zu einer Schlägerei und mit blutigen Köpfen geht man schließlich nach Hause.

Die schönen Mädchen verleben unterdessen herrliche Tage, indem sie dieselben mit Kränzewinden oder im Spiele mit den Lämmern oder Hirten verbringen. Allmälig jedoch wurde in ihnen das Heimweh nach den Eltern rege. Könnten sie diese doch auch an den schönen Ort bringen oder ihnen wenigstens Nachricht von sich geben. Da dies jedoch unmöglich ist, bleibt den Mädchen nichts übrig, als wieder umzukehren nach dem Eingange des wunderbaren Felsen. Dort angekommen, spricht die Jüngste wieder die Formel, und der Fels öffnet sich auch. Aber diesmal nur so weit, daß jedesmal nur eine durch den Spalt hindurch kann. Zum Unglück muß die Aelteste, welche vorher den Feinden geschimpft hatte, die hinterste sein, und trotz alles Bemühens, sich vorzudrängen, bleibt sie die hinterste von Allen. Als nun eben die sechste Schwester hinaus ist, da schließt sich der Felsen mit lautem Krachen wieder um die Aelteste. Sie aber sitzt noch drinnen bis auf den heutigen Tag, weint und weint, und hat sich fast die Augen aus dem Kopfe geweint. Die sechs übrigen Geschwister aber fanden bald ihre On-ganda wieder, und die Eltern, welche so viele Sorge und Angst um ihre Kinder gehabt hatten, verziehen ihnen gern in der Freude des Wiedersehens. Ja sie stellten sogar eine große Festlichkeit an, wozu der ganze Stamm eingeladen wurde. Die Mädchen aber sind seitdem nicht wieder unartig gewesen.

Erläuterungen über die Revolution in Japan.

II.

Die Nordamerikaner wandten sich an den Taïkun, dessen Herrschersitz in Yeddo stand, um von ihm die Eröffnung Japans zu erzwingen. Sie hielten ihn, wie schon gesagt, den in Europa seit zwei Jahrhunderten obwaltenden Ansichten gemäß, für den weltlichen Kaiser, für den Monarchen, welcher allein im Lande gebiete und alle Macht ausübe. Damals war Yeoschi Taïkun und das Land ruhig. Seit 1853 ist es dann nicht mehr zur Ruhe gekommen. Admiral Perry gab dem „weltlichen Kaiser" ein Jahr Zeit, damit er die Forderungen, welche man an ihn gestellt hatte, sich sorgfältig überlegen könne; nach Ablauf dieser Frist werde abermals ein amerikanisches Geschwader kommen, um Antwort zu holen. Gleich nachdem Perry abgesegelt war, starb der Taïkun Yeoschi eines gewaltsamen Todes. Der Fürst von Etzizen hatte einen Diener Yeoschi's gewonnen und dieser vergiftete seinen Herrn. Der Taïkun scheint Böses geahnt zu haben, denn als er den Becher an die Lippen gesetzt und schon getrunken hatte, traf sein Blick den Schuldigen, der zu zittern begann. Der Taïkun warf ihm den Becher ins Gesicht. Als der Kaiser todt am Boden lag, schlitzte sich der Mörder auf der Leiche selber den Bauch auf. Jedermann hegte Verdacht gegen Etzizen als den Anstifter des Verbrechens, und auch er verübte an sich nach landesüblicher Weise das Bauchaufschneiden, das Hara kiru.

Yeoschi's Sohn Yesada wurde Taïkun, ein an Körper und Geist schwacher Knabe; zum Regenten desselben wurde der Fürst von Ikammon ernannt. Er schien der Zulassung der Ausländer günstig zu sein und suchte den Daïmios zu beweisen, daß Widerstand mit den Waffen nichts fruchten könne; es sei am gerathensten, vorläufig nachzugeben; bei passender Zeit und wenn man zweckmäßiger gerüstet sei, könne man ja immer noch einen andern Entschluß fassen. Damit waren die Daïmios im Allgemeinen einverstanden, nur nicht der Fürst von Mito, einer der allermächtigsten Feudalherren, welcher offen seine Feindschaft gegen die Ausländer zur Schau trug und erklärte, daß er zu den Waffen gegen sie greifen werde. Trotzdem eröffnete der Regent die beiden Häfen Hakodade und Simoda. Die Amerikaner blieben immer noch bei der alten Ansicht, daß der Taïkun alleiniger Gewalt- und Machthaber sei; sie dachten nicht an den Mikado, den sogenannten geistlichen Kaiser, der in seinem Palaste zu Kioto sich eingeschlossen hielt; auch der neue Vertrag, welchen Townsend Harris für Nordamerika auswirkte, wurde 1858 mit dem Taïkun von Yeddo abgeschlossen. Bald nachher erschienen die Gesandten und Schiffe der europäischen Seemächte, welche eben den Krieg gegen China beendigt hatten, und verhandelten, gleichfalls in Yeddo, ihrerseits über den Abschluß von Verträgen. Während der Verhandlungen wurde Minamoto Yesada vergiftet; also der zweite Taïkun binnen vier Jahren. Die Mörder gestanden, daß der Fürst von Mito sie angestiftet habe; dieser entfloh in sein eigenes Gebiet. Yesada hinterließ weder einen Leibeserben noch einen Adoptiverben; man mußte also einen Taïkun wählen. Die Familie Mito wurde bei der Wahl ausgeschlossen, und diese fiel auf einen Knaben aus der fürstlichen Familie Ki.

Es konnte nicht ausbleiben, daß über die Auslegung der Verträge allerlei Irrungen entstanden; das ganze Verhältniß war für beide Theile neu und ungewohnt, die Auffassung der Lage bei Abendländern und Japanern eine durchaus verschiedene; ohnehin hatten die Fremden sich aufgedrungen und waren unwillkommene Gäste. In ihr ganzes Benehmen konnten sich die Japaner, welche ganz andere Begriffe und Ansichten hatten über das was höflich ist, sich schickt und ziemt, nur schwer hineinfinden; auch betrugen sich manche Europäer roh und rücksichtslos; sie trieben es, als ob sie Chinesen oder Hindus vor sich hätten, und daraus entstanden Irrungen, Mordthaten, Brandstiftungen. Die Gesandten droheten mit Maßregeln der Rache und wollten für jede Missethat die Regierung des Taïkun verantwortlich machen. Wir wollen Beispiels halber einen Fall erzählen, der echt japanisch ist.

Am 29. Januar 1860 wurde an der Thür der englischen Gesandtschaft der Dolmetscher ermordet. Er war ein Japaner, der vor Jahren auf offener See als schiffbrüchiger Fischer an Bord eines amerikanischen Fahrzeuges gerettet worden war. In den Vereinigten Staaten hatte er Englisch gelernt und abendländische Sitten angenommen; jener Ge-

sandtschaft leistete er sehr ersprießliche Dienste und da er ihr angehörte, verlangte man Genugthuung. Der japanische Gouverneur von Yokohama wurde angehalten, dem Sarge dieses ehemaligen armen Fischers bis zur Grabstätte zu folgen, worüber das Volk in nicht geringem Grade erstaunt, der Adel aber und die Beamtenwelt höchst erbittert war.

Auch in Yeddo gingen schwarze Dinge vor. Der Regent, Fürst von Ikammon, wurde ermordet. Offiziere des Fürsten von Mito hatten ihn inmitten seiner Leibwache niedergehauen, und somit hatte der 1858 vom Regenten verbannte Mito seine Rache dafür genommen. Er war, wie schon bemerkt, in sein Land gegangen; dort hatte er abgedankt und die Regierung seinem Sohne übergeben. Inzwischen verlor unter allen diesen Umständen der Taïkun sehr an Ansehen, man fürchtete ihn nicht mehr. Selbst manchen Europäern wurde es klar, daß die Macht der Feudalfürsten von ihnen bisher unterschätzt worden sei und daß man sich nicht an die richtige Adresse gewandt habe, als man den Taïkun allein für maßgebend hielt.

Am 19. Januar 1861 wurde Herr Heusken, Dolmetscher bei der amerikanischen Gesandtschaft, auf offener Straße niedergesäbelt. Er hatte, durch sein spöttisches und manchmal übermüthiges Benehmen auch in seinem amtlichen Verkehre, das Mißfallen der Japaner auf sich gezogen. Namentlich war er in allerlei Häkeleien verwickelt gewesen mit dem oben erwähnten Gouverneur von Yokohama, welcher gezwungen wurde, den ermordeten Dolmetscher zu Grabe zu geleiten und der seitdem Minister in Yeddo geworden war. Man wußte, daß er sich selber das Leben genommen hatte, nachdem er einen irritirenden Briefwechsel mit Heusken gehabt. Man nahm nun an, daß er für die ihm zugefügten Beleidigungen durch seine Freunde oder Diener gerächt worden sei. Der Mord führte dann zu allerlei unangenehmen Vorgängen und die fremden Gesandten trafen umfassende Vorkehrungen für ihre Sicherheit. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß der Taïkun nicht durchgreifen konnte oder wollte.

Im Juni 1861 war der englische Ministerresident, Rutherford Alcock, aus China zurückgekommen; er landete zu Nangasaki und reiste auf dem Landwege nach Yeddo. Hier war er kaum eingetroffen, als am 3. Juli das Gesandtschaftsgebäude bei Nacht überfallen wurde; eine Bande Bewaffneter zerhieb die Fensterläden mit Säbeln, und die japanische Schutzwache schritt erst ein, als die Missethäter auch in das Zimmer des Gesandten eindringen wollten. Es entstand eine förmliche Schlacht. Wer hatte an dem Attentate Schuld? Die Regierung des Taïkun schob dieselbe auf einige Fürsten, die des letztern persönliche Feinde seien und zu der Partei der Fremdenhasser gehören, welche ihr, der Regierung nämlich, so große Verlegenheit bereiteten.

Im Juni 1862 wurden zwei englische Soldaten ermordet, welche vor der Thür des Obersten Neale, der damals als britischer Geschäftsträger fungirte, auf Posten standen. Nun verließen die fremden Diplomaten definitiv Yeddo und erklärten, sie würden erst dorthin zurückkehren, wenn dort die europäischen Gebäude auf dem Gottenyama (wir werden später sagen, was das bedeutet) vollendet sein würden.

Am 14. September 1862 zog einer der angesehensten und mächtigsten Landherrn, der Fürst von Satsuma, mit einem Gefolge einiger Tausend bewaffneter Männer auf dem Tokaido, d. h. der großen Reichsstraße, einher. Er kam von Yeddo, wo er mit dem Hof auf gespanntem Fuß gelebt hatte, und ging in seine Länder zurück; diese liegen im südlichen Theile von Nippon. Dem Zuge voran schritt ein Waffenherold, und sobald dieser erschien, gingen alle an der Straße wohnenden Leute in ihre Häuser. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß vier Engländer, welche spazieren geritten waren, dem Zuge begegneten. Sie benahmen sich höflich, aber den japanischen Bräuchen und Vorstellungen zufolge lag schon in dem Umstande, daß sie überhaupt einen solchen Zug kreuzten, eine Beleidigung. Sie ritten an dem Fürsten vorbei und betrachteten aufmerksam ein Schauspiel, das ihnen neu war. Satsuma war ein Herr, der mit den Fremden keinen Vertrag geschlossen hatte; er erkannte dem Taïkun nicht das Recht zu, den Ausländern auf der großen Reichsstraße Privilegien zu geben, die kein Japaner besaß; für Satsuma galten lediglich die alten japanischen Gesetze, und diese verlangten die Vertreibung der Europäer oder deren Tod. Das Gefolge fiel über die vier Engländer her; drei derselben, mehr oder weniger schwer verwundet, retteten sich nach Yeddo; der vierte, Lennox Richardson, fiel.

Hier lag endlich ein Fall vor, wo man den Thäter kannte und wußte, an wen man sich zu halten hatte. Die Minister des Taïkun mußten endlich mit der Sprache heraus; ihre Politik bestand bisher, bei der schwierigen Lage, in welcher sie sich von Anfang an befunden hatten, in Ausflüchten, Unwahrheiten, Eingeständnissen, halben Eröffnungen und im Verschweigen vieler Dinge. Unterhändler mit den Gesandtschaften war damals Takemoto, ein feiner Kopf und gescheidter Mann. Er warnte vor den Lonins. Es giebt unter den Samuraï, d. h. Edelleuten, eine Menge von Subjecten, die sich schlecht aufgeführt haben und deshalb aus dem Dienste gestoßen worden sind, und die sich umhertreiben als „Leute ohne Amt", denn das ist die Bedeutung des Namens. „An sich hat das Wort nichts Beschimpfendes, und man bezeichnet damit auch diejenigen, welche, um den höheren Pflichten der Ehre, Loyalität oder Freundschaft zu genügen, dem Schutze der Gesetze freiwillig entsagen und blutige Rachehandlungen begehen" (Berg, die preußische Expedition nach Ostasien I, S. 120). Jetzt trieben sich Lonins in zahlreicher Menge bei Yokohama umher und kein Europäer durfte sich mehr für sicher halten, der Taïkun konnte ihnen nicht steuern; er stellte sich zwar noch immer als Freund der Ausländer hin, diese aber begriffen nun, daß es mit der kaiserlichen Macht, welche man ihm zugeschrieben, nicht mehr weit her sei. Er stand nicht mehr als Schiedsrichter und Inhaber der Macht da, sondern nur noch als Fürsprecher. Er bittet sogar die Fremden um eine Gunst. Die Gebäude der Gesandtschaften sollten, wie wir schon weiter oben gesagt, vertragsmäßig zu Yeddo auf dem Grund und Boden des Gottenyama errichtet werden; jetzt bat der Taïkun, man möge auf diese Concession verzichten. Wollte er die Fremden überhaupt aus seiner Hauptstadt fern halten? Oder, da er sich eben anschickte, nach Kioto zum Mikado zu reisen, wollte er beim altlegitimen Herrscher geltend machen, daß er sich einer Art von Triumph über die Fremden rühmen könne? Auf dem Gottenyama hielten in früheren Zeiten die Taïkune zu Pferde, wenn sie den souveränen Fürsten entgegen kamen. Diese Sitte war allmälig in Abgang gekommen, der Platz war dem Volk überlassen worden, welches sich beeinträchtigt sah, falls man ihm denselben entzog. Bei einem Lonin, der einen Mordversuch gegen den japanischen Minister Ando gemacht hatte, wurde ein Zettel gefunden, auf welchem als Anklage geschrieben stand: „er hat ihnen den Gottenyama überlassen; das bedeutet so viel, als ob er sie ermächtige, das ganze Reich zu stehlen." Aber die Europäer lassen sich zu keinen Concessionen herbei; sie machen im Gegentheil eine Menge von Beschwerden geltend, und Takemoto muß zugeben, daß dieselben im Wesentlichen begründet seien. Die Franzosen hatten auf dem Gottenyama noch nicht mit dem Bauen begonnen, aber das englische Gesandtschaftsgebäude war der Vollendung nahe. Es wurde, nachdem die Ver-

handlungen mit Takemoto kein diesem günstiges Resultat ergeben hatten, durch Brandstifter eingeäschert!

Am 21. März 1863 brach der Taïkun von Yeddo auf, um sich an den Hof des Mikado zu begeben. Einige Tage später erschien ein englischer Gesandter; er verlangte die Bestrafung der Mörder Richardson's und eine Entschädigung für die Verwandten der Ermordeten überhaupt. Auf ein dreimaliges schriftliches Ultimatum an die Regierung zu Yeddo erfolgte keine Antwort. Die Missethäter waren Beamte des Fürsten von Satsuma und in Yeddo nicht zu finden. In Betreff der Geldentschädigung, so hieß es endlich, müsse man die Rückkehr des Taïkun und den Ausgang der Verhandlungen beim Mikado zu Kioto abwarten. Trotzdem das Geschwader vor Yokohama lag, trieben Lonins in böswilliger Absicht sich in der Nähe herum, und von Seiten der Beamten kamen fast täglich Warnungen an die Europäer, vor Brandstiftungen auf der Hut zu sein.

In Kioto, so hieß es nun, sei der Taïkun ungnädig empfangen worden und die Kriegspartei habe die Oberhand gewonnen. Der englische Admiral Kuper bereitete sich auf alle Eventualitäten vor; dann erschien zu guter Zeit auch ein französisches Geschwader unter Admiral Jaurès, und auch dieser besorgte die schlimmsten Auftritte. Zum Kampfe gegen die Japaner hatte er keine Ermächtigung und auch keine specielle Veranlassung, aber er begriff, daß es seine Pflicht sei, den Europäern ohne Unterschied der Nationalität Schutz zu gewähren, sobald das englische Geschwader nach Ausbruch der Feindseligkeiten dazu nicht ferner im Stande sei. Er erklärte also, Yokohama solle im Kriegsfalle von ihm neutralisirt und somit sichergestellt werden.

Die Regierung des Taïkun versuchte noch eine Weile, das System der Einschüchterung fortzusetzen; als das nichts fruchtete, warf sie sich ins andere Extrem, ernannte ohne Weiteres den französischen Admiral zum Commandanten von Yokohama und übertrug ihm den Befehl über die japanischen Truppen! Es ging damals ein Gerücht, man wolle den Taïkun absetzen, weil er die Fremden nicht aus dem Reiche vertreibe; Satsuma sei Anstifter dieses Complotts und Stotsbaschi, Sohn des Fürsten von Mito, mit der Ausführung beauftragt worden. Diesem habe der Mikado alle Rechte übertragen, welche überhaupt dem Taïkun zuständen, und er sei am 31. Mai in Yeddo im Besitz aller nöthigen Vollmachten erschienen. Es gingen noch mehr Gerüchte um: der Taïkun sei abgesetzt; er sei todt; als gewiß wollte man aber wissen, daß er wie ein Gefangener gehalten werde und sich nicht mehr frei bewegen könne. Seine Freunde wollen Anstalt machen, ihn zu befreien, aber die Lonins treiben sich in zahlreichen Banden herum, die von feindlich gesinnten Fürsten besoldet werden und mehrere der ihnen mißliebigen Herren, welche für Anhänger des Taïkun gelten, in ihren eigenen Palästen belagern.

Am 24. Juni werden endlich die Geldentschädigungen ausbezahlt; aber unmittelbar nachher fertigt der Minister Ongasawara den Gesandten der fremden Mächte ein vom Taïkun gebilligtes Decret zu, in welchem er sie auffordert, Japan zu verlassen. Begreiflicherweise geschieht das nicht und die Sache bleibt auf sich beruhen. Aber die japanische Regierung hat durch jene Aufforderung die Verträge zerrissen und die fremden Gesandten haben demnach freie Hand gewonnen. Die Regierung erklärt ihnen, der Taïkun seinerseits habe keine freie Hand gehabt und es sei ganz gut, daß jene Aufforderung unbeachtet geblieben sei. Immerhin war aber die ganze Lage eine unsichere und bald nachher wurde sie noch kritischer.

An einer engen Durchfahrt des japanischen Binnenmeeres liegt die wichtige Stadt Simonoseki im Gebiete des Fürsten von Nagato, welcher bis dahin den Europäern in Yeddo nur unter seinem Titel Matzdaïra Daizen No Dabu bekannt gewesen war. Es hieß, daß er danach trachte, Taïkun zu werden, und gemeinschaftlich mit Satsuma den Mikado gegen die Fremden einnehme. Nagato war einer der vier großen Reichsfürsten, welchen die Beschützung des „Göttersohnes“, d. h. des altlegitimen Kaisers, obliegt, wenn dieser den Taïkun vor seinen Thron gefordert hat.

Am 24. Juni war, wie eben bemerkt, das Vertreibungsdecret erlassen worden und schon am 25. wurde der kleine amerikanische Dampfer „Pembroke“ zugleich von den Batterien bei Simonoseki und von Schiffen des Fürsten Nagato beschossen. Damit waren die Feindseligkeiten eröffnet; die Amerikaner, Franzosen und Holländer zumal waren nach einander beleidigt worden. Sie richten ihre Beschwerden auch jetzt noch an den Taïkun, welcher nun den Fürsten von Nagato für einen Rebellen erklärt. Gleichzeitig verlangen die Engländer Schadloshaltung von Satsuma wegen der Ermordung Richardson's. Admiral Kuper erscheint vor dessen Hauptstadt Kagosima und belegt dort drei Dampfer mit Beschlag. Sofort eröffnen die japanischen Batterien Feuer auf die englische Flotte, das kräftig erwidert wird. Ein großer Theil der Stadt geht in Flammen auf, aber am andern Tage segeln die Engländer ab, nachdem sie nicht unbeträchtliche Einbuße erlitten haben; als sie schon weit in See sind, hören sie immer noch den Donner von Satsuma's Geschützen gleichsam als einen Abschiedsgruß!

Zu ihrer nicht geringen Ueberraschung und Verwunderung erscheinen dann am 9. November in Yokohama Bevollmächtigte des Fürsten Satsuma, erbieten sich zur Bezahlung der Summe, welche wegen Richardson's gefordert worden ist und erklären, daß der Fürst den lebhaften Wunsch hege, in directe Handelsverbindungen mit den Europäern zu treten. Von da an herrschte zwischen beiden Theilen gutes Einvernehmen.

Gegen Ende des Jahres 1863 war Alles scheinbar ruhig; das Austreibungsdecret war nicht widerrufen worden; demgemäß hatte kein Ausländer das Recht, in Japan zu verweilen. Fanatiker ermordeten an hellem Tage, auf offener Landstraße, mitten in einem Dorfe den französischen Infanterieoffizier Camus. Der Vorfall machte natürlich großes Aufsehen; die That, sagt man, sei von Lonins verübt worden, und die Beamten des Taïkun deuten an, daß irgend ein dem letztern feindlich gesinnter Fürst die Mordthat angestiftet habe. Offenbar herrschte am Hofe zu Yeddo große Verlegenheit und der Taïkun fühlte sich in bedrängter Lage gegenüber dem Mikado und den großen Daïmios. Er erklärte den Fremden, daß er das Ausweisungsdecret zurücknehmen wolle, falls dieselben von nun an ihren Verkehr mit Japan auf die beiden Häfen Naugasaki und Hakodade beschränken wollten. Natürlich gingen die Gesandten auf einen solchen Vorschlag gar nicht ein. Nun brachte man am Hofe des Taïkun eine Gesandtschaft nach Europa aufs Tapet, und ein Edelmann aus der Familie Ikeda wurde mit derselben beauftragt. Sie fuhr im Februar 1864 ab; ihr Zweck war, die Räumung Yokohamas durch die Europäer zu erwirken. Inzwischen waren dort deutsche, amerikanische und holländische Truppen und Schiffe angelangt, die französische Besatzung war auch da, und die Europäer waren nun stark genug, den Platz gegen jeden Angriff zu vertheidigen. Auch ein englisches Regiment aus Indien traf ein.

Jetzt konnte auch eine Expedition unternommen werden, um den Fürsten von Nagato zu züchtigen. Die Admiräle Kuper und Jaurès besetzten alle Festungswerke in der Straße von Simonoseki. Nagato bat um Schonung; er habe die Feindseligkeiten lediglich auf Geheiß des Taïkun verübt. Er

schloß mit den Admirälen einen Vertrag, in welchem er zugab, daß er Unrecht gethan habe und sich verpflichtete, allen europäischen und amerikanischen Fahrzeugen freie Passage durch die Straße von Simonoseki zu gewähren und ihnen im Nothfalle Schutz und Beihülfe angedeihen zu lassen. Noch mehr, er wolle sämmtliche Geschütze von seinen Gestaden entfernen. Wie weit das Doppelspiel getrieben wurde, ergiebt sich aus den Glückwünschen, mit welchen die Gesandten von Seiten des Taïkun über einen so günstigen Ausgang begrüßt wurden. Er ließ den Palast Nagato's in Yeddo der Erde gleich machen und beraubte den rebellischen Daïmio aller seiner Titel. Mit Beflissenheit wurde in den letzten Monaten des Jahres das Gerücht verbreitet, der Taïkun werde einen Kriegszug gegen Nagato unternehmen, weil derselbe den Sturz des Taïkun betreibe und versucht habe, sich mit Gewalt der Person des Taïkun zu bemächtigen; auch habe er diesen bei den fremden Admirälen angeschwärzt und verleumdet. Das Alles war aber nur Vorwand, um die Verlegung des Hofes und der Regierung von Yeddo weg zu verdecken. Der Taïkun zog mit einem großen Heergefolge nach Kioto, der Hauptstadt des Taïkun, und die Fremden fanden fortan in Yeddo keine Behörde mehr, mit der sie hätten verhandeln können. Diese wandten sich denn auch schon im November 1865 nach Kioto, um nun vom Mikado die Ratification der Verträge zu erlangen, was auch in bedingter Weise erreicht wurde. Sodann beantragten sie die Eröffnung des Hafens von Osaka, d. h. der Stadt Hiogo, und diese wurde für den 1. Januar 1868 zugestanden. Somit war zum ersten Male von Seiten des legitimen Kaisers zugestanden, daß die Ausländer ein Recht haben, im Reiche des Sonnenaufgangs zu verweilen. Im Februar 1868 ist dann der Mikado, wie wir weiter unten erzählen, noch viel weiter gegangen.

Ein französischer Fregattencapitän, J. Layrle, hat in der „Revue des deux Mondes" (vom 15. Februar) sehr verständige Betrachtungen über die politische Lage Japans angestellt; und man wird eine ziemlich richtige Anschauung derselben erhalten, wenn man vergleicht, was Berg (I, S. 118 ff.) über das gegenseitige Verhältniß des Taïkun und der Daïmios mittheilt.

Das Taïkunat entstand gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Damals gelang es einem kühnen und tapfern Manne, Iyeyas (Hieas), die übrigen Reichsfürsten von sich abhängig zu machen. Dem als Gongensama bezeichneten Vertrage gemäß wurden den Daïmios viele Beschränkungen auferlegt; es wurde ihnen 1625 geboten, sich in Yeddo, der Residenz des Taïkun, Paläste zu bauen und in denselben ein Jahr um das andere zu wohnen; wenn sie in ihren Besitzungen waren, mußten ihre Familien als Geißeln in Yeddo zurückbleiben. In der Hauptstadt durften nur solche Daïmios mit einander verkehren, die nahe verwandt waren. Der Siogun konnte die Daïmios zu Gefängniß, Verbannung und zum Tode verurtheilen; auch in den Fürstenthümern selber wurde jeder Daïmio streng von Bevollmächtigten des Siogun (Taïkun) überwacht. Man sieht, wie dieses ganze politische Gebäude als Unterlage das Mißtrauen hatte; kein Wunder also, daß die Daïmios die erste beste Gelegenheit benutzten, um diesem Systeme des Zwanges und der Ueberwachung ein Ende zu machen. Auch arbeiteten sie so viel als möglich gegen dasselbe; man sagt, daß aus dem Gebiete des Fürsten von Satsuma nur ein einziger geheimer Spion des Taïkun lebendig nach Yeddo zurückgekehrt sei.

Die Erbfolge im Taïkunat war eigenthümlich. Iyeyas hatte vier Söhne. Der älteste war der Fürst von Owari, der zweite war der Siogun Fide tada, der dritte der Fürst von Kii und der vierte der Fürst von Mito. Der Siogun wählte den Thronfolger unter seinen Söhnen, und in Ermangelung eines Leibeserben aus der Zahl der nächsten Agnaten. Fehlte es auch an solchen, so mußte er aus einer der Familien Owari, Kii und Mito den Thronfolger adoptiren. Dieser galt dann als Repräsentant der Siogunlinie und vererbte die Würde auf seine Nachkommen, bis etwa eine neue Adoption aus den Nebenlinien nöthig wurde. Die Häupter dieser letzteren wurden als Titularbrüder des Siogun bezeichnet und waren die ersten Männer des Reiches. Alle nicht erbenden Söhne des Siogun wurden gewöhnlich von kinderlosen Daïmios adoptirt und verloren dadurch sammt ihrer ganzen Nachkommenschaft auf immer das Anrecht an die Thronfolge. Als der Siogun Tsuna yosi, der 1680 an die Regierung gelangte, nach dem Tode seines einzigen Sohnes von jenem Hausgesetz abweichen und den Sohn eines Günstlings adoptiren wollte, ermordete die Kaiserin ihren Gemahl und entleibte gleich darauf sich selber. Der Sohn des Iyeyas, welcher das Taïkunat erhielt, starb ohne Kinder. Die Familie Kii kam zur Herrschaft und blieb stets in enger freundschaftlicher Verbindung mit den Owaris. Deshalb gelangte nie ein Mito zum Taïkunat, bis im vorigen Jahre Stotsbaschi dasselbe an sich brachte. Aber es ist auch mit ihm zu Grunde gegangen. Er untergrub die Macht und das Ansehen seiner Vorgänger und die achtzehn großen, thatsächlich unabhängigen Fürsten stürzten ihn seinerseits. Diese hatten sich schon 1862 emancipirt, als sie sich an die oben erwähnten Beschränkungen nicht mehr kehrten und den Zwang abschüttelten; sie zogen aus Yeddo ab unter dem Vorwande, daß ihre Würde nicht erlaube, neben Ausländern zu wohnen und zu leben, welche den Reichsgesetzen gemäß nicht im Lande geduldet werden dürften; sie seien Feinde, deren Anwesenheit von ihnen, den Daïmios, nicht genehmigt worden sei. Damit war ein verhängnißvoller Schlag gegen die Macht und das Ansehen des Taïkuns gefallen; die Daïmios gingen nach Kioto, in die Hauptstadt des legitimen Kaisers, und arbeiteten dort gegen den „Kaiser" in Yeddo. Sie bemüheten sich nun ihrerseits, mit den Ausländern in ein gutes Einvernehmen zu kommen, und in dieser Hinsicht sind die oben erzählten Vorgänge von Wichtigkeit. Sie kauften Dampfer, ließen ihre Soldaten europäisch drillen und mit den besten Schießwaffen versehen. Satsuma legte eine große Zuckerfabrik nach europäischem Muster an; Nagato schickte talentvolle junge Edelleute zur Ausbildung nach England, und seine Unterthanen leben mit den Fremden im besten Einvernehmen. Ihr Trachten ging dahin, dem Taïkun die ihnen lästige Oberherrschaft zu nehmen, den Namen und das Ansehen des legitimen Kaisers, des Mikado, in der Art zu verwerthen, daß die Macht ihnen anheimfiel, und sich die Vortheile zuzuwenden, welche der Handel mit dem Auslande gewährt. Sie haben ihren Zweck erreicht; wir wollen nun berichten, in welcher Weise das geschehen ist und wie die Revolution zum Ausbruche kam. Hoffentlich wird aus dem, was wir bisher gesagt, der Leser eine möglichst klare Vorstellung über die sehr verwickelten japanischen Verhältnisse bekommen haben.

* * *

Der Leser wird auch die große Katastrophe und deren Bedeutung verstehen, wenn wir die wichtigsten Vorgänge, welche sich im Laufe des Jahres 1867 in Japan ereigneten, kurz anführen. Man kann daraus ersehen, wie die Revolution von langer Hand her sich vorbereitete.

Zu Anfange jenes Jahres war das Land im Allgemeinen ruhig; nur an der japanischen Binnensee bekriegten die Daïmios von Chiosiu und von Kokura einander. In Bezug auf innere Staatsangelegenheiten hatte eine Versammlung der mächtigsten Daïmios keinen Erfolg; sie beriethen

die Schwierigkeiten der Lage, namentlich den Ausländern gegenüber, kamen jedoch zu keiner Lösung. So viel aber wurde klar, daß sie dem Taïkun Stotsbaschi feindlich gesinnt und eifersüchtig auf denselben waren; alle ihre Handlungen zielten darauf hin, seine Macht noch mehr zu untergraben. In Yeddo fanden häufig Brandstiftungen statt, ein Gleiches geschah in und bei Yokohama.

Im Februar lud der Taïkun die fremden Gesandten zu einer Conferenz ein; der holländische Ministerresident Graeff van Polsbroek schloß im Namen Dänemarks mit Japan einen Vertrag. Stotsbaschi wurde förmlich als Siogun, Oberfeldherr, installirt; die Fremden fuhren fort ihn als Taïkun zu bezeichnen. Von Japan aus wurden viele Gegenstände nach Paris zur Weltausstellung geschickt und ein Bruder des Stotsbaschi ging nach Europa, um dort längere Zeit zu verweilen. — Das Haus des englischen Ministerresidenten Parkes wurde durch Brandstiftung in Asche gelegt.

Im März erfuhr man, daß der Mikado an den Blattern gestorben sei. — Beamte der britischen Gesandtschaft machten einen Ausflug nach Hiogo, wo sie einen sehr guten Empfang fanden. Admiral King unternahm mit seinem Geschwader eine Rundfahrt in der Binnensee und auch er fand überall die beste Aufnahme. — Im April wiederholte sich mehrmals das Gerücht von Mordversuchen gegen den Siogun. Englische Offiziere wurden in einem Tempel mißhandelt; der Gesandte verlangte Genugthuung für solche Unbilden. Der Taïkun erklärte, daß die Verträge allesammt in ihrem vollen Umfange durchgeführt werden sollten. Demgemäß wurde im Mai von Seiten der japanischen Regierung die Mittheilung gemacht, daß zum 1. Januar 1868 die Städte Yeddo und Osaka, der Hafen von Hiogo und außerdem noch ein anderer Hafen an der Westküste eröffnet werden würden, und eine Conferenz darüber zwischen Parkes und dem Siogun hatte einen durchaus befriedigenden Verlauf. Im Juni hieß es, daß wegen der Eröffnung Osakas allerlei Irrungen zwischen dem Siogun und den Daïmios entstanden seien.

Im Juli wurde ein mißlungener Mordversuch gegen Herrn van Polsbroek gemacht; im August ließen die Behörden zu Nangasaki eine Anzahl japanischer Neuchristen einsperren. Sodann erfuhr man, der Siogun oder Taïkun Stotsbaschi habe zu Gunsten des jungen Fürsten von Owari abgedankt, und das sei in Folge jener Irrungen mit den Edelleuten geschehen. Die Nachricht war vorzeitig. In Nangasaki wurden zwei englische Matrosen in einem Theehause ermordet; die Folge war ein sehr hastiges und übereiltes Einschreiten der englischen Befehlshaber. Die Lebensmittel waren sehr theuer geworden. — Der mit Belgien abgeschlossene Vertrag wurde am 12. September zu Yeddo ratificirt. — Im November wurde in Osaka mit dem Bau der Häuser für die Europäer begonnen; in Nangasaki wurden Angriffe gegen zwei Europäer gemacht. Der Siogun entließ viele Soldaten, nachdem er sich mit dem Daïmio Chiosiu verständigt hatte. — Die Japaner richteten eine regelmäßige Dampferlinie zwischen Yokohama und Osaka ein; das englische und das amerikanische Geschwader steuern im Hinblick auf mögliche Eventualitäten in die Binnensee. Im December wird bestätigt, daß Stotsbaschi abgedankt habe; die Fremden sahen sich demnach auf den Verkehr mit dem Mikado angewiesen, einem neunjährigen Knaben, der ein Werkzeug in den Händen der großen Daïmios war. Ein im Namen des legitimen Kaisers ausgefertigter Erlaß berief eine Versammlung der Daïmios, damit von ihnen die Verfassung für das Reich festgestellt werde.

Somit war die entscheidende Krisis vorhanden und sie war von blutigen Kämpfen begleitet. Die verbündeten Daïmios, welche sich des unmündigen Mikado bemächtigt hatten, erheben sich gegen Stotsbaschi.

Für die nachstehenden Schilderungen ist die „Japan Times" (vom 15. Februar) unsere Quelle. In Yeddo wurde der Palast des Stotsbaschi, der Nino Maru, von den Leuten des Fürsten Satsuma in Brand gesteckt; der Taïkun hatte die Schwester desselben gefangen gehalten. Zur Vergeltung wurden die Paläste Satsuma's in Asche gelegt; auch ein Theil der Stadt Kanagawa, die bekanntlich in der Bucht von Yeddo liegt, ging am 31. Januar in Flammen auf, angeblich durch Zufall, doch unterliegt es keinem Zweifel, daß das Feuer angelegt war; binnen sieben Stunden waren etwa 1400 Häuser zu Grunde gegangen.

Inzwischen begaben sich in Osaka wichtigere Dinge; ein siebentägiger Krieg war hinreichend, um den verbündeten Fürsten die Obergewalt zu verschaffen; Stotsbaschi wurde aufs Haupt geschlagen. Er wagte am 27. Januar einen Angriff gegen Kioto, die Residenzstadt des Mikado, in welcher die ihm feindlichen Daïmios versammelt waren; der Kampf dauerte drei Tage. Stotsbaschi unterlag, theilweise durch Verrath eines seiner Daïmios, mußte am 31. Januar aus dem Castell in Osaka bei Nacht entfliehen, fand Rettung am Bord eines europäischen Kriegsschiffes, das ihn aufnahm, wurde dann auf den „Kayo Maru", einen seiner Dampfer, gebracht und erreichte Yeddo am 4. Februar. Die fremden Gesandten hatten Osaka verlassen und waren nach der in der Nähe von Hiogo liegenden kleinen Hafenstadt Kobe gegangen. Die Truppen der südlichen Daïmios besetzten Osaka und erhielten die Ordnung aufrecht.

Der ehemalige Siogun oder Taïkun war entflohen und Japan im Augenblick ohne Regierung; aber die verbündeten Fürsten, welche den Ernst der Lage vollkommen begriffen, erklärten im Namen Seiner kaiserlichen Majestät, des Mikado, daß derselbe die Verträge, welche 1867 mit dem Siogun abgeschlossen worden seien, so betrachte, als seien sie mit ihm selber vereinbart worden. Damit war für die Fremden die Hauptfrage entschieden, und es ist ein für sie günstiger Umstand, daß beide Parteien in Japan nun fremdenfreundlich auftreten. —

Auf eine Darstellung der einzelnen Gefechte, welche in der „Japan Times" sehr ausführlich erzählt werden, gehen wir nicht ein; wir wollen nur Einiges hervorheben, das zur Kennzeichnung der Verhältnisse dienen kann. Die gegenseitige Erbitterung muß groß gewesen sein. Die Soldaten des Taïkun verbrannten in Osaka alle Häuser, welche dem Fürsten von Satsuma gehörten, und schossen Alle nieder, welche sich aus den Flammen retten wollten. In der Bucht von Osaka fanden Seegefechte zwischen den Dampfern statt, während auf dem Lande die Truppen der Daïmios von Satsuma, Tosa und Genschiu mit jenen Stotsbaschis fochten; unter Satsuma's Befehl standen auch die Streitkräfte des Daïmio von Chiosiu. Die Daïmios von Owari und Echizen, Verwandte Stotsbaschi's, blieben in Kioto, um dort den Mikado zu bewachen; der Fürst von Kanga erklärte sich für neutral und zog nach seinem Gebiet ab. Am 29. Januar räumten die Leute Stotsbaschi's mehrere Stellungen, welche sie bisher inne gehabt, drangen aber am andern Tage wieder vor, und es schien, als ob sich der Sieg auf ihre Seite wende. Da desertirte ein Daïmio, Todo Idsumi, und ging als Verräther mit seinen Truppen zum Feinde über, offenbar nach einem vorher wohl überlegten Plane. Nun kam Verwirrung unter die Truppen des Taïkun und Osaka fiel in die Gewalt der Verbündeten. Stotsbaschi, der selber nicht am Kampfe sich betheiligt hatte, erklärte den Gesandten, daß er nicht mehr für ihre Sicherheit stehen könne, und entfloh, wie schon bemerkt, auf die amerikanische Fregatte „Iroquois".

Demgemäß begaben sie sich von Osaka fort nach Tempo-san, einem Fort an der Mündung des Flusses von Osaka, und von dort auf zwei Dampfern nach Kobe.

Wir wollen zum Schlusse zwei Episoden erzählen. Die erste bezieht sich auf eine Handlung des Uebermuthes, welche einigen Franzosen zur Last fällt. Am 4. Februar zog der Fürst von Bizen mit einem Gefolge auf der nach Kioto führenden Straße. Ein französischer Unteroffizier, obwohl von den Japanern gebeten und gewarnt, bestand darauf, quer über die Straße zu gehen, und zwar gerade vor dem Fürsten her. Die Leser erinnern sich an das, was wir weiter oben in Betreff eines ähnlichen Falles mit dem Fürsten von Satsuma mitgetheilt haben. Die Beleidigung, welche darin lag, daß ein Fremder mit Vorsatz und trotzig Herkommen und Landesbrauch verhöhnte, wurde sofort bestraft. Ein Japaner gab dem Unteroffizier einen Lanzenstich in den Rücken; einer seiner Kameraden griff nach der Lanze, um eine Wiederholung des Stoßes zu verhindern, und ihm wurde die Hand abgehauen. Der Unteroffizier hatte inzwischen seinen Säbel gezogen, und es ist nur zu verwundern, daß nicht beide Franzosen niedergesäbelt wurden. Sie entflohen und dann eröffneten etwa funfzig japanische Büchsenschützen ein Feuer auch nach der Flagge des französischen Gesandtschaftsgebäudes. Dabei wurde durch Zufall ein Seesoldat des amerikanischen Schiffes „Oneida" leicht an der Schulter verwundet; im Uebrigen richteten die Kugeln keinen Schaden an. Dieser Vorfall verursachte eine große Aufregung; die Kriegsschiffe sandten sofort bewaffnete Mannschaften ans Land und diese verfolgten die Leute des Fürsten von Bizen, die aber einen großen Vorsprung hatten. Nach und nach wurden noch mehr Truppen gelandet, welche Schildwachen aufstellten, auf der nach Hiogo führenden Straße Schanzen aufwarfen und noch andere Vertheidigungsanstalten trafen. Um die angebliche Beleidigung zu rächen, begingen die Gesandten „eine große Albernheit", indem sie fünf Dampfer mit Beschlag belegten, welche den vollkommen unbetheiligten Fürsten von Owari, Fizen und Higo gehörten. Zugleich gaben sie Befehl, alle überhaupt in Sicht kommenden Dampfer wegzunehmen! So machten sie sämmtliche Daïmios verantwortlich für einen Vorfall, welcher denselben vollkommen fremd und unbekannt war und an welchem eine Rüpelei jenes Franzosen alle Schuld trug.

Während sich die Diplomaten so albern und unter den verwickelten Verhältnissen doppelt einfältig benahmen, gingen die stolzen Daïmios viel klüger zu Werke. Sie bewogen den Fürsten von Bizen dazu, daß er, welchem doch die Beleidigung zugefügt worden war, den Gesandten sein Bedauern über den leidigen Vorfall aussprach und um Entschuldigung bat. Die übrigen Daïmios legten sich auch mit einer Fürsprache ins Mittel, und damit war der Zwischenfall beendigt.

Der zweite Fall beweist wieder einmal, daß auf der englischen Kriegsflotte die Mannszucht sehr schlecht ist. Als englische Seesoldaten ans Land gesetzt worden waren, plünderten sie das Magazin eines ihrer eigenen Landsleute, der Firma Marks und Compagnie, betranken sich viehisch in dem Wein und Branntwein, welchen sie gestohlen hatten, zerschlugen Alles und brachen auch die eiserne Geldkiste auf. Kein Offizier wagte diesem schändlichen Treiben entgegenzutreten. Ein Gleiches war schon unter ähnlichen Verhältnissen am 26. November 1866 geschehen; auch damals wurden englische Seesoldaten zum Schutz ihrer eigenen Volksgenossen ans Land gesetzt und verübten in schmachvoller Weise Raub und Plünderung. Wir haben seiner Zeit diesen Vorgang im „Globus" erzählt als ein Beispiel von dem Betragen der „civilisirten Europäer", und wir könnten eine lange Reihe von Brutalitäten aufführen, welche sich dieselben zu Schulden kommen ließen.

Die Dorschfischerei und das Leben und Treiben der Fischer im hohen Norden.

IV.

Allerlei Einzelheiten über den Betrieb der Fischerei und des Fischhandels. — Actiengesellschaften.

Der Capitän nimmt jetzt ebenfalls seine Leine zur Hand, zieht einen an einem Strick über die Seite im Wasser hängenden Korb herauf und sucht aus demselben einige der größten Trompetenschnecken hervor, mit denen derselbe gefüllt ist, zerschlägt die Schale mit einem Hammer und steckt von den jetzt nackten Schnecken an jede seiner beiden Angeln zwei der fettesten, delicatesten. Ueberzeugt, daß, wenn ein Fisch in der Nähe ist, er einer solchen Versuchung nicht wird widerstehen können, wirft er die Angeln sammt den dünnen Schnüren, an denen sie befestigt sind, über die Seite des Schiffes hinaus, faßt dann das noch auf dem Deck liegende Bleiloth, welches etwas oberhalb der Mitte durchbohrt, und durch welches eine dünne, etwa zwanzig Zoll lange eiserne Stange gesteckt ist, an deren beiden Enden die erwähnten Schnüre mit den Angeln befestigt sind, wirft es über Bord und läßt die daran befindliche Leine, welche von dem fünf bis sechs Pfund schweren Bleigewichte schnell in die Tiefe gezogen wird, über einen an der Gallerie des Schiffes angebrachten und etwas vorstehenden Klotz aus hartem Eichen- oder Buchenholz, der mit einer Kerbe für die Leine versehen, auslaufen bis das Bleiloth den Grund erreicht, zieht dann etwa zwei Klafter wieder empor und hält seine Schnur in dieser Stellung an. Mit erwartungsvoller Miene steht er bereit, den ersten anbeißenden Fisch schleunigst ans Tageslicht zu fördern; doch es will sich keiner bestricken lassen. Bereits ist eine halbe Stunde seit Ablösung der Wache verflossen und noch ist kein Fisch gefangen. Mißmuthig zündet der Capitän seine Pfeife an, um die Zeit und Grillen zu vertreiben. Eben schicken sich einige der vor Langeweile gähnenden Matrosen an, seinem Beispiele zu folgen; da thut plötzlich Einer einen mächtigen Ruck und fährt dann fort, eilig seine Leine emporzuziehen. Diesmal ist es kein blinder Lärm, denn fortwährend fühlt er die verzweifelten Anstrengungen seines Gefangenen, der sich frei machen will. Die Kameraden stehen erwartungsvoll, halb ihre Aufmerksamkeit dem glücklichen Collegen, halb ihren eigenen Schnüren zuwendend, und Pfei-

sen, Langeweile und Müdigkeit sind in diesem Augenblicke völlig vergessen. Mit einem Male spürt auch ein Anderer einen Fisch an seiner Angel und beginnt ihn heraufzuziehen, dann noch Einer. Der Erste hat seine Beute, einen prächtigen, großen Dorsch, schon glücklich herauf und auf das Deck in Sicherheit gebracht, er beeilt sich, neuen Köder anzustecken und seine Leine wieder auszuwerfen. Während dieselbe ausläuft, durchschneidet er die Kiemen des gefangenen Fisches, damit das Blut nicht im Fleische und in den Höhlungen der Gräten gerinne. Inzwischen haben auch die anderen Beiden, der Eine einen Dorsch, der Andere gar deren zwei zugleich zu Tage gefördert und bald sind Alle in voller Thätigkeit und nicht im Stande, ihre Angeln so schnell auszuwerfen, wie die Fische anbeißen. Dieser Augenblick muß benutzt werden; jetzt ist keine Zeit zum Schlafen und schon schallt der Ruf: „All hands on deck, turn out to your lines," — Alle aufs Verdeck, auf! an eure Leinen, — durch die Luken hinunter und rüttelt die Schläfer auf.

Nach wenigen Minuten ist die Backbordswache wieder oben und die ganze Mannschaft eifrig mit Fischen beschäftigt. Die Unterhaltung ist verstummt, nur einzelne Ausrufe oder zuweilen ein derber Scherz lassen sich hören; denn die Aufmerksamkeit der Leute ist für den Augenblick ausschließlich auf ihre Beschäftigung gelenkt. Jeder sucht es dem Andern zuvor oder wenigstens gleich zu thun und zählt im Stillen neidisch jeden Fisch, den seine Kameraden rechts und links heraufziehen, indem er heimlich nachrechnet, ob er selbst eben so viele habe; denn nicht allein der Ehrgeiz, sondern auch der Eigennutz, diese mächtige Triebfeder in den Handlungen der Menschen, spielt hier eine Rolle.

Die Eigner oder Befrachter der Fischerfahrzeuge nämlich, welche die Macht dieses Hebels wohl kennen und klug genug sind, um daraus Nutzen zu ziehen, geben der Besatzung für ihre Dienste während der Saison theils, außer einem geringfügigen Monatsgelde, für jeden gefangenen Dorsch eine bestimmte Bezahlung, theils auch allein einen gewissen Antheil an dem Gewinn des Unternehmens. Indem sie die Leute so gewissermaßen zu Theilnehmern an demselben machen, sichern sie sich den Eifer und Fleiß derselben aus eigenem Antriebe und wälzen zugleich einen Theil des Risicos, eines möglichen ungünstigen Erfolges, auf die Mannschaft über. — Nach etwa zwei Stunden angestrengter Arbeit scheinen die Fische so plötzlich wieder zu verschwinden wie sie kamen; keiner beißt mehr an. Die Strömung hat das Schiff von der Bank ab an eine tiefere Stelle der See getrieben. Statt der früheren siebenzig Klafter zeigen die Leinen jetzt eine Tiefe von achtzig bis neunzig Klaftern an, und die erfolglosen Bemühungen einer weitern Viertelstunde geben den erpichten Fischern wieder die oft empfangene Lehre, daß die Gunstbezeugungen der Frau Fortuna manchmal nur von kurzer Dauer sind, und daß vorläufig nichts mehr zu erwarten ist. Das Schiff auf die Bank zurückzubringen, wie es sonst wohl geschieht, ist jetzt, der gänzlichen Windstille wegen, unmöglich. Indeß ist der große Kasten auf der Mitte des Decks auch bereits mit Heilbutten, Längen, besonders aber mit großen Dorschen beinahe gänzlich gefüllt und für die nächsten Stunden Arbeit genug. Der Koch, welcher sofort nach dem Verschwinden der Fische Ordre erhielt, das Frühstück zu bereiten, meldet jetzt, der Thee sei fertig, und indem einer oder zwei der Leute bei ihren Leinen bleiben, um sogleich Meldung zu machen, falls wieder Fische angetroffen würden (was durch Hinwegtreiben über eine andere Bank oder ein Meed der Fall sein könnte), begeben sich die Uebrigen hinunter, um ihren Morgenimbiß zu vertilgen. Nach beendetem Mahle erscheinen wieder Alle auf dem Deck. Der oder die Wachehaltenden werden abgelöst, um gleichfalls für die Bedürfnisse des Magens sorgen zu können, und der Rest der Mannschaft begiebt sich an die Arbeit, um die gefangenen Fische bei Seite zu schaffen und für neue Ankömmlinge Platz zu machen.

Das geschäftige Treiben, welches soeben noch auf dem Deck herrschte, hat bald einer tiefen Ruhe Platz gemacht. Indeß hat der Capitän bedenkliche Blicke nach der einen Seite des Horizontes hingeworfen, wo eine dichte, gräuliche Wolkenmasse sich zusammenzieht und eine nahe Veränderung des Wetters ankündigt. Die Seevögel kamen vorhin in großen Schaaren vom Lande hergeflogen, um ihre Nahrung zu suchen und schwammen keck bis dicht ans Schiff heran. Mit ihren klugen Augen glotzten sie dasselbe an, bis eine plötzliche Bewegung der Leute auf dem Deck sie zu schleunigem Untertauchen veranlaßte. Andere badeten sich in der klaren Fluth, bisweilen untertauchend, um gleich darauf mit einem glänzenden Fischchen im Schnabel wieder hervor zu kommen, und augenscheinlich freuten sie sich des schönen Tages. Nun werden sie unruhiger und eilen der Küste zu. Möven umflattern kreischend das Schiff, und obgleich noch kaum ein Lüftchen weht, geht die See schon hohl und schaukelt unser Fahrzeug ziemlich unsanft hin und her.

Wir befinden uns jetzt reichlich drei Meilen von der Küste und etwa vier Meilen vom nächsten Hafen entfernt. Das Land hüllt sich schon wieder in seinen Nebelmantel, das klare Blau des Himmels hat einem bleifarbenen Grau Platz gemacht und ein dumpfes Brausen, vermischt mit dem Zischen der wachsenden Wellen, tönt an unser Ohr; sichere Vorboten eines nahenden Sturmes.

Capitän und Steuermann berathen sich jetzt, ob wir den Sturm in offener See abhalten oder in den nahen Hafen einlaufen sollen. Da während des Sturmes doch an Fischen nicht zu denken ist und auch die als Köder nothwendigen Schnecken auf die Neige gehen, wird das Letztere beschlossen, und zwar zu unserer großen Zufriedenheit, indem die ersten Symptome der Seekrankheit sich bereits bei uns einstellen.

Der erste Windstoß pfeift schon durch das Tauwerk; das bisher schlaff herab hängende Großsegel flattert lustig in der frischen Brise, die Vordersegel werden aufgehißt, die Schoten angeholt und das Schiff, dem Steuer gehorchend, fällt rasch ab, bis der Wind beinahe quer über die Luvseite hereinstreicht und schießt dann mit geblähten Segeln in raschem Laufe vorwärts, der Richtung des Hafens zu, indem der Schaum am Bug emporspritzt, dann und wann eine zerstäubende Welle uns mit einem dichten Regen überschüttet und uns mahnt, unsere Regenröcke, Oeljacken, Südwester und wie alle diese Präservativmittel gegen die Nässe heißen, anzulegen.

Der Sturm wird immer heftiger, das Schiff neigt sich unter seiner Wucht, bis das Wasser über den Leebord auf das Deck hereinströmt, und es wird Befehl gegeben, Segel einzuziehen. So erleichtert, tanzt unser kleiner Schnellsegler in graciöser Weise über die Wellen dahin. Der Eingang zum Hafen zeigt sich schon vor uns in geringer Entfernung. Nach wenigen Augenblicken fällt der Anker, die Segel werden beschlagen und unser Schifflein schaukelt sanft auf dem ruhigen Wasser des Hafens, während draußen der Sturm weiter tobt und selbst hier noch mit melancholischem Pfeifen durch die Takelage fährt, als ob er wehklagte, daß ihm seine Beute entronnen.

Da unsere Fischer indeß als Angehörige einer fremden Nation hier nicht fischen dürfen, ohne einen Eingeborenen mit im Boote zu haben, so rudern sie erst ans Land, um in dem nahen Dorfe einen Mann zu diesem Zwecke zu dingen, und wir benutzen diese Gelegenheit, um wieder auf festen Boden zu gelangen. Auf dem Schiffe giebt es nämlich für uns nichts Neues mehr zu sehen und zu lernen, außer daß um acht Uhr Abends, bevor die Wache gesetzt wird, wie

es in der Seemannssprache heißt, der Capitän aufschreibt, wie viele Fische ein Jeder in den letzten vierundzwanzig Stunden gefangen hat. Damit dabei kein Versehen oder Betrug mit unterlaufe, muß Jeder von jedem gefangenen Fische die sogenannten Lippen, nämlich die Zunge mit ihrer nächsten Umgebung, abschneiden, aufbewahren und dem Capitän als Beweis vorzählen und überliefern.

Die Schnecken werden, nachdem sie an Bord gebracht sind, in Körbchen aus Weidengeflecht oder in durchbohrte hölzerne Kästchen gethan und diese, an einem Seile befestigt, über Bord ins Wasser gehängt. Soll gesegelt werden, zieht man sie herauf, legt sie aufs Deck und übergießt sie mitunter mit frischem Seewasser. Auf diese Weise können sie zwei bis drei Wochen am Leben erhalten werden. Sobald sie gestorben sind, gehen sie schnell in Fäulniß über und taugen dann nicht mehr als Köder. —

Auf den in England selbst zu Hause gehörenden Schiffen, die zum größten Theil Eigenthum der Capitäne sind, erhält die Mannschaft ein bestimmtes Monats- oder Wochengeld, vollständige und sehr gute Beköstigung und außerdem Bezahlung für jeden gefangenen Fisch, gewöhnlich einen Penny, doch sind die Heilbutten und überhaupt solche Fische, die nicht zu Klippfisch verwendet werden, davon ausgenommen.

Zum Schiffsvolke gehören meistens auch einige Lehrlinge — apprentices —, Jungen von zehn bis zwölf Jahren an, die entweder keine oder doch nur sehr geringe Bezahlung erhalten, dagegen aber außer Beköstigung am Bord auch im Winter, während das Schiff etwa still liegt, im Hause des Capitäns, falls dieser zugleich Rheder ist, Wohnung und Beköstigung haben, sowie dieser auch für ihre Bekleidung sorgt.

In vielen dieser Schiffe ist in der Mitte des untern Raumes ein Wasserbehälter eingerichtet, in dem lebende Fische transportirt werden können. Ein viereckiger Raum ist nämlich durch wasserdichte Scheidewände, die vom Schiffsboden bis über das Deck heraufreichen, abgeschlossen und der Schiffsboden innerhalb dieser Abgrenzung durchlöchert, so daß das Seewasser freien Zutritt erhält und den Behälter also so hoch füllt, als das Schiff tief geht. Mittelst gewisser Vorkehrungen kann man übrigens den Zutritt des Wassers absperren, den Raum leer pumpen und nach Belieben trockene Sachen hineinladen.

Gewöhnlich schließen die Capitäne oder Rheder dieser Fahrzeuge schon im Laufe des Winters einen Contract mit Kaufleuten oder Fischhändlern auf den Shetlands- oder Orkney-Inseln ab bezüglich der Lieferung der im folgenden Sommer zu fangenden Fische zu einem bestimmten Preise. Sobald nun im Frühjahr oder Sommer der Schiffsraum mit gesalzenem Dorsche gefüllt ist, segeln die Fischer nach Lerwick oder Scalloway auf Shetland oder nach Kirkwall, dem Hauptorte der Orkney-Inseln, löschen dort die im Voraus verkaufte Ladung, die jetzt gewogen und per englische Ton — 2240 englische Pfund — mit dem verabredeten Preise bezahlt wird. Dieser beträgt etwa 11 bis 13 Pf. St. per Ton.

Die Kaufleute bereiten aus diesem sogenannten „wet salt fish" — nassem, gesalzenem Fisch — dann Klippfisch — dryed or cured codfish —, während die Verkäufer mit ihren Schiffen an die isländische oder faröische Küste zurückkehren und die Fischerei fortsetzen.

Mitunter bringen sie es in einer Saison zu zwei bis drei vollen Ladungen und haben dann ein sehr einträgliches Geschäft gemacht. Es kommen indeß auch Fälle vor, daß sich die Fischer mit halber Ladung begnügen müssen, indem die Menge der vorhandenen Fische in verschiedenen Jahren auf den Fischgründen sehr ungleich sein kann und zudem die Witterungsverhältnisse einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Erfolg üben.

Wie erwähnt, ist an der faröischen Küste die Saison zu Mitte oder Ende August meistens als beendet zu betrachten. Viele von den englischen Schiffen begeben sich dann nach Island, um dort, wo die Fischerei länger andauert, dieselbe noch fortzusetzen. Manche segeln auch direct nach Hause, von wo aus sie im Winter ihren Beruf in der Nordsee, z. B. auf Doggersbank oder in der Nähe Helgolands, betreiben. Diejenigen Fahrzeuge aber, welche mit den erwähnten Wasserbehältern — wells — versehen sind, suchen in den letzten Tagen vor ihrer Heimkehr diese mit lebenden Dorschen zu füllen, und nehmen dazu solche, die nicht bedeutend durch die Angeln verletzt worden sind. Sobald sie deren so viele haben, als in dem Behälter leben können, oder selbst früher, falls ein günstiger Wind eintritt, begeben sie sich auf den Heimweg, um die Ueberreise möglichst schnell zu machen, damit nicht unterwegs zu viele Fische sterben, was ohnehin in Folge stürmischen Wetters und hoher See häufig genug der Fall ist. Entweder segeln die Fischer direct nach London oder sie tödten die Fische, wenn sie in ihrer respectiven Heimath angelangt sind und senden sie dann frisch, in Eis verpackt, per Eisenbahn auf den Londoner Fischmarkt, wo sie oft fabelhafte Preise erzielen.

Die shetländischen Fischerfahrzeuge sind meistens Eigenthum von Actiengesellschaften oder einzelner dortiger Kaufleute. Die Mannschaft wird für die Dauer der Saison gedungen, empfängt keine bestimmte Bezahlung, sondern nach beendeter Fischerei erhält sie einen Theil des Gewinnes nach Abzug aller Auslagen und Kosten, gewöhnlich die Hälfte, zur Theilung. Sie müssen zudem selbst für ihren Proviant sorgen, den Schiffszwieback ausgenommen, welchen die Rhederei liefert, sowie auch die Fischgeräthe, nämlich Schnüre, Blei und Angeln.

Haben sie volle Ladung, dann kehren sie nach Shetland zurück, um dieselbe auszuladen und begeben sich darauf sofort wieder zu ihren Fischgründen. Im Uebrigen gilt von ihnen dasselbe, was über die eigentlichen englischen Fischerfahrzeuge gesagt ist, außer daß jene nicht mit Wasserbehälter eingerichtet sind und also keine lebende Dorsche mitführen.

Man rechnet 12,000 bis 15,000 Dorsche für einen recht guten Fang in einer Saison — etwa fünf Monate —; doch hat man Beispiele, daß ein Schiff in dieser Zeit über 40,000 Stück zu einem ungefähren Werthe von 1300 Pf. St. oder beinahe 9000 Thaler gefangen hat, und Manche sind durch diesen Erwerbszweig wohlhabend, Einige reich geworden.

Vor einigen Jahren noch fand sich auf den Shetlands-Inseln kaum ein Fahrzeug, das die Bezeichnung Schiff verdient hätte. Da kam eine Anzahl von Leuten, größtentheils wenig bemittelte Fischer, auf die Idee, durch Fischerei in größerm Maßstabe ihre Lage zu verbessern. Sie suchten Actien für das Unternehmen, ein dortiger Capitalist, der Interesse für den Plan gewann, zeichnete sich für eine bedeutende Summe, und so konnte sich die erste Actiengesellschaft bilden und das Unternehmen begonnen werden. Anfänglich kaufte man in England alte ausgediente Fahrzeuge zu billigen Preisen, miethete auch wohl welche für die Dauer einer Saison und machte den ersten Versuch. Dieser fiel sehr vortheilhaft aus und man konnte bald mehr und bessere Schiffe anschaffen; Andere folgten dem Beispiele; neue Gesellschaften bildeten sich; auch einzelne Kaufleute und Privatpersonen schafften sich Fischerfahrzeuge an, und jetzt entsenden die Häfen Shetlands jährlich eine sehr stattliche Flotte von Fischerfahrzeugen an die Küsten der Faröer und Islands.

Die französischen Fischer besuchen vorzugsweise die Fischgründe und Bänke an der Küste Islands. Ihre Fahrzeuge, meist als Lugger getakelt, sind gewöhnlich größer als die ihrer englischen und shetländischen Collegen; die Fischerei aber betreiben sie in ähnlicher Weise. Statt indeß wie diese

die Angelschnüre meistens ruhig zu halten oder höchstens sie ganz langsam auf und nieder zu bewegen, ziehen die französischen Fischer die ihrigen fortwährend ruckweise und sehr schnell einige Klafter empor und lassen sie dann wieder auslaufen. In Folge dessen haken sie gewöhnlich die Fische mit den Angeln, statt daß dieselben sonst anbeißen.

Die Fische werden in Fässer eingesalzen. Um dieselben recht fest und dicht zu packen und damit möglichst viele hineinkönnen, bringt man das Faß unter eine auf dem Deck angebrachte Schraubenpresse. Diese Fische werden später nicht getrocknet, sondern kommen so in den Handel.

Die französische Regierung sendet jährlich wenigstens ein Kriegsschiff, gewöhnlich eine Corvette, nach Island, die den Sommer über dort bleibt, um die Fischer zu beaufsichtigen, eventuell ihnen Beistand zu leisten, wenn sie in Noth oder Verlegenheiten gerathen, wofür die Eigenthümer der Fischerfahrzeuge dem Vernehmen nach jährlich eine gewisse Vergütung an die Regierung zahlen müssen.

Ebenfalls die dänische Regierung unterhält dort während des Sommers ein kleines Kriegsschiff, um etwaige Uebergriffe und Verletzungen des Territorialrechtes abseiten der fremden Fischer zu verhüten und darauf zu sehen, daß dieselben am Lande keinen Unfug treiben, was mitunter schon geschehen und bei der großen Menge von theilweise rohen und zügellosen Menschen, die auf den vielen Schiffen sich jährlich dort zusammenfinden, eben nicht zu verwundern ist.

Stimmen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

II.

Der „Newyork Herald“ stellt einen Vergleich an zwischen der Reformbewegung in den europäischen Staaten und den reactionären Tendenzen und Maßregeln der nordamerikanischen Radicalen, welche eine Zwangsherrschaft üben. „Bei uns,“ sagt er, „ist das revolutionäre Ferment sehr thätig, aber nicht etwa zu Gunsten der Volksfreiheit, sondern zur Versklavung desselben; man will jene ganz beseitigen, um die Oligarchie und den Soldatendespotismus zu befestigen. Hier, an der Geburtsstätte und Heimath der modernen Freiheit, hier, wo volksthümliche Staatseinrichtungen einst einen so großen Erfolg hatten, brechen dieselben schon in Trümmer zusammen; es ist, als ob anderen Völkern rechtzeitig eine Warnung gegeben werden sollte, daß sie sich wohl hüten, ihre Institutionen nach dem Beispiele der unserigen einzurichten.“

„Nie erfreuete ein anderes Volk sich einer solchen Wohlfahrt, eines so glücklichen Gedeihens als das unsere; wir hatten die volle persönliche Unabhängigkeit, jeder war Herr seines Geschickes, wir besaßen volle politische Freiheit. Aber daran ließen wir es uns nicht genügen; wir waren nicht zufrieden damit, daß wir frei und groß da standen; wir hörten auf die spöttelnden Sticheleien unserer Feinde. Wahnwitzige Fanatiker in den neuengländischen Staaten suchten ihre Abspurigkeiten der Nation mundgerecht zu machen. Andere Wahnwitzige im Süden kamen jenen auf halbem Wege entgegen und so wurde das Land in den Krieg hineingetrieben. Dieser war angeblich ein Krieg für größere Freiheit und das Ende vom Liede ist, daß in zehn Staaten das Volk um all und jede Freiheit gebracht worden ist. Der Krieg entstand wegen einer sentimentalen Sympathie für „Unterdrückte“ und endete mit der abscheulichsten Unterdrückung. Man begann einen Krieg, weil der Neger nicht frei sei, und siehe da — nun ist der weiße Mensch ein Sklav! Man sagte uns, all das Blut und Geld sei für die Freiheit ausgegeben worden, und jetzt erleben wir die entsetzliche Schmach, daß das Volk in der Union unter Militärdespotismus steht!“

„Das Alles kommt davon her, „daß wir außerhalb der Bundesverfassung stehen.“ So hat buchstäblich Stevens von Pennsylvanien (— der einflußreichste Führer der verfassungsfeindlichen radicalen Partei —) sich ausgedrückt. Er sprach im Congresse die Worte: „Kluge Gentlemen und auch solche die es nicht sind, haben mich oft darauf aufmerksam gemacht, daß ich mehr als einmal geäußert habe, alles das (— die Maßregeln rc. des Congresses —) stimme nicht mit der Verfassung überein (all this is outside the constitution). Nun, wer da meint, daß dem nicht so sei, der ist schief gewickelt.“ Hier haben wir also die ausdrücklich wiederholte Erklärung des Hauptleiters der republikanischen Partei, des Mannes, der dieselbe inspirirt und ausspricht, was sie will. Dieser Typus eines „Republikaners“ verhöhnt als Schwachsinnige die Leute, welche da wähnen, die republikanische Partei stehe nicht außerhalb der Constitution. Er weiß sehr wohl, daß dem so sei und er sagt, was wahr ist. Die Partei begann ihr Dasein mit wilden Theorien und in diesen bewegt sie sich auch heute noch. Sie steht gar nicht innerhalb der Verfassung, denn innerhalb der Verfassung wäre kein Raum für Despotismus; sie giebt kein Mittel an die Hand, vermöge dessen das ganze Volk eines souveränen Staates von dem Eigenwillen und der beliebigen Laune eines Dutzend im Congresse sitzender Demagogen abhängig gemacht werden könne. Das Gesetz gilt nicht mehr als Maßstab seit es keinen Präsidenten und kein Obergericht der Vereinigten Staaten mehr giebt und seitdem ein Jakobinerclub in Washington Alles ist, was von unserer Regierung übrig geblieben!“

„Wer kann sagen, wann diese Revolution aufhört und wohin sie führt? Dank der Thatsache, daß wir uns außerhalb der Verfassung befinden, sind wir nun in der hülfs- und vertheidigungslosen Lage, in welcher Nationen sich dem Stärksten preisgegeben sehen.“ Der „Herald“ erwähnt dann der persönlichen Stellungen des Präsidenten Johnson, des Repräsentanten Stevens und des Generals Grant, und fährt fort: „Außerdem ringen aber auch sociale und wirthschaftliche Elemente um die Herrschaft für die Zukunft. Wir haben die Banken, welche dahin arbeiten, daß der Reichthum sich in möglichst wenigen Händen concentrire, und die Eisenbahncompagnien, welche auf anderm Wege nach demselben Ziele gelangen möchten. Wer soll herrschen nnd was wird aus alle dem herauskommen?“ Der „Herald“ spricht dann die Ansicht aus, daß die demokratische Partei in sich derart zerfallen sei, daß sie keine Rettung bringen könne, und resumirt die Lage in Folgendem: „So haben wir denn keinen Vorkämpfer für die Volksrechte; — das Gesetz wird verhöhnt; — die Revolution raset, und unsere Zukunft hängt lediglich davon ab, wie viel an volksthümlicher Lebenskraft uns übrig geblieben ist, wenn der Kampf der gegen-

einander stehenden Persönlichkeiten zum Abschlusse gelangt ist und die außerhalb der Verfassung stehende Regierung ihre Kraft vergeudet haben wird."

* * *

Das „Newyorker Journal", welches sehr entschieden die Sache der Verfassung und der Freiheit vertritt, stellt (Nummer vom 11. April) auch einen Vergleich an zwischen den europäischen Volksvertretungen und dem nordamerikanischen Congresse. Derselbe fällt durchaus zu Gunsten der ersteren aus. Das Blatt entwirft folgende Schilderung: „Unser gegenwärtiges politisches System ist verrottet. Die Corruption beginnt bei den republikanischen Primärwahlen und steigert sich, bis sie in dem radicalen Congresse den würdigen Schlußstein findet. Es handelt sich nicht darum, daß das Amt den Mann sucht, sondern daß irgend ein Mann, der Geld genug hat, die Laune bekommt, ein Amt für sich zu erlangen, aus welchem er die verausgabten Summen und natürlich noch mehr wieder herausschlagen will. Die Leute, welche ein Gesetz zu Gunsten ihrer Privatzwecke erlassen haben wollen, nehmen bei den meisten Gesetzgebern schon von vornherein an, daß man sich jenen mit gefüllten Beuteln nähern könne, und nur selten fühlt sich ein Volksvertreter durch eine solche Annäherung derart beleidigt, daß er den Bestechungsversuch in der Versammlung vorbringt, wie es z. B. jüngst Herr Glenn von Wayne County in unserer Newyorker Assembly that. Der tägliche Gehalt von 3 Dollars für ein Assemblymitglied ist freilich nicht hinreichend, um dessen Ausgaben zu bestreiten; es liegt also schon im Gesetz eine Verleitung zur Bestechlichkeit."

„Eine Erwählung zum Congreß und namentlich zum Senat ist für die Candidaten gewiß eine sehr kostspielige Sache; allein sie werden dick und fett in ihrem Amte, und wenn Jemand durch Zufall in den Senat gelangen konnte, wie John Conneß, arm wie eine Kirchenmaus, dann braucht sich das Volk keinen Kummer darüber zu machen, ob dessen Taschen am Schlusse des Amtstermines nicht wohlgefüllt sein werden. Warum konnte Thaddäus Stevens seine Erwählung in den Senat nicht durchsetzen? Weil Herr Simon Cameron noch mehr Geld hat und mit demselben freigebiger war. Weil nun das Geld hier den Ausschlag giebt, so ist jede Anforderung an Befähigung und guten Charakter des Erwählten Nebensache. Die Folgen davon lassen denn auch nicht lange auf sich warten. Während in Europa das vollständige Verständniß der zu bewältigenden Frage und zugleich ein guter Wille zur Pflichterfüllung bei den Deputirten vorhanden sind, handelt es sich hier hauptsächlich darum, daß man sich auf die richtige Seite wirft, von der am meisten Geld zu gewinnen ist. Daher in unserm Staate (Neuyork) so viele Privilegien für Corporationen, und durch den Congreß so viele Gesetze, welche einzelne Staaten, Localitäten oder Gesellschaften begünstigen und andere ruiniren. Der Geldpunkt ist der Sieger über eine gesetzgeberische Gerechtigkeit."

„Aus der Geldsucht schreibt sich zum Theil auch die Erbitterung her, mit welcher im Congresse die Deputirten häufig gegen einander auftreten. Daß Mitglieder mit den Ausdrücken: Feigling, Lügner, so freigebig sind; daß man mit persönlichen Angriffen droht, darüber wundert das Volk sich nicht mehr, denn dasselbe hat jede Achtung vor seiner Volksvertretung verloren. Davon trägt der Congreß die Schuld, denn er hat sich selber herabgewürdigt und bewiesen, daß er keinen Anstand nimmt, unser höchstes Gesetz, die Stellung der vollziehenden Gewalt und jene des höchsten Gerichtshofes zu besudeln. Dazu kommen noch die Drohungen der Haupträdelsführer gegen die, welche nicht Ordre pariren wollen. Daß das Volk einen so schlechten Begriff von seinen Vertretern hat und dem Uebelstande nicht abzuhelfen sucht, spricht freilich gegen das Volk; allein die Gleichgültigkeit gegen die Corruption ist demselben von oben herab eingeimpft worden. Deshalb glauben wir aber auch noch an dessen Besserung, verzweifeln indeß gänzlich an den gegenwärtigen sogenannten Volksvertretern, deren Thun und Treiben in jeder Beziehung faul ist."

* * *

Vor mir liegt die Botschaft, mit welcher der neue californische Gouverneur, Haight, sein Amt antrat. „Wir können uns — so sagte er im December 1867 — nicht ferner verhehlen, daß wir an einer Krisis angelangt sind, in welcher die Fähigkeit unseres Volkes, freisinnige Staatseinrichtungen sich zu erhalten, der strengsten Prüfung unterliegt." Er hebt dann hervor, welche Fülle des Segens dem Lande geworden sei, so lange man treu an der Bundesverfassung gehalten habe, durch welche die Befugnisse der einzelnen Regierungsgewalten beschränkt und gegen einander abgewogen werden. „In Europa herrscht vorzugsweise die Monarchie, eine Regierungsform, deren Charakter vielfach von dem Charakter des Souveräns abhängt. Die Geschichte lehrt uns, daß eine unbeschränkte demokratische Regierung noch schlimmer ist als eine uneingeschränkte Monarchie, und das Sprüchwort sagt: ein Tyrann ist besser als ein Hause von Tyrannen. Deshalb geht das Ziel aller Beschränkungen unter einer republikanischen Regierung dahin, die Minderheit zu schützen gegen eine Unterdrückung durch die Mehrheit."

„Es wird allgemein zugestanden, daß freien Regierungen mehr Gefahr drohet durch die Uebergriffe der legislativen Gewalt als von einer andern Seite. Der Grund ist klar. Gerade die größere Zahl, aus welcher eine gesetzgebende Körperschaft besteht, bewirkt, daß der Einzelne es mit seiner Verantwortlichkeit leichter nimmt. Eine vorübergehende Majorität behauptet der Ausdruck des Volkswillens zu sein, und ist geneigt unter der Führung von Fanatikern die Minderheit zu unterdrücken." — — „Wenn, gleichviel ob von der vollziehenden oder von der gesetzgebenden Gewalt, die Befugnisse, welche verfassungsmäßig ihnen gebühren, überschritten werden, dann hört der Werth unseres politischen Systems auf, und wo eine constitutionelle Republik sein sollte, herrscht die Tyrannei einer Majorität. Eine solche Regierung ist schlimmer als die schlimmste Form des monarchischen Despotismus, und gerade deshalb kommt so viel darauf an, daß auch der Congreß sich innerhalb der Grenzen seiner verfassungsmäßigen Befugnisse halte. Man hat in neuerer Zeit angefangen jede Berufung auf die Verfassung lächerlich zu machen; man spricht nur noch von der Macht und Gewalt des Congresses, als wäre er der Urheber der Constitution, während er doch nur ihr Geschöpf ist. Das ist der Weg, um unsere Regierungsform zu vernichten, welche ja lediglich auf der Verfassung beruht."

„Nicht Präsident, nicht Congreß, nicht das Obergericht und nicht alle diese zusammengenommen bilden unsere Regierung, sondern die Verfassung, welche vom Volk als organisches Gesetz angenommen worden ist. Und im festen Halten an diesem organischen Gesetze besteht unsere Sicherheit. Deshalb muß das Volk von seinen Dienern im Congresse verlangen, daß sie die Verfassung achten. Es ist stets anerkannt worden, daß die Bundesregierung nur ganz bestimmte, ihr übertragene Befugnisse hat und daß sie nur solche ausüben dürfe. Alle übrigen Befugnisse gehören den Einzelstaaten und dem Volke. Der Bundesregierung wurden jene Machtbefugnisse nur für ganz bestimmte Zwecke übertragen, und die Regie-

rungen der einzelnen Staaten üben jede Macht aus, welche ihnen durch die Staats- oder Bundesverfassung nicht untersagt worden ist. Demgemäß haben die Staaten die ausschließliche Controle über ihre inneren Angelegenheiten, während die Bundesregierung gewisse nationale Befugnisse ausübt. Nur auf dieser Grundlage kann unser politisches System für die Dauer bestehen."

„Eine Republik, in welcher die gesammte Regierungsgewalt in einer entfernt liegenden Hauptstadt concentrirt wäre, müßte bald dem Volke verhaßt werden und unter ihrem eigenen Gewichte zusammenbrechen. — Wir haben den Krieg geführt, um die Autorität der Bundesregierung herzustellen und die Union zu erhalten, nicht aber, um die Freiheit irgend einer Abtheilung des Volkes zu vernichten oder ein Negerreich innerhalb unserer Südgrenzen zu errichten. Als der Krieg begann, erließ der Congreß eine feierliche Erklärung, durch welche er garantirte, der Krieg werde nicht geführt im Geiste der Unterdrückung oder Unterjochung oder um den Rechten und den Einrichtungen des Südens entgegenzutreten. Der einzige Zweck sei, die Verfassung und die Union zu erhalten. Diese feierliche Erklärung wurde bei verschiedenen Gelegenheiten sowohl von der vollziehenden Gewalt wie vom Congresse wiederholt, und sie kann ohne Treubruch und Beflecknug unserer nationalen Ehre nicht widerrufen werden. In unseren diplomatischen Verhandlungen mit dem Auslande wurden dieselben Versicherungen gegeben. — Unser Krieg war also kein Eroberungskrieg, sondern ein Krieg für Aufrechterhaltung von Verfassung und Gesetz."

Der Gouverneur von Californien erörtert die sogenannten **Reconstructionsmaßregeln**. „Sie alle gehen von der Annahme aus, daß der Süden erobertes Land sei, und theilen denselben in fünf Militärbezirke, deren jeder unter einem Generale steht. Sie schaffen thatsächlich das Recht auf Urtheil durch die Jury ab und setzen Militärcommissionen an deren Stelle; sie schließen die Mitwirkung der Staatsbehörden aus und vernichten dadurch die Habeascorpus-Acte; sie ignoriren die Aussprüche der Grand Jury, lassen die Presse durch die Militärgewalt unterdrücken und gestatten nicht einmal, daß von den Militärgerichten an die Milde des Präsidenten appellirt werde, außer in Criminalfällen. Sie geben die Controle der Wahlen, welche doch die Bundesverfassung ausschließlich den **Staaten** vorbehält, in die Hände der Militärgewalt; sie rauben ganzen Classen der **weißen** Bevölkerung das Stimmrecht, und geben **allen Negern**, welche das 21. Jahr zurückgelegt haben, die Stimmzettel in die Hand, ohne auf die geistige Befähigung der Schwarzen Rücksicht zu nehmen. — **So ist die Reconstructionspolitik des Congresses beschaffen!** Sie nimmt den Weißen in zehn Südstaaten ihre constitutionellen Rechte, stellt sie unter Soldatendictatur und beraubt gerade genug weiße Männer des Stimmrechts, um den völlig unwissenden Negern die Regierung in die Hand zu geben."

„Somit proclamirte der Congreß in einer constitutionellen Republik Kriegszustand inmitten des Friedens; er proclamirte Militärdespotismus in zehn Staaten; er gab in diesen zehn Staaten den Negern die Controle deshalb, um durch Negerrepräsentanten im Congresse die Weißen des Südens zu regieren; er hob alle von der Verfassung gewährleisteten Rechte auf und machte jene zehn Staaten thatsächlich zu Negerstaaten. Wohl ist es zu verwundern, daß auch nur Ein Weißer auf diesem Continente gefunden werden kann, solch eine selbstmörderische Politik gutzuheißen, — eine Politik, welche nicht allein die Verfassung, sondern auch die Regeln des gesunden Menschenverstandes mit Füßen tritt. Ich weiß wohl, daß Tausende für diese Maßregel gestimmt haben, unbewußt, unter dem Einflusse der durch Krieg aufgeregten Leidenschaft oder eingebildeter Gefahren. Sie bedachten nicht, daß sie dadurch Grundsätze guthießen, durch welche jede republikanische Regierungsform über den Haufen geworfen wird. Ich beschwöre Alle: Haltet ein und denkt an die Folgen dieser Politik, welche Sklaverei und Entwürdigung über die Weißen des Südens verhängt; haben wir deshalb unser Blut für Erhaltung der Union vergossen, um ein zweites St. Domingo an unseren Grenzen zu errichten und die weißen Bewohner von zehn Staaten zu zwingen, sich eine andere Heimath zu suchen? — — Unsere freien Institutionen beruhen auf der Intelligenz des Volkes; sie fallen, sobald sie die brutale Ignoranz zur Unterlage erhalten. Schon jetzt sehen wir, wohin diese Politik führt. Gebt den untergeordneten Racen alle **bürgerlichen** Rechte, gut; aber das Recht, uns zu regieren, wollen wir ihnen nicht zugestehen!"

Aus Heinrich Noë's Oesterreichischem Seebuche.

Die Holzknechte im Salzkammergute.

Mein Federl auf'n Huat
Dös thuat si schön neig'n,
Und wer koan Holzknecht nit kennt,
Dem will i oan jetzt zeig'n.

Altes Lied.

Das Holzknechtsleben stellt eine kleine Welt eigener Sitten dar. Das Gebiet ist noch nicht für das lesende Publicum erschlossen: in keinem der zahllosen Bücher über die deutschen Alpen wird der Wißbegierige nur einigermaßen über das Hantiren dieses zahlreichen Theiles des Bergvolks sachgemäß aufgeklärt. Die Reiseschriftsteller kommen, bei diesem Punkte angelangt, nie über allgemeine Redensarten hinaus. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche es oft für den Touristen haben mag, sich zur nähern Beobachtung heranzudrängen, erklären diesen Mangel hinlänglich. Man muß nicht wähnen — und diese Betrachtung bietet dazu einen wiederholten Beleg — daß man nur einen Spaziergang in die Literatur zu unternehmen brauche, um in einer Camera Obscura zu stehen, in welcher sich die gesammte wirkliche Welt malt. So weit sind wir noch nicht.

In Nachfolgendem habe ich mich bemüht, eine genaue Darstellung der Einzelheiten aus dem Treiben dieser Männer zu geben. Ich werde, unmittelbar nach der lebendigen Bewegung in der Gosau aufgenommen, zeigen, wie sie arbeiten, essen, sich erholen.

Die Holzstube, auf dem Gebirge gelegen, ist für den Holzknecht dasselbe, was dem Soldaten die Caserne. Dort oben wohnt er Monate lang, um sich den weiten Weg nach dem Thale zu ersparen, welchen er täglich zurücklegen müßte, wenn er von seinem Nachtlager nach dem „Schlage" gehen wollte. Solches geschieht nur einmal wöchentlich: am Montag in aller Frühe, wo er von den Erholungen des Sonntags unten wieder in seine

Berge zurückkehrt. An diesem Tage kann man dem Holzknechte begegnen, wie er in der Dämmerung den Bergpfad ansteigt, mit seinem ledernen „Rucksack“ beladen, der ihm an einem Riemen über den Rücken hängt. In vielen Gegenden nennt man denselben Sack auch „Wochensack“, weil der Knecht in ihm das mitnimmt, was er die Woche über braucht, Mehl, Brot, Schmalz und, wer von ihnen besonders üppig leben will, wohl auch manchmal ein Stückchen „Geselchtes“ (geräuchertes Schweinefleisch). Endlich ist die Hütte erreicht und jetzt entwickelt sich ein eigenthümliches Bild vor unseren Augen.

Mitten in der geräumigen „Stube“, an deren Wänden Bettter hinlaufen, die Schlafstätten der Knechte, erhebt sich der lange Herd, auf welchem bereits gewaltige Feuer prasseln, über denen Häfen mit siedendem Wasser stehen. So viel Knechte in der Hütte wohnen (die Genossenschaft heißt ein „Paß“), so viel Häfen sieden da. Das Alles hat der „Gäumel“ *) gethan. Mit der Eigenschaft des Gäumel beginnt und endet in den meisten Fällen das Holzknechtsleben. Es ist entweder ein ganz junger Bursche, oder ein alter, ausgedienter Knecht, welcher der „Paß“ ihr Hauswesen führt — Holz spaltet, Feuer macht und ihnen das Wasser siedet. Wehe ihm, wenn er vergessen hat, Einem die Geschirre herzurichten! Die fünf Finger des Vernachlässigten senken sich auf sein lockiges Haupt und wühlen im Scheitel, daß seltsame Rufe dem Zaun der Zähne entfliehen.

Wenn der Knecht in die Holzstube tritt, nimmt er seinen Spitzhut ab — er würde mit ihm überall an die Decke stoßen, und bedeckt sein Haupt mit der landesüblichen Zipfelhaube. Der Anführer des „Paß“, der Meisterknecht oder Rottmeister, betet vor — und nun geht es an den flammenden Herd zum Bereiten der „Nocken“.

Jeder hat, wie sein eigenes Geschirr, so seinen eigenen Platz am Herde. Zu diesem verfügt er sich und schüttet in eine tief ausgehöhlte hölzerne Schüssel, meist aus Zirbenholz, welche man mit dem Segment einer größern Kanonenkugel vergleichen kann, eine gewisse Menge Mehl. Die Schüssel hat unten einen verlängerten Rand, einen Untersatz, damit sie der Kochende leicht in der Hand halten und fassen kann. Nun ergreift er den Hafen, in welchem das Wasser siedet und gießt in die hölzerne Schüssel. Die Kunstfertigkeit beruht darin, daß er nur ein einziges Mal gießen soll — es darf mit diesem einzigen Guß nicht mehr und nicht weniger heißes Wasser in die Schüssel stürzen als nothwendig ist, um aus dem darin befindlichen Mehl einen soliden Teig anzumachen, welcher zur Bildung von ungefähr acht Klößen, Nocken, hinreicht. Wer öfter als einmal Wasser in die Schüssel gießt, wird ausgelacht.

Der Teig liegt auf einem Haufen in der Schüssel von Zirbenholz. Jetzt erhebt der Knecht seinen „Muaßa“ — einen langen Holzstiel, dessen eines Ende zu einem tief ausgehöhlten Kochlöffel verarbeitet ist, während das andere Ende flach und breit ausgeht — ballt mit dem gehöhlten Ende aus dem Teig von Wasser, Salz und Mehl Kugeln und wirft sie in den Hafen mit heißem Wasser, daß sie bald darin zitternd in die Höhe tanzen. Es sind ihrer meist acht.

Das andere Ende des „Muaßa“ würde er benutzen, wenn er einen „Schmarren“ umzurühren hätte.

Mittlerweile siedet in einer eisernen Pfanne Schmalz. Der Knecht ergreift nun wieder den oben gehöhlten Holzstiel, holt die verhärteten Nocken aus dem siedenden Wasser und wirft sie in das flüssige Schmalz, daß sie sich braun rösten.

Es gewährt einen seltsamen Anblick, die Männer in langer Reihe so vor den Feuern stehen zu sehen, deren Gluth unausstehlich wird. Jeder hält den langen Pfannenstiel an seinem äußersten Ende. Weil er wegen der Hitze nicht näher hinzugehen kann, schlägt er das Stielende oft an seinen rechten Schenkel, damit sich durch die Erschütterung die Nocken in der Pfanne rühren und nicht an ihren Wänden anbrennen.

Sind die Nocken fertig geröstet, so werden die Pfannen vor die Hütte gestellt, auf Leisten, die mit Einschnitten versehen sind. Dort verkühlen sie. Hat der lange Bereitungsprozeß endlich durch Verspeisen seinen Abschluß gefunden, so wird noch das Wasser in dem Hafen benutzt, in welchem die Nocken hart gesotten wurden. Sie schneiden Brot in die Brühe, in welcher Teigüberreste schwimmen, oder gießen vom übrigen Schmalz daran.

Dann wird zur Arbeit aufgebrochen.

Bei warmem Wetter gehen sie hemdärmelig hinaus — eine Weste ohne Aermel, Lederhosen, grobe wollene Strümpfe und dicke, schwer genagelte Schuhe bilden dann ihre Bekleidung. Bei kühlem und stürmischem Wetter kommt eine kurze Wolljacke und ein Wettermantel dazu. Diesen, aus schwerem Wollstoff gefertigt, werfen sie in die Lohe, damit er „lodern“ wird, braun, lohfarbig, wasserdicht.

Zur gewöhnlichen Ausrüstung, welche sie immer in der Stube aufbewahrt liegen lassen, gehört das Griesbeil, ein schmales Beil mit rechtwinkelig darauf stehender eiserner Spitze, und eine Krummsäge, Waldersagn, welche an einer über die Brust laufenden Schnur getragen wird. Eine krumme Holzleiste, in der Mitte so eingekerbt, daß die Zähne hineinpassen, dient ihr als Scheide.

Die Arbeit wird fast stets paarweise, von Zweien, in Angriff genommen. Der Eine nennt den Andern seinen Gespann.

Beginnen wir mit dem Fällen der Bäume im „Schlag“. Zuerst hauen die Beiden eine tiefe Kerbe (Spahn) in den Stamm. Dann setzen sie auf der andern Seite ihre Säge an und sägen, bis der Baum abgeschnitten umstürzt. Auf ebenem oder wenig abschüssigem Boden ist das keine schwere Anstrengung, wohl aber auf Vorsprüngen von Felswänden, von wo oft eine einzelne schlanke Lärche oder Fichte geholt werden soll. Da müssen sie sich nicht selten schwere Steigeisen anlegen, damit sie am steilen Abhang während der Arbeit nicht stürzen, und sich wohl vorsehen, daß der umfallende Baum auf dem winzigen Felsenantritt keinen von ihnen in die Tiefe hinabschlägt.

Liegt der Baum endlich auf dem Boden, so werden zuvörderst alle größeren Aeste abgehauen. Die belaubten oder vielmehr nadeligen Zweige (im Hochgebirge hat man es fast ausschließlich mit Nadelholz zu thun) heißen Grasdaren. Diese Zweighaufen, Afterethaufen, werden, damit sie nicht im Forste herumliegen und die Gehenden hindern, in langen Parallellinien aufgeschichtet. Sie sind jedem Gebirgswanderer, der auf abgetriebenen oder noch bewaldeten Lahnen umhergewandert ist, wohl erinnerlich.

Nachdem die Aeste abgeschnitten sind, handelt es sich um die Verwendung des Stammes. Ist dieser zu Bauholz bestimmt, so bleibt er in seiner ganzen Länge liegen oder wird höchstens noch zugehackt, daß die viereckige Balkenform nothdürftig hervortritt. Zur Zeit des Bedarfes schleift man den Stamm durch die Kraft von Menschen oder Zugthieren, bindet ihn auf einen Karren, der nur vorn Räder hat oder zerrt ihn mit Seilen weiter oder läßt ihn auf einem Schlitten hinabgleiten — je nach Bodenbeschaffenheit und Jahreszeit. Am schwierigsten wird der Transport, wenn der Stamm am Rande oder auf dem Vorsprung einer Wand liegt. Dann wird er an seinem dicken Ende mit einem Seile fest umwickelt, welches man auf der entgegengesetzten Seite dreimal um einen andern starken Baum oder einen Felsblock schlingt. So schwebt der Baum in der Luft über die Felsen hinab, bis er eine Stelle erreicht, von welcher man ihn auf eine der angegebenen Arten hinbringen kann. Indessen sucht man diese Beförderungsweise über die Wände, das „Anseilen“, möglichst zu vermeiden, weil sie durch die Abnutzung kostspieliger Stricke zu theuer kommt.

*) Gaumjan heißt, die Aufsicht führen. Ulfila nennt die Zöllner gaumanjans.

Stämme, welche sich zum Bretterschneiden eignen, sind die gesuchtesten, weil aus ihnen am meisten Geld gelöst wird. Unsere Knechte nennen sie Blochholz. Sie schneiden die Stämme in Blöcke, „Bloche", welche in den baierischen Bergen funfzehn Fuß, im angrenzenden Oesterreich drei Klafter lang sind. Die dickeren Stücke heißen Stamm-, die dünneren Gipfelbloch. Diese nun werden zunächst der Rinde entkleidet, damit sich während ihres Lagerns der Borkenkäfer nicht einniste und die Fäulniß keinen Halt gewinne. Dann bleiben sie liegen und warten auf den Winter, die glatte Schneebahn, auf welcher sie meist von Zugthieren ihrer Bestimmung entgegengeschleift werden.

Der Schnee des Winters ist überhaupt, wie wir auch bei der Handlung der Holzknechte mit dem Brennholz sehen werden, für die Holzarbeiter so nothwendig, wie dem Aegypter das Ueberschwellen seines Stromes. Er gleicht die Unebenheiten der Hänge aus und läßt den Schlitten zu, das bequemste aller Beförderungsmittel. Nichts füchtet der Bergbewohner so als einen schneelosen Winter. In solchem kann nicht der dritte Theil der gewöhnlichen Holzmenge herabgebracht werden. Die Leute können auf den Bergen nicht arbeiten, Sägemühlen und Flößer müssen nahezu feiern — Verdienstlosigkeit ist die Folge solch milder Launen des Winters.

Für den Bedarf der Menschen, insbesondere der Salzsudwerke und anderer Werkstätten der Betriebsamkeit, hat das Brennholz die meiste Bedeutung. Es werden zunächst aus den Stämmen Abschnitte von sechs Fuß Länge gesägt und gespalten. Ist die Lage zum Hinabbringen günstig, spaltet (klebt) man es wohl noch kleiner an den „Klub-Plätzen".

Zu solchen steigt dann der Holzknecht im Winter hinauf. Er hat seinen Schlitten, eine eiserne Kette und einen Strick auf dem Rücken. Dieser Schlitten muß so beschaffen sein, daß er bergaufwärts getragen werden kann. Auf dem Holzplatz angelangt, ladet er, wenn der zu durchfahrende Abhang steil, wenig, wenn er sanfter ist, mehr Scheiter auf seinen Schlitten und befestigt sie mit Kette und Strick. Dann stellt er sich mit den Füßen auf je eines der beiden „Hörner", Schnäbel des Schlittens, und saust mit seiner Last den Berg hinab. Die Schnelligkeit kann er durch eine hinten angebrachte „Eisenkralle" hemmen, deren Zähne sich in den Boden schlagen, wenn er auf eine damit in Verbindung stehende Stange tritt. Doch besorgt das Hemmen auch oft sein Genosse, der hinten auf dem Schlitten steht.

Eines der wichtigsten Hülfsmittel zur Beförderung der Brennholzscheiter sind die „Rißen".

Unter Rißen versteht man im Gebirge breite Prügelbahnen an einem Bergabhang, der mit Scheitern so gepflastert ist, daß das darauf geworfene Holz über sie hinabkollert. Verlohnt es der Mühe, das heißt, bieten die umgebenden Wälder so viele und so nachhaltige Ausbeute, daß eine kostspielige Anlage gedeckt erscheint, so baut man die Rißen so, daß Wasser darüber hinabgeleitet werden kann. In diesem Falle müssen die Unterlagsbalken fest aneinander schließen und die Zwischenräume mit Moos verstopft sein, damit das Wasser nicht durchsickert, sondern die hineingeworfenen Scheiter rasch die jähe Bahn hinabschwemmt.

Auf Abhängen, welche nur wenig Ertrag geben können, begnügt man sich, große Scheiter einfach nebeneinander zu legen und die Steigerung der Abschüssigkeit dieser Bahn vom gefrorenen Regenwasser, Glatteis und Schneekrusten zu erwarten.

Ehe die Scheiter an den obern Rand der Riß gelangen, müssen sie meistens von ihren Standplätzen aus die sogenannten „Erdgefährten" hinabrutschen. Der Holzknecht pickt oben die herumliegenden Scheiter mit seinem Griesbeil auf und wirft, „pirscht", sie den steilen Hang hinunter, von wo sie springend den ebenen Absatz hart oberhalb der Riß, die „Bühne", erreichen.

Hier stehen seine Genossen und wiederholen dasselbe Gebahren. Das schwerste der Klafterscheiter, von ihren gewaltigen Luftsprüngen Drehlinge (Drahlinge) genannt, wird zuerst in die Riß hinabgeworfen, um im Schnee den anderen Bahn zu machen. Bleibt dies, vom Schnee aufgehalten, träg auf halbem Wege liegen, so wird es bald von einem nachgesandten zu weiterer Bewegung aufgemuntert. Dann folgt Stoß auf Stoß, Schlag auf Schlag, bis der ganze Scheiterberg hinabgestürzt ist. Unten werden die Hölzer von dem „Aufwurf" empfangen, mehreren dicken Baumstämmen, die im Boden stecken und nach aufwärts gebogen dastehen, damit keines der Scheiter weiter springt und sich die herabrollende Masse nicht auf einem zu großen Raum zerstreut. Hier picken wieder Holzknechte mit Griesbeilen den Scheiterberg auseinander. Die Scheiter werden entweder bis auf Weiteres aufgeschichtet, oder in einen Triftbach geworfen, oder vom Zugvieh fortgeschleppt.

Jenes Getöse der über die Rißen hinabstürzenden Scheiter ist es, welches dem Reisenden in einsamer Bergschlucht oft vernehmlich wird wie ferner Schlachtendonner. —

Sind die Arbeitsplätze weit von den Holzstuben entfernt, hoch oben im Gebirge, so nehmen sich die Knechte nicht die Mühe, am Abend von dort zurückzukehren. Sie schlagen gleich auf dem unwirthlichen Gestein ihre Wohnung auf, so gut es eben geht. Da werden zwei Balken (Schragen) in die Erde gerannt, Querhölzer darüber gelegt und mit Rinden ein Dach gedeckt. Auch an den Seiten werden Rinden angebracht und das Ganze so behaglich eingerichtet, als es die Art und Weise der Leute nur immer anstreben kann. In die Schragen werden Holznägel eingetrieben zum Aufhängen der Kleider oder des Proviantsackes und aus Abschnitten von Bäumen werden Sitze improvisirt. Solche Hütten, die man als Colonialansiedelungen aus Holzstuben betrachten kann, nennen sie Sölden.

Indessen ist es Zeit, unsere Knechte von der Arbeit weg in die Holzstube zurück zu begleiten, wo sie von ihrem sauern Tagewerk ausruhen. Schon lodert wieder die Flamme, vom Gäumel angezündet. Manchmal langt er auf die zwei schweren Stangen, die über dem Herd befestigt sind, die „Widezen". Dort liegt das Holz, daß es dürr wird. Von diesen zieht er es herab und schürt vorsorglich das Feuer, welches abermals „Nocken" gar machen soll. Wieder greift der Knecht in seinen Mehlvorrath und in seine linsenförmige Schmalzbüchse, welche, aus einem Stücke gedreht, sein wichtigstes Nahrungsmittel fest zusammengepreßt enthält. Da wühlt er mit dem runden Theil des „Muaßa" hinein und bohrt das Schmalz, wenn es schon auf die Neige geht, von den Seitenwänden weg, an welchen sich die letzten Reste festhalten.

Ist die Luft draußen mild, so wird vor der Hütte, unter dem „Schopfen", einem Vordach, zu Abend gespeist. Dort rauscht der Brunnen und stehen behagliche Bänke. Das Getränk bei dieser Unterhaltung ist meist lauteres Quellwasser. Wenn sich kein Brunnen in der Nähe findet, aus welchem sie das frische Wasser trinken können, so müssen sie sich mit dem begnügen, welches der Gäumel im „Lagel" irgendwo geholt hat. Das Lagel ist eine kleine geschlossene Bütte, die an einem Stock getragen wird. Manchmal wird sie durch eine Pipe, meist aber nur durch einen Spund verschlossen. In diesem steckt dann eine Röhre, daran hält der Durstige seinen Mund und verschließt sie wieder mit einem kleinen Holzstück, welches hineinpaßt. Indessen giebt auch der Eine oder Andere manchmal seinen Branntwein herum und dann wird „tabakelt" (in Gesellschaft geraucht), ein Genuß, neben welchem sich unsere Leute gern der Gedanken an andere Freuden entschlagen.

Das Gespräch erstreckt sich auf manche Vorfälle bei der Arbeit oder auf der Jagd, von welcher mancher der Gesellen ein heimlicher Liebhaber ist. Das Stroh seiner Schlafstelle in der Stube könnte davon zeugen — dort ruhen die Büchsen, bis sie hervorgeholt werden, wenn der laue Sommerabend zum „Anstand" lockt. In Gegenden, wie die Gosau, wo die Bevölkerung zum größten Theile protestantisch und dem Interesse an Gegenständen

von mehr allgemeiner Bedeutung zugänglicher ist, kommen Politik und Gemeindeangelegenheiten bei solchen Anlässen im Munde von Holzknechten nicht weniger zur Sprache, als anderswo Holzfällen und Gemsschießen.

Ist die Stimmung recht heiter geworden, so ertönt wohl auch die anspruchslose Musik der Mundharmonika, und dazu Almenlieder und Jauchzer. Während aber die älteren bereits gähnen und sich rüsten, auf die „Grat“ zur Ruhe zu gehen, während sie schon ihr Stroh aufbetten oder auch ihr „Rasch“ (das lange Gras, wie es in den Schlägen wächst) und den Wettermantel herablangen, der ihnen als Zudecke dienen soll, sinnen die jüngeren Knechte auf Abenteuer. Jeder weiß seine Almenhütte, deren Bewohnerin längst auf Besuch wartet. Da schnitzt er Spähne zum Feueranmachen, zackt sie am Rande schön aus und nimmt einen ganzen „Buschen“ oder „Burden“ davon mit, um ihn seiner Angebeteten als Geschenk zu Füßen zu legen. Die Almerinnen schauen stolz auf ihren Spähnereichthum, weil, je größer der Spahnhaufen, desto größer die Anzahl ihrer Verehrer ist, welche ihnen die sauber zugeschnittenen Hölzer bringen. Aus Erkenntlichkeit wird für den Besuch ein Schmarren gekocht. Unter scherzhaften Reden und Singen vergeht die halbe Nacht und oft steht die lichte Sonne schon wieder auf dem östlichen Gebirge, wenn sie sich trennen, um an ihre Arbeiten zu gehen.

Wenn derlei Zusammenkünfte manchmal einen Anschein nehmen, welcher Eifersüchtigen zu zärtlich dünkt, so kommt es vor, daß sich mehrere vereinigen, um dem Glücke des Jünglings durch Hinauswerfen aus der Hütte ein jähes Ende zu bereiten. Weniger grausam Gesinnte begnügen sich, mit ihren Schmalzpfannen und mit Kuhglocken vor die Hütte zu ziehen, welche die Schäferin und ihren Damon birgt, und dort durch die Töne, welche sie dem Metall entlocken, eine Art Haberfeldtreiben im Kleinen aufzuführen.

So verrinnt die Woche und es kommt der Sonnabend heran, an welchem Jeder sich der Rückkehr ins Thal und zu den Seinen freut. Gleich nach dem Essen wird der Rucksack gepackt und dann geht's hinab, der Ruhe und dem — Wirthshaus zu. Was Einer findet, Beeren, schöne Schwämme, seltene Alpenblumen, nimmt er aus der Höhe mit hinab, und fast Alle tragen einen „Buschen“ Holzspähne bei sich, die sie unten verschenken. An solchen Abenden wird die „Methbank“ (wie einst die Germanen sagten) selten verlassen, ohne daß das Gegentheil jener Schäferscenen auf der Alm stattgefunden hätte — Büschel von Haaren bedecken nicht selten die Wahlstatt. Doch es ergeht diesen, wie den Helden Wallhalls — wenn die Zeit um ist, sitzen die Gefallenen wieder beim friedlichen Aelkrug und trinken mit den Feinden, welche nie aufgehört haben ihre Freunde zu sein.

Es ist einleuchtend, daß Menschen, welche fast das ganze Jahr über in solcher Luft, bei solcher Arbeit, unter solchen Gefahren leben — Zeuge der Gefahren, die zahllosen „Marterln“, welche die Geschichte von einem verunglückten Holzknecht darstellen — gesund und muthig werden müssen. Und es ist in der That ein derbes, wackeres Geschlecht. Ich bin oft Stunden lang mit einer der braunen Gestalten durch die Bergwälder gegangen und in die steilen Schläge hinaufgeklettert und habe stets gefunden, daß der Schweiß ihres mühseligen Daseins am echten Menschen nichts verkümmert hat. Ihre Unerschrockenheit und Tapferkeit sind unbeschreiblich. Beim „Tabakeln“ kommen gesprochene Epopöen zum Vorschein, welchen nur der combinirende Dichter fehlt. Sie sind die wahren „travailleurs des Alpes“ und aus ihrem Treiben möchte ein Roman zusammengeschmiedet werden, von dessen Wirksamkeit sich um so mehr erwarten ließe, je mehr der Poet den Gegenstand bloß abschriebe und je weniger er von den Gebilden seines eigenen Vorstellungsvermögens hineinmengte. Solche Naturscenen und Lebensbilder bedürften nicht des excentrischen Verve eines Hugo, um eine im Einzelnen fast ungeahnte Welt voll Herrlichkeit und Kraft darzustellen.

Die Jäger nenne ich vor Allem, welche voll des Lobes der harten Männer sind. Wenn es gilt, Gemsen auf unzugänglichen Steigen zu treiben, hinabgestürztes Wild aus Schluchten zu holen, da denken sie zuerst an ihre Verbündeten, die Holzknechte. Es war bei der prasselnden Flamme einer „Stube“, als Einer von ihnen, der Meisterknecht, einem aufmerksamen Zuhörerkreise eine kleine Geschichte von Adlern erzählte, in die einer seiner Arbeitsgenossen verflochten war, und die ich zum Schlusse auch dem Leser mittheilen will.

Ein Forstwart am Hallstätter See, berichtete er, nahm öfter zwei riesige Adler wahr, welche hoch über die Fluth an den Wänden hinzogen. Manchmal flogen sie gegen den Dachstein, manchmal gegen das Gosauer Eisfeld hinüber und es verging längere Zeit, bis es augenscheinlich war, daß sie ihren Horst an den „Söften-Wänden“ beim Salzberg hatten. Der Forstwart nahm sich einen Gehülfen, der den Muth hatte, sich an einem Seil so weit hinabzulassen, bis ein weiteres Vordringen gegen den Horst hinunter unmöglich schien. Dort legte er ein Tellereisen, in welchem sich ein weißer Hahn befand, der mit Wasser und Futter versehen wurde. Nach wenigen Tagen verstummte sein Krähen, der Jagdgehülfe ließ sich wieder hinab und sah den Adler im Eisen, dem der eine Fuß zerquetscht war — dem Hahn hatte er mit einem Griff seiner Krallen den halben Leib weggerissen. Mit gewaltiger Mühe ward der verwundete Vogel (Aquila imperialis) heraufgebracht. Es blieb nichts übrig, als ihn zu erstechen.

Nach wenigen Tagen legte der Gehülfe ein neues Eisen, um auch das Weibchen zu fangen. Es gelang wieder. Das Thier steckte ebenfalls mit dem Fuße im Eisen, doch war er nicht gebrochen. Während der Mann mit ihm am Seile hinaufgezogen wurde, zerriß es ihm seine dicke Joppe und seine Weste, daß ihm das Blut den Leib hinabtropfte. Es maß 7 Schuh 2 Zoll mit ausgespannten Flügeln.

Das Junge aus dem Horst zu holen, dazu wollte sich Niemand verstehen. Ein Felsblock sprang gerade über dem Loch, in welchem es sich befinden mußte, an die zwei Klafter weit in die über dem Abgrund fließende, durchdunkelte Luft hinaus. Wie sollte man unter diesem durch nach dem Neste kommen, und lief das Seil bei Versuchen, sich einwärts anzunähern, nicht Gefahr, an den schneidigen Kanten des vorstehenden Blockes durchsägt zu werden? Aber Klasei, ein Holzknecht, wagte es. Man schlang oben ein dickes Seil um die äußerste Fichte am Abgrund, und er schwebte mit seinem Griesbeil bewaffnet hinab. Immer schwächer drang sein Ruf „nachlassen!“ aus dem Schlund herauf, so oft eine Legföhre ihm den Weg sperrte. Endlich hing er über dem Abgrunde, gerade dem Loch gegenüber. Er ritt auf einem Kreuzholz, war mit Riemen ans Seil festgeschnallt und fürchtete nichts. Er hakte sich mit dem vorgestreckten Griesbeil an die Wand an, zog sich damit zum Horste hinüber und nahm den Adler. Ein Jubelgeschrei verkündete denen oben das Gelingen. In seiner Freude zerstörte er die ganze Barricade des Horstes: die Legföhrenstämme und Prügel. Was an getödteten Thieren drinnen lag, warf er in den Abgrund. Glücklich gelangte er mit dem Jungen hinauf, bei dessen Anblick die eingesperrte Alte ein klägliches Kreischen ausstieß. Man brachte beide in einen Stall; einige Tage nachher wurde die Mutter von ihrem Sprößling aufgefressen.

Klasei aber erreichte auf einem andern Wege den Abgrund, in welchen er die aus dem Adlerhorst genommenen Thiere geworfen hatte. Er fand sie mit leichter Mühe wieder. Es waren die Ueberreste eines weißen Berghasen, ein Bromhendel (Auerhenne) und ein Schildhahnl (Birkhahn).

Aus allen Erdtheilen.

Cadell's Entdeckungsreise in Nordaustralien. Nach den großen Anstrengungen, welche man in Australien zur Erforschung der bisher unbekannten Theile des Continents gemacht hatte, war es völlig in der Ordnung, daß eine Pause eintrat. Diese ist nun durch Capitän Cadell unterbrochen worden, denselben unternehmenden Mann, welcher die Dampfschifffahrt auf dem Murray eröffnet hat. Wir ersehen aus einer Nummer (vom 4. Februar) des zu Melbourne erscheinenden „Argus", daß er von der Regierung Südaustraliens beauftragt wurde, das ihr gehörende Gebiet in Nordaustralien näher zu erforschen. Er trat seine Reise dorthin im April 1867 an und war am 6. Januar 1868 von derselben zurück, indem er zu Bowen in Queensland, also an der Ostküste, wieder auftauchte. Am 2. Mai hatte er das Arnhems-Land an der Nordküste erreicht und letztere bis zum Liverpoolfluß untersucht, ohne etwas Belangreiches zu entdecken. Dann erforschte er die Nordwestküste des Arnhemlandes in der Richtung nach der vormaligen englischen Ansiedelung am Port Essington hin. Auf dieser Küstenstrecke fand er einen Fluß, der bis jetzt noch nicht beschrieben worden war; derselbe hat eine Barre vor der Mündung. Cadell fuhr etwa 15 Miles stroman und fand von 5 bis zu 2 Faden Wassertiefe. Die Mündung liegt zwischen Cap Guion und Cap Turner und ist leicht zugänglich; zu beiden Seiten ziehen Hügel, die mit grobem Gras und Eucalyptusbäumen bedeckt sind. Cadell ging nach Port Essington zurück und traf westlich von der ehemaligen Niederlassung eine große Menge von Büffeln. Diese stammen von der Herde ab, welche die Ansiedler einst aus den Inseln des hinterindischen Archipelagus nach Nordaustralien hatten kommen lassen. Der Reisende untersuchte dann beide Ufer des Liverpool etwa 30 Miles aufwärts und sah dort überall einen echt australischen Pflanzenwuchs, also Eucalypten, Kallitrix, Banksien und grobe Gräser. Oestlich vom Flusse war das Röhricht hoher wie ein Reiter zu Pferde; Kängurubs, Wallabys und Emus kamen viel in Sicht, das Wasser war sehr fischreich. Vom Liverpool ging Cadell nach der Ostgrenze des Gebietes und erforschte die Mündung des Roper (— der an der Westseite des Carpentariabusens in die Limmenbai fällt —). Er wanderte etwa 30 Miles stroman; dort fand er eine Barre, die wie ein Riegel quer durch den Strom ging und bis wohin die Meeresfluth reicht. Die Mündung des Roper liegt im 15° 45′ südlicher Breite. Cadell kam bis zu dem Punkte, an welchem Leichhardt diesen Strom erreicht hatte; von diesem ist er ganz richtig als derjenige Fluß geschildert worden, der große Vorzüge vor allen anderen in Australien habe. Jetzt war das Ende der trocknen Jahreszeit da. Die ganze Gegend am Roper wird als ein „Land der Verheißung" geschildert, das sich zur Viehzucht vortrefflich eigne. Das den Südaustraliern gehörende Küstengebiet am Golfe von Carpentaria fand Cadell reich an Flüssen und Häfen. Südlich von Cap Arnhem, im 13° 23′ südl. Breite, wurde ein großer, von Land umschlossener Hafen entdeckt, der nicht weniger als 50 Quadratmiles groß ist. Am Liverpool theilten die schwarzen Eingeborenen dem Reisenden mit, daß unter ihnen ein weißer Mann lebe, der einen langen weißen Bart habe. Derselbe befände sich eben damals in einer andern Gegend, um Schildkroten zu fangen. Cadell konnte keine weiteren Nachforschungen anstellen, gab aber den Schwarzen einige Tomahawks und Hemden; auf diese hatte er die Worte geschrieben: „Nimm Deinen Weg nach Südost; dort liegen viele Stationen."

Tod des Reisenden C. J. Andersson in Südafrika. Wir erhielten von Herrn Theophilus Hahn folgende Mittheilung:

„Andersson, der kühne Forscher, der durch seine Reisen der Geographie und Ethnologie so große Dienste geleistet, ist nicht mehr. Im Juli vorigen Jahres ereilte ihn der Tod in den Wildnissen von Ondonga im Ovambolande. Ueber sein Ende vermag ich aus einer afrikanischen Correspondenz folgende Einzelheiten mitzutheilen:

„Mitte vorigen Jahres machte er mit einem jungen Schweden eine Reise von Otschimbingue nach dem Ovambolande. Schon bei der Abreise von Otschimbingue (im Hererolande) war er krank, kam aber doch noch bis zum Cunene. Von dort aus schrieb er acht Tage vor seinem Ende einen Brief an seine Frau in der Capcolonie, in welchem er die bestimmte Erwartung seines baldigen Todes aussprach. In den letzten Tagen verfaßte er noch sein Testament und bat den „König" des Volksstammes, bei dem er war (der Name wird nicht genannt), um ein Grab. Dieser schlug ihm diese Bitte ab, da es der Glaube verbote, Jemanden zu begraben. Man fürchtete nämlich den Zorn der bösen Geister. Andersson soll gefaßt und ruhig gestorben sein. Sein Begleiter machte mit einer Hacke und den blechernen Koch- und Trinkgefäßen, so gut es ging, eine Grube und bestattete ihn. Nun ließ der König eine Dornhecke um sein Grab machen und stellte eine Wache dabei auf. Andersson's Gefährte ging zurück und sorgte für dessen Briefschaften und Papiere, damit sie an ihre Adresse gelangten." — So weit unser Correspondent. Unter den Notizen der Berichte der rheinischen Missionsgesellschaft heißt es von ihm in der vierten Nummer dieses Jahres: „Herr J. C. Andersson, der berühmte schwedische Reisende, wohl der größte und kühnste Jäger der letzten Jahrzehnte, ist am 5. Juli (1867) in Folge eines langwierigen Dysenterieleidens im Ovambolande entschlafen. Bruder Hahn schreibt: Er war ein Mann, der, was Thatkraft und Ausdauer betrifft, seines Gleichen sucht, ein zweiter Mungo Park und Livingstone." — Kurz vor seinem Tode schrieb er „als ein Sterbender" noch an Missionär Hahn und an seine jetzt verwittwete Frau. In diesen Briefen spricht er unter Anderm aus, „daß er es als das größte Geschenk ansehen würde, einen treuen Seelsorger an seiner Seite haben zu können; doch er setze sein ganzes Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes und seine unermeßliche Liebe, die er darin gezeigt, daß er seinen einigen Sohn der gottlosen (!!) Welt zur Erlösung gegeben habe." Ein ehrendes Zeugniß, doppelt ehrenvoll in dem Munde eines Mannes, der seit bald 20 Jahren unter ungeheuren Strapatzen und Gefahren den Westen Südafrikas unablässig durchstreift hat. Andersson, den in den letzten Jahren ein Unfall nach dem andern betroffen hat, hinterläßt eine mittellose Wittwe mit vier kleinen Kindern. — Hierzu bemerke ich, daß ich im „Globus" den jetzigen Stand der Verhältnisse unter den Hereros zu beleuchten gedenke; ich werde einen Ueberblick des Racenkampfes geben, in welchem es sich um das „Sein oder Nichtsein" der Herero oder Nama handelt. Den Lesern wird es interessant sein zu hören, wie gerade Andersson der Urheber desselben gewesen ist und daß die Erhebung der Herero gegen ihre Unterdrücker keine „national-moralische" war, wie man in die Welt posaunt hat, sondern eine durch rein äußerliche Umstände herbeigeführte."

(— Ich habe die Katastrophe, welche in der Mitte des Jahres 1864 über Andersson durch dessen eigenes Verschulden hereinbrach, seiner Zeit ausführlich geschildert („Globus" VII, S. 248 ff.) und will hier den Hauptinhalt beifügen. Die Namas und die Damaras (Hereros) waren seit langer Zeit in Fehde, und beide Theile hatten Schießgewehre bekommen durch die Europäer, die

unsinniger Weise Partei nahmen und sich in die Streitigkeiten der wilden Barbaren mischten. Andersson hielt es mit den Damaras. Als er einige Tausend Stück Vieh nach der Capcolonie treiben lassen wollte, nahmen die Namaquas dasselbe weg und tödteten einige Treiber. Da Andersson sein Eigenthum nicht auf friedlichem Wege wieder erhalten konnte, riefen er und sein Freund, der Engländer Green, die Damaras zum Kriege auf und etwa 3000 derselben stellten sich unter den Befehl der beiden Europäer. Als sie eine Verschanzung der Namas angriffen, erhielt Andersson einen Schuß in den Oberschenkel und die Kugel zerschmetterte ihm den Knochen. Er lag dann ein paar Stunden, dem Feuern von Feind und Freund ausgesetzt, hülflos am Boden, und erst als die Damaras den Sieg gewonnen und das geraubte Vieh wieder genommen hatten, brachte man ihn nach Otschimbingue. An diesem Kampfe hatten sich auch die Damaras von der deutschen Mission Rehoboth betheiligt. Auf der Heimkehr wurden sie in der Nähe dieses Ortes von Namaquas überfallen; diese steckten das Gras in Brand, die Wagen der Damaras fingen Feuer und dabei verbrannten viele Weiber und Kinder. Der Missionär Kleinschmidt war zugegen; er entfloh, irrte vier Tage lang umher ohne Nahrung zu finden, kam halb verhungert nach Otschimbingue und starb nach einigen Tagen vor Erschöpfung. Andersson seinerseits schildert in einem Briefe seine klägliche Lage. Die Wilden, sagt er, hätten auf beiden Seiten wie in einer regelmäßigen Schlacht gefochten; länger als zehn Stunden standen etwa 4000 Barbaren einander gegenüber. „Die Damaras wurden von mir und noch einigen anderen Europäern befehligt. Ich leide manchmal unerträgliche Schmerzen und liege nun schon seit drei Monaten im Bette. Noch vor Kurzem ging mir Alles nach Wunsch, aber an einem Unglückstage schloß ich Freundschaft mit den Damaras, bewog sie, das Joch der Namaquas abzuwerfen und unabhängig zu werden. Die Folgen davon sind gewesen: drei Schlachten, in denen wir die Namaqua-Hottentoten geschlagen haben; der völlige Ruin meiner Gesundheit und der Verlust meines Vermögens; ich werde zeitlebens nicht wieder kräftig." Es wird allerdings von Interesse sein, über den Vernichtungskampf jener Barbaren, durch Herrn Theophilus Hahn, der ein geborener Südafrikaner ist, nach den Berichten von Augenzeugen, nähere Mittheilungen zu erhalten. — A.)

Die Indianer an der Moskitoküste, Centralamerika. Vor etwa zwölf Jahren, als die Engländer den Plan hatten, sich in Nicaragua festzusetzen, und ein Protectorat über den „König" der Moskitos in Anspruch nahmen, war vielfach von diesen Indianern die Rede. Großbritannien ließ seine Ansprüche fallen. Das Land ist indessen mehrfach von Reisenden besucht worden, namentlich von J. Collinson, der in der anthropologischen Gesellschaft über dessen Bewohner eine Abhandlung verlas. Er fand dort sieben Stämme: Moskitos, Wulwas, Ramas, Valientes, Kukwras, Tongas und Poyas. Er schildert die Moskitos als die intelligentesten unter allen und das rührt seiner Meinung nach von den Bemühungen der Herrnhuter her, welche die Abstellung mancher barbarischen Bräuche durchzusetzen verstanden. Der Häuptling hat eine gute Erziehung erhalten und citirt Stellen aus englischen Dichtern; er herrscht uneingeschränkt über seinen Stamm. Die Wulwas sind noch sehr barbarisch; sie drücken ihren Kindern den Kopf platt, leiden viel von Hautkrankheiten. Die Ramas dagegen sind ein hübscher Menschenschlag; in ihnen fließt Blut von Caraiben und auch von weißen Creolen und alle können Englisch sprechen. In der Erörterung, welche dem Vortrage folgte, wurde erwähnt, daß ehemals im Moskitolande ein Volk gewohnt haben müsse, das nicht auf einer so niedrigen Stufe sich befand wie die gegenwärtigen Indianer. Dafür zeugen große Gräber mit merkwürdigen Monumenten, Töpfergeschirr, Säulen und Figuren von Stein. Ein sehr schön polirtes Steinbeil von dort ist im Besitze der anthropologischen Gesellschaft. Man glaubt an der Moskitoküste, wie überhaupt in Nicaragua, an das Dasein einer großen Schlange, die bis zu 30 Fuß lang werde und welche man neuerdings wieder gesehen haben will. Uebrigens nehmen die Moskito-Indianer sehr rasch an Zahl ab. Capitän Bedford Pim, der gerade in jenen Gegenden sorgfältige Forschungen angestellt hat (— er nahm das Project eines Schiffscanals durch Nicaragua wieder auf —), gab einige Erläuterungen und Berichtigungen. Ihm zufolge beträgt die Zahl der Stämme viel mehr als nur sieben, und die Moskitos seien unter diesen keineswegs die intelligentesten oder besten in Folge der Bemühungen von Seiten der Herrnhuter. Diese hätten im Gegentheil nichts ausgerichtet, denn in Bezug auf die Lehren der Missionäre sei das Herz der Moskitos so hart wie ein Mühlstein. Die Ramas, welche an der Blewfields-Lagune wohnen, hätten allerdings Hosen und Kittel angenommen und sähen nun ganz anständig aus, aber im Uebrigen stehe es auch mit ihnen nicht eben erbaulich. „Im vorigen Februar mietheten wir in Greytown einen jungen Arbeiter Namens Abraham, der aber von Patriarchalischem weiter nichts an sich hatte als die Sünde. Wir sahen ihn zuletzt als er Abends in der Bibel las; am andern Morgen war er verschwunden und hatte allerlei Sachen mitgenommen, z. B. einen Kahn, das Porträt einer Dame und noch manches Andere. Die Moskitos sind gewandter als die übrigen Stämme, weil sie an der Küste wohnen und seit zweihundert Jahren mit Europäern in Berührung kommen. Durch diese sind manche Krankheiten eingeschleppt worden, obwohl die Wilden ihrerseits auch eine erhebliche Last von Sünden an sich tragen. Was die Herrnhuter anbelangt, so muß ich erklären, daß es auf der Welt keine arbeitsameren Leute giebt; sie fassen ihren Beruf ernsthaft auf und lassen sich keine Mühe verdrießen. Auch fällt es ihnen nicht ein, sich mit den Indianern in theologische Streitigkeiten einzulassen." Mac Grigoe Allen will, daß man die Wilden milde beurtheile. „Leider ist es unser Brauch, daß wir beim Erscheinen unter ihnen in der einen Hand die Bibel und in der andern die Branntweinflasche halten und ihnen sagen: nun lebt und treibt es wie wir oder geht zu Grunde."

Die Bewohner der Gebirgswälder im südindischen Staate Kotschin. Ueber diese hat ein Stabsoffizier, Capitän Fryer, in der asiatischen Gesellschaft zu London einen Bericht erstattet; seither wußte man über diese Eingeborenen von Malabar nicht viel mehr, als daß sie an verschiedenen Oertlichkeiten auch mit verschiedenen Namen benannt wurden, z. B. Kardars, Malidars, Waischarvars, Kannikarens 2c. Alle diese Wörter haben die Bedeutung Waldbewohner. Man nennt sie aber auch Mulchers (outcast), vielleicht corrumpirt aus dem Sanscritworte Mlechha, was einen Barbaren bedeutet. Diese Bewohner der Waldgebirge haben eine weit dunklere Hautfarbe als die Leute in der Ebene, sind sehr klein von Statur, aber dabei ebenmäßig gebaut und können große Beschwerden und Entbehrungen ertragen. Fryer schildert sie als wild und träg; sie leben von dem, was ihnen der Wald bietet, und von einem göttlichen Wesen haben sie nur eine sehr schwache Vorstellung. Gegen Frauen und Kinder benehmen sie sich sehr sanftmüthig und Mehrweiberei kommt nur selten vor; es ist Brauch, daß ältere Wittwen junge Männer heirathen. Uebrigens macht man bei den Heirathen nicht viel Umstände. Wer eine Frau sucht, wendet sich an den Häuptling der Sippe, welcher ihm dann sofort ein ihm passend erscheinendes Mädchen verabfolgt. Man begräbt die Todten, und Kindermord, der bei mehreren anderen indischen Völkerschaften im Schwange geht, kommt hier nicht vor.

Die Halbinsel Korea ist jetzt eine Grenznachbarin des weit ausgedehnten russischen Reiches geworden. Die Franzosen

unternahmen bekanntlich 1866 einen Rachezug gegen dieselbe, weil einige Missionäre, welche sich den Gesetzen zum Trotz ins Land eingeschlichen hatten, den Tod erlitten. Nachdem die Stadt Kanghoa in Grund und Boden bombardirt und die Stadtbibliothek an Bord der Schiffe geschleppt worden war, segelte die Flotte wieder ab, und ein zweiter „Rachezug" läßt bis auf Weiteres auf sich warten. Hinterher wurden von den Koreanern auch Leute von der Mannschaft des amerikanischen Kriegsschiffes „General Sherman" ermordet. Ueber Korea gingen früher allerlei wunderliche Sagen im Schwange; da war eine Stadt auf einem Hügel erbaut, der fast ganz aus gediegenem Silber bestand; alle Flüsse und Bäche waren goldhaltig und das edle Metall lag in großer Menge dicht unter der Oberfläche. Folgende Thatsachen stehen fest. Die Koreaner sind ein fleißiges Volk, im Ackerbau wohl erfahren und in manchen Gewerben leisten sie Vorzügliches. Die chinesischen Jahrbücher behaupten, daß die Halbinsel schon 2357 Jahre vor Christus, in den Zeiten Yau's, von China unterworfen worden sei. Mehr als tausend Jahre lang blieb sie, nicht ohne dann und wann sich aufzulehnen, in diesem Verhältnisse der Unterthänigkeit; ja unter der Regierung Wuting's, des zwanzigsten Kaisers der Schangdynastie, eroberten die Koreaner sogar die chinesischen Provinzen Schan tung und Kiang nan. Im Jahre 1592 überzogen die Japaner Korea mit Krieg; das Volk unterwarf sich, rief aber nachher die Hülfe der Chinesen an; 1598 zogen die Japaner wieder ab und Korea erkennt seitdem die Oberherrschaft Chinas an; es schickt alljährlich eine Gesandtschaft nach China und der Kaiser läßt den König bei dessen Regierungsantritte durch zwei hohe chinesische Beamte installiren. Diese Oberherrlichkeit ist aber thatsächlich nur nominell, und der König von Korea ein in allem Wesentlichen unabhängiger Herrscher.

Dünne Bevölkerung in Ostsibirien. Ein Blick auf die erste beste Karte von Asien zeigt, daß namentlich in Ostsibirien die Wohnorte sehr weit auseinander liegen. Das Gebiet Jakutsk hat 71,420 Quadratmeilen und zählt auf diesem Flächenraume nur 227,710 Bewohner, so daß etwa drei Menschen auf die Quadratmeile entfallen. Aus den statistischen Nachrichten über das Gebiet ergiebt sich, daß die Stadt Schigansk im Ganzen 9 Einwohner (bei der Kirche des heiligen Nikolaus des Wunderthäters) hat. Trotzdem prangt der Ort in den Kalendern unter den Städten des russischen Reiches. Nicht viel besser steht es mit Saschiwersk, das 10 Einwohner (bei dem Getreidemagazin und dem Salzverkauf) zählt. Die Gebietsstadt Jakutsk hat 5500 Einwohner und die Bezirksstädte nehmen in Betreff ihrer Bevölkerungsstärke folgende Ordnung ein: Ssrednekolymsk (440 Einwohner), Wiljusk (350 Einwohner), Olekminsk (300 Einwohner) und Werchnojansk (150 Einwohner). — Die russische Bevölkerung, welche sich im ganzen Gebiet auf 12,450 Individuen beläuft, von denen 3500 in Jakutsk wohnen, hat sich in den letzten fünf Jahren etwas vermindert. Von den Nichtrussen sind die Jakuten (201,000 Individuen) der Hauptstamm. Dann folgen die Tungusen (10,500 Individuen), die Lamuten (2000 Individuen), die Jukagiren (1500 Individuen) und die Tschuwanzen (260 Individuen).

Die Ueberschwemmungen in Australien. Der australische Continent hat eine so unvortheilhafte Bodengestaltung und ist so sehr mangelhaft gegliedert, daß er im Großen und Ganzen niemals in ein Culturland umgeschaffen werden kann. In einem solchen gehört es zu den Hauptbedingungen, daß die Stromthäler des Anbaues fähig sind, daß in ihnen schon des Verkehrs halber dem Flusse möglichst nahe oder unmittelbar an demselben Städte und Dörfer sich erheben. Das ist in Australien zumeist nicht möglich, weil dort die Ströme vielfach gar keine eigentlichen Ufer haben. Zu gewissen Zeiten schwellen sie ganz ungeheuer an und verwandeln die Stromgegenden in weit ausgedehnte Seen. Auf solchen Strecken sind Culturanlagen nicht möglich; es wäre Thorheit, auf denselben Ackerbau zu treiben. — Wir ersehen nun aus den australischen Berichten, daß im October 1867 die plötzlich eintretenden Hochfluthen abermals großen Schaden angerichtet haben. Bei Echuca in der Colonie Victoria erreichte der Murray einen so hohen Wasserstand wie vor 20 Jahren; er stieg 31 Fuß über den Pegelstand, und von Echuca aus sah man, so weit das Auge reichte, nichts als Wasser und nur Wasser. Es war nahe daran, daß auch die Stadt von demselben überschwemmt werden würde. Dampfer, welche stromab kamen, fuhren ohne Weiteres quer über Land; Capitäne und Fahrgäste berichteten, daß man auf mindestens 30 deutsche Meilen weit weder auf der rechten noch auf der linken Seite von einem Ufer des Murray etwas habe erblicken können. Bei Swanhill hatte der Strom eine Breite von mehr als 3 deutschen Meilen. Der Bezirk Moama, welcher zu Neusüdwales gehört, litt sehr viel, denn einerseits trat der Moïrasee, andererseits der Murray über die Ufer, und wenn das Wasser nur noch eine einzige Elle höher stieg, wäre keine trockene Stelle auf viele Meilen weit vorhanden gewesen. Zwischen dem Murray und dem untern Goulbourne war eine Fläche von etwa 12 deutschen Meilen Durchmesser ganz und gar überschwemmt. — Auch die Colonie Südaustralien litt sehr. Aus Adelaide ward gemeldet, daß in Folge anhaltenden Regens der Torrens höher als je zuvor angeschwollen sei. Er stieg ganz ungemein rasch und führte eine Masse von Bäumen und Getrümmer aller Art mit sich, die Dämme brachen, und der angerichtete Schaden war beträchtlich.

Aus den Colonien Australiens. Im Hafen von Melbourne belief sich im Jahre 1867 der Werth der Einfuhren auf 11,674,080 Pf. St., jener der Ausfuhren auf 12,724,427 Pf. St. Von den letzteren entfallen z. B. auf das Gold 5,738,993, Mehl 70,849, Weizen 31,856, Leder 70,803, Häute 26,775, lebendiges Vieh 99,600, Schafwolle 3,818,347 Pf. St. — In den Goldfeldern und Goldgruben der Colonie Victoria waren am 31. December 63,049 Leute beschäftigt; davon 47,373 Europäer und 15,676 Chinesen. In Thätigkeit waren dort 1002 Dampfmaschinen von 19,818 Pferdekraft, und der Werth der Gebäude, Maschinen und Werkzeuge in diesen Bezirken war 2,079,225 Pf. St.

In der Colonie Queensland ist ein Goldklumpen gefunden worden, der 1040 Unzen wiegt. Der glückliche Finder war ein Herr Curtis in Sailors Gully, Mary-River-Goldfeld. Er hat den Schatz an die Commercial Bank zu Nashville verkauft. („Germania" vom 27. Februar.)

Der Buddhismus in China. Die Religion, zu welcher ein Volk sich bekennt, ist entweder bei demselben ursprünglich, aus ihm herausgewachsen, oder sie ist von außen her zu ihm gebracht worden. Eine einheimische Religion trägt begreiflicherweise ein starkes Gepräge des nationalen Wesens und der ethnischen Eigenthümlichkeiten eines solchen Volkes; aber auch die zugebrachten, aus der Fremde eingeführten Religionen erleiden wesentliche Modificationen durch die Ideen und geistigen Eigenthümlichkeiten der Völker, welchen sie aufgezwungen oder von denen sie aus freier Wahl angenommen werden. Racenanlage, Temperament, Sitten und Gebräuche sind dabei von großem Einfluß und die Geschichte der Jahrtausende liefert dafür eine Fülle von Beweisen. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß Völker Religionen auch von solchen Nationen entlehnen, von denen sie durch Anlagen, Instincte und Sympathien ganz ungemein verschieden sind. Die Kelten und Germanen, die Romanen und Slaven in Europa sind allesammt arisch-asiatischen Herkommens und sie alle haben eine semitische Religion angenommen, die von den Juden stammt. Ein semitisches Pfropfreis ist auf den arischen Stamm gekommen und dieser ist mächtig emporgewachsen.

Die Europäer wurden Christen und brachen dadurch mit ihren alten Religionen, von denen nur noch Spuren als „Aberglauben und Sagen“ vorhanden sind. Aber das Christenthum ist z. B. bei den Germanen ein ganz anderes geworden als bei den Vorderasiaten. Blicken wir nach Asien hinüber, so ist der Buddhismus, der in Indien entstand, eine Religion von durchaus arischem Ursprunge; er hat sich aber China, Japan, Hinterindien und die Mongolei erobert; also Länder, deren Völker von den Ariern viel mehr verschieden sind als diese ihrerseits von den Juden und anderen Semiten. Die Bekehrung der Chinesen zum Buddhadienste, zur Lehre Sakiamuni's, erscheint viel auffallender als die Annahme einer jüdischen Religion durch die Europäer; denn der Chinese ist ein Mensch mit weniger geistigem Schwunge, weniger Einbildungskraft, Hingebung und Andachtsgefühl als z. B. der Europäer, und doch wandte er sich einer Lehre zu, die seinen Naturanlagen und den Gewohnheiten seines ganzen Lebens und Treibens so wenig angemessen erscheint. Diese Religion verlangt wesentlich Selbstverleugnung und Ascese und eine so übermenschliche Tugend, welche unter den Christen selbst den schwärmerischen Gemüthern ungemein übertrieben erscheinen würde. Aber jedes Volk hat sich den Buddhismus für sich und in seiner Weise zurechtgelegt und zurechtgemacht; dieselbe Religion trägt in Japan, China und der Mongolei eine andere Physiognomie als auf Ceylon, in Birma und Siam. Die Grundlehren und die heiligen Bücher sind da wie dort dieselben und doch sind auch da wie dort viele Auffassungen und Anschauungen über dieselben sehr verschieden. Es ist bei den Christen ja auch nicht anders; sie alle glauben an die Bibel, welche ihnen für ein heiliges Buch und, wie sie sich ausdrücken, für „Gottes Wort“ gilt, aber wie verschieden legen sie dieselbe aus und wie weit weicht z. B. der germanische Protestant vom romanischen Römischkatholischen ab, wie weit dieser von dem Christen in Abyssinien! Der Protestant, Katholik, Nestorianer ꝛc. legt einer und derselben Bibelstelle ganz verschiedene Bedeutung bei, und so paßt der Mensch überall die Religion seinen Instincten, Bedürfnissen, geistigen Fähigkeiten und Bedürfnissen an, obwohl bei den verschiedenen Völkern die heiligen Bücher und die Dogmen dieselben sein können. Im praktischen Leben findet eine Metamorphose statt, je nach Racenunterschied und Nationalcharakter. Die Chinesen haben, wie schon angedeutet, mit den Buddhisten auf Ceylon dieselben heiligen Grundbücher, aber die Auffassung ist eine durchaus andere. Und was haben die Taipingrebellen, an deren Spitze der „Sohn des Himmels“ stand, aus den christlichen Dogmen gemacht, welche ihnen von den Missionären gepredigt worden waren? Sie gaben denselben sofort ein specifisch chinesisches Gepräge, zogen ab, thaten hinzu und bald war die Carricatur fertig!

Alter Aberglaube bei den Kirgisen. Der Name, mit welchem dieses in Innerasien über das nördliche Steppenland weit verbreitete, in eine Menge von Stämmen und Zweigen vertheilte Volk sich selber bezeichnet, ist Kasak. Vor dem Eindringen der Araber, welche ihnen den Islam aufzwangen, bekannten sie sich zum Schamanismus und von diesem sind noch manche Spuren übrig geblieben. Der Kirgise ist ohnehin nur ein lauer Mohammedaner und kümmert sich wenig um Beten und Fasten. Vambery giebt uns in seinen jüngst erschienenen „Skizzen aus Mittelasien“ (Leipzig, Brockhaus 1868) einige Mittheilungen über alten Aberglauben, z. B. über die Orakel vermittelst des Schulterblattes und der Eingeweide. Das erstere, Keöze süjegi, besteht darin, daß man das gereinigte Schulterblatt eines frisch geschlachteten Schafes ins Feuer steckt und so lange der Gluth aussetzt, bis es gebrannt ist, dann wird es aus dem Feuer genommen und vorsichtig hingelegt. Der Sachkundige, gewöhnlich ein Graubart, ein Baschi oder Quacksalber (Kam), forscht mit großem Ernst und bedeutungsvoller Miene in den Spalten des verbrannten Knochens. Wenn drei Hauptspaltungen parallel gegen das breite Ende des Schulterblattes hinlaufen, so bedeutet das Glück, wenn in entgegengesetzter Richtung, Unglück. Aus der Lage und Verflechtung der Eingeweide wahrzusagen ist schon eine seltene Wissenschaft, die besonders bei den Kalmücken vorkommt; dieses Orakel wird aber nur dann befragt, wenn man wissen will, ob eine Frau einen Knaben oder ein Mädchen gebären wird. — Auch das Feuer muß vor den mohammedanischen Zeiten in Achtung gestanden haben. Man darf nie in dasselbe hineinspucken. Feierlichkeiten beim Feuer und Tanzen um dasselbe sind, wie in vielen Gegenden Asiens, Europas und Afrikas, so auch auf der Steppe und in Chiwa und Chokand gäng und gäbe. Es gilt bei den Kirgisen wie überhaupt in Mittelasien für sehr ungezogen, das Licht auszublasen. In der Farbe des brennenden Oeles oder Fettes erkennt man viele Prognostica. — Insbesondere die Frauen stecken voll von allerlei Aberglauben. Jeder einzelne Theil des Zeltes, jedes Geräth steht mit demselben im Zusammenhange. Der Aberglaube wird beim Aufschlagen des Zeltes, beim Melken, Kochen, Spinnen und Weben streng beobachtet, weit mehr als die Gesetze des Islam, welche nie besonders zu Herzen gehen. Die beliebteste Art des Wahrsagens ist die mit frischgesponnenem Garne. Es werden vier Steine, zwei weiße und zwei schwarze, niedergelegt; in der Mitte wird ein Faden stark gewunden und das obere Ende plötzlich losgelassen. Senkt sich der Faden in seinem Fall zu den schwarzen Steinen, so bedeutet es Unglück, zu den weißen, das Gegentheil. Der Hand dessen, welcher drehet, wird gar keine Wirkung zugemuthet, denn das Orakel muß untrüglich sein. Dieses heißt Ijik-jip, Spindelgarn, und kommt überall in Mittelasien vor.

Die Auswanderung nach Südbrasilien.

Diese kommt mehr und mehr in Aufnahme. Die drei durch prächtiges gesundes Klima und fruchtbaren Boden ausgezeichneten Provinzen Santa Catharina, Parana und vor Allem Rio Grande do Sul eignen sich für fleißige deutsche Einwanderer so ausgezeichnet wie kein anderes Land der Welt, und es ist nur zu wünschen, daß die Auswanderung dorthin in möglichst großer Menge stattfinden möge. In Betreff der Auswanderung nach Brasilien ist viel gesündigt worden durch den Unverstand der dortigen Regierung und gewissenloser Agenten und Speculanten. Man hat diese Sünden und Mängel mit vollem Rechte scharf getadelt, man schüttete aber das Kind mit dem Bade aus, als man z. B. in Preußen die Auswanderung nach Brasilien verbot. Dazu kamen die leidenschaftlichen Angriffe von einigen Seiten, denen schwerlich lautere Motive zu Grunde lagen. Doch das sind nun überwundene Standpunkte, und wir unsererseits glauben, daß die „Abtheilung für Auswanderungsangelegenheiten“ des geographischen Vereins zu Dresden ganz recht gethan hat, Auswanderungslustige, welche bei ihr sich Raths erholten, auf die Vorzüge Südbrasiliens hinzuweisen. Selbst der Sohn des bekannten, sehr leidenschaftlichen vormaligen brasilianischen Generalconsuls Sturz hat jüngst dieselben hervorgehoben.

Herr Karl v. Koseritz in Porto Alegre, Provinz Rio Grande do Sul, hat seit etwa einem halben Jahre das Directorium der dortigen Einwanderungsangelegenheiten, und somit ist die Angelegenheit in zuverlässigen Händen; in Deutschland wirkt seit einiger Zeit Dr. Blumenau, nach welchem die gedeihende Colonie am Itajahy, Provinz Santa Catharina, benannt ist. Es war nur in der Ordnung, daß diesem rechtschaffenen, unermüdlich thätigen Manne auf der Pariser Weltausstellung der große Specialpreis für Colonisation zuerkannt wurde, denn die Ansiedelung Blumenau wurde dort als Vertreterin der deutschen Colonisation in Brasilien betrachtet.

Es versteht sich von selbst, daß deutsche Ansiedler sich lediglich in den drei oben genannten südlichen Provinzen niederlassen

sollten. Dort wohnen jetzt zwischen 60,000 bis 80,000 Deutsche in Wohlstand und unbeeinträchtigt in ihrem nationalen Leben. Was ihnen fehlt, das sind jährlich 10,000 bis 20,000 deutsche Zukömmlinge, denn Raum ist für Millionen. Sie werden nicht von Steuern gedrückt wie in Nordamerika, nicht von Fiebern geplagt wie dort in den westlichen Gegenden, und vor Unbilden von Seiten der Yankees, welche das Schimpfwort „Damned Dutchmen" auf der Lippe führen, sind sie gleichfalls sicher. Dazu kommt, daß sie in Santa Catharina und in Rio Grande in Küstenprovinzen wohnen.

Herr v. Koseritz schreibt in der „Deutschen Zeitung", welche zu Porto Alegre erscheint, in der Nummer vom 8. Februar 1868:

Südbrasilien ist das Land, welches den Emigranten aus den heimischen Gauen die größten Vortheile bietet; es ist auch das einzige, wo dieselben nicht für Deutschland verloren gehen. Denn hier pflanzt sich das deutsche Element ungemischt fort und geht nicht im eingeborenen auf. Die hiesige Einwanderung bleibt Deutschlands Abnehmer und Lieferant, und das wird glänzend schon jetzt bewiesen durch die Entwickelung, welche der deutsche Großhandel in Südbrasilien genommen hat. —

Endlich ist das Eis des Vorurtheils durchbrochen worden, weil die Thatsachen lautes Zeugniß geben. Dahin gehören das rasche Emporblühen der deutschen Colonien in ganz Südbrasilien, die lebensfähige Entwickelung des dortigen Deutschthums, die Berichte der beiden letzten preußischen Gesandten (v. Eichmann und v. Bunsen), die Zeugnisse aller Reisenden. Jüngst hat sich auch Dr. Reinhold Hensel in einer besondern Schrift zu Gunsten der Einwanderung nach Rio Grande und Santa Catharina erklärt, und Dr. H. Lange (der bekannte Kartograph) hat in der wissenschaftlichen Beilage zur „Leipziger Zeitung" eine „Mahnung an die Presse, sich der Deutschen in Brasilien mehr anzunehmen," ergehen lassen. — In Südbrasilien erscheinen drei deutsche Zeitungen: die „Germania" in Petropolis unweit Rio Janeiro; — die „Coloniezeitung, Anzeiger für Donna Francisco und Blumenau" zu Joinville, und die „Deutsche Zeitung" zu Porto Alegre. Aus den beiden letztgenannten Blättern, die uns seit Jahren regelmäßig zukommen, haben wir, wie die Leser des „Globus" wissen, sehr oft Auszüge mitgetheilt.

Kuliauswanderung aus China. Bis in die jüngste Zeit hat die Art und Weise der Anwerbung und Verschiffung chinesischer Arbeiter sehr oft genau denselben Charakter gehabt, wie der Sklavenhandel an der afrikanischen Küste. Menschenraub war an der Tagesordnung, namentlich in Macao, wo die portugiesischen Behörden gar nichts thaten, um dem Unfuge zu steuern. Die Engländer remonstrirten von dem benachbarten Hongkong aus sehr nachdrücklich, aber vergebens, bis sie endlich mit energischen Maßregeln droheten. Jetzt ersehen wir aus der „Overland China Mail" (vom 1. Februar), daß sich in Macao die Dinge zum Bessern gewandt haben und die portugiesische Regierung den Menschenraub nicht ferner duldet. Sie hat über Anwerbung und Verschiffung eine Controle angeordnet; ob dieselbe wirksam und ernstlich gemeint ist, wird die Zukunft lehren. Vom 8. Februar 1867 bis zum 11. Januar 1868 sind von Macao aus 12,259 chinesische Arbeiter verschifft worden in 29 Fahrzeugen. Davon waren 11 nach Callao in Peru bestimmt; sie hatten 5135 Kulis an Bord; die übrigen wurden nach Havana befördert, um dort auf den Plantagen verwandt zu werden. Es wäre zu wünschen, daß die Auswanderung und Anwerbung der chinesischen Kulis in ähnlicher Weise zweckmäßig geregelt würde, wie es mit jener der indischen Kulis der Fall gewesen ist. Auf der Zuckerinsel Mauritius sind mehr als 100,000 derselben beschäftigt; sie befinden sich wohl und gehen nach Ablauf ihrer Arbeitsverträge entweder mit ihren Ersparnissen in die Heimath zurück, oder bleiben ganz auf der Insel. Diese wäre ohne die fleißigen Malabaren zu Grunde gegangen, weil die freien Neger nicht arbeiten wollen. Da das Ende der Negersklaverei auch auf Cuba und in Brasilien vorauszusehen ist, so kann es nicht fehlen, daß man künftig immer mehr Arbeiter aus Asien holen wird.

* * *

— Richard Brenner ist von seiner gefahrvollen Reise in Ostafrika glücklich zurückgekehrt. Er war in der Mitte des April wieder in Merseburg.

— Bei der Stadt Omaha in Nebraska wird über den Missouri eine eiserne Brücke gebaut, die 2500 Fuß lang ist und etwa 2 Millionen Dollars kostet. Die große Westbahn nach San Francisco führt über dieselbe.

— In der zweiten Woche des Aprilmonats wurden 15,552 Fässer mit Eiern nach Neuyork zugeführt; jedes Faß enthält 1000 Stück. Eine der vielen Eierhandlungen verkaufte in sechs Tagen 2550 solcher Fässer.

— Die amerikanische Schriftstellerin Frau Oakſmith hat in Neuyork eine Abhandlung veröffentlicht, in welcher sie die natürlichen und gesellschaftlichen Rechte der Frauen erörtert. Sie verlangt mit Entschiedenheit, daß die böse Unsitte aufgehoben werde, dergemäß es für nicht geziemend erachtet wird, daß Mädchen oder Wittwen Heirathsanträge stellen. Es soll fortan nicht als Verstoß gegen Anstand und gute Sitte betrachtet werden, wenn Wittwen und Jungfrauen den preiswürdigen Muth haben, ihrerseits mit der Anfrage herauszuplatzen (to pop the question). — Für das Stimmrecht und Wahlrecht der Frauen hat sich in England nun auch die Wohlthäterin der Kranken, Florence Nightingale, erklärt.

— Die zu Melbourne erscheinende „Germania" schreibt: Im Unterhause fand am 26. Februar wieder einmal ein großer Scandal statt. Herr Mc Pherson eiferte gegen „die schurkischen Nachtreter des Ministeriums", worauf Herr Lee seinen Sitz verließ und Herrn Mc Pherson einen Faustschlag ins Gesicht versetzte. Darüber entstand große Aufregung und die Galerien wurden sofort geräumt. Herr Mc Pherson verließ den Sitzungssaal und kam mit einem Stocke zurück. Er prügelte Herrn Lee durch, während die Versammlung über den Privilegienbruch discutirte.

— Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in der Colonie Südaustralien die Anzahl der Geburten seit fünf Jahren successive abgenommen hat.

— In Indien sind bekanntlich frühe Heirathen gar nicht selten. Ein Vater verheirathet seine Tochter schon, wenn sie einige Wochen alt ist. So enthält die Zeitung „Grambarta Prokaschicka" einen Bericht aus Naddia, in welchem es heißt: „Ein Vater im Dorfe Kumulapur, der gern seine Tochter an den Mann bringen wollte, verheirathete dieselbe als sie bald sechs Monat alt war, mit einem Bräutigam, der 25 Jahre zählte. Dieser ist nun gestorben und die Frau eine Wittwe in dem Alter von achtzehn Monaten." Die Reformbewegung, welche in Indien unter den Eingeborenen mehr und mehr um sich greift, ist auch gegen jenen widersinnigen Mißbrauch gerichtet.

— Italienische Blätter erzählen Folgendes. Als im Jahre 1867 an 9000 Priester in Rom sich zusammengefunden hatten, nahete sich auch ein schwarzer Priester, welcher des Italienischen unkundig war, dem Papste Pius dem Neunten. Er kniete vor demselben nieder und versuchte sich in gebrochenem Latein verständlich zu machen. Seine Heiligkeit gab ihm den Segen und sprach dabei halblaut: „Figlio mio, come sei brutto!" Zu deutsch: „Mein Sohn, wie häßlich bist Du!"

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Streifzüge in Kabylien.

II.

Charakter der Kabylen. — Spione und Angebereien. — Ehescheidungen. — Die Dörfer. — Vegetation. — Anbau, Pflege und Bedeutung des Feigenbaumes. — Die Caprification durch Insecten. — Erntezwang. — Römische Ruinen bei Takfedt. — Töpfergeschirre. — Panther. — Gegensatz zwischen Arabern und Kabylen. — Der Anaya als Sicherheitspaß.

Wir verließen den Commandanten Duhousset in der Stadt **Budschia**, oder **Bougie**, wie die Franzosen schreiben. Dort sieht man unmittelbar neben einander eine katholische Kirche und mehrere Moscheen, modern-europäische Straßen, einen römischen Circus und alte Cisternen; auch ein Fort ist gebaut worden. Der Reisende übernachtete nicht in der Stadt, sondern ritt zwei Stunden landeinwärts nach seinem Lagerplatz auf einem Höhenzuge. Dort trieben gegen Abend ganze Schaaren kleiner **Affen** ihr munteres Spiel. Sie sehen aus wie „kleine Menschen", haben keinen Schwanz, sondern an der Stelle desselben eine Warze und lange weiße Backenbärte. Diese Thiere klettern mit merkwürdiger Behendigkeit an und auf den Felsen umher und sind den Kabylen mit vollem Rechte verhaßt. Denn nicht selten kommen ihrer Hunderte zusammen und plündern in einer einzigen Nacht die Ernte eines ganzen Feldes. Die Eingeborenen behaupten, daß diese Affen in Höhlen und Felsspalten förmliche Getreidemagazine anlegen; gewiß ist, daß sie großen Schaden thun.

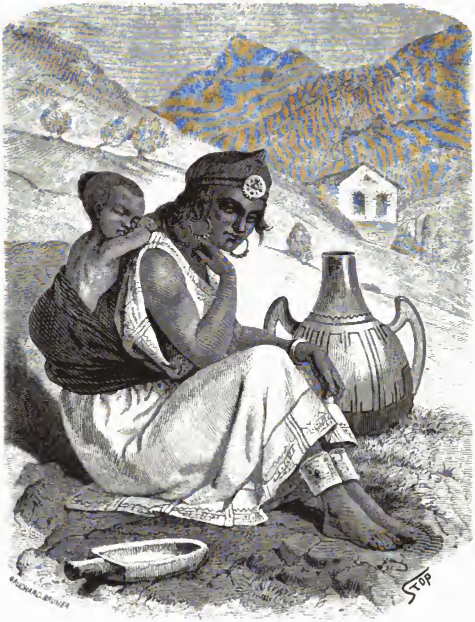
Eine seltene Erscheinung in jener Gegend war ein europäischer Tourist, der die Ruinen des alten **Tubusustus** aufsuchen wollte und sich für die Eigenthümlichkeiten des kabylischen Lebens lebhaft interessirte. Duhousset gab ihm darüber manche Erläuterung. Diese Leute, so äußerte er, haben einen sehr unabhängigen Charakter, sie beobachten recht gut und scharf und insbesondere haben sie Lust zum Arbeiten. Aber sie sind voll von Rachegefühl, zank- und streitsüchtig und voll des schmutzigsten Geizes. Das Streiten nimmt unter ihnen gar kein Ende, sie beißen einander und zerreißen sich das Gesicht mit Zähnen und Nägeln, als ob sie wilde Raubthiere wären. Jedes Dorf hat zwei Parteien und einen Platz in der Gemeindeflur, wo sie einander mit Yatagan und Flinten bekämpfen. Noch im Winter des Jahres 1863 mußte ich mit einem Capitän des arabischen Büreaus nach Koukou reiten, wo es Mord und Todtschlag gab. Bei der Ernennung eines Dorfschulzen war es zum Kampfe gekommen, und schon seit zwei Tagen bekämpften beide Theile einander auf dem neutralen Boden, wo die Wohnungen der Marabuts standen. Ich fand zwei Leichen und viele Verwundete, ließ einen Theil der Bauern entwaffnen und berief dann die beiden Soffs zu einer Sitzung, in welcher sie Ruhe und Frieden geloben mußten.



Die Wahl eines Vorstehers.

Alle Kabylen sind im höchsten Grade unsauber und im ganzen kabylischen Dschurdschura findet man nicht ein einziges Bad. Um die Gesundheitspflege der Kinder kümmert sich Niemand; deshalb findet man so viele Augenleiden und nicht selten auch Blindheit; dann Hautkrankheiten und verschiedene Erbübel, welche von einer Generation auf die andere übergehen. Aber die Frauen sind doch insofern gute Mütter, als sie ihre Kinder drei bis vier Jahre lang säugen, und die Männer verdienen als fleißige Arbeiter und Ackersleute alles Lob.

Ich will einen Vorfall erzählen, der charakteristisch ist. Abd es Selam, ein Mann aus dem Stamme der Akbil, leistete uns als Spion manche guten Dienste und wir schenkten ihm ein gewisses Vertrauen. Eines Tages berichtete er uns, daß ein Kabyle seines Dorfes, der alte Amin, von einer Reise zurückgekommen sei und bei nächtlicher Weile zwei mit Pulver beladene Maulesel ins Dorf getrieben habe. Das war in einer Zeit, da wir mancherlei Anzeichen von Mißvergnügen beobachteten, und deshalb war jene Anzeige nicht



Kabylenfrau.

ganz ohne Belang. Abd es Selam erbot sich, die Sache aufzuklären und ersuchte uns, ihm einen im Dienste des arabischen Büreaus stehenden Kabylen, Namens M'krazni, aus dem Stamme der Menguellet, mitzugeben. Ich wollte aber nicht ihm allein die Sache in die Hand geben, sondern schickte einen Unteroffizier mit einigen Spahis ab, welche eine Haussuchung vornahmen und ein Säckchen mit etwa vier Pfund Pulver zurückbrachten. Dasselbe war von Abd es Selam gefunden worden; er hatte es in Gegenwart der Soldaten hinter allerlei Küchengeschirr, das am Boden lag, hervorgeholt.

Amin war darüber furchtbar gegen Abd es Selam ergrimmt; er schwor bei Mohammed und allen Heiligen des Paradieses, daß er unschuldig sei, wurde aber trotzdem bis auf Weiteres in Verwahr genommen. Wir traueten indeß unserm Spione in dieser Sache nicht; wir vermutheten irgend eine persönliche Rache, und deshalb trafen wir Anstalten, um auf die richtige Spur zu kommen. Abd es Selam wurde

vorgefordert und seiner Wachsamkeit halber belobt; es kam uns darauf an, ihn sicher zu machen. Dann sagten wir ihm, die Angelegenheit sei so wichtig, daß sie in seinem eigenen Interesse von einem unserer Offiziere genau constatirt werden müsse. Es komme darauf an, auch den Rest des Pulvers ausfindig zu machen; Amin habe ja zwei ganze Ladungen in sein Haus gebracht. Dagegen konnte der Spion nichts einwenden, und am Abend ging ein Offizier mit Abd es Selam und M'krazni ab. Wir ließen diese beiden Kabylen ganz unbeaufsichtigt, sie konnten ungehindert mit einander verkehren und schöpften deshalb nicht den mindesten Verdacht. Die kleine Expedition wurde von einem Quartiermeister und einigen Reitern begleitet, und kam nach Einbruch der Dunkelheit im Dorfe an. Die Pferde blieben beim ersten Hause; die Männer wurden vom Spion bis zu Amin's Wohnung geführt und drangen sofort in den Aeusch ein, das heißt den innern Hof, dessen Zugänge sofort besetzt wurden. Bevor die Haussuchung begann, ließ der Offizier durch seine Reiter die Anwesenden durchsuchen. Er gab vorsätzlich diesen Befehl in arabischer Sprache, beobachtete den Spion genau und bemerkte, daß derselbe eine gewisse Unruhe verrieth. Sofort wurden Abd es Selam und M'krazni von den Spahis gefaßt und entkleidet. Der Spion wollte sein Pistol ziehen, wurde aber sofort entwaffnet, und nun ergab sich, daß er zwischen den Beinen ein Säckchen mit Pulver trug, das an einem Bindfaden hing; diesen wollte er zu gelegener Zeit ablösen und dann das Pulversäckchen an irgend einer Stelle fallen lassen. Bei M'krazni wurde nichts ge-



Frau bei der Arbeit. Getreidemühle.

funden, er war aber Spießgesell und Helfershelfer und entging auch seinerseits der Bestrafung nicht.

Derartige Bübereien sind leider keineswegs selten, denn Verleumdung und Angeberei sind Lieblingswaffen der Kabylen, sobald persönlicher Haß oder Parteileidenschaft in Frage kommen. Angenommen, es sei ein Kind gestorben, während gerade eine Parteifehde zum Ausbruche gekommen ist. Sofort heißt es, dasselbe sei von dem feindlichen Soff vergiftet worden und man bringt die Leiche der Familie, gegen welche der Verdacht erregt werden soll, ins Haus. Darin findet man für die letztere ein sehr unglückliches Ereigniß. Ich habe mehrmals solche Vorfälle zu untersuchen gehabt und es war wegen der vielen ganz verschiedenen Aussagen und Angaben sehr schwer, hinter die Wahrheit zu kommen. Auch häusliche Angelegenheiten geben sehr oft Veranlassung zu Parteistreitigkeiten, zum Beispiel die Ehescheidungen. Der Kabyle kauft seine Frau. Ein junger Mann will ein Mädchen heirathen, kommt mit dem Vater desselben in Betreff des Preises überein und die Angelegenheit wird dem ganzen Dorfe bekannt. Inzwischen und bevor die Verbindung zum Abschlusse gelangt ist, schickt der Mann der Schwester des Verlobten, der auf diesen neidisch ist, seine Frau fort, ohne sich von ihr, wie der Ausdruck lautet, abzuscheiden, und bietet für das seinem Schwager versprochene Mädchen ein höheres Kaufgeld. Der Vater desselben läßt sich auch auf den Handel ein und bricht sein gegebenes Wort. Nun aber nimmt der Stamm des in solcher Weise beleidigten und beeinträchtigten jungen Mannes Partei für diesen und die Angelegen-

heit führt zu Streitigkeiten, vielleicht zu blutiger Fehde. Der benachtheiligte Bräutigam wird zunächst bei der Behörde klagen, einmal daß er das ihm versprochene Mädchen nicht erhält, und dann, weil seine Schwester ihm zur Last fällt, weil der Andere sie zwar fortgeschickt, aber nicht „abgeschieden" hat. —

Der Kabyle unterscheidet sich wesentlich vom Araber. Dieser ist ein Nomade und liebt das Zelt; jener ist ein seßhafter Mensch, der an seinem Haus und an seinem Acker hängt, nicht in Duars, sondern in Dörfern wohnt. Diese gewähren, aus der Ferne gesehen, einen sehr malerischen Anblick, aber sobald man dieselben betritt, werden Augen und Geruchssinn auf die empfindlichste Art beleidigt; Alles ist Schmutz und Unrath. So sind die Dörfer der Sedurk, der Immula über alle Beschreibung unsauber; die Häuser haben keine andere Oeffnung als die Thür, und von einem Rauchfange ist keine Rede. In einer solchen Wohnung leben im Durchschnitt neun bis zehn Menschen gemeinschaftlich mit den Hausthieren in demselben Gemache. Die Leute schlafen auf dem feuchten Boden in schmutzige Lumpen gehüllt; Fußmatten sind nur Ausnahmen. —

Das Dorf, bei welchem Duhousset landeinwärts von Budschia sein Lager aufgeschlagen hatte, heißt Tudscha (Toudja); die Hügel in der Umgegend sind mit Korkeichen bestanden. Unterwegs wurde der Reisende häufig von Schakals verfolgt, die in Rudeln auf etwa hundert Schritt Entfernung hinter den Maulthieren herliefen und Abends über alle Maßen heulten, weil sie keinen Fraß gefunden hatten.



Mühle zum Quetschen der Oliven.

Ruinen von Wohnorten, Festungswerken rc. aus der Römerzeit kommen in dieser ganzen Gegend häufig vor, so z. B. beim heutigen Zeffoun, dem Rusazus der Alten, und auf dem Bergkamme beim Dorfe Hamzionan eine Wasserleitung, welche zum Theil durch ausgehauene Bergesschluchten führt und die man einige Stunden weit verfolgen kann. Sie ist die größte Merkwürdigkeit von Zeffoun; das eben genannte Kabylendorf liegt auf dem höchsten Punkte und dort hat wahrscheinlich die römische Citadelle gestanden, welche weit und breit das Land beherrschte.

Es hat einen besondern Reiz, in dieser Region den Pflanzenwuchs zu beobachten. Lentisken (Mastix) kommen überall vor, Korkeichen stehen in allen Wäldern, jeder Wasserlauf ist mit Rosenlorbeer eingefaßt, der auch weite Flächen bedeckt; am Cactus sieht man Kletter- und Schlinggewächse; Johannisbrotbäume wachsen namentlich bei Budschia in unzähliger Menge. Weiter oben im Gebirge treten Eichen und Eschen auf; man findet Myrthen, gigantische Aloës, Oelbäume, Weinreben und Feigen. In den Ebenen wechseln Wiesengründe mit Getreidefeldern ab. Duhousset war überrascht, als er an dem Abhange des Höhenzuges, an welchem der Weg nach Zeffoun führt, zwei Birkenbäume stehen sah, deren Zweige von denen einiger Orangenbäume gestreift wurden.

Der Oelbaum ist für die Kabylie von großer Wichtigkeit, doch bei weitem nicht in so hohem Grade wie der Feigenbaum, welcher dem Volke gleichsam das liebe Brot liefert. Man widmet demselben mit Recht nach Süden hin bis in die Oasen der Sahara hinein die größte Sorgfalt. Wo man überhaupt in Algerien einen verständigen Betrieb

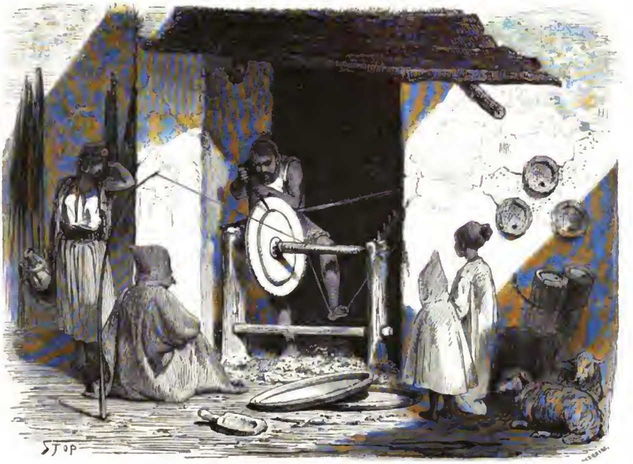
des Ackerbaues findet, darf man auch von vornherein annehmen, daß dort Menschen berberischen Stammes wohnen.

Mit dem Anbau der Feige verhält es sich in Kabylien, namentlich am Dschurdschura, folgendermaßen.

Man wählt für die Anlage den besten Boden aus. Sobald die jungen Pflanzen mehrere Wochen alt sind, verpflanzt man sie an eine andere Stelle, von welcher sie nach zwei Jahren an die Stelle versetzt werden, welche sie ein- für allemal behalten sollen. Die Feigenbaumzüchter bringen solche Bäumchen in Gebinden von 8 bis zu 15 Stück auf die Märkte und bekommen für das Dutzend 3 bis 4 Francs. Gegenwärtig beschäftigen sich fast alle Stämme mehr oder weniger mit einer derartigen Zucht; die besten Pflanzen werden von den Beni Raten bei Tisi Rasched und von den Beni Fraoussen bei Dschema Sahridsch geliefert. Die größte Gefahr droht von den Heuschrecken, doch stellt sich dieselbe nur selten ein; wenn das aber der Fall ist, dann wird die Noth groß. Sehr nachtheilig sind zur Blüthezeit auch die Nebel, welche aus der Ebene aufsteigen; die Ernte wird schlecht, wenn sie lange anhalten; sie bringen aber keinen Nachtheil, wenn sie erst erscheinen, nachdem sich schon die Frucht angesetzt hat. Man nennt sie im Lande die Ochsennebel, Bu feggar.

Von der höchsten Wichtigkeit ist die Caprification, die Befruchtung der Feigen durch die Gallwespe. Dieselbe ist den Völkern am Mittelmeer seit uralter Zeit bekannt; in Kabylien verhält es sich mit derselben in folgender Weise.

Der wilde Feigenbaum liefert den Dokhar, eine kleine,



Kabyle an der Drechselbank.

saftlose Frucht von herbem Geschmacke, die schnell zeitigt und schon reif ist, wenn die anderen Feigen es erst zur Hälfte, also noch grün sind. Der wilde Feigenbaum giebt im Jahre zwei- bis dreimal reife Früchte; der Züchter benutzt aber nur jene der ersten, selten die der zweiten Ernte zu seinem Zwecke. Er sammelt die reifen Dokhars und reihet sie zu kleinen Packeten, Mulak, an einander. Diese Stränge hängt er an die Zweige der weiblichen Feigenbäume; in der Ebene geschieht das im Juni, im Gebirge gegen Ende des Juli. Sobald solch ein Dokhar trocken geworden ist, kommen aus der Kelchnarbe unzählige kleine, geflügelte Insecten hervor. Diese bohren sich dann in die Früchte des Baumes, an welchen der Dokhar hängt, dieselben erhalten dadurch gleichsam neues Leben, fallen dann auch nicht ab. Diese Insecten sind Werkzeuge der Befruchtung; sie entstehen und werden groß mit der Frucht des Dokhar und schlüpfen aus, sobald sie sich in derselben vollständig entwickelt haben. Ihr Leib ist behaart wie bei der Biene, welche bekanntlich bei manchen Blumen eine ähnliche Verrichtung ausübt.

Es giebt eine schwarze und eine rothe Art; die erstere ist die kleinere und hat am Hintertheile keinen Stachel, während die letztere einen solchen besitzt. Die Kabylen behaupten, daß nur das schwarze Insect für die Befruchtung der Feige von Werth sei. Sie haben das Sprüchwort: „Wer keinen Dokhar hat, bekommt keine Feigen.“ So viel ist gewiß, daß, einerlei wo die Bäume stehen und wie die atmosphärischen Einflüsse auch sein mögen, die Ergiebigkeit der Ernte von dem Dokhar abhängt. Es kommt zuweilen vor, daß aus denselben eine verhältnißmäßig geringe Zahl Insecten auskriecht, wie z. B. im Jahre 1863, und dann ist der Ertrag nur dürftig. Die

Kabylen sind überzeugt, daß ein einziges Insect neunundneunzig Feigen vor dem Abfallen bewahre, daß es aber sterbe, sobald es in die hundertste krieche.

Diese Caprification wird im Jahre mindestens einmal vorgenommen, und wenn der Dokhar in reichlicher Menge vorhanden ist, wiederholt man sie gern mehrmals in kurzen Zwischenräumen. Viel kommt darauf an, im Herbste oder im Frühjahre den richtigen Zeitpunkt zu treffen. Manche Europäer machten sich über die Sache lustig und kümmerten sich nicht um die Insecten des Dokhar; sie hatten es aber zu bereuen. Denn sie hielten mehrere Jahre hinter einander eine sehr schlechte Ernte, während dieselbe bei den Kabylen sehr reichlich ausfiel. Weshalb will man die künstliche Befruchtung bei der Feige in Abrede stellen, während doch Niemand sie bei der Dattelpalme leugnet? Von jener wissen schon Aristoteles, Theophrast und Plinius zu erzählen, und späterhin hat Tournefort ihre Aussagen bestätigt. Ein caprificirter Feigenbaum, sagt er, giebt bis zu 280 Pfund Früchte, ein nichtcaprificirter höchstens 25 Pfund. Uebrigens kommt der Dokhar nicht überall vor; am Meeresgestade und ein paar Stunden landeinwärts tritt er nur selten auf und ist für die Zwecke der Befruchtung nur wenig brauchbar. Aber die Bewohner solcher Gegenden verschaffen sich ihn um jeden Preis, und er wird von dort geholt, wo er am besten gedeiht. So ziehen Leute aus Budschia, Setif und von anderen Punkten in ganzen Zügen mit vierzig bis sechszig Maulthieren z. B. nach Dschema Sahridsch, zu den Wardia, den Beni Hassan und anderen Stämmen und holen von dort für mehrere tausend Francs solcher Früchte. In allen Dörfern, welche Dokhar haben, darf Niemand, bei 50 Francs Geldbuße, einem Fremden dergleichen verkaufen, ehe nicht die Feigenbäume der eigenen Gemeinde reichlich damit versorgt worden sind.



Kabylische Waffenschmiede.

Es ist schon weiter oben mehrfach betont worden, daß die Kabylen, bevor sie sich den Franzosen unterworfen hatten, einander unablässig befehdeten. Sofort nach Ausbruch des Kampfes wurde allemal der Verkauf von Dokhar an die Angehörigen des feindlichen Stammes verboten. Es ist mehrfach vorgekommen, daß wegen dieser Frucht förmliche Kriege ausgebrochen sind; man wollte und mußte sie mit Gewalt haben, wenn sie für Geld nicht zu bekommen war.

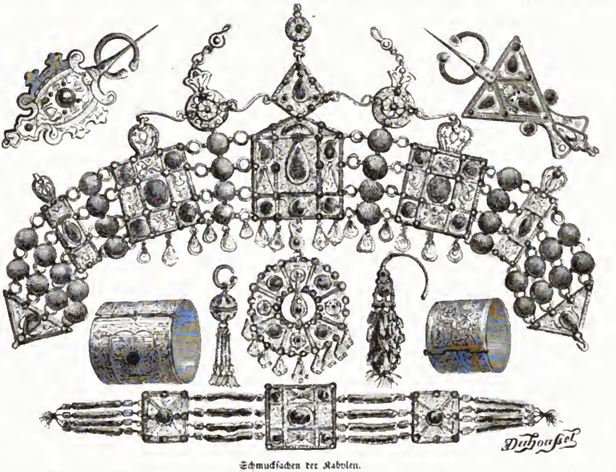
Uebrigens bedürfen nicht alle Feigenarten der Befruchtung durch Caprification in demselben Maße oder auch überhaupt, und man könnte also fragen, weshalb denn die Kabylen nicht derartige Sorten allein und ausschließlich anpflanzen. Die Antwort ist leicht gegeben. Diese Sorten halten sich nur einige Wochen, während die caprificirten, nachdem sie einmal getrocknet sind, sich das ganze Jahr hindurch halten und überdies allein zur Ausfuhr in die Gebiete der arabischen Stämme sich eignen.

Bei den Kabylen gilt der Bann, der Erntezwang. Niemand darf Feigen brechen vor dem Tage, welchen die Gemeinde anberaumt hat; wer das Verbot nicht beachtet, hat eine Strafe von 60 Centimes bis zu 5 Francs zu zahlen. Dasselbe gilt auch von Weintrauben und anderen Früchten. Nur in Rücksicht auf Frauen in guter Hoffnung und auf angesehene fremde Gäste dürfen Ausnahmen stattfinden. Wenn eine sehr ergiebige Ernte in Aussicht steht, wird es mit jenen

Verboten nicht immer streng genommen. Diese Ernte findet zur Zeit des Cherif statt, das heißt in den Tagen vor und nach dem Herbstäquinoctium. Die Stämme in der Ebene trocknen die Frucht auf Hürden, die sie aus Rohr bereiten, jene im Gebirge auf Matten. Nach zwei oder drei Wochen sind sie trocken genug, um verpackt werden zu können, entweder in Säcke, in Körbe oder in Bockshäute.

Während der Ernte verzehren die Kabylen eine ganz enorme Menge von Feigen, und die Leute sind dann viel aufgeregter als zu irgend einer andern Zeit. Trägt die Gährung des Zuckerstoffes, welchen die Feige enthält, etwas dazu bei? Das Sprüchwort sagt: „So betrunken wie ein Kabyle, der sich in Feigen satt gegessen hat.“ —

Commandant Duhousset ging von Aschuba aus nach Südwesten hin abwärts und hatte von einem Bergkamm abermals einen prächtigen Blick auf das Dschurdschuragebirge. Weiter abwärts lagen die Dörfer der Beni Yenni, welche als Waffenschmiede und Schmuckarbeiter bekannt sind; ehemals standen sie auch als Falschmünzer in schlechtem Rufe. Weiterhin nach Osten, unfern von Koukou, liegt das Dorf der Aït Aïschen, welche eben mit der Oelernte beschäftigt waren. Unsere Illustration zeigt, in welcher Weise die Oliven zerquetscht wurden. Diese von Frauen in Bewegung gesetzte Oelmühle ist von eben so primitiver Art, wie die Drechselbank. Auf dieser werden die großen hölzernen Schüsseln gedreht, welche in keiner Kabylenwohnung fehlen und ein Hauptgeräthschaft jeder Familie bilden. Auffallend ist, daß die horizontale Töpferscheibe den Leuten unbekannt blieb.



Schmucksachen der Kabylen.

Ibesimen, Broschen mit Nadeln. — Thazath, Halsbänder von Korallen, Silber, Knöpfen und Glasperlen. — Dah, Armband von Silber. — Khallal, Bracelet für das Bein. — Kouleïs, Ohrringe im Allgemeinen. — Zerouiar, große schwere Gehänge, die man am obern Theile des Ohres trägt. — Thasebt, Diadem von Silber und Korallen. — Thiounissin, leichte Ohrringe.

„Im Dorfe Taskenfut, dessen kleine weiße Häuser durch den Nebel schimmerten, mußte ich an einem Mahle theilnehmen, das zu Ehren eines Verstorbenen stattfand. Man speiste im Hause, während die Frauen das Wasser zum Abwaschen der Leiche warm machten! Von Taskenfut aus hatte ich einen sehr beschwerlichen Weg, und zum Mißgeschick einen sehr unkundigen Führer. Es ging immer bergauf, bergab, und ich kam nur an wenigen Dörfern vorüber, in denen alle Kinder blondhaarig und die Frauen überaus schmutzig waren. Der einzige Mann, welcher mir zu Gesichte kam, war ein Reiter, der sich verirrt hatte; von ihm erhielt ich etwas Brot und Gemüse.

Nach mehrstündigem Ritte gelangte ich auf einen Hügel, dessen Abhänge am Meere das Cap Tedlis bilden. Der Dorfschulze begrüßte mich, und als ich ihm mittheilte, daß ich die alten Ruinen zu sehen wünsche, erbot er sich zum Führer. Zunächst gelangte ich an ein Grabdenkmal; dasselbe bildete einen Thurm von etwa 30 Fuß Höhe und 18 Fuß Durchmesser; die nach Osten gerichtete Vorderseite war noch leidlich erhalten. Man erkennt zwischen den beiden Säulen den Eingang; die innere Ausfüllung ist ein Gemisch von kleinen Steinen und Mörtel. Die Thür ist verschüttet und eine Inschrift, die früher vorhanden war, scheint in einem Stücke herausgenommen worden zu sein. Neben dem Thurme liegt ein großer steinerner Trog, der wahrscheinlich einst als Sarg benutzt worden ist; auch sieht man viele Ueberreste von Gemäuer und Fundamenten. Fast alle Häuser des Kabylendorfes Taksebt sind aus großen behauenen Steinen aufge-

führt, welche ohne Zweifel aus diesen Ruinen geholt wurden. Allmälig hatten sich mehrere Leute eingefunden, und nun wollte mir jeder etwas zeigen oder bringen. Ein Mann führte mich zu einem Steine, der bei der Feldarbeit zum Vorschein gekommen war. Als ich ihn reinigte, kam ein etwas plump gearbeitetes Basrelief zum Vorschein; innerhalb eines Rahmens von 55 Centimeter Höhe und 40 Centimeter Breite steht ein bärtiger Mann, der ein langes Hemde trägt und seinem eben so bekleideten Sohne die Hand reicht. Der letztere hält in der linken Hand einen Gegenstand, der einem savoyischen Kuchen gleicht; der Vater hat in der rechten Hand eine Schärpe, welche von der linken Schulter herabkommt. Die Einrahmung läuft nach oben hin spitz zu und dort sieht man einen Vogel, dessen halb ausgebreitete, herabhängende Flügel über den Köpfen der beiden Menschen schweben. Das Relief dieser Figuren beträgt 5, jenes des Vogels nur 2 Centimeter. Offenbar war diese Platte senkrecht aufgestellt worden, denn ihr unterer Theil bildet einen Zapfen, der in einen horizontal liegenden Stein eingelassen worden war. Die Ruinen, welche bei Taksebt liegen, sind noch wenig bekannt; sie reichen bis nach Sidi Khalet, welches den Seehafen für das Dorf bildet.

Hier waren alle Hände mit der Ernte beschäftigt, auch die Frauen. Viele derselben saßen im Kreise und schlugen tactmäßig auf die Aehren; ihr Werkzeug war ein hölzerner Hammer oder Klöpfel, etwa von der Form einer Weinflasche; andere worfelten das Korn. Die Tenne wurde von einem Manne, dessen Haut tief gebräunt war und der weiter nichts



Im Hause eines Todten.

am Leibe trug als einen Lederschurz und auf dem Kopf einen gewaltigen Strohhut, vermittelst eines Zweiges vom Rosenlorbeer rein gefegt. Diese ländliche Scene bot ein hübsches Bild dar; ringsum standen Aloë und Cactus in Blüthe und im Hintergrund erhoben sich die von einem leichten, bläulichen Duft umzogenen Berge (S. 261). Dazu kam der Ausblick auf das Meer, zu welchem ich gegen Abend durch einen Wald hinabzog, in dem Feigenbäume und Orangen mit einander abwechselten.

Hier mögen einige Angaben über das Töpfergeschirr der Kabylen ihren Platz finden. Das Wort Amphora bedeutet einen Gegenstand, den man an zwei Seiten trägt, der zwei Henkel hat. Es giebt solche Gefäße, die so geformt sind, daß sie einen Boden haben, vermittelst dessen sie stehen können, während das bei anderen nicht der Fall ist. Die Gefäße der Beni Raten haben alle eine Spitze, eine Art von Kegel, so daß sie nicht auf sich selber stehen, sondern entweder in den Erdboden hineingestellt oder an irgend einen andern Gegenstand gelehnt werden müssen. Ich besaß solch ein Geschirr; die Frauen tragen dasselbe beim Wasserholen auf dem Rücken; ich füllte es mit Wasser und fand, daß es alsdann 27 Kilogramm, also 54 Pfund schwer war, und das ist als Tracht für eine Frau nicht unbedeutend. Schon Kabylinnen von zwölf Jahren müssen täglich zwei Mal Wasser aus den Schluchten holen, denn in diesen liegen zumeist die Quellen; sie tragen es dann auf die Höhen; es ist schon früher gesagt worden, daß alle Dörfer auf oder an solchen gebaut sind. Der größte Theil des Gefäßes ruht auf dem Rücken, der zugespitzte Theil wird im Gürtel getragen und das Ganze zumeist mit nur einer Hand, bei stark gekrümm-

tem Arme, gehalten. Die Frauen gehen barfuß und sind von Jugend auf daran gewöhnt, den Oberleib im Gleichgewichte zu halten.

Bei den Menguellet und den Stämmen am Dschurdschura verfertigt man Amphoren, die gestellt werden können, also einen flachen Boden haben und auf dem Kopfe getragen werden. Sie sehen nicht so zierlich aus wie jene ersteren, sind aber offenbar viel bequemer und zweckmäßiger. —

Von Taksebt abwärts ritt ich auf meinem Maulthier am feuchten Meeresstrande hin und gelangte gegen sechs Uhr Abends auf eine mit Felsen übersäete Anhöhe an einer bewachsenen Stelle, wo fast hinter oder bei jedem Strauch ein Capitäl, ein Säulenstumpf oder ein Sarg lag. Ueberall waren Trümmer zerstreut, die von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurden. Ich setzte mich auf ein viereckiges Portal und dachte an längst vergangene Zeiten. Meine Begleiter waren vorausgezogen und weit und breit war keine Menschenseele; die Meereswellen brachen sich plätschernd auf dem Strande.

Ich war noch fünf Wegstunden von Dellys entfernt und die Dunkelheit brach herein. Begreiflicherweise lag mir viel daran, einen geeigneten Platz zum Nachtlager ausfindig zu machen, denn wenn es einmal stockfinster geworden war, konnte ich nicht weiter. Denn wo wäre ein Weg oder nur ein Pfad zu finden gewesen? Glücklicherweise ermittelten gegen halb neun Uhr meine Spahis, daß wir uns bei einem kleinen Dorfe befanden. Dort setzte ich dem Kaïd (Dorfrichter) meine Lage aus einander und bekam von dem guten Manne eine Schale Milch und ein halbes Dutzend Eier. Unterwegs begegnete mir etwas Verdrießliches. Mein Gewehr war nicht geladen. Als ich gegen Abend von dem Dorfe Tagzirt etwa eine halbe Stunde weit entfernt war und in einem Dickicht an eine Lichtung kam, kam ein mächtiger Eber aus dem Gestrüpp und trabte eine Weile ganz gemächlich vor mir her, gleichsam als hätte er uns den Weg zeigen wollen. Dann verschwand er in einem Getreidefelde. Er würde ohne meine Nachlässigkeit mir ein leckeres Abendessen verschafft haben.

Als der Kaïd mein gutes Gewehr sah, machte er eine vergnügte Miene und rief mehrmals: bono! Dann erzählte er mir, daß seit einiger Zeit die Dorfbewohner durch einen Panther beunruhigt würden; sie müßten des Raubthieres wegen allnächtlich bei den Lagerstellen der Ziegen Feuer unterhalten. Noch gestern Abend habe er sich am Dorfbrunnen



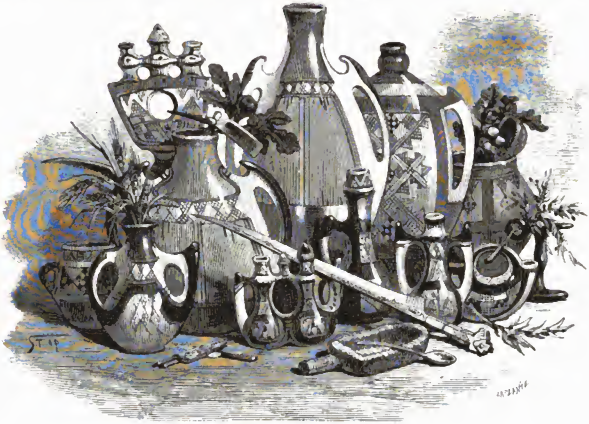
Römisches Grab bei Taksebt.

blicken lassen, dort sehr stark gebrüllt und Frauen und Kindern Schrecken eingejagt. Ich nahm meine Laterne, ließ mich zum Brunnen führen und fand richtig die Fußstapfen des Unthieres. Uebrigens blieb die Sache auf sich beruhen, denn ich war müde und wollte Morgens zwei Uhr weiterziehen. Ich lud in jeden Lauf eine Kugel, ließ unsere vier Maulthiere zusammenkoppeln und unweit des Feuers anbinden, das vor meinem Zelte flackerte. Ich schlief bald ein, obwohl die Hunde und Schakals infernalisch heulten. Aber dieses liebliche Concert hatte ich ja in jeder Nacht gehabt und war also daran gewöhnt. Gegen ein Uhr früh hörte ich ein Kratzen an der Leinwand meines Zeltes. Ich hustete und richtete mich auf. Da sagte der arabische Spahi: „Commandant, horch auf, der Panther ist da! Halt dich bereit, er wird bald hier sein!“ — „Schon gut; wenn er hier ist, dann sag mir's!“ Ich hatte gar keine Neigung, ein nächtliches Abenteuer zu bestehen und schlief wieder ein. Auch ließ der Panther sich nicht blicken und deshalb kann ich auch keine „Jagdgeschichte“ erzählen.

Um drei Uhr früh waren wir im Sattel, ritten durch Hirse- (Bechna-) Felder und waren gleich nach sieben Uhr in Dellys.“ —

So weit Duhousset. Wir wollen noch einige Notizen aus dem Buche des Herrn Ch. Thierry Mieg (Six semaines en Afrique, Paris 1861) hinzufügen. Er hebt ganz richtig hervor, daß die Einrichtungen und das Gemeindeleben der Kabylen einen durchaus demokratischen Zuschnitt haben; das Volk übt sein Wahlrecht und ernennt seine Vorsteher. Bei den Arabern findet das nicht statt; bei ihnen tritt das aristokratische und patriarchalische Element entschieden hervor, und das Vorsteheramt ist erblich. Die Kabylen haben, wie zu Anfang unserer ersten Mittheilung (S. 257) hervorgehoben wurde, eine Art von Föderativrepubliken; die Kbaïls, Eidgenossen, theilen sich in Stämme (Archi), deren jeder mehrere Dörfer umfaßt (Deschera), die ihrerseits eine bestimmte Anzahl von Familien (Kharouba) enthalten. Jede Deschera hat ihr Gewohnheitsrecht (Kanun) und einen auf unbestimmte Zeit erwählten Vorsteher (Amin), der nicht abgesetzt wird, sondern sich zurückziehen muß, sobald er unbeliebt geworden ist. In Kriegszeiten wird von den Amins einer Eidgenossenschaft ein Oberamin erwählt, welcher dann Feldherr ist. Bei den Arabern besteht der Stamm aus mehreren Duars, Nomadendörfern; hier ist der Scheich, das Oberhaupt, erblich. Er wird jetzt, gleich dem Kaïd, von der französischen Behörde ernannt; bei den Kabylen ist es noch nicht so weit gekommen.

Diese letzteren sind bei weitem nicht so strenge Muselmänner als die Araber, und der Koran muß vielfach den alten Sitten, Bräuchen und Ueberlieferungen weichen. Es kommt sogar noch Mancherlei vor, das an die Zeiten des Christenthums erinnert. Die Kanuns (von canon), Regeln und Richtschnuren, weisen schon durch diese ihre Benennung auf jene Zeiten hin. In Betreff dessen, was sie über Diebstahl, Mord und manche andere Gegenstände enthalten, werden die Vorschriften des Koran ganz unberücksichtigt gelassen. Dieser schreibt z. B. vor: „Auge um Auge, Zahn um Zahn"; er will Wiedervergeltung haben, aber das kabylische Gesetz kennt kein Todesurtheil für den Mörder; dieser wird für immer verbannt, sein Haus wird niedergerissen, sein Vermögen eingezogen. So weit geht das öffentliche Recht. Die öffentliche Meinung geht indessen weiter und verlangt Privatrache; die Angehörigen des Ermordeten üben Blutrache. — Die Kabylen haben auch die Bastonnade nicht aufkommen lassen, die bei ihnen für schimpflich gilt, während das bei den Arabern keineswegs der Fall ist. Sodann machen sie sich auch eben kein Gewissen daraus, das Fleisch der wilden Schweine zu genießen; sie trinken Feigenbranntwein, der von den Juden gebrannt wird, nehmen es mit Fasten und Abwaschungen nicht genau, beten wenig und nicht nach Vorschrift und begnügen sich mit der Formel: „Es giebt nur Einen Gott und Mohammed ist sein Prophet." Die Marabuts und die Tolbas, d. h. Schriftgelehrten, nehmen es indeß mit den Vorschriften des Islam viel strenger als das Volk, welches den Marabuts (von M'rabeth, d. h. gebunden, nämlich an Gott) große Verehrung zollt. Diese vermitteln in den Streitigkeiten, haben Einfluß auf die Wahl der Vorsteher und werden bei allen wichtigen Angelegenheiten zu Rathe gezogen. Aber dieser Einfluß ist bloß moralisch



Geräthschaften und Töpfergeschirr.

und je nach den Eigenschaften des Mannes größer oder geringer. Diese Marabuts sind zumeist arabisch-berberischen Blutes und stammen von den Mauren ab, welche durch die brutale und fanatische Barbarei der Christen aus Spanien vertrieben wurden. Sie flüchteten in die Kabylie und wurden gastlich aufgenommen. Da sie nicht Angehörige der „Stämme", K'baïl, waren und auch heute nicht zu denselben gehören, so nehmen sie eine Art von neutraler Stellung ein, und deshalb sind sie keinem Stamme verdächtig. Sie bekommen ihren Unterhalt vom Volke, bewohnen die Sauïas (Zaouïas), Gebäude, welche durch die religiösen Abgaben unterhalten werden, nämlich den Sekkat und den Aschur, d. h. den Hundertsten von der Herde und den Zehnten von Feldfrüchten. Weiter geben die Kabylen nichts. In den Sauïas erhalten die Kinder Schulunterricht; der Reisende und der Arme findet dort ein Unterkommen, und auf Kosten der Gemeinde drei Tage lang Speise und Obdach. Zur Sauïa gehört auch die Moschee, sodann eine Kubba (gewölbtes Gebäude, Dom) über dem Grabe irgend eines hochverehrten Marabuts (s. die Illustration S. 259), nach dem sie benannt wird, und der Friedhof. Man findet in den Sauïas manchmal sehr unterrichtete Tolbas (Plural von taleb, d. h. Lehrer, Professor), die zum Theil aus fernen Gegenden gekommen sind.

Den Marabuts verdanken die Kabylen eine Einrichtung, welche nicht hoch genug gepriesen werden kann in einem Lande und bei einem Volke, das unaufhörlich von Fehden beunruhigt wurde und wo es für den Reisenden keine Sicherheit gab. Wir meinen den Anaya. Von ihm sagen die Kabylen: „er ist unser Sultan, dem kein anderer in der Welt verglichen werden kann; er ist ein Wohlthäter und verlangt doch keine Steuern und Abgaben." Ein

Kabyle wird Frau, Kinder und Haus verlassen, aber nicht seinen Anaya. Dieser ist, wie wir sagen würden, ein Sicherheitspaß, ein Geleitsbrief, den ein Kabyle einem Manne giebt und der durch irgend einen Gegenstand repräsentirt wird, welcher ihm gehört. Ein unter den Schutz des Anaya gestellter Reisender ist vollkommen sicher, und über einen Stamm, welcher sich etwa eine Verletzung desselben zu Schulden kommen ließe, würden flugs alle anderen herfallen, um ihn auszurotten. Die Wirksamkeit des Anaya reicht, je nach dem Einflusse dessen, von welchem er ertheilt worden ist, mehr oder weniger weit; kommt er von einem Marabut, dann ist er gut zur Reise durch ganz Kabylien, und der Inhaber zeigt ihn allemal bei den Marabuts der verschiedenen Stämme vor, durch deren Gebiet er kommt. Unter Umständen kann auch eine Frau einen Anaya ertheilen. Der Mörder eines Kabylen wurde von den Brüdern und der Frau des Getödteten verfolgt. Als er sich verloren sah, warf er sich der Wittwe zu Füßen, faßte die Beine und rief: „Gieb mir deinen Anaya!“ Die Frau warf ihren Schleier über ihn und der Mann war gerettet.

Die Gestalt der Erde und der Meeresfläche und die Erosion des Meeresbodens.

Von **Hermann J. Klein.**

Newton war der Erste, der aus seinen Untersuchungen über die Schwerkraft den Schluß zog, unser Erdball könne keineswegs eine genau kugelförmige Gestalt besitzen, sondern müsse an den Polen abgeplattet sein. Der große englische Geometer ging hierbei von der Annahme eines ursprünglich flüssigen Zustandes aus. Der Vulcanismus hat umgekehrt später aus der Abplattung die Existenz eines ehemals feuerflüssigen Zustandes der Erde abgeleitet. „Nicht etwa bloß die mineralogische Beschaffenheit, die krystallinisch-körnigen, oder die dichten, mit Versteinerungen angefüllten Gebirgsarten,“ sagt Humboldt, „nein, die geometrische Gestalt der Erde selbst bezeugt die Art ihrer Entstehung, sie ist ihre Geschichte. Ein elliptisches Rotationssphäroid deutet auf eine einst weiche oder flüssige Masse. Zu den ältesten geognostischen Begebenheiten, allen Verständigen lesbar in dem Buche der Natur niedergelegt, gehört die Abplattung. ...“ Bis fast zur Gegenwart herab hat man ungestört der Erdabplattung ihr altes Recht eingeräumt, ein Zeugniß des ursprünglich feurigflüssigen Zustandes der Erde zu sein. Die chemische Geologie der Gegenwart gelangte indeß nach und nach zu einer Reihe von Thatsachen, welche, so wie sie vorliegen, mit einem ursprünglich feurigflüssigen Zustande der Erde nicht harmoniren.

Friedrich Mohr hat es zuerst ausgesprochen, daß die Annahme eines ehemals feurigflüssigen Zustandes der Erde derart fraglich geworden sei, daß die Abplattung nicht füglich mehr als Beweis dafür könne angesehen werden. Sonach fiel ihm also die Last zu, eine Erklärung der Abplattung ohne Zuhülfenahme des Schmelzflusses und der Centrifugalkraft zu geben. Diese Erklärung hat Mohr in der That im Jahre 1865 zu liefern versucht, und sie macht seinem wissenschaftlichen Scharfsinne alle Ehre, wenn man auch freilich gestehen muß, daß sie keineswegs hinreicht, die Thatsachen als nothwendig folgend darzustellen, welche der Plutonismus unter Annahme des Schmelzflusses mit Leichtigkeit ableitet. Doch hören wir den gelehrten Chemiker und Geologen selbst.

„Wenn die Erde eine Achsendrehung hat, so muß das Meer, als vollkommen beweglich, eine dieser entsprechende abgeplattete Gestalt annehmen. Ueber der Oberfläche beginnt die Verwitterung und höher hinauf die Gletscherbildung; dagegen findet unter der Oberfläche des Meeres keine Verwitterung und Vergletscherung, wohl aber Detritus- und Kalkablagerung statt, die beide vom Festlande kommen. Die Abnagung der Gebirge im Kleinen und im Großen beginnt mit ihrer Entblößung und hört erst wieder auf, wenn sie dem Meere gleichgemacht sind. Bei allen Hebungen der Erde aus dem Innern hat es kein Gebirge höher als bis zu 1¼ Meile gebracht (Himalaya), nur wenige Spitzen in Amerika bis nahe an 1 Meile, die meisten Hochgebirge gehen nicht viel über eine halbe Meile senkrechter Meereshöhe. Je höher hinauf, desto gewaltsamer ist die Abtragung durch Gletschereis, welches nicht nur den Detritus, sondern ganze Gebirgsgipfel hinabführt. Die Granitfindlinge von Holland bis Finnland lassen vermuthen, wie viel höher die Granite Norwegens sein würden, wenn sie nicht durch Gletscherbildung diese Massen verloren hätten. Da die Gletscherbildung je nach dem Klima immer weiter hinabsteigt, und in Grönland, Jan Mayen, Spitzbergen das Meer erreicht, so ist einleuchtend, daß die Wirkung derselben die Erde mit der Gestalt des Meeres in Einklang bringen muß. Weil in heißen Ländern die Gletscherbildung erst mit 12,000 bis 14,000 Fuß Meereshöhe beginnt, so finden sich auch die höchsten Gebirge der Erde in den heißeren Zonen, und die Länder von hohen Breiten besitzen keine Hochgebirge, weil die Zerstörung bis an die Meeresoberfläche geht. Wäre die feste Erde eine vollkommene Kugel, so würde doch das Meer, als beweglich, die Abplattung an den Polen annehmen. Das Land an den Polen würde drei Meilen aus dem Meere hervorragen und nicht eher Ruhe bekommen, bis Gletscher es rasirt hätten. Das Ende müßte immer die Gestalt des Rotationssphäroids sein, welche der Achsendrehung entspricht. Demnach muß die Erde, auch ohne feuerflüssig gewesen zu sein, zuletzt in dieselbe Form kommen. Die Abplattung der Erde hat also ihre Beweiskraft für die plutonistische Ansicht verloren und die dauernde Wirkung der Atmosphäre vollzieht die Erhaltung der abgeplatteten Form genauer und sicherer, als die einmalige Gestaltung bei der Bildung sie verschaffen konnte.“

Der berühmte Verfasser der „chemischen Geologie“, Gustav Bischof, ist, Mohr folgend, ebenfalls zu dem Resultate gelangt, daß die abgeplattete Gestalt der Erde für einen vormals feuerflüssigen Zustand nichts beweise. Nach ihm ist die eigentliche Erdoberfläche, der Boden des Meeres, in seiner Gesammtheit kugelrund. Bischof sucht dies durch eine Zusammenstellung der am meisten Zutrauen verdienenden Tiefenlothungen zu beweisen. Hierbei wird der Radius des Erdäquators nach Bessel 859,438 geographische Meilen, der Polarradius 856,465 Meilen, die Abplattung also

$^1/_{289,1}$ angenommen. Beiläufig bemerkt, hat übrigens Bischof eine kleine Ungenauigkeit begangen, als er den Bessel'schen Aequatorealradius unverändert annahm und dabei die Abplattung von $^1/_{299}$ in diejenige von $^1/_{289,1}$ veränderte. Beide Werthe bedingen sich vielmehr gegenseitig und man kann nicht einen derselben willkürlich ändern, ohne daß hierdurch auch der andere naturgemäß eine Veränderung erleidet. Inzwischen ist dieser Fehler für die vorliegenden Untersuchungen ziemlich bedeutungslos, weil die Tiefenangaben der Meere selbst nur sehr angenähert sein können. Man weiß nämlich, daß bei allen Sondirungen die Leine niemals genau lothrecht herabhängt, sondern in Folge submariner Strömungen und der Bewegung des Schiffes eine gewisse Neigung gegen die Verticale annimmt.

Ich habe in der nachstehenden Tabelle diejenigen Tiefenmessungen, welche nach Bischof's Ansicht Zutrauen verdienen, zusammengestellt.

Geogr. Breite des betreffenden Punktes.	Geogr. Länge von Greenwich des betreffenden Punktes.	Erdhalbmesser in geographischen Meilen.	Meerestiefe in geographischen Meilen.	Abstand des Meeresbodens vom Erdmittelpunkte in geographischen Meilen.
36°49' südl.	37°6' westl.	858,367	1,891	856,476
50°30' nördl.	10°-50° westl.	857,655	0,589	857,066
50°30' nördl.	10°-50° westl.	857,655	0,595	857,060
52°10' südl.	139°16' östl.	857,577	0,355	857,222
56° nördl.	10°—50° westl.	857,389	0,499	856,890
63°47' südl.	149°14' westl.	857,041	0,419	856,622
71°23' nördl.	8°44' westl.	856,760	0,073	856,687
77°45' südl.	178°55' östl.	856,597	0,101	856,496
78°53' nördl.	5°56' östl.	856,572	0,164	856,408
nahe bei der vorhergehenden Stelle		856,572	0,147	856,425

Bischof schließt nun aus dem Verhalten der Zahlen in der letzten Columne allgemein, daß der feste Meeresboden keineswegs eine Abplattung von $^1/_{289,1}$ wie die Erdoberfläche besitzt, sondern vielmehr ein Theil einer Kugeloberfläche ist. Dieser Schluß ist in der That vollkommen richtig, indem man bei genauerer Rechnung höchstens eine Abplattung von $^1/_{500}$ erhält, während die erste der in der Tafel angegebenen Messungen, die vom Capitän Denham ausgeführt wurde, sogar noch auf eine verlängerte Polarachse führen würde. „Nichts steht der Vermuthung entgegen," sagt Bischof, „daß der Meeresboden, die ehemalige Erdoberfläche, kugelrund war. Huyghens' und Newton's Hypothese eines ursprünglich flüssigen Zustandes der Erde, woraus diese großen Naturforscher die Abplattung als Folge der Rotation zu erklären gesucht haben, und die hierüber geführten Discussionen, ob es ein feurig- oder ein wässerigflüssiger Zustand war, werden überflüssig. Der Abstand der Spitze des höchsten bekannten Berges vom tiefsten bis jetzt gemessenen Punkte am Meeresboden beträgt 3,056 geographische Meilen, 0,083 Meilen mehr, als die Differenz zwischen dem größten und kleinsten Halbmesser der Erde. Jener Abstand ist das Werk der Erosion des Meeresbodens und der Hebung. Nur diese beiden Kräfte, nicht die Centrifugalkraft haben daher die Gestalt des festen Eiskernes verändert."

Das Vorstehende, wie es Bischof zuerst entwickelt, hat sehr Vieles für sich, und ich gestehe, daß ich selbst eine Zeit lang diesen Ergebnissen des berühmten Gelehrten beistimmte. Indeß beruht die ganze Theorie bei genauer Betrachtung doch auf viel zu unsicheren Grundlagen, um die entgegenstehende Lehre von einem ursprünglich liquiden Zustande des Erdballs beseitigen oder auch nur wesentlich ins Gedränge bringen zu können. Zuerst ist zu bemerken, daß mit den in der obigen Tafel angegebenen Sondirungen keineswegs die Entfernung des wirklichen, ursprünglichen Meeresbodens von der Oberfläche angegeben wird, sondern nur diejenige der Detritusmassen, welche den Grund der Oceane in unbekannter Mächtigkeit bedecken. Wer möchte aber behaupten wollen, daß diese Massen allenthalben in nahe gleichdicken Schichten auf dem ursprünglichen Meeresboden auflagerten? Genauere Messungen werden wohl dereinst mit größerer Sicherheit als gegenwärtig die Tiefe der Meere kennen lehren; den Abstand des ursprünglichen Seebodens ergeben sie damit aber keineswegs. Dann unterliegen auch die Messungen selbst, wie sie in der obigen Tafel angegeben werden, noch vielfachen Bedenken. Die von Denham im südatlantischen Ocean gefundene ungeheure Tiefe von fast zwei geographischen Meilen ist schon von Maury beträchtlich reducirt worden. Wer bürgt übrigens für ihre Sicherheit, da die Leine beim Aufwinden riß? Man weiß, daß in einzelnen Fällen die schweren Endpunkte der Versenkungsapparate durch submarine Strömungen in fast horizontaler Richtung fortgeführt wurden. Die Messung unter 71° 23' nördl. Br., welche von Karl Vogt und Berna auf ihrer Nordfahrt ausgeführt wurde, ist ganz ungenau, wenigstens für den Zweck Bischof's, da sie in zu großer Nähe des Landes angestellt wurde. Bezüglich anderer Messungen erinnere ich daran, daß Du-Petit-Thouars in 57° südl. Br. bei einer Tiefe von 0,54 geographische Meile den Meeresboden noch nicht erreichte; Scoresby in 76° nördl. Br. bei 0,3 geographische Meile ebenfalls nicht.

Wenn man demnach die Behauptung ausspricht, daß auch die obersten Schichten der Detritusmassen am Meeresboden der Oberfläche eines abgeplatteten Umdrehungskörpers und keineswegs einer Kugel angehören, so beruht diese Behauptung auf positiven Beweisen.

Man kann aber noch weiter gehen und beweisen, daß die Annahme, die alte Erde sei niemals feuerflüssig gewesen, sondern habe seit Anbeginn eine kugelrunde Gestalt gehabt, zu einer Reihe sonderbarer Folgerungen führt, die man unmöglich ohne Weiteres zugeben kann.

Denken wir uns nämlich die Erde flüssig, so müssen sich die einzelnen Stoffe, aus welchen sie besteht, je nach ihrer specifischen Schwere in nahezu concentrischen Schichten um den Mittelpunkt gruppirt haben. Daß allerdings später mannichfache Durchbrechungen und Verwerfungen der Schichten vorgekommen sein mögen, ist unzweifelhaft und wird durch die Geologie thatsächlich nachgewiesen.

Nichtsdestoweniger kann man aber im Großen und Ganzen einen regelmäßigen Bau des Erdinnern als sicher vorhanden annehmen, obgleich es dem körperlichen Auge niemals vergönnt sein wird, diesen Bau wirklich zu sehen. Hierfür spricht unter Andern folgender Umstand. Bei einer aus concentrischen Schichten bestehenden Kugel wird, wie die höhere Mathematik nachweist, jeder Punkt ihrer Oberfläche so angezogen, wie wenn die gesammte Masse im Mittelpunkte vereinigt wäre. Bei einer Kugel, deren Inneres aus unregelmäßig gelagerten verschieden dichten Partien besteht, findet dies nicht statt und die Anziehung stellt sich, sowohl ihrer Richtung als Stärke nach, für verschiedene Punkte der Oberfläche sehr verschieden und unregelmäßig heraus. Wäre letzteres bei der Erde der Fall, so würde an den verschiedenen Orten die Richtung des freihängenden Lothes keineswegs senkrecht zur Oberfläche stehen, sondern Abweichungen zeigen, auch würde sich die Länge des einfachen Secundenpendels

nicht nach einem bestimmten Gesetze mit der geographischen Breite ändern. Abweichungen des Lothes von der wahren Zenithalrichtung existiren für unsere Erde nun allerdings, aber sie sind so gering, daß es nur der vervollkommneten Wissenschaft von heute gelungen ist, sie in einigen Fällen mit vollkommener Sicherheit zu constatiren.

Hierin liegt der Beweis, daß das Erdinnere im Ganzen aus concentrisch gelagerten Schichten besteht und nur geringe Abweichungen, vielleicht durch vulcanische Erhebungen &c. hervorgerufen, bestehen. Sobald dies aber einmal feststeht, folgt der ehemals liquide Zustand der Erde von selbst. In der That, wollte man auch mit Bischof annehmen, die Erde sei von jeher rund, kugelrund gewesen, eine Annahme, der keine Erklärung des Warum? folgt, so steht die Thatsache vollkommen unbegreiflich da, daß das Erdinnere aus verschieden dichten concentrischen Schichten besteht. Solches kann nur eintreten, wenn die Stoffe aus einer feurig- oder wässerigflüssigen kugelförmigen Masse erhärteten; leugnet man diesen Zustand, so leugnet man die einzige Ursache, welche eben jene Lagerung hervorbringen konnte. Bei einer niemals liquiden Erde konnten alle möglichen Dichtigkeitszustände und Reihenfolgen im Innern stattfinden, eine regelmäßige Anordnung, wie sie wirklich besteht, wäre aber ein Zufall gewesen, der viele Millionen Chancen gegen sich gehabt hätte. War die Erde aber voreinst flüssig, so mußte eine solche Anordnung mit Nothwendigkeit beim Erhärten eintreten. Kurz ausgedrückt kann man sagen, die Theorie Bischof's zeigt die Erde fast kugelrund, was man schon weiß, sie verwirft aber gleichzeitig die einzige physikalische Ursache, welche sie rund gestalten konnte und ihr denjenigen innern Bau gab, den sie nachweisbar besitzt.

Man dürfte sich füglich wundern, warum in dem Vorhergehenden niemals der mit der Tiefe zunehmenden Bodentemperatur gedacht worden, von der man in allen früheren physikalisch-geognostischen Schriften behaupten hörte, daß sie der schlagendste Beweis des feuerflüssigen Ursprungs der Erde und der noch gegenwärtig in ihr thätigen Gluth sei. Die neuesten Forschungen haben indeß die Beweiskraft dieser Thatsache mehr als zweifelhaft gemacht. Nichts beweist, daß das Erdinnere noch gegenwärtig ein Gluthmeer sei, das von einer dünnen, wenige Meilen dicken Kruste, dem Wohnorte der vegetativen Natur, umhüllt würde. In meinem unlängst erschienenen Schriftchen: „Wie viele Jahre besteht der Erdball?“*) habe ich zum ersten Male versucht, an der Hand einer physikalisch-mathematischen Betrachtung Zahlenwerthe für das chronologische Alter des erstarrten Erdballes zu erhalten, d. h. für den Zeitraum, welcher verfloß von jenem Tage als den glühenden Feuerball unseres Planeten zum ersten Male eine feste Rinde umschloß, bis heute. Schon die erhaltene Dauer macht es mehr als zweifelhaft, daß gegenwärtig noch im Erdinnern Spuren der ehemaligen Gluth vorhanden seien. Keinenfalls beweist aber die Bodenwärme der Erde entscheidend die Existenz einer noch heute vorhandenen innern Erdgluth. Vom Standpunkte der Lehre von der Umwandlung der Kraft betrachtet man gern die Bodenwärme als Arbeit der Sonne; durch den Ortswechsel der Stoffe bedingt, kommt sie vorzugsweise nur in den oberen Schichten zur Erscheinung. Gemessen wurde die Wärmezunahme mit der Tiefe höchstens bis zu etwa 2000 Fuß unter der Oberfläche; der Radius der Erde ist aber etwa 860 Meilen und man kann von 2000 Fuß unmöglich mit Sicherheit auf die thermischen Verhältnisse in einer Tiefe bis zu 860 Meilen schließen.

Becquerel hat in Paris die Lufttemperaturen genau gemessen, welche in $1^1/_3$, 16 und 21 Metern Höhe über dem Boden herrschen. Aus diesen Beobachtungen ergiebt sich als jährlicher Mittelwerth für die Höhe von $1^1/_3$ Metern 11,72° C., für jene von 16 Metern 12,54° C., für diejenige von 21 Metern endlich 12,91° C. Was folgt hieraus? Daß die Wärme der Luft zunimmt mit der Höhe über dem Boden und zwar für jedes Meter etwa um 0,056° C. Wollte man diese Zunahme als constant ansehen, so erhielte man für eine Höhe von 10,000 Metern eine Lufttemperatur von 560° C. Dieser Schluß ist, wie wir wissen, so unrichtig wie möglich, denn die Lufttemperatur nimmt mit der Höhe ab. Man verfährt aber genau ebenso, wenn man aus der Temperaturzunahme des Bodens bis zu 2000 Fuß auf jene in 860 Meilen Tiefe schließt; auch hier ist der Schluß von 1 auf 10,000. Wenn man nimmt, daß die Bodentemperatur nur bis zu einer Tiefe von einigen Meilen zunimmt und einige hundert Grad erreicht, so kann man vollkommen den Beobachtungen genügen und hat zugleich Verwendung für die Wärme, die aus der Arbeit der Sonne, dem Sinken der Länder entsteht; die neue Wärmelehre ist dann befriedigt. Die Reihenvulcane können dann noch immer einen gemeinsamen Herd haben, sie können noch immer wie Essen über einer gemeinsamen Spalte stehen.

---

*) Köln und Leipzig 1868, Verlag von E. H. Mayer. (— Auf S. 33 kommt Herr Klein zu folgendem Ergebnisse: „Es wurde gefunden, daß die ursprüngliche Rotationszeit der Erde nie kürzer als $17^{26}/_{100}$ Stunden war und im Mittel zu $20^{6}/_{10}$ Stunden anzunehmen ist, während sie gegenwärtig sich auf $23^{93}/_{100}$ Stunden verlangsamt hat. Die genäherte mittlere Retardation beträgt in 2000 Jahren 0,01197 Secunden; sonach wären also im Mittel etwa 2000 Millionen Jahre verflossen seit der Zeit da sich die feste Erdrinde bildete.“ Herr Klein bemerkt weiter: „Diese Zahl ist ein Annäherungswerth an die Wahrheit. Schon die ungeheure Länge des Zeitraumes bringt es mit sich, daß wir uns hier mit runden Zahlen begnügen müssen. In dieser Beziehung genügt uns auch vollkommen ein Resultat wie das angeführte, von dem wir überzeugt sein können, daß es nicht um den gleichen Betrag zu klein oder zu groß sein wird. Unsere Imagination hat eben so wenig Vortheil davon wie irgend ein Zweig der Wissenschaft, zu wissen, wie viele hundert Millionen noch zu jenen tausenden hinzuzurechnen oder davon abzuzählen sind, um die ganz genaue Wahrheit zu erhalten. Wohl aber ist es der Wissenschaft wie dem menschlichen Geiste wichtig genug, eine Annäherung an die Wahrheit zu besitzen, wie die obengenannte Zahl sie ausdrückt. — — — Erst die Abplattung und die sich verlangsamende Rotationsbewegung unserer Erde zwingen zu der Annahme, daß ihr Alter in keinem Falle 4000 Millionen Jahre überschreiten kann. Ist auch dieser Zeitraum unfaßlich für unsere Vorstellung, so darf zum Schlusse aber doch daran erinnert werden, daß er gewiß nur wie eine Minute oder Secunde im Entwickelungsgange des gesammten Weltorganismus ist. Nicht philosophische Speculationen allein führen darauf, daß dieser Weltenorganismus ein einheitlicher ist und daß seine einzelnen Theile eine einheitliche Entstehung gehabt haben.“ —)

Die Verfassung Nordamerikas und die Radicalen im Congresse zu Washington.

Das große und schöne Werk, welches die „Väter der Republik“, voran Georg Washington, vor nun bald achtzig Jahren zu Stande gebracht hatten, ist durch die Partei „der höheren moralischen Ideen“ von langer Hand her durchlöchert und nun völlig über den Haufen geworfen worden. Was von der Verfassung noch übrig gelassen wurde, ist Getrümmer. Der Fanatiker Stevens aus Pennsylvanien, Haupt und Führer der Radicalen, hat erklärt und triumphirend hervorgehoben, daß der Congreß sich „außerhalb der Constitution“ befinde.

Wer sich überzeugen will, wie schwer es den „Vätern“ geworden ist die dreizehn britischen Colonien in einen Staatenbund umzuwandeln und zur Annahme der Bundesverfassung zu bewegen, der lese das lehrreiche Werk von Wilhelm Kiesselbach: „Der amerikanische Federalist; politische Studien für die deutsche Gegenwart“ (Bremen 1864, 2 Bände); er wird dann die Genesis der Vereinigten Staaten verstehen und begreifen. Die dreizehn Colonien waren in Folge des Unabhängigkeitskrieges zu eben so vielen unabhängigen, souveränen Staaten geworden. Die Bevollmächtigten jedes einzelnen derselben entwarfen und formulirten die Bundesverfassung, welche dann hinterher von jedem einzelnen Staate angenommen wurde. Sie trägt das Datum vom 17. September 1787, aber mehrere Staaten zögerten mit der Annahme und die Bundesregierung konnte erst am 4. März 1789 in Wirksamkeit treten. Nordcarolina und Rhode Island nahmen die Verfassung respective erst im November 1789 und im Mai 1790 an; bis dahin waren sie „außerhalb der Union“. Die Staaten, von denen bekanntlich ein jeder zwei Senatoren in den Bundessenat nach Washington schickt, haben staatsrechtlich in gewisser Beziehung eine unabhängige Existenz. Das ist auch stets von allen Parteien bis 1861 anerkannt worden, sowohl im Norden wie im Süden, und bis in das genannte Jahr hinein sind es vorzugsweise die Leiter und Führer der sogenannten republikanischen Partei und ihrer extremen Abtheilung, der Radicalen, gewesen, welche aus jener Thatsache ein Recht auf Secession, ein Ausscheiden aus dem Bunde, für jeden einzelnen Staat folgern wollten.

Die Bundesverfassung war das Werk eines Compromisses. Einzelne Staaten wollten eine möglichst stark centralisirte Bundesgewalt, andere wollten von der frühern Selbständigkeit nur sehr wenig opfern. Man transigirte lange hin und her und ein Vorschlag folgte dem andern. Endlich gab man ab und zu und bewilligte der Bundesregierung gewisse, ganz genau bestimmte Befugnisse, welche in der Verfassung allesammt sorgfältig aufgezählt sind. Alle diejenigen, welche nicht in der Bundesconstitution bezeichnet sind, blieben den einzelnen Staaten vorbehalten; sie sind „reservirt“. Und damit in dieser Hinsicht nicht der geringste Zweifel aufkommen könne, besagt ein Amendement zur Bundesverfassung: „Alle Gewalten, welche den Vereinigten Staaten durch die Bundesverfassung nicht übertragen worden sind, verbleiben respective den Staaten oder dem Volke.“

Daraus ergiebt sich, daß die Bundesregierung nur solche Gewalten besitzt, welche ihr durch die Constitution ausdrücklich übertragen worden sind. In Bezug auf diese ist sie souverän und hat zu verfügen und zu bestimmen; in Bezug auf alles Andere sind die einzelnen Staaten, jeder für sich, souverän. Die Verfassung enthält die Grenz- und Scheidelinien für die eine wie für die andere. Wer dieselben überschreitet, mißbraucht seine Befugnisse und läßt sich eine Usurpation zu Schulden kommen, und Alles was er außerhalb derselben thut, ist schon an und für sich null und nichtig.

Solcher Usurpationen hat sich der radicale Congreß in gehäufter Menge schuldig gemacht; viele seiner Maßregeln sind verfassungswidrige Usurpationen und deshalb rechtlich ungültig.

Montesquieu hat sehr richtig gesagt: „Wenn in einer und derselben Person oder einer politischen Körperschaft die gesetzgebende und die vollziehende Gewalt vereinigt sind, dann ist keine Freiheit vorhanden. Es steht zu befürchten, daß ein solcher Monarch oder Senat tyrannische Gesetze gebe, um dieselben in tyrannischer Weise zu vollziehen. Eben so wenig ist Freiheit vorhanden, wenn die gerichtliche Gewalt nicht von der gesetzgebenden getrennt ist. Wären beide vereinigt, dann wären auch Leben und Freiheit der Bürger der Willkür preisgegeben; wäre aber die gerichtliche Gewalt mit der vollziehenden vereinigt, dann könnte der Richter wie ein Unterdrücker verfahren. Alles wäre verloren, wenn derselbe Mann oder dieselbe Körperschaft, bestehe dieselbe nun aus Adel oder aus dem Volk, alle drei Gewalten ausübte: Gesetze zu machen, dieselben zu vollziehen und über Verbrechen oder Streitsachen von Privatleuten zu richten.“

Wir werden weiter unten zeigen, wie sich der radicale Congreß in Washington zu diesen von Montesquieu aufgestellten Sätzen verhält.

Die amerikanische Bundesverfassung theilt die Gewalten; sie überträgt die gesetzgebende Gewalt dem Repräsentantenhause und dem Senate, die vollziehende dem Präsidenten, die gerichtliche dem Obergericht und den unteren Gerichtshöfen. Alle drei sind gesondert und unabhängig von einander; sie müssen sich innerhalb der ihnen angewiesenen, ausdrücklich übertragenen Befugnisse bewegen, was sie darüber hinaus thun oder verordnen, ist, wie schon bemerkt, rechtlich ohne alle Gültigkeit. Eine ähnliche Anordnung haben die einzelnen Staaten in Bezug auf ihre „reservirten“ Rechte getroffen.

Wenn der Congreß, selbst mit Genehmigung des Präsidenten, ein Gesetz über Gegenstände giebt, welche der Bundesregierung durch die Bundesverfassung nicht übertragen worden sind, dann ist solch ein Gesetz eo ipso null und nichtig.

Dasselbe ist der Fall, wenn der Congreß ein Gesetz giebt, welches dem Präsidenten irgend eines der ihm durch die Verfassung übertragenen Rechte nimmt; oder ein Gesetz, welches Eingriffe in die Befugnisse der Bundesgerichte enthält; und null und nichtig wäre auch Alles, was der Präsident außerhalb der ausdrücklich in der Verfassung ihm zugesprochenen Befugnisse thäte.

Im Rumpfcongresse zu Washington hat die „republikanische“ Partei so sehr das Uebergewicht, daß die „Demokraten“ ihr als eine ohnmächtige Minderheit gegenüberstehen. Die Partei ist aus verschiedenen Elementen zusammengesetzt und diese bilden zwei große Gruppen. Erstens die Radicalen, zumeist frühere Abolitionisten und Knownothings; sie sind an Zahl nicht überwiegend, aber rücksichtslos, gewaltthätig,

fanatisch, ohne Scrupel über die zur Erreichung ihrer Zwecke anzuwendenden Mittel. Sie geben den Ton an und reißen die „Republikaner" mit sich fort, welche von ihnen eingeschüchtert worden sind und ihnen folgen müssen. Sie sind gleichsam, was in der französischen Revolution die Partei des Berges war.

Im Anfange des Jahres 1860 waren die Republikaner in beiden Häusern des Congresses in einer Minderheit, wie denn ihr Präsident Lincoln selber ein Minoritätspräsident war. Er hatte eine Million Stimmen weniger als die drei demokratischen Candidaten und kam nur ins Amt, weil die Demokraten thöricht genug waren, ihre Stimmen zu zersplittern.

Damals hoben gerade die einflußreichsten Mitglieder der Radicalen hervor, daß jeder Staat ein Recht habe, aus dem Bunde zu scheiden; das habe auch schon Jefferson 1798 anerkannt; dasselbe sei von 1806 bis 1814 von den Staaten Neuenglands und 1831 von Südcarolina in Anspruch genommen worden. Die Wortführer der Abolitionisten thaten bis 1861 ein Gleiches. Sie sagten: „Mag der Süden ausscheiden und eine Conföderation für sich bilden. Wir können gegen die Sklaverei nichts ausrichten, weil dieselbe unter dem Schutze der Bundesverfassung steht. Also möge die Union aufgelöst werden, damit wir dann die Sklaverei außerhalb der Union offen und ohne alle Rücksicht bekämpfen und zerstören können." Im Süden, der ununterbrochen gereizt und geschmäht wurde, riß Vielen die Geduld, und auch dort fand schon 1860 die Secession warme Fürsprecher.

Dann trat die große Krisis ein. Die Masse der republikanischen Partei stellte ein Recht zur Ausscheidung in Abrede; sie wollte keine Zerstückelung der Union, sondern lieber den Krieg. Ihr Programm lautete: „Die Bundesverfassung wie sie ist und die Union wie sie war!" So sprach sich Lincoln in seinen Botschaften aus, so äußerten sich die Republikaner im Congresse; und dasselbe Programm wurde, abgesehen von der Maßregel, durch welche die Sklaverei für abgeschafft erklärt wurde, noch 1864 festgehalten. Daß der Präsident übrigens kein Recht zu jener Abschaffung habe, gestand Lincoln selber offen ein; sie war eine „Kriegsraison".

Wir wollen kurz den Inhalt der Parteiprogramme bei der letzten Präsidentenwahl angeben, um zu zeigen, wie weit die Republikaner von ihrer „Platform" abgewichen sind. — Die Verfassungspartei, die „Demokraten", stellten den General Mac Clellan als ihren Candidaten auf. Sie erklärten: „Der Krieg hat den alleinigen Zweck, die Rebellion zu unterdrücken. Sobald die Rebellenbehörden in jedem insurgirten Staate die Waffen gestreckt haben, ist solch ein Staat ipso facto wieder in der Union, aus welcher er, rechtlich genommen, niemals hat austreten können."

Die „Republikaner", deren Candidat Lincoln und für die Vicepräsidentschaft Johnson war, stellten Folgendes hin: „Die Rebellenstaaten müssen, nach ihrer Unterwerfung, ein Amendement in ihre respectiven Staatsverfassungen aufnehmen, demgemäß die Sklaverei für abgeschafft erklärt wird. Nur unter dieser Bedingung können sie wieder in die Union treten."

Von Seiten der Radicalen, welche gern den General Fremont ans Ruder gebracht hätten, wurde erklärt: „Ueber die Reconstruction des Südens hat das Volk des Nordens vermittelst seiner Vertreter im Congresse zu verfügen. Die Güter der Rebellen müssen confiscirt werden; alle Leute ohne Unterschied der Hautfarbe sollen bürgerlich und politisch in ihren Rechten gleichgestellt werden." Bald nachher nahm auf ihren Antrieb der Congreß ein Gesetz an, welches die Zulassung der „Rebellenstaaten" von der Erfüllung dreier Bedingungen abhängig machte: — alle hervorragenden Rebellen sollen des Stimmrechtes beraubt werden; — die Abschaffung der Sklaverei muß ausdrücklich anerkannt werden; — die Rebellenschulden dürfen nicht bezahlt werden. Dieses Gesetz wurde von Lincoln nicht genehmigt; er belegte es mit seinem Veto.

Praktisch betrachtet war zwischen dem Programm der Demokraten und dem der Republikaner kein erheblicher Unterschied, denn die Sklaverei war durch den mehrjährigen Krieg und den allerdings ungesetzlichen Emancipationserlaß Lincoln's thatsächlich in Abgang gekommen und die Möglichkeit einer Wiederherstellung nicht denkbar. Auch nahmen hinterher alle Südstaaten das oben erwähnte Amendement zu ihrer Staatsverfassung an. Aber principiell war der Unterschied zwischen jenen beiden Programmen ganz ungeheuer; denn der Congreß, überhaupt die Regierung, zwang dem Süden eine Bedingung auf, wozu er absolut gar keine Berechtigung oder Befugniß hatte. Er ließ sich eine Usurpation zu Schulden kommen.

Mac Clellan erhielt etwa 1,800,000 Stimmen, auf Lincoln und Johnson fielen ungefähr 2,200,000; und diese Majorität erklärt sich aus den Siegen, welche der Norden erfochten hatte; sie wurde durch das Votum der Soldaten erzielt. Lincoln hielt an dem Programme der republikanischen Partei fest; er hatte sich bewegen lassen, die Sklaverei für abgeschafft zu erklären, und weiter wollte er sich nicht drängen lassen. Wenn die Südstaaten diese eine ihnen gestellte Bedingung annahmen, dann sollten sie, seinem Willen gemäß, sofort wieder in der Union sein, aus der sie ja niemals ausgeschieden seien. In diesem Sinne lauteten auch die Verhaltungsbefehle, welche er seinen Generälen in den Südstaaten gab; 1863 bis 1864 ließ das Repräsentantenhaus in Washington sogar zwei Abgeordnete aus Louisiana zu, obwohl ein Theil dieses Staates sich noch im Besitze der Conföderirten befand. Lincoln erklärte in seiner Botschaft vom 4. December 1864, der Süden brauche lediglich die Waffen zu strecken und das Amendement über die Abschaffung der Sklaverei anzunehmen, um sofort wieder in der Union das zu sein, was er früher gewesen.

Die Dinge hätten offenbar einen befriedigenden Fortgang genommen und den Nordamerikanern wäre viel Unheil erspart geblieben, wenn nicht die Radicalen in ihrem alten Ingrimme gegen den Süden die klaffende Wunde am Heilen verhindert hätten. Es trat nun klar zu Tage, daß das eigennützige Interesse der Partei alles Andere in den Hintergrund drängte. Diesem wurde das Wohl des Staates und des Volkes in wahrhaft cynischer Weise geopfert.

Wenn im Sinne der Demokraten und auch im Sinne Lincoln's die Union wieder hergestellt wurde und die Staaten der ehemaligen Conföderation ihre Repräsentanten und Senatoren in den Congreß schickten, dann ließ sich mit Sicherheit annehmen, daß diese Vertreter des Südens sich der demokratischen Partei, den Anhängern der Verfassung, angeschlossen hätten. Dadurch bekam dann diese letztere im Congresse die Mehrheit. Das wollte aber die herrschende Partei der Republikaner um keinen Preis; dann wären ihr die Stellen und Aemter entgangen, in deren alleinigem Besitze sie sich seit 1861 befand. Ihren Einfluß und die vielen Millionen Thaler wollte sie nicht in die Hände der Gegenpartei kommen lassen; die ganze „Patronage" sollte ihr bleiben; alle ihre Wortführer und deren Anhang waren „an der Krippe" reich geworden. Dazu kam noch eine andere Befürchtung. Die Generäle und überhaupt viele Offiziere der Nordarmee hatten im Süden auch nach dessen Besiegung so wild, barbarisch und wie Räuber gehaust, „wie einst Proconsul Verres in Sicilien", daß sie das Schlimmste für sich besorgten, wenn die von ihnen arg mißhandelten Opfer ihre

Anklagen im Congresse vorbringen und ihre Stimmen geltend machen konnten.

Das Interesse der republikanischen Partei gestattete demnach keine Zulassung der Südstaaten unter der bisher von ihr selber für vollkommen hinreichend erklärten Bedingung. Die Zulassung sollte jetzt nur dann stattfinden, nachdem jene Staaten derart von Grund aus umgewandelt sein würden, daß sie dem Willen und den Interessen der Partei dienstbar würden. Diese war im Congreß in überwiegender Mehrheit und hatte die Gewalt in der Hand.

Nun kam die sogenannte Reconstruction aufs Tapet und wurde fortan das Schlagwort.

Während des Krieges und auch nach Beendigung desselben waren ganze Schwärme von Leuten aus dem Norden nach dem Süden gekommen, Soldaten, Beamte aller Art, Schulmeister, Abenteurer. Die Generäle respective die Bundesregierung vergaben alle Aemter in dem „besiegten Rebellenlande“ und die Eingeborenen wurden ausgeschlossen. Jene dienten unbedingt der Partei und wollten ihre einträglichen Stellen nicht an „illoyale Rebellen“ abtreten. Viele hatten confiscirte Rebellengüter um einen Spottpreis gekauft und fühlten sich im Besitze derselben nicht sicher; viele hatten sich auch fremdes Gut angeeignet und die rechtmäßigen Eigenthümer verlangten dasselbe zurück. Alle diese Leute trugen ihre „Loyalität“ zur Schau und traten dem Geheimbunde der „loyalen League“ bei. Vor allen Dingen lag ihnen daran, daß die militärische Occupation im Süden fortdauere; von dieser haben sie auch pecuniären Nutzen. Diese „Loyalen“ bestürmten nun den Congreß mit Petitionen, welche den Radicalen durchaus willkommen waren; sie behaupteten, daß die „loyalen Unionsmänner“ von den Rebellen verfolgt würden, daß die loyalen Neger weder Schutz noch Gerechtigkeit fänden, und daß ohne eine starke Militärgewalt die Rebellen abermals das Haupt erheben würden.

Man begreift sehr wohl, daß diese „loyalen“ Unionisten, welche aus dem Norden als erbitterte Feinde des Südens ins Land gekommen sind, dort nicht gern gesehen werden; aber von Verfolgung konnte und kann schon deshalb keine Rede sein, weil das südliche Land unbedingt unter Militärherrschaft steht. Wahr ist aber, daß die gegenseitige Spannung und Abneigung beider Theile sehr oft zu Gewaltthätigkeiten und Mord geführt hat, und in dieser Hinsicht treibt es die eine Seite nicht besser wie die andere. Man muß nicht vergessen, daß die „Heuschrecken“ aus dem Norden, auf ihre „Loyalität“ und die ihnen stets gewärtige Hülfe der Soldaten pochend, häufig mit Uebermuth und herausfordernd sich benehmen, und namentlich die ehemaligen Sklaven aufreizen. Die freien Neger waren schon vor dem Ausbruche des Krieges in vollem Besitze aller bürgerlichen Rechte, und seit Verkündigung der Emancipation wurden dieselben auch den vormaligen Sklaven zu Theil.

Die „Rebellen“ knirschen wohl in ihren Ketten, aber sie denken zuverlässig nicht daran, sich in Waffen zu erheben. Der Süden ist durch den Krieg arm geworden; man hat ihn ausgeplündert; viele einst reiche Leute sind völlig verarmt und haben alle Noth, sich den täglichen Unterhalt zu verschaffen. Tausende von Familien sind durch Confiscationen zu Grunde gerichtet worden. Von den eingeborenen weißen Leuten des Südens können die Republikaner keine Unterstützung bei den Wahlen erwarten; da sie aber um jeden Preis sich im Besitze der Macht und der einträglichen Aemter behaupten wollen, eigneten sie sich nun offen und dreist, ganz im Gegensatze zu ihrem feierlich verkündeten Programme, einen von den Radicalen aufgestellten Satz an. Dieser lautet: „In Folge der Rebellion befinden sich die Südstaaten nicht mehr in der Union; sie sind erobertes Land und wir können ihnen in Betreff der Aufnahme in die Union solche Bedingungen auferlegen, die uns nothwendig erscheinen.“ Die Partie glaubte Alles wagen und durchsetzen zu können, weil sich bis dahin der Präsident, wiewohl ungern und widerwillig, zu mehr als einer Maßregel hatte drängen lassen, die er an und für sich nicht billigte.

So standen die Dinge, als Lincoln ermordet wurde. Dem radicalen Flügel der Partei war der Mann nicht rücksichtslos genug gewesen; und als sein Nachfolger Johnson die Präsidentschaft übernahm, sahen sie darin „eine Fügung der Vorsehung“, die bekanntlich bei allen möglichen Ereignissen herhalten muß; sie hofften nun ein strengeres Vorgehen gegen die verhaßten Rebellen. Hatte doch Johnson als Militärsatrap seines eigenen Staates Tennessee gezeigt, daß man Milde und Nachsicht ihm nicht zum Vorwurfe machen könne. Der Süden seinerseits hatte keine Sympathie für ihn und beklagte aufrichtig Lincoln's Tod. Johnson erklärte übrigens in seiner ersten Botschaft an den Congreß, daß er im Sinne seines Vorgängers handeln werde; er behielt auch dessen Cabinet bei. Die Republikaner erwarteten aber in dem neuen Präsidenten ein gefügiges Werkzeug zu finden, das ihren politischen Plänen und Anschlägen Vorschub leisten werde. Sie waren seines Lobes voll.

Aber die Enttäuschung ließ nicht lange auf sich warten. Es zeigte sich bald, daß Johnson sich seiner hohen Verantwortlichkeit bewußt war und als Präsident der ganzen Union die ihm durch die Bundesverfassung übertragenen Rechte ausüben wolle. Er stellte das Interesse des Landes höher als jenes einer Partei. Er sagte: „Die Lage des Landes ist jetzt eben so bedenklich (— durch die Usurpationen des Congresses —), als wenn eine bewaffnete Gewalt es darauf abgesehen hätte, die Regierung zu zerstören. Der Versuch zu solch einer gewaltsamen Zerstörung ist für das Leben und Gedeihen der Nation aber nicht gefährlicher, als der Versuch sie zu untergraben und ihr einen ganz andern Charakter dadurch zu geben, daß man darauf ausgeht, die Garantien, welche die Verfassung zum Schutze der Freiheit giebt, mit Füßen zu treten. Ich habe meine Stellung genommen und mir die Linie, auf welcher ich handeln werde, vorgezeichnet: ich will die Verfassung vertheidigen gegen Jedermann, der sie angreift, gleichviel wer er sein möge!“

Das neue Programm der nun von den Radicalen ins Schlepptau genommenen Republikaner entsprach weder der Verfassung noch dem früher so oftmals feierlich verkündeten Programme der Partei selbst, und hatte deshalb auf Johnson's Billigung nicht zu rechnen. Von dem Tage an, als der Präsident sich als Vertheidiger der Verfassung hinstellte und durch seine Handlungen bewies, daß er es mit seinem Eid ernsthaft meine, begannen die Feindseligkeiten gegen ihn. Man organisirte einen Krieg, der an Bitterkeit und Gehässigkeit, an niedriger Gemeinheit und Rohheit seines Gleichen nicht hat. Der Präsident der Vereinigten Staaten wollte sich herausnehmen, die von ihm beschworene Verfassung aufrecht zu erhalten; er ließ sich nicht herbei, Alles gutzuheißen, was die Partei that und verlangte; er hatte die „Frechheit“, dem Gebote der Partei sich nicht willenlos zu fügen. Einen solchen Präsidenten konnte die Partei nicht dulden; daher das planmäßige Bestreben, ihn zu Grunde zu richten und den Vertheidiger der Verfassung zu entfernen, damit die Pläne der Partei nicht zum Scheitern kämen!

Die Dinge nahmen nun folgenden Verlauf. Der Norden hatte, wie früher schon gesagt wurde, behauptet, daß kein Staat ein Recht habe, aus der Union zu scheiden; der rebellische Süden sei deshalb auch nie außerhalb der Union ge-

wesen. Deshalb wurden die Conföderirten auch als Rebellen bezeichnet und nicht als Kriegführende anerkannt. Hätte man zugeben wollen, daß der Süden ein Recht zur Secession habe, dann wäre der Krieg, gerade vom Standpunkte des Nordens aus, eine Ungerechtigkeit, ein Unterjochungskrieg gegen ein anderes Volk gewesen. Die Regierung erklärte auch, wie schon mehrfach betont worden ist, daß nach Wiederherstellung des Friedens Alles in das alte Geleise zurückkehren solle und müsse. Das wollte aber die republikanische Partei nicht, sobald es ihr klar wurde, daß dann ihre Uebermacht gefährdet sei. Nun ist der Congreß ein Rumpfcongreß; er ist an und für sich illegal, weil die Verfassung vorschreibt, daß er aus den Vertretern aller Staaten zusammengesetzt sein müsse; jene der ehemaligen Rebellenstaaten fehlen aber seit Wiederherstellung des Friedens, und der nördliche Rumpfcongreß hat solchen Staaten, die in ihm nicht vertreten waren, eine Menge von Gesetzen und Maßregeln aufgezwungen, über welche jene nicht einmal gehört worden sind. Es kann nicht ausbleiben, daß unter normalen Verhältnissen alle derartigen Usurpationen für ungültig erklärt werden, freilich erst nachdem eine jetzt schon so große Menge von Unheil angestiftet worden ist. Es soll hier noch bemerkt werden, daß das höchste Gericht seinerseits stets consequent erklärt hat, der Süden sei niemals außerhalb der Union gewesen.

Als die republikanische Partei in ihrem Congresse das Amendement durchgesetzt hatte, welches die Sklaverei abschafft, schickte sie dasselbe an die einzelnen Staaten, damit dieselben es genehmigen sollten. Darin lag implicite, daß sie die Autonomie auch der „Rebellenstaaten" anerkannte. Sie hätte ja sonst das betreffende Amendement, welches den Verfassungen als integrirender Bestandtheil hinzugefügt werden sollte, einfach octroyiren können! Als am 18. December 1865 der Staatssecretär die Annahme des Amendements verkündete, sagte er in dem betreffenden Actenstücke: „Die Union besteht gegenwärtig aus 36 Staaten und 27 derselben haben das Amendement gutgeheißen; es ist also die verfassungsmäßig zur Annahme erforderliche Mehrheit von drei Vierteln vorhanden." Sieht man sich diese Majorität näher an, so besteht dieselbe aus 16 Staaten, die keine Sklaven hatten, und 11 Staaten, die früher Sklaven besaßen. Von diesen hatten früher 8 zur Südconföderation gehört; wären diese letzteren ausgefallen, so konnte das Amendement nicht zur Gültigkeit kommen, denn 27 ist gerade die dazu erforderliche Dreiviertel-Majorität. Auch aus diesem Allen ist klar, daß die Staaten des Südens selbst vom Congreß als solche anerkannt wurden.

Aber die republikanische Partei, die herrschende im Rumpfcongresse, hat sie bald als Staaten anerkannt und behandelt, wenn es ihr paßte, und dann wieder nicht als Staaten, sondern als entrechtetes, erobertes Gebiet. Hier ist Widerspruch, Ungerechtigkeit und Unterdrückung.

Es war offenbare Usurpation, es war Ueberschreitung der verfassungsmäßigen Befugnisse, daß der Congreß den Südstaaten nach Wiederherstellung des Friedens nicht erlaubte, ihre Vertreter zu schicken. Er enthielt ihnen ihr Recht vor aus Rücksichten auf das Interesse der republikanischen Partei, und im Hinblick auf eben dieselben ging er dann ans Werk, um jenen eine Anzahl von Maßregeln aufzuzwingen. Dazu fehlte es ihm an all und jedem Rechte.

Er decretirte z. B., daß alle freigelassenen Neger Stimmrecht haben und alle politischen Rechte, gleich den Weißen, ausüben sollten. Wir haben weiter oben aus dem Wortlaute der Bundesverfassung nachgewiesen, daß alle Anordnungen über das Stimmrecht jedem einzelnen Staate vorbehalten sind und daß der Bundesregierung platterdings kein Recht zusteht, sich irgendwie in diese Angelegenheit zu mischen. Diese hat früher niemals auch nur einen Versuch dazu gemacht, und da jeder einzelne Staat in dieser Angelegenheit nach seinen besonderen Bedürfnissen und seinem Gutdünken verfährt, so kommt es, daß fast in jedem das Wahlgesetz und die Wahlberechtigung verschieden sind. So haben im Frühjahr 1868 alle nördlichen und westlichen Staaten ohne Ausnahme, als dem Volke derselben die Annahme des Negerstimmrechts vorgeschlagen wurde, dasselbe mit überwiegenden Majoritäten abgelehnt. Der radicale Rumpfcongreß hat noch nicht gewagt, dem Norden das Negerstimmrecht mit Gewalt aufzudrängen; aber den südlichen Staaten hat er es mitten im tiefen Frieden durch Militärgewalt aufgezwungen. Darin liegt auch eine Usurpation und Verletzung der Verfassung. Verfassungswidrig wäre dieser Zwang auch dann, wenn der Congreß ein Recht hätte, ihn zu üben. Denn die Verfassung besagt ausdrücklich: „die Gesetzgebung des Congresses solle eine allgemeine sein und sich gleichmäßig auf alle Staaten erstrecken." Auch daran haben sich die Radicalen nicht gekehrt.

Es handelte sich wieder um ein Parteimanöver, denn der größte Theil der Negerstimmen ist der Partei gesichert. Sie mußte aber, um den Süden für ihr Interesse ausnutzen zu können, noch einen Schritt weiter gehen, und sie that es auch. Sie nahm Allen, welche direct oder indirect am Kriege gegen den Norden sich betheiligt hatten, das Stimmrecht. Da nun die Conföderirten etwa 400,000 Mann unter den Fahnen gehabt haben, so begreift man leicht, wie viel weiße Stimmgeber in einer weißen Bevölkerung von etwa sieben Millionen übrig bleiben konnten und sollten.

Vor dem Ausbruche des Krieges war ein nicht unbeträchtlicher Theil der südlichen Bevölkerung keineswegs für eine völlige Trennung vom Norden, für einen Austritt aus der Union. Als dann aber die Dinge zum Aeußersten kamen und die Leidenschaftlichkeit sich immer mehr steigerte, glaubten auch diese südlichen Unionisten, daß sie zunächst ihrem Heimathstaate Gehorsam schuldig seien; und als die Secession dann eine vollendete Thatsache geworden war, schlossen sie sich aufrichtig der Sache des Südens an. Die Erbitterung gegen die Nordleute wuchs, als deren Generäle und Soldaten eine wüste und wilde, oftmals barbarische Wirthschaft trieben, z. B. der berüchtigte Butler (jüngst Hauptankläger des Präsidenten Johnson) in Neuorleans, „wo kein silberner Löffel vor ihm sicher war." Compromittirt war, im Sinne der Unionisten, so ziemlich jeder erwachsene Mensch im Süden.

Die Radicalen würden gern alle vormaligen „Rebellen" entrechtet haben; dann waren ihnen die Neger als „Stimmvieh" (voting cattle) und der Einfluß im Süden ein- für allemal gesichert. Aber durch den Präsidenten wurden sehr viele Weiße „amnestirt" und wieder andere „pardonnirt", und dadurch wurde die Zahl der entrechteten Weißen beträchtlich vermindert. Der Präsident hat verfassungsmäßig das Recht zu amnestiren und zu begnadigen; aber die Majorität in beiden Häusern des Congresses wollte hier weder Amnestie noch Pardone gelten lassen, denn sie paßten nicht in die Pläne der Partei. Recht, Billigkeit und Verfassung blieben auch hier bei Seite. Der Congreß besitzt gar nicht die Befugniß, sich überhaupt in die Wahlangelegenheiten eines Staates zu mischen und noch viel weniger die, eine Classe der Bewohner zu entrechten, hingegen einer andern Classe das Wahlrecht zuzusprechen. Also auch hier wieder Verfassungsbruch und unbefugte Gewaltanmaßung, Usurpation.

Die Presse der Radicalen hat denn auch häufig geradezu ausgesprochen, daß es sich für sie gar nicht „um papiernes Recht" handle, sondern um „Züchtigung der Rebellen", welche sich am Kriege betheiligt hätten. Es ist aber wieder kein

Gesetz vorhanden, welches die Züchtigung als Strafe verhängt. Und gäbe es ein solches Gesetz, so müßte dasselbe regelrecht angewandt werden, d. h. man müßte die Leute, welche man als schuldig bezeichnet, anklagen und dann vor ein Geschwornengericht stellen. Das wird von der Bundesverfassung ganz ausdrücklich betont (Artikel 3, Section 2, Nr. 3); nur allein das „Impeachment“ wird davon ausgenommen. Während des Krieges erließ der Congreß ein Gesetz, dem gemäß die Rebellen, welche die Waffen getragen, kein öffentliches Amt der Vereinigten Staaten bekleiden sollen, wie wir in Deutschland sagen würden, nicht angestellt werden könnten; von einem Verluste des Wahlrechts ist aber in demselben gar keine Rede.

Um auf die „Reconstruction“ zu kommen, so ist der Ausdruck schon an und für sich widersinnig. Man hatte immer behauptet, der Süden sei niemals außerhalb der Union gewesen und nun hieß es, derselbe müsse reconstruirt werden. Die radicale Umsturzpartei wußte allerdings sehr wohl, was sie mit jener Reconstruction erreichen wollte. Das „Gesetz“ darüber verfügt, Niemand solle als Wähler „registrirt“, d. h. in die Wählerlisten eingetragen werden, wenn er nicht den (ursprünglich nur für die Beamten vorgeschriebenen) Eid geleistet habe, welchen ein Congreßgesetz vom 2. Juli 1862 verlangt. Es heißt in demselben: „Ich schwöre, daß ich niemals freiwillig die Waffen gegen die Vereinigten Staaten getragen; daß ich niemals Personen, welche an den Feindseligkeiten gegen die Vereinigten Staaten betheiligt waren, unterstützt, ihnen Hülfe gewährt, sie ermuthigt oder ihnen Rath gegeben habe; ferner, daß ich niemals um ein Amt mich beworben oder ein solches angenommen, auch nicht gesucht habe, irgend eine amtliche Stelle unter einer Behörde zu bekleiden, welche mit den Vereinigten Staaten in Feindschaft war; endlich auch, daß ich nie eine Regierung, Behörde oder Verfassung unterstützt habe, welche den Vereinigten Staaten feindlich war.“

Der retrospective Theil in dieser exorbitanten Eidesformel zielte ganz und gar darauf ab, alle Männer im Süden, die nicht als Werkzeuge der Radicalen sich benutzen lassen wollen, von allen Bundesämtern auszuschließen und diese der eigenen Partei zu sichern. Damit waren Amnestie und Pardon geradezu hinfällig geworden, denn was man einmal gethan hat, kann man nicht ungeschehen machen. Alle honnetten Leute im Süden waren als Soldaten, Beamte, Volksvertreter an der Conföderation betheiligt, nahezu Alles war „Rebell“ gewesen, und nun kam eine solche Eidesformel! Die südlichen Männer waren also von den Aemtern ausgeschlossen; diese blieben als „spoils“, als Beute, den Radicalen.

Das Alles war aber noch nicht genug; — der Präsident hatte amnestirt und pardonnirt, also konnten die Rebellen, welche von dieser Wohlthat betroffen waren, gerichtlich nicht weiter zur Verantwortung gezogen werden. Nun kam aber der Congreß und befahl, daß sie unfähig seien zu stimmen und zu wählen! Darin liegt eine Monstrosität. Es giebt, wie schon gesagt, kein Gesetz, welches den Congreß ermächtigt, das Wahlrecht für verwirkt zu erklären; aber die Radicalen in Washington kümmerten sich nicht darum; sie decretirten für einen Theil das Wahlrecht in Abgang und gaben es andererseits nach Belieben denen, welche sie in ihrem Parteiinteresse benutzen können.

Und weiter. Seit drei Jahren ist kein Krieg mehr im Lande. Aber bis heute hat die allgewaltige radicale Faction den Süden unter Soldatenherrschaft gestellt. Der Präsident ist verfassungsmäßig Oberbefehlshaber aller bewaffneten Macht; aber der Congreß hat auch in dieser Beziehung die Verfassung bei Seite geworfen, indem er ihm das Recht abdecretirte, die Militärcommandanten zu ernennen und indem er dieses Recht dem Generallieutenant zusprach. So legte er den Präsidenten lahm. Die commandirenden Generäle in den südlichen „Satrapien“ haben uneingeschränkte Gewalt, etwa so wie ein russischer General oder Gouverneur in Polen; der radicale Congreß hat ihnen die Befugniß zugesprochen, mißliebige Beamte zu entfernen und die Stellen ohne Weiteres mit ihren Creaturen zu besetzen; sie können den oben erwähnten Eid auferlegen oder auch von demselben derart entbinden, daß sie die Ableistung nicht verlangen; sie erlauben oder verweigern das Eintragen in die Wählerlisten ganz wie es ihnen gefällt; sie können auch Namen, die mit ihrer Erlaubniß registrirt worden sind, hinterher wieder ausstreichen, und dieses Alles ohne daß dagegen Berufung an ein Gericht gestattet wäre. Das ganze Satrapenthum der radicalen Generäle ist auf rohe, platte Willkür gestellt; der Inhaber des Säbels ist allmächtig.

Das ist die „Reconstruction“, eine raffinirte Brutalität, ein wahrhaft luxuriöser Ueberschwang von Despotismus, der dabei so schamlos ist, die Maske der Freiheit vorzunehmen in der — „Republik“!

Hier ist Prätorianerthum. Aber auch das höchste Gericht ist von den Radicalen angetastet worden. Schon seit langer Zeit war es ihnen ein Dorn im Auge und ihre Presse griff dasselbe an, weil es „freiheitsfeindlich“ sei. Natürlich; das Bundesgericht hatte mehrere vom Congreß gegebene Gesetze für „verfassungswidrig“ erklärt; es hatte Entscheidungen dahin gegeben, daß manche Kriegsgerichte gesetzwidrig organisirt worden seien; es hatte verfügt, daß der oben erwähnte retrospective Eid vom 2. Juli 1862 auf die Advocaten nicht anwendbar sei, weil diese keine Beamten sind. Der Congreß verfügte dann im laufenden Frühjahr, daß in gewissen Fällen eine Berufung an das oberste Bundesgericht unstatthaft und nicht ferner erlaubt sein solle. Dadurch will er erreichen, daß seine Verletzungen der Constitution nicht ferner vom Gericht für das erklärt werden, was sie in der That sind. Nun hat aber verfassungsmäßig der Congreß gar keine Befugniß, dem höchsten Gerichte Vorschriften zu machen; dieses übt ohnehin gar keine politische Gewalt, sondern lediglich eine juristische. Es hat über die Streitfragen, welche bei ihm angebracht werden, in letzter Instanz zu entscheiden. Es ist vorhanden kraft der Bundesverfassung, in der die Grenzen der Befugnisse, welche die Bundesgerichte auszuüben haben, genau festgestellt sind. Die Richter werden, damit sie dem Parteigetriebe entzogen bleiben, auf Lebenszeit ernannt. Nun wird jetzt in der radicalen Presse verlangt, daß das höchste Bundesgericht entweder völlig abgeschafft oder mindestens mit „freiheitliebenden Männern“, d. h. mit Creaturen der radicalen Partei, besetzt werden müsse.

Also Usurpation gegenüber den Einzelstaaten, gegenüber dem höchsten Gericht und auch gegenüber dem Präsidenten. Die Bundesverfassung besagt: „Die vollziehende Gewalt gehört dem Präsidenten der Vereinigten Staaten“; daraus folgt, daß der Congreß platterdings kein Recht hat, ihn eines Theiles der vollziehenden Gewalt zu berauben. Die Verfassung sagt weiter: „Der Präsident ist Oberbefehlshaber der Land- und Seemacht und der Miliz der verschiedenen Staaten.“ Demgemäß hat also der Congreß gar kein Recht, einzelne Theile des Befehls über die bewaffnete Macht an sich zu reißen. Trotzdem haben die Radicalen ganz willkürlich dem Generallieutenant (Grant, einem der ihrigen) das Recht zugesprochen, daß er die Militärcommandanten für den Süden ernennen solle. Darin liegt wieder eine Usurpation, ein Eingriff in die Rechte des Präsidenten.

Die Verfassung giebt dem Präsidenten das Recht, unter Zustimmung des Senates, die meisten Bundesbeamten

zu ernennen. Anfangs wurde die Frage aufgeworfen, ob der Präsident allein das Recht habe, derartige Beamte abzusetzen oder ob er sich darüber mit dem Senate benehmen müsse. Aber 1789 wurde dem Präsidenten das Recht zugesprochen, daß er seinerseits allein und für sich solche Beamte absetzen könne, und diese Praxis hat, als verfassungsmäßig, allgemein und ohne Widerrede gegolten, bis nun die Radicalen auch in dieser Beziehung destructiv zu Werke gegangen sind. Sie gaben ein Gesetz, welches dem Präsidenten dieses Recht nimmt. Wieder eine Usurpation.

Sie hassen den Präsidenten, weil er sich als Wächter der Verfassung hingestellt hat und ihrem destructiven Verfahren, so viel an ihm lag, entgegentrat. Die Angriffe gegen ihn und die Verleumdungen, welchen er preisgegeben ist, sind geradezu unerhört. Man sagte, er wolle den Congreß tyrannisiren und alle Gewalt an sich reißen. Er habe seine Partei verrathen, während es im Gegentheil Thatsache ist, daß gerade er dem Programme der republikanischen Partei treu geblieben ist. Diese hat sich ihrerseits allmälig mehr und mehr ins Schlepptau der extremen Radicalen nehmen lassen und ihr ursprüngliches Programm über Bord geworfen.

Diese radical-republikanische Partei hat ein Chaos geschaffen, denn es kann nicht fehlen, daß nach Wiederherstellung regelrechter Zustände und wenn einmal in Nordamerika statt der Usurpationen und der Gewalt das Recht obenaufkommt, alle verfassungswidrigen Maßregeln für das erklärt werden, was sie sind, — für ungültig. Dann werden die Radicalen ihrerseits zur Verantwortung gezogen werden. „Constitutionell gesprochen hat es seit dem Abschlusse des Bürgerkrieges keinen Congreß der Vereinigten Staaten mehr gegeben; Alles, was durch die usurpirende Faction im Rumpfcongresse geschehen, ist null und nichtig und wird seiner Zeit auch dafür erklärt werden" („Revue britannique" Februar 1868). „Das ganze Verfahren der herrschenden Partei kennzeichnet sich durch Gehässigkeit und Gewaltthätigkeit, durch Usurpationen vielfacher Art, durch Verachtung des Rechtes, durch Zerstörung aller Garantien, welche die Verfassung zu Gunsten der Wohlfahrt und Freiheit des Volkes gegeben hat."

Die Partei der „Exterminatoren" faßte endlich den Plan, den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Sie beschloß, den Präsidenten um jeden Preis zu entfernen und stellte ihn unter Anklage, „Impeachment". Die Partei war Ankläger und Richter in eigner Person.

Einen frivolern Staatsprozeß und eine so albern und kindisch gestellte Anklage hat es nie gegeben. Die „Partei der großen moralischen Ideen und der Freiheit" hat sich vor der ganzen gebildeten Welt im höchsten Grade verächtlich gemacht und wie es scheint wird sie nicht einmal vorübergehend ihren Zweck erreichen, denn während wir (am 18. Mai) diese Zeilen schreiben, lesen wir, daß am 16. Mai die zur Verurtheilung Johnson's erforderliche Mehrheit sich nicht gefunden hat. Es ist einigermaßen tröstlich, daß im Senate des Rumpfcongresses 19 ehrliche Männer sitzen, welche sich nicht haben einschüchtern lassen durch die wilden Fanatiker unter den Radicalen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten dieses sogenannten Prozesses einzugehen; wir wollen nur als kennzeichnend für das Verfahren selbst hervorheben, daß der als Richter sitzende Senat die Vertheidigung systematisch verkümmerte. Johnson's Anwälte verlangten z. B., daß sämmtliche Mitglieder des Cabinets verhört werden sollten; aus ihren Aussagen werde sich klar ergeben, daß der Präsident gar nicht die Absicht gehabt haben könne, das Amtsdauergesetz oder die Verfassung zu verletzen, daß ihm also weder „ein großes Verbrechen noch Vergehen" zu Lasten falle. Der Vorsitzende des höchsten Bundesgerichts, Chase, erklärte, daß diese Zeugen gehört werden müßten; — der Senat beschloß, daß sie nicht gehört werden sollten. Und so geschah es auch!

Wie lustig und frivol das ganze „Impeachment" ist, ergiebt sich sofort, wenn man die Abschnitte der Anklageacte durchliest. Die ganze Anschuldigung läuft darauf hinaus, daß der Präsident ein vom Congresse gegebenes Gesetz über die Amtsdauer (die Tenure of office bill) verletzt habe, indem er den Kriegssecretär Stanton abgesetzt und den Generaladjutanten Thomas beauftragt habe, dessen Stelle zeitweilig zu versehen.

Das ist das „große Verbrechen". Die Thatsache selber ist richtig; aber unmittelbar nachher gab der Präsident dem Senat Kunde von diesem Schritte und motivirte denselben. Der Senat nahm dann (am 21. Februar) eine Resolution an dahin lautend: daß der Präsident verfassungsmäßig und gesetzlich nicht das Recht habe, den Kriegssecretär abzusetzen und einen andern Beamten, sei es auch nur für zeitweilige Ausübung der Functionen, zu ernennen. Am 22. Februar schickte Johnson eine Botschaft an den Senat, in welcher er seine Motive ausführlich darlegte. Er beruft sich darauf, daß seit 1789 alle Präsidenten das Absetzungsrecht ausgeübt haben. Ihm könne man dasselbe nur dann nehmen, wenn durch ein Amendement zur Bundesverfassung dem Präsidenten dieses Recht ausdrücklich aberkannt werde. Die vom Congreß im März 1867 erlassene Tenure of office bill sei verfassungswidrig „und dieser Ansicht sind nicht nur sämmtliche Mitglieder meines Cabinets, sondern auch alle anderen Personen gewesen, welche ich über diese Frage des öffentlichen Rechtes zu Rathe gezogen habe."

Gerade der Kriegsminister Stanton war der größte Gegner dieses Amtsdauergesetzes; er verwarf es bei der Cabinetsberathung in allen seinen Einzelheiten und im Ganzen, und er war es auch, der nebst Seward sich an der Abfassung der Botschaft betheiligte, in welcher der Präsident sein Veto aussprach. Ueber dieses ging dann der Congreß hinweg. („Newyork Herald" vom 22. April.)

Der Präsident schrieb dem Senate weiter: „Auch angenommen, daß jenes Gesetz nicht verfassungswidrig sei, so könnte es doch nicht auf Herrn Stanton angewandt werden, der nicht von mir, sondern von meinem Amtsvorgänger ernannt worden ist. Indem ich so handelte, wie ich gethan, war es meine Absicht, eine Entscheidung der Bundesgerichte zu erwirken, denn diese sind die höchste und einzige Autorität in einer solchen Angelegenheit. Gemäß der Entscheidung des Gerichtes würde ich mein Verfahren eingerichtet haben. Man hat aber der Sache eine solche Wendung gegeben, um jede gerichtliche Prüfung der Frage unmöglich zu machen. Bei Allem, was ich gethan, habe ich keinen andern Zweck verfolgt als den, meine Pflicht, die mir als Präsidenten der Vereinigten Staaten obliegt, streng zu erfüllen, und ich protestire gegen die vom Senat ausgesprochene Behauptung, welche mich beschuldigt, die Verfassung und die Gesetze der Vereinigten Staaten verletzt zu haben." —

Die Radicalen konnten und wollten nicht zugeben, daß die Frage zur Entscheidung an das höchste Gericht kam, weil sie selber wohl wußten, daß das Urtheil gegen sie hätte ausfallen müssen. Der Präsident wollte sich der Entscheidung unterwerfen, die Radicalen wollten es nicht. Von einem schweren Verbrechen konnte für jeden Menschen mit fünf Sinnen hier gar keine Rede sein; es handelte sich ganz einfach um ein respectives Recht der vollziehenden oder der gesetzgebenden Gewalt. Die Entscheidung gebührt dem Gerichte; dieses aber perhorrescirte der Rumpfcongreß und beschloß eine Anklage, in welcher er Ankläger und Richter in einer und derselben Person war. Ueberdies

steht ihm gar kein Recht zu, die Frage zu entscheiden, und so involvirt dieser alberne Prozeß, der mehr und mehr in einen Skandal ausartete, wieder eine Usurpation.

Noch eins. Stanton hatte anfangs gegen Thomas wegen der angeblichen Uebergriffe desselben eine gerichtliche Klage anhängig gemacht und Thomas war damit einverstanden. Dem Präsidenten war das Alles ganz recht, weil ja nun geschah, was er beabsichtigt hatte. Aber Stanton wurde von den Radicalen dermaßen gedrängt, daß er seine Klage zurücknahm. Sie wollten keine gerichtliche Prüfung. Mit dem ganzen skandalösen Prozesse hat das Recht überhaupt nichts zu schaffen; der Mann, welcher den Usurpationen einer fanatischen, herrschsüchtigen und die Aemter besitzenden Partei entgegentrat, einer Partei, welche einen Artikel der Verfassung nach dem andern zerrissen hat und eine oligarchische Tyrannei ausübt, — der Mann sollte um jeden Preis entfernt werden.

Wir haben im Vorstehenden eine Uebersicht der wichtigsten Momente zu geben versucht, welche für die Beurtheilung der Dinge in Frage kommen; der Leser wird daraus abnehmen können, was von den wilden Ausfällen gegen den Präsidenten und von den ebenso wilden Lobhudeleien des Congresses zu halten ist, und wie es mit dem eigentlichen Sachverhalte steht. Leider wird unserm Publicum, das in die amerikanischen Verhältnisse nicht näher eingeweiht ist, planmäßig viel Sand in die Augen gestreut. Manche Blätter erhalten ihre Correspondenzen aus Newyork aus der Feder von deutschen Radicalen, deren manche von der Partei mit allerdings nicht besonders einträglichen Aemtern bedacht worden sind. Sie schildern im Interesse der Partei und wie thun sie es!

Zur Mittheilung des Vorstehenden sind wir durch mehrere Zuschriften veranlaßt worden, welche auf einen Artikel der zu Leipzig erscheinenden „Gartenlaube“ 1868 Nr. 15 und 16 Bezug nehmen: „Der Präsident auf der Anklagebank. Von einem Augenzeugen,“ der sich leider nicht nennt. Man hat uns gebeten, unsere Ansicht über jenen Aufsatz zu äußern, „der denn doch so arge Uebertreibungen zu enthalten scheint und so über alle Maßen leidenschaftlich abgefaßt ist, daß man Mißtrauen in denselben zu setzen sich veranlaßt fühlt.“ Wir können uns nicht in eine Polemik einlassen, was aber jenen Aufsatz betrifft, so ist er ein Werk des wildesten Fanatismus, der sich um Thatsachen, Recht und Verfassung nicht kümmert, der einseitig darstellt, die wichtigsten Momente verschweigt und voll von Haß und Gehässigkeit gegen die Freunde der Freiheit und Verfassung in Nordamerika ist. Den Präsidenten nennt er ohne Weiteres einen „Verräther“; „die Weise, in welcher die Nation die Anklage aufnimmt, ist wahrhaft erhebend.“ Die Führer der Radicalen, z. B. Stevens und Sumner, werden als edle Patrioten in den Himmel erhoben ꝛc. Die ganze Darstellung dieses Aufsatzes: „Der Präsident auf der Anklagebank“ ist ungefähr eben so richtig und eben so viel werth wie die bekannte Schilderung des Unterganges der preußischen Amazone, welche auch aus der Feder eines veryankeeten Deutschen kam. **A.**

Sagen und Märchen der Ova-Hereró in Südafrika.

Von **Theophilus Hahn.**

II.

Die folgenden Erzählungen 5, 6, 7 gebe ich treu und wörtlich übersetzt nach den Originalien, die ich durch die Güte des Herrn Missionärs Rath aus Südafrika bekommen habe. Weiteres über die Sagen siehe in den Schlußbemerkungen. Was in Klammern steht, habe ich des Verständnisses halber zugefügt.

5. Da waren Kinder, zwei Jünglinge. Sie verzogen Viehposten (d. h. sie machten einen Viehposten). Der Jüngere er hütete. Der Jüngere er wurde genannt Name: Gengera. Der Aeltere war (blieb) im Dorfe. Da kam ein Löwe zum Dorfe, er fragte und er sagte: „Jüngerer, dein (Bruder) er ist wo?“ Der Aeltere er sagte: „Er hütet.“ Der Löwe er verwandelte (sich) in einen Weiher (Teich). Gengera er kam zurück zum Dorfe (am) Abend; der Aeltere er sagte: „Gengera, komm zu dem Weiher des Wassers schönem.“ Gengera er sagte: „Seit wann ist denn da ein Weiher?“ Der Aeltere er sagte: „Nicht mit wissen“ (d. h. ich weiß es nicht). Der Löwe (hierauf) er brachte sich zurück zum Löwen und der Löwe er verwandelte (sich) in einen Berg. Gengera er hütete. Der Berg er wuchs Gras viel (d. h. es wuchs viel Gras am Berge). Der Aeltere er sagte: „Gengera, komm zum Berge schönem.“ Gengera er sagte: „Seit wann ist denn da ein Berg?“ Der Aeltere er sagte: „Nicht mit wissen.“ Der Löwe er sagte (bei sich): „Ich verwandele (in) was?“ (d. h. worin soll ich mich nun verwandeln?) Er fragte sich in der Brust (überlegte) und er verwandelte (sich in) eine Schüssel. Gengera er sagte: „Du Thor, seit wann ist denn da eine Schüssel?“ Er sagte: „Nicht sie weiß auch“ (d. h. ich weiß es auch nicht). (Den nächsten) Morgen Gengera ging hüten. Der Löwe er sprach (zu sich): „Ich verwandle (mich in) Männlichen des Rindes“ (d. h. Stier). (Am) Abend Gengera kam, der Aeltere er sagte: „Gengera, komm zum Stier.“ Gengera er sagte: „Nicht wir mit Stier (d. h. wir haben keinen Stier). Stier wir genommen woher?“ Der Löwe er kehrte sich um (in) eine Frau. Der Aeltere als er gesehen, daß der Löwe er (sich) umkehrte (in) eine Frau, sagte: „Gengera komm zur Frau.“ Gengera er tödtete die Frau.

6. Es waren Kinder drei, zwei Jünglinge, ein Mädchen. Das Mädchen sie ging Brennholz versammeln im Holz, welches sie trug. Darin war Thierchen des Streifens (d. h. mit Streifen) am Kopfe; das Thierchen es sie quälte sehr. Das Kind, als es zurückgekehrt war zum Dorfe, als es wollte abwerfen das Holz, das Thierchen es sagte: „Nicht wirf ab das Holz, lege (es) nieder schön langsam;“ das Thierchen dann es lief hinter das Bett, die Jünglinge nun sie hüteten. Das Thierchen es quälte das Mädchen sehr (eigentlich schnell), weil sie gequält wurde sehr vom Thierchen. Die Jünglinge als sie zurückkamen, sie fragten das Mädchen, sie abmagert was? (d. h. wovon). Sie ihnen sagte: „Weil ich gequält werde (vom) Thierchen.“ (Am) Abend die Jünglinge dann sie stritten mit einander (d. h.

machten unter einander aus), Thierchen daß es sterbe durch wen? (Am) Morgen, als es tagte, der Aeltere war (blieb) im Dorfe, das Thierchen dann es verfolgte das Mädchen, der Jüngling als er gesehen das Thierchen, dann er floh. (Am) Morgen andern der Jüngere dann er tödtete das Thierchen.

7. Dinge zwei, Elephant und Regen, sie zankten mit einander. Der Elephant er sagte: „Wenn du sagst, du mich ernährst; du mich ernährst mit was?" Der Regen er sagte: „Wenn nun du sagst, nicht (ich) dich ernähre, wenn nun ich verziehe, dann nicht du mitsterben nicht?" (d. h. wirst du dann nicht sterben?) (Darauf) der Regen er zog weg. Der Elephant er sagte: „Geier, für mich loose" (d. h. das Loos werfen und Zauberei treiben, um Regen zu bekommen). Der Geier er sagte: „Nicht (ich) loose!" Der Elephant er sagte abermal zur Krähe: „Wirf das Loos." Die Krähe sagte: „Bring (Loose) ich loose." Die Krähe sie looste, der Regen er kam, er regnete bei den Weihern (d. h. er regnete die Weiher voll). Die Weiher sie vertrockneten. Da blieb über Weiher einer; der Elephant er ging jagen; da war eine Schildkröte. Der Elephant er sprach: „Schildkröte, bleibe bei Wasser meinem." Der Elephant als er war gegangen jagen, da wurde (zurück) gelassen die Schildkröte. Da kam die Giraffe; sie sagte zur Schildkröte: „Uns gieb Wasser!" Die Schildkröte sie sagte: „Wasser des Elephanten" (d. h. es gehört dem Elephanten). Und da kam ein Zebra, es sagte zur Schildkröte: „Uns (mir) gieb Wasser!" Die Schildkröte sie sagte: „Wasser des Elephanten." Da kam ein Gemsbock &c.; da kam ein Gnu &c.; da kam rother Bock &c.; da kam Springbalk &c.; da kam ein Schakal &c. Da kam ein Löwe, er sagte: „Schildkrötlein, uns gieb Wasser!" Das Schildkrötlein als (es) wollte sprechen, der Löwe er packte das Schildkrötlein und er biß (es). (Dann) der Löwe er trank das Wasser. Thiere alle (von) jetzt dann sie tranken das Wasser. Der Elephant, er kehrte zurück vom Jagen, er sagte: „Schildkrötlein, Wasser da es ist?" (d. h. wo ist das Wasser?) Die Schildkröte sie antwortete, sie sagte: „Wasser dein die Thiere sie haben getrunken." Der Elephant er sagte: „Schildkrötlein, soll ich kauen dich oder soll ich verschlingen dich?" Das Schildkrötlein es sagte: „Verschlinge (mich) nur." Der Elephant er verschlang das Schildkrötlein. Das Schildkrötlein, als (es) war eingegangen in den Bauch des Elephanten, das Schildkrötlein es riß ab die Leber und das Herz und die Nieren. Der Elephant er sagte: „Schildkrötlein du mich tödtest." Der Elephant er starb. Das Schildkrötlein es ging heraus aus dem Bauch, es ging wohin es ging (d. h. wohin es wollte).

8. Es war einmal ein kleines Mädchen, welches eine Eingi (eine ölige Fruchtart) hatte. Es sprach zu seiner Mutter: „Mutter, warum sagst du nicht: Meine Erstgeborene, gieb mir die Eingi? Verweigere ich es etwa?" Seine Mutter sprach: „Meine Erstgeborene, gieb mir die Eingi." Es gab dieselbe ihr und ging fort. Seine Mutter aß die Eingi. Als das Kind zurückkam, sagte es: „Mutter, gieb mir meine Eingi." Aber seine Mutter antwortete: „Ich habe die Eingi gegessen." Das Kind sprach: „Mutter, warum hast du meine Eingi gegessen, welche ich von unserm Baume gepflückt habe?" Die Mutter dann, um es zu beruhigen, gab ihm eine Nadel. Das kleine Mädchen ging fort und fand ihren Vater, welcher Riemen mit Dornen nähete. Da sprach es: „Vater, wie kommt es, daß du mit Dornen nähst? Warum sagst du nicht: Meine Erstgeborene, gieb mir deine Nadel? Verweigere ich es etwa?" So sagte ihr Vater: „Meine Erstgeborene, gieb mir deine Nadel." Sie gab es ihm und ging für eine Weile fort. Ihr Vater begann zu nähen, aber die Nadel brach; als daher das Kind zurückkam und sagte: „Vater, gieb mir die Nadel," — antwortete er: „Die Nadel ist zerbrochen." Sie aber klagte darüber und sprach: „Vater, wie kommt es, daß du meine Nadel zerbrichst, die ich von meiner Mutter erhielt, welche meine Eingi aß, welche ich von unserm Baume gepflückt hatte." Ihr Vater gab ihr dann eine Axt. Im Weitergehen traf sie die Knaben an, welche das Vieh hüteten. Sie waren beschäftigt, Honig auszunehmen, und in der Absicht, denselben zu erlangen, hieben sie die Bäume mit Steinen nieder. Sie redete sie (folgendermaßen) an: „Unsere Söhne, wie kommt es, daß ihr Steine anwendet, um den Honig zu bekommen? Warum sagt ihr nicht: Unsere Erstgeborene gieb uns die Axt!" So gab sie denn dieselbe ihnen und ging auf eine Weile fort. Die Axt zerbrach gänzlich. Als sie zurück kam, fragte sie: „Wo ist meine Axt? Bitte, gebt sie mir (wieder)." Sie antworteten: „Die Axt ist zerbrochen." Darauf sprach sie: „Warum habt ihr meine Axt zerbrochen, welche ich von meinem Vater erhielt, welcher meine Nadel zerbrach, welche ich" &c.

Sie ging wieder ihren Weg und traf eine alte Frau an, welche Insecten aß. Zu dieser sprach sie: „Kleines altes Weib, wie kommt es, daß du Insecten issest? Warum sagst du nicht: Meine Erstgeborene, gieb mir Honig? Verweigere ich es etwa oder nicht?" Darauf bat die kleine alte Frau sie: „Meine Erstgeborene, gieb mir Honig." Sie gab ihr denselben und ging fort; aber sogleich kehrte sie zurück und sprach: „Kleines altes Weib, gieb mir den Honig wieder." Da nun die alte Frau denselben während ihrer Abwesenheit gegessen hatte, antwortete sie: „Oh, ich habe den Honig gegessen." So klagte sie dann und sprach: „Warum hast du meinen Honig gegessen, welchen ich von unseren Hirtenknaben erhielt, welche meine Axt zerbrachen?" u. s. w. Die alte Frau gab ihr Futter und sie ging fort. Darauf kam sie zu den Fasanen, welche den Boden aufkratzten, und sie sprach: „Fasanen, warum kratzt ihr den Boden auf? Warum sagt ihr nicht: Erstgeborene, gieb uns Futter? Verweigere ich es denn etwa oder was thue ich?" Sie sprachen: „Erstgeborene, gieb es uns." So gab sie (es) ihnen und ging fort. Als sie zurückkam und ihr Futter wiederforderte, sagten sie: „Wir haben es gegessen." — „Wie kommt es, daß ihr mein Futter gegessen habt, welches" &c.

Die Fasanen flogen auf, zogen jeder eine Feder aus und warfen sie zu Boden. Dann im Weitergehen traf sie Kinder an, welche Schafe hüteten. Sie pflückten Haare von den Schaffellen. Da fragte sie dieselben: „Warum rupft ihr diese Felle aus? Warum sagt ihr nicht: Erstgeborene, gieb uns Federn!? Verweigere ich es etwa?" Sie gab ihnen denn und ging fort, aber alle Federn zerbrachen. Als sie zurückkehrte und sprach: „Gieb mir Federn," antworteten sie: „Die Federn sind zerbrochen." Dann beschwerte sie sich: „Zerbrachet ihr meine Federn, welche ich erhalten habe von den Fasanen" u. s. w. — Sie gaben ihr etwas Milch.

Sie ging weiter auf ihrem Wege und fand ihren einzigen hübschen Hund Knochen benagen. Sie sprach: „Unser Hund, wie kommt es, daß du Knochen nagst?" Der Hund antwortete: „Gieb mir Milch." Sie gab es ihm und er trank es Alles! Dann sprach sie zum Hunde: „Gieb mir meine Milch wieder!" Er antwortete: „Ich trank es." Sie wiederholte dann dieselben Worte, welche sie so oft vorher gesprochen hatte; aber der Hund lief fort, und als sie ihn verfolgte, kletterte er auf einen Baum. Sie kletterte hinter ihm her, aber der Hund sprang wieder auf der andern Seite hinunter. Sie wollte dasselbe thun, konnte aber nicht. Dann sprach sie: „Unser Hund, bitte, hilf mir hinab." Er antwortete: „Warum verfolgtest du mich?" und rannte fort, indem er sie auf dem Baume ließ. — „Es ist aus."

Was nun diese Sagen der Form nach anbetrifft, so sind die ersten vier frei nach den Mittheilungen des Missionärs Herrn Hugo Hahn gegeben. Daß ihr Inhalt echt ist, können wir verbürgen. Die fünfte, sechste und siebente Erzählung dagegen sind wörtliche und treue Uebersetzungen der Originalien, wie dieselben im Munde der Ova-Hereró leben. Wir glauben und hoffen unseren Lesern einen Dienst damit zu thun, zum bessern Verständniß der Denkweise des Volkes, wenn wir diese Märchen in vorstehender Form bieten; sonst wäre es ja ein Leichtes gewesen, sie deutsch zu stilisiren. Das letzte Märchen haben wir dem Bleek'schen Reynard the Fox in Southern Africa entnommen, wo der Verfasser es als Probe von Hereró-Sagen anfügt.

In den ersten beiden Sagen finden wir Züge, die wir auf den entgegengesetzten Enden der Erde wiederfinden. Zunächst die Idee der Weltschöpfung, welche sich hier in variirter Form findet; während die Bibel den Kosmos aus Nichts entstehen läßt, die Griechen aus einem Chaos, die alten Deutschen resp. Skandinavier aus der Berührung von Wärme und Kälte den Urstoff, den Riesen Ymir, bilden, an den sich die weitere Welt- und Menschenschöpfung knüpft, andere Völker das Wasser als das Medium ansahen, durch welches die Kosmogonie hindurchgegangen ist, zeigt sie sich bei den Hereró in doppelter Gestalt. Die Menschen und edleren Thiere gehen aus einem Baume hervor und die übrigen Dinge, zumal Fische, Vögel und Gewürm, aus dem Regen. Woher Mukuru, d. h. der Uralte, kommt, davon weiß der Mythus nichts. Er muß wohl ewig sein. Eben so wenig erfahren wir über die Entstehung von Baum und Regen, die man also für Urstoffe halten muß. Noch heute zollen die Ova-Hereró dem Omu-mborombonga fast göttliche Ehre. Ihn verletzen gilt für ein todeswürdiges Verbrechen. Selbst in seinen einladenden Schatten wagt man sich kaum zu setzen, und wenn die Menschen in seine Nähe kommen, so rufen sie: „U-zera Tatemukururume," du bist heilig, Groß- oder Urvater. Daß der Regen Fische, Würmer und Vögel hervorgehen läßt, erlaubt schon eher eine Deutung. Weshalb die Fische aus demselben entstehen, ist natürlich; auch heißen bei uns ja die Würmer, welche im Regen unsere Gartenwege durchziehen, „Regenwürmer". Im Hererólande hat es noch seinen Grund darin, daß dort nach dem Regen ein Ringelwurm, e-ngore-ro, welcher mit einigen Hundert Füßen versehen ist und die auffällige Größe von einem Fuß Länge erreicht, in beträchtlicher Anzahl nach dem Regen erscheint. Er dient den schwarzen Störchen, e-ndongo, die stets Vorboten starker Regen sind, und auch nach solchen aus dem Innern sich in ungeheuren Schaaren einfinden, zur Hauptnahrung. Ferner entstehen durch den Regen die periodischen Flüsse, welche in einer Kette von kleinen Wassertümpeln und Teichen in der trocknen Jahreszeit den einzigen Herd alles thierischen und vegetabilischen Lebens bilden. Trifft der durstige Reisende in jenen Gegenden Vögel an, so darf er sich der Nähe von Wasser versichert halten. Daß der Regen von den Eingeborenen wesenhaft aufgefaßt wird, d. h. daß sie in demselben nicht bloß die Materie Wasser erblicken, scheint uns auch in der Personification desselben in Nr. 7 und in der ganzen Haltung und dem Charakter der Erzählung zu liegen; auch beachte man die Bezeichnung om-bura für „Regen" und „Jahr". Der Hereró rechnet nämlich die Jahre nach der Regenzeit. — Endlich ist der oben genannte Ahnherr Omu-kuru oder Mukuru der Hereró-Gott par excellence. Denn Allen ist jener Mythus in Nr. 1 eigen, während jeder Stamm seine eigenen Opferhandlungen, abergläubische Ceremonien und dergleichen mehr hat und wieder einen besondern Ahnherrn, Omu-kuru, dem er diese Dinge zuschreibt. Die Zulu auf der Ostseite des Continents schreiben dem In-kulunkulu (inkulu-inkulu), d. h. dem Groß-Großen oder Uralten, die Schöpfung aller Dinge zu. Das Wort mukuru ist genau nach den Gesetzen der Lautverschiebung im Bantu das Kafirwort in-kulu.

Die zweite Erzählung berichtet von einer allgemeinen Verschlechterung des Menschengeschlechts, in Folge deren der Himmel auf die Erde fällt und die Menschen erdrückt. Dies ist wohl nichts weiter als eine Uebersetzung der Sündfluthsage in das Hereró. Es bedarf wohl nicht erst eines Hinweises auf den Bericht der Bibel und die Mythen anderer Völker, z. B. der Germanen, wo das Riesengeschlecht im Blute des erschlagenen Ymir ertrinkt; der Inder, der Phönicier, Babylonier u. s. w. Bemerkenswerth bei allen diesen Mythen ist, daß gewöhnlich ein frommes Paar dem allgemeinen Verderben entkommt und nun den neuen Grundstock der Menschheit bildet. Beachtung verdienen die eingelenkigen Riesen, die dem Menschen den ehemaligen Zugang zum Himmel wehren. Sie sind dem Engel mit dem flammenden Schwerte in der Geschichte des biblischen Sündenfalls zu vergleichen. Plinius berichtet, wenn wir nicht irren, in einer Sage eines nordafrikanischen Volkes von einarmigen und einohrigen Riesen.

Auch in den folgenden Sagen können wir auf verwandte Züge bei anderen Völkern verweisen. Zunächst ist ein ethisches Moment unverkennbar. Das Gute wird belohnt und das Böse bestraft. Die treue Frau in der dritten Erzählung wird von einem Vogel Greif oder Phönix, wie wir uns deutsch ausdrücken würden, aus der Noth gerettet. Die ungehorsamen Kinder in Nr. 4 müssen eine Zeit lang in Gefangenschaft und harter Behandlung zubringen, ihre Peiniger, die !Hau-khoin, zerschlagen sich die Köpfe, und das Mädchen, welches auf die Feinde schimpft, bleibt im Felsen eingeschlossen. Der boshafte Löwe in Nr. 5, der es auf Gengera's Leben abgesehen hat, wird getödtet nach dem allgemeinen Sprüchwort: „Wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein;" ebenso büßt das räthselhafte Thierchen, welches das Mädchen beißt, mit dem Tode. Der Elephant endlich büßt in doppelter Weise. Einmal ist er undankbar gegen den Regen, und das andere Mal, weil er die schwache kleine Schildkröte, die doch unmöglich die verschiedenen Thiere abwehren konnte, verschlingt. Das unvernünftige, einfältige Kind endlich, in Nr. 8, bekommt Zeit, auf dem Baume nachzudenken und vernünftig zu werden.

Was nun die mythische Seite dieser Sagen anbetrifft, so finden wir ja bei anderen Völkern, besonders aber bei Griechen und Römern, die Vögel in das Bereich des Cultus und der Mythe gezogen. In unseren deutschen Volksmärchen haben wir Wunderfelsen, wie den Simtiberg *), wo alle Herrlichkeit zu haben; wir erinnern an das bekannte Gedicht Chamisso's, Abdallah, an das Schloß in der Höhle zu Xa Xa und endlich an eine Sage der Maori auf Neuseeland, wonach ein gewisser Hatupatu von einer Hexe verfolgt wird und einen Berg anfleht, sich zu öffnen. Dies geschieht auch und er entkommt glücklich, während die Hexe später in einem Schwefelpfuhle umkommt. Auch der Geier scheint ein mythologischer Vogel bei den Hereró zu sein; denn es ist nicht von ungefähr, daß er dem Elephanten das Loosen, um regnen zu lassen, abschlägt. Als gutes, wohlthätiges Wesen, wie er in der dritten Erzählung sich bekundet, darf er natürlich dem Regen, der ja offenbar auch wohlthätig wirkt, nicht entgegenarbeiten. In Nr. 8 haben wir endlich in der Art der Darstellung etwas Aehnliches zu dem in Westphalen (— in Nie-

*) Diese Erzählung findet sich in Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. III. Bd. Große Ausgabe. Göttingen 1864. Das Buch sollte in keiner echten deutschen Familie fehlen.

dersachsen, in Schlesien und fast überall in Deutschland verbreiteten —) bekannten Kinderliede:

„Der Bauer schickt den Jäkel aus,
Er soll den Hafer schneiden.
Jäkel schneid't den Hafer nicht
Und kommt auch nicht nach Hause" ꝛc.

Auch sind Spuren von Thiermärchen, Thierverwandlungen unverkennbar vorhanden, wie Nr. 5 und folgende bezeugen.

So zeigen denn auch diese Mythen und Märchen, daß des Menschen Geist überall auf der Erde Zusammengehörigkeit offenbart, gleichviel ob seine Hülle eine braune, weiße oder schwarze Farbe hat. Wenn Grimm im dritten Bande seiner Kinder- und Hausmärchen Seite 412 sagt: „Es ist erfreulich, daß die Deutschen das Thiermärchen noch immer in seinem ursprünglichen Geiste hegen, ich meine in der unschuldigen Lust an der Poesie, die keinen andern Zweck hat, als sich an der Sage zu ergötzen und nicht daran denkt, eine andere Lehre hineinzulegen, als die frei aus der Dichtung hervorgeht," — so glauben wir dieses Wort auch auf dieses Volk anwenden zu können, insofern wir es nicht bloß auf die Thiermärchen, sondern auch auf die anderen Sagen bezogen wissen wollen. — Denjenigen aber, die so sehr um die Vetterschaft des Gorilla buhlen, denen es unverrückt feststeht, daß der Orang-Utan bei der Taufe des Menschen, d. h. als die Menschheit durch die Erlangung der Sprache zum Bewußtsein kam und sich bei Namen nannte, Gevatter gestanden, erlauben wir uns die bescheidene Frage vorzulegen, wie dann plötzlich der Affe denken gelernt habe und warum solche Wunder heute nicht mehr geschehen? Möchte man doch begreifen lernen, daß ein Affe nie dichten lernen wird; die Poesie ist nur ein Vorrecht und Erbtheil des Menschen.

Theodor Kirchhoff's Reise von der Mormonenstadt am Salzsee nach dem Goldlande Idaho.

Wir sind in der angenehmen Lage, unseren Lesern wieder einige Reiseschilderungen aus der Feder des Herrn Theodor Kirchhoff mittheilen zu können. Wir haben ihn früher im Gebiete Washington und auf dem großen Columbiastrome in Oregon gefunden; wir begleiteten ihn erst vor einiger Zeit auf seiner Seefahrt von Panama nach San Francisco, und jetzt überrascht uns der muthige und geistvolle Schleswig-Holsteiner mit einer Darstellung dessen, was er auf der weiten Fahrt durch das nordamerikanische Festland, das er von Osten nach Westen durchzog, erlebt und beobachtet hat. Herr Kirchhoff ist ein guter Beobachter und hat die vortreffliche Eigenschaft, daß er auch unter schwierigen und widerwärtigen Umständen die gute Laune nicht verliert.

Herr Kirchhoff lebt gegenwärtig in Boise City, im Territorium Idaho (sprich Eidahó); das Vorwort zu seinem Manuscripte „Im fernen Westen" hat er vom 20. Februar 1868 datirt. Er schildert humoristisch aber sicherlich getreu, wie dasselbe entstand. „Auf dem Ladentische meines Stores entstanden diese Reiseskizzen, im Winter, bei offenen Thüren. Ich habe sie erst mit Bleifeder auf Pappendeckel und Hunderte von losen Papierstücken, auf ungezählte alte Briefcouverte und sogar auf Bretter von Cigarrenkistchen und Modeschachteln hingeworfen. Hundertmal bin ich täglich bei meiner Arbeit von neugierigen Kunden gestört worden. Biedere Goldgräber haben mir unzählige Fragen über den Inhalt der fremden Schriftzüge auf den Pappendeckeln gestellt, während sie, im Hinterwäldlercostüm neben mir am Blechofen sitzend, Nüsse knackten, Holz schnitzelten oder feine Havanacigarren rauchten und dabei meinem eifrigen Schreiben verwundert zusahen. Oft mußte ich inmitten einer glänzenden Periode ein halbvollbeschriebenes Brettchen weglegen, um einem Kunden Waaren zu verkaufen oder schnöden Goldstaub auf der Goldwage zu wiegen, während so ein Yankee-Goldtourist sich sofort des Brettchens bemächtigte und mir den schönsten Gedanken mit dem Taschenmesser buchstäblich entzweischnitzelte. Wenn ich hinzufüge, daß ich in einem keineswegs luftdichten Holzhause wohnte, wo bei 10 bis 12° R. Kälte meine Tinte die unangenehme Gewohnheit hatte, sich in Eisklumpen zu verwandeln, und daß ich meistens in Mantel, Handschuhen und Pelzüberschuhen am Blechofen saß, während ich an meinem Manuscript arbeitete, so wird man zugeben, daß diese Skizzen unter nicht geringen Schwierigkeiten entstanden sind."

Zu Anfang des April 1867 verließ Herr Kirchhoff St. Louis und fuhr zunächst nach Omaha in Nebraska. Er beschreibt die Pacificbahn, fährt auf dem Missouri, erreicht Fort Leavenworth, schildert die Steppen des weiten Westens und giebt eine Darstellung des Lebens und Treibens der Rothhäute. Ueber Salina und Monument gelangt er nach Denver in Colorado, überschreitet die große Wasserscheide des Continents, verweilt im Mormonenlande und zieht von dort nach Boise City in Idaho.

Dieser längst nicht mehr ferne, aber immer noch weite Westen Nordamerikas, der noch vor zehn Jahren eine Wildniß war, ein Paradies für Indianer, Büffel, Trapper und andere Abenteurer, hat nun eine ganz andere Weltstellung gewonnen, und er wird, bevor ein halbes Menschenalter vergeht, von Millionen Menschen bewohnt sein. Alles Land zwischen dem Missouri und dem Stillen Weltmeer ist in Staaten und Territorien „ausgelegt" worden und die große ostwestliche Weltbahn zieht durch diese Region wie eine gewaltige Schlagader, gleichsam wie ein eiserner Amazonas oder Mississippi. Dieser Schienenweg wird mit Nothwendigkeit einen großen Theil des ostasiatisch-europäischen Verkehrs an sich ziehen; Nordamerika wird durch denselben so recht das Land der Mitte und erhält durch ihn eine ganz eminent gesteigerte Bedeutung.

Unter diesen Umständen ist es von erheblichem Interesse, zu sehen und zu verfolgen, wie in jenen Gegenden die Gesellschaft sich bildet, wie das Leben und Treiben sich gestaltet und welche Schlüsse sich aus den wilden und wirren Anfängen für die zukünftigen Tage ziehen lassen. Wir sind in der Lage, aus Herrn Kirchhoff's Manuscripte einige Abschnitte mitzutheilen und wählen jene, welche sich auf Idaho beziehen.

1. Von der Mormonenstadt am Salzsee nordwärts zum Schlangenfluß.

Der 10. Mai 1867 fand mich aufs Neue auf der Reise, diesmal direct nach Norden, dem Goldlande Idaho zukutschi-

rend, dem Mekka meiner Irrfahrt über den Continent. Noch 500 englische Meilen und ich sollte mein Eldorado erreichen. Da ich bereits so an 1000 Stunden zurückgelegt, seit ich St. Louis verlassen, so kam mir dieses letzte Hauptviertel meiner Ueberlandreise übrigens gar nicht mehr so sehr lang vor. Die Stagekutsche schien mir nur ein Palankin auf Rädern zu sein, allerdings mitunter etwas unbequem, namentlich wenn sie, wie zwischen Denver und Salt Lake City, bald ein Schmutzwagen, bald ein Käfig oder ein Rumpelwagen mit Postsackkissen war, und die Passagiere meilenweit durch tiefen Schmutz und halb geschmolzenen Schnee nebenher spazieren mußten. Aber daran gewöhnt man sich bald und ich kann nicht leugnen, daß ich das vielseitige Fuhrwerk, Stage genannt, wirklich lieb gewonnen. Das Wetter am heutigen Morgen war wunderschön; eine lustige Gesellschaft von Montana-Goldgräbern hatte ich zu Reisegefährten, und als ich bei dem Kutscher auf dem hohen Bock einer eleganten Concord-Stage Platz nahm und unser muthiges Sechsergespann von herrlichen Braunen, blank gestriegelt als ob sie soeben aus einem königlichen Marstall kämen, durch die idyllischen Straßen von Salt Lake City sprengte, da ward mir wieder einmal so recht kannibalisch reisewohl.

Die breite Ost-Tempelstraße ging es rasselnd entlang, die um die achte Morgenstunde bereits von Fußgängern und Fuhrwerken lebendig war; linker Hand blickte das riesige Schildkrötendach des Tabernakels zum letzten Mal auf mich herab und rechts hinüber warf ich einen Scheidegruß nach Brigham's idyllischem Harem. Die blühenden Pfirsichbäume nickten im hellrothen Frühlingsschmuck über die hohen Steinwälle vom Prophetenblock, und die Wasser sprudelten neckisch und klar unter dem Schatten grüner Acacien und canadischer Pappeln an den breiten Trottoirs dahin, der Himmel schaute so blau, die Gebirge leuchteten so silbern und die Menschen grüßten so freundlich, als ob Alles, Natur und Menschen, ihr Sonntagskleid angezogen, um mir ein fröhliches „Good bye!" von der Stadt der Heiligen nachzurufen.

Bald hatten wir die „warmen Bäder" erreicht; am Fuße des Fahnenpics rollten wir hin, von dessen Gipfel ich am letzten Abend eine so herrliche Rundschau genossen, und nicht lange währte es, so lag die heilige Stadt in dem schimmernden Blüthengarten weit hinter uns. Drei und eine halbe englische Meilen von Salt Lake City passirten wir eine zweite heiße Schwefelquelle, in der man Eier in fünf Minuten hart kochen kann. Die Quelle sprudelte aus einem Felsen hervor und bildete ein kleines Bassin, in dem das krystallhelle dampfende Wasser auf smaragdgrünem Moosgrunde sich seltsam ausnahm. Wir kamen jetzt durch ansehnliche Mormonenniederlassungen. Rechts hoben sich die Berge nahe am Wege empor, links lagen grüne Felder und Wiesen, von Hunderten von Bewässerungsgräben durchschnitten, und erstreckten sich bis zum schimmernden Spiegel des großen Salzsees. Schmucke Wohnungen und Farmgebäude lagen in Parks von Obstbäumen versteckt, die alle in voller Blüthe standen. Auf den fernen Inseln im Salzsee ragten steile Bergkuppen empor, hier und da noch mit Schnee bedeckt.

Der Kutscher, mit dem ich bald intim wurde, war ein Texaner, ein wettergebräunter, verwogen aussehender Gesell, der aus demselben Orte herkam, wo ich mehrere Jahre lang vor dem Kriege gewohnt. Ich hatte die Ehre, daß er sich meiner Wenigkeit wohlwollend erinnerte und er behauptete sogar, einmal in meinem Store ein Paar Stiefeln gekauft zu haben, die aber spottschlecht und sehr theuer gewesen seien, was ich jedoch entschieden in Abrede stellte, da mein Schuhzeug in Texas stets großes Renommee gehabt. Während des Krieges hatte er in den conföderirten Heerschaaren unter General Price in Missouri und Arkansas gedient. Seinen Reden nach hielt ich ihn stark in Verdacht, daß er sich dort als „Jayhawker" (Buschklepper) unter dem berüchtigten Guerilla Quantrell für die „verlorene Sache" nützlich gemacht. Nach dem Zusammenbruche der „Confederacy" war er nach Utah ausgewandert. Er vertraute mir an, daß er sich in eine von des „Präsidenten" Frauen mit Namen Mary sterblich verliebt hätte und nächstens eine Offenbarung vom lieben Gott erwarte, die ihm gestatten werde, Mary gewaltsam zu entführen und mit sich nach Texas zu nehmen. Freund Brigham sollte den unmoralischen Gesellen aufs Korn nehmen, der ihm den Hausfrieden stören will, und seine revolutionären Ideen vom rebellischen Süden sogar bis nach den friedlichen Pfirsichhainen von Deserét zu tragen sich erkühnt.

Wir fuhren am großen Salzsee hin und kamen durch ansehnliche Städtchen, Centreville, Farmington und andere, in denen die Mormonen uns freundlich grüßten. Wo man hinsah, zeigten sich die Früchte ihres Fleißes — freundliche Wohnungen, ansehnliche Farmgebäude und Stallungen, mächtige Heu- und Kornschober, schmuckes Vieh, herrliche Obstgärten und wohlbebaute Felder, die von zahlreichen Irrigationscanälen durchschnitten waren. Je mehr ich von der Industrie der Mormonen sah, um so mehr mußte ich erstaunen über die Macht des Willens eines Mannes, dem ein ganzes Volk freiwillig unbedingt gehorchte und, seinen weisen Anordnungen folgend, eine Sage-Wildniß in wenigen Jahren in solch ein Paradies verwandelt hatte. An jeder Stage-Station und alle paar Meilen am Wege kamen wir an Bierschenken vorbei. War der edle Gerstensaft, den man uns kredenzte, allerdings kein Baierisch, so war er doch ein köstliches Labsal für unsere immer durstigen Kehlen, zumal der Tag, als die Sonne höher stieg, sich als ein echter heißer Sommertag zeigte. Die Landschaft behielt ihr malerisches Gewand. Der bläulich-grüne Salzsee mit den blendend weißen Ufern, woran sich hellgrüne Wiesen lehnten, in der Ferne hohe Gebirgszüge, welche sich durch Hintereinanderschieben der Winkel allmälig veränderten, hier in grünen gewölbten Kuppen hoch aufsteigend, dort, die Gipfel oft schneebedeckt, jäh abfallend, gaben herrliche Bilder. Die im bunten Frühlingsschmucke prangenden Obstgärten, die freundlichen Einzelwohnungen und Dörfer und ein südlicher Duft, der über der Landschaft lag, entzückten das Auge. Unangenehm waren nur die vielen riesigen sogenannten „Bergmusquitos" und die Millionen von Gnats (eine Art kleiner bissiger Mücken), welche unsere Pferde schrecklich plagten. Die Bergmusquitos schienen mir Vettern der Musquitos im Mississippidelta zu sein, welche bekanntlich durch einen französischen Patentlederstiefel mit Leichtigkeit hindurchbeißen, und die Gnats ließen es sich angelegen sein, Recognoscirungen in meine Nasenlöcher zu machen.

Mit den Bewohnern der Stationen und der auf unserer Route liegenden Dörfer knüpften wir bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit interessante Gespräche über den Mormonenglauben an, und meine lustigen Reisegefährten ließen es an pikanten Fragen und Bemerkungen nicht fehlen, welche jedoch von den Landleuten meistens gutmüthig belächelt wurden. Grüße an die verschiedenen Mormonenfrauen, an Madame Nummer 5 oder an Madame Nummer 17 wurden den stattlichsten Mormonen angelegentlichst aufgetragen. Nur selten sah uns ein Mormone bei unseren inquisitorischen Fragen finster an, und jedem solchen wurde beim Weiterfahren der bei uns stereotyp gewordene Gruß zugerufen: „Du da, mein Freund, sollte ich Dich nicht wiedersehen, wie geht es Dir denn, alter Junge?" — Den Buben schenkten wir Pfeffernüsse, wovon wir einen unerschöpflichen Vorrath in Salt Lake City eingelegt, und oft hatten wir einen zahlrei-

chen Trupp von der lieben Jugend halbstundenlang hinter der Kutsche drein laufen, die wir mit Pfeffernüssen fütterten.

Neben der Landstraße liefen zwei Telegraphendrähte an Pfosten hin, der eine davon nach der Stadt Helena in Montana, der andere der Utah-Telegraph, das Privateigenthum von Brigham Young. An einer Stelle lief Brigham's Draht quer über die Landstraße und so niedrig, daß er das Kutschendach fast berührte. Rechtzeitig rief mir der Fuhrmann zu: „Bück' Dich! — schnell!" — und riß mich vom Sitz herunter. Aber der Draht, den ich bei der schnellen Fahrt nicht gesehen, hatte mir doch den Hut mit fortgenommen. Hätte mein Texaner Freund mich nicht so summarisch beim Kragen gepackt, so wäre mir das Weiterreisen durch Brigham's Draht wahrscheinlicher Weise erspart worden.

Etwas nach Mittag kamen wir, 40 englische Meilen von Salt Lake City, an den reißenden und geschwollenen Weber, ein alter Bekannter von mir von Echo Cañon her, den wir auf einer langen Holzbrücke überschritten. Jenseits desselben, in einer reichen Umgegend und am Fuße der Wasatch-Gebirge, lag die gegen 3000 Einwohner zählende schmucke Stadt Ogden, wo wir eine halbe Stunde Mittagsrast hielten. Die Mahlzeiten, sowohl hier als überall in Utah, waren ausgezeichnet. Daß wir verwahrlosten Ueberlandreisenden, die wir an solchen luculllischen Aufwand wenig gewöhnt waren, beim Anblick der sauber gedeckten Tafel, mit den köstlichen Gerichten beladen, fast vor Begeisterung außer uns geriethen, war erklärlich.

Bald waren wir mit neuem Vorspann wieder auf der Reise. Ueber den reißenden Ogdenfluß ging es und öfters passirten wir muntere Bergströme, die von den Wasatch-Gebirgen dem großen Salzsee zueilten, deren klare Fluth überall von den fleißigen Mormonen zur Irrigation benutzt wurde. Am Rande einer heißen Quelle, an der wir nahe vorbeikamen, hatte sich eine blendend weiße Salzkruste gelagert. Dann fuhren wir zwischen grünem Weidelande hin, wo zahlreiche schmucke Rinderherden graseten. Die Landstraße war und blieb vortrefflich. Nur die brückenlosen Irrigationscanäle, welche dieselbe kreuzten, waren beim schnellen Hindurchfahren unangenehm, und mitunter machte die Stagekutsche an solchen Stellen einen Satz, der mich veranlaßte, mich energisch am Bock festzuklammern. In der Kutsche amüsirten sich die Montana-Goldgräber mit Kartenspiel, und ein lustiger Rundgesang erschallte ab und zu. Der Kutscher behauptete, wir seien die fidelste Reisegesellschaft, welche er je die Ehre gehabt von der Stadt der Heiligen nach den Goldminen zu befördern.

Der Abend war herrlich. Rechts thürmten sich die Gebirge wieder näher und höher empor, und der Salzsee, von dem wir uns eine Zeitlang entfernt hatten, lag jetzt nahe uns zur Linken. Saubere Steinwälle, mit denen die Felder eingehegt waren, grüne Wiesen, hellrothe Pfirsichhaine und freundliche Wohnungen und Dörfer, der blaue Salzsee mit den weißen Ufern und die violetten hier und da mit Schnee gekrönten Bergkuppen auf seinen Inseln gaben reizende Landschaftsbilder. Als die Nacht hereinbrach, passirten wir das Städtchen Brigham City, nach dem County, worin es liegt, gewöhnlich „Box Elder" genannt, ein blühender Platz von etwa 2000 Einwohnern. Die Luft ward jetzt plötzlich unangenehm kalt und ein fröstelnder Nachtwind verleidete mir den Sitz auf dem Kutscherbock. Selbst Freundin Luna, die das Gebirge mit ihrem schönsten Silberschleier bedeckte und mit wallenden Nebelgestalten am Salzsee spielte, konnte mir nichts mehr recht machen und ich war froh, als wir eine Stunde vor Mitternacht die Station „Bear River", 85 englische Meilen von Salt Lake City, erreichten, wo wir bis zum Morgen in einem guten Quartier verweilten.

Bei der Station Bear River, welche ihren Namen nach dem in der Nähe vorbeiströmenden Bärenflusse genommen, ist neuerdings ein ansehnliches Steingebäude als Hotel errichtet worden. Vielleicht wird hier der Anschluß der Salt-Lake-City-Zweigbahn an die Pacific-Eisenbahn stattfinden, falls diese den Weg nördlich um den großen Salzsee dem directen durch die Cañons von Utah vorziehen sollte. Daß von hier aus auch eine Eisenbahn nach der Stadt Helena in Montana und eine andere nach dem Columbia nächstens gebaut würden, galt bei den Bewohnern der Embryo-Bärenstadt für ausgemacht, obgleich genannte Eisenbahncompagnien noch nicht einmal auf dem Papier existirten. (Die Bahn nach dem Columbia gab im December 1867 ihr erstes Lebenszeichen von sich.) Die Bewohner dünkten sich Alle angehende Millionäre in der zukünftigen „Bärenstadt" und hofften bevor lange, fabelhafte Summen für Grundstücke beim bevorstehenden Bau ihrer Weltstadt in spe einzucassiren. Die zukünftige Bärenstadt ist der natürlichste Ausweg des reichen Cache-Thales, das in nordöstlicher Richtung von diesem Punkte liegt. Logan, die Hauptstadt des genannten Thales, zählt 7000 Einwohner, und ein Dutzend mehr Städte von je 1000 bis 2000 Einwohnern befinden sich in dem an 40 englische Meilen langen Thale, das ganz von Mormonen angesiedelt ist. Logan liegt nur 25 englische Meilen von der Bärenflußstation. Das Cache-Thal erhielt seinen Namen von dem Umstande, daß Fremont bei seiner ersten Expedition über den Continent hier einen Vorrath von Lebensmitteln vergrub. Bei der Bärenflußstation sagte ich am nächsten Morgen den Mormonen und ihren schmucken Niederlassungen Lebewohl. Eine Sage-Wildniß von über 300 englischen Meilen Breite lag vor mir, die sich nach Norden vom großen Salzsee bis zum Boiseflusse erstreckt. Auch von meinen lustigen Reisegefährten, den Montana-Goldgräbern, mußte ich hier Abschied nehmen. Diese kutschirten in nordnordöstlicher Richtung weiter nach den an 500 englischen Meilen entfernten Goldminen im Territorium Montana, während ich in einem andern Wagen in nordnordwestlicher Richtung dem Goldlande Idaho entgegeneilte. Der Telegraph, welcher mich von Denver bis hierher treu begleitet, verließ mich gleichfalls und gab dem Goldland Montana und den bedeutenden Minenstädten Helena und Virginia den Vorzug vor Idaho, welches Eldorado er bis jetzt noch unverantwortlicher Weise vernachlässigt hat. Ich befand mich als alleiniger Passagier auf der Idaho-Stage und hatte außer dem Kutscher nur einen Zahlmeister von Wells Fargo u. Co., einen umgänglichen und gebildeten Mann, und dessen Sohn zu Reisegefährten. Alle vier — der Kutscher mitgerechnet — waren wir wohlbewaffnet, da sich die Indianer in Idaho neuerdings wieder recht angelegentlich damit beschäftigt, Reisende zu scalpiren.

Sobald wir den Bärenfluß hinter uns hatten, steuerten wir hinaus in eine ungastliche nur mit Sage-Gestrüpp und hier und da mit verkrüppelten Bergcedern (hier juniper genannt) bewachsene kahle und einförmige Berglandschaft. Ab und zu gewahrte ich noch die hohen Schneekuppen auf den Inseln im großen Salzsee, aber bald waren um und um nur öde Berge zu sehen. Im Sommer sollen die Musquitos hier so zahlreich sein, daß die Schimmel der Stage-Gespanne oft buchstäblich schwarz von ihnen sind. Das Trinkwasser in den Stage-Stationen hatte einen seltsam pikanten Beigeschmack; mitunter führten wir kleine Wasserfässer in der Kutsche mit uns, um die Stationen, wo das Trinkwasser absolut ungenießbar — brak, bitter und lauwarm —, mit dem unentbehrlichen Elemente aus reinen Quellen zu versorgen.

Außer den Stationsgebäuden sah ich den ganzen Tag über gar keine Wohnungen. Ab und zu begegneten uns In-

dianer, die in Gala waren, mit roth bemalten Gesichtern, Hahnenfedern im Haar und in zerlumpten Kleidern. Unsere Nähe schien den Herren der Wildniß nichts weniger als angenehm zu sein. Sie vermieden uns absichtlich und ritten, sobald sie die Stage-Kutsche gewahr wurden, auf ihren Ponies jedesmal in einem großen Bogen um uns herum. Einzelne Sage- und Präriehühner, die schüchtern durch das Sage-Gestrüpp raschelten, und gelegentlich eine Möve vom Salzsee, die weit von ihrem gewohnten Cours abgekommen sein mußte, waren von lebenden Thieren Alles, was ich zu Gesicht bekam. Nachmittags kamen wir an einer Station vorbei, die Tags zuvor nebst den darin gewesenen Pferden durch die Unvorsichtigkeit eines der Stationswächter in Feuer aufgegangen war. Die halbverbrannten Gerippe von vier Pferden und die schwarz verkohlten, theilweise noch rauchenden Balken machten in der öden, menschenleeren Gegend einen traurigen Eindruck. Von einer Höhe in der Nähe dieser Station hatte ich den letzten Rückblick auf den blanken Spiegel des großen Salzsees. Gegen Abend überschritten wir, 50 englische Meilen vom Bärenflusse, die Grenze des Territoriums Idaho. Rechter Hand schimmerten am Horizonte die Schneeberge jenseits des Schlangenflusses und auf entfernten Höhenzügen gewahrte ich hier und da dunkelgrüne Waldungen, welche der Landschaft das Monotone der Bergwüste nahmen, das sie den ganzen Tag über gezeigt.

Ohne Aufenthalt fuhren wir die Nacht über weiter, die bitter kalt war. Mit nur drei Mann vermochten wir trotz unserer Wollendecken uns in der Kutsche nicht warm zu halten. Um drei Uhr in der Nacht erreichten wir die Station „City of rocks" (die Felsenstadt), wo wir bis nach dem Frühstück verweilen sollten. Diese Station zeigte sich, ihrem Namen wenig entsprechend, als die erbärmlichste Hütte, welche mir je zum Nachtquartier gedient hat. Der Wind pfiff durch die vielen fingerbreiten Spalten zwischen den Baumstämmen hindurch, welche, lose auf einander gelegt, die Wände des Hotels bildeten, daß es Einem beim bloßen Zuhören schon fror; ein paar Dutzend Backsteine in einer Ecke der Gaststube, mit einem Bretterverschlag davor genagelt, um das Zusammenstürzen der Steine zu verhindern, und ein Loch durch das Schindeldach als Ausgang für den Rauch bildeten den Kamin, in dem ein Feuer aus trockenem Sage-Gestrüpp hoch emporloderte. Die Bretter am Kamin waren schwarz angebraunt und theilweise verkohlt und der Kamin hatte das Ansehen, als ob er das „Hotel zur Felsenstadt" jeden Augenblick in Brand setzen könnte. Trotz der wilden Umgebung, zu der in der Hütte das Möblement trefflich paßte, machte ich es möglich, in meine Wolldecke gehüllt, anderthalb Stunden Schlaf auf dem nackten Lehmestrich zu erhaschen. Mehrere Male, wenn ich erwachte, und die Flammen, höher im Kamin auflodernd, phantastische Figuren gespensterartig an die halbdunklen Wände der Hütte malten, mußte ich mich besinnen, wo ich eigentlich war, und es gehörte nicht viel Phantasie dazu, sich in die Höhle eines Banditen versetzt zu wähnen, namentlich wenn das Auge zufällig auf die Büchsen, Pistolen und Kugeltaschen fiel, welche am Thürpfosten hingen. Das Frühstück paßte sich dem Ganzen in der Station „von der Stadt der Felsen" trefflich an und war, um sich auf gut Deutsch auszudrücken, „unter aller Kanone".

Die Felsenstadt ist der Punkt, wo sich die „Oregon- und Idaho-Zweigbahn" an die Union-Pacific-Eisenbahn anzuschließen gedenkt. Für jene Eisenbahn hat sich im December 1867 eine Gesellschaft in der Stadt Portland in Oregon mit einem Grundcapital von 25 Millionen Dollars (auf dem Papier) gebildet. Diese Bahn soll von der Felsenstadt im Thal des Schlangenflusses hinlaufen und über Boise City, die Hauptstadt des Territoriums Idaho, und die Blauen Berge von Oregon an den schiffbaren Columbia geführt werden. Genannte Gesellschaft hofft bei ihrem Unternehmen von den Vereinigten Staaten und namentlich von der Union-Pacific-Eisenbahn unterstützt zu werden, welche letztere durch diese Bahn den Haupthandel der reichen Minendistricte von Idaho und den von Oregon und vom Puget Sound erlangen und der „Nord-Pacific-Eisenbahn" (von der Stadt St. Paul in Minnesota nach dem Puget Sound projectirt) damit einen argen Strich durch die Rechnung machen würde. Man setzt in Portland — welche Stadt gern Rivale von San Francisco werden möchte — voraus, daß die Union-Pacific-Eisenbahn nördlich vom großen Salzsee gebaut wird — erst das Thal des Grünen Flusses hinauf, dann hinüber in das des Bärenflusses und am südlichen Abhange der Gansbach-Berge (wo die Felsenstadt liegt) herum nach dem Humboldtflusse, um die Cañons von Utah ganz zu umgehen —, welche Route der General Dodge, der Hauptingenieur der westlichen Division der Union-Pacific-Eisenbahn, neuerdings als die beste angedeutet hat. Die „Oregon- und Idaho-Zweigbahn" würde von der Felsenstadt bis nach Portland eine Länge von etwa 700 englischen Meilen haben und der Union-Pacific-Eisenbahn den nicht zu verkennenden Vortheil eines doppelten Auslaufes nach dem Stillen Meere geben, einen durch die Central-Pacific-Eisenbahn über San Francisco und den andern durch den Columbiafluß *). Die Felsenstadt ist also ein Rivale von der Bärenstadt; letztere, welche bereits vier Häuser zählt, hat aber vor der Felsenstadt, in der erst eins existirt, entschieden den Vorsprung.

Ehe wir weiter fuhren, nahm ich die nicht weit von der Station liegende Felsenstadt in Augenschein, nach welcher jene ihren Namen genommen. Ein Chaos von riesigen Felsentrümmern in Gestalt von allerdings sehr verfallenen Schlössern, Thürmen und schiefen Pyramiden lag dort in wilder Urgestalt — nackt, schroff und vielgipflig — durch- und übereinander. Ich möchte diese in der That seltsamen Felsgebilde jedoch eher mit urweltlichen, theilweise abgebrochenen riesigen Walroßzähnen und Walfischkinnbacken als mit den Ruinen einer untergegangenen Stadt vergleichen. Diese Felsen waren Zeuge manches schrecklichen Blutbades, das die Indianer dort an wehrlosen Emigranten ausübten. Die alte Emigrantenstraße, vom Missouri über Fort Hall nach Oregon, zieht sich durch die „Stadt der Felsen" hin, und die Wilden pflegten sich dort in Hinterhalt zu legen und bei passender Gelegenheit über vorbeiziehende Emigrantenkarawanen herzufallen. Einmal massacrirten die Indianer hier einen ganzen Emigrantenzug von 400 Männern, Frauen und Kindern, und die Felsenstadt hallte wieder von dem Angstgeschrei der verrathenen Emigranten und dem wilden Gejauchze ihrer teuflischen Feinde. Der bloße Gedanke an den Jammer, dessen diese Felsen Zeuge gewesen, macht Einen schon schaudern.

Die Landstraße wurde, nachdem wir die Felsenstadt verlassen hatten, sehr schlecht. Tiefe Sumpflöcher und große Steine mitten im Wege machten die Locomotion der Stage-Kutsche schrecklich unangenehm. Es war die Kette der „Gansbach-Berge" (goose creek mountains), ehedem das nördliche Ufer des großen Salzsees, welche wir hier überschritten. Während der Nacht hatte sich eine dünne Eisdecke auf stillstehende Gewässer gelagert, weißer Reif lag auf dem Sage-Gestrüpp und die Gegend sah recht winterlich aus.

Interessant war es, wie der Zahlmeister von Wells Fargo

*) Dieses Eisenbahnproject wurde im Januar 1868 durch die vereinten Anstrengungen der Nord-Pacific- und der Central-Pacific-Eisenbahn-Gesellschaften vorläufig im Vereinigten-Staaten-Congreß vereitelt. Die Linie bietet aber solche natürliche Vortheile, daß sie im Laufe der Zeit ohne Frage gebaut werden muß. A. d. R.

und Comp., der, wie früher erwähnt, mit uns reiste, den Stationswächtern und Fuhrleuten, die im Dienste der Compagnie standen, ihren Lohn auszahlte. In dieser Beziehung konnte ich nicht umhin zu wünschen, daß das Eßdepartement der Mammuth-Expreß- und Stage-Compagnie sich das Finanzdepartement derselben zum Muster nehmen möchte. Der Zahlmeister hatte recht ansehnliche Packete von Greenbacks und alle Abrechnungsbücher der Compagnie bei sich, die so sauber geführt wurden, als ob sie das Comptoir eines Bankgeschäfts nie verlassen hätten. Der Lohn wurde an allen Stationen prompt ausbezahlt. Mitunter begegneten wir Angestellten der Compagnie auf der Landstraße, und sowohl mit diesen als mit den Kutschern der uns begegnenden Stages und anderer Fuhrwerke der Compagnie ward unter Gottes freiem Himmel liquidirt. Die meisten Kutscher bedienten sich zur Unterschrift der Empfangscheine des bereits bei unseren Urgroßvätern üblichen Kreuzes. Das Schulwesen scheint in diesen Gegenden jedenfalls nicht nach preußischem Muster geführt zu werden.

Jenseits der Gansbachberge kamen wir wieder auf eine öde Sage-Ebene, die sich ringsum bis zum Horizonte ausdehnte. Nur im fernen Norden war das Monotone der Gegend durch die jenseits des Schlangenflusses (snake river) liegenden Gebirgszüge unterbrochen. Poröse Trachytmassen und gebranntes Gestein lagen häufig zwischen dem Sage-Gestrüpp und gaben den deutlichen Beweis, daß in der Urzeit vulcanische Kräfte in dieser Gegend thätig gewesen. Ein paar Meilen nördlich von der Landstraße, die hier fast direct nach Westen lief, strömte der Schlangenfluß, 90 deutsche Meilen lang, ein Nebenfluß des Columbia, nach seinem Entdecker auch „der Lewis-Arm des Columbia“ (Lewis' fork of the Columbia) genannt, in tiefen Felsklüften durch diese unermeßlichen Einöden und zeigte seinen Lauf durch eine niedrige Reihe schwarzer Felsen an. Dort, wenige Meilen rechts von uns, lagen an ihm die weltberühmten Shoshone-fälle, eins der imposantesten Naturwunder des westlichen nordamerikanischen Continents, die Rivalen des Niagara.

Wir kamen an den „Felsenbach“ (rock creek), der sich in den Schlangenfluß ergießt, dessen zerrissene Ufer nichts als gebranntes Gestein zeigten. Er war hoch geschwollen und hatte die primitiv gebaute Brücke, welche ihn überspannte, halb zerstört. Hier mußten wir auf die von Norden kommende Postkutsche warten, da die Brücke für Fuhrwerk nicht zu passiren war. Sobald die Boise-City-Stage am jenseitigen Ufer angelangt war, wechselten wir Sitze mit den in ihr gekommenen Passagieren, und weiter ging es durch die Sage-Wildniß. Sechs englische Meilen von der Brücke erreichten wir die Station Desert (die Wüste) — ein sehr passender Name —, wo ich übernachten wollte, um am folgenden Tage von hier aus die Shoshonefälle zu besuchen. Nach der löblichen Regel der Stage-Compagnie verlor ich hierdurch nicht das Recht auf einen Sitz in der nächsten vorbeipassirenden Postkutsche, vorausgesetzt, daß ein solcher leer war. Waren alle Plätze besetzt, so mußte ich ein paar Tage länger, als ich gerechnet, in der „Wüste“ wohnen. Hans, ein Deutscher und der alleinige Stationswächter in der „Wüste“, den ich um Quartier bat, war hoch erfreut, einen Landsmann als Gast unter sein bescheidenes Dach aufzunehmen. Bald rollte die Stage-Kutsche weiter, aus welcher der Zahlmeister mir noch zurief, mich vor den Indianern an den großen Fällen in Acht zu nehmen, und ich war allein in der Wüste mit Hans, seiner Dogge und seinen sechs Mauleseln.

Verschiedener Geschmack in der Industrie der Völker.

Auf der Leipziger Messe, in jeder Straße unserer europäischen Hauptstädte, welche eine „Lage“ hat, kann man in aller Muße Gewerbserzeugnisse aus allen Ländern der Welt sehen. Dem aufmerksamen Beobachter drängt sich dabei ganz von selber die Wahrnehmung auf, daß in den Industrieerzeugnissen der verschiedenen Völker auch ein ganz verschiedener Geschmack zu erkennen ist, und bei einigermaßen geübtem Blicke kann er sofort sagen, in welchem Lande diese oder jene Waare verfertigt worden sei.

Das geographische Element spielt in der Industrie eine wichtige Rolle, aber nicht minder wichtig ist die Racenanlage. Ein Mongole oder Australier wird nicht erfinden oder arbeiten können wie der Deutsche oder der Franzose. In unseren Tagen, wo die Gewerbsamkeit vielfach einen kosmopolitischen Charakter, namentlich durch die Kohle und die Maschinen, gewonnen hat, liefern viele Industrievölker manche Waaren in gleicher Qualität, weil sie dieselben Herstellungsmethoden haben; sie entlehnen Vieles von einander, während sie doch in anderen Beziehungen an ihren sie kennzeichnenden Eigenthümlichkeiten festhängen. Beides war auf dem Weltbazar zu Paris — denn als solchen können wir von unserm Standpunkte aus die große Ausstellung im Jahre 1867 bezeichnen — deutlich wahrzunehmen. Man sah, wie verschieden die Intentionen, Anlagen und Gedanken bei den verschiedenen nationalen Industrien sich geltend machen. Das ethnologische Element war überall zu erkennen.

Nehmen wir einmal die Gold- und Silberarbeiten, die Diamanten und Edelsteine oder Sammet und Seide. Bei jeder Nation tritt in der Verfertigung dieser zum Schmuck und zur Bekleidung bestimmten Sachen ein besonderer Charakter hervor, welcher von einer besondern und eigenartigen Anlage, von der geistigen und künstlerischen Auffassung und Begabung der Race zeugt. Man halte zum Beispiel die hier in Frage kommenden Arbeiten aus dem Abendlande und aus dem fernen Oriente zusammen und der ungeheure Unterschied läßt sich sofort erkennen. Der Geschmack der Orientalen stellt sich in mancher Beziehung als eben so dürftig heraus wie ihre Erfindungsgabe, aber andererseits stehen sie in Schnitzwerk, in Filigranarbeiten, in eingelegter Arbeit, in Stickereien und in mancherlei Geweben geradezu großartig da. Wir Europäer können es mit allen unseren Wissenschaften und Maschinen nicht bis zu der wahrhaft anmuthigen Zierlichkeit bringen, welche der Hindu oder der Kurde zeigt; auch die genuesischen und maltesischen Gold- und Silberarbeiten bleiben hinter den türkischen und maurischen zurück. Der Orient war hier in künstlerischer Beziehung dem Abendlande Jahrhunderte lang weit voraus. Während man bei uns verzeichnete, den Zerrbildern gleichende Heilige, Apostel und dergleichen aus Holz oder Elfenbein schnitzte, lieferte der Orientale aus seinem Instinct heraus seine herrlichen Gewebe mit den schönsten Mustern, schnitzte Gefäße aus Sandelholz und stellte Gold- und Silbersachen von absoluter Schönheit her. Nun aber sind wir im Abendlande weit fortgeschritten und die Leute im Oriente sind nicht vorwärts gegangen.

Als unsere Vorfahren in den Wäldern umherzogen und sich in Felle kleideten, webten die Hindus schon seit langer Zeit feine Mousseline und die Chinesen trugen seidene Gewänder. Aber der Hindu webt heute wie vor tausend Jahren und druckt seine Kattune wie in alten Tagen. Der gesammte Orient steht in Bezug auf Kunst wie auf Industrie im Großen und Ganzen unfertig da wie immer, aber in manchen Einzelnheiten ist er großartig und bewundernswürdig; er hat ein wunderbar feines Gefühl für Linien und Farben in Stickereien, im Schnitzen von Blätterwerk und vielen anderen Dingen, aber er kann die menschlichen Formen nicht richtig und schön wiedergeben; seine Göttergestalten sind zumeist ungeheuerlich dargestellt, häßlich bis zum Grotesken und in geradezu kindischer Weise verzeichnet. Nun haben wir Europäer nicht mehr unsere steifen und verzeichneten Heiligen und Apostel, sondern schon längst eine Bildhauerkunst, die eben so Großartiges als Schönes liefert. Früher hatten wir Steinäxte, eiserne Hellebarden und Armbrüste; sie haben anderen Mordwerkzeugen Platz gemacht, die man für viel christlich-europäischer und civilisirter ausgiebt: Zündnadelgewehre und gezogene Kanonen. Unsere alten zweiräderigen Karren sind zwar noch nicht in Abgang gekommen, aber neben denselben haben wir die eisernen Locomotiven. Es ist ein erheblicher Unterschied zwischen dem Kahn eines Eskimo, der Dschonke eines Chinesen und der Prahu eines Malayen einerseits und unseren Riesendampfern andererseits. Wie weit sind wir hier voraus! Aber weder in Deutschland noch in Frankreich oder England kann man einen Kaschmirshawl oder Dakkamusselin herstellen, nicht Elfenbein schnitzen wie die Chinesen, kein Kupferemail zu Stande bringen wie der Japaner, keinen Teppich weben wie der Kurde, keine maurischen Filigranarbeiten machen. Die Ornamentarbeiten des Ostens sind, als Erzeugnisse des Instinctes, der Ueberlieferung und einer speciellen Cultur auch specifisch orientalisch und deshalb für uns Abendländer unerreichbar.

Andererseits verwendet oder verschwendet der Orientale viel Kunst, Geschmack und Arbeit an unwesentliche Dinge oder an Theile eines Ganzen. Er wird eine wunderschön geschnitzte Truhe oder einen Schrank mit schlechten Haspen, Riegeln ꝛc. versehen, Edelsteine vom größten Werthe sehr schlecht fassen, Stickereien von Gold und Silber über schmutzige Leinwand werfen.

In der abendländischen Industrie unserer Tage spielen die Wissenschaften, die mathematische Genauigkeit, die scharfe Berechnung aller Einzelnheiten eine große Rolle. Davon hat der Orientale keinen Begriff; Intentionen, wie wir sie haben, kennt er nicht. Bei ihm fehlt nationales Leben und Treiben in unserm Sinne und jede großartige Auffassung der Dinge; er weiß nichts von einer Weltindustrie und einem Weltmarkte, der alle Stände und Classen versorgen will. Wenn die Türkei Waffen, Mineralproducte, Getreide und ein paar Modelle schickte, so geschah das auf Antrieb von Europäern. Was sonst von dort kam: bunte Gewänder, gestickte Sättel, kostbare Dolche und Tabackspfeifen ꝛc., das sind Sachen, die lediglich für reiche Leute und deren Harems bestimmt erscheinen, nicht aber für das Volk. Es ist das Alles nur kleine, individuelle Arbeit, welche Sorgfalt, Handfertigkeit, ausdauernde Geduld und theuern Stoff erfordert, wobei aber höhere Ideen bei Seite bleiben. Das Abendland stellt dagegen seine Maschinen, durch welche den Menschen viele schwere Arbeit erspart und eine Massenerzeugung ermöglicht wird, welche auch dem armen Manne Vortheil bringt, denn sie liefert viele nothwendigen Gegenstände billig.

So stehen Fortschritt und Stillstand in den Methoden einander scharf gegenüber. Der eine ist bestrebt, der Gesammtheit zu nützen, der andere hat vorzugsweise nur einzelne Classen im Auge. Jener wird nur dort anhalten, weil und wenn die Natur selber ihm die Schranken zieht, dieser bleibt da, wo er seit langer Zeit stand und hat keinen innern Drang, weitere Vervollkommnungen anzustreben. Hier ist Vereinzelung und Individualismus, dort ein gemeinschaftliches, freies Zusammenwirken Vieler, das auf großartige Ziele gerichtet ist. Das Morgenland kennt die Combination der Kräfte nicht.

Es ist von Interesse, zu verfolgen, wie Verständniß und Fortschritt in Kunst, Ornamentirung und Manufacturen sich entwickeln. Der Wilde macht Bilder, indem er allerlei Linien und Figuren in seine Haut tättowirt oder auf dieselbe malt; für ihn ist ein Halsband von Muscheln, Samenkörnern und Thierzähnen, welche er auf die Mittelrippe eines Blattes zieht, dasselbe, was für fortgeschrittenere Völker Halsbänder von Diamanten und goldene Ketten sind. Er verfertigt sich Kleider, falls er überhaupt dergleichen trägt, aus Thierfellen oder geflochtenen Pflanzenfasern und Blättern; der Europäer trägt Tuchkleidung oder Gewänder aus Sammet und Seide; jener putzt sein Kopfhaar mit glänzenden Vogelfedern, dieser trägt Mütze, Hut oder eine Krone. Der Wilde verfertigt auch allerlei Geräthschaften, die er gern mit Schmuck und Stickereien verziert, wie der Nordamerikaner seine Mokassins und Tabacksbeutel mit Glasperlen. Er kann wasserdichte Körbe flechten; er verfertigt Schnitzereien an Tabackspfeifen, Keulen, Speeren und Rudern, und so geht er weiter und höher hinauf bis zu der Stufe, welche zwischen Barbarismus und künstlerischer Auffassung und Entwickelung steht. Bei einigen Völkern, z. B. Chinesen und Japanern, finden wir beide neben einander, eben so in Siam, wo die Darstellung menschlicher Formen geradezu barbarisch erscheint neben einer wundervollen Farbengebung und großer technischer Geschicklichkeit. Die Chinesen und Japaner gehen sehr sorgfältig und methodisch zu Werke, wissen das Material verständig zu verwenden und haben eine bewundernswürdige Handfertigkeit. Aber die ganze Idee, die Auffassung, ermangelt des Schwunges, des Großartigen; die Ausführung hat meist etwas Kleinliches. Der Japaner ist indeß höher und innerlich freier angelegt als der Chinese, er ist viel liberaler. Die Formen seiner Kunst sind breiter, die Linien flüssiger, die Ausführung ist einfacher und man sieht, daß der individuelle Genius sich manchmal einen gewissen Spielraum zu verschaffen weiß. Freilich kann die Kunst, sobald sie vorzugsweise auf Holz- und Lackarbeiten beschränkt bleibt, nichts Heroisches leisten, aber diese Arbeiten selber sind ausgezeichnet, man kann sagen unübertrefflich, wenn auch sehr oft nicht schön in unserm Sinne. Häufig findet man ein seltsames Gemisch von Kenntniß und Unwissenheit, von Schönheit und Häßlichkeit, von Fortschritt und Stillstand, also einen Zustand, der überhaupt für so viele Asiaten charakteristisch ist. Die wahre Schönheit ist ausgeschlossen, wo scharlachrothe Menschen mit doppelten Köpfen und allerlei fabelhafte Ungeheuer mit Vorliebe dargestellt werden. Der Chinese seinerseits arbeitet kleinlicher, servil, ist ultraconservativ; es liegt in allen seinen Sachen etwas Mumienhaftes, während in jenen der Japaner mehr Leben und freiere Gestaltung hervortritt.

In Europa treten die internationalen Unterschiede in der Richtung des Kunstgeschmacks sehr kenntlich hervor. Da waren in Paris Juwelen aus allen Ländern ausgestellt, und jene der Lady Dudley erregten allgemeine Aufmerksamkeit. Sie waren sehr einfach und schmucklos gefaßt. Ein Franzose würde ohne Zweifel den werthvollsten Stein so gestellt haben, daß er sofort hätte ins Auge fallen und an Glanz alle anderen überstrahlen müssen; die übrigen Steine wären dann um und neben ihm dergestalt geordnet worden, daß sie

ihm gleichsam zur Folie hätten dienen müssen; der Engländer verschmähte das.

Die außereuropäischen Erzeugnisse hatten in Paris bekanntlich lebendige Zugaben in den Leuten, welche man aus den Productionsländern herbeigeschafft; man konnte sich an einer lebendigen Völkergallerie erfreuen. Da war z. B. ein Neger vom Weißen Nil, aus den Elfenbeinregionen, und in ein Leopardenfell gekleidet, genau so wie seine Urahnen auf ägyptischen Denkmälern dreitausend Jahre vor Christi Geburt abgebildet wurden. Hübsch war dieser „Nebenmensch und Bruder", wie die Abolitionisten sich auszudrücken pflegen, gerade nicht; ein Nubier, der in der Nähe saß, hatte eine bräunliche Haut und nahm sich schon besser aus; noch besser ein ägyptischer Fellah mit feineren Gesichtszügen und einem viel intelligentern Ausdrucke. Ein Abyssinier hatte ein kaukasisches, etwas an das Semitische streifendes Gepräge; dieses Semitische war bei seinem Nachbar, einem arabischen Kaufmanne, durchaus charakterisirt. Perser, als iranische Leute, und die Türken als tatarische Menschen, bildeten zu ihm ebensowohl einen Gegensatz wie die Mauren aus Algier. Da war der Parsi aus Bombay, klein, scheinbar schläfrig, und doch sah man ihm den klugen, berechnenden Kaufmann auf den ersten Blick an. Der Chinese, weizengelb, mit seinem platten Gesichte, nahm sich schwerfällig aus und war plump neben dem Japaner, der in seinen Bewegungen lebhafter und anmuthiger erschien.

Die Leute aus dem civilisirten Abendlande nahmen sich, was die äußere Erscheinung anbelangt, allerdings gleichförmiger aus; aber welch eine lange Stufenleiter konnte der Ethnolog verfolgen vom halbarabischen Sicilianer bis zum rein germanischen, blonden Norweger! Ueberall aber sah man, daß es die Natur selber ist, die keine Einerleiheit unter den Menschen gewollt hat. Jede Race hat ihre besondere Anlage und Berechtigung und muß nach ihrer Eigenart beurtheilt werden. Es ist eine pseudo-philanthropische Narrheit, alle Menschenracen über einen und denselben Kamm scheeren zu wollen.

Aus allen Erdtheilen.

Anton Goering in Venezuela. Wir erhielten von diesem Reisenden einen Brief vom 22. April, datirt San Esteban, schon am 18. Mai. Er schildert die unruhigen Zustände in jener „Republik" und äußert: „Während meines Aufenthaltes in Caracas konnte ich nur wenige Excursionen unternehmen, weil überall in Folge der Revolution Unsicherheit herrschte. Im December ging ich, mit dem Vorsatze, weiter nach dem Innern zu reisen, von Caracas zunächst nach La Guayra und von dort zur See nach Puerto Cabello. Dort erfuhr ich, daß bei Valencia und anderen Ortschaften Gefechte stattfänden und das Land weit und breit sowohl durch die Revolutionäre wie durch die Regierungstruppen unsicher sei. Ich wurde eingeladen, in dem Landhause des holländischen Consuls Wohnung zu nehmen und dort zu bleiben bis bessere Nachrichten eintreffen würden. Diese kamen aber nicht. Im Gegentheil schrieb mir mein Freund von seiner Hacienda in Chiruya aus, wohin er mich eingeladen hatte, es sei nicht rathsam, daß ich käme. Man hatte ihm alle Maulthiere, Pferde ic. von Seiten der Regierungstruppen weggenommen. Was konnte unter solchen Umständen der Naturforscher thun, dessen Aufgabe es doch ist, die Landschaft nach allen Richtungen hin zu durchstreifen. In Deutschland ist das Militär auch zum Schutze der Leute vorhanden — aber hier?!

„Indessen habe ich hier in dem herrlichen Thale von Esteban doch ganz guten Ersatz gefunden. Ich wohne hier, etwa anderthalb Stunden von Puerta Cabello, in einem schönen, mit allem europäischen Comfort ausgestatteten Hause und kann bequem nach den bewaldeten Bergen gelangen, wo die Natur noch nicht durch die zerstörende Hand des Menschen umgeändert worden ist. Die Gegensätze sind stark. Wenn hier im Hause Abends Pianoforte gespielt wird, dann hören wir nicht selten gleichzeitig das unheimliche Concert der Brüllaffen, welche an den nahen Bergabhängen in Gesellschaft von einem Baume zum andern klettern. Ich habe hier einige kleine Vögelarten gefunden, die mir bisher in Venezuela noch nicht vorgekommen waren. Als ich Caracas verließ, enthielt meine dortige Sammlung ungefähr 140 Arten, zumeist Passeres, Fissirostres und Scansores. Bis jetzt habe ich noch keine Tauben, Hühner, Sumpf- und Wasservögel gesammelt, wohl aber einige Raubvögel. Ich hielt es für besser, mein Hauptaugenmerk auf die kleinen, unscheinbaren Formen zu richten, die insgemein mehr vernachlässigt werden als die großen, leicht in die Augen fallenden. Von London schrieb man mir, daß meine erste Sendung sehr interessante und neue Sachen enthalte; das freuet mich um so mehr, da dieselbe aus einem Theile Venezuelas war, welcher mehr den Charakter von Guyana und Nordbrasilien trägt. Im Westen Venezuelas ist mehr Neues zu erwarten.

„Am 3. März hörte ich in Puerto Cabello, daß in der Nähe von Caracas Gefechte stattfänden. Dort sah es traurig aus. Ein deutscher Freund schrieb mir, daß keine männliche Seele sich auf die Straße wage, um nicht in den Soldatendienst gepreßt zu werden. Auf die weißen Creolen nahm man übrigens einige Rücksicht und Fremde werden natürlich verschont. Der Präsident der Republik war in Puerto Cabello mit ungefähr 500 seiner Getreuen; natürlich waren diese Soldaten alle farbig und Farbige giebt es auch unter den höheren Offizieren. Unter den ersteren sind viele unvermischte Indianer. Die, welche ich hier sah, sind von mittlerm Wuchs und dunkler als die Chaymas, von denen ich in einem früheren Briefe sprach. Ich sende Ihnen Farbenskizzen dieser „Corianer".

„So weit schrieb ich am 4. März; jetzt, am 22. April, bin ich wieder in San Esteban. Inzwischen war ich in Tucacas, in der Provinz Coro, gewesen und habe den Cumbre von Valencia zweimal erstiegen, mich an dem wunderschönen Anblicke des Sees von Valencia erfreut und Farbenskizzen entworfen. Ueber alle diese Wanderungen sollen Sie im nächsten Briefe ausführlicher erfahren.

„Vorige Woche erhielt ich einen Brief von Friedrich Gerstäcker, der in La Guayra und Caracas war; er ist von dort zu Fuß nach Calabozo und San Fernando abgewandert.

„Ich meinerseits gedenke im Juni meine Reise nach dem Innern über Tucacas, Arva und Barquisimeto anzutreten, immer langsam wandernd und sammelnd; im August bin ich dann wohl in Merida. Bis jetzt habe ich wieder 70 Arten Vögel gefunden, auf der Strecke von Barquisimeto nach dem Süden hoffe ich reiche Ausbeute zu finden; dort war bisher noch nie ein Zoolog."

Eine Himalaya-Gesellschaft hat sich zu Lahore im Pendschab aufgethan, gleichsam als ein „asiatischer Alpenclub".

Ihrem Prospectus zufolge will sie das gewaltige Hochgebirge, welches sich von Assam bis Persien hinzieht, genau erforschen. „Dort liegen noch Tausende von Mysterien auf den Bergen und in den Thälern in Bezug auf Geschichte, Sprachen und Racen. Der Naturforscher darf auf eine reiche Ausbeute rechnen, denn Flora wie Fauna der Himalayaregionen sind noch unvollständig bekannt. Dem Geologen bietet sich ein ergiebiges Feld für Untersuchungen dar und nicht minder dem Ethnologen und Linguisten. Dort, im Nordwesten des Himalaya, lag vielleicht der Kernpunkt der **Arier**, und in den Thälern, in welchen die Katotsch-Radschputen eine Reihe von 470 Königen aufzählen, finden wir möglicherweise jene Sprache, von welcher das Sanskrit und dessen Schwestersprachen herzuleiten sind." Die Forschungen sollen sich erstrecken auf: Geologie, Zoologie, Botanik, Topographie und Meteorologie des Himalaya, — auf **Anthropologie** im weitesten Umfange des Wortes, also auf Ethnologie, Sprachwissenschaft, Alterthümer, Geschichte, Religionen, Sitten und Gebräuche; dazu sollen die Schilderungen von Touristen kommen, Erzählungen persönlicher Abenteuer und dergleichen mehr. Die Gesellschaft hat ihren Sitz in Lahore, wird ein Journal veröffentlichen, wissenschaftliche Reisen auch durch Geldmittel fördern und der Herausgabe von größeren Werken über den Himalaya Vorschub leisten. Man muß ihr im Interesse der Wissenschaft das beste Gedeihen wünschen.

Aus dem russischen Asien. Die Petersburger geographische Gesellschaft hat aus **Chodschend** durch einen höhern Beamten des transdarjaschen (d. h. jenseits des Jaxartes liegenden) Bezirks die Nachricht erhalten, daß nur 4 Werst von Chodschend entfernt in dem Mygalgebirge **Ruinen von Backsteingebäuden** gefunden worden seien; dieselben hätten „Inschriften in einer unbekannten Sprache".

Der Chef der **turkestanischen wissenschaftlichen Expedition**, Ssewertzow, hat 1867 eine interessante Reise zu den **Quellen des Naryn** (obern Laufs des Syr Darja, Jaxartes) und auf dem zum Wassersysteme des **östlichen** Turkestan gehörigen Flusses **Aksai** gemacht. Er drang bis zu dem Punkte vor, an welchem der Aksai die letzte Kette des Tian schan- (Himmels-) Gebirges durchbricht und sich nach Osten hin den Blicken des **Kaschgar Darja** zuwendet.

Die Petersburger geographische Gesellschaft hat 1867 mehrere **neue Karten** veröffentlicht, z. B. von der Insel Sachalin, vom Gebiete Turkestan und einige Blätter von der umgearbeiteten Generalkarte des europäischen Rußland und der Kaukasusländer. Schade, daß dieselben mit russischen Buchstaben gedruckt sind, wodurch sie für das europäische Publicum kaum brauchbar werden. Die Konstantinmedaille hat unser Landsmann J. G. **Radde** erhalten „für seine Beschreibung der Reise in den **mingrelischen Alpen** und seine langjährige und unermüdliche Thätigkeit im Interesse der geographischen Wissenschaft, welche er bei seinen Forschungen in der **Krim**, in **Ostsibirien**, am **Amur** und am **Kaukasus** bethätigt."

Die Colonie Natal in Südostafrika hat nach einer Mittheilung des Herrn J. **Perrin** in Pietermauritzburg gegenwärtig etwa 263,000 Einwohner. Davon sind **Weiße** 18,000, Kulis etwa 5000 und die übrigen 250,000 sind **Kaffern**. Bei diesen letzteren sind aber nicht eingerechnet die Stämme, welche an der Delagoabay hausen, auch nicht jene von Amapondo County und auch die Basuto-Mantalis jenseits der Drakenberge. Perrin zählte in der Colonie 134 Kaffernstämme und hat die Namen ihrer Häuptlinge zusammengestellt.

Die Kulieinwanderung in Westindien. Wir erwähnten neulich, daß von Seiten der portugiesischen Regierung in **Macao** Anstalt getroffen sei, die Anwerbung und Verschiffung **chinesischer** Kulis zu regeln. Von jenem Hafen aus erhalten Peru und Havana ihre asiatischen Arbeiter; die, welche nach dem britischen Westindien bestimmt sind, kommen aus anderen Seeplätzen. Einem Parlamentsberichte zufolge sind 1867 im englischen Westindien 9528 Einwanderer und befreiete Afrikaner eingeführt worden, nämlich: auf Trinidad 3267 aus **Indien**; 3910 in Britisch Guyana, gleichfalls aus Indien; dazu noch 9 aus den westindischen Inseln; auf Jamaica 1625 von Indien und 11 von St. Helena; auf St. Vincent 477 aus Indien; auf St. Kitts (Christoph) 51 aus Madeira; in Britisch-Honduras 178 aus Nordamerika. — Die fleißigen Arbeiter aus Indien kehren nach Ablauf ihrer Contracte in die Heimath zurück, als für ihre Verhältnisse sehr wohlhabende Leute. Aus Britisch Guyana z. B. fuhren 1867 nicht weniger als 451 solcher Kulis nach Indien heim; sie hatten 11,500 Pf. St. allein an baarem Gelde erspart und dasselbe der britischen Behörde in Damara übergeben. Durch Vermittelung derselben erhalten sie dann die Summe in ihrer Heimath ausgezahlt.

Steinkohlenreichthum und Baumlosigkeit im weiten Westen Nordamerikas. Die neuen Gebiete und Staaten in jener Region sind während der letztverflossenen Jahre auf Kosten der Bundesregierung geologisch genau erforscht worden, insbesondere **Nebraska**, **Dakotah** und **Colorado**. Frühere Reisende hatten dort an mehreren Punkten „Steinkohlen" bemerkt, namentlich am obern Missouri und am Yellow-Stoneflusse. Die Geologen haben nun ermittelt, daß dort „Lignitfelder" von gewaltiger Ausdehnung vorhanden sind, und die Wichtigkeit derselben wird in jenen zumeist baumlosen Gegenden noch dadurch erhöht, daß vortreffliches Eisenerz (70 Procent reines Eisen) in derselben Gegend lagert. Allein in Colorado nimmt dasselbe eine Fläche von 50 Quadratmiles ein und die große Westbahn durchschneidet an vielen Stellen diese Eisenregion. Die Kohlenfelder nehmen einen Flächenraum von mehr als 10,000 Quadratmiles ein.

Sehr dringend wird jetzt den Bewohnern der kahlen Prärien die **Anpflanzung von Bäumen** eingeschärft. Selbst in den östlichen Landestheilen herrscht in Folge der widersinnigen Waldverwüstung in manchen Gegenden schon Holzmangel. Wir fanden jüngst in der „Newyork Weekly Tribune" (17. April) einen sehr verständigen Aufsatz von **Bayard Taylor**, welcher seinen Landsleuten die **deutsche Waldwirthschaft** als Muster hinstellt und zu ihrem Nutz und Frommen insbesondere die Waldwirthschaft in Thüringen, speciell in Gotha und Weimar, schildert. Er hebt hervor, daß in Amerika die Bäume viel schneller wachsen als bei uns in Deutschland, daß aber dagegen unser Holz besser und dauerhafter sei. „In unserm amerikanischen Klima wird eine Föhre oder eine Tanne in 60 Jahren so hoch und stark werden wie in Thüringen in 100 Jahren. Das Holz ist allerdings weicher, sein Marktwerth geringer als beim deutschen Holze, aber die günstige Einwirkung der Wälder, ihr Nutzen für Quellen und Bäche, auf Wolken und Lufttemperatur wird der gleiche da wie dort sein. In Amerika können wir einen schon recht stattlichen Wald von Kastanien, Tulpenbäumen und Hickory in 30, einen solchen von Föhren und Tannen in 50, von Eichen in 75 Jahren herstellen." Taylor weist dann seine Landsleute auf das bekannte warnende Beispiel Frankreichs hin, wo an hundert Jahre vergehen werden, bevor das große Unheil, welches durch die Baum- und Waldverwüstung verursacht worden ist, einigermaßen wieder gutgemacht werden kann.

Wir wollen hier hinzufügen, daß in Nordamerika die **Fabrikindustrie** ihre Schwerpunkte immer weiter **nach Westen** verlegt. San Francisco ist schon längst durch die Mannichfaltigkeit seiner Fabrikate berühmt. In den sogenannten nordwestlichen Staaten sind während der letztverflossenen drei Jahre etwa 1500 neue Wollwaarenfabriken entstanden und die besten Wollenzeuge kommen aus Californien und Oregon, und die Erzeugnisse der Maschinenfabriken von San Francisco werden denen aus Newyork

und St. Louis vorgezogen. Die Mormonen in Utah sind auch als Handwerker ausgezeichnet; Colorado hat in Golden City eine große Papierfabrik; in Kansas werden viele Wollenwaaren und besonders auch Ackerbaugeräthe aller Art verfertigt. Minnesota benutzt die St. Anthonykatarakten des Mississippi als Wasserkraft, St. Louis und Cincinnati stehen in Bezug auf Metallfabrikation in vorderster Reihe; mit ihnen rivalisirt seit Jahren schon Chicago. Etwa 40 Miles westlich von dieser Stadt liegt die Ortschaft Elgin am Fox River; sie hat nur 5000 Einwohner. Dort ist seit einem Jahre eine Uhrenfabrik in Thätigkeit, welche in der „Tribune" (8. April) als ein wahres Wunderwerk geschildert wird. Alles wird vermittelst einer Menge von theilweise neuerfundenen Maschinen verfertigt, und der Absatz soll schon sehr bedeutend sein. So viel ist sicher, daß die westlichen Theile Amerikas sich im Fortgange der Zeit mehr und mehr zu einer Industrieregion umgestalten werden; alle natürlichen Vorbedingungen sind vorhanden und wir klugen Europäer schicken ihnen jährlich Hunderttausende frischer Arbeiter. Sobald die große Westeisenbahn vollendet ist, werden die nordamerikanischen Fabrikate auf den ostasiatischen Märkten eine ganz andere Rolle spielen als bisher. Unsere Leser in den landwirthschaftlichen Kreisen wollen wir beiläufig auf das Buch von Häcker (Häcker, L., Amerikanische Reiseskizzen aus dem Gebiete der Technik, Landwirthschaft und des socialen Lebens. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1867.) aufmerksam machen, das manche wissenswürdige Mittheilungen enthält.

Reiche Petroleumquellen in Bolivia. Südamerika ist ungemein reich an Steinöl; man hat es in Peru und in den oberen Provinzen der argentinischen Republik gefunden und nun auch in Bolivia, hier aber, allem Anschein nach, in eben so mächtiger Fülle wie in Pennsylvanien. Wir finden in der „Brazil and River Plate Mail" (vom 22. April) den Bericht des Bergingenieurs F. Hurß, welchem wir das Nachfolgende entnehmen. Im October 1866 brachte ihm ein Chiriguano-Indianer eine Probe von Petroleum und Hurß unternahm eine Wanderung zu den Quellen von der argentinischen Stadt Salta aus; mit ihm ging Herr Eduard Hansen. Am sechsten Tage überschritten sie den Fluß Vermejo und waren von dort ab, nach einem viertägigen Ritte durch das Land der Chiriguanos, bei der Mission Aguarenda, wo sie von den Franciscanern freundlich aufgenommen wurden. Von dort gingen sie zu den „Petroleumbetten"; diese liegen an den östlichen Abhängen der Höhenzüge, welche von der großen Cordillere abzweigen, in der Richtung von N. N. O. zu S. S. W. eine breite Kette bilden und in der Gegend von Oran enden. Die drei Hauptquellen von Cuaruzuti, Plata und Piguirainda bilden einen Oelbach von etwa 6 Zoll Tiefe und 7 Fuß Breite; so läuft derselbe etwa eine halbe Stunde weit; dann wird er allmälig schwächer und verliert sich theils im Sande, theils geht er in einen gewöhnlichen Bach, welcher zum Pilcomayo abfließt. Die Masse Petroleum, welche aus jenen drei Quellen ausströmt, ist so bedeutend, daß Hurß alles Bohren für überflüssig hält. Er glaubt, daß diese Oelablagerungen in dem Höhenzuge zwischen Oran und dem Pilcomayo, deren geognostische Verhältnisse er näher beschreibt, eine Ausdehnung von 50 Geviertleguas haben. Manche Hügel in diesem Theile des Chaco erscheinen ihm als eine im Laufe der Zeit von den unterirdischen Ablagerungen aufgeworfene Excrescenz. Er fand in einem Umkreise von etwa 14 Leguas außer jenen drei laufenden Quellen noch acht andere, die eben so reichhaltig waren wie jene von Cuarurati. Hurß und Hansen veranstalteten dann Analysen, die sehr günstig ausfielen, und erhielten auf 10 Jahre von der Regierung ein für ganz Bolivia gültiges Privilegium. Hansen beschaffte dann die erforderlichen Apparate und begann im October mit der Darstellung reinen Petroleums. Die beiden Bergingenieure hoffen bald die gesammten oberen Provinzen Argentiniens mit Oel versorgen zu können, und späterhin werden sie auch auf Absatz bis zur Meeresküste rechnen dürfen. Die bolivianische Regierung läßt eine fahrbare Straße durch jenen Theil des Chaco bis an den Paraguayfluß herstellen. Die Lage dieser Petroleumfabrik ist 21°54′ südlicher Breite, 64°6′ westlicher Länge, 46 Leguas östlich von Tarija, 150 Leguas S. S. O. von Potosi, 200 Leguas S. O. von La Paz und Cochabamba, 150 von Santa Cruz de la Sierra, 150 N. O. von Salta, 75 N. O. von Oran und 120 Leguas westlich vom Paraguayfluß. Die Fracht bis zum letztern beträgt jetzt für die Arroba von 25 Pfund 12 Realen. — Die Indianer brennen seit undenklicher Zeit rohes Petroleum in Thonlampen; der Docht besteht aus Baumwolle. Die Schwierigkeit liegt bis auf Weiteres in dem Mangel an Straßen, und leider ist der Pilcomayo für die Schifffahrt nicht zu benutzen; das ist durch die Untersuchungen von Margarinas 1843 und von Rivel 1844 nur allzuklar geworden. Die bolivianischen Ingenieure Ondarve und Mugrat, welche 1856 den Fluß befuhren, hatten auch nur ungünstige Resultate zu berichten. Also muß der Landweg eingeschlagen werden. Im Jahre 1867 unternahm der bolivianische Oberst Rios einen Zug mit 50 Soldaten, um die Linie für eine Straße ausfindig zu machen; er ging von Canza an der Grenze von Tarija aus, hatte als Führer Toba-Indianer und kam am 24. Juli, nach einer Reise von 54 Tagen, in Asuncion am Paraguay an. Gleich nachher unternahm ein deutscher Kaufmann denselben Zug und brachte Waaren nach der Hauptstadt von Paraguay; die Strecke von Canza bis dorthin beträgt 120 Leguas.

Fortschritt in Bulgarien. Die Bulgaren, slavisch redende Leute, sind längst der griechischen Geistlichen überdrüssig, von welchen sie in ihren nationalen Gefühlen gekränkt und obendrein pecuniär unbarmherzig ausgebeutet wurden. Die Pfründen werden in Konstantinopel von der ottomanischen Pforte gekauft und die Inhaber derselben wollen ein gutes Geschäft machen. Außerdem wollten sie den Bulgaren so viel irgend möglich die griechische Sprache in den Schulen aufzwingen. Dagegen haben die Bulgaren sich mit Recht aufgelehnt und in der Stadt Philippopel ist der Mittelpunkt dieser antihellenischen Opposition. In dem dortigen Bezirke haben, wie wir jetzt erfahren, die Bulgaren 48 Schulen mit Lehrern ihrer eigenen Nationalität besetzt, Lehrbücher ihrer eigenen Sprache eingeführt und das Griechische völlig verbannt. Dagegen wird in 23 jener Districtsschulen als Nebensprache auch das Türkische gelehrt. Die amerikanischen Missionäre, welche dort zum Protestantismus bekehren wollen, haben an dieser bulgarischen Sprachbewegung großen Antheil und es gereicht ihnen wenigstens so viel zum Verdienste, daß sie Mädchenschulen einrichten. Nicht minder haben die Franciscanermönche, welche Seelen für die römische Kirche zu gewinnen bemüht sind, sich der nationalen Bewegung gegen die griechisch-orthodoxe Geistlichkeit angeschlossen. Die bulgarischen Stadt- und Dorfgemeinden haben sich freiwillig besteuert, damit ein Seminar für Schullehrer begründet und unterhalten werden könne.

Neue Knochenfunde in Höhlen. Darüber berichtete Herr Dupont aus Dinant an Herrn Carter Blake in London, welcher in der dortigen anthropologischen Gesellschaft den betreffenden Brief vorlas. Er nimmt zunächst Bezug auf den Kinnbacken von Naulette, dessen Uebereinstimmung mit jenen der heute lebenden Menschen durch Blake nachgewiesen worden sei. Er war von einzelnen Gelehrten als Material zum Argumentiren für oder gegen die Affenabstammungshypothese oder, wie man sich auch wohl ausdrückt, Pithecoïdendoctrin, benutzt worden. Dupont bemerkt, daß er nach Pont à Lesse gegangen sei, aber dort erst nach zwei Jahren die Erlaubniß zum Untersuchen der Höhle „Le Trou Magrite" habe auswirken können. In dem ersten und zweiten Knochenlager fand er eine „enorme" Menge

Knochen von Rhinoceros, Hyäne, Löwen und Mammuth neben Flintwaffen, wie jene von Moustier und St. Acheul. Die dritte Lage hatte eine gleichfalls enorme Menge von Feuersteinmessern, viele Ueberbleibsel von Rennthieren und Pferden, aber nur sehr wenige von ausgestorbenen Arten. Inmitten dieser Ueberbleibsel (débris) fand er ein Rennthierhorn mit Eingrabungen und eine Statuette, gleichfalls von Rennthierhorn; der Stil dieser beiden Kunstwerke, wenn man so sagen darf, ist derselbe wie der in den Höhlen des Perigord gefundene; man ersieht daraus, daß die Fauna wie die Kunst in beiden Gegenden dieselben waren. „Ich zweifle nicht länger daran, daß die Rennthierperiode von Chaleux und Furfooz jünger ist als jene, welcher diese eben erwähnten Gegenstände der Kunst angehören." — In der anthropologischen Gesellschaft bemerkte dann Herr Dunbar Heath, es sei von großem Belange, daß die Studien über die vorgeschichtlichen Zeiten uns ermöglichen, eine gewisse Grundlage für die Chronologie zu gewinnen; man komme durch die neuen Entdeckungen doch vorwärts. So wären Sir William Thomson und Herr Tate, zwei Mathematiker, der Ansicht, daß wir unsere Zeitrechnung allermindestens um einhundert Millionen Jahre hinaufrücken müßten. Damals stellte sich die Temperatur der Erdoberfläche auf 7000 Grad und das feurige Gestein fing damals an sich zu consolidiren. Nun haben wir, so äußerte sich der Reverend D. Heath, doch einen Anfang (der freilich um eine Kleinigkeit über die „Erschaffung der Welt", welche unseren Kalendern zufolge auf den Kopf 5628 oder auch 5870 Jahre alt ist, abweicht). Was Herrn Dupont's Funde anbelange, so könnten wir nun den Gletschermenschen vom Rennthiermenschen unterscheiden. Der letztere, als Verfertiger einer Statuette, habe schon einen gewissen Fortschritt in Fertigkeiten und Künsten gemacht. Aus Belgien hätten wir einen Gletschermenschen, der Löwen und Rhinoceronten tödtete und verzehrte. Lange nachher und als wieder eine Erdschicht aufgelagert worden war, lebte der Mensch mit den Rennthieren, verfertigte Statuetten, Nadeln und Zwirn und „vielleicht erfand er auch eine Art von Religion; denn da er Begräbnißplätze hatte, so muß er irgend eine solche gehabt haben, gleichviel von welcher Art."

* * *

— Briefbeförderung am Eismeere. Manche unserer Leser werden sich des Berichtes erinnern, welchen wir im „Globus" XI, S. 13 ff. über Friedrich Schmidt's Expedition in Nordsibirien zur Aufsuchung eines Mammuths gaben. Bei derselben war ihm ein reicher Jurak Namens Wysso sehr nützlich. In einem spätern Bericht erzählt nun Dr. Schmidt (in der „Revaler Zeitung") Folgendes:

„Es wurde beschlossen, dem Wysso auf seinem Zeltplatze einen Brief zu hinterlassen, der ihn im Sommer an das Jenisseiufer bestellte, damit er mich mit seinen Rennthieren nochmals an den Mammuthplatz bringe. Einen Brief? höre ich meine Leser fragen; können denn die Juraken schreiben und lesen? O nein — aber mein Brief wurde doch geschrieben und die Bestellung an den Juraken auf eine recht sinnreiche Weise ausgeführt. Mein Brief, in dem die Bestellung enthalten war, wurde in ein Stück Rennthierfell gebunden und an einer Stange an Wysso's Zeltstelle aufgehängt. Darüber eine Kringel. Ganz richtig sagt nun Kaschkarew (ein Begleiter Schmidt's): Wenn Wysso hier ankommt — und er muß bald sein Sommerquartier in der Tundra beziehen — so wird er an dem Briefe und dem Kringel sehen, daß Russen hier gewesen sind, um ihn zu sprechen. Mit wem können sie anders gekommen sein als mit mir? Denn ich allein befahre diese Gegenden. Wysso wird sich also gleich aufmachen und zu mir kommen, um von mir die Bestellung zu erhalten, daß er am Procopiustage, den 8. Juli, am Ufer des Jenissei mit 10 Schlitten und 100 Rennthieren zu erscheinen hat. Die Juraken, obwohl ungetauft, rechnen doch in ihrem Kalender, der auf einem prismatischen Stücke Mammuthsknochen in verschiedenen Zeichen eingeschnitten wird, nach den russischen Heiligentagen. Von Monaten und Datum weiß hier Niemand etwas. Die Folge erwies, daß durch unsere Kringelpost die Bestellung richtig ausgeführt wurde."

— Nachrichten von neuen Goldfunden laufen allwöchentlich ein; so jetzt wieder aus Peru. Die dortige Regierung ließ durch einen Dampfer, unter Befehl des Majors Vargas, den obern Amazonas und den Morona untersuchen. Der amtliche Bericht meldet nun, daß „ungeheuere Quantitäten Goldes in den Gegenden, durch welche die Entdecker kamen, zu finden sind." Ein Indianer brauche nur mit einem Kürbis Sand zu schöpfen und denselben zu waschen, um in ein paar Stunden 2 bis 3 Unzen Gold zu gewinnen. Die Wilden in jener Gegend seien übrigens unbändige und gefährliche Leute. Daß am Morona Gold in Menge vorhanden sei, ist allerdings wahrscheinlich. Wir lesen, daß von Neuyork aus nordamerikanische „Sachverständige" sich an Ort und Stelle begeben wollen.

— In Melbourne hat ein „Wahlcandidat" folgenden Aufruf erlassen, um sich in ein Amt und seine Schuhe an den Mann zu bringen:

An die Wähler der Stadt Melbourne und aller anderen Ortschaften. Indem sich der Unterzeichnete den oben erwähnten großen, einflußreichen und liberalen Wahlkörperschaften, welche ihn seit 15 Jahren so geschickt unterstützt haben, anbietet, erlaubt er sich zugleich seinen Unterstützern seinen Dank für alle von ihnen genossene Aufmerksamkeiten auszusprechen und denselben die Versicherung zu geben, daß wenn sie fortfahren, ihn an der Spitze des Polls zu erhalten, er dafür sorgen wird, daß alle Maße, dienlich zu seiner constituenten (sic!) Bequemlichkeit, Eleganz und Behaglichkeit, nicht allein seine genaueste Aufmerksamkeit, sondern auch seine wärmste Sympathie erhalten werden. — Es wird kaum nöthig sein, dem Publicum die Hauptwahlorte in Erinnerung zu bringen, sollte jedoch Jemand dieselben vergessen haben, so zeigt er sie hiermit an: 57 Bourke Street East, Melbourne; 15 Bridge Street, Ballarat. — Enoch Taylor, Retaining Officer.

NB. Jeder Wähler und dessen Freunde werden mit Stiefeln und Schuhen zu den angemessensten Preisen versorgt.

— Die „Rattenstatistik", welche jungst der Pariser „Moniteur" mittheilte, kann den Menschen Schrecken einjagen. Das amtliche Blatt will wissen, daß allein in Frankreich mehr als zweitausend Millionen Ratten sich des Daseins erfreuen, und jahraus jahrein für mehr als 20 Millionen Francs Schaden anrichten. Bisher haben alle Rattenjagden und Vergiftungsmittel so gut wie nichts zur Verminderung der argen Plage beigetragen; „die Zahl der Geburten übersteigt jene der Todesfälle". Endlich soll aber ein Vertilgungsmittel gefunden worden sein und zwar in der Meer- oder Mäusezwiebel, Scilla maritima, welche bisher schon als Arznei angewandt worden ist. Man soll die Zwiebel zerschneiden und die einzelnen Stücke in Fett braten, oder Kugeln daraus machen. In Frankreich befolgt man nun die Methode, dieses Gift in Kästchen zu thun und in denselben Löcher anzubringen, die so groß sind, daß eine Ratte hindurch kann, ein größeres Thier aber nicht. Die Meerzwiebel kann in jeder beliebigen Menge aus Algerien bezogen werden. Uebrigens sind Rattenfelle, die von den Handschuhmachern sehr gesucht werden, ein Handelsartikel.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Eine Fahrt auf dem Tigris.

Die Zwillingsströme Euphrat und Tigris. — Beförderung auf einem Kelek. — Die Ortschaften am Strome; Merkwürdigkeiten von Tekrit. — Schwimmer und Schwimmerinnen. — Die medische Mauer. — Erinnerung an Kaiser Julian den Abtrünnigen. — Von Bagdad nach den Ruinenstätten von Babylon. — Alte Canäle. — Einkehrställe. — Babylonische Juden, Chaldäer und Araber. — Türkischer Druck.

Der Tigris hat seine Quellen in den Gebirgen von Kurdistan. Er berührt in seinem Laufe die Stadt Diarbekir, von wo ab er in der Zeit des Hochwassers bis Mosul schiffbar wird. Dann zieht er durch die mesopotamische Ebene bis Bagdad und nähert sich bis in eine Entfernung von wenigen Meilen dem Euphrat. Mit diesem vereinigt er sich bei Kurna; dann bilden diese Zwillingsströme den Schatt el Arab, der sich in den persischen Meerbusen ergießt, nachdem er die große Handelsstadt Basra berührt hat.

Euphrat und Tigris befruchten die einst hochberühmten und mächtigen Culturlandschaften Assyrien und Babylonien. Die ganze Region ist geschichtlich von höchstem Interesse und von hervorragender Bedeutung. Im Mittelalter hatten dort gewaltige Chalifen ihr Kerngebiet und ihren glänzenden Thron; in unseren Tagen hat sie als Passageland neue Wichtigkeit erlangt; durch Mesopotamien zieht der indisch-europäische Telegraph, und eine Euphratbahn von der syrischen Küste bis zum persischen Golfe wird sicherlich im Laufe der nächsten Jahrzehnte gebaut werden.

Von Mosul aus, in dessen Nähe die Ruinen von Ninive liegen, führt eine Karawanenstraße nach Bagdad über Kerkuk und durch die Wüste. Dieser Weg ist unsicher, weil kurdische und arabische Raubnomaden dort weit und breit umherschwärmen. Deshalb ziehen viele Reisende die Fahrt auf dem Tigris vor, die ohnehin für einen Europäer manches Neue bietet. Der unseren Lesern wohlbekannte französische Gelehrte Wilhelm Lejean, derselbe, welcher einst vom abyssinischen Negus Theodor gefangen genommen wurde, entwirft folgende Schilderung.

Man schwimmt den Tigris auf einem Kelek hinab, einer eigenthümlichen Art von Floß. Ein Kaufmann, der sich von Diarbekir nach Mosul und von hier nach Bagdad begeben will, läßt sich ein Kelek bauen, nämlich ein Fahrzeug, das aus Längen- und Querhölzern besteht, die je nach der erforderlichen Größe und Tragkraft von aufgeblasenen Schläuchen getragen werden. Er stapelt auf den Brettern seine Waaren auf und hat für sich und etwa auch für einen angesehenen Fahrgast eine kleine Bretterbude oder ein Zelt; oft fehlen aber auch diese. Dieses Fahrzeug treibt nun stromab und legt gegen Einbruch der Dunkelheit an, falls die Gegend nicht unsicher ist. Der Orientale beeilt sich nicht und schläft gern am Lande. Am Ziele der Reise wird der Kelek aus einander genommen; die nun nicht mehr mit Luft gefüllten Schläuche ladet der Kaufmann auf einige Kameele und tritt zu Lande seine Heimreise an. Balken und Bretter finden in dem holzarmen Mesopotamien allezeit einen vortheilhaften Absatz.

Ich ließ mir auf eigene Kosten eine Hütte auf solch einem Kelek aufschlagen und ging an einem schönen Märzmorgen des Jahres 1866 zu Mosul an Bord, falls dieser Ausdruck erlaubt ist. Bald schwamm ich an den Trümmern von Nimrud vorüber und Abends legten wir bei einer mit Mais bebaueten Insel unweit von einem arabischen Dorfe an. Morgens in aller Frühe fuhren wir weiter und während der nächsten fünf Tage war die Reise einförmig genug; denn die Gegend ist flach, ohne Dörfer, ohne irgend einen bemerkenswerthen Gegenstand. Das Erdreich allerdings ist ungemein fruchtbar, aber Niemand mag es bebauen, weil arabische Räuber und die abscheuliche türkische Verwaltung ihn um alle Früchte seines Fleißes bringen würden. Dann kamen wir nach Tekrit (— das auf Kiepert's vortrefflicher Karte von Vorderasien im Neuen Handatlas Nr. 28 eingetragen ist —). Dieses elende Nest liegt am westlichen Ufer des Tigris neben einer interessanten Ruine. Eine rechtwinkelige Festung, die aus Backsteinen aufgeführt war, ist im Fortgange der Zeit, gleich allen anderen babylonischen Festungswerken, zusammengesunken und bildet nun eine Masse unförmiger Erdklumpen. Im südlichen Theil ist noch ein Thürbogen aus der Sassanidenzeit vorhanden; die Gräben sind noch jetzt breit und tief. Tekrit ist übrigens interessant, weil dort der berühmte Sultan Saladin geboren wurde. Einst soll dieser schmutzige arabische Flecken christliche Einwohner gehabt haben, und das ist auch wahrscheinlich, denn es sind noch Trümmer einer Kirche, el Keniseh, vorhanden. Ein Engländer fragte die Leute in Tekrit, ob in ihrem Orte auch Merkwürdigkeiten zu sehen wären? Die Antwort lautete: „Ja wohl, — ein ungläubiger Jude und ein Dattelbaum, der keine Früchte trägt."

Weiter abwärts lag am östlichen Ufer ein arabisches Dorf. Von demselben aus erhielten wir Fahrgäste des Kelek einen originellen Besuch. Arabische Milchverkäuferinnen kamen herangeschwommen, um uns ihren Labetrank zu verkaufen. Diese Süßwasser-Nereiden tragen, wie unsere Abbildung zeigt, zwei Milchgefäße, eins auf dem Kopf und eins in der Hand. Das letztere wird wagerecht gehalten und man begreift kaum, wie sie das anfangen. Ich fand sie eben so braun wie die



Ein Kelek auf dem Tigris.

arabischen Frauen, welche ich am Weißen Nil gesehen habe; sie waren wohlgebaut, hatten etwas Sphinxartiges und schwammen wie die Fische, indem sie vermittelst des einen Armes sich fortbewegten. Die Anwohner des Tigris sind gleichsam Amphibien. Ich sah mehrere Männer, die auf Schläuchen im Strom umherschwammen; sie trugen ihre spärliche Kleidung turbanartig auf dem Kopfe; diese besteht lediglich aus einer kurzen Hose von blauer Baumwolle; im Uebrigen ist der Körper nackt.

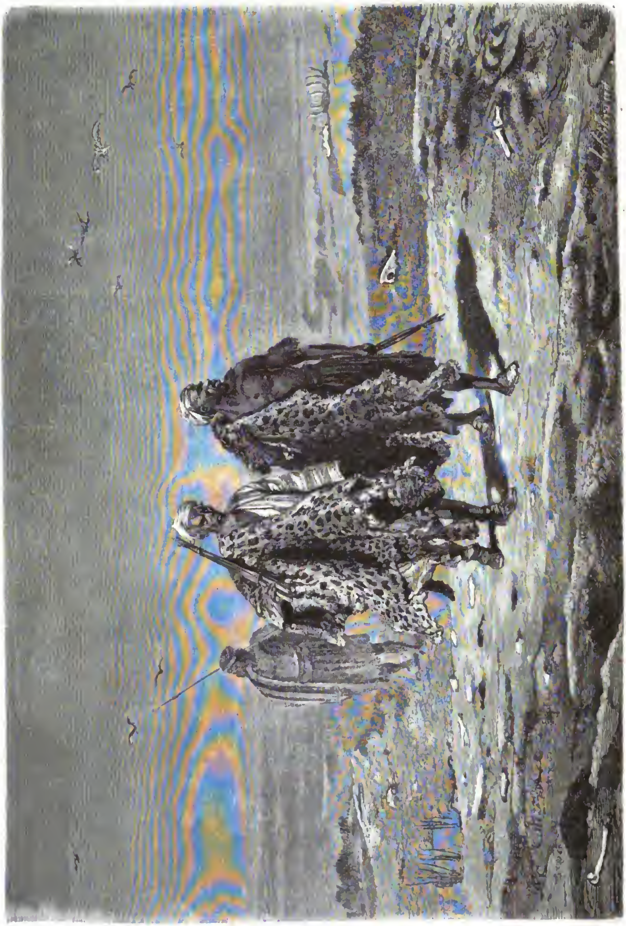
Zwei Tagereisen oberhalb Bagdads macht der Tigris eine große Krümmung; gen Südsüdwesten nach dem Euphrat hin zieht eine Reihe von Hügeln, welche von den Eingeborenen als Sidd Nimrud, Nimrod's Damm, bezeichnet wird. Es ist die alte medische Mauer, über welche die zehntausend Griechen nach der Schlacht von Kunaxa zogen, und über welche wir bei den Alten nur dürftige Nachrichten finden. Etwas weiter stromabwärts liegt Tell Mandschur, eine Masse beträchtlicher Ruinen, vielleicht jene des alten Opis, welches bis in die Zeiten der Seleuciden die wichtigste Stadt in Oberbabylonien war. Bald nachher kommt ein thurmartiges Gebäude in Sicht, ganz in der Nähe von Sumera oder Samara, das seinen alten Namen fast unverändert bewahrt hat. Der Thurm war in den Zeiten der Chalifen ein Observatorium und ist möglicherweise schon früher als solches benutzt worden. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir uns hier auf dem classischen Boden der alten Astronomie befinden.

Die einförmige Ebene, welche sich auf der linken Seite ausdehnt, war Schauplatz für einen der erhabensten Auftritte des Alterthums. Dort starb Kaiser Julian in einem Alter von nur 33 Jahren. Dieser Cäsar ist von einseitigen, in einem specifischen Dogma befangenen Leuten sehr streng und entschieden ungerecht beurtheilt worden. Er machte den Versuch, die alten Götter und deren Verehrung wieder zu vollen Ehren zu bringen, und er that es, ohne sich der Verfolgung und der Tyrannei gegen Andersgläubige schuldig zu machen. Dieselben Leute, welche den abscheulichen Verbrecher und Missethäter Konstantin als den Großen bezeichnet und sogar heilig gesprochen haben, und welche alle verruchten Handlungen dieses tyrannischen Bösewichtes zu beschönigen suchen, beurtheilen den ideologischen Julian auf das Allerschärfste. (— Für Deutschland gilt das weniger; Julian hat z. B. durch David Strauß, „der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren", eine unbefangenere Würdigung erfahren. —) Aber jener philosophische Kaiser war durchaus Ehrenmann und ein tapferer Krieger. Der Feldzug, welchen er 363 nach Christus führte, steht würdig neben denen, welche vor ihm der macedonische Alexander und nach ihm der byzantinische Kaiser Heraklius gegen die Perser geführt haben, und möglicherweise hätte er dem Reiche der Sassaniden ein Ende gemacht, wenn er nicht bei Maranga (— unweit von Samara —) einem feindlichen Geschosse erlegen wäre. Als er fühlte, daß die Lanzenwunde tödtlich sei, sprach er: „Ich habe mir keine Gewissensbisse zu machen, keinen Vorwurf wegen irgend einer Uebelthat, die ich etwa während meiner Verbannung oder nach meiner Thronbesteigung begangen hätte. Die Regierung ist mir von den unsterblichen Göttern als anvertrautes Gut zu Theil geworden, und ich glaube, daß ich mit Mäßigung regiert habe. Krieg habe ich nur nach reiflicher Erwägung unternommen. Wenn Nutzen und Vortheil nicht allemal meinen Erwartungen entsprachen, so war es, weil die Götter über das verfügen, was geschieht. Ich bin überzeugt, daß eine gerechte Regierung keinen andern Zweck haben kann, als des Volkes Glück und Wohlergehen. Ihr wißt, daß meine Neigungen viel mehr dem Frieden als dem Kriege zugewandt waren. Ich habe mich nie der Ausschweifung ergeben, welche den guten Sitten und überhaupt schädlich ist. Ich habe den Staat als meine höchste Gebieterin betrachtet; wenn ich mich seinethalben Gefahren aussetzen mußte, dann bin ich denselben freudig entgegen gegangen und Mißgeschicke haben mich nicht niedergebeugt. Für einen Feigling ist Jeder zu halten, der unnöthigerweise den Tod wünscht, und ebenso der, welcher ihn fürchtet, wenn es an der Zeit ist zu sterben. Meine Schwäche erlaubt mir nicht, Euch mehr zu sagen. Vorsätzlich bezeichne ich Niemand als meinen Nachfolger; es wäre möglich, daß der, welchen ich für passend erachtete, nicht der würdigste wäre. Gleich einem zärtlichen Sohne wünsche ich, daß nach meinem Tode der Staat ein Oberhaupt finden möge, das seiner würdig ist."



Schwimmer auf dem Tigris.

Diese Worte hat uns der Geschichtschreiber Ammianus



Arabische Fellhändler in der mesopotamischen Wüste.

Marcellinus aufbewahrt. (— Alfred v. Reumont in seiner „Geschichte der Stadt Rom". Berlin 1867. I, S. 658 ff., führt diese Worte nicht an, wohl aber die Stelle eines „christlichen Dichters", welche auch schon Gibbon hervorgehoben. Prudentius sagt: „Julian sei gewesen: im Kampf ein tapferer Führer, in der Gesetzgebung ein trefflicher Bildner, mit Arm und Mund dem Vaterlande dienend, Gott untreu, nicht dem Staate." Aber Julian war seinen alten Göttern treu, und auf welchen christlichen Kaiser würde jener Ruhm passen? Es nimmt sich komisch aus, wenn Reumont in seiner befangenen Charakteristik Julian's dem Kaiser „oberflächlich kühlsten Rationalismus im Bekämpfen des Christenthums" zum Vorwurfe macht. —)

Der Kelek schwamm weiter, vorüber an den Ruinen von Sitace, Apamia und der bei den Mohammedanern für heilig geltenden Stadt Kadasieh. Abulfeda meldet, daß sie zu seiner Zeit berühmt war, einmal wegen der Frömmigkeit ihrer Bewohner und dann wegen ihrer Glaswaaren. Nun traten an den Ufern auch Palmen auf, dann sah man Gärten und bald nachher Bagdad, einst die Hauptstadt der Chalifen. Dort kamen Kafats herangeschwommen, runde Fahrzeuge, die aus Flechtwerk bestehen und mit Erdpech überzogen sind; sie dienen als Kähne. —

Wir haben im „Globus" über Bagdad aus der Feder eines deutschen Landsmannes eine sehr eingehende Schilderung dieser Stadt und ihrer Bewohner gegeben und werden gelegentlich noch einige Nachträge liefern. Herr Lejean verweilte dort nur einige wenige Tage, um Vorbereitungen zu einem Ausfluge nach den Ruinen von Babylon zu treffen, die nur 18 französische Meilen (Lieues) von dort entfernt sind. Der französische Consul schloß sich ihm an und am 12. April Morgens brach die Karawane auf. Sie bestand aus 25 Köpfen. Die „klägliche Regierung", welche über diese schönen Gegenden herrscht, hat in denselben noch keine Sicherheit hergestellt. Die faulen, umherstreifenden, räuberischen Araber sind die wahren Gebieter Babyloniens. Sie kommen, wenn es ihnen so beliebt, bis vor die Thore von Bagdad, um dort die Ernte von anderer Leute Aeckern zu holen; selbst der bekannte Omer Pascha hat ihnen nichts anhaben können. Als Lejean in Bagdad war, fand der Gouverneur Namik Pascha es für nöthig, den Reisenden ein Geleit von 17 Mann Soldaten zu geben, die aber auch nicht viel bedeuten wollten. Der Karawane hatte sich ein Signor Michel angeschlossen, Procurator der katholischen Mission und Antiquitätenhändler.

Der Weg führt über einen breiten Nebenarm des Tigris. Dieser letztere macht in jener Gegend eine unzählige Menge von Krümmungen, strömt aber majestätisch dahin; am linken Ufer steht eine Strecke weit ein dichter Wald. Der Boden ist ungemein fruchtbar und giebt überall, wo er bewässert wird, sehr ergiebige Ernten. Nach kurzer Zeit gelangt man an einen der Hunderte von Canälen, von welchen ganz Babylonien durchzogen wird, und weiterhin an einen Chan.

Man findet in dieser Gegend auf der Strecke zwischen dem Tigris und dem Euphrat ungefähr alle zwei Wegstunden einen Chan. (— Fallmerayer hat solch eine Herberge ganz zutreffend als Einkehrstall bezeichnet. —) Diese Chans sind theils von frommen Persern erbaut worden, welche ihren schiitischen Landsleuten die Pilgerfahrt nach Meschhed Ali und Kerbela erleichtern wollten, theils sind sie von Privatleuten errichtet, welche denn auch auf dieser vielbesuchten Straße ein recht gutes Geschäft machen. Diese Einkehrställe sehen alle einander mehr oder weniger ähnlich; sie gleichen großen Casernen und haben vortreffliche Pferdeställe; manche derselben sind geräumig genug für 150 bis 200 Thiere. Dann und wann ist auch eine Art von Pavillon auf dem Dache vorhanden, in welchem die Reisenden ein Unterkommen finden; insgemein schlafen dieselben aber, in ihre Decken gehüllt, in freier Luft auf dem Dache oder im Hofe. Der Orientale und insbesondere der Araber sorgt mehr für sein Thier als für sich selbst. Das Pferd oder Kameel, so sagt er, hat unter der brennenden Sonne eine beschwerliche Tagereise gemacht und soll morgen wieder an die Arbeit; ich muß es dem Thiere also bequem machen, denn ich selber kann schon für mich sorgen.

In den Chans werden auch Antiquitäten feilgeboten. Lejean kaufte ein Strigilum von Alabaster; dasselbe glich genau einem andern aus gebrannter Erde, das er vor fünf Jahren zu Assuan am Nil von einem ägyptischen Fellah erhielt, in dessen Familie die Verfertigung dieser Instrumente erblich ist. Man reibt sich damit im Bade die Haut, etwa so, wie man ein Pferd mit der Striegel bearbeitet. Ein Araber kam und brachte eine ganz kostbare Antiquität, die viel Heiterkeit hervorrief. Sie bestand in nichts Geringerm als in einem kleinen Schäfer aus Porcellan, dergleichen man auf Nipptische stellt! Als dieser Schatz mit Hohn zurückgewiesen wurde, konnte der Araber sich nicht genug über den Unverstand der Frenghis wundern, über Leute, die für alten Plunder aus gebrannter Erde gutes Silbergeld zahlen und einen hübschen kleinen Porcellanmann mit blauer Jacke nicht haben mochten!

Bald kamen die Reisenden an einen Canal, welcher den Tigris mit dem Euphrat verbindet. Es ist der Königsfluß, Nahar natscha, der hoch ins Alterthum hinaufreicht. Er wurde gegraben, damit das Wasser des Euphrat zur Zeit der Hochfluthen in den Tigris abgeleitet werden konnte. Alexander wollte ihn wieder herstellen lassen; der römische Kaiser Trajan und Septimius Severus ließen ihn derart vertiefen, daß er schiffbar wurde; Kaiser Julian, der ihn schon ausgetrocknet fand, leitete wieder Wasser hinein.

In diesen Ebenen des alten Culturlandes Babylonien begegnen dem europäischen Reisenden manche Gestalten, die für ihn überraschend sind und seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Da kommen hagere Beduinen, welche zu Fuß die mit Knochen verendeter Thiere besäete dürre Wüste durchschreiten. Sie sind mit Fellen wilder Thiere, namentlich mit Pantherfellen behängt, für welche sie in Bagdad Käufer finden, falls sich dergleichen nicht schon unterwegs eingefunden haben, denn solch ein „Fellbeduine" vermeidet gern die Stadt; er mag sie nicht leiden.

Nicht minder interessant erscheinen die Gruppen jüdischer Leute. Ihre Ahnenreihe reicht weiter hinauf als die irgend eines europäischen Adelsgeschlechtes, bis in die Tage der weltberühmten Gefangenschaft, in der sie weinten und wehklagten an den „Wasserbächen Babylons". Unser deutscher Berichterstatter aus Bagdad hat geschildert, wie die Juden dort leben; Lejean bemerkt, daß in Hille, der Stadt zunächst den Ruinen des alten Babylon, wohl mehr als dreitausend dieser Leute wohnen. Sie sind, allen Ueberlieferungen zufolge, directe Nachkommen derer, welche Nebukadnezar aus Palästina an den Euphrat versetzte. Sie leben gern in diesem alten Chaldäa, das für sie eine Art geweiheter Boden ist, weil derselbe die Gräber des Esra und des Propheten Ezechiel enthält. Sie lassen ihre Frauen und Mädchen nicht gern öffentlich sehen und haben also hier eine mohammedanische Sitte angenommen, von welcher sie sich übrigens im Orient wie in Afrika fern gehalten haben. Während die Juden gedeihen und an Zahl sich nicht vermindern, sind die alten Landsleute Nebukadnezar's nicht so glücklich gewesen. Lejean meint, daß in ganz Babylonien nicht viel über dreitausend echte, unvermischte Chaldäer zu finden seien. Sie sind Katholiken nach orientalischem Ritus und unter den besondern Schutz Frankreichs gestellt, das sich überall zum Schirm-



Babylonische Juden.

herrn der Katholiken aufwirft. Viel beträchtlicher ist ihre Zahl weiter im Norden, in Assyrien, in und um Mosul und in der Gegend am Wan-See. Sie wurden durch die Mohammedaner aus ihrem eigentlichen Stammlande verdrängt. Im Dorf Angawa bei Kerkuk haben sie eine besondere Gemeinde mit einem Bischof; eine andere in Bagdad, wo der chaldäische Patriarch seinen Sitz hat. Die Chaldäer sind ein hübscher Menschenschlag und der alte assyrisch-babylonische Typus ist in ihnen nicht zu verkennen. Lejean will in demselben mehr Arisches als Semitisches finden, aber unsere einer Photographie entlehnte Abbildung einer chaldäischen Frau von Stande hat doch einen ganz semitischen Gesichtsausdruck.

Die nun dürre Steppe zwischen Euphrat und Tigris, welche Lejean durchzog, lieferte den persischen Königen im Alterthume den dritten Theil aller Abgaben an Getreide und an Feldfrüchten, welche überhaupt die Regierung in dem weit ausgedehnten Reiche erhob. Herodot schildert sie als das fruchtbarste Getreideland der damals bekannten Welt, der Weizen trug zweihundertfältig in mittleren, dreihundertfältig in sehr guten Jahren. Fruchtbäume gediehen nicht, dafür gab aber die Dattelpalme reichen Ertrag, und schon die alten Babylonier wußten die kostbare Frucht vortrefflich zu benutzen; sie bereiteten aus derselben Wein, Essig, Syrup, Kuchen und Mehl. Der Weinstock kam unter dem macedonischen Alexander dorthin. Die Viehzucht war nicht von Belang; nur allein den Pferden wurde Sorgfalt zugewandt; der König soll 800 Hengste und 16,000 Mutterpferde in seinen Marställen gehabt haben. Als Jagdhunde hatte er große indische Doggen, welche auch den Löwen angreifen. Den Unterhalt dieser Thiere bestritten vier Dörfer, welche dafür von Abgaben befreit waren.

Das bewundernswürdige Canalsystem, durch welches die alten Babylonier ihr Land in einen blühenden Garten umschufen, ist schon oftmals beschrieben worden. Die größeren Wasseradern dienten zur Verbindung der beiden Ströme, und von jenen lief ein netzartiges Geflecht weit und breit über die Gegend aus. Manche Canäle sind, wie wir schon gesagt, schiffbar gewesen und trugen namentlich die mit Getreide beladenen Fahrzeuge.



Eine chaldäische Dame.

Zu der Blüthe, dem Gedeihen und dem Wohlstande, deren diese Gegenden sich im Alterthume und theilweise noch im Mittelalter erfreuen, bildet die Gegenwart einen beklagenswerthen, traurigen Gegensatz. Natürlich; die Türken herrschen dort. Statt der grünen oder goldigen Getreidefelder dehnt sich eine unabsehbare gelbe Wüstenei aus; da und dort erheben sich in ihr Schutthaufen, alte Ruinen; nach allen Richtungen hin ist das Land von Gräben durchzogen, die aber trocken liegen. An den Wasserläufen liegt da und dort ein Dorf arabischer Bauern, aber häufiger als feste Wohnörter sieht man die schwarzen Zelte der Montefik, der Schamar, der Beni Lam, Dscherbua und Zobeid, und der eine dieser arabischen Nomadenstämme ist noch schmutziger als alle anderen. So sieht es nun aus im Lande der Semiramis. Seit die Türken gekommen sind, ist Alles in Verfall gerathen; die Pforte hat Alles durch Erpressungen niedergedrückt, sie hat nie ein ersprießliches Werk gethan und die Raubnomaden sind factisch Herren geworden.

Die Sprache der Albanesen.

Von **Rudolf Rost.**

Dort, wo man abermals die sogenannte „orientalische Frage in Angriff zu nehmen“ sich bemüht, an der untern Donau und weiter nach Südwesten hin hat sich eine Gruppe an einander grenzender Sprachen zusammengefunden, die bei aller Verschiedenheit rücksichtlich der Abstammung jedoch darin übereinstimmen, daß sie die verdorbensten ihrer Familien sind. Diese mißrathenen Abkömmlinge sind das Walachische in der romanischen, das Bulgarische in der slavischen und das Albanesische in der „griechischen“ Familie. Das Verderbniß zeigt sich in der nördlichsten Sprache, der walachischen, noch in einem geringern Grade, mehr schon in der mittlern, der bulgarischen, und hat in der südlichsten, der albanesischen, einen ihre Herkunft fast völlig verdunkelnden Grad erreicht. Alle drei stimmen besonders darin überein, daß sie den Artikel an das Ende der Hauptwörter anhängen.

Wenn Bopp das Albanesische zwar als entschieden dem indoeuropäischen Sprachstamme angehörig betrachtet, der Oertlichkeit wegen es auch gern mit dem Griechischen als verwandt hinstellen möchte, aus den lautlichen und grammatischen Verhältnissen des Albanesischen aber das Ergebniß zieht, daß es in den meisten Fällen durch das Sanskrit einen leichtern und ungezwungenern Vermittelungspunkt finde, als durch das Griechische, so scheint sich bei näherer Betrachtung dennoch zu ergeben, daß es in dem, was dem Griechischen und Lateinischen gemeinsam ist, seine Wurzel habe. Allerdings können so sehr heruntergekommene Sprachen, wie das Albanesische, das überdies keine Literatur besitzt, leicht die charakteristischen Zeichen der Familie in der Flexion, die im Wesentlichen dem ganzen Sprachstamme gemeinsam ist, verlieren.

Die Albanesen oder Arnauten zerfallen in zwei Hauptstämme, den toskischen, welcher Südalbanien, und den gegischen, welcher Mittel- und Nordalbanien bewohnt. Die Mundarten, welche diese Stämme sprechen, weichen etwa in dem Grade wie Hoch- und Plattdeutsch von einander ab. Nach der gemeinen Meinung soll der Fluß Schkumb die Grenze zwischen der Toskerei und Gegerei bilden.

Der albanesische Volksstamm ist aber weder auf das Areal von Albanien beschränkt, noch füllt er dasselbe vollständig aus, denn ein bedeutender Theil des Volkes lebt außerhalb des Stammlandes, und viele Gegenden von Albanien, namentlich Grenzstriche, werden von Nichtalbanesen bewohnt.

Albanesen bewohnen fast den ganzen Westen des türkischen Serbiens, d. h. fast alles Land zwischen der Moratza und Toblitza, ferner die westlich und südwestlich von Nowi Bazar gelegenen Bergstriche. Albanesische Colonien finden sich auch in der östlichen Rhodope, in Bulgarien, in Arnautkoi bei Razgrad und in Kleinasien.

Im österreichischen Kaiserstaate befinden sich drei dieser Colonien; die eine bewohnt in Sirmien an der Sau die zwischen Schabatz und Mitrowitza gelegenen Dörfer Nikintze und Herkowtze, die andere bewohnt Erizzo, eine Vorstadt von Zara in Dalmatien, und die dritte befindet sich auf der Halbinsel Istrien, $1^1/_2$ Stunden nordwestlich von Pola, und bildet das Dorf Peroi.

Größere albanesische Colonien finden sich in Unteritalien und zwar in Apulien in den Landschaften von Bari und Otranto, in Calabrien in den Gebirgen zwischen Cetraro und Celso bis in die Gegend von Catanzaro und in der Gegend zwischen Reggio und dem Cap Spartivento. Auch auf der Insel Sicilien giebt es in der Nähe von Palermo Arnauten in den vier Dörfern Contessa, Mezzojuso, Palazzo Adriano und Piana de Greci.

Die bedeutendsten albanesischen Colonien treffen wir im Königreiche Griechenland an. Mit Ausnahme von Aetolien und Akarnanien, Lakonien und Messenien sitzen dort Albanesen in allen Provinzen des Festlandes und des Peloponnes; sie bilden die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung in Böotien, Attika, Megara und Argolis; die Inseln Hydra, Spezzia, Poros und Salamis sind ausschließlich von Albanesen bewohnt; sie haben endlich fast das ganze südliche Euböa und den nördlichen Theil der Insel Andros inne. Genaue Angaben über ihre Anzahl fehlen, doch können sie wohl etwa den fünften Theil der Gesammtbevölkerung ausmachen.

Wir gehen nunmehr zur nähern Betrachtung der Sprache der Albanesen über.

Das Albanesische kennt nur zwei Geschlechter, ein männliches und ein weibliches. Wie im Deutschen giebt es bestimmte und unbestimmte Declinationsformen. Genitiv und Dativ sind stets durch dieselbe Beugungsform vertreten. Auch der Ablativ reiht sich in der Regel unter diese Form und hat nur in der Mehrzahl der unbestimmten Declination eine selbständige Endung. Im Nominativ, Accusativ und Vocativ der Mehrheit ist die unbestimmte Declination, wenn nicht ein erweiterter oder vollständiger erhaltener Stamm eintritt, in der Regel mit dem entsprechenden Casus der Einheit gleichlautend, also ganz ohne Endung. Es bestehen drei Declinationen.

Die Zahlwörter von 1 bis 10 heißen: νjε̱, dῡ, τρε̄ oder τρῑ, κάτε̱ρ, πέσε, jjάστε, ὄτάτε̱, τέτε̱, νέ̱νdε̱, δjέτε̱.

Der Nominativ der persönlichen Fürwörter wird wie im Griechischen und Lateinischen nur dann dem Zeitworte vorgesetzt, wenn auf der Person, auf welche sich das Zeitwort bezieht, ein besonderer Nachdruck liegt.

Das fragende Fürwort wer? heißt κυῦ, verwandt natürlich mit dem sanskritischen und litauischen kas und dem gothischen hvas, wer? Zum Litauischen stimmt das Albanesische in diesem Falle auch darin, daß es die nur dem Masculinum zukommende Form auch auf das Femininum überträgt.

In der Conjugation hat das Albanesische gleich dem Griechischen und Lateinischen für das Passiv selbständige Endungen, welche wie die des Activs an den Stamm treten. Es giebt nur drei vollständige Modi: Indicativ, Conjunctiv und Imperativ, von denen sich die beiden ersteren nur in einzelnen wenigen Formen unterscheiden. Der Zusammenhang des Albanesischen mit seinen indoeuropäischen Stammgenossen tritt am deutlichsten durch die Personalendungen hervor. Die erste Person der Mehrheit hat fast durchgehends me zur Endung (die Hülfszeitwörter aber mi, also κέμι, wir haben, und jέμι, wir sind), welche zur gleichlautenden litauischen und slavischen stimmt und vom griechischen μες, μεν sich nur durch Unterdrückung des Endkonsonanten unterscheidet, der auch im Sanskrit, wo ma für mas steht, gewichen ist. In der zweiten Person der Mehrheit hat sich die griechisch-litauisch-slavische Form τε, te nur im Imperfect und Aorist behauptet. Das Präsens hat νι zur En-

dung. Die dritte Person der Mehrheit endet durchgehends auf νε̱ (ε̱ tonloses, stummes e) und ist dieses ε̱ ein unorganischer Zusatz. Es bleibt also bloß ν als wesentlicher Theil der Endung übrig, und dies ist der Ausdruck der Mehrheit, während die Bezeichnung der Person verschwunden ist, wie im Neuhochdeutschen, oder auch wie im Sanskrit und Griechischen in Imperfecten und Aoristen, wie abaran, ἔφερον, adiksan, ἔδειξαν, arican, ἔλιπον, und wie in gothischen Präteriten wie hai haitun, sie hießen, bundun, sie banden. Der Singular ist in seinen Personbezeichnungen weniger treu erhalten als der Plural. Das alte μ als Ausdruck der ersten Person findet sich nur in καμ, ich habe; jαμ, ich bin, und in θομ, ich sage. Betrachten wir hier in Vergleichung mit dem Sanskrit das Präsens des Hülfszeitwortes sein im Albanesischen und Neugriechischen.

Sanskrit.	Albanesisch.	Neugriechisch.
asmi, ich bin	jαμ	εἶμι, εἶναι
asi, du bist	jε̄	εἶσαι
asti, er ist	ίöτε̱, έ̱öτε̱	εἶναι
smas, wir sind	jέ̱μι	εἴμεθα
stha, ihr seid	jίνι	εἶσθε
santi, sie sind	jάνε̱	εἰσί.

Die Steigerungsfähigkeit der Adjective ist im Albanesischen ebenso wie in den keltischen und romanischen Sprachen verloren gegangen. Die Steigerung geschieht durch Vorsetzung des alten Comparativ με̄, mehr, gothisch mais, lateinisch magis.

Die Präpositionen gehören zwar zu denjenigen Wortclassen, die nicht leicht fremde Einmischung zulassen, doch leidet es keinen Zweifel, daß κόνδρε̱ oder κούνδρε̱, gegen, von romanischem Ursprung sei, da contra eine echt italische Schöpfung ist, wovon sich im Sanskrit keine Spur findet. Die albanesischen Präpositionen regieren den Nominativ, Genitiv und Accusativ.

In Bezug auf das alte albanesische Alphabet bemerken wir Folgendes: Die ersten geschichtlichen Bewohner von Hellas, die Pelasger, bedienten sich der Schrift, welche ihnen phönicische Einwanderer aus ihrem Mutterlande zugebracht hatten. Die später einwandernden Hellenen verdaueten zwar in sprachlicher Hinsicht das pelasgische Element ganz und gar, nahmen aber nebst manchem Andern noch dessen aus Phönicien stammende Schrift an, die nun zugleich mit dem hellenischen Bildungsprocesse eine neue Entwickelungsphase durchmachte, in welcher sie sich allmälig zu den denkbar edelsten Formen erhob und nach erreichter Vollendung mit der übrigen Kunst stufenweise wieder zurücksank.

In denjenigen Theilen der Halbinsel jedoch, wo dem pelasgischen Elemente keine hellenische Ueberschichtung zu Theil wurde, und wo daher die alte geistige Dumpfheit ungestört andauerte, erhielt sich noch neben Stammverband, Blutrache und Faustrecht die Schrift in starrer Unveränderlichkeit und zeigt sie uns demnach immer noch klar und deutlich die Quelle, der sie entsprungen, obschon von jener Zeit bis heute Tausende von Jahren dahingegangen sind.

Wenn nun der Albanese so viele Sitten und Gewohnheiten seiner pelasgischen Urväter bis in das Einzelne hinein treulich bewahrt hat, warum soll es denn nicht denkbar sein, daß er auch noch ebenso schreibt wie jene? Ist es nicht viel wunderbarer, daß ein Volk bei Geburten, Hochzeiten und Begräbnissen sowie anderen Ereignissen des täglichen Lebens noch immer an den urrömischen und urhellenischen Bräuchen und Sitten festhält, als daß einige Wenige die von Geschlecht zu Geschlecht überkommene, nationale Schreibweise unverändert nachmalen? Denn dieses Schriftenthum ist ja nichts Lebendiges, es liegt weit ab von dem albanesischen Volksleben.

Zum Schlusse unserer kleinen Skizze über das Albanesische geben wir noch eine Probe dieser merkwürdigen Sprache und wählen dazu ein altes sehr verbreitetes Klagelied auf den Tod eines jungen albanesischen Söldners.

Μbέτöε̱, μόρε ööκε̱, μbέτöε̱	Ich fiel, o Gefährten! ich fiel
Πε̱ρτέjε̱, ούρε̱ν ε Κjabέσε̱.	Jenseits der Brücke von Kjabese.
Τε̱ μ' ι φάλει νε̱ννέσε̱,	Grüßt mir die Mutter,
Τε̱ dυ κjέτε̱ τε μ' ι öέσε̱,	Die zwei Ochsen solle sie verkaufen,
Τ' ι άπε̱ νιjjά σε̱ ρέσε̱.	Und das Geld der Jungen geben.
Νdε̱ πjέτε̱ νέννα πε̱ρ μούα,	Wenn die Mutter nach mir fragt,
Τ' ι θόι σε ου μαρτούα;	Sagt ihr, ich hätte mich verheirathet;
Νdε̱ θε̱ντε, σετö νούσε μούαρ,	Wenn sie fragt, was für eine Braut ich genommen,
Τρε πλjούμbα νdε̱ κραχε̱ρουαρ,	(Sagt ihr) drei Kugeln in die Brust,
Γ̇jαöτε̱ νdε̱ κέ̱μbε̱ ε νdε̱ dούαρ;	Sechs in die Füße und Arme;
Νdε̱ θε̱ντε, σετö κρούöκι βάνε̱,	Wenn sie fragt, was für Verwandtschaft gekommen sei,
Σόρρατ' ε κόρbατ' ε χάινε.	(Sagt ihr) Krähen und Raben hätten es gefressen.

Die Eid- oder Schwurringe bei den arischen Völkern.

Wir finden diese merkwürdigen Ringe über den weiten Raum von Persien bis Island verbreitet. Sie haben bisher die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher noch nicht hinlänglich in Anspruch genommen, verdienen aber in der That eine solche, und es ist Zweck der nachstehenden Bemerkungen, zusammenzustellen, was ich bis jetzt über die Schwurringe habe finden können.

Der zu Kopenhagen 1837 erschienene „Leitfaden zur Nordischen Alterthumskunde“ S. 43 rechnet zu den „Sachen, welche man als die heidnische Gottesverehrung betreffend ansieht“, auch: „Große Ringe, welche man für heilig ansieht.“ Dort ist ein solcher Ring in voller Größe abgebildet. „Es scheint,“ so wird weiter gesagt, „nicht daß sie um Handgelenke haben gebraucht werden können, wozu zwei gegen einander gekehrte Ausbauchungen, worin sie sich endigen, sie weniger bequem machen. Sie sind dabei zu schwer für den Hals oder für das Haupt. Da sie überdies oft von reinem Golde und sehr massiv sind, so daß sie im Alterthum große Kostbarkeiten gewesen sein müssen, hat man in ihnen die heiligen Ringe wieder zu finden geglaubt, welche, als in

der heidnischen Zeit bei der Eidesablegung gebraucht, erwähnt werden.“ Sodann werden unter den symbolischen Gegenständen, die man besonders in Urnen gefunden habe, Ringe von derselben Form erwähnt, „die aber viel kleiner sind, zum Tragen am Handgelenke zu klein, aber zum Tragen am Finger zu groß.“ Die in dem Leitfaden abgebildeten beiden Ringe sind beide nicht geschlossen, der größere ist es aber nahezu, bei dem kleinern ist der Zwischenraum weiter.

In Jakob Grimm's „Deutschen Rechtsalterthümern“, in denen von S. 892 bis 908 über den Eid gehandelt wird, steht Folgendes: „Anrührung. Der Schwörende mußte, indem er die Eidesformel hersagte, einen Gegenstand berühren, der sich auf die angerufenen Götter und Heiligen oder auf die dem Meineide folgende Strafe bezog. In Skandinavien faßte er einen im Tempel bewahrten, vom Godi (— d. h. dem Rechtsager —) dargebotenen, mit Opferblut gerötheten Ring, der dem Gott Ullar geweiht war; deshalb sagte man: Schwören at hringi Ullar.“ Grimm führt dann einige Stellen aus den Sagas im isländischen Text an; er scheint etwas pedantisch gemeint zu haben, daß es unnöthig sei, dieselben ins Deutsche zu übersetzen, als ob unsere Juristen auch Isländisch verständen! „Auf Island befanden sich Godar seit der ersten Einwanderung; im zehnten Jahrhundert waren ihrer neun in jedem der drei

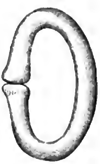
1



2



3

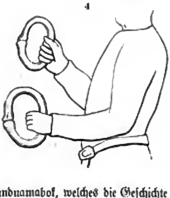


Viertel; im Nordviertel zwölf, überhaupt neununddreißig angesetzt; später wurde die Zahl noch vermehrt. Ihr Amt war erblich auf männliche Verwandte; unter mehreren Gleichberechtigten entschied das Loos; für einen unmündigen Erben verwalteten einstweilen die Dingmenn. Alle vornehmen Geschlechter strebten nach der Würde. Der heidnische Godi stand zugleich dem Gerichte, dem Gottesdienste und dem Tempel vor.“

Es ist ein Verdienst des Professors Holmboe in Christiania, in einer fleißigen Abhandlung mancherlei Notizen über die Schwurringe zusammengestellt zu haben. (Memoire sur les anneaux à serment; Perse ancienne; Scandinavie; Bretagne; in der „Revue orientale“, Paris s. a. Nr. 53.) Ueber Eidringe in Deutschland hat er nur einige Angaben, die wir weiter unten vervollständigen wollen.

In der altisländischen Eyrbyggja Saga wird gesagt, daß Thorolf Mostrarskegg einen Tempel (Hof) bei Thorsnäs bauen ließ. „Auf dem Fußboden stand auf einem Untergestell ein Altar; auf diesem lag ein Ring, der nicht zusammenschloß, der ward Stalla hringr, Ring des Piedestals, genannt.“ Auf diesen Ring legte man den Eid ab. Dort war auch ein Becken zur Aufnahme des Opferblutes (Hleytbolli) und ein Stab, um das Blut durch einander zu rühren (Hleyteinn).

4



5



6



Im Landnamabok, welches die Geschichte der Besiedelung Islands erzählt, heißt es, daß solche Ringe nicht weniger als zwei Aerer (etwa 54 Gramme) schwer sein sollen und daß der Godi ihn bei allen Gerichtsversammlungen (Lagthing), in denen er den Vorsitz hatte, am Arme tragen solle. Bevor er sich des Ringes bediente, mußte er denselben in das Blut eines geopferten Ochsen tauchen. Die Skandinavier leisteten mit Ausländern den Eid auf dieselbe Weise, wie mit ihren eigenen Landsleuten. So berichtet das „Chronicon saxonicum“, daß im Jahre 876 die Normannen mit den Angelsachsen den Friedensabschluß durch Eidschwur auf den heiligen Ring bekräftigten.

Die Saga bemerkt über die Gestalt des Ringes, daß derselbe motlaus sei (— Mötten heißt noch jetzt im Sassisch-Niederdeutschen: begegnen. Laus = los —), also begegnungslos, d. h. ohne daß der Ring schließt; er hat eine offene Stelle. Die lateinische Uebersetzung der Saga hat für motlaus: sine commissura.

Das Rechtsprechen war mit Opfern verbunden. Man stellte das Blutbecken neben den Ring; so, wie schon gesagt, im Tempel zu Thorsnäs. Den Ursprung vieler alten Gebräuche haben wir in dem arischen Theile des alten Asiens zu suchen; darüber sind die Gelehrten einig. Unter den Sculpturen des großen Tempels in Persepolis finden wir

eine Opferprocession, die aus einer großen Menge von Personen besteht. Einige derselben führen Opferthiere: Pferde, Ochsen, Schafe; andere tragen Becken, Hämmer, Waffen und dergleichen. Schon Xenophon hat (Cyropädie, VIII, 3) ein Opferfest des Königs Cyrus geschildert. An drei Stellen jener Procession sieht man einen Mann, der in jeder Hand einen ovalen Ring trägt; dieser gleicht den Ringen, welche in Skandinavien, Deutschland, auf den britischen Inseln und in der Bretagne ausgegeben worden sind. (— Die Procession ist in Ker Porter's Reise in Georgien, Persien :c., und in kleinerm Maßstab auch in Carsten Niebuhr's Reise abgebildet worden. —)

Die Procession ist nicht etwa eine solche, welche dem Könige Tribut oder Geschenke bringt, sondern eine Opferprocession. Dafür zeugt, daß sie sich auf dem Vorhofe des Tempels befindet, zu welchem Stufen hinaufführen; auch tragen mehrere Personen Becken, die zum Auffangen des Opferblutes bestimmt waren, und Hämmer, mit denen man das Opferthier tödtete. Ueber die Bedeutung der Ringe haben bisher die Schriftsteller nichts Zutreffendes gesagt; Holmboe hält sie, wir glauben mit Recht, für Schwurringe. Arm- oder Halsringe oder gar Diademe können sie nicht gewesen sein; das geht schon aus ihrer Form hervor. Sie sind oval und wie eine gekrümmte Stange gestaltet, deren Enden dicker

7



Schwurringe in der Sassanidenzeit.

sind, als die zwischen ihnen befindlichen Theile; auch berühren diese Enden sich nicht. Das Tragen dieser Ringe am Arme wäre unbequem; auch hat man bisher noch keine zwei gefunden, die einander ganz ähnlich wären.

Im alten Gallien hat man diese Ringe gebraucht. Manche derselben sind in der Bretagne ausgegraben worden. Auch haben wir gallische Münzen, auf welchen ein Mann befindlich ist, der einen solchen Ring in der Hand hält. (— Wir theilen zwei solche Münzen mit, Nr. 5 und 6; auf dem Revers der letztern steht ein vierfüßiges Thier; über dessen Rücken schwebt ein Messer und dadurch soll wohl symbolisch die Opferhandlung angedeutet werden, wie durch den Mann auf dem Avers vermittelst des Ringes das Rechtsprechen. Dieses letztere war ja, wie schon weiter oben gesagt wurde, allemal mit einem Opfer verbunden. —)

Die Ringe, welche auf den Denkmälern der Sassaniden vorkommen, haben eine andere Gestalt; sie sind kreisrund und mit flatternden Bändern verziert. Die drei größten Abbildungen, welche wir mittheilen (7 bis 9), wurden dem Werke Ker Porter's entlehnt; leider sind die Sculpturen von fanatischen Muselmännern beschädigt worden. Eine derselben befindet sich in den Ruinen von Nakschi Rustam bei Persepolis; die beiden anderen in jenen von Takschi Bostam. Auf Nr. 8 sehen wir einen Ring, welchen der Mann zur Rechten in der Hand hält, während jener zur Linken seine Hand darauf legt. Einige Archäologen haben ihn für ein

Diadem halten wollen; sie meinten, das Bild stelle den Gott Ormuzd (Auramasda) vor, welcher dem Manne zur Linken die Königswürde verleihe. Nr. 7 ist mit einer zweisprachigen Inschrift, Pehlewi und Griechisch, versehen. Nr. 9 hat zu mancherlei Deutungen Anlaß gegeben. Ker Porter meinte, es handle sich hier um ein Denkmal zur Erinnerung an die Beihülfe, welche der byzantinische Kaiser Mauritius dem Könige Chosru Parviz (— der bis 628 regierte —) geleistet habe. Die Figur in der Mitte sei der Kaiser, welcher dem Chosru das Diadem als Sinnbild des Königthums überreiche, und die weibliche Gestalt sei des Kaisers Tochter, mit welcher Chosru vermählt war. Ker Porter irrt; die Figur in der Mitte kann schon deshalb kein byzantinischer Kaiser sein, weil die Kleidung derselben ganz persisch ist. Auch läßt sich nicht annehmen, ein persischer König habe ein Denkmal herstellen wollen, auf welchem verewigt werden solle, daß er seine Krone einem fremden Monarchen verdankte. Die mittlere Figur stellt ohne Zweifel einen sassanidischen König dar, und die, welche dem Könige den Ring darreicht, ist der Oberpriester, der Großmobed. Die weibliche Gestalt zur Linken verrichtet eine religiöse Ceremonie, indem sie Wasser ausgießt. Der Ring kann auch deshalb kein Diadem sein, weil die sassanidischen Könige eine Tiara von ganz anderer Gestalt trugen; wir wissen das aus den vielen Münzen, auf denen kein einziges Mal ein einfacher Kreis als Diadem vorkommt. —

Das neupersische Reich entstand um etwa 226 nach Christus, nachdem Ardeschir (Artaxerxes), Sohn Babek's und Nachkömmling Sassan's, sich gegen den Schah Artaban den Vierten, den letzten aus der parthischen Dynastie der Arsaciden, mit Erfolg empört hätte. Die Dynastie der Sassaniden zählte bis 642 noch 25 Könige; dann erlag sie den Arabern. Gleich mit Ardeschir begann eine große religiöse Reaction; der neue Herrscherstamm zeigte großen Eifer für die Wiederherstellung der alten zoroastrischen Lehre; die „Magier“ gewannen großen Einfluß und die sassanidischen Könige bezeichneten sich als Mazdanes, Verehrer des Auramasda, Ormuzd, den die Griechen Zeus nannten. Die „Magier“, d. h. die Priester, Mobeds, übten auch auf das Staatsleben großen Einfluß, indem nach ihrem Rath und nach ihren Vorhersagungen alle öffentlichen Angelegenheiten von Wichtigkeit entschieden wurden. Als König Jezdedgerd der Erste (starb 420) dem Einflusse der Mobeds sich entziehen wollte, wurde er von ihnen als der „Gottlose“, der „Sünder“, bezeichnet. Dieser Einfluß der Priester bildete eine Schranke gegenüber der sonst unumschränkten, ganz despotischen Gewalt der Könige. Diese bezeichneten sich als Könige der Könige, oft auch als „Gott“, weniger aus Uebermuth als den zoroastrischen Religionsbegriffen gemäß. In

8



Schwurringe in der Sassanidenzeit.

Anbetracht dieser Umstände pflichten wir den folgenden Ansichten Holmboe's bei:

„Wir sehen auf den Bildern, daß die Person, welche als Vertreter der Gottheit erscheint, und den ich für den Oberpriester, den Großmobed, halte, den Ring in der geschlossenen Hand hat, während der König seine Hand auf denselben nur anlegt. Auf Nr. 8 krümmt er zwar die Finger über den Ring, aber bei weitem nicht so sehr, wie die andere Figur. Auf 7 und 9 ist ganz deutlich zu erkennen, daß der König seine Hand nur anlegt. Von Anbieten und Annehmen eines königlichen Diadems kann dabei offenbar nicht die Rede sein, viel eher von einem Eide, welchen der König bei seiner Thronbesteigung dem Hohenpriester leistet. Der Großmobed war fast so mächtig wie der König selber. Mirchond meldet in seiner Geschichte Persiens, daß Ardeschir's Vater, Babek, unter dem letzten parthischen Könige oberster Priester, Großmobed, gewesen ist; sein Sohn Ardeschir war Statthalter der Provinz Darabgerd, und als solcher empörte er sich. — Als König Bahram (— der Baranes der Byzantiner, 275 bis 292 —) seine Hofleute tyrannisirte, zettelten diese eine Verschwörung mit mehreren Generälen an. Der Großmobed erfuhr davon und rieth ihnen zu dem Versuche, den König auf friedlichem Wege zu einem angemessenern Betragen zu bringen. Sie könnten das erreichen, wenn sie den König ganz vereinsamt ließen. Das geschah; Bahram ging in sich und folgte dann den eindringlichen Ermahnungen des Großmobed. Was die Bezeichnung Gott auf den Inschriften betrifft, so ist das orientalischer Styl, den auch die griechischen Könige in Syrien, z. B. Antiochus, annahmen und den in Persien schon die Achämeniden führten.“

„Also unter den Sassaniden leisteten die Perser den Eid, indem sie die Hand auf den Schwurring legten. Die Sassaniden suchten, in ihrem Eifer für den Zoroastrismus, alles was von griechischen Elementen eingedrungen war, so viel als möglich auszumerzen und statt dessen die alten Bräuche wieder zu Ehren zu bringen. Zu diesen gehörte die Ablegung des Eides auf den Schwurring, welche schon bei den Achämeniden galt und offenbar sehr alt ist. So erklären sich auch die Ringe auf der Procession bei Persepolis. Die Form derselben weicht von jener in der Sassanidenzeit, die ganz rund sind, allerdings ab, sie entspricht jedoch der Gestalt der Schwurringe, die in Europa ausgegraben werden. Sehr begreiflich, denn die zur arischen Gruppe gehörenden Menschen zogen aus Asien lange vor der Sassanidenzeit nach Europa und sie brachten die älteren Formen mit.“ —

So weit Holmboe. Aber weshalb schwur man gerade durch Handanlegen an einen Ring? Ich will folgende Stellen hersetzen. Heinrich Brugsch schildert in seinem Werke über Persien (Leipzig 1863), Band II, S. 160, die alten

Königsgräber von Persepolis und deren Sculpturen. „Der persische Thronsessel ist zu einem bett- oder lagerartigen Gestelle lang ausgezogen, das von einer Doppelreihe nicht persischer, fremder Unterthanen getragen wird. — Auf dem Thron erhebt sich ein Altar; die heilige Flamme lodert auf ihm hell empor. Davor steht der König auf einer Art von Treppe, die linke Hand stützt sich auf den Bogen; die rechte ist wie zur Anbetung erhoben. Wie über dem Altar eine Kugel, so schwebt über dem Könige die höchste Gottheit: ein bärtiger Mann mit Flügelpaar, das sich an einen Kreis ansetzt, der nach unten hin in einen Vogelkörper endigt. Die Gottheit hält den bedeutungsvollen symbolischen Ring in der Hand." Auf Seite 162 schreibt Brugsch in Bezug auf die Felssculpturen an den Grabfaçaden aus der Sassanidenzeit: „Figuren in römischem Costüm erinnern an die Berührung des Westens mit dem Osten zur Zeit der Parther und der sassanidischen Dynasten. Griechische und Pehlewi-Inschriften bestätigen die späte Zeit dieser Sculpturwerke, die in dem mysteriösen Ringe der Weltherrschaft ein altpersisches Element streng bewahrt haben." — Der Ring war ein heiliges Symbol, ein Sinnbild des Göttlichen, und so erklärt sich, daß man auf ihn den Eid leistete. Die Christen schwören auf das Kreuz, das sich ja bei ihnen mit dem Göttlichen verknüpft und für heilig gilt.

Der norwegische Gelehrte zählt dann eine Reihe von „goldenen Ringen" der angegebenen Form auf. Im Jahre 1832 wurde im Pfarrsprengel von Vieux Bourg bei der bretagnischen Ortschaft Quentin (die also mit der Stadt St. Quentin nicht zu verwechseln ist) ein beträchtlicher Fund gemacht. Dort befinden sich Reste eines jener „Druidentempel", welche von dem französischen Alterthumsforscher mit dem griechischen Worte Temenes, also heilige Haine, belegt

9



Schwurringe in der Sassanidenzeit.

werden. Ein Bauer fand beim Nachgraben vielerlei Gegenstände von Gold, darunter zwölf Ringe. — In England sind auch mehrere ähnliche Ringe zu Tage gefördert worden, z. B. in den Dünen bei Patcham. — In Schweden grub man drei aus; zusammen mit thönernen Urnen und Knochen; zwei Ringe waren von Gold mit Silberlegirung, der dritte war von Kupfer und hatte eine dicke goldene Platte. — Bei Eastbourne, unweit von Beachy Head, fand man 1806 vier Ringe; 1802 waren mehrere derselben bei Drayton, zwischen Reephan und Norwich, gefunden worden, 1828 zwei andere in einer Grabkammer bei Alloa in Clakmannanshire; 1850 abermals sechs bei Bowes, unweit von Barnard Caste in Yorkshire. Im Jahre 1794 fand man einen Ring unter der Asche in einer Graburne, die man aus einem großen Tumulus, dem sogenannten Green Cairn, bei Upper Talachie in Banffshire zu Tage förderte; 1828 einen bei Aspatrian in Cumberland; in Irland einen bei Galloway im Jahre 1784, und einen andern bei Brahalish bei Bantry. — In Dänemark wurden auf der Insel Seeland unweit von Slagelse drei sehr große Ringe ausgegraben, und ein ähnlicher kam in der südschwedischen Landschaft Schonen zu Tage. — In Norwegen wurde auf der Insel Karmöe, die zum Sprengel von Christiansand gehört, 1834 ein großer Tumulus geöffnet, der sogenannte Flaghaug; man fand in der Grabkammer allerlei Schmucksachen, Knochen, Waffen und einen großen goldenen Ring; wir haben ihn abgebildet; es ist Ring 1.

Manche Alterthumsforscher haben die Ansicht ausgesprochen, daß diese Ringe gewisse Gewichtseinheiten repräsentiren sollten. Holmboe verwirft diese Ansicht. Er hat 37 Ringe gewogen und giebt die ganze Liste; wir wollen nur bemerken, daß sie alle ein ganz verschiedenes Gewicht haben; der größte,

der bei Vieuxbourg gefundene, hält 1539,69 Gramme, und der kleinste, von East Bourne, nur 27,12. —

Wir kommen auf Deutschland. Holmboe führt nur drei Schwurringe auf, alle aus Mecklenburg; er folgt dabei den Angaben des Herrn Lisch in Schwerin. Jene Ringe sind gefunden worden bei Breesegard, Woosten und Jülchendorf.

Die Schwurringe sind aber in Deutschland gar nicht selten. Als ich im vorigen Herbste das herzogliche Museum in Braunschweig besuchte, sah ich dort drei Ringe von der herrlichsten Bronze. Die Herren Vorsteher waren so freundlich, dieselben in halber Größe photographiren zu lassen, und ich gebe hier die genaue Nachbildung (10 bis 12). Die Ornamentirung tritt ganz deutlich hervor. Der eine Ring ist ungeschlossen, motlaus, sine commissura, die beiden anderen sind geschlossen; das letztere ist auffallend. Es wäre wünschenswerth zu erfahren, ob überhaupt sonst noch dergleichen geschlossene Ringe irgendwo vorkommen; diese beiden Exemplare in Braunschweig können doch nicht die einzigen gewesen sein. Leider wußte man dort nicht, wo die Fundstätten gewesen, ja, es war nicht einmal zu ermitteln, wann und wo dieselben angekauft worden seien. Die Verwaltung jenes Museums war früher sehr mangelhaft.

Also in Mecklenburg, das wissen wir, sind Schwurringe ausgegraben worden. Es scheint als ob gerade die Gegenden an den südlichen Gestaden der Ostsee sehr ergiebige Fundstätten darbieten.

Das „Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine", Februar 1868, S. 15 und 16, bringt folgende Angabe:

„In dem großen Torfmoore zwischen dem Zarnowitzer See und der Ostsee im nördlichen Pommerellen, Kreis Neustadt, wurde vor etwa einem Jahre auf dem Terrain des Gutes Zarnowitz beim Torfstechen, in etwa 4 Fuß Tiefe, ein Thongefäß (welches sogleich zerfiel) und darin zehn Ringe von Bronze mit schöner Patina gefunden. Acht dieser Ringe, von der Art der sogenannten Schwurringe, sind von verschiedener Größe, bis zu 5 Zoll Durchmesser und 2 Zoll Dicke, hohl und nicht ganz geschlossen. An den beiden Enden finden sich eingravirte Ornamente der rohesten Art, wie solche für das Bronzezeitalter charakteristisch sind. Bei einigen erweitern sich die Enden wulstförmig." Wenn der Bericht hinzufügt: „Diese Gegenstände scheinen als Armringe gedient zu haben," so ist das eine Vermuthung, die durch nichts bewiesen wird. Weiter heißt es: „Die

10



11



12



beiden anderen bestehen aus einem 14 Zoll langen, $1^{1}/_{2}$ Zoll breiten ganz dünnen Bronzestreifen, welcher an beiden Enden in Hake und Oese ausläuft und durch ein eingravirtes, einfaches Linienornament geschmückt ist. Einige Löcher und am Rande eingeknüpfte Oesen scheinen darauf hinzuweisen, daß an dünnen Kettchen noch kleine Gegenstände angehängt waren."

Von entschiedenem Belang ist ein Fund, welchen Herr Professor Förstemann, Oberbibliothekar in Dresden, vor nun etwa 18 Jahren im nördlichen Pommerellen, im Kreise Carthaus, gemacht hat. Der berühmte Verfasser des deutschen Namenbuches und des Städtebuches lebte damals in Danzig, und erforschte von dort aus die Provinz in Bezug auf Alterthümer.

„Sechs Meilen westlich von Danzig liegt der Ort Mirachowo, germanisirt Mirchau. Dort fanden sich auf dem Grunde eines sehr tiefen Torflagers siebenzehn bronzene Ringe dergestalt wagerecht neben einander liegend, daß der von ihnen eingeschlossene Raum einen abgestumpften Kegel bildete, dessen Durchmesser sehr allmälig abnahm. Denn der größte der Ringe hatte etwa $3^{1}/_{2}$, der kleinste etwa $2^{1}/_{2}$ Zoll innern Durchmesser, und die Ringe lagen so da, daß von jedem bis zum nächsten etwa 1 Zoll Abstand war. So scheint kein Zweifel, daß man hier Armringe vor sich hat, bestimmt, den Arm mit einem vollständigen Ringpanzer zu umgeben, und seine Wucht — die Ringe wogen zusammen über 3 Pfund — bedeutend zu vergrößern." Diese Ansicht, daß hier Armringe vorlägen, hat Herr Professor Förstemann, dem ich jene Nachweisungen verdanke, jetzt mit Recht fallen lassen. Er schreibt weiter (in den „Neuen Preußischen Provinzialblättern", andere Folge, I. Königsberg 1852, S. 134): „Die Lage der Ringe und die Beschaffenheit der von ihnen eingeschlossenen Masse, welche allem Anscheine nach animalischen Ursprungs war, vindiciren diesen Fund den Grabalterthümern. Sämmtliche Ringe sind nur zusammengebogene Metallstreifen und haben also eine Oeffnung. In der Nähe dieser Oeffnung sind sie nach jeder Seite hin bis auf 1 oder 2 Zoll Entfernung mit kleinen Reifen versehen, vielleicht dazu bestimmt, um hier die Ringe mit Draht zu umwickeln. Dergleichen Reifen sind auch in anderen Gegenden bei solchen Ringen nicht selten, bei den hier besprochenen sind noch vielleicht einige kleine kreuzförmige Kerben am Ende der gereiften Stelle zu bemerken. Sechszehn von diesen Ringen habe ich, weil damals in Danzig noch keine Alterthümer-

sammlung bestand, dem thüringisch-sächsischen Vereine (zu Halle) übersandt; der siebenzehnte befindet sich noch am Fundorte."

Herrn Förstemann verdanke ich auch den Nachweis, daß in Folge der Eisenbahnarbeiten in der unmittelbaren Nähe von Dirschau unter Anderem gefunden worden ist „ein bronzener, nicht ganz geschlossener Ring, von einer Größe, daß man bequem die Hand hindurchstecken kann. Er besteht nicht aus einem gebogenen Bronzestabe, sondern aus einem an der Seite offenen Cylinder. Das schwer zu beschreibende Stück steht ganz einzig da und sein Gebrauch läßt sich nicht enträthseln. Zum Schmucke ziemlich unpassend, dürfte es wohl eher Theil einer Waffe oder Rüstung gewesen sein." Schwerlich; eher ein Schwurring. —

Ich habe das Obige zusammengestellt, weil es sich um einen wichtigen Gegenstand der Alterthumsforschung handelt, der noch mannichfacher Aufklärung bedarf und weitere Prüfung verdient. Die Abbildungen zeigen verschiedene Formen von Schwurringen; ob die beiden nicht geschlossenen des Braunschweiger Museums Eidringe gewesen sind, wird erst zu ermitteln sein. Jedenfalls hat die Forschung hier noch einen weiten Raum; ich begnügte mich damit, Notizen und Andeutungen zu geben, welche zur Anregung dienlich sein können. **A.**

Theodor Kirchhoff's Reise von der Mormonenstadt am Salzsee nach dem Goldlande Idaho.

II.

2. Ein Besuch am Shoshone.

Meine erste Frage an Hans, nachdem ich mir's in der Wüste bequem gemacht, war nach den weitberühmten Shoshonefällen, — „wie man am besten dorthin gelange, und wie sie ihm gefallen hätten?" — Hans war nicht dort gewesen, obgleich er bereits über ein Jahr in der „Wüste" wohnte, kaum 5 englische Meilen von den Fällen, von denen er die Wasserdampfwolken jeden Morgen hoch aufsteigen sah. Weder der Zahlmeister noch irgend einer der Agenten der Stage-Compagnie, weder Stationswächter noch Kutscher an der Route, bei denen ich mich wiederholt nach den „großen Fällen" erkundigte, hatten dieselben besucht. Es scheint dem Shoshone ähnlich wie vielen Naturwundern und großartigen Bauwerken in der alten Welt zu gehen. Leute leben in einem Orte, wohin irgend eine Merkwürdigkeit jährlich Tausende von Fremden zieht, und werden alt und grau und sterben, ohne das Wunderwerk, das ihnen so zu sagen vor der Thür steht, je näher in Augenschein genommen zu haben.

Seit zehn Monaten, erzählte mir Hans, hätte seines Wissens nach nur ein Fremder die Fälle besucht. Die Indianer hier herum wären „eklig" und sein Scalp sei ihm mehr werth, als der große Wasserfall. Vor nicht langer Zeit hätten sieben Indianer eine Partie Pferde von der nächsten Station gestohlen, wären aber von der Wachtmannschaft verfolgt und sämmtlich niedergeschossen worden, und ihre Brüder hätten geschworen, an den ersten Weißen, die ihnen bequem in die Quere kämen, blutige Rache zu nehmen*). Ich kann nicht sagen, daß mir diese Neuigkeiten besonders behagten; doch ermuthigte mich Hans mit der Versicherung, daß die Indianer in dieser Gegend eine elende und feige Race wären. Nicht einmal Ponies hätten sie und gingen stets zu Fuß, was bei allen Indianern für eine große Schande gelte. Auch schössen sie sehr schlecht und wären statt mit Feuerwaffen meistens nur mit Pfeil und Bogen bewaffnet. Doch möchte er mir nicht wünschen, einer Bande von ihnen im Sage (Wermuthgestrüpp) oder bei den Fällen allein zu begegnen.

Von wilden Thieren sei in dieser Gegend nichts zu befürchten. Klapperschlangen sollte es allerdings an den Fällen bei Tausenden geben, aber sie warnten Einen stets durch Klappern mit den Schwanzschuppen, ehe sie zubissen, und die Wölfe und Coyotes thäten Niemandem was zu Leid. Einmal hätte er sich im Sage-Gestrüpp verirrt und die Nacht im Freien schlafen müssen. Plötzlich habe ihn ein seltsames Geräusch aufgeweckt. Es seien fünf der Beester gewesen, welche ihn beschnuppert, die aber sämmtlich Reißaus genommen, als er aufgesprungen sei. Direct nach den „Fällen", die nicht viel über vier englische Meilen von der Station entfernt wären, könnte ich nicht gehen, da der Rock Creek, welcher dicht hinter der Station in tiefem und felsigem Bette hinbrauste, wegen hohen Wassers nicht zu passiren sei. Ich müßte sechs Meilen bis nach der Brücke über den Rock Creek zurückmarschiren, von wo aus ich leicht durch das Sage-Gestrüpp die etwa sechs englische Meilen von dort entfernten Fälle erreichen könnte.

Unter dergleichen interessanten und belehrenden Gesprächen verging der Tag schnell. Hans kochte den Kaffee zum Abendbrot an einem lodernden Sage-Feuer im Kamin und holte Brot, Erbsen und Speck aus seiner Vorrathskammer, einer alten Käseschachtel, hervor, und ich stellte ein Stück Schinken, eine Flasche mit eingemachten Gurken und eine Portion Pfeffernüsse — den Rest meines von Salt Lake City mitgenommenen Proviants — auf den Tisch. Ein brennendes Talglicht wurde in den Hals einer leeren Flasche gesteckt, als Kaffeetassen dienten ein Paar Zinnbecher und unsere Taschenmesser entsprachen dem doppelten Zwecke als Gabeln und Messer, — und Hans und meine Wenigkeit genossen unser Souper in der „Wüste", während die Dogge draußen Wacht hielt, um uns nöthigenfalls vor heranschleichenden Indianern zu warnen.

Da ich voraussichtlich am folgenden Tage eine lange und ermüdende Tour vor mir hatte, so begab ich mich bald zur Ruhe. Mit einigen armvoll Heu, das ich vom Stall in die Wohnstube trug, bereitete ich mir ein köstliches Lager. Die Stiefeln dienten als Kopfkissen. In meine Wolldecke gehüllt und den geladenen Revolver zur Seite entschlief ich bald in so süßen Schlummer, als ob ich wieder einmal unter dem Schutze der hochlöblichen Polizei in einem deutschen Federbette läge, anstatt in den weiten Einöden am Schlangenflusse, mit Hans allein in einsamer Hütte.

---

*) Am Weihnachtsabend dieses Jahres wurde die Deserstation von den Indianern überfallen und zerstört, die Maulesel geraubt und ein Stage-Kutscher dabei verwundet. A. d. V.

Bereits um vier Uhr Morgens weckte mich Hans. Bald war der Kaffee gekocht und unser frugales Frühstück verzehrt. Hans verfügte sich in den Stall, um die Maulesel zu füttern, und ich machte mich marschfertig. Eine mit Proviant wohl gefüllte Reisetasche über der Schulter und den geladenen Revolver im Gürtel, meinen Gemsenstock in der Rechten und blaue Wolken aus meinem Meerschaum emporwirbelnd befand ich mich bald auf der Landstraße und wanderte rüstig der Brücke über den Rock Creek zu.

Der Morgen war wunderschön. Ueber den niedrigen schwarzen Felsen links am Schlangenflusse hing eine breite und hohe weiße Wolke, die aufsteigenden Wasserdämpfe von den großen Shoshonefällen. Genau merkte ich mir die Umrisse eines dahinter liegenden Bergzuges, welcher mir in der einförmigen und pfadlosen Sage-Wildniß als Wegweiser dienen sollte, wenn die Wasserdämpfe vom Shoshone, wie Hans mir erzählt, verschwinden würden, sobald die Sonne höher stiege. In anderthalb Stunden hatte ich die Brücke über den Rock Creek erreicht und marschirte von dort quer durch das Sage-Gestrüpp dem Shoshone entgegen. Ein Glück war es, daß ich den Bergrücken als Wegweiser mir gemerkt, denn die Wasserdampfwolken vom Fall waren bereits verschwunden und ich hätte in der pfadlosen Sage-Wüste eben so gut eine Meile oberhalb oder unterhalb des Shoshone als am Fall selbst den Schlangenfluß erreichen können. Der Weg durch das mir oft bis an die Brust reichende dürre Sage-Gestrüpp und über den heißen gebackenen Lehmboden, wo ich nicht selten unversehens in Fuchslöcher trat, war außerordentlich ermüdend, und die Füße schmerzten mich sehr, ehe ich noch die ersten eine halbe Stunde vom Schlangenflusse entfernt liegenden Felsen erreichte. Ueber poröses gebranntes Gestein kletternd, das wie Schlacken aussah und in chaotischer Verwirrung dalag, dann wieder mühsam durch dichtes Sage schreitend, gelangte ich endlich an die von fern niedrig aussehende meilenlange Linie von schwarzen Felsen, welche den Lauf des Schlangenflusses bezeichnete. Vom Shoshone hörte und sah ich noch immer nichts, obschon ich das Ohr oft auf den Boden legte, um das Rauschen des Wasserfalls zu vernehmen und mich danach zu orientiren. Plötzlich, als ich die schwarzen Felsen fast erklettert, vernahm ich das dumpfe Rollen der stürzenden Wassermassen, wie wenn ein Sturmwind in der Ferne durch einen Wald braust.

Bald hatte ich die Uferhöhe erreicht, wo mich ein herrliches Schauspiel überraschte. Tief, tief unter mir strömte der Schlangenfluß, zu beiden Seiten von himmelanstrebenden schwarzen und nackten Felswänden eingeschlossen, — und dort, eine halbe Stunde stromaufwärts, lag der dampfende Wasserberg des Shoshone, von kleineren Fällen wie eine silberne Kuppel von Säulenblumen überragt, während ein farbenbunter Bogen auf dem schneeweißen Grunde zitterte. Dumpf hallte das wilde Felsenthal wieder von dem Getöse des gewaltigen Kataraktes. Wie festgebannt stand ich da und genoß eine Zeitlang das großartige Schauspiel. Aber ein brennender Durst, der mich quälte, veranlaßte mich bald, den nächsten Weg nach dem Flusse zu suchen. Mehrere Versuche machte ich, an den Fuß des Wasserfalls zu gelangen, aber die Felswände waren entweder so zerrissen oder fielen Hunderte von Fuß dermaßen steil ab, daß ich meine Bemühungen bald einstellte und einsah, ich müßte mir Zeit lassen, wollte ich den am wenigsten halsbrechenden Pfad an den untern Fluß finden. Einmal rutschte ich eine trichterförmige nach unten sich verengende Oeffnung in dem vulcanischen Gestein an hundert Fuß hinab, wo die Felswand plötzlich in schwindelnde Tiefe jäh abfiel. Die größte Mühe hatte ich, die obere Oeffnung des fatalen Trichters wieder zu erreichen, durch den ich bald schneller, als ich gerechnet, an den Fuß des Shoshone gelangt wäre. Bei diesen interessanten Turnübungen genoß ich an vorspringenden Winkeln oft die wundervollsten Blicke auf den silbernen Wasserberg des Shoshone, wie er, mit herrlichen Regenbogenfarben geschmückt, brüllend in den Abgrund wogte.

Oberhalb des großen Falls schien mir der Strom leichter zugänglich als der untere Fluß. Diesen Punkt erreichte ich auch ohne sonderliche Mühe, indem ich an den Felsen herumkletterte, mich durch ein Gebüsch von canadischen Pappeln und Weiden zwängte und über mehrere mächtige Baumstämme voltigirte, die entwurzelt am Ufer dalagen. Hier hielt ich eine Weile Siesta, trank Wasser in vollen Zügen in Ermangelung eines bessern Trinkgefäßes aus meinem Hut, und kühlte mir die brennenden Füße in den hellen schnell vorbeieilenden Fluthen, während der Shoshone fünfzig Schritt unterhalb donnernd über die Felswand rollte.

Nachdem ich noch ein gutes Lunch aus meiner Reisetasche auf einem umgestürzten Baumstamme aufgetischt und mich mit Speise und Trank wohl gestärkt, machte ich mich mit neuer Kraft wieder auf den Weg, um den Wasserfall von dem schönsten Punkte mit Muße zu betrachten. Diesen entdeckte ich bald in einer hart an seinem linken Ufer liegenden Bergkuppe, welche mit grünen Cedern und canadischen Pappeln gekrönt war. Nach erneueten Turnübungen erreichte ich endlich den ersehnten Punkt, wo ich mich vorläufig häuslich niederließ. Auf einer Baumwurzel hart am Rande eines Felsens, der den Wasserfall überragte, nahm ich Platz und genoß das wundervolle Schauspiel auf den größten Katarakt des Erdballs. Einen köstlichern Punkt für einen Lustpavillon oder eine Schweizervilla könnte sich kein König wünschen!

Der Schlangenstrom erweitert sich dicht oberhalb der Fälle zu einem Becken. Aus diesem fallen erst fünf kleinere von schwarzen Felseninseln getrennte etwa 30 Fuß hohe Cascaden; 50 Schritt weiter nimmt der Fluß so zu sagen einen neuen Zulauf in drei gleichfalls von schwarzen Felsen getrennten an 60 Fuß hohen Fällen, und dann vereinigt sich die ganze Wassermasse, drängt sich in einer Breite von 400 Fuß zusammen und stürzt sich mit einem gewaltigen Sprunge von über 200 Fuß in den Abgrund. Die oberen, treppenartig über einander liegenden kleineren Fälle sind gleichsam eine Verzierung vom großen Katarakte. Der Hauptfall hat die Gestalt eines mit den Hörnern etwas nach vorn gebogenen Halbmonds. Auf dem Wasserstaub, der zwischen den vorspringenden Hörnern des großen Falls wogte, lag ein cirkelrunder Regenbogen, eine seltene Naturerscheinung, fast unter mir. Ringsum ragten pechschwarze nackte Lavawände empor, die sich an 1000 Fuß hoch über das Niveau des untern Flusses jäh emporstreckten, und die, bald wie Vorgebirge in den Strom hinaustretend, bald terrassenartig über einander gethürmt, den Fluß, welchen ich weit hinabsehen konnte, mit einer riesigen Doppelmauer einschlossen. Ich möchte das urwilde Felsenthal mit des Teufels Garküche vergleichen und das Bassin oberhalb des Shoshone mit einem riesigen eisernen Suppentopf, dessen Ränder theilweise ausgebrochen und der dampfend und brodelnd überquillt.

Der Hauptfall des Shoshone erreicht seine höchste Höhe im Junimond, bei besonders hohem Wasserstand bis zu 210 englische Fuß, 46 Fuß höher als der Niagara; seine niedrigste ist 198 Fuß. In Amerika wird dieselbe nur von den Wasserfällen im Yosemita-Thale in Californien übertroffen, die aber mehr dem Staubbach und dem Gießbach in der Schweiz als einem Niagara ähnlich sehen. Von compacten Wasserfällen sind, so weit dem Verfasser bekannt, nur der Niagara und die von Doctor Livingstone entdeckten Victoria-Fälle in Central-Afrika mit dem Shoshone zu verglei-

chen, die er jedoch wahrscheinlich beide an Wassermenge übertrifft. Aber jene zwei geben mehr ein landschaftlich heiteres Bild. Auch ist das Verhältniß der Breite zur Höhe des Falls beim Shoshone in größerer Harmonie, während jene die 30- und 20fache Breite ihrer Höhe haben. Der Shoshone mit seinen finsteren, grandios furchtbaren Umgebungen ist der König der Katarakte auf diesem Erdball *). Unvergleichlich schön sind seine donnernden schneeweißen Sturmwogen mit den zitternden Regenbogenfarben darauf inmitten dieser todten unermeßlichen Einöde, versteckt im tiefen Felsenthal und umgeben von ungeheuren schwarzen Lavaabhängen, als ob der ewige Baumeister den Erdball hier aus einander gespalten, um das Schönste mit dem Schrecklichsten zu vereinen.

Ein Paar Raben ausgenommen, welche über dem Wasserfall schwebten, sah ich kein lebendes Wesen in der schauerlichen Felsenwildniß. Mehrere Male schoß ich mit meinem gezogenen Marinerevolver nach einer jenseits des großen Falls mir gerade gegenüber liegenden Felswand, konnte aber keine Kugel einschlagen sehen. Da eine solche Waffe eine Kugel wenigstens 150 Schritt weit trägt, so konnte ich danach das Minimum der Breite des Wasserfalls ermessen. Der prasselnde Wiederhall der Schüsse an den näheren und ferneren Felswänden war furchtbar schön. Meine Schießübungen stellte ich aber bald wieder ein, um mir nicht Indianer, welche mitunter an den Fällen fischen sollen, auf den Hals zu locken. Von den Tausenden von Klapperschlangen, welche, wie Hans mir erzählt, zwischen den Felsen am Shoshone wohnen sollen, sah ich nichts; doch zeigen sich diese gefährlichen Reptilien selten vor Ende Mai.

Die Sonne stand jetzt bereits hoch im Zenith und ich machte mich nochmals auf den Weg, womöglich den Fuß des Shoshone zu erreichen. Vom jenseitigen Ufer aus soll dieses nicht möglich sein. Aber ich hatte gehört, daß bereits vor mir Leute an dieser Seite hinabgeklettert seien und wollte mich nicht auslachen lassen, daß ich als alter Tourist und Bergsteiger dieses nicht so gut als Andere hätte bewerkstelligen können. Rock und Weste abwerfend und nur meinen Revolver und Gemsenstock mit mir nehmend, erforschte ich wohl eine Stunde lang auf gefährlichen Pfaden die mehrere Hundert Fuß steil oder in unbekletterbaren Winkeln abfallenden Felswände, bis ich zuletzt eine minder abschüssige Stelle fand, die mit ungeheuren Lavaplatten und riesigen Felsblöcken belegt war, zwischen denen ich auf ähnliche nur auf ungleich gefährlichere Weise, wie ich es einst an der Grimsel gethan, hinunterrutschte und zuletzt glücklich an den Fluß gelangte. Das Gefährlichste bei dem Unternehmen war, daß ich mich mutterseelenallein in der Wildniß befand, wo mir, im Falle, daß ich mir nur den Fuß verrenkte, kein Mensch hätte helfen können. Daß Hans mich aufgesucht haben würde, war wohl nur ein frommer Wunsch; seine Maulesel hätte er meinethalben schwerlich verlassen. Ohne besondere Mühe gelangte ich jetzt bis dicht an den Fall; bis unter denselben, wie ich vielleicht hätte thun können, dehnte ich meine interessante Excursion jedoch nicht aus, um mich, allein wie ich war, nicht unnöthig Gefahren auszusetzen. Der ungeheure Wasserberg des Shoshone machte, von hier aus betrachtet, einen bewältigenden Eindruck. Der Rheinfall von Schaffhausen, vom Fuße des Schlosses Laufen aus gesehen, ist dagegen wahres Puppenspiel. Drei englische Meilen unterhalb des Shoshone soll man ohne sonderliche Mühe das Ufer des Schlangenflusses erreichen und von dort aus nach dem Wasserfall gehen können.

War das Hinunterklettern schon mühsam und gefährlich gewesen, so verwünschte ich meinen Fürwitz, den Fuß des Shoshone besucht zu haben, tausend Mal, ehe ich die Höhe wieder erreichte. Ich glaubte eine bessere Stelle zum Bergansteigen gefunden zu haben und war mehrere Male nahe daran, den Hals zu brechen. Auf Händen und Knien kletterte ich die Felsen hinan, an Abgründen hin, die nichts weniger als gemüthlich aussahen und wo die Lavaplatten von dem umherfliegenden Wasserstaub so glatt waren, daß ich mehrere Male fast verzweifelte weiter zu kommen. Endlich war ich über die halsbrechendsten Stellen hinweg und stieg einen theilweise mit Gras bewachsenen Abhang schnell hinan. Hier bemerkte ich deutlich die Spuren von Moccasins und lange Rutsche am Berge hinauf, als ob die Indianer hier vor Kurzem Fische oder schwere Gegenstände hinaufgezogen hätten. Daß mir diese Entdeckungen nicht besonders behagten, kann man sich vorstellen. Ich beeilte mich, nachdem ich meine abgelegten Kleider geholt, aus dem Felsgewimmel herauszukommen und den obern Thalabhang wieder zu gewinnen, wo ich wenigstens eine freie Umschau und zwischen dem Sage-Gestrüpp auf der Hochebene auch Platz zum Davonlaufen hatte. Unter einem überhangenden Felsstück oben auf der Höhe ruhte ich noch ein Stündchen aus, ehe ich den Rückmarsch nach der Wüste antrat, rauchte meinen Meerschaum und genoß die herrliche Aussicht auf das wilde Felsenthal und den Shoshonefall. Das Getöse von letzterm war hier entferntem ununterbrochenen Donnerrollen ähnlich.

Das tiefe zerklüftete Thal des Schlangenflusses ist ganz von vulcanischen Felsmassen eingeschlossen. Ungeheure Lavablöcke, pechschwarze Felsabhänge und auf jedem Schritt und Tritt poröses Trachytgestein sind die Spuren der vulcanischen Erhebung, welche dieses Land vielleicht vor Jahrtausenden zerriß und dem Schlangenstrome sein Bett gab. Das Getöse des Wasserfalls wird von den hoch ihn auf beiden Seiten überragenden Felswänden aufgefangen, so daß er selbst in kurzer Entfernung gar nicht hörbar ist. Nur die Wasserdampfwolken am frühen Morgen konnten den ersten Wanderern in dieser Wildniß eine Ahnung von seinem Dasein geben. Aber Manche mochten die Wolken als von indianischen Lagerfeuern herrührend ansehen und die Gefahr drohende Stelle nur um so mehr meiden. Dieses ist auch der Grund, weshalb dieser herrliche Wasserfall erst in so späten Jahren bekannt wurde. Ganz zufällig wurde er von umherstreifenden Abenteurern entdeckt. Zwölf englische Meilen weiter oberhalb des Shoshone und dreißig Meilen unterhalb desselben und an noch mehr Stellen im Schlangenflusse befinden sich Wasserfälle von 20 bis zu 50 Fuß Höhe, die nicht selten mit dem Shoshone verwechselt werden. Die Fälle weiter unterhalb, an denen die Indianer in früheren Jahren Lachse zu fangen pflegten, heißen richtig „die großen Fischereifälle" (great fishing falls). Die Shoshone-Fälle, welche ihren Namen nach dem Stamme der Shoshone-Indianer führen, die jedoch nicht mehr in dieser Gegend wohnen, sondern nach Utah und dem Humboldtflusse ausgewandert sind, werden auch mitunter „die großen amerikanischen Fälle" (the great american falls) genannt. In früheren Jahren versammelten sich die Indianer schaarenweise im Sommer an allen genannten Fällen, um Fische zu fangen; jetzt begegnet man ihnen dort nur selten.

Mein Rückmarsch von der Höhe am Schlangenflusse nach

*) Sollte es sich bestätigen, was neuerdings einige Reisende von dem großen Wasserfall am obern Yellowstone in Montana berichten, so müßten sowohl der Shoshone als seine beiden Rivalen in Canada und Centralafrika künftig alle drei als Wasserfälle zweiter Größe betrachtet werden. Der Yellowstone soll daselbst 1600 Fuß, Andere behaupten sogar mehrere tausend Fuß in der halben Breite des Missouri bei Omaha über ein Felsenriff stürzen. Man behauptet, ein Stein, den man von einem überhangenden Felsen in gleicher Höhe mit dem Katarakte fallen ließ, habe 11½ Secunden nach der Uhr gebraucht, um den untern Fluß zu erreichen, was diesem Riesenkatarakte also eine Höhe von 1887 Fuß geben würde. A. d. V.

der Rock-Creek-Brücke war äußerst beschwerlich. Ich verirrte mich in dem hohen Sage-Gestrüpp vollständig und gelangte erst gegen Abend an den Rock Creek, aber wenigstens drei englische Meilen unterhalb der Brücke, wo die sogenannte alte „Emigrantenstraße" (old emigrant road) an seinem Ufer hinlief. Mehrere vergebliche Versuche machte ich, über den mit Binsen und Schilf dicht überwachsenen und im tiefen Felsenbette hinbrausenden Rock Creek zu gelangen, um einen nähern Weg nach der „Wüste" zu finden, bei welchen Versuchen ich nicht einmal das Wasser erreichte, um mich durch einen Trunk zu erlaben. Zuletzt folgte ich der Emigrantenstraße, welche mich unangenehm an die in dieser Gegend in früheren Jahren oft von Indianern verübten Metzeleien erinnerte. Stets ein waches Auge auf etwa umherschleichende Rothhäute, wanderte ich so schnell als möglich auf der jetzt nur noch selten benutzten alten Straße hin und war froh, bei Sonnenuntergang die Brücke über den Rock Creek zu erreichen. Jetzt konnte ich wenigstens den Weg nach der „Wüste" nicht mehr verfehlen. Meinen Hut setzte ich hier als Wasserbecher wieder in Contribution, und besser hat mir meines Wissens noch ein Trunk Wasser nie gemundet. Seit ich vor mehr als sechs Stunden den Schlangenfluß verlassen, hatte ich auf der ausgedörrten Sage-Ebene keinen Tropfen Wassers zu mir nehmen können, und der Rock Creek in seinem unzugänglichen Felsenbette hatte mir wahre Tantalusqualen bereitet. Nachdem ich an der Brücke eine halbe Stunde Rast gehalten, den Rest meiner Pfeffernüsse verzehrt und noch ein gemüthliches Pfeifchen geraucht, wanderte ich bei eintretender Finsterniß langsam nach der Station zurück.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete die endlose Sage-Wildniß mit ungewissem Licht und der Weg nach der Stage-Station schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Einem Coyote, der keine zwanzig Schritte vor mir quer über den Weg lief und mich unverschämt über die Schulter ansah, brannte ich, ehe er sich's versah, Eins auf den Pelz. Das schändliche Geheul, welches der Bursche anstimmte und das seine Brüder rechts und links im Sage unisono beantworteten, trug auch eben nicht zur Gemüthlichkeit der Situation bei.

Um halb zehn Uhr in der Nacht sah ich endlich das niedrige Dach der Station vor mir. Die Dogge lief mir wild bellend entgegen, erkannte mich aber bald, und Hans weckte ich mit einem Pistolenschuß, begleitet von meinem besten indianischen Kriegsgeschrei. Mit einer alten Flinte in der Hand öffnete Hans vorsichtig die Thür und war froh, statt eine Gesellschaft von Rothhäuten zu sehen, meiner bescheidenen Person ansichtig zu werden. Er hatte mich nach Sonnenuntergang nicht mehr erwartet und dachte, ich hätte am Shoshone oder irgendwo im Sage ein Bivouac bezogen. Daß ich nach einem Marsche von über 30 englischen Meilen, zum größten Theil durch eine pfadlose Sage-Wildniß, und nach den Kletterübungen zwischen den Felsen am Schlangenflusse auf meinem Heulager in der Wüste göttlich schlief, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

Allerlei Auftritte im Congresse zu Washington.

In den gesetzgebenden Körpern der Vereinigten Staaten von Nordamerika wird sehr häufig eine Sprache geführt, die kennzeichnend für die Bildungsstufe der Volksvertreter erscheint. Wir haben in den europäischen Parlamenten und Kammern dazu keine Nebenstücke, und selbst die Derbheiten, welche man sich zuweilen in England erlaubt, sind doch zahm und blaß gegenüber den Zärtlichkeiten, mit denen sich die Yankees überhäufen und welche dann das „heitere Gelächter" der Väter des Staates erregen.

Vor uns liegt der stenographische Bericht der Sitzung des Repräsentantenhauses vom 2. Mai, welcher in der That starke Dinge enthält und eben kein vortheilhaftes Licht auf die „Partei der höheren moralischen Ideen", nämlich der Radicalrepublikaner, wirft. Mitglieder der herrschenden Faction gingen mit einander mehr als unsanft um. Es handelte sich um Vortheile, welche der eine Mann bei „Eisenbahnjobs" machen wollte, während der andere sie ihm nicht gönnte, um sie einer Speculantencompagnie in die Hände zu spielen, bei welcher sein Bruder betheiligt ist. Die beiden Kämpen waren der Repräsentant Donnelly aus dem Staate Minnesota und der Volksvertreter Washburne aus Illinois. Dieser, ein Hauptmagnat unter den Radicalen, ist der politische Rathgeber des Präsidentschaftscandidaten Grant und hat sich gerühmt, denselben „in der Tasche zu haben"; sein Bruder ist Volksvertreter für den Staat Wisconsin, und die ganze Familie gilt dafür, daß sie sich auf das Erhaschen von Aemtern meisterhaft verstehe; alle Angehörigen leben von U. S., d. h. Uncle Sam, wie man wohl die Vereinigten Staaten zu bezeichnen pflegt.

Ursache des Klopffechtens war ein Brief, welchen Donnelly an einen Herrn Folsom zu Taylors Falls in Minnesota geschrieben hatte. Er habe, so sagt er demselben, eine Bill entworfen, die vom Congresse Landbewilligungen für die Compagnie verlangt, welche eine Bahn von Taylors Falls über St. Cloud bis zur westlichen Grenze des Staates bauen will. Herr E. B. Washburne aus Illinois habe sich aber dem Einbringen der Bill und Verweisung derselben an den Ausschuß für öffentliche Ländereien widersetzt, so daß für den Augenblick in dieser Angelegenheit nichts zu machen sei. Es scheine, als ob Washburne ihm, dem Donnelly, die Gelegenheit nehmen wolle, seinen Wählern nützlich zu sein; er könne es aber kaum für möglich halten, daß ein achtbarer Gentleman eine so illiberale und durchaus nicht großmüthige Politik verfolge. Doch stehe als Thatsache fest, daß Washburne entschlossen sei, jede Maßregel zu vereiteln, welche er, Donnelly, im Interesse seiner Wähler zu fördern trachte.

Diese Mittheilung wurde veröffentlicht, und Washburne seinerseits veröffentlichte dann unterm 10. April auch einen Schreibebrief an jenen Herrn Folsom. Darin sagt er: „Dieser Herr Donnelly scheint Sympathien bei seinen Wählern dadurch erwecken zu wollen, daß er über mich wimmert und jammert, weil ich einem Gesetzentwurfe entgegen war, den er einzubringen trachtete. Er muß aber von dem gesunden Menschenverstande seiner Wähler eine höchst geringe Meinung haben, wenn er annimmt, daß sie nicht begriffen, wie er unter einem so schalen Vorwande und durch völlig unwahre Behauptungen bestrebt ist, ein bischen politisches Capital zu machen." Dann wird in dem sehr langen Briefe weiter gesagt, Donnelly handle jesuitisch, denn er habe von vornherein wissen können, daß seine Bill unmöglich genehmigt werden würde, und außerdem seien auf der angegebenen

Bahnstrecke keine Ländereien mehr zu vergeben. Und weshalb habe er die Bill nicht schon im November eingebracht, sondern erst jetzt? „Wie verächtlich ist doch der Vertreter einer intelligenten und patriotischen Wählerschaft, der sich eines so scandalösen Versuches schuldig macht, dieselbe zu betrügen! Ich habe Herrn Donnelly hier genau beobachtet, und bin allerdings sehr mißtrauisch gegen Alles, was er beantragt. Ich meinerseits habe hier für die Interessen Ihres Staates mich thätig gezeigt, bevor Herr Donnelly Philadelphia unter sehr verdächtigen Umständen verließ, bevor er seinen Namen veränderte und in seiner Politik aus einem Buchanan-Demokraten in einen Republikaner umschlug, also bevor er nach Minnesota als Stellenbettler kam. Er ist feindselig gegen mich, weil ich seinen Plänen entgegentrete, die auf Plündern und Bereichern hinauslaufen. Ich fordere Jedermann auf, meine Wirksamkeit im Congresse zu prüfen, und ich glaube, man wird nicht finden, daß sie durch Bestechlichkeit, Käuflichkeit und Verbrechen befleckt sei. Andererseits möchte ich aber den Wählern des Herrn Donnelly den Rath geben, dessen Handlungsweise einer Untersuchung zu unterwerfen, und wenn sie dann nicht die Ueberzeugung gewinnen, daß jede corrupte, extravagante, schändliche und schamlose Maßregel, die jemals vor das Repräsentantenhaus gebracht worden ist, von Herrn Donnelly befürwortet wurde, dann will ich gern eingestehen, daß ich mich im Irrthume befinde." Washburne führt dann Beispiele an, z. B. folgendes: Es handelte sich um das Abbrechen einiger Brücken, welche der Schiffsahrt hinderlich waren. Washburne war für die Entfernung derselben; Donnelly kam freiwillig zu ihm und erklärte, daß er derselben Ansicht sei und ihn unterstützen werde. Bei der Abstimmung that er aber das Gegentheil, „wahrscheinlich weil er vorher von Jemand besucht worden war," d. h. sich hatte bestechen lassen. Weiter: die große Union Pacificbahn drohe eines der monströsesten Monopole zu werden, welche die Welt je gesehen; sie erhalte von der Regierung reiche Unterstützung; als es sich aber darum handelte, ein mäßiges Fahrgeld zu bestimmen, habe Donnelly für den höchsten Satz gestimmt; er habe ja für das ganze Jahr eine Freikarte in der Tasche. Und so weiter.

Am 2. Mai brachte dann der biedere Radicalrepublikaner Donnelly die Sache vor das Repräsentantenhaus. Nachdem beide Briefe verlesen worden waren, hielt er eine sehr lange Rede. Schwerlich werde in den Annalen des Congresses ein Schriftstück zu finden sein, das sich an Verwerflichkeit mit Washburne's Briefe messen könne; derselbe enthalte 23 Behauptungen und eben so viele Unwahrheiten. Der Mann opponire ihm aus malitiösen und persönlichen Beweggründen. „Dieser Gentleman ist unfähig, die Wahrheit selbst dann auszusprechen, wenn sie ihm für seine Zwecke nützlich werden kann. Sein Bruder schleicht jetzt wieder umher und sucht einen fetten Bissen zu erschnappen (mousing around)."

Der Sprecher bemerkt, das sei kein parlamentarischer Ausdruck gegen ein Mitglied, das nicht anwesend sei (nämlich Washburne aus Wisconsin). Washburne aus Illinois erklärte, daß man hoffentlich der „Person" gestatten werde, weiter zu reden.

Donnelly erklärte, nie sei er auch nur eine Meile weit auf der Pacificbahn gefahren, und er werde sie erst benutzen, wenn sie vollendet sei. „Dann wird es ein Trost sein, zu wissen, daß dieses großartige Werk Opposition gefunden hat bei jedem keifenden, großmäuligen, weitbrüstigen, großköpfigen, boshaften Demagogen (by every blatand, loud voiced, big breasted, tall headed, bitter hearted demagogue)." Allgemeines Gelächter im ganzen Hause.

„Ich soll ein Aemterbettler sein? Und das sagt ein Mensch, der Washburne heißt! Et tu, Brute! Ha, ein Stellenbettler! Herr Sprecher. Als ich in den Staat Minnesota kam, war derselbe demokratisch. Ich verlangte und erwartete kein Amt. Die Beschuldigung kommt aber von einer solchen Seite her, daß ich sie nicht mit Schweigen hinnehmen darf. Die ganze Familie des Gentleman da (Washburne's) besteht aus chronischen Stellenbettlern. Sie sind nichts, rein gar nichts, wenn sie nicht ein Amt haben. Wenn sie kein Amt haben, dann fühlen sie sich elend, erbärmlich und gottverlassen; es ist ihnen dann so unwohl, wie jenem Bullen, welchem man in der Fliegenzeit den Schwanz abgeschnitten hat. Die ganze Geschichte hat ihren Grund lediglich darin, daß immer ein Mitglied aus des Gentleman Familie in diesem Hause einen Sitz haben will. Jedes männliche Kind in des Gentleman Verwandtschaft kommt so auf die Welt, daß es mit der Francomarke M. C. (Member of Congress) auf seinem breitesten Körpertheile gestempelt ist (Heiterkeit). Die größte Calamität aber scheint darin zu bestehen, daß Gott in seiner unendlichen Weisheit keinen in der Familie so breit geschaffen hat, daß auch Platz für ein U. S. S. (United States Senator) wäre (Gelächter). Aber Raum für ein U. S. (Uncle Sam) ist vorhanden; ein S. rutschte jedoch hinab und jetzt ist das Firmazeichen U. S. et Company."

Der Sprecher: „Diese Ausdrucksweise überschreitet den parlamentarischen Brauch."

Donnelly: „Es thut mir leid, daß ich über die geeigneten Grenzen hinausgehe, aber das Haus wird begreifen, daß ich in Hinblick auf den Brief einigermaßen gereizt bin. Man hat darin gesagt, ich hätte Philadelphia unter verdächtigen Umständen verlassen; das ist aber eine absolute, nicht zu rechtfertigende Unwahrheit, und ich würde mich stärker ausdrücken, wenn ich nicht Achtung vor dem Hause hätte." Er ließ dann einen Brief verlesen, in welchem der Generalanwalt von Pennsylvanien ihm ein gutes Leumundszeugniß ausstellt, und fährt fort: „Hier stehe ich und wiederhole die Aufforderung: Wenn der Gentleman irgendwo auf Gottes weiter Erde aus dem Schmutze des Schlammes (in the mire of filth and all nastiness) und allen Unflathes etwas auffischen kann, wodurch meine Ehre angetastet würde, so möge er es sagen; ich werde es nach Gebühr zu würdigen wissen. Ich habe den ganzen Catalog durchgemacht, ich habe den ganzen Inhalt des faulen Magens jenes Gentleman analysirt, — ich habe meine Hand in seine Galle getaucht, ich habe die halbverdaueten Bruchstücke geprüft, welche in seiner Magenjauche umherschwimmen. Wenn es aber dem Gentleman aus Illinois möglich ist, vermöge der wurmförmigen Thätigkeit seines Magens noch etwas Ekelhafteres und Scheußlicheres herauszuwürgen, als das, was er in jenem Briefe gegen mich ausgespien hat, nun, so mag es auch in Gottes Namen kommen."

Der Sprecher: „Eine solche Ausdrucksweise ist nicht in der Ordnung."

Washburne: „Ich hoffe, daß man der Person nichts in den Weg legen werde, weiter fortzufahren."

Donnelly: „Die Beschuldigungen sind nicht einmal originell. Sie sind zuerst erhoben worden von einem gewissen Driscoll, der im Auftrage eines Redacteurs der „St. Paul's Preß" als geheimer Polizist nach Philadelphia geschickt wurde, der aber nichts auffindig machen konnte, was für mich ehrenrührig wäre. Herr Sprecher, der heimlich heranschleichende Dieb, der uns die Taschen bestiehlt oder einen Ueberrock wegnimmt, ist ein christlicher Gentleman im Vergleich zu jenem Ungeheuer, der uns den kostbaren Mantel unseres guten Rufes rauben will und uns vor Kälte zitternd der Verachtung der Welt preisgiebt. Der Mörder, der einen zu Boden wirft, so daß man im Blute schwimmt, tastet doch

wenigstens unsern Ruf unter den Menschen nicht an, und auf unser Grab können Thränen der Liebe und Zuneigung fallen. Wer aber einen Schlag gegen das Leben unseres Charakters führt und uns besudelt, wer uns mit dem Inhalte der Cloaken bewirft, der ist ein so erbärmliches Subject, daß es Schmeichelei wäre, ihn eine feige Memme zu nennen. Ich will nicht von allen Beschuldigungen Notiz nehmen, welche über den ganzen Brief hinkrabbeln, wie das Ungeziefer über den Leib eines elenden Bettlers hinläuft. Aber es ist auch behauptet worden, ich hätte mir einen andern Namen beigelegt und sei ausgerissen, um der Gerechtigkeit zu entgehen. Herr Sprecher, ich wurde bald nach meiner Geburt als Ignatius Donnelly getauft und so nenne ich mich heute; sollte ich aber jemals geneigt sein, ihn zu vertauschen, so würde ich mich wohl Elihu nennen." (Gelächter. Washburne's Vorname ist Elihu; die alten Judennamen sind bekanntlich bei den Yankeepuritanern und Sabbathisten stark im Schwange.)

Washburne: „Wenn das geschieht, nehme ich sicherlich einen andern Namen an."

Donnelly: „Falls der Gentleman das thut, dann liegt für mich ein Motiv darin, jenen Namen zu behalten. Was wollte der Gentleman eigentlich mit seinen Angriffen? Er hat mit seiner Peitsche über den Köpfen von Mitgliedern dieses Hauses geknallt, und stellt sich hier als der natürliche Nachfolger der Sklavenlords dar, die früher hier ihre Peitschen schwangen. Es genügt ihm aber noch nicht, uns hier anzugreifen und zu schmähen, sondern er segelt auch in anderer Leute Bezirke, um ihnen zu sagen, wen sie wählen und wen sie nicht wählen sollen. Er sagt ja selber, daß General Grant ihm gewiß sei und daß er diesen Ulysses in seiner Hosentasche habe. Ei, er fühlt schon die ganze Last des Reiches auf seinen Schultern, er entwirft schon Ministerlisten, vergiebt Gesandtschaftsposten, stellt Leute an und setzt sie ab. Ist er nicht der Königsfabrikant, die Gewalt gleich hinter dem Throne?"

„Ich beuge mich in tiefer Bewunderung vor dem Genius des Ulysses Grant; ich erkenne in ihm den größten, tapfersten und weisesten Geist der Gegenwart (!!); aber ich kann mir nicht vorstellen, daß er so tief sinken werde, um eine Drahtpuppe zu werden, die sich von dem Gentleman aus Illinois lenken läßt, daß er zu einer Drehorgel werden könne, welche der Gentleman auf dem Rücken umherschleppt, während die ganze Sippschaft des Gentleman aus Illinois oben auf der Maschine sitzt und die ihr zugeworfenen Pfennige erhascht in der Art, wie die Affen es zu thun pflegen. (Allgemeine Heiterkeit.) Soll General Grant die Affenjacke tragen? Wir hatten den General Grant in Minnesota und der Gentleman aus Illinois war, wie sich von selber versteht, bei ihm. Wenn General Grant eine Serenade bekam, steckte der Gentleman hinter ihm den Kopf aus dem Fenster und dankte der Menge, und wenn die beiden in einer offenen Barutsche herumkutschirten und die Menge Hurrah rief, dann legte der Gentleman von Illinois seine Hand aufs Herz und verneigte sich tief. Das Volk war in Zweifel, wer Grant und wer Washburne sei; es wähnte, der kleinere Herr sei wohl ein Politiker vierter Classe und das aufgeblasene, dickthuerische, selbstgefällige Individuum sei der Sieger über General Lee." (Heiterkeit.)

„Herr Sprecher. Der Geist Grant's ist vergleichbar einem Magazine in den großen Handelsstädten der alten Welt, wo ein Geschoß auf das andere, wo ein Keller unter dem andern gebaut ist, und das Alles ist überfüllt mit der kostbarsten, theuersten Waare. Aber der Verstand des Gentleman von Illinois ist vergleichbar den Läden, welche wir hier in der Pennsylvania-Avenue sehen, und wo Alles, was der Krämer feilzubieten hat, im Schaufenster liegt, und wo man ein Placat sieht: Stück für Stück einen Dollar! (Lachen.) Soll ein kleiner Rattenterrier einen mächtigen Neufundländer nach Belieben hin- und herschütteln? Der Gentleman sollte das alte Wort beherzigen, daß man nicht aus jedem Klotz einen Gott schnitzen kann. Man kann nicht aus einem beliebigen Demagogen einen Staatsmann machen. Herr Sprecher, ich zittere für unser Land. Ist es denn wahr, daß wir unter der republikanischen Regierung so tief heruntergekommen sind, daß es in diesem Hause nur einen einzigen rechtschaffenen Mann giebt, nur einen Loth in diesem Sodom? Erschallt nur einzig und allein seine Stimme aus den Cliquen und Conspirationen? Wie würde sich der erst ausnehmen im himmlischen Congresse, wenn er mit dem Gebrüll eines verwundeten Gorilla Reden an die Engel und Erzengel hielte! Vor ihm würden sie alle die Segel streichen, diese himmlischen Heerschaaren, gleichviel ob Fußvolk, Reiter und Dragoner. Ei, wie würde er mit ihren Motiven umspringen und welche Insinuationen würden sie von ihm auszustehen haben. Er würde Sparsamkeit beantragen, die Motion stellen, daß die Räder des Weltalls stillstehen sollten, weil die Kosten für Wagenschmiere allzu beträchtlich seien; alle Ausgaben müßten aufhören, nur allein die Gelder zum Bau eines Wasserclosets für den Gentleman dürften bewilligt werden."

„Und nun noch etwas. Der Gentleman hat mich angegriffen, ich frage nun: Der Gentleman sitzt seit sechszehn Jahren im Congresse; welche wichtige Maßregel hat er beantragt? Hat jemals ein nützlicher Vorschlag seine Unterstützung gefunden; hat er jemals einen originalen Gedanken geäußert? Hat er jemals einen Gedanken gehabt, der sich über die allerplatteste Seichtigkeit erhoben hätte? Wenn man ihn morgen todt in seinem Zimmer liegen fände, würde irgend Jemand darüber sich aufrichtig betrüben? Wer sitzt in diesem Hause, der nicht von ihm Angriffe und Ausfälle erfahren hätte? Jede corrupte und schmachvolle Maßregel, welche in diesem Hause beliebt wurde, fand an ihm allemal einen warmen Fürsprecher; und als jüngst der Gentleman von Vermont (Woodbridge) ihm scharf gegenübertrat, da zog er den Schwanz ein wie ein gepeitschter Spaniolhund. Er hat dahin getrachtet, sich aufzupuffen und einflußreich zu machen, zu unserer Unehre; sich zu rühmen, zu unserer Schande, und dieses Haus, dessen Mitglied er ist, zu besudeln, zu beschmutzen, zu verleumden."

„Wenn in unserer Mitte eine gemeine, niedrige, schmierige Seele ist, — eine unfruchtbare, mittelmäßige Intelligenz, — ein Herz, das verhärtet ist gegen jede edle oder gute Empfindung, gegen jedes noble Gefühl, — eine Zunge, die räudig und voll Aussatz geworden ist durch fortwährendes Schmähen und Verleumden, — ein Maul, welches der Höhle stinkender wilder Bestien gleicht und aus welchem tödtlicher Gestank hervorqualmt; — wenn wir hier einen Charakter sehen, der, obwohl mit Finnen befleckt und über und über punktirt, dennoch aberwitzig faselt und hochtrabenden, bombastischen Wortschwall ausstößt und pöbelhaft schimpft wie eine gemeine Metze, — wenn hier ein frecher, nichtswürdiger, hohlköpfiger, bellender Demagoge ist, so ist es der Gentleman von Illinois."

Der Sprecher erklärte, daß Donnelly's Aeußerungen dem Repräsentantenhause nicht zur Ehre gereichen; wenn dasselbe sie geduldet habe, so könne wenigstens er nicht zugeben, daß sie ohne seinen Protest den Protocollen einverleibt würden.

Donnelly bat um Entschuldigung; es sei gar nicht seine Absicht gewesen, im Hause etwas Ungeeignetes zu sagen; man möge seine Aufwallung nicht übel nehmen.

Washburne: „Er habe noch nie eine persönliche Erklärung gegeben; wenn er das aber einmal thäte, so würde es

gewiß nicht geschehen gegenüber einem Mitgliede, das ein Verbrechen begangen habe; nicht gegenüber einem Mitgliede, das heimlich durchgebrannt sei, nicht einem solchen, das seinen Namen gewechselt habe, nicht einem, dessen ganze Geschichte in diesem Hause in Käuflichkeit, Corruption und Verbrechen bestehe. Keine Erklärung oder Erörterung gegenüber einem Individuum, das völlig überdeckt ist mit Schimpf, mit Schande, mit Infamie, dessen ganzes Protocoll in Ueberfülle strotzt von Betrug jeglicher Art; von Branntweinbetrügereien bei der Steuer und von anderen Betrügereien; einem Manne, der falsch ist gegen seine Freunde, sein Land, seine Wähler, seine Politik, seine Religion und seinen Gott."

Man wird zugeben, daß eine solche Sprache für Volksvertreter, welche an der Spitze einer Partei stehen, die sich als Partei der höheren moralischen Ideen hinstellt, etwas stark erscheint. Nicht minder stark ist, daß ein Repräsentantenhaus dergleichen mit „Gelächter und Heiterkeit" aufnimmt. Auch stehen solche Auftritte nicht etwa vereinzelt da. Ich will aus der langen Reihe solcher unerbaulicher Scenen nur eine anführen. Die radicalen Ankläger hatten unter den verschiedenen angeblichen großen Verbrechen und Vergehen, deren sich Präsident Johnson schuldig gemacht haben sollte, auch hervorgehoben, daß er eine ungeeignete Sprache gegen den Congreß geführt habe. Während des Processes erinnerte einer der Vertheidiger Johnson's an die Art und Weise, wie zwei der leidenschaftlichsten und grimmigsten Ankläger, Bingham und Butler, die nun gemeinsame Sache gegen den Präsidenten gemacht haben, einander im Congresse behandelten. Zur Erläuterung wollen wir voranschicken, daß auf Bingham's Betrieb die Frau Surratt, welche angeblich an dem Mordanschlage gegen Lincoln betheiligt sein sollte, gemordet wurde; ihre Schuld war gar nicht erwiesen und längst glauben auch die Radicalen nicht an eine solche. Butler, Advocat aus Massachusetts, war im Kriege ein unfähiger General, der viel Rühmens von sich machte, namentlich daß er den Conföderirten das Fort Fisher abnehmen wolle; er scheiterte indessen kläglich.

Nun las der Vertheidiger Evarts im Repräsentantenhaus aus einem frühern Sitzungsberichte die Debatte vor, in welcher die beiden radicalen Helden einander Wahrheiten sagten. Bingham hatte dem Butler die Thatsache vorgeworfen, daß derselbe, ehe er die demokratische Partei verlassen, 1860 auf der demokratischen Convention zu Charleston wohlgezählt 50 Mal seine Stimme zu Gunsten des Jefferson Davis abgegeben und diesen für den geeigneten Unionspräsidenten erklärt habe. „Einem solchen Gentleman (— Gentlemen sind sie alle, alle! —) geziemt es nicht, meine Rechtschaffenheit und meine Ehrenhaftigkeit anzutasten. Mit Zorn und Verachtung weise ich alle derartigen Aeußerungen zurück, von wem sie auch kommen mögen, ob von dem Helden, welcher Fort Fisher nicht erstürmt hat, oder von einem, der dasselbe genommen hat."

Butler, gegen Bingham sich wendend: „Wenn der Gentleman aus Ohio sich während des Krieges nützlich gemacht hat, so will ich das gern anerkennen. Leider weiß ich von keinem andern Opfer der Heldenthaten des Gentleman, als daß er eine unschuldige Frau auf das Schaffot beförderte und sie hängen ließ. Ich meine Frau Surratt. Ich kann mir die Erinnerung an Fort Fisher wohl gefallen lassen, wenn er von seinen Kumpanen unterstützt wird, obwohl er das Blut einer Frau vergoß, die von einer Militärcommission verhört und verurtheilt wurde, obwohl, meiner Ueberzeugung nach, dazu gar kein genügender Beweis vorlag."

Bingham: „Ich fordere den Gentleman auf, hier in diesem Tribunal oder vor irgend einem andern Tribunale zu behaupten, daß ich irgend ein Buch oder Protocoll verstümmelt habe. Solch eine Behauptung, die ohne den Schatten eines Beweises vorgebracht wird, kann nur von einem Menschen vorgebracht werden, der in einer Flasche lebt und mit silbernen Löffeln gefüttert wird."

Butler, den Lincoln als Proconsul nach Neuorleans geschickt hatte, trieb dort das Raubhandwerk im Style mancher Marschälle des ersten Napoleon und sah es namentlich auf das Silberzeug der „Rebellen" ab; daher sein Spitzname Silver spoon. Jetzt eben, Ende Mai, sind Beschuldigungen wider ihn erhoben, daß er den Conföderirten sogar Kriegsbedarf auf seine eigene Rechnung verkauft habe. Die eidlich erhärteten Angaben darüber waren an den Kriegsminister Stanton, einen ehemaligen Advocaten, gekommen, der sie aber geheim hielt und pflichtwidrig unterschlug. Jetzt sind sie zum Vorschein gebracht worden und es wird ein Proceß darüber stattfinden.

Solche Menschen sind seit Jahren die einflußreichsten Politiker in der „Musterrepublik" und führen das große Wort in der herrschenden radical-republikanischen Partei

---

Reisebilder aus der romanischen Schweiz.

Von **Dr. Bernhard Endrulat.**

I.

Einleitendes. — Ueber den Albula-Paß ins Engadin.

Vergegenwärtigt man sich die verschiedenen Nationalitäten, welche auf dem Grund und Boden der Schweiz hausen, so ist man mit der Eintheilung in die deutsche, die französische und die italienische Schweiz schnell bei der Hand und mit ihr fertig. Man übersieht aber dabei einen vierten Volksstamm, der noch einen wenn auch verhältnißmäßig nur kleinen Theil des Schweizerlandes behauptet, oder man incorporirt ihn stillschweigend in die italienische Schweiz, obwohl er doch seiner Abstammung nach und wegen der Eigenthümlichkeit seiner Sprache eine selbständige Erwähnung zu begehren wohl berechtigt ist.

Diesen Volksstamm bilden die Romanen, welche in einem Theile des alten Rhätiens, dem heutigen Canton Graubündten, ihre Wohnsitze haben. Im nördlichen Theile dieses Cantons freilich, in seiner Hauptstadt Chur und deren nächster Umgebung, bemerkt der deutsche Reisende nichts von abweichender

Sprache und Nationalität; hier ist das Deutsche so erfolg- und siegreich gegen die echte, aber verkommene Tochter des alten, stolzen Roms aufgetreten, daß sich in keiner Schicht der Bevölkerung mehr eine Erinnerung an das „Churwälsch“, wie es die alt- und mitteldeutsche Zeit kannte, erhalten hat.

Anders ist es in dem südöstlichen Theile Graubündtens, in dem seiner erhabenen Naturschönheit halber als eine wahre Perle des Schweizerlandes zu bezeichnenden Engadin, wo „Romauntsch“ oder „Ladin“ die herrschende Sprache, die Sprache des gewöhnlichen Verkehrs und der Traulichkeit des Familienlebens ist, während Deutsch nur hier und da den Behörden und den Fremden gegenüber gebraucht wird. Im Ganzen sprechen noch 40,000 Graubündtner, also etwa die Hälfte der gesammten Einwohnerschaft des Cantons, als ihre Muttersprache das Romanische, das diesen seinen Namen vor allen anderen Töchtersprachen des Lateinischen, den romanischen im weiten, allgemeinen Sinne, wegen der Treue verdient, mit welcher es nicht nur lateinische Wurzeln, sondern auch lateinische Formation bewahrt hat.

Die romanischen Bewohner Graubündtens sind aus der Vermischung der rhätischen, also celtischen und wohl auch etruskischen Urbevölkerung dieser Alpenlande, mit den seit dem Jahre 16 vor Christus als Eroberer eingedrungenen Römern entsprungen; einige deutsche Elemente traten im Laufe der späteren Jahrhunderte hinzu. Ein getreues Abbild dieser Völkermischung giebt die romanische Sprache. Celtische Wurzeln sind in ihr, namentlich in den Eigennamen, zahlreich vorhanden; einzelne deutsche Einflüsse lassen sich, wenngleich nicht häufig, nachweisen, während ihr römisches Haupt- und Stammelement sie dem Provenzalischen, dem Französischen und dem Italienischen nähert, wobei sie jedoch ein durchaus eigenthümliches Gepräge zeigt.

Eine romanische Literatur giebt es heute nur noch in sehr bescheidener Ausdehnung: der gesammte Schatz mag aus etwa 60 Büchern bestehen. Unter diesen befindet sich seit 1560 eine Uebersetzung des Neuen Testaments von dem Oberengadiner Viveronius (Viveroni oder Bifrun), einem der eifrigsten Reformatoren seiner Heimath. Es mag bei dieser Gelegenheit gleich bemerkt werden, daß die romanischen Graubündtner, insbesondere die Bewohner des Engadin, Protestanten sind. Die Kirchenverbesserung fand bei ihnen, vornämlich von Norditalien aus, seit den vierziger Jahren des 16. Jahrhunderts Eingang und bereitwillige Aufnahme. Vergerius, der von der katholischen Kirche in den Bann gethane Bischof von Capo d'Istria, Gallicius, Viveronius und Andere verdienen den Namen bündtnerischer Reformatoren.

In neuerer Zeit sind vielfache Versuche in Poesie und Prosa gemacht worden, die romanische Sprache wieder zu Ehren und zu häufigerer Verwendung zu bringen, Versuche, die aufs Lebhafteste an die in Norddeutschland stattgehabten Bestrebungen hinsichtlich des Plattdeutschen erinnern, nur daß diesen letzteren von vornherein die Theilnahme und Dankbarkeit eines bei weitem größern Publicums in Aussicht stand.

Insbesondere ist hierbei einer der drei Dialekte, in welche das Romanische sich scheidet, der oberengadiner, berücksichtigt worden. Er hat seit 1857 eine „Ortografia et Ortoëpia del idiom romauntsch d'Engiadin' ota“ von Palliozzi, Kreispräsidenten in Celerina, aufzuweisen, und ein in Zuz erscheinendes Wochenblatt politischen und belletristischen Inhalts, „Fögl d'Engiadina“ (zu sprechen etwa: föllj dendjadina), d. h. „Engadiner Blatt“, sucht die alte Landessprache auch auf diesem Gebiete zu erhalten.

Um einen ungefähren Begriff davon zu geben, wie sich das Romanische zum Lateinischen und den anderen aus ihm hervorgegangenen Sprachen verhält, lassen wir hier einige Sätze im oberengadiner Dialekt folgen.

Das in fast allen Sprachen zu findende Sprüchwort: „Es ist nicht Alles Gold, was glänzt“, fehlt auch im Romanischen nicht und lautet hier so: „A non ais tuot-or, que chi glüscha.“ Die deutsche Redensart: „Die Berge stehen still, aber die Menschen begegnen sich“ heißt romanisch: „Las muntagnas staun salda, ma la glieud s'incuntran.“ Die beiden Wörter glüscha (glänzt, glitzert, leuchtet) und glieud (Leute, Menschen) sind offenbar deutsche Eindringlinge. Das dem Orient entstammende Sprüchwort: „Die Zunge hat keine Knochen, aber sie zerbricht Knochen“ heißt hier: „La laungia non ho öss, ma fo rumper il döss“ (wörtlich: aber macht brechen den Rücken). Eine charakteristische Lebensregel der Engadiner lautet: „Chi da vainch anns non ais, da trenta non so et da quaranta non ho: quel mê non sarò, mê non savarò et mê non avarò!“ — zu Deutsch: „Wer mit zwanzig Jahren nichts ist, mit dreißig nichts weiß und mit vierzig nichts hat, der wird nie etwas sein, nie etwas wissen und nie etwas haben!“ Endlich sei noch der Vers angeführt, der die günstigste Zeit für den Besuch des Engadins angiebt. Er heißt:

„Chi l'Engiadina voul vair bella,
Vegn' üna vouta l'ann
E que intuorn San Gian!“

in wörtlicher Uebersetzung: „Wer das Engadin will sehen schön, komme einmal das Jahr und das um St. Johannis.“

Den Gesammtcharakter der romanischen Sprache bezeichnet einer ihrer frühesten Freunde und Kenner unter den deutschen Gelehrten, Lorenz Diefenbach, gewiß sehr treffend, indem er sagt: „Ihr ganzer Laut zeigt die derbe, ungezierte, aber auch ungebildete Tochter einer schönen Mutter, dem rauher gewöhnten Ohre des Nordländers immer noch sanft erscheinend. Die gewaltige Natur ihrer Heimath spiegelt sich in den volltönigen Doppellauten, in der kräftigen, freilich auch harten Aussprache ab.“

Das Engadin erscheint als der Hauptsitz des romanischen Idioms, als der Mittel- und Kernpunkt des ganzen romanischen Graubündtens.

Unter dem Namen Engadin ist bekanntlich das Thal des Inn von seiner Quelle am Maloja-Paß bis zu seinem Eintritt in Tirol bei Finstermünz zu verstehen. Es zieht sich nördlich von der gewaltigen Felsen- und Gletschermasse des Bernina von Südwest nach Nordost in einer Länge von 19 Stunden (etwa 9 bis 10 deutschen Meilen) dahin und zerfällt in das Oberengadin, das vom Maloja-Passe bis zum Dorfe Zernetz, und in das Unterengadin, das von da bis zur tiroler Grenze reicht.

Der bei weitem anziehendere Theil ist der erstere, und ein Aufenthalt in ihm gehört in jeder Beziehung mit zu dem Lohnendsten, was die Schweiz überhaupt zu bieten hat. Eine wahrhaft majestätische Gebirgswelt, der kolossale Stock der Bernina-Gruppe, umschließt hier den entzückten Wanderer; der Naturforscher erblickt die interessantesten Schauspiele und erbeutet geologische, botanische, entomologische Schätze von großer Seltenheit und großem Werthe fast ohne die geringste körperliche Anstrengung, und den Ethnographen, den Sprachforscher muß der hier wohnende eigenthümliche Menschenschlag mit seiner besondern Sprache, einer köstlichen linguistischen Reliquie, in hohem Grade anziehen. Sie alle aber erfreuen sich dazu im Gegensatz zu den von Reisenden wimmelnden Theilen der übrigen Schweiz hier im Engadin größtentheils einer wohlthuenden Einsamkeit. Weder unbequeme Engländer, noch überlästige Berliner verbittern Einem hier den tieferquickenden, innigen Verkehr mit der Natur. In Folge davon, daß das Engadin abseits von den gewohnten Heerstraßen der überwiegenden Mehrzahl der Schweizerreisenden liegt, herrscht in ihm auch noch eine erfreuliche

Einfachheit der Lebensweise, eine oft überraschende Billigkeit der Lebensbedürfnisse, und Dr. Gustav Rasch, der bekannte Tourist, hat wohl kaum Ursache gehabt, einen der Gastwirthe des Engadins in sein gefürchtetes „schwarzes Buch" einzutragen.

Das Engadin enthält drei Ortschaften, die sich dem Reisenden zu längerm Aufenthalte besonders empfehlen: St. Moritz, Samaden und Pontresina. Jede derselben hat ihre eigenen Vorzüge. St. Moritz, romanisch San Murezzan, ist ein nicht unbedeutender Badeort, dessen Sauer- und Stahlquellen die berühmtesten ähnlichen Wasser Europas, z. B. die Pyrmonter und Schwalbacher Quellen, an Gehalt von kohlen- und schwefelsauren Natronsalzen übertreffen. Es ist eine der am höchsten gelegenen größeren Ortschaften der Schweiz, man sagt, das höchste Kirchdorf in Europa, denn es liegt etwa 6000 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Seine Witterung ist daher selbst in den Sommermonaten oft eine sehr rauhe. Gleich St. Moritz liegt auch Samaden, der Hauptort des Engadins, in dem breiten Thale des Inn selbst, während Pontresina unweit davon in einem der zahlreichen Nebenthäler liegt. Samaden ist ein reicher, vornehm ausschauender Ort; es wohnen in ihm zahlreiche Graubündtner, die sich in der Fremde, vornämlich in Italien, Frankreich und Deutschland, als Conditoren, Inhaber von Kaffeehäusern, Gastwirthe, Seidenhändler ꝛc. ein Vermögen erworben haben und mit ihm hierher in die Heimath zurückgekehrt sind. Pontresina erscheint einfacher, aber traulicher, und für denjenigen, der sich so recht mitten in den Wundern der Gebirgs- und Gletscherwelt wissen will, ist es der am meisten zu empfehlende Standort.

Für den Fußwanderer, der von Chur aus ins Engadin zu gelangen gedenkt, giebt es einen ungemein reizvollen, in zwei Tagen bequem zurückzulegenden Weg. Zur Abkürzung desselben mag er noch eine Strecke weit, bis Tiefenkasten, 4 bis 5 Stunden südlich von Chur, die vortreffliche eidgenössische Post benutzen, welche über den Julier-Paß nach Samaden fährt. In Tiefenkasten hat man das Thal der Albula, eines Zuflusses des Hinter-Rheins, erreicht, an deren rechtem Ufer nunmehr in östlicher Richtung der Weg ins Engadin über den Albula-Paß führt.

Der erste Theil des Weges bis zu dem freundlichen, wohlhabenden Dorfe Bergün besteht aus einer schönen, erst 1860 vollendeten Fahrstraße, auf der man sich stets in einer an Abwechselung reichen, waldigen Felsgegend befindet. Man spaziert durch das elegante Schwefelbad Alveneu, das kaum von anderen Badegästen als Graubündtnern gekannt sein und aufgesucht werden mag, sieht in schwindelnder Höhe über Filisur die Trümmer der Burg Greifenstein und tritt jenseits dieses Oertchens in einen einsamen, anmuthigen Wald ein, in dessen Mitte die Ruinen eines Eisenwerks, das den poetischen Namen Bellaluna führte, wie die Scenerie einer romantischen Dichtung liegen.

Weiter aufwärts verwandelt sich das Thal der Albula mehr und mehr in eine enge, wilde Felsschlucht, in der die Straße, als ein kühnes Monument menschlichen Scharfsinns und menschlicher Kunst, zu bewundernden, stolzen Gedanken veranlaßt. Kann sich der Ausblick von ihr auch nicht mit den grausigen Schönheiten der Via Mala und anderer, an schwindelnden Abgründen sicher hinleitende Gebirgspässe messen, so wird man doch nicht ohne Erregung und Entzücken in die fast unabsehbare Tiefe hinabschauen, in der sich der weiße Silberfaden der Albula auf weite Strecken zeigt. Macht der Weg endlich eine Biegung um eine Felsenecke herum, so liegt in einem breiten, grünen Thalkessel, den schneebedeckte Felsenhäupter umschließen, das einladende Bergün vor dem Wanderer. Ohne Führer, ohne Anstrengung, noch bei guter Nachmittagsstunde hat man es erreicht; es ist daher natürlich, daß man sich noch nicht zum Bleiben und Rasten aufgelegt fühlt. Und so geht es denn nach flüchtiger Erquickung in dem Wirthshause des Landammanns Cloëtta und nachdem man sich einen Führer verschafft hat, der für die nächste Strecke unentbehrlich ist, weiter „zum Weißenstein".

Die schöne Kunststraße, welche wir taglüber zu bewundern hatten, ist in Bergün zu Ende; steile Fußpfade und ein Weg, der für die Saumthiere leidlich, für die kleinsten Bergwägelchen kaum mehr zu passiren sein mag, führen uns weiter und höher. Das Aufsteigen zum Weißenstein geschieht so rasch, so steil, daß man fast mit jedem Schritt höher hinauf die Veränderung der Vegetation und ihre Abnahme bemerken, verfolgen kann. Grüne Matten, Bäumchen und Büsche verschwinden bald, graue, trostlos-öde Felsenmauern bilden die Thalwände; eiskalt haucht die in unzähligen Fällen und Fällchen dahinstürzende Albula aus der Tiefe zu uns herauf; herabgestürztes Geröll umgiebt uns weit und breit. Zwischen ihm aber hat sich zur Freude des Botanikers die hochalpine Flora der Ranunculaceen, Primulaceen, Gentianeen, Saxifrageen u. s. w. in unerschöpflicher Fülle angesiedelt.

Verzögert der Sammeleifer unser Vorwärtskommen nicht gar zu sehr, so können wir die 2000 Fuß, welche der Weißenstein höher liegt als Bergün, in etwa 2 Stunden überwinden.

Endlich ist es geschehen. Wir sind an einem einzelnen, einstöckigen Hause mit wenigen Fenstern, die kaum so groß sind wie sonst eine mittelmäßige Fensterscheibe, angelangt. Dies einfache, fast dürftige Gebäude also wird uns Obdach für die Nacht bieten; das also ist „der Weißenstein", bei dessen Namen unsere Phantasie uns mindestens ein Schlößlein mit blitzenden Scheiben, das aus grünen Baumgruppen anmuthig hervorlacht, vor die Augen zauberte! Aber was weiß die Phantasie davon, daß wir uns hier nahe der Grenze des ewigen Eises und Schnees, 6200 Fuß über der Meeresfläche, befinden! Während draußen in der Ebene jetzt der Sonnenbrand des Juli glüht, hüllen wir uns hier fest in Mantel oder Plaid. Unsere Umgebung ist großartig durch Oede und Einförmigkeit; nichts als riesige Felsenmauern ohne einen einzigen grünen Halm; Schneefelder, Eisabhänge und mitteninne der tosende Gletscherbach. Hat man dem Führer, der wieder nach Bergün zurückkehrt, nachgesehen, bis er in der Tiefe verschwunden, und starrt man um, während die Wirthsleute unsichtbar im Innern des Hauses verweilen, als das einzige lebende Wesen in unabsehbarer Runde in die erstorbene Natur hinein, so kann man sich eines Gefühls trostloser Verlassenheit nicht erwehren. Ein Glück, wenn dann die freundliche Wirthin heraustritt, die wenigen Stufen zum Bache hinabsteigt und aus dem in ihm belegenen Behälter vor unseren Augen die Forellen herausschöpft, die sie uns zum Abendessen zugedacht hat!

Ich war der einzige Gast auf dem Weißenstein und leugne nicht, daß mir dies bisweilen ein unbehagliches Gefühl erregte. Wofür wären denn alle die Geschichten von einsamen Wirthshäusern mit überfallenen und ermordeten Reisenden, wenn sie Einem nicht an so passenden Orten einfallen sollten? Freilich erschienen meine Wirthsleute so recht als Typus einfacher, unverdorbener Gebirgsbewohner, die mir alle möglichen kleinen Aufmerksamkeiten erwiesen, indessen enthielt wieder mein Schlafzimmer, das übrigens gleich der Wirthsstube wohl geheizt war, der unheimlichen Anzeichen so manche, z. B. die gänzliche Abwesenheit von Schloß, Riegel und sonstigem Verschlußapparat an der Thür, daß ich in der Nacht mehrmals auffuhr und horchen mußte, ob sich im Hause nichts Bedrohliches rege. Aber Alles war todtenstill, nur die unermüdliche Albula rauschte draußen. Als ich am Morgen unermordet erwachte, rieselte das Wasser stromweise an den

Wänden meines Zimmers herab, draußen hingen lange Eiszapfen an allen Vorsprüngen des Hauses und die Sonne glitzerte weit und breit im Reife, der Alles überzog. Und wir schrieben doch den 13. Juli!

Nach dem Frühstück brach ich auf. Bis zur Paßhöhe war noch eine Steigung von etwa 1000 Fuß in einem anderthalbstündigen Marsche zu überwinden. Nie habe ich mich in absoluterer Einsamkeit befunden als auf diesem Wege. Sobald der Weißenstein dem rückwärts blickenden Wanderer entschwunden ist, nimmt ihn ausschließlich die Natur hin, deren Charakter hier Zertrümmerung und Tod ist. Nur bisweilen lassen sich andere Laute vernehmen als der Hall der eigenen Fußtritte und als das Rauschen des Gletscherbaches. Ein helles Pfeifen ertönt, — es sind Murmelthiere, die sich vor ihrer Höhle sonnten und mit diesem Warnungsruf in ihr verschwinden; im Geröll, das die Abhänge bedeckt, klappt ein Stein auf den andern, — Schneehühner, so grau wie das Gestein, auf dem sie sich aufhalten, bewirkten es, indem sie darüber weghuschten; aus höchster Luft tönt ein Kreischen zu uns herab, — es ist ein Steinadler, der majestätisch seinen Horst umschwebt und nach Beute ausschaut.

Der Weg, auf dem wir schreiten, ist interessant, aber nicht gefahrlos. Zur linken Hand haben wir eine mehr oder weniger schroff aufsteigende, mit Geröll und Felstrümmern bedeckte Wand; rechts ist die Schlucht, in der die Albula tost. Sehr häufig ist die am Abgrunde belegene Kante des Weges von herabgestürztem Gestein weggeschmettert worden, so daß von ihm nur eine Breite von 2, höchstens 3 Fuß übrig geblieben ist; an vielen Stellen bedeckt ihn tiefer Schnee, den eine darüber hingerollte Lawine zurückgelassen, an anderen wieder ist er von Schneebächen so abgespült, daß es schwer ist, sich auf der abschüssigen Bahn zu erhalten.

Das jenseitige Ufer der Albula, das linke, gleicht dem diesseitigen; auf ihm erhebt sich als höchste, gedoppelte Spitze einer gewaltigen Felsenwand Piz Dschimels (Zwillinge, vom lateinischen Gemelli), daran schließt sich eine lange ernste Riesenmauer, Crasta mora, der schwarze Grat, genannt, beides Höhen, welche bis gegen 9000 Fuß emporsteigen.

Von den unterwegs zu machenden botanischen Beobachtungen seien hier nur zwei erwähnt. Die zierlichste, zarteste Schwester der Tulpe und Lilie, die kaum fingerlange Lloydie (Lloydia serotina. Salisb.), ein echtes Kind der höchsten Alpen, fand sich zahlreich auf den Abhängen zur Linken des Weges, und am untern Ende jedes schmelzenden Schneefeldes, von dem eiskalten Schneewasser umrieselt, blühten die beiden reizenden Primulaceen: Soldanella alpina Linn. und Soldanella pusilla Baumg. unter einander gemischt und schaarenweise. Es giebt keine größeren Gegensätze, als diese so überaus zierlichen, feinen Pflänzchen und die so wilde, rauhe Natur, welche sie erzeugt.

Hat man einmal die Paßhöhe überschritten, so geht es ziemlich schnell bergab und in buntere, mannichfaltigere Regionen hinein. Bald umfängt uns ein Wäldchen von Nadelbäumen, unter denen die freundlich grüne Lärche den Vorrang behauptet. Durch seine Lichtungen sehen wir weiße Ortschaften zu uns emporblinken. Wir treten wieder aus ihm heraus und blicken nun in eine prächtige Landschaft hinein. Zu unseren Füßen liegt das breite, schöne Thal des Inn, zunächst vor uns die beiden sauber und freundlich ausschauenden Orte Ponte und Campovasto, deren Namen uns sagen, daß wir nun recht eigentlich in die romanische Schweiz eintreten. Zu berühren brauchen wir die genannten Orte nicht, denn ein Fußsteig führt uns diesseits Ponte auf die breite, fast schnurgerade Straße, welche oft dicht am Inn hinläuft, und auf der wir nun flußaufwärts nach Südwesten zu wandern haben, so daß Crasta mora und Piz Dschimels nunmehr rechts und in unserm Rücken erscheinen.

Welche Veränderung der Scenerie! Statt des halsbrechenden Kletterpfades eine kunstgerechte Chaussee, glatt und eben wie die Parquets eines Tanzsaals; selbst das wilde Kind der Berge, der Fluß neben uns, hat sich der zügelnden Hand der Cultur fügen müssen: man hat ihm seine naturwüchsigen wilden Kreuz- und Quersprünge abgewöhnt, ihn canalisirt, so daß er fein sittsam geradeaus geht. Gigantische Felsenmauern, wie sie uns am Vormittage zu beiden Seiten einengten, ragen zwar auch hier empor und schließen die Runde nach allen Seiten, aber sie treten weiter zurück und erscheinen darum weniger furchtbar. Was sie aber umschließen, das ist im Gegensatze zu der frühern Oede und Einsamkeit ein wohlthuendes Bild fleißigen und behaglichen Menschendaseins. Bergwägelchen, von schellenbehangenen Pferden rasch dahingezogen, rollen an uns vorüber; ihre freundlichen Insassen wie die an uns vorbeigehenden Fußwanderer bieten uns den üblichen Gruß. „Buom seir“, guten Abend, lautet er, denn es ist 12 Uhr Mittags vorüber.

Der Wunsch, unser Standquartier für die nächste Zeit, das Dorf Pontresina, schnell zu erreichen, läßt uns auf dem von allen Hindernissen freien Wege wunderbar rasch vorwärts kommen. Wir erreichen zunächst das freundliche Dorf Bevers und bald nachher Samaden. Ein wenig oberhalb dieses größten und reichsten Ortes im Oberengadin münden, von links kommend, die Gewässer aus dem Thal von Pontresina in den Inn, den sie zu doppelter Mächtigkeit anschwellen. An ihnen entlang läuft die Straße, welche uns nach halbstündiger Wanderung nach Pontresina führt.

Der Ort liegt in zwei große Häusergruppen gesondert, Laret heißt der vordere, untere Theil, Giarsun der obere. Die Gasthäuser befinden sich im erstern. Ihrer zwei bewarben sich um unsern Eintritt: das „Kreuz“ und die „Krone“. Wir gaben dem „Kreuz“ den Vorzug, nicht um des Namens und der bei ihm erwachenden Ideen-Association willen, sondern nur, um einmal einen recht eigenthümlichen Gasthalter kennen zu lernen. Herr Enderlin, so heißt der Wirth des „Kreuzes“, bekleidet nämlich diese Stellung nur während der Sommermonate; den übrigen Theil des Jahres ist er wohlbestallter Schullehrer des Ortes. Sollte er viele Collegen haben, die ihre Sommerferien auf eine so originelle und zugleich einträgliche Weise verbringen?

Die Deutschen in Venezuela.

Wir erhielten aus Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, vom 6. Mai ein Actenstück, das von Interesse ist. Die dort lebenden Deutschen nämlich haben unterm 4. October 1867 an die oberste Behörde des Norddeutschen Bundes ein Gesuch gerichtet, in welchem sie um die Bestallung eines diplomatischen Vertreters von Deutschland bei der venezuelanischen Regierung bitten. Mit vollem Rechte betonen sie, daß dieselbe nothwendig sei und weisen nach, daß

eine Vertretung durch Handelsconsuln ungenügend sei. Bisher war ihrem Gesuche nicht willfahrt worden und es ist erklärlich, daß sie darüber einigermaßen mißmuthig waren. Eine Verzögerung lag aber in den Verhältnissen selbst. Die gesammte diplomatische und consularische Vertretung in den überseeischen Ländern mußte zuvor im Reichstage zur Verhandlung kommen; das ist geschehen und wir wollen annehmen, daß den Wünschen und Bedürfnissen unserer Landsleute auch in Venezuela demnächst gewillfahrt werde.

Die Eingabe ist von Herrn Adolf Ernst in Caracas verfaßt, klar, übersichtlich und kurz. Wir ersehen aus derselben, daß Preußen bisher vier Consulate in Venezuela hatte: zu Ciudad Bolivar (Angostura am Orinoco), La Guayra, Puerto Cabello und Maracaibo; das letztere war aber eben vacant. Die Hansestädte haben in Caracas einen Generalconsul. Es kann nicht ausbleiben, daß der Norddeutsche Bund hier die erforderlichen Reformen eintreten läßt.

Herr Adolf Ernst führt den Nachweis, wie nothwendig ein kräftiger Schutz für unsere Landsleute sei: „Venezuela befindet sich seit vielen Jahren in fortwährenden politischen Umwälzungen, durch welche die Interessen der Deutschen manchmal verletzt worden sind. — — Die hiesigen Staatsverhältnisse sind nicht von einem strengen Rechtsbewußtsein durchdrungen, und im auf- und absteigenden Kampfe der Parteien ist zu offenbarer Willkür oder doch zu einer durch irgend welche Decrete formell sanctionirten Rücksichtslosigkeit nur zu häufig Gelegenheit gegeben. Man hat z. B. Waffen aus den Magazinen weggenommen und der Eigenthümer eines derselben hat noch heute, seit mehreren Jahren, keine Entschädigung erhalten können, wohl aber betraf ihn eine neue Waffenlieferung. Andere haben Bekleidungs- und Munitionsgegenstände geliefert, und dennoch macht man nicht die geringsten Anstalten zur Bezahlung der nun schon mehrere Jahre alten Forderungen. In den letzten Jahren existirte nicht einmal ein Vertrag zwischen den consularisch vertretenen Hansestädten und Venezuela“ ꝛc.

„Der Deutsche in Venezuela war, wie bisher an so vielen anderen Punkten des Auslandes, leider ohne Rechtsschutz von Seiten seines Vaterlandes. Aus diesem Grunde haben sich auch viele deutsche Staatsangehörige veranlaßt gesehen, den Schutz einer fremden Macht nachzusuchen, und die Deutschen in Caracas waren dreimal genöthigt, diesen Schritt zu thun; — zuerst 1855, als das von dem damaligen Präsidenten Monagas erlassene Decret einer sofortigen Emancipation der Sklaven ernste Besorgnisse für die Sicherheit der weißen Bevölkerung hervorrief. Damals gewährte der Vertreter Englands seinen Schutz. Zum zweiten Male breitete sich Englands Flagge schützend über die Deutschen aus in dem unruhevollen Jahre 1859, und endlich suchten die Deutschen in kritischen Verhältnissen den Schutz des französischen Vertreters nach, der ihnen indessen nicht gewährt wurde.“ —

Dergleichen Verhältnisse sind geradezu schimpflich für unser Volk, und es kann nicht fehlen, daß hier Wandel geschafft wird. Ein Volk und ein Staat gelten in der Welt nur dann, wenn sie überall kräftig für die Interessen ihrer Angehörigen einstehen. Deutschland hat jetzt eine Flotte und kann vermittelst derselben in überseeischen Ländern mit Nachdruck auftreten.

Wir entlehnen der Eingabe der Deutschen in Caracas folgende Nachweise:

„Die Zahl der Deutschen in Venezuela, obgleich nicht mit wünschenswerther Genauigkeit bekannt, behauptet in der Fremdenstatistik des Landes eine der höchsten Ziffern. Kaum ist ein irgend bedeutender Ort zu nennen, in welchem nicht wenigstens ein Deutscher ansässig wäre. In Caracas leben nach einer sicherlich nicht zu hoch greifenden Schätzung gegen 500 Deutsche. Eine unzweifelhaft größere Anzahl dürfte sich zusammengenommen in Maracaibo, Puerto Cabello, La Guayra und Ciudad Bolivar (Angostura) befinden. Im Allgemeinen kann man ohne Uebertreibung 1500 bis 1600 Deutsche in ganz Venezuela annehmen. Die meisten von ihnen sind aus Norddeutschland, weil der Handel Venezuelas mit Hamburg, Altona und Bremen bis jetzt beinahe der einzige Vermittler der Uebersiedelung war.

Die Deutschen erfreuen sich in Venezuela durchgängig eines guten Rufes. In Veranlassung des deutschen Fahnentages am vergangenen 1. October drückte sich der Redacteur des „Federalista“ (Nr. 1240 dieses Journals) folgendermaßen aus: „Bis jetzt sind die Deutschen die sittlichsten, thätigsten und am meisten Bildung Fördernden unter unseren fremden Gästen gewesen.“ Eine andere Zeitschrift, „El Porvenir“ (Nr. 926, 1. October), nennt die Deutschen „unsere arbeitsamen und ehrenwerthen Gäste“, und in Nr. 92 desselben Blattes bestätigt ein Artikel die „Bildung und Umsicht, Arbeitsamkeit und geschäftliche Gewissenhaftigkeit der Deutschen, durch welche sie sich die Sympathien der Landesbewohner in hohem Grade erworben haben.“

Die sociale Stellung der Deutschen in Venezuela ist aus diesen Gründen eine ehrenwerthe, wie andererseits ihre verschiedenartige Berufsthätigkeit sie als nützliche und werthvolle Elemente der Bevölkerung charakterisirt. In Caracas z. B. sind viele von ihnen Handwerker und haben sich durch solide und preiswürdige Arbeiten volle Anerkennung erworben. Fast sämmtliche Apotheker in ganz Venezuela sind Deutsche, und darunter sind Geschäfte, welche ein bedeutendes Capital repräsentiren. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist der deutsche Handel. Zum Belege dafür mögen die nachfolgenden statistischen Daten dienen, welche officiellen Documenten in den „Memorias de Hacienda“ entnommen sind.

Im Finanzjahre 1853/1854 betrug die Gesammteinfuhr Venezuelas 5,692,387 Dollars 92 Cents. Davon kommen auf Deutschland (Hansestädte und Altona) 830,137 D. 69 C. oder $14_{,6}$ Proc. England betheiligte sich mit 1,649,812 D. 54 C. oder 29 Proc., die Vereinigten Staaten von Nordamerika mit 1,180,444 D. 80 C. oder $20_{,7}$ Proc. Deutschland behauptete also in dem genannten Jahre den dritten Rang in der Einfuhr. In demselben Zeitraume betrug die Gesammtausfuhr Venezuelas 7,139,804 D. 7 C., von denen auf Deutschland 1,586,514 D. 53 C. oder 22 Proc. kommen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika hatten den Maximumantheil mit 2,420,935 D. 65 C. oder 34 Proc. Die Ausfuhr nach Deutschland behauptete den zweiten Rang, während Frankreich, Spanien, die Niederlande und England in absteigender Linie folgen. Die gesammte Bewegung des venezuelanischen Handels erreicht demnach in dem bezeichneten Jahre die Ziffer von 12,832,191 D. 99 C., von denen 2,416,652 D. 22 C. oder 19 Proc. auf Deutschland kommen. Die Vereinigten Staaten stehen voran mit 3,601,380 D. 45 C., dann folgt Deutschland, darauf erst England, Frankreich, Spanien, die Niederlande mit resp. 1,923,024 D. 57 C. — 1,710,304 D. 8 C. — 1,331,945 D. 10 C. — 711,083 D. 44 C.

In dem letzten Finanzjahre, für welches die betreffenden officiellen Daten bekannt gemacht worden sind (1864/1865), gestalteten sich die Verhältnisse folgendermaßen.

Gesammteinfuhr: 9,533,815 D. 43 C.; davon gehen als Maximum auf England 3,073,037 D. 12 C., sodann aber auf Deutschland 1,848,208 D. 2 C. oder 20 Proc.,

während die Vereinigten Staaten mit 1,269,729 D. 11 C. und Frankreich mit 1,100,985 D. 30 C. nachstehen.

Gesammtausfuhr: 8,349,488 D. 48 C.; davon kommen als Maximum auf Deutschland 2,593,236 D. 34 C. oder 31 Proc. Es folgen Frankreich (1,796,105 D. 22 C.), England (1,549,829 D. 51 C.) und die Vereinigten Staaten (794,214 D. 54 C.). Deutschland steht also oben an.

Die Gesammtbewegung des venezuelanischen Handels betrug demnach in dem Finanzjahre 1864/1865: 17,833,303 D. 91 C., von denen 4,441,444 D. 36 C. oder 25 Proc. auf Deutschland kommen; während England mit 4,600,126 D. 63 C. einen wenig erheblichen Vorrang behauptet.

Diese Zahlennachweise lassen keinen Zweifel übrig über die hohe Bedeutung des deutschen Handels mit Venezuela. Derselbe wird sicherlich in immer höherm Grade fortschreiten, je mehr einerseits Venezuela selbst ein wahres, wohl verstandenes Interesse an seiner eigenen Entwickelung nehmen wird, und je mehr andererseits von Deutschland aus fördernde und schützende Institutionen ins Werk gesetzt werden. Venezuelas sämmtliche Häfen sind nur Märkte untergeordneten Ranges, auf denen nur diejenigen Kaufleute sich behaupten können, die im Stande sind, den mannichfaltigen Bedürfnissen des Landes durch eine geschickte und tactvolle Auswahl der Industrieerzeugnisse verschiedener Länder zu begegnen. Bekanntlich kann dies weder der Engländer noch der Franzose, weil beide meistens nur in der Sphäre heimischer Industrie Geschäftskenntniß besitzen. Wohl aber ist der Deutsche mit allen verschiedenen Bezugsquellen europäischer Industrie gut vertraut, und diese Vielseitigkeit seiner commerciellen Bildung sichert seinen Unternehmungen hier im Lande einen guten Erfolg. Es besteht darum auch in Venezuela kein einziges ausschließlich englisches Geschäftshaus von einiger Bedeutung, und die hohe Ziffer, welche der Handel mit England nach den obigen Nachweisen hat, ist nur Folge der bedeutenden Einkäufe, welche hiesige deutsche Firmen bei englischen Fabrikanten machen. Es ist somit eine über allen Zweifel erhabene Thatsache, daß die Handelsbeziehungen zwischen Venezuela und Deutschland von ganz hervorragender Wichtigkeit sind, einer großen Anzahl von deutschen Staatsangehörigen Beschäftigung und Erwerb sichern und ein sehr bedeutendes Capital repräsentiren.

Solchen schwer in die Wage fallenden Interessen gegenüber erscheint eine permanente diplomatische Vertretung des Norddeutschen Bundes sicherlich gerechtfertigt. Diese Rechtfertigung wird noch mehr gestützt durch die bereits durchgeführte diplomatische Vertretung anderer Staaten. England ist in Venezuela nicht mit dem zehnten Theile der deutschen Bevölkerungsziffer vertreten; sein Handel mit Venezuela repräsentirt nur scheinbar ein höheres Capital als der Handel Deutschlands mit Venezuela, und dennoch hat die englische Regierung seit langen Jahren einen Chargé d'Affaires bei der hiesigen Regierung. — Die Zahl der Franzosen in Venezuela, obgleich sicherlich eine größere als die der Engländer, erreicht doch kaum die Zahl der Deutschen, und der französische Handel mit Venezuela steht durchweg hinter dem deutschen zurück; dennoch ist die Regierung des Kaisers von Frankreich durch einen diplomatischen Vertreter bei der hiesigen repräsentirt. — Die Vereinigten Staaten haben kein halbes Hundert Staatsangehöriger in Venezuela; ihr Handel mit Venezuela ist von dem deutschen bereits erreicht und überflügelt worden, und dennoch hat das Cabinet von Washington sogar einen Ministerresidenten in Caracas. Ganz dasselbe gilt von Spanien, Italien und Brasilien, welche alle durch diplomatische Vertreter die Interessen ihrer Staatsangehörigen in diesem Lande schützen und fördern."

Aus allen Erdtheilen.

Der Spiritualismus in Nordamerika.

Das „Newyorker Journal" bringt über diese Abspurigkeiten aus dem Briefe eines deutschen in den östlichen Staaten (Neu-England) wohnenden Gelehrten folgende Mittheilungen.

„Ich erwähnte, daß mein Begleiter Spiritualist ist. Die Spiritualisten sind bekanntlich nirgends so zahlreich als in Amerika. Man hat sie von allen Schattirungen und vielen Farben. Denn da sie für ihre Doctrin keine entscheidende Autorität haben, so modificirt sie sich bei Jedem nach seiner Fassungskraft und seinen hergebrachten Anschauungen. Mein Begleiter, ein ungewöhnlich ehrenhafter und rechtschaffener Mann, ist eines der besten Exemplare. Von seinem „rein philosophischen" Standpunkte giebt es alle Stufen bis zu den materiellsten Klopfgeister-Anschauungen. Gemeinsam scheint ihnen nur die Annahme, daß die Seelen der Menschen nach dem Tode zu wachsender Vollkommenheit erzogen werden und die Macht haben, sich den Menschen mitzutheilen.

Aber nur wenige Auserwählte verstehen diese Mittheilungen. Von dieser Grundlage entwickelt sich die Doctrin in weiteren Consequenzen, welche der Religion, der Moral und der freien Forschung gefährlich sind und den gesunden Menschenverstand so unterdrücken können, daß die californische Irrenanstalt mit Spiritualisten gefüllt und eine zweite Anstalt nothwendig geworden ist. Gott, Christus, Religion und Sittengesetz werden abgeleugnet, ein unverstandener Pantheismus ist das Resultat. Der Mensch ist ein Spielball der Natur ohne freien Willen, und man darf ihm Vergehungen und Verbrechen nicht zur Last legen; denn sie sind durch „die Umstände" herbeigeführt, und er konnte nicht anders handeln.

Dies sind die Grundsätze der beiden in Boston erscheinenden spiritualistischen Zeitungen, welche als die höchste Autorität angenommen werden. Man findet darin auch die Protocolle der Zusammenkünfte, worin die Offenbarungen der „Geister" durch ein verzücktes „Medium" (gewöhnlich eine Frau) mitgetheilt werden. Z. B. ein Weib, das als Dienstmagd in irgend einem unbekannten Orte gelebt hat, schickt Grüße an ihre liebe Marie und läßt ihr sagen, daß sie sich ganz wohl befinde. Oder ein im Kriege gefallener „Müller" oder „Schulze" findet sich berufen, der Welt mitzutheilen, daß, ob er gleich auf Erden ein sehr schlechter Mensch gewesen ist, es ihm doch jetzt ganz passabel gehe und daß Andere sich nur ja nicht vor dem Tode fürchten mögen; denn der größte Verbrecher hat ja Aussicht, sich zur Vollkommenheit fortzubilden. Ich hätte beinahe hell aufgelacht, als ich einige Dutzend solcher Mittheilungen von Geistern las, die im ernstesten Stil geschrieben sind, und von sehr gebildeten Leuten als Orakel gelesen werden. Sonderbar ist es, daß ich noch keinen Fall ausfindig machen konnte, daß ein Geist etwas Wissenswerthes aus der jenseitigen Welt oder etwas für das geistige oder materielle Wohl der armen

Erdenbewohner Wichtiges mitgetheilt hätte. Eine Ausnahme macht vielleicht die directe Mittheilung an eine mir bekannte Frau, die als „Medium" gefeiert wird, daß sie die Tochter und alleinige Erbin des Herzogs von Newcastle sei und die Erbschaft antreten werde. Natürlich ist sie, wie ihre Mitspiritualisten, fest von der Waheheit überzeugt. Was mir an den Geistern gar nicht gefällt, ist ihr Stil. Ich erwartete etwas Ueberirdisches. Allein einige der Geister drücken sich geradezu kindisch aus und machen grenzenlose Fehler gegen die Logik; auch fehlt es ihnen sehr an Klarheit. Der Geist einer Indianerin spricht ungefähr so, wie man eine Indianerin in einem Roman sprechen läßt.

Von den zahlreichen Verirrungen des Geistes, welche bei gebildeten Leuten aus dem Spiritualismus hervorgehen können, will ich nur eine erwähnen. Im Osten lebt ein sehr gefeierter Spiritualist. Er hat ein Buch über die Entstehung und geologische Geschichte der Erde, über das Verhältniß der drei Naturreiche zu einander und andere Gegenstände geschrieben. Ein gewöhnlicher Mensch, der die naturwissenschaftliche Literatur kennt, sieht in dem Buche die unverdaute und unverstandene Wiedergabe der Lectüre unserer Literatur bis in die letzte Zeit durch einen talentvollen und fleißigen, aber unreifen und absprechenden Menschen. Ansichten großer Männer werden ohne Weiteres verworfen und vorschnelle Schlüsse an deren Stelle gesetzt. An Thatsachen bringt das Buch nichts, als was längst bekannt ist. Sein Verfasser aber schildert in rührender Weise, wie er nichts gelesen und nichts gelernt habe, die Geister aber sich seiner angenommen, ihm überirdische Kenntniß mitgetheilt und ihm schließlich das Buch inspirirt hätten. Das Buch ist deshalb für das Fach, das es behandelt, die Bibel der Spiritualisten. Das Beste aber ist, daß beinahe auf jeder Seite unten Citate angemerkt sind mit Verweis auf die Seitenzahl in bekannten Werken. Der Verfasser wagt es dennoch, zu behaupten, er habe diese Bücher nie gesehen und die Geister haben ihm die Citate eingegeben. Er füttert jetzt die beiden Journale mit gelehrten und natürlich inspirirten Abhandlungen.

Ihr sehet, daß ich von den Spiritualisten keine sehr hohe Meinung habe. Ich urtheile nicht vorschnell, denn ich habe mir Mühe gegeben, zu erfahren, was an dieser allgemein verbreiteten „Religionsform", wie sie es nennen, ist. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich auch zuweilen sehr wunderbare Geschichten von glaubwürdigen Leuten erzählen höre. Ich hoffe, daß diese gefährliche Geistesrichtung bei uns Deutschen nicht zu sehr um sich geeife. Jedenfalls ist hier ein günstiger Boden dafür, da halbe Bildung hier die Regel ist."

Die Expedition der Engländer auf dem Irawaddy und nach Yünnan in China. Wir schilderten neulich (S. 266 u. ff.) die Bemühungen der Engländer, von Birma aus den Handelsweg nach dem südwestlichen China zu eröffnen. Jetzt lesen wir, daß die Expedition im Januar von der birmanischen Residenzstadt Mandelay aus den Irawaddy aufwärts gedampft war und nach einer Fahrt von acht Tagen am 21. Januar die Stadt Bhamo erreicht hatte. Die Schifffahrt zwischen beiden Punkten hat durchaus keine Schwierigkeiten, im Gegentheil, dee Strom ist in seinem obern Laufe sehr wasserreich. Capitän Sladen, welcher die Expedition leitet, fand in Bhamo nicht etwa eine große und blühende Stadt, sondern einen Ort, der in kläglichem Verfall ist und zumeist aus Schutthaufen besteht. Ein großer Theil der alten Stadt ist nun mit Dschengel, d. h. Gestrüppwald, überwachsen. Das Wetter war keineswegs heiß und die Temperatur stand Morgens nur 5 bis 6 Grad Fahrenheit über Null. Die Expedition rechnete auf günstigen Erfolg. Die Ghachyens (über die wir S. 276 nähere Nachrichten mitgetheilt haben) sind zwar den Birmanen feindlich, zeigten sich aber gegen die Engländer freundlich und zuvorkommend. Sladen wollte in der nächsten Zeit mit den Häuptlingen die zur Weiterreise nöthigen Vorkehrungen treffen; wahrscheinlich hat er den Weg am Flusse Taphen hin nehmen können. — Zu Mandelay waren zwei Christen aus Yunnan eingetroffen, aber erst nachdem die Expedition jene Stadt verlassen hatte. Sie berichteten, daß der Weg sicher sei. Von einem katholischen Priester aus Yunnan hatten sie einen Brief an den Bischof Bigaudet; dieser ist von Paris her beauftragt worden, zu Birma in nähere Beziehungen zu treten. Aus dem Schreiben geht hervor, daß die Panthays (mohammedanischen Bewohner der Provinz) das westliche oder obere Yünnan völlig beherrschen, währeend sie im östlichen Theile mit den Chinesen noch Krieg führen. Dee Priester erzählte, daß vier Kulas, d. h. Fremde, nach Talifu, der Hauptstadt der Panthays, gekommen und dort sehr gut aufgenommen worden seien. Wahrscheinlich sind diese Fremden Mohammedaner aus Indien gewesen.

Vorschlag zu einer Expedition nach Centralaustralien. Im Innern des australischen Continents sind während der letzten 15 Jahre manche Viehstationen gegründet werden, auch im Nordosten von Rockingham und Queensland bis nach Somerset auf der Halbinsel York (Carpentariabusen); sodann von dem in den Forschungsreisen so viel genannten Coopers-Creek aus; nicht minder von Südaustralien her. Auch wird wohl demnächst in den nordwestlichen Gegenden an einzelnen Punkten das Weideland nutzbar gemacht werden; an der Nicolbay und an den Flüssen Ashburton und Fortescue hat man bereits Viehstationen. Im Norden, am Vandiemens Golfe, sind die Versuche bisher nicht geglückt; die Station an der Adamsbay mußte nach drei Jahren verlassen werden. Dagegen hat man im Süden an der großen australischen Bucht, im Gebiete von Westaustralien, einen sehr guten Hafen entdeckt. — In Australien ist eine ausgedehnte Landstrecke noch nicht erforscht worden; sie liegt zwischen dem Cambridge-Golf im Norden und der großen australischen Bucht im Süden. Nun hat unser Landsmann Dr. Neumayer, welcher der Wissenschaft schon so Vieles geleistet hat und dessen Verdienste auch in seiner neuen Heimath Australien nach Gebühr gewürdigt werden, den Vorschlag gemacht, diese unbekannten Regionen zu erforschen. Bei den früheren australischen Entdeckungsreisen ist auf die Naturwissenschaften verhältnißmäßig wenig Rücksicht genommen worden, am meisten, obwohl nicht immer systematisch, auf die Pflanzenkunde, wenig dagegen auf die physikalische Geographie, die Geologie und Zoologie. In Betreff der noch unerforschten Gegenden stellt Dr. Neumayer die Ansicht auf, daß sie in zwei ziemlich gleiche Theile zerfallen; in dem einen fallen die Gewässer nach der Küste hin ab, in dem andern fließen sie nach dem Innern hin in große Seen oder verlieeen sich durch Verdunstung. Diesen letztern Theil gedenkt unser Landsmann zunächst zu erforschen und zwar in der Richtung von Ost nach West, von Port Denison bis zu der westaustralischen Niederlassung am Schwanflusse. Theilweise ist dieser Strich schon bekannt, vom 20. Grade südlicher Breite bis Burkes Track durch das Centrum; erst jenseit desselben nach der Route Stuarts hin (die auf allen Karten verzeichnet ist) beginnt dee unbekannte innere Westen. Dr. Neumayer glaubt, daß eine wohlausgerüstete Expedition den Schwanfluß erreichen könne; sie werde wohl irgend welche große Wasserläufe finden, die wahescheinlich ihren Abzug zu den Seen im Norden der großen australischen Bucht hätten; etwa in ähnlicher Weise wie der Barcoo River im Osten zum Eyre-See und zum Gregory-See. Es handelt sich um die Erforschung einer Gegend von 12 Breiten- und 35 Längengraden; um Beobachtungen über die Vertheilung der Pflanzen und Thiere, über Erdmagnetismus und geologische Formationen. Dr. Neumayer wäre für eine solche Expedition der rechte Mann; er war sechs Jahre lang Director des Observatoriums zu Melbourne, und hat in Neusüdwales, Victoria und Südaustralien manche Reise

gemacht. Wir wünschen den Bestrebungen dieses ausgezeichneten Gelehrten den besten Erfolg.

Eine neue Expedition nach Afrika wird in Dublin vorbereitet. Capitän Faulkner, der 1867 an der Fahrt zur Aufsuchung Livingstone's theilnahm, will nun den Nyassa-See von dem Punkte aus erforschen, an welchem man zuletzt etwas von Livingstone gehört hatte. Er hat ein kleines eisernes Dampfboot bauen lassen, das 50 Fuß lang und über den Deckbalken 11 Fuß 6 Zoll breit ist und nur 5 Fuß 6 Zoll Tiefgang hat. Es ist in 75 einzelne Theile zerlegt worden und kann mit leichter Mühe zusammengesetzt werden. Faulkner ging mit seinem Begleiter, Capitän Norman, am 9. Juni von Southampton nach Natal ab; von dort wird er nach Sambesi fahren und weiter denselben Weg einschlagen, welchen die Expedition Kirk's im vorigen Jahre genommen.

Walfischfang in der Südsee. Dieser wurde bisher fast ausschließlich von Nordamerikanern betrieben; in neuester Zeit haben aber auch die Chilenen angefangen, sich bei demselben zu betheiligen. Im Jahre 1867 wurden im Hafen Talcahuano 5 Schiffe für denselben ausgerüstet, welche mit einer Ladung von 3244 Barrels Thran heimkamen, wovon 1041 Spermaceti. Der „Segen" brachte 105,121 Dollars, das Resultat war also ermuthigend, und im Frühjahr 1868 sind nun in Talcahuano 14 Schiffe von 2022 Tonnen Gehalt für den Walfischfang ausgerüstet worden.

Die neue Goldregion am Obern Amazonenstrome. Wir haben derselben jüngst kurz erwähnt; jetzt liegt der amtliche Bericht vor uns, welchen Capitän Vargas, Befehlshaber der Erforschungsexpedition, an die peruanische Regierung in Lima abstattete. Er sagt in demselben:

„Während meiner Erforschung des Flusses Morona war der Amazonenstrom volle 2 Faden (12 Fuß) gefallen und ich traf ihn in seinem niedrigsten Wasserstande. Da diese Zeit die geeignetste für eine genaue Untersuchung der Untiefen ist, so brach ich am 31. Juli 1867 von Limon auf, mit dem Vorsatze, einestheils den berüchtigten Pongo von Manseriche zu untersuchen, anderntheils um mich zu überzeugen, ob der Strom mit unseren großen Dampfern weiter aufwärts zu befahren sei. — Obschon ich die Strömung hier stärker als weiter unten fand, so stieß ich doch auf keinerlei Hindernisse und ging um 3 Uhr Nachmittags an dem goldführenden Ufer von Huaraichea vor Anker. Am Strande bemerkte ich einige Indianer beim Goldwaschen und beschloß, diese Gelegenheit nicht zu versäumen, um mich zu überzeugen, ob die mir so oft gerühmten Placeres wirklich vorhanden seien oder bloß auf der Einbildung der Eingeborenen beruhten.

Durch freundlichen Zuspruch brachte ich einen Indianer dahin, einige Handvoll Kies zu waschen und war nicht allein über die Leichtigkeit erstaunt, mit welcher er die Operation bewerkstelligte, sondern vorzüglich über die Menge des edlen Metalles, die das kleine Quantum Kies lieferte. Selbst ohne vorhergegangenes Waschen der Erde konnten meine Leute und ich die Menge Goldkoener deutlich wahrnehmen und wir bedauerten nur, daß so fabelhafte Schätze, die auf Hunderte von Meilen die Gestade bedecken, so lange unbeachtet geblieben sind. Die Qualität des Goldes ist vorzüglich, wie aus den Proben, die ich überreicht, abzunehmen ist. Die Ausbeute selbst ist augenblicklich eine kaum nennenswerthe, da die wenigen Eingeborenen bei ihrer bekannten Trägheit nur so viel waschen, um für den Erlös ihre geringen Bedürfnisse einzutauschen. Tritt diese Nothwendigkeit ein, so begeben sie sich an den Strand und nehmen durch anderthalbstündige Arbeit 2 bis 3 Castellanos (50 = 1 Mark) heraus, um dann den Rest der Zeit bei ihrem Lieblingsgetränk, dem „Masato", zu verträumen.

Den noch übrigen Theil des Tages und der Nacht benutzte ich dazu, um die Lage des Platzes und seine Entfernung von den nächsten größeren Städten festzustellen, und fuhr am folgenden Tage weiter den Fluß hinauf. Ueberall wo wir anlegten, bedeckte den Strand bis hinauf zur Insel Nacacuyago, wo die starke Strömung (7 Meilen) uns umzukehren nöthigte, derselbe goldhaltige Kies. Es ist also keine Uebertreibung, wenn Humboldt sagt, daß die Berge der östlichen Anden auf Goldpfeilern ruhen.

Das ungeheure Gebiet, welches der obere Amazonenstrom und seine Nebenflüsse bespülen, ohne Zweifel der schönste und reichste Theil Perus, ist für sich allein ein Königreich werth, und ich bin überzeugt, daß bei dem Zuströmen von Menschen, die das Gold anziehen wird, es bald mit Californien und Australien rivalisiren wird. Das ist keine Illusion, da ich nur aus eigner Anschauung spreche und die von mir mitgebrachten Goldproben von der Richtigkeit des Gesagten überzeugen werden.

Ich bin der Ansicht, daß ein Aufschließen des Moronaflusses dem Handel vorläufig keine großen Vortheile bringen würde; dagegen bietet der Amazonenstrom durch seinen Reichthum an Goldstaub, werthvollen Holzarten und besonders Medicinalkräutern, auch Vanille, Copaiva, Sassaparilla und anderen Handelsartikeln, z. B. Kautschuk, Copal, Orseille, Wachs u. a. m., Aussicht auf eine lohnende und sichere Ausbeute. Außerdem stellt diese Wasserstraße eine leichte und sichere Verbindung des peruanischen Pacific mit dem Atlantischen Ocean her. Beziehungsweise stelle ich hier die verschiedenen Entfernungen von der Küste bis Santa Teresa, bis wohin ich die Schifffahrt vollkommen frei für größere Dampfer fand,*) zusammen. Von genanntem Punkte bis nach der Stadt Jaen de Bracamoros 4 Tagereisen; von Jaen de Bracamoros bis Lambayeque 4 Tagereisen.

Die Temperatur des Flußgebietes von San Antonio bis Limon ist durchweg gemäßigt und der Thermometerstand wechselte von 72 bis 77 Grad Fahrenheit. Die Atmosphäre ist rein und klar und gänzlich frei von den schädlichen Nebeln, welche gewöhnlich im Gefolge großer Wasserstraßen sind. Die Vegetation ist so üppig und die Ertragsfähigkeit des Bodens so ungeheuer, daß der Bewohner der Küste es sich nicht vorzustellen im Stande ist. Als Beweis für die der Gesundheit zuträglichen klimatischen Verhältnisse hebe ich nur den Umstand hervor, daß in der am Pozuzu gelegenen deutschen Colonie laut Zeugniß des Pfarrers Eif unter den 300 dort ansässigen Colonisten seit October 1863 kein einziger Todesfall vorgekommen ist.

Ehe ich meinen Bericht schließe, glaube ich noch auf einen Nebenfluß, den mächtigen Santiago, aufmerksam machen zu müssen. Derselbe ist durch die Richtung seines Laufes, N. W. z. S. O., zweifelsohne dazu bestimmt, eine Zweigverbindung mit der Provinz Lora herzustellen und eine Wasserstraße nach Ecuador von dieser Seite aus zu bilden. Den übereinstimmenden Berichten der Indianer zufolge soll dieser Fluß den Amazonenstrom noch an Goldreichthum übertreffen, doch werden seine Schätze wohl noch so lange unaufgeschlossen bleiben, bis das massenhafte Vordringen der Weißen die an seinen Ufern wohnenden wilden Indianer vertrieben hat."

Ein Wirbelorcan auf der Insel Mauritius. Die sogenannten Mauritiuscyclonen bilden eine der furchtbarsten Naturerscheinungen und richten entsetzliche Verheerungen an. Ihre Ursprungsstätte liegt mitten im Indischen Ocean zwischen 15. und 20. Grad südlicher Breite und 75. bis 80. Grad östlicher Länge von Paris. Sie treten in den Jahreszeiten auf, wenn Passate und Monsune mit einander ringen und so lange es beim Umschlagen des Monsuns noch zweifelhaft ist, welches Windes Gewalt das Uebergewicht behalten werde. Mauritius nun, mitten im Indischen Ocean, liegt so recht im Bereiche dieser Cyclonen und ist jüngst wieder von einem solchen schwer heimgesucht worden. Ein Bericht in der „Times" entwirft folgende Schilderung vom 18. März:

„Unsere schöne Insel, die alte Isle de France, Jedem unvergeßlich, der Bernardin de Saint Pierre's „Paul und Virginie" gelesen hat, wurde am 11. und 12. März d. J. von einem Orcane heimgesucht, der unglaubliche Verwüstungen angerichtet und die blühende Colonie fast ruinirt hat. Der überaus schöne und sonst so sichere Hafen von Port Louis konnte die Schiffe nicht gegen den gewaltigen Orcan schützen und der Schaden beträgt Millionen. Der Postdampfer „Mauritius" ist ans Land getrieben und gestrandet; ein gleiches Schicksal hatten 20 Segelschiffe. Stark beschädigt ist unter Anderm auch der preußische mit Korn und Butter beladene Schoner „Margaretha", Capitän Schäfer. Viele kleinere Küstenfahrzeuge sind mit der Bemannung untergegangen, doch hat man beim Abgange des Postdampfers noch nicht die Zahl und Namen derselben ermitteln können. Aber nicht nur den Hafen, mit gleicher Wuth und Zerstörung hat der Orcan auch die Insel heimgesucht.

Der Verlust von Eigenthum und Leben kann noch nicht, auch nur annähernd, geschätzt werden. Am Donnerstag, 12. März, Morgens 8 Uhr, erreichte der Sturm, dessen Richtung eine südöstliche war, seine höchste Kraft. Das Barometer fiel auf 28,80, und während alle Schiffe im Hafen, es waren etwa 75, von ihren Ankern gerissen und wie Nußschalen ans Land oder gegen einander geschleudert wurden, riß der Sturm die auf der Plaine Verte neu erbaute Marienkirche aus ihren Grundfesten und verwandelte in wenigen Minuten das schöne Gebäude in eine Ruine. Die aus starken Steinquadern erbaute Paulskirche liegt in Trümmern, das Dach ist fortgerissen und die der Gewalt des Windes ausgesetzten Wände sind eingestürzt, drei Menschen unter sich begrabend. Die Peterskirche ist des Daches beraubt, alle Fenster der Ostseite, die Kanzel, Kirchstühle und Bänke sind zertrümmert. Die Kirche St. Sauveur ist ganz eingestürzt, das Dach fortgeschleudert und die Wände zeigen große Risse!

Welche schreckliche Kraft des Windes, die solche Verwüstungen anrichtet! Denn es ist nicht ein Erdbeben, das diese stolzen Gebäude so verwüstet hat, es ist einer jener Wirbelwinde, wie sie nur in den Tropen vorkommen und von deren zerstörender Kraft man sich in gemäßigten Zonen keine Vorstellung machen kann. Vermochten nun schon die Kirchen, die jedoch nicht einmal, wie in Europa, hohe Thürme haben, dem Winde nicht zu widerstehen, so konnten dies noch weniger die dem Klima entsprechend leicht gebauten Häuser. Die meisten theils fürstlichen Landhäuser der Europäer und reicher Creolen sind zerstört und die aus Palmen, Vacoblättern und Bambus erbauten leichten Hütten der Farbigen sind wie Strohhalme fortgeweht. Wie viele Menschenleben sind da verloren gegangen?

Noch weiß man es nicht, denn die Communication zwischen unserer Hafenstadt Port Louis und dem Innern ist noch nicht genügend wieder hergestellt, um genaue Berichte aus den verschiedenen Districten zu erhalten. Die meisten Eisenbahnstationen sind zerstört. Die 620 Fuß lange über den Grande Riviere führende Eisenbahnbrücke, die einer der ersten Ingenieure Englands erbaut hat und die, da sie ohne Gerüst aufgebaut wurde, fast ein Wunderwerk ist, ist stark beschädigt. Eine Strecke von 250 Fuß dieser eisernen Brücke ist vom Winde fortgerissen, nur die 120 Fuß hohen Pfeiler (mit Cement ausgefüllte eiserne Cylinder) haben Widerstand geleistet; die Brücke über den Riviere Creole ist — verschwunden! Funfzigjährige kräftige Tamarindenbäume sind entwurzelt und fortgeschleudert. Die meisten Zuckerpflanzungen sind zerstört und der bereits in Magazinen aufgehäufte fertige Zucker ist im Regen geschmolzen.

Die sonst so üppigen, reiche Ernte versprechenden Zuckerrohrfelder liegen verwüstet, und somit steht diese seit einem Jahre schon so schwer vom Fieber heimgesuchte Colonie einer gänzlichen Mißernte, vielleicht ihrem Ruin entgegen. Neben diesem Unglücke registrirte unsere „Commercial-Gazette" für den Monat Februar 1570 Todesfälle durch Fieber, hiezu noch 651 Todesfälle aus anderen Ursachen, also 2221 Todesfälle in einem Monat! Kein Wunder, wenn die Bevölkerung von Port Louis in 18 Monaten sich um 30,000 Einwohner vermindert hat."

Brasilianische Verhältnisse. Wir können aus dem Brief eines Deutschen, der in einer der nördlichen Provinzen Brasiliens lebt, folgende Mittheilungen geben, welche wir für zutreffend halten. Der Leser, welcher sich an die Schilderungen erinnert, welche wir aus dem trefflichen Werke J. J. Tschudi's gaben, wird finden, daß das Urtheil dieses Gelehrten mit dem Folgenden übereinstimmt.

„Der Brasilianer ist portugiesischer Herkunft zum größten Theil (aber in den südlichen Provinzen wohnen viele Deutsche), durch Blutsvermischung mit Negern aber ausgeartet („abastarda da raça latina", ausgeartete lateinische Race, wie ein Brasilianer selbst — Macedo Soares — von seinen Landsleuten richtig bemerkt). Diese Vermischung mit dem trägen Neger, Reichthum der Natur, klimatische Einflüsse und Sklaverei sind bei der daraus hervorgehenden Leichtigkeit, die Lebensbedürfnisse zu erwerben, Hauptursachen seiner so viel besprochenen Trägheit. Der brasilianische Charakter, namentlich der Mischlinge, hat mich oft an denjenigen der Katzen erinnert. Es ist Regel, den Fremden gastfreundlich aufzunehmen, vorzüglich im wenig bewohnten Innern, doch bedarf man dazu auch schon der Empfehlungsbriefe, und die so viel gerühmte Gastfreundschaft schrumpft, näher besehen, doch zum Geselligkeitstrieb zusammen. Dem Brasilianer geht die Tugend der Uneigennützigkeit gänzlich ab; er ist außerordentlich höflich, Cavalier wenn man will, aber rücksichtslos, herrisch und jähzornig. — Alles sehr erklärliche Eigenschaften, wenn man den Mangel an Bildung und die Negersklaverei in Rechnung zieht. Diese Bastardrace, die unter diesen Umständen emporgewachsen, unterwirft sich bedingungs- und ehrlos dem Mächtigeren, um selbst mächtig zu werden und dann um so herrischer, unausstehlicher auftreten zu können. Erster und letzter Zweck derselben ist Gelderwerb unter jeder Bedingung. Macht, Diebstahl und Mord sind nur Mittel zum Zweck. Das erste kann in einem neuen aufstrebenden Staat nicht Wunder nehmen, das letztere jedoch ist eine Folge der Abstammung. Das sind freilich scharfe Urtheile, aber warum schlägt man sich denn bei den Wahlen todt? warum läßt man seine Feinde einfach erschießen? warum verkauft man Theile eines verschuldeten, hypothecirten Grundstücks, ohne den Gläubiger damit zu bezahlen? und wo sind denn die Richter? Ja! Eine Hand wäscht die andere. Man lese nur eine Woche lang brasilianische Zeitungen und man wird sich nicht mehr über eine solche Kritik wundern. Ja! sagt man, die Zeitungen können „lügen". Das ist allerdings wahr, und wer auf das Wort eines Brasilianers baut, der ist ein Thor oder ein Neuling im Lande; jedoch ich muß bekräftigen, daß diese Zustände allerdings zum größten Theil wahrheitsgetreu durch die Oppositionsblätter aufgedeckt werden.

Wenn man den Brasilianer häuslich nennt, so hat man in gewissem Sinne Recht, denn er liebt die Bequemlichkeit; die sittlichen Bedingungen zu einem edlen, reinen Familienleben gehen ihm jedoch ab. Die Frauen sind, vorzüglich im Innern, die ersten Sklavinnen des Hauses, und der freie Verkehr mit den Männern ist selbst in den Städten (Rio de Janeiro und einige südliche Städte ausgenommen) auf ein sehr Geringes beschränkt.

Die höheren Schulen sind nur sehr mittelmäßig, in den Volksschulen lernt man Schreiben, Lesen, Rechnen (4 Species). Zu den Examen für Akademien (Universitäten) wird keine Mathematik, jedoch Astronomie, keine Grammatik, jedoch Rhetorik und nur die Geschicklichkeit, aus einem schon vorher bezeichneten lateinischen, englischen oder französischen Buche ins Portugiesische übersetzen zu können, verlangt."

Unser Landsmann giebt dann eine Schilderung des Krieges

gegen Paraguay, welche wir übergehen, und schließt seine Betrachtungen folgendermaßen.

„In der That ist es Zeit, daß dieser Krieg zu Ende geht, denn Handel und Agricultur leiden ungemein. Gold kaufte man vor den letzten Siegesnachrichten zu 96 bis 100 Procent und theurer, Silber zu 70 Procent, der Milreis (in Papier) galt 14½ Pence, während der officielle Cours 26 Pence ist. Gewiß auch ein eigenthümliches Handelsphänomen, ein officieller Cours. Die Brasilianer sind erfindungsreich, wenn sie in Geldnoth sind. Dazu kommt noch ein neues Gesetz, daß 15½ Procent der Steuer in Gold zu bezahlen sind, wodurch natürlich die Geldcalamität vergrößert wurde; aber die Regierung braucht Geld, und das wußte man sich billig zu verschaffen, natürlich wieder zum officiellen Cours. Dazu kommt noch die Zuckerrohrkrankheit, die die Pflanzungen gänzlich zu vernichten droht, da sie in steigendem Verhältniß um sich greift. Die Sklavereifrage drängt auch ihrer Lösung entgegen, während die freien Arbeiter fehlen, und von dem Neger ist nach seiner Befreiung wenig oder nichts zu erwarten. Das ist in kurzen Worten die gegenwärtige, nicht gerade glückliche Lage Brasiliens, wenn auch der Krieg bald und siegreich beendet wird, und die Träumereien französischer Schriftsteller von der glorreichen Zukunft Brasiliens werden für dieses Jahrhundert eben bleiben was sie sind. Der Süden wird darin eine Ausnahme machen, denn dort wird die verderbliche brasilianische Bastardrace durch die Einwanderung verdrängt, wofür das Emporblühen von Rio de Janeiro, Rio Grande do Sul, San Paolo und St. Katharina Zeugniß ablegen. Jedoch die einstmals bedeutendste Stadt Brasiliens, Bahia, geräth immer mehr in Verfall, Pernambuco dagegen hat sich vorzüglich durch die Baumwollenausfuhr etwas gehoben, während die Provinzen Amazonas, Para u. s. w. wohl noch lange auf Einwanderung harren können."

* * *

— Ein „tyrannischer Sklavenhalter" ist der — Taback! Den Beweis dafür sucht ein hartgesottener Yankee in einer der neuesten Nummern der „Atlantic Review" zu führen. Es ist gar nichts Neues, daß gegen den Taback Sturm gelaufen wird. Der englische König Jacob der Erste, der oft recht albern war, schrieb zwei Abhandlungen gegen die „Tabacksäufer" und auf seine Veranlassung wurden in London Schnupfer und Raucher vom Pöbel geprügelt; er ließ Edelleuten, welche die „Todsünde" des Rauchens begangen hatten, den Bart abscheeren und sie mit Schimpf und Schande aus der Stadt jagen. Bei uns in Deutschland predigten die protestantischen Bonzen von den Kanzeln gegen den Taback; — mit vollem Rechte, denn sie wußten ganz genau, daß dadurch die „ewige Seligkeit" verloren gehe. „Ein Christ, der Toback säuft, macht seinen Hals zur Feuermauer und zündet dem Teufel einen Weihrauch an." (Andree, Geographie des Welthandels, I, 619—621, wo der Kampf geschildert wird, welchen der Taback zu bestehen hatte.)

Der Neuyorker Yankee bringt nun Methode in die Sache. Es ist, ihm zufolge, Schimpf und Schande für einen Menschen, wenn er sagt, daß eine Pfeife Taback ihn zufrieden mache. Vor allen Dingen sollen Maurergesellen und Soldaten nicht rauchen; denn der Taback benimmt letzterm den Muth und die Kraft, er kann als Raucher keine Strapatzen ertragen. „Ein verständiger General, der tüchtige Leistungen von seinen Truppen verlangt, muß ihnen nicht bloß den Taback, sondern auch den Kaffee und den Thee entziehen." Das verlangt jener Temperanzyankee ganz entschieden; ihm zufolge rühren die meisten Krankheiten in den Militärspitälern davon her, daß die Soldaten Tabacksraucher sind.

Dies und was wir weiter anführen wird in vollem Ernste gesagt; der Nordamerikaner glaubt daran. „Und wenn die ganze Welt raucht, so sollte doch dem Soldaten das Rauchen nicht gestattet werden; er darf seinen Tornister nicht mit einem schädlichen, schlechten Kraute, seine Tasche nicht mit Feuerstahl und Feuerstein beschweren." Auch den Seeleuten muß der Taback entschieden untersagt werden; er sollte gar nicht an Bord genommen werden. Ueberhaupt kann der Taback keinem Stande und keinem Menschen irgend welchen Nutzen bringen. Dann zählt der Yankee eine Menge von Männern auf, die nicht geraucht haben. Wir in Deutschland wissen, daß dann und wann ein Professor, der den Taback nicht liebt, sich auf Goethe beruft; wir Studenten in Jena bemerkten dann wohl, daß Cicero, Sokrates, Agamemnon und Odysseus auch nicht geraucht hätten. Für uns selber blieben wir aber trotz der classischen Vorbilder dem bekannten Paragraph 11 getreu.

Die Miasmen des Tabacks sind dem „Lebensprincip" im höchsten Grade nachtheilig. „Tabackrauchen ist ein Hochverrath an der Civilisation." Studenten, welche demselben sich ergeben, werden roh und gemein, ihre ganze Gesinnung bekommt einen Anstrich von Niedrigkeit. Tabacksraucher sind Feinde der Damen; sie ziehen ein verqualmtes Zimmer dem eleganten Salon vor. „Während sie trinken und ihren Mund zum Rauchfange machen, könnten sie in dem Nebenzimmer sich in edeler Weise ergötzen. Dort werden brillante Phantasien auf dem Piano gespielt, da singt eine frische Stimme einen reinen Gesang, da sind junge hübsche Mädchen heiter und froh. Aber solche erhabenen und reinen Genüsse lassen den Raucher kalt; er ist versunken in eine sinnliche, barbarische Lust. Und doch nimmt solch ein Mensch eine moralische Superiorität über so zarte und anmuthige Wesen in Anspruch, über Wesen, die unendlich civilisirter sind als er selber! Der Taback ist der ärgste Feind der Frauen, ihr bösester Nebenbuhler, und sie müssen ihn verwünschen."

Der Tabacksfeind als unbedingter Temperanzmann gehört natürlich der „Partei der höheren moralischen Ideen" an, d. h. der radical-republikanischen, welche auch auf strengen Sabbath hält und namentlich ergrimmt ist gegen die Deutschen, welche auch am Sonntage Bier trinken und alle Tage Taback rauchen. Ein Hauptstimmführer der einflußreichsten Leute unter diesen radicalen Fanatikern, Horace Greeley, Herausgeber der „Newyork Tribüne", ist ein großes Licht im Israel der Temperanzmucker; deshalb wird er auch von dem Misokapnos-Yankee in der „Atlantic Review" als Autorität angeführt.

Dieser Greeley, der „Hohepriester aller Ismen", ist häufig Gegenstand von Carricaturen; auf diesen erscheint er stets in einem langen weißgrauen Oberrocke, an welchem weiter nichts auszusetzen ist als die große Unsauberkeit. Derselbe Greeley hat aber in Temperanzversammlungen gesagt und dann drucken lassen: „Ein Mensch, der Taback raucht, ist kein Mensch mehr; er wird sofort zum Schweine!" Unser Yankee bemerkt dazu: „Für Horace Greeley will der Ausdruck Schwein Zweierlei besagen: erstens ein unsauberes Vieh; zweitens ein Vieh, das sich vor Niemand genirt." Pastor Strong zu Hartford in Connecticut hielt zur Wahlzeit eine politische Predigt (— das Yankeeland hat „politische Kanzelchristen", die immer mit Gideons Schwert in der Luft herumfuchteln —), und in dieser rief er: „Man behauptet, ich hätte gesagt, jeder Demokrat sei ein Pferdedieb. Das ist nicht wahr. Ich sagte ganz einfach: jeder Pferdedieb ist ein Demokrat und das will ich beweisen. Greeley seinerseits fordert nun die Welt auf, ihm irgend einen Schurken zu zeigen, der nicht ein Sklav und Anbeter des stinkenden Krautes sei. Wer ihm einen solchen bringt, soll zur Belohnung von ihm zwei weiße Amseln bekommen."

In so liebenswürdiger Weise wird die „Tabacksfrage" in Nordamerika behandelt. Der Temperanzyankee berechnet dann, daß jährlich 500 Millionen Dollars in die Lüfte verqualmt werden; der Taback verpestet den Aether. Ein junger Mensch, welchen man Prinzen von Wales nenne, treibe die Unsittlichkeit und Unverschämtheit so weit, daß er in Gegenwart von Damen Cigarren rauche; doch sei das wohl nur eine verleumderische Behaup-

tung, die nicht eher geglaubt werden dürfe als bis der Thatbestand durch ein Geschwornengericht ermittelt worden sei.

„Professor Charlier in Neuyork, der ein Pensionat für Studenten hat, ist der richtige Mann; er duldet das Rauchen absolut nicht, und wenn ein Vater seinem Sohne erlaubt, im älterlichen Hause, z. B. während der Ferien, eine Cigarre zu rauchen, so wird er darum doch aus Charlier's Pension fortgeschickt.

Auf der Marineakademie zu Annapolis ist das Rauchen streng verboten, und die Aufpasser sehen nach dem Rechten. Aber unser Yankee gesteht ein, daß nun die 400 Zöglinge Taback kauen und zwar bis zum Exceß.

Der fromme Temperanzyankee behauptet dann, daß der wilde Indianer nicht rauche; derselbe sei „ein Thier, das keiner Reizmittel bedarf". Es scheint als ob er nie von der Friedenspfeife gehört habe, nichts von der eigenthümlichen Art und Weise zu rauchen und zu schnupfen, die bei den Indianern am Amazonenstrome vorkommt, nichts vom Hanfrauchen rc. Die Enthaltsamkeit von Taback bildet, wie wir sehen, kein Schutzmittel gegen Unwissenheit und ungerechtfertigte Dreistigkeit.

„Das Rauchen erniedrigt den Charakter, das ganze Wesen des Rauchers ist gemein und niedrig. Feiner Geschmack, Instinct der Männlichkeit, Begriff für das Nöthige und das, was sich ziemt, das Alles ist dem Raucher fremd; er ist eben ein — „Schwein".

„Wir können noch nicht mit Bestimmtheit sagen, ob der Mensch der Zukunft ein Weintrinker sein werde oder ein Teetotaller, d. h. ein geschworener Erzfeind aller und jeder geistigen Getränke; so viel aber ist unbedingt richtig: der Mensch der Zukunft wird keinen Taback rauchen. Er wird die Damengesellschaft nicht fliehen. Der wahre Typus eines „Zukunftmenschen" ist — Goethe, vielleicht das vollkommenste Menschenexemplar, das je gelebt hat (— aber doch, als guter Frankfurter, guten Rheinwein vollkommen zu würdigen verstand —). Goethe hat nicht geraucht und wenn Goethe geraucht hätte, so wäre er nicht der große Goethe geworden und gewesen. Zwischen Goethe und einem Tabacksraucher liegt ein ungeheurer Abgrund! Wer kann sich eine cigarrenrauchende Desdemona vorstellen, wer einen Goethe mit der Cigarre im Munde?"

„Türken, Perser, Chinesen, Spanier sind Knechte der Ueberlieferung, Sklaven des argen Tyrannen, unverbesserliche Weiberverächter. Gleich nach ihnen kommen dann die Deutschen, ein nobler Menschenschlag, seit zweitausend Jahren bekannt durch die tüchtige, markige Kraft seiner Männer und die Tugend seiner Weiber. Aber der Taback hat den Deutschen großen Schaden gethan; er hat ihrem Geiste die Federkraft und Entschlossenheit genommen und überdies ihre Gesundheit angegriffen. Man gehe nur an einem beliebigen Sonntage nach Jones' Woods (— einem Vergnügungsorte bei Neuyork —); dort kann man wohl an fünftausend Deutsche jeden Alters und Geschlechtes sehen; aber unter zehnen ist kaum einer, der vollkommen gesund wäre und eine frische Gesichtsfarbe hätte. Man sieht auf den ersten Blick, daß diese braven Leute sich nicht wohlbefinden, denn — sie befolgen die Gebote der Natur nicht. Deshalb sind sie auch nicht mehr so wie die Germanen, welche uns Tacitus schildert, und davon trägt zwar nicht ganz allein, aber doch sehr wesentlich der Taback die Schuld. Wenn unsere guten Deutschen in Amerika ihre Tabackspfeifen fortwerfen wollten, dann würden sie wohl auch bald auf ihr ungesundes Sauerkraut verzichten. Eine physische Wiedergeburt ist für sie unmöglich, so lange sie die Pfeife im Munde haben!"

Wir unsererseits wollen eine Bemerkung hinzufügen. Der verrückt gewordene Puritanismus hat es untrr den Yankees dahin gebracht, daß viele auch den Kaffee und Thee als „gottlos und sündhaft" verwerfen. Da nun aber die Menschen aller Racen und aller Zeiten irgend eines Reizmittels bedurft haben, weil das eben in der Beschaffenheit selber liegt, so reagirt auch bei den Yankeenurwassertrinkern die Natur. Viele kauen, rauchen, schnupfen keinen Taback, verschmähen Wein, Branntwein, Bier, Apfelwein, Thee und Kaffee, aber — sie kauen Gewürze. Das ist nicht „sündhaft und gottlos". Da das aber bis zum Excesse getrieben wird, so richtet das Kauen z. B. der Gewürznelken die Gesundheit zu Grunde. Wir haben dann und wann gelesen, daß fromme Leute, welche sich dieses Reizmittel angewöhnt hatten, in Folge des übermäßigen Kauens der Gewürznelken gestorben sind. Auch der Genuß des Opiums nimmt mehr und mehr überhand unter den puritanischen Tabacks- und Bierverächtern.

Da hier einmal vom Taback die Rede ist, so wollen wir auf ein Werk aufmerksam machen, das gerade zur rechten Zeit kommt zur Aufklärung über die „Tabacksfrage", welche ja auch im deutschen Zollparlament eine große Rolle spielte und für die wirthschaftlichen Interessen von so großem Belang ist. Wir meinen das Buch von Julius Creizenach in Mainz: „Die französische Tabacksregie in ihrer Entwickelung, Organisation, finanziellen und volkswirthschaftlichen Bedeutung; Mainz 1868, bei Victor v. Zabern." Der Gegenstand ist von Herrn Dr. jur. Creizenach klar, umfassend, gründlich und gediegen behandelt worden. Wir glauben nicht, daß die Franzosen selber ein Werk über die Tabacksfrage haben, das sich der Arbeit des deutschen Bezirksgerichtsrathes an die Seite stellen kann. Wir kennen im „Globus" auf die Sache selbst nicht näher eingehen, wollen aber Zweierlei kurz andeuten. Einmal: daß hier die Geschichte der Tabacksteuer und Regie sehr übersichtlich behandelt worden ist; sodann, daß das Buch auch in ethnologischer Beziehung manches Bemerkenswerthe enthält. Denn in der ganzen Einrichtung der Regie und des Monopols tritt der Typus des gallisch-romanischen Polizeiwesens und des französischen Charakters sehr scharf zu Tage und man sieht, daß diese Regie ganz und gar auf den äußersten Polizei- und Verwaltungsdespotismus hinausläuft. In so abschreckender und raffinirter Weise hat er vielleicht auf Erden seines Gleichen nicht.

— In Californien ist ein lebhafter Streit über den „Sabbath" entbrannt. Die vor uns liegende Nummer des deutschen „California Demokrat" vom 14. April enthält darüber ergötzliche Dinge. Die Polizeibehörde in San Francisco hat den Director des deutschen Theaters, Fritsch, mit hoher Geldstrafe belegt, weil er am Sonntage hat spielen lassen. Das Gesetz besagt: „Wer am Sabbath veranstaltet ein Stiergefecht, Bären-, Hahnen- oder Preiskampf (der Kloppfechter), Pferderennen oder einen Circus, Theater, Kegelspiel, Spielhaus oder Salon baut (put up), oder irgend einen Platz für geräuschvolle, barbarische Vergnügungen, ist eines Vergehens schuldig und verfällt einer Strafe von nicht weniger als 50 und nicht mehr als 500 Dollars." Nun feiern die Juden den „Sabbath" am Sonnabend, die puritanischen Yankees erklären den Sonntag dafür. Die griechisch-orthodoxe Gemeinde in San Francisco verlangt, daß, ihrem Brauche gemäß, der Montag dafür erklärt werde, und „Habakuk Tartüffe, abyssinischer Missionär", verlangt, daß der Mittwoch für den christlichen Sabbath erklärt werde, weil das in Habesch herkömmlich sei. Die Sache ist nun an die Gerichte gebracht worden und „man sieht der Entscheidung mit großer Spannung entgegen".

Weniger ergötzlich ist, daß wir in jener einen Zeitungsnummer nahe an zwanzig Mordthaten verzeichnet finden! Hier einige Proben: Dely in Big Valley wurde von Lindsey Carson erschossen; dieser soll in Selbstvertheidigung gehandelt haben und wurde vom Gerichte freigesprochen. — Ein Miner bei Soledad wurde in seiner Hütte von Indianern erschossen. — Der Viehtreiber Ferguson wurde unweit der San Jacinto Ranch von einem unbekannten Mörder erschossen; dieser raubte jenem 800

Dollars. — In Mendocino schoß Hugh Standley dem jungen Coates eine Kugel durch den Kopf. — Ein Chinese wurde von einem Mexicaner todtgestochen und beraubt. — Bei Austin in Nevada wurde am Sabbath Franz Pitt von Jack Colbourne erstochen. Die Geschworenen gaben ihren Wahrspruch auf „gerechtfertigten Todtschlag". — In diesen Tagen wurde in Plumas County ein Mann Namens Elias Gephart von Webb, „einem Desperado der rohesten und gemeinsten Art, der sich offen rühmte, schon drei Menschen ins Jenseit geschickt zu haben," ermordet. Gephart fragte: „Warum tödten Sie mich?" Webb hatte ihm sein Messer in die Seite gestoßen, ging dann hinaus und wischte das an der Klinge befindliche Blut an seinem Stiefel ab. Als Gephart wieder aufstand, stürzte Webb wieder auf ihn zu und stieß ihm das Messer mit solcher Gewalt in die Brust, daß die Klinge abbrach. Dann setzte er sich ruhig nieder und sah zu, wie Gephart seinen Geist aufgab. Webb wurde sofort in Haft genommen, aber nach wenigen Stunden holte ihn das wüthende Volk heraus und hing ihn am nächsten Baum auf.

Eigenthümlich ist folgender Krieg: „Der Owyhee „Avalanche" vom 28. März berichtet von einem *Kampfe zwischen zwei Minencompagnien, welcher unter der Erde, in den Minengängen, die zusammenstoßen, stattfand.* Die beiden feindlichen Mächte, die Ida Elmore und Golden Gate Chariot Mining Company, welche sich schon seit längerer Zeit oberhalb der Erde scharf beobachtet und in ihren Wohnhütten stark verschanzt hatten, trafen am 26. März in ihren respectiven Minengängen zusammen und der Kampf begann. J. Holgate von der Golden Chariot wurde erschossen, und Meyer Frank von der Ida Elmore erhielt einen Schuß in den Arm, welcher ihm den Knochen zerbrach; Andere wurden mehr oder weniger verwundet. — Der Kampf, größtentheils mit Schußwaffen, dauerte fast die ganze Nacht hindurch. Auf der Oberfläche der Erde ist es bis jetzt noch nicht zum Kampfe gekommen, doch steht derselbe jeden Augenblick in Aussicht. Beide Compagnien haben sich auf ungefähr Schußweite von einander verschanzt, und circa 50 Mann auf jeder Seite, bis an die Zähne bewaffnet, beobachten einander. Judge Curtis, District Attorney, ist von Boise herübergekommen, um weiteres Blutvergießen zu verhindern."

— *Gesellschaftliche Annehmlichkeiten zu Nikolajefsk am Amur.* Die zu St. Petersburg erscheinende „Neue Zeit" enthält einen Brief aus dieser Stadt, aus welchem das Nachfolgende hier eine Stelle erhalten mag: „Hr. T. nannte Hrn. G. einen Narren und erhielt dafür eine *Ohrfeige*; Hr. K., der Freund des Hrn. T., rieb sich auf einem Ball einer Albernheit wegen an Hrn. G. und verabreichte ihm eine vollwichtige *Maulschelle*, für welches *edle Verhalten* Hr. K. *zum Bezirksrichter von Sfofiisk ernannt wurde.* Hr. O. hielt im Hasardspiel Bank und schlug dabei eine *falsche Karte* auf, wofür er von Hrn. N. exemplarisch *durchgeprügelt* wurde. Hr. C. gewann Hrn. P. im Kartenspiel 22,000 Rubel *Staatsgelder* ab, und die Behörde war so sorgsam, zu befehlen, daß das Geld zurückgegeben werden solle. Hr. E. stellte einer Dame nach und erhielt dafür von seinem Nebenbuhler *einen Schlag ins Gesicht.* Während des *Wechsels der Verwalter der Hafenmagazine* brannten diese ab, und der Staat erlitt einen Verlust von 300,000 R. Allgemeine *Schlägerei* während der Maskerade im Club — so geht es fort, vier lange Seiten nichts als Chronique scandaleuse der Gesellschaft in Nikolajefsk. Der Schoner „Sachalin", der *einzige*, den das Land hatte und der als Frachtfahrzeug ungeheuren Nutzen brachte, ist am 20. August vorigen Jahres im Ochotskischen Meere zu Grunde gegangen; die Offiziere und die Mannschaft wurden von einem Kauffahrteischiffe gerettet."

— Der *Guanohafen Paquica* in Bolivia liegt am Cap San Francisco zwischen 21. und 22. Grad südlicher Breite. Seit 1857 wird in der Nähe Guano gegraben; früher war die Qualität höchst mittelmäßig, seit man aber tiefer gekommen ist, hat dieselbe sich so sehr verbessert, daß der bolivianische Guano nun mit der besten Sorte von den Chincha-Inseln concurriren kann.

— Seitdem die *Dampfer* einen so beträchtlichen Theil der Schiffsfrachten an sich gerissen, haben die *Segelschiffe* eine große Vervollkommnung erfahren. Man denke nur an die Clipper. Ein solcher, aus Nordamerika, die „Mercury", hat jetzt die schnellste Reise zwischen der westlichen und der östlichen Erdhälfte gemacht, die man überhaupt kennt. Das Schiff lichtete am Abend des 9. April in *Newyork* die Anker und ließ dieselben am Morgen des 22. April in *Havre* fallen. Die Reisedauer betrug also 12 Tage und einige Stunden, also 4 Tage weniger als die bisher bekannte schnellste Fahrt. Uebrigens erinnern wir uns, daß vor etwa zehn Jahren ein Bremer Schiff die Fahrt von Baltimore bis zur Wesermündung in nahezu 20 Tagen gemacht hat.

— Im Adriatischen Meer ist ein *neuer Hafen* für den Verkehr eröffnet worden, *Monopoli*, in der Provinz Bari.

— *Präsidentenanklagen* scheinen in Amerika epidemisch zu werden. In der argentinischen Conföderation sind die Leute in den Frühlingsmonaten sehr mit der Präsidentenmacherei beschäftigt gewesen, und die einzelnen Staaten oder Provinzen halten sich, wie gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, getheilt. Cordova, Buenos Ayres, San Juan und Mendoza stimmten für *Sarmiento*; Catamarca, Santiago und Tucuman für *Elizalde*; Entre Rios, Santa Fé und Corrientes für den alten General *Urquiza*. Es wird sich demnächst zeigen, wer Inhaber der höchsten Würde sein wird; inzwischen will man den abtretenden Präsidenten *Mitre* mit einem *Impeachment* bedenken, weil er sich einige Vergehen gegen die Verfassung habe zu Schulden kommen lassen. Mitre hat erklärt, daß er sich vor Gericht stellen werde, und darin liegt für jenes Land ein großer Fortschritt. Nach dem bisherigen Usus hätte er einfach seine Gegner einsperren lassen und eine Revolution gemacht.

— Aus *La Paz d'Ayacucho*, der Hauptstadt von *Bolivia*, Südamerika, schreibt ein dort ansässiger Europäer: „Revolution haben wir jetzt gerade nicht, sondern recht viel Ruhe. Von Leben und Bewegung keine Rede. In den Städten hat der Kaufmann Ruhe, weil sich keine Käufer einstellen; die Zeitungen ruhen, weil sie nichts zu melden wissen; Alles ruhet. Weshalb? Weil Bolivia sein bischen Kraft in nichtsnutzigen Pronunciamientos und Revolutionen vergeudet hat. Nun liegt es matt wie eine Fliege am Boden."

— Die beiden großen goldenen Medaillen, die in jedem Jahre von der Londoner geographischen Gesellschaft Gelehrten zuerkannt werden, welche sich um die Erdkunde hervorragende Verdienste erworben, sind zweien unserer Landsleute zuerkannt worden, und beide haben diese Auszeichnung wohl verdient. Die „Founders Medal" erhielt Dr. August *Petermann* in Gotha für seine vortrefflichen *kartographischen Arbeiten*; die „Victoria Medal" Dr. Gerhard *Rohlfs* für seine Reisen in Afrika. Er hat sie redlich „im Schweiße seines Angesichts" verdient. (— Wir haben von Herrn Dr. Rohlfs am 5. Juni einen Brief aus *Antalo* in Habesch vom 12. Mai erhalten, in welchem der Reisende uns meldet, daß er uns demnächst für den „Globus" einen Aufsatz über „*die christlichen Wunderbauten in Abyssinien*" nebst Illustrationen zusenden werde. Dr. Rohlfs wollte in den nächsten Tagen nach *Axum* gehen und nachdem er die Ruinen dieser alten Stadt besichtigt, nach Zula zurück und von dort direct nach Aegypten zurückreisen. Er klagt über die Unordnung, welche bei der englischen Feldpost herrscht. —)

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Ein Ausflug nach den Ruinenstätten von Babylon.

Babylon, die Capitale der chaldäischen Länder, ist lange Zeit die berühmteste Stadt der Welt gewesen; sie hat die Ehre gehabt, daß der übrige Theil — Assyrien und Mesopotamien — nach ihr Babylonien genannt wurde. So schreibt Plinius, und was er sagt, ist richtig. Wir unsererseits wollen auf eine specielle Schilderung der Pracht und Herrlichkeit dieser alten Culturcapitale nicht eingehen; man findet dergleichen ja selbst in Jugendschriften.

Was ist übrig geblieben von dem Babylon, welches, nach Herodot, etwa 15 deutsche Meilen im Umfang hatte, von den „200 Ellen hohen und 50 Ellen breiten Mauern und den 100 Thoren von Erz“? Die Häuser waren 3 bis 4 Stockwerke hoch; der Euphrat, welcher mitten hindurchfloß, war vermittelst einer Mauer eingedämmt. Auch die hohe Königsburg war von einer festen Mauer umgeben; in einem andern Theile der Stadt erhob sich das Heiligthum des Belus, der „Bel zu Babel“, wie die hebräischen Bücher sich ausdrücken. Auch dieses hatte eherne Thore und in der Mitte derselben stand ein Thurm von Stein und auf diesem ein zweiter, dann ein dritter, bis zu acht Thürmen, einer auf den andern gestellt. Auswärts um die Thürme her führte eine Wendeltreppe, in deren Mitte Ruheplätze für die Aufsteigenden angebracht waren. In dem letzten Thurme war ein großer Tempel, in diesem stand ein schön bereitetes Bett und neben dem Bett ein Tisch von Gold. Auf dem Ruhebette schlief, wie die Priester behaupteten, dann und wann der Gott. Eine Bildsäule desselben von massivem Golde befand sich, nebst Tisch, Stuhl und Schemel von Gold, in einem untern Tempel des Heiligthums; auch war noch eine zweite vorhanden, die zwölf Ellen hoch war. Der Perserkönig Darius, der sie gern geraubt hätte, wagte es doch nicht; Xerxes dagegen raubte sie und ließ den Priester, welcher dagegen Einsprache erhob, niederhauen.

Babylon ist längst ein Schutthaufen und auch hier paßt das Wahrwort: Sic transit gloria mundi.

Wer von Bagdad aus die Trümmerstätten besucht, rastet im Einkehrstalle Mehauïl. Unser Gewährsmann Wilhelm Lejean, der im Jahre 1866 dort war, phantasirt über dieses Babylon, das einst „Königin des Morgenlandes“ war, bis die Perser kamen und die Tempel plünderten, die Heiligthümer entweiheten und die herrlichsten Denkmäler zerstörten. Die babylonische Civilisation hatte einen praktischen Anstrich; die Monumente hatten zugleich etwas Großartiges und waren, wie die Bewässerungscanäle, auch auf den allgemeinen Nutzen berechnet; die Könige berücksichtigten auch das Volk; sie baueten Brücken, Uferstaden, Dämme und ließen Seen graben.

Von dem oben genannten Chan Mehauïl hat man einen weiten Ueberblick und der Eindruck ist gewaltig. Die Landschaft ist einförmig, zeigt große Linien und man orientirt sich leicht. In ostsüdöstlicher Richtung laufen sechs Höhenzüge oder vielmehr Böschungen, welche den Lauf von drei Canälen bezeichnen; diese liegen nun längst trocken. Jenseit derselben ist eine weiße Ebene sehr spärlich mit Strauchwerk bestanden, und auch sie wurde einst von Wasserrinnen durchzogen. Weiterhin sieht man einige Ruinenhügel, z. B. Abu Ruësa und Hosseyn, und hinter diesen einige Anschwellungen des Bodens. Unter diesen hebt sich am Horizonte deutlich eine violett-röthliche Masse ab; die Seiten derselben fallen steil ab, der Gipfel ist flach und das Ganze erinnert an die rothen Thonhügel, die in Nubien so häufig sind. Das ist „Babel“, oder wenigstens die alte Citadelle, die Burg, welcher die Araber jenen Phantasienamen beigelegt haben. Dort beginnen die großen Ruinen, welche aber von Mehauïl aus noch nicht sichtbar sind; auch der Euphrat, der etwa eine halbe Stunde westlich von dem Chan fließt, entzieht sich dem Blicke wegen der Bodenwellen; man erkennt seinen Lauf nur an den Palmen, deren Gipfel hier und da auftauchen.

Alles ist still und öde und wüst an den Stätten, wo einst eine Weltcapitale sich erhob. Das Ganze macht einen grandiosen, einen gewaltigen Eindruck, aber das Gemüth fühlt sich niedergedrückt und beklommen. Dem Reisenden drängte sich unwillkürlich ein Vergleich mit den Ruinen von Ninive auf, die er wenige Wochen vorher besucht hatte. Diese erschienen ihm beinahe heiter und lachend, denn ein üppiger Pflanzenwuchs überwuchert die Wälle und die Schutthügel der Königspaläste und dort murmelt ein klarer Bach unter grünem Gesträuche dahin. Aber hier in Babylon! Der Boden ist flach, gleichsam gläsern und wie verflucht; da ist keine Spur von einer Furche zu finden, man sieht nicht einmal scheues Wild, nicht einmal ein schwarzes Zelt arabischer Nomaden. Ja, es ist wahr, was die jüdischen Propheten verkündet haben: Babylon ist ein Schutthaufen geworden.

Als Lejean in die oben erwähnte wüste Ebene ritt, war die Hitze furchtbar drückend, und erst nach zwei Stunden wurde „Babel“ erreicht. Dort haben Rich, Fresnel und andere Alterthumsforscher Nachgrabungen veranstaltet und viel Interessantes zu Tage gefördert. Es scheint keinem

Zweifel mehr zu unterliegen, daß hier die **Citadelle** stand. Die Masse, welche als Babel bezeichnet wird, bildet ein Rechteck von 520 Meter Umfang und ist nach den Himmelsgegenden orientirt. Die äußere Bekleidung ist längst nicht mehr vorhanden. Schon die Perser haben vieles von der Burg niedergebrochen und später kamen die Bewohner von Hille, welche Babylon als einen Steinbruch betrachteten; sie holten von dort alles Baumaterial. Ker Porter fand hier keine vollständig erhaltenen Inschriften, Lejean dagegen bezeugt, daß Backsteine mit Keilinschriften in großer Menge vorhanden sind.

Von Babel ritt der Reisende nach dem Euphrat, welcher in der Nähe fließt. Am Wasser ist Leben; dort stehen Palmen und Granatbäume, die Felder sind bewässert und die Stadt **Hille** macht aus der Ferne einen angenehmen Eindruck. Der Mudir kam zum Empfang, geleitete die Europäer erst durch eine Vorstadt und dann über die Schiffbrücke bis zu der Wohnung eines jüdischen Kaufmannes, an welchen sie durch das deutsche Handelshaus Weber in Bagdad empfohlen waren.



Aus den Ruinen von Babylon.

Wir können auf die Beschreibung aller einzelnen Ruinen nicht eingehen, sondern müssen uns begnügen, Einzelnes hervorzuheben. Wer von Hille aus nach Norden hin über eine große Wasserrinne, welche als Nil bezeichnet wird, gekommen ist, gelangt nach etwa einer halben Stunde an eine mohammedanische Betcapelle, **Amran** genannt, und dort liegt eine Ruinengruppe, in welcher wichtige Funde gemacht worden sind. Hier war die Nekropole des alten Babylon, aus welcher fortwährend viele Antiquitäten zu Tage gefördert werden. Mit diesen treiben die Juden in Hille einen für sie ganz profitabeln Handel. — Weiterhin bemerkt man einen rechtwinkeligen Ruinenhaufen, welchen die Araber als **El Kasr**, die Burg, Citadelle, bezeichnen, und wohl mit Recht. Denn es sind dort Mauern von einer ungemein soliden Bauart bloßgelegt worden, und das Ganze entspricht den Schilderungen, welche Herodot, Diodor und andere Schriftsteller des Alterthums von der Citadelle der Semiramis geben. In der Nähe steht der sogenannte „**Baum der Semiramis**“. Der Sage zufolge ist er der einzige, welcher von den berühmten „**hängenden Gärten**“ übrig geblieben sein soll. Bei den Muselmännern gilt er für heilig; sie bezeichnen ihn als **Ateti** und sagen, er sei derselbe, an welchen **Ali** sein Roß band, bevor er in der Schlacht bei Kerbela fiel. Diese **Tamariske** hat einen sehr dicken Stamm, den man geköpft hat, deshalb treiben die Seitenzweige hoch in die Luft.

Die **hängenden Gärten** rühren übrigens nicht von der großen Semiramis her. Ein König von Babylon, so erzählt die Geschichte, hatte eine Geliebte, die aus Persien war, und welcher es in der chaldäischen Ebene gar nicht gefiel; sie bekam Heimweh nach den Gebirgen ihres Vaterlandes. Da ließ der König oben auf den Dächern der Citadelle einen Garten anlegen und in demselben Bäume, Sträucher und Blumen aus allen Theilen des Reiches anpflanzen. Dieser Garten hatte, wie Diodorus Siculus berichtet, auf jeder Seite 400 Fuß Länge und man stieg von einer Terrasse auf die andere. Das gewaltige Amphitheater wurde von eben so gewaltigen Säulen gestützt.

Etwa fünf Minuten von den hängenden Gärten entfernt liegt in einer Niederung ein **steinerner Löwe**. Der Kopf ist verstümmelt und in der linken Seite befindet sich ein Bruch. Die Tatzen sind zur Hälfte im Sande vergraben, man erkennt aber deutlich die Stellung des Thieres; der Löwe hält sich aufrecht und steht auf irgend einer Unterlage. Ein früherer Reisender hat behauptet, es handle sich hier um — einen menschlichen Körper, und derselbe beziehe sich auf die Geschichte Daniel's. Natürlich war der Reisende ein Engländer und, wie seine Landsleute überhaupt, ein eingefleischter Biblist; ein anderer Engländer, Keppel, sieht in dem Löwen gar einen — Elephanten!

Lejean eilte aus der glühenden Sonne nach Hille zurück. Dort hatte einer seiner Gefährten sich einige „**Antiquitäten**“ aufschwatzen lassen, namentlich eine Urne von Alabaster, die allerdings in acht Stücke zerbrochen war. Diese paßten aber recht gut an einander und hatten nicht bloß eine Inschrift von babylonischer Keilschrift, sondern auch eine solche von ägyptischen Hieroglyphen. Nicht wahr, hier handelte es sich in der That um eine Seltenheit, um ein Unicum? Gewiß. Leider waren aber beide Inschriften unecht und von dem Juden fabricirt worden. Die Keilinschrift war schülerhaft nachgeahmt und die Hieroglyphen standen verkehrt. Die Antiquitätenfabrikanten in Hille sind noch nicht so gerieben wie ihre Collegen in Rom.

Am andern Tage wurde gen Südwesten hin ein Ritt nach den Ruinen von **Birs-Nimrud**, dem alten **Borsippa**, unternommen; dasselbe liegt etwa drei Stunden von Hille entfernt. Unterwegs erheben sich auf der Ebene viele Trümmerhügel und man sieht überall Spuren alter Canäle; zwei derselben sind noch jetzt mit Wasser gefüllt. Hier steht der **babylonische Thurm**. „Ich bin viel und weit umhergewandert, aber auf allen meinen Reisen hat mich nichts so sehr in Erstaunen gesetzt und nichts ist mir so außerordentlich erschienen, wie die verglasten Blöcke, welche den Gipfel des Hügels bedecken. Auf den ersten Anblick hätte ich sie für vulcanisches Gestein halten mögen, denn solchem sahen sie durchaus ähnlich. Bei näherer Betrachtung sah ich indeß bald die gelbgrünlichen Backsteinlagen, welche durch einen bituminösen Mörtel mit einander verbunden waren. Doch erschien das Ganze dermaßen gebrannt und verglast, daß es eine Festigkeit erhielt, dergleichen nach den Chaldäern kaum ein anderes Volk wieder erreicht hat. Ich wenigstens weiß in dieser Beziehung den Ruinen von Birs Nimrud nichts an die Seite zu stellen. Die Engländer haben natürlich auch hier wieder allerlei biblische Grillen zum Besten gegeben. Einer findet hier die Trümmer des Ofens, in welchem Abra-

haut die Götzenbilder der Chaldäer zerschmolz; andere wissen ganz genau, woher die Verglasung rührt. Gott schleuderte nämlich in seinem Zorn einen Blitz in den Thurm zu Babylon. Nur schade, daß von einem solchen Blitz in der Bibel nichts steht. Verständiger ist eine Annahme, der zufolge diese Blöcke einst die äußere Bekleidung des Denkmals bildeten; was von demselben jetzt noch steht, war der innere Theil des Thurmes. Aus den alten Schriftstellern wissen wir sehr wohl, daß die Babylonier sich trefflich auf die Kunst des Verglasens verstanden. Nicht minder wissen wir, mit



Alterthümer aus Babylon.

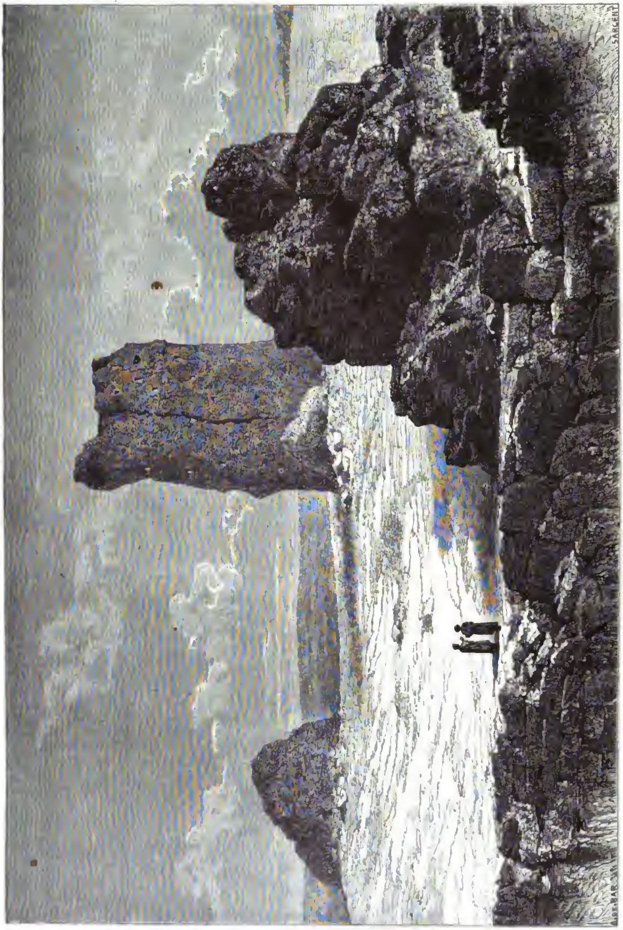
welchem fanatischen Ingrimm die Perser und namentlich Xerxes gegen die religiösen und nationalen Monumente der Chaldäer wütheten, und auch der Thurm wird ein Gegenstand gewesen sein, an welchem sie ihren Vandalismus ausließen. Der macedonische Alexander hatte den Plan zur Wiederherstellung desselben gefaßt, er starb jedoch, als er eben ans Werk gehen wollte."

„Man will in dem Birs den „Thurm von Babel" erblicken, aber diese Annahme rührt erst aus neuerer Zeit her. Benjamin von Tudela belegt aber mit dem Namen Babel die



Der steinerne Löwe.

Ruinen, welche am Euphrat 20 englische Meilen oberhalb der Ruinen von Babylon liegen. Dieses Babylon war noch zu Benjamin's Zeit, also im dreizehnten Jahrhundert, vorhanden, und zählte unter seinen Bewohnern etwa 20,000 Juden. Diese Stelle des jüdischen Reisenden ist nicht genugsam in Erwägung gezogen worden; sie beweist aber, daß Babylon als Stadt eine längere Existenz gehabt hat, als man gewöhnlich annimmt, und noch im Mittelalter vorhanden war. Pietro della Valle ist, wie ich glaube, der erste gewesen, welcher in dem Birs den „Thurm zu Babel" finden wollte, und ihm hat man dann nachgesprochen. Ich meinerseits betrachte die Legende vom babylonischen Thurme als

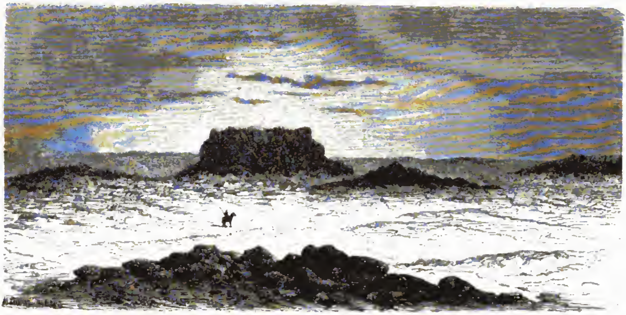


Der sogenannte babylonische Thurm.

eine Zwillingsschwester der Sage vom irdischen Paradiese, und überlasse es den orthodoxen Geographen, den erstern auf ihren Karten zu verzeichnen und die Grenzen des andern zu bestimmen. Ich möchte aber betonen, daß der Text der Genesis den Erbauern des Thurmes keineswegs den abgeschmackten Zweck beilegt, daß sie von dem Thurme aus den Himmel hätten erklettern wollen; der Ausdruck: „bis an die Wolken“ ist eine Redensart, die im Orient und im Abendland häufig gebraucht wird.“

Wir haben vor einigen Jahren im „Globus“ mitgetheilt, daß ein Carmelitermönch aus Bagdad, der den babylonischen Thurm im Birs Nimrud sah, hoch oben ein Marienbild aufgepflanzt hat. Lejean erzählt den Vorgang ausführlich. Der Pater hatte ein Marienbild von Silber oder Bronze aus Europa kommen lassen und nahm sich vor, dasselbe auf den Thurm zu schaffen und solchergestalt im Namen der römischen Kirche Besitz „von der gemeinschaftlichen Wiege aller Völker“ zu nehmen. Er nahm getrost sein Bild und ließ sich hinaufhissen. Dort fand er indeß einen Gefährten, den er nicht erwartet hatte und in dessen Nähe es ihm nicht eben geheuer war, — einen Panther, der sich gemächlich sonnte. Die Leute unten riefen dem Pater zu, er möge doch wieder hinabkommen. Das hätte aber der muthige Mönch um keinen Preis gethan und ohnehin hatte er das Bild, welches ihm doch wohl gegen ein wildes Thier Schutz gewähren mußte. So blieb er oben, verhielt sich aber ganz ruhig. Nachdem der Pater und der Panther einander wohl eine Stunde lang betrachtet hatten, machte der letztere dem Ding ein Ende und trollte ab. Der Mönch aber stellte „Unsere Liebe Frau zu Babel“ auf. Sie wird dort so lange unangetastet stehen, bis es irgend einem waghalsigen Araber einfällt, das Kletterkunststück zu wagen, um die Madonna, als babylonische Antiquität, irgend einem wandernden Briten aufzuhängen. Uebrigens ist jener Pater ein wohlverdienter Mann, denn als Arzt leistet er den Armen in Bagdad mit der größten Aufopferung unschätzbare Dienste.

.Einige Gelehrte sprechen die Vermuthung aus, daß Birs wahrscheinlich der Tempel des Belus sei. Dieser bestand in einer rechtwinkeligen Pyramide von acht über einander liegenden Geschossen. Jedes der letzteren war einem besondern



Ruinen von Sispara.

Planeten gewidmet, und die Backsteine jeder einzelnen Etage hatten die Farbe, welche man dem respectiven Planeten herkömmlich beilegte. Diese Ansicht wurde durch eine Entdeckung Rawlinson's als die richtige bestätigt. Als Rawlinson nach Birs kam, als es noch nicht so durchwühlt war wie heute, ließ er die Ausgrabungsarbeiten an einer Ecke des untern Geschosses beginnen. Bald wurde eine lange und schmale Höhlung gefunden und Oberst Rawlinson steckte den Arm hinein. Die Arbeiter erschraken, als sie sahen, daß sein Gesicht blaß wurde, und glaubten, daß ein Skorpion ihn gestochen habe; aber die Blässe war eine Folge großer geistiger Aufregung, und diese war vollkommen gerechtfertigt, denn Rawlinson zog einen Terracotta-Cylinder hervor, auf welchem sich eine königliche Inschrift befindet; diese beseitigt alle Zweifel, und es ist nun ausgemacht und gewiß, daß der Birs in der That der von Herodot und Diodor beschriebene Tempel des Belus ist, und daß dieser Tempel der Thurm der sieben Sphären war, die Hauptsternwarte der Babylonier. Wir wissen ferner, daß die gewaltige Menge von Ruinen, welche östlich vom Thurme liegt, die Ueberbleibsel des Bursif der Chaldäer sind, Strabo's Borsippa. In dieser Ortschaft hatten die Borsippiner, eine der beiden astronomischen Gelehrtenkasten Babylons, ihren Hauptsitz, ihre Universität. Die andere Kaste war jene der Orchoënier; diese wohnten in Orchoë, dem heutigen Warka.

An Borsippa hebt Strabo noch eine Eigenthümlichkeit hervor: man fand dort Fledermäuse von gewaltiger Größe in ungeheurer Menge. „Man wird sagen können, daß eine solche Notiz bei einem Schriftsteller von Strabo's Werth sich etwas vulgär ausnehme.“ So schreibt Herr Lejean, er vergißt aber beizufügen, was Strabo weiter hervorhebt. Diese großen Fledermäuse wurden nämlich eingesalzen und galten für einen Leckerbissen. Der Reisende bemerkt, daß die Fledermäuse nach Hille und Bagdad ausgewandert seien; am Birs hat aber Consul Kenball eine Fledermaus von Bronze gefunden.

Etwa zehn Minuten vom Birs liegt der Hindia-See, welcher durch die Ueberschwemmungen des gleichnamigen Canals gebildet wird und einen Halbkreis bildet. Auf den Inseln im See, die mit ihrem frischen Grün gegen die asch-

graue Wüste abstechen, liegen hübsche, von Arabern bewohnte Dörfer. Vom Birs bis nach Hille dagegen ist kein Haus zu sehen, — nur Ruinen, Trümmer und wieder Ruinen! Aber mehr als zwanzig nun vertrocknete Canäle zeugen dafür, daß diese Ebene einst dicht bewohnt war und reiche Ernten gab. Jetzt reitet man funfzehn Stunden und sieht keine andere Spur vom Dasein der Menschen, als einige Gräber mohammedanischer Heiligen und dann und wann schwarze Zelte halbwilder Araber. Den Türken ist es bis heute noch nicht gelungen, die Araber, welche die Inseln des Hindia-Sees bewohnen, ihrer Herrschaft zu unterwerfen.

Vom Hindia ab zieht sich eine weite, baum- und strauchlose Wüste hin, auf der nicht einmal eine Dünenwelle zu sehen ist; sie wird von den Arabern ganz richtig als Hammada bezeichnet, gleich jener, welche in Nordafrika von Tripolitanien bis Fessan reicht. Gleich am Eingange zu dieser „Hamaad“, unweit vom See, gewahrt man ein großes Viereck, das wie eine Caserne aussieht; es ist der Chan Sabha. Dieser Einkehrstall beherbergt die Pilger, welche die Gräber der schiitischen Heiligen in Mesched Ali besuchen oder die nach Neoljf reisen, „einer nicht unbedeutenden Stadt, welche, so viel ich weiß, noch auf keiner Karte verzeichnet ist.“ (— Auf Kiepert's Karte von Vorderasien allerdings und zwar als Nedschef. —) Etwas nach Norden hin liegt Kefl oder Kefil, wo sich das Grab des Propheten Ezechiel befindet; zu diesem wallfahrten alljährlich viele Juden und Muselmänner. Bis jetzt sind die ersteren im Besitze des heiligen Grabes geblieben, trotzdem vor einigen Jahren ein



Der Thurm von Akerkuf.

vagabundirender Derwisch dasselbe für die wahren Gläubigen in Anspruch nahm. Die Juden mußten bluten, d. h. man zapfte ihnen einige Tausend Thaler ab, und so bleibt denn ihnen die Knochenstätte des Propheten bis auf Weiteres.

Auf dem Rückwege von Hille nach Bagdad bemerkte Lejean unweit vom Naharmalcha-Canal auf einem kleinen Hügel einen viereckigen Thurm; zwischen den verschiedenen Lagen der ungebrannten Backsteine sieht man Schichten von Rohr. Unsere Illustration zeigt, wie diese Ruine von Sisper oder Schischper sich ausnimmt. Hier also war die Stelle des alten Sispara, welches, nach dem Zeugnisse des Berosus, in den chaldäischen Ueberlieferungen für die älteste Stadt der Welt galt. Strabo bezeichnet sie als Hipparenum und bemerkt, daß sich dort eine berühmte astronomische Akademie befand. Näher bei Bagdad liegt der Thurm von Akerkuf, der sich in einiger Entfernung wie ein Menhir ausnimmt; die Türken bezeichnen ihn als Nimrud Tepesi, Nimrod's Hügel. —

Sieben kleine Stunden von Bagdad, auf der Straße nach Basra, liegt an beiden Ufern des Tigris die alte hochberühmte Zwillingsstadt Seleucia-Ktesiphon. Schon aus weiter Ferne erblickte Lejean in südöstlicher Richtung die imposante Masse des Tak Kesra, d. h. der „Bogen, die Arkade des Chosroes“. Von der alten, glänzenden Stadt Ktesiphon ist nur allein dieses Monument übrig geblieben! Es ist aus Backsteinen aufgeführt und liegt eine gute Viertelstunde vom Tigris entfernt. In der Mitte befindet sich ein Eingangsthor, Porticus oder großes Gewölbe von 76 Fuß Breite, 148 Fuß Tiefe und 85 Fuß Höhe. Die Wölbungsmauern sind 23 Fuß dick und jene der Façade 18 Fuß.

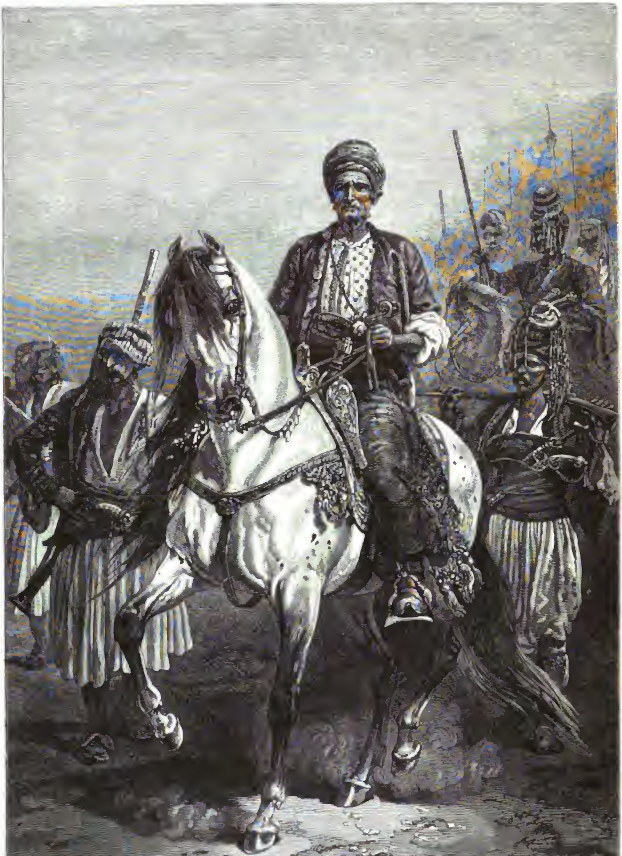
Diese letztere hat im Untergeschosse sechs falsche und zwei offene Thüren. In dem Zwischengeschosse sind viel kleinere falsche Fenster; sie scheinen niemals offen gewesen zu sein. Der obere Theil der Vorderseite des Tak Kesra hat viel gelitten, dasselbe gilt von dem vordern Theile der Wölbung und noch mehr von den Seiten. — Man hat früher die Ansicht aufgestellt, daß der Tak Kesra ein der Sonne geweiheter Tempel gewesen sei; das ist aber zuverlässig nicht der Fall, wir haben hier vielmehr einen großen Palast vor uns, welchen die parthischen Könige Persiens in Ktesiphon bauen ließen, denn hier wohnten die arsacidischen Dynasten, so lange sie Herren dieser Region waren. Sie beobachteten die altpersische Sitte, indem



Tak Kesra, in den Ruinen von Ktesiphon am Tigris.

sie einen Theil des Jahres in Susa, einen andern in Ecbatana und wieder einen andern in Ktesiphon residirten. Hier gaben die mächtigen gewölbten Säle Kühlung und Schatten.

Unweit vom Tak Kesra steht eine Moschee, angeblich über dem Grabe des Suleiman Pak, d. h. Soliman des Reinen. Dieser biedere Mann war nicht mehr und nicht weniger als der Barbier des Propheten Mohammed, und viele frommen Muselmänner wallfahrten hierher, um einige Tage zu fasten und zu beten. — Dieser Suleiman oder Selman der Perser, der eigentlich Abu Abdallah Selman hieß und den Beinamen Cher, der Glückselige, führte, steht in großer Verehrung. Er war Sklav des Propheten, der ihn frei-



Kara Fatma, eine kurdische Prinzessin.

ließ und dessen Lehre er annahm, und der ihn deshalb als einen „Prädestinirten“ bezeichnete. Er fuhr fort, den Propheten zu barbiren, und es kann gar nicht auffallen, daß er mit dessen Barthaaren viele Wunder bewirkte. Als die Araber Ktesiphon erobert hatten, wurde der Barbier Gouverneur dieser Stadt. Er war ein braver Mann, denn er lebte nicht von Erpressungen, sondern von der Arbeit seiner Hände und bewährte sich als Wohlthäter der armen Leute; von seinen Nachfolgern, den türkischen Paschas, kann man leider nicht dasselbe sagen.

Auf der andern Seite des Tigris, Ktesiphon gegenüber, liegen die Ruinen von Seleucia, unförmliche Trümmerhaufen von Erde, Backsteinen, Töpferscherben und Glas. Die Stadt war von dem syrischen Könige Seleucus Nicator in der Gestalt eines die Flügel ausbreitenden Adlers erbaut worden und der Naharmalcha, Königscanal, war mitten hindurchgeführt. Lejean meint, es sei ein Irrthum, wenn die Geographen sagen, daß Ktesiphon und Seleucia durch den Tigris von einander getrennt gewesen waren; denn Seleucia habe auf beiden Seiten des Flusses gestanden und sei von Ktesiphon nur durch einen hohen Wall geschieden worden. Wir lassen das dahingestellt sein; gewiß ist, daß Seleucia mit vielen Privilegien begnadigt wurde und eine Art von Republik bildete, an deren Spitze sogenannte Diganen standen; der Senat zählte 300 Mitglieder. Zur Zeit der höchsten Blüthe soll Seleucia etwa 600,000 Einwohner gezählt haben; es wurde groß auf Kosten Babylons, aus welchem auch ein nicht geringer Theil des Baumaterials geholt wurde. „Das Volk war,“ wie Tacitus hervorhebt, „kräftig, und wenn es einig war, wurden die Parther von ihm verachtet; wenn aber Zwietracht herrschte und eine Partei gegen die andere Hülfe suchte, dann behielt der Herbeigerufene die Oberhand über Alle.“

Lejean führt diese Stelle des Tacitus (Annalen VI, 42) an; wir unsererseits können aus derselben abnehmen, daß es sich bei den Parteien in der Stadt um einen ethnischen Gegensatz handelt; es gab eine griechische und eine syrisch-orientalische Partei, und diese standen einander gegenüber. Aber auf Kosten der Juden machten sie einmal gemeinschaftliche Sache. Diese waren in der Provinz Babylon verfolgt worden, hatten sich nach Seleucia geflüchtet und lebten dort eine Weile ruhig und unangefochten. Dann aber fielen die beiden eben erwähnten Parteien über sie her und richteten ein solches Gemetzel unter ihnen an, daß etwa 50,000 erschlagen wurden. Die übrigen retteten sich nach Ktesiphon, wo der persische König ihnen Schutz gewährte. Seleucia aber wurde eine Beute der Parther, welche übrigens die reiche Handelsstadt geschont haben. Als Kaiser Trajan Krieg gegen die Parther führte, wurde Seleucia von den Feldherren Avidius Clarus und Julius Alexander erstürmt, ausgeplündert und zum Theil in Asche gelegt. Was noch übrig blieb, ging zu Grunde durch Lucius Verus, den Collegen des Kaisers Marcus Aurelius; aber selbst damals, im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, soll die Stadt noch eine halbe Million Einwohner gezählt haben. Späterhin fanden Kaiser Septimius Severus und Julian Alles öde und verlassen; die Stätte war theils ein Sumpf geworden, theils ein Jagdgebiet, auf welchem Julian's Krieger dem Waidwerk oblagen.

Diese Weltstädte: Ninive, Babylon, Ktesiphon und Seleucia sind in Schutt und Staub gesunken; aber die Geschichte schweigt nicht von ihnen und außerdem geben „tausend Steine, die man aus dem Schacht der Erde gräbt“, lautes Zeugniß für ihre alte Pracht, Macht und Herrlichkeit.

Ktesiphon war für die parthischen Könige Winterresidenz; im Sommer hatten sie ihr Lager zu Ekbatana oder in Hyrkanien; die sassanidischen Herrscher hielten sich dagegen am liebsten das ganze Jahr hindurch in dieser Hauptstadt am Tigris auf und der Palast, welchen Schah Kosroes der Siegreiche (Kesru Parviz) im ersten Drittel des siebenten Jahrhunderts bewohnte, wird in orientalischen Büchern wegen seiner ungemeinen Pracht überschwenglich gepriesen. Dieser „Tak“ zu Ktesiphon wurde durch den Vandalismus des berühmten Chalifen Abu Djiaffar al Mansur (der Siegreiche) zerstört. Dieser Erbauer Bagdads benutzte den Palast als Steingrube!

Die Umgegend von Ktesiphon ist im Besitze dreier Araberstämme: der Schamar, Montefik und Beni Lam; die ersteren haben auch einen Theil Mesopotamiens inne und reichen im Norden bis in die Nähe von Orfa und Mardin. Die türkische Regierung vermag ihnen nichts anzuhaben, und die beiden genannten Städte sowohl wie auch Mosul, Diarbekir und noch andere zahlen ihnen eine jährliche Abgabe, damit die Karawanen nicht geplündert werden. In jenen nördlichen Gegenden sind sie schon mehrfach mit den Kurden in feindliche Berührung gerathen. Diese letzteren bilden zu den Arabern einen scharfen Gegensatz und sind in Vorderasien, von Anatolien bis nach Susiana, weit verbreitet. Lejean sagt: „Ich bin viel mit Kurden umgegangen und ich schätze sie sehr, besonders wenn ich sie mit dem persischen Volke vergleiche. Ihre Sprache verhält sich zu jener der Perser etwa so, wie das Französische des zwölften Jahrhunderts zum heutigen Französisch. Es hält etwas schwer, bei ihnen Aufnahme zu finden, sobald man aber einmal ihr Gast geworden ist, kann man ruhig schlafen, wenn man auch tausend Ducaten in der Geldkatze bei sich trüge. Bei den Kurden herrscht ein gewisser Gleichheitssinn, der sich selbst auf die Frauen erstreckt. Hier ein Beispiel: Während des sogenannten Krimkrieges rief die Pforte auch in Asien die wahren Gläubigen zum heiligen Kampfe unter die Waffen, und so strömten denn aus allen Theilen des osmanischen Reiches die Streiter nach Konstantinopel, ähnlich den fanatisirten Kreuzfahrern, welche vor achthundert Jahren in Byzanz erschienen waren, um von dort weiter zu ziehen und das heilige Grab in Jerusalem zu befreien. Da war ein unendlicher Reichthum pittoresker Lumpen zu schauen und eine Auswahl von allerlei alterthümlichen Waffen, wie man sie schwerlich seit den Tagen Sultan Soliman des Prächtigen wieder gesehen hat.“

„Aber Kara Fatma, die schwarze Fatime, die kurdische Prinzessin, war damals recht eigentlich die Löwin in Stambul. In Mingrelien bezeichnet sich jeder Edelmann als „Fürsten“. Kara Fatma galt für eine Fürstin, weil sie Oberhaupt eines bedeutenden Clans im türkischen Kurdistan war. Jetzt erschien sie im Bosporus und hatte eine Schaar ihrer Krieger herbeigeführt, an deren Spitze sie in den heiligen Kampf ziehen wollte. Aus ihrem seiner Zeit in Stambul gezeichneten Porträt sieht man leicht, daß diese Heroine nicht mehr jung war; sie erschien vielmehr alt und nichts weniger als hübsch; aber das schadete nichts. Sie brachte ja ein paar hundert kecke und verwegene Kämpfer mit, welche insbesondere von den Europäern in Konstantinopel bewundert wurden. Denn es ist keinem Zweifel unterworfen, daß niemals ein so vollständiges und pittoreskes Sortiment der herrlichsten Theaterbanditen beisammen gesehen wurde. Die Zeichner und Maler hatten mit diesen romantischen Prachtgestalten vollauf zu thun, denn eine war immer charakteristischer als die andere. Die türkische Regierung war sehr zufrieden mit dem Eindrucke, welchen diese Kurden in Stambul auf Gläubige wie Ungläubige machten, hütete sich aber wohl, die Prinzessin Kara Fatma und ihre Schaar ins Feuer gegen die Batterien der Moskowiter zu schicken. Die schwarze Prinzessin ging sammt ihrer Kriegsgefolgschaft nach Verlauf einiger Zeit wieder in ihre kurdischen Gebirge zurück, und man hat weiter nichts von ihr gehört.“

Aufklärung über Abyssinien.

Seit der Expedition der Engländer nach Habesch werden wir mit einer wahren Fluth von Büchern, Aufsätzen und Briefen aus dem Reiche des Negus von Aethiopien überschwemmt, und bald werden auch die mit so großen Opfern aus der Gefangenschaft befreiten „Märtyrer" ihre Beiträge liefern. Die Briten ziehen ab; was aus dem Lande wird, dessen Herrscher man möchte sagen in einem Brillantfeuerwerke so tragisch-romantisch endete, weiß allein der Himmel. Bis auf Weiteres hat man dort ein Chaos.

Wir haben in unseren Mittheilungen über Abyssinien oftmals darauf hingewiesen, daß viele Wirren in jenem Reiche durch die europäischen Missionäre hervorgerufen worden sind. Der Gegensatz zwischen römischen und protestantischen Sendboten tritt auf das Schärfste hervor; Frankreichs Politik benutzt die einen als Werkzeuge und jene Englands die anderen. Die beiderseitigen Intriguen nehmen kein Ende und mit dem halbbarbarischen Lande und Volke machte man die seltsamsten Experimente. Dieses Intriguenstück spielt seit reichlich einem Vierteljahrhundert. In einem jüngst erschienenen Werke der Lady Herbert, das nach französischen Quellen gearbeitet ist („Athenäum", 30. Mai), sind manche interessante Angaben enthalten. Wir wollen bemerken, daß vor zwanzig Jahren und bevor Theodoros mächtig wurde, Habesch in drei Theile zerfiel, deren jeder seinen besondern Herrscher hatte, nämlich in die großen Landschaften oder wenn man will Provinzen: Tigre, Amhara und Schoa.

Im Jahre 1838 erschien in Adua, der Hauptstadt von Tigre, ein Herr Sapeto mit zwei anderen Franzosen; alle drei wurden vom „König" Ubieh gut empfangen und arbeiteten von vornherein für den Katholicismus mit solchem Eifer, daß sie bald eine Gemeinde von etwa hundert Köpfen um sich versammelt hatten. Diese schickten ein Glaubensbekenntniß an den Papst und erbaten sich von diesem einen Priester. Das gab Veranlassung zu der Mission, mit welcher die Lazaristen beauftragt wurden; diese kamen 1839 ins Land und an ihrer Spitze stand ein ausgezeichneter Mann, Giustino de Jacobis. Die beiden oben erwähnten Franzosen waren die Brüder Antoine und Arnauld d'Abbadie, welche als britische Unterthanen reisten und einen Paß von Lord Palmerston hatten!

In Adua befand sich damals schon seit mehreren Jahren eine Mission der anglicanischen Protestanten, welcher Ubieh keine Hindernisse in den Weg gelegt hatte. Jetzt wurden diese Sendboten ausgetrieben, und unser Landsmann Isenberg sagt in seinem Werke: „Abyssinien und die evangelische Mission", daß die katholische Mission wenigstens einen Theil der Schuld davon trage. Abbadie stellt das jedoch in Abrede. Isenberg und sein College Ludwig Krapf gingen nun nach der südlichen Landschaft Schoa. Als sie dort kaum ein wenig sich umgesehen hatten, tauchte plötzlich ein Franzose auf, Rochet aus Héricourt, der später Consul in Dschidda in Arabien wurde. Er wußte sich beim Könige Sahela Selassi einzuschmeicheln und dieser sandte durch ihn im März 1840 Geschenke an König Philipp.

Die englische Politik glaubte nun ein Paroli biegen zu müssen und schickte eine politische Mission unter Major Harris nach Schoa, die aber nichts ausrichtete. Das beste Resultat derselben ist ein sehr ansprechend geschriebenes Buch, das auch ins Deutsche übersetzt wurde und aus welchem wir im „Globus" jüngst einige Mittheilungen in unsere Aufsätze über Abyssinien eingeflochten haben (— „Aus dem Kriegerleben der Abyssinier", XIII: „Eine Heerschau am Königshof in Schoa", S. 14 —). Den Antrieb zu dieser politischen Mission hatte unser Landsmann Ludwig Krapf gegeben. Er ging im März 1842 von Schoa nach Gondar, wurde aber unterwegs von Adara Bille, einem Häuptlinge der Wollo-Galla, ausgeplündert. Krapf beschreibt in seinem Buche über Ostafrika ausführlich, was er damals hat ausstehen müssen; aus dem jüngst erschienenen Werke des englischen Consuls Plowden erfahren wir nun, daß der König von Schoa jene Verfolgung angezettelt hatte. Dieser wollte mit den Engländern überhaupt nichts zu schaffen haben. Krapf aber versuchte trotzdem schon im November auf einem andern Wege, von dem Hafenplatze Tadschurra am Busen von Aden aus, wieder nach Schoa einzudringen; er wurde jedoch von Sahela Selassi daran verhindert.

In Schoa war also für die protestantischen Missionäre kein ergiebiges Feld; sie suchten sich nun ein solches abermals in Tigre, aber König Ubieh jagte sie fort und im Juli 1843 räumten sie dann bis auf Weiteres das undankbare Habesch. Sie fanden sich erst wieder ein als Theodoros ans Ruder gekommen war. Dieser ließ sie gewähren, verlangte aber von ihnen, daß sie ihm nützliche Menschen, nämlich Handwerker, ins Land schaffen sollten. Die geistlichen Missionäre ihrerseits mußten ihm gleichfalls behülflich sein, Kanonen zu gießen und Kutschen zu bauen. Die getauften Juden Stern und Andere, welche von London aus zur Bekehrung der abyssinischen Falaschas 2c. ausgeschickt waren, sodann Angehörige der schottischen Mission und noch andere Europäer, z. B. Consul Cameron und der diplomatische Agent Rassam, sind dann vier Jahre lang in Gefangenschaft des Negus gewesen. Diese Geschichte ist weltbekannt und eben so die Katastrophe, zu welcher sie Veranlassung gab.

Wir wenden uns wieder zu der römischen Mission in Tigre, welche unter der Leitung des Paters de Jacobis und unter dem Schutze Ubieh's leidliche Fortschritte machte. Im Jahre 1841 sandte Ubieh eine Deputation nach Aegypten, um von dem koptischen Patriarchen zu Alexandrien einen neuen Bischof für die abyssinische Kirche, einen Abuna, zu erbitten; der katholische Missionär Jacobis war im Gefolge dieser Deputation. In dieser und in Verbindung mit derselben fanden vielerlei Ränke statt, über welche, wie sich von selber versteht, die Berichte der Katholiken anders lauten als jene der Protestanten. So viel ist gewiß, daß die anglicanischen Missionäre in Kairo dem Pater Jacobis den Vorsprung abgewannen; denn noch ehe dieser in Aegypten angelangt war, hatten jene durchgesetzt, daß der Patriarch zum Abuna einen jungen Menschen Namens Andraos ernannte, der in der Schule des protestantischen Missionärs Lieder Unterricht erhalten hatte. Er wurde als Abba Salama zum Patriarchen geweiht und hat dann in den abyssinischen Angelegenheiten eine merkwürdige Rolle gespielt. Wir haben im „Globus" oftmals Mittheilungen darüber gebracht. Er ist im October 1867 als Gefangener seines „Freundes" und „Feindes" Theodor in Magdala mit Tode abgegangen.

Pater Jacobis war, wie man im gemeinen Leben sich auszudrücken pflegt, abgeblitzt. Er hatte einen Brief von Ubieh an den Patriarchen, welchem er dringend empfohlen wurde. Diesen bat er um ausdrückliche Erlaubniß, römische Kirchen in Abyssinien bauen zu dürfen. Der Protestant Isenberg will wissen, es sei ihm gelungen, die Consuln von Frankreich und Sardinien dahin zu bringen, daß diese mit

einem Krieg ihrer respectiven Staaten gegen Abyssinien gedroht hätten, falls jene Erlaubniß verweigert werde. Gewiß ist so viel, daß von nun an ein tödtlicher Haß zwischen den christlichen Prälaten zu Tage trat, und daß derselbe bis zum Tode fortdauerte. Das Buch der Lady Herbert, welches im katholischen Interesse geschrieben ist, äußert: „Der junge Mensch, welcher zum Abuna geweiht wurde, war ein Knabe (— aber von 20 Jahren, wie Herr v. Heuglin sagt —), der mit einem von kölnischem Wasser duftenden Taschentuch herumflankirte, aber von Theologie gar nichts verstand. (— Das ist unwahrscheinlich, weil die anglicanischen Missionäre in Kairo es am Eintränken von Dogmen und an Controversen nicht fehlen lassen. —) Trotzdem wurde dieser Mensch zum Bischof ernannt und ging als Abuna Salama im November 1840 nach Habesch.“ So viel ist richtig, daß es durchaus ungeeignet war, einen solchen unreifen Burschen zum Oberhaupte der abyssinischen Kirche zu ernennen. Consul Plowden sagt: „Die Person des Abuna gilt für heilig im höchsten Grade; er soll sich so viel als möglich den Blicken des Publicums entziehen; man nimmt an, daß er sich nur von den einfachsten Speisen nähre und von Jugend an unbefleckt geblieben sei; selbst wenn er Leute empfängt, soll er verschleiert sein, namentlich auch dann, wenn er die andächtige, kniende Volksmenge segnet und ihr Sündenerlaß gewährt.“ Wilhelm Lejean, dessen Bemerkungen über Abyssinien unseren Lesern erinnerlich sein werden, schildert ihn als: „hochmüthig, heftig, habgierig, gewaltthätig und politische Ränke spinnend. Dazu treibt er Handel, und was für einen Handel! Er ist Sklavenhändler, stiehlt die werthvollen gottesdienstlichen Gefäße aus den Kirchen und schickt sie nach Aegypten. Sein ausschweifendes Leben ist so notorisch, daß eines Tages sein Beichtvater Abba Yusuf auf offenem Markte zu Gondar die jüngste Beichte des Abuna laut verkündete und der gläubigen Menge mittheilte, daß der Abuna nicht weniger als neun Kebsweiber habe und zwei davon seien Nonnen. Seine Unwissenheit ist sprüchwörtlich und die Memhirs, d. h. die abyssinischen Professoren der Theologie, verachten ihn deshalb. Während sie vor seinem Hirtenstabe zittern, legen sie ihm doch in malitiöser Weise Fragen vor, die er nicht zu beantworten weiß. Dann wird er grimmig und excommunicirt sie.“

Der Abuna war ein Gegner der Katholiken und Franzosen, und vielleicht übertreibt Lejean. So viel ist aber nicht in Zweifel zu ziehen, daß die Protestanten in Kairo einer Gewissenlosigkeit sich schuldig machten, als sie einen solchen Patron zum Oberhaupt einer Landeskirche machen und weihen ließen. — Isenberg, der dabei die Hand im Spiele hatte, äußert sich begreiflicherweise günstiger und sagt, daß der Abuna während der drei ersten Jahre sich ordentlich aufgeführt habe: „Es scheint, als ob er beim größten Theile des abyssinischen Clerus dadurch Anstoß gegeben habe, daß er, gleich seinem Vorgänger Abuna Kérilos, sich der sogenannten Tigrepartei anschloß. Diese sind strenge Monophysiten und verdammen ihre Gegner. Diese wollen ihm nur drei Probejahre gestatten und ihn, falls er nach Ablauf derselben sich ihnen nicht anschließt, aus Gondar vertreiben.“ Das haben sie denn auch späterhin gethan.

Inzwischen hatte der Abuna den König Ubieh von Tigre in den Bann gethan, weil dieser dem Pater Jacobis und anderen katholischen Missionären Schutz gewährte; und als diese Excommunication unbeachtet blieb, schickte er seinen Beichtvater Abba Barsum nach Kairo, damit dieser einen großen Bann gegen Ubieh vom koptischen Patriarchen selbst erwirke. Gleichzeitig excommunicirte er auch den König von Schoa. Hier liegt eine merkwürdige Intrigue zu Tage. Der Abuna schrieb an den deutsch-anglicanischen Missionär Lieder, seinen vormaligen Lehrer, nach Kairo: „Als Unser lieber Capitän Harris in Schoa war, thaten Wir für ihn Alles, was Wir konnten; Wir sandten einen besondern Mann an ihn, um ihn hierher (— nach Gondar in Amhara —) zu holen; aber Sahela Selasi hielt sie und Wir excommunicirten ihn und waren zornig auf ihn, so daß Wir jetzt noch nicht mit ihm ausgesöhnt sind.“ Dieser Brief ist vom 10. Juni 1844, und wir können nun als gewiß behaupten, daß Harris in Schoa deshalb nichts ausrichtete, weil er die Absicht hatte, auch nach Gondar zu gehen. Sahela Selasi ging nämlich von der Ansicht aus, daß der Engländer in Gondar mit dessen damaligem Herrscher Ras Ali einen Bund gegen ihn zu schließen beabsichtige. Dr. Krapf wurde, wie wir schon oben bemerkt, auf seiner Reise nach Gondar ausgeplündert und angehalten; er, als Agent und gleichsam Stellvertreter von Harris, sollte nicht nach Gondar gelassen werden. In dem eben erwähnten Briefe schreibt der Abuna dem Missionär Lieder noch Folgendes: „Was den römisch-katholischen Jacobis anbelangt, so will ich ihn bald meine Macht fühlen lassen.“ Abba Salama war damals schon von Gondar nach Adua gegangen, denn er sagt weiter in jenem Schreiben, daß er dort auf öffentlichem Markte Jeden excommunicirt habe, welcher Jacobis' Haus betreten. Er söhnte sich damals mit Ubieh aus und intriguirte mit diesem Herrscher, dem bisherigen Beschützer der Katholiken, um diese aus Tigre zu verjagen. Der Abuna verband sich mit Ubieh, weil der ihm abgeneigte abyssinische Clerus und der König von Schoa, welcher dem Ras Ali von Amhara reiche Geschenke gesandt hatte, bei dem letztern es dahin gebracht hatten, daß er den Abuna aus Gondar verbannte; auch war es inzwischen den Katholiken gelungen, sich im Innern festzusetzen. Als nun gar Jacobis im Jahre 1848 von Rom aus zum Bischofe für Abyssinien ernannt worden war, kannte der Zorn des Abuna gar keine Schranke mehr und er fing jetzt an, die einzelnen Katholiken zu verfolgen. Jacobis wurde aus Tigre verjagt, aber trotzdem konnte Consul Plowden an das auswärtige Ministerium in London schreiben: „Die römische Kirche ist hier nicht unthätig; sie hat zehn oder zwölf Priester, zwei Bischöfe und verfügt über bedeutende Geldmittel.“

Inzwischen erfuhren die politischen Verhältnisse eine völlige Umwandelung. Theodor besiegte den Ras Ali von Amhara und stand nun dem Herrscher von Tigre gegenüber. Er traf mit diesem im Februar 1854 die Verabredung, daß eine Art von Reichstag zusammenberufen werden solle, damit auf diesem die Häuptlinge und Würdenträger entscheiden könnten, wer fortan Beherrscher Abyssiniens sein müsse. Theodor sowohl wie Ubieh versprachen eidlich, sich dem Beschlusse zu fügen. Auf des Erstern Fürsprache wurde Ubieh bewogen, den Abuna nach Gondar abziehen zu lassen, damit derselbe sich an jenem Reichstage betheilige. Der abyssinische Prälat erklärte indessen, er werde nicht nach Gondar kommen, bevor Jacobis sammt allen seinen Katholiken von dort ausgetrieben worden seien. Theodor befahl dem Pater oder Bischof Jacobis, Gondar zu verlassen; er weigerte sich und wurde eingesperrt.

Als sich herausstellte, daß der Reichstag eine entschiedene Neigung hatte, dem Ubieh von Tigre den Thron zuzuerkennen, machte Theodor (damals noch Kasai geheißen) sofort eine Schwenkung und ließ sich in Intriguen mit Jacobis ein. „Du sollst mich zum Könige krönen und salben; ich dagegen verspreche Dir, daß ich Katholik werden und dahin wirken will, daß auch mein Volk sich der römischen Kirche zuwende.“ Es versteht sich von selbst, daß es mit jenem Versprechen nicht ernst gemeint sein konnte. Jacobis war natürlich geneigt, auf die Sache einzugehen. Kasai-Theodor verließ dann urplötzlich den Reichs-

tag und zog mit seiner Armee gegen Ubieh. Nun erklärte der Abuna den meineidigen Kasai und dessen ganzes Heer für excommunicirt. Er erhielt zur Antwort: „Wenn Abuna Salama mich in den Bann thut, so spricht mich Abuna Jacobis vom Banne los!" Gleichzeitig knüpfte er aber unter der Hand Verhandlungen mit Abuna Salama an; dieser ging auch richtig in die Falle, ließ Ubieh's Sache fallen und erbot sich, den „meineidigen" Kasai als Theodoros zum Negus von Aethiopien zu krönen und zu salben, natürlich unter der Bedingung, daß er der Landeskirche treu bleibe und den Jacobis sammt allen römischen Priestern aus dem Reiche verjage. So waren die Katholiken über Bord geworfen und aus Theodor's Reich entfernt. Er sowohl wie der Abuna hegten gegen dieselben den bittersten Ingrimm. Napoleon der Dritte schickte im September 1863 einen Herrn Bardel mit einem von des Kaisers eigener Hand geschriebenen Brief an Theodor, in welchem er Duldung für die katholischen Missionäre wünschte, als welche unter seiner, Napoleon's, schützender Obhut ständen. Als Theodor das Schreiben gelesen hatte, zerriß er dasselbe in Stücke und stampfte mit den Füßen darauf. Sodann ließ er den Abuna holen, mit welchem er seit langer Zeit auf dem schlechtesten Fuße gestanden hatte, um sich mit ihm zu versöhnen. Der Abuna war darüber sehr erfreut und erklärte: er wolle sich lieber den Hals abschneiden, als zugeben, daß auch nur ein einziger römischer Priester ins Land komme.

Die Katholiken waren also aus dem Innern verbannt, sie setzten sich aber in den abyssinischen Grenzlanden fest, welche der Herrschaft Theodor's nicht unterworfen waren; sie sind auch bis in die Provinz Lasta vorgedrungen, wo der Fürst Wagschun Gobazye sie unterstützt. Es heißt, daß Pater Bel, Nachfolger des Bischofs Jacobis, demselben versprochen habe, ihn als Hiskias oder Hesekiah zum Kaiser zu krönen. Andererseits hat ein Häuptling, der, gleich dem verstorbenen Theodor, Kasai heißt, und jetzt in der Landschaft Tigre eine große Rolle spielt, im September 1867 eine Gesandtschaft nach Kairo an den koptischen Patriarchen geschickt, um von diesem einen neuen Abuna an Abba Salama's Stelle zu erhalten; er hofft seinerseits von demselben als Kaiser gesalbt zu werden. Er zeigt sich sehr feindselig gegen die Katholiken, begünstigt die Protestanten und hat laut erklärt, daß er die Sendlinge des römischen Papstes aus seinem Gebiet herauspeitschen werde. —

Die vorstehenden Mittheilungen enthalten Manches, das bisher nicht bekannt war. Man sieht, es ist ein häßliches und widerwärtiges Gewebe von schmachvollen Ränken, an denen drei christliche Religionsparteien betheiligt sind. Daß weder die katholischen noch die protestantischen Missionäre, die wie Hund und Katze gegen einander sind, etwas ausrichten, versteht sich von selbst. In Nordamerika verfolgen sie einander und treiben das gegenseitige Abjagen von Seelen wilder Indianer bis an die Küsten des Eismeeres. Fast überall, wohin sie kommen, entsteht Unfrieden und Verwirrung, und selbst Kriege wären nicht ausgebrochen, wenn sie nicht in fremde Länder gegangen wären. Sie gehen nicht bloß zu den „Heiden", sondern wollen anderen Christensecten Dogmen nehmen, um ihre eigenen Lehrsätze an deren Stelle zu setzen. Frieden, Moral und Civilisation haben dabei nichts gewonnen, und der Gewinn an „Seelen" ist in der That so winzig gering, und auch der geringe so zweifelhaft, daß er wahrhaftig der großen Opfer an Geld und Menschenleben nicht werth erscheint. Aber trotzdem geht die fruchtlose Bekehrungsmanie für und für im Schwange. Den Engländern hat die Missionsgeschichte in Habesch eine Ausgabe von 50 Millionen Thalern verursacht, und nun ihre Armee abgezogen ist, erscheint Abyssinien als ein ungeheures Chaos, aus dem wir sicherlich manche seltsamen Dinge zu berichten haben werden. Denn das Drama dort ist noch lange nicht zu Ende.

Wir machen unsere Leser wiederholt auf zwei sehr werthvolle Werke aufmerksam. Zuerst auf Herrn v. Heuglin's Reise nach Abyssinien, den Gala-Ländern, Ostsudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862 (Jena, Costenoble 1868) — und auf Samuel Baker's: Die Nilzuflüsse in Abyssinien, Forschungsreise von Atbara zum Blauen Nil ꝛc. (Braunschweig, Westermann, 1868, 2 Bände, von Dr. F. Steger vortrefflich verdeutscht). In beiden Werken sind namentlich jene Gegenden geschildert, welche ohne Zweifel in der nächsten Zeit eine gewisse Bedeutung erlangen werden. Denn sie bilden die Operationsbasis für die Aegypter, welche von ihrem Ostsudan aus schon längst mit habgierigem Blick auf die schönen Grenzlandschaften von Habesch blicken. Wir werden gelegentlich diese Verhältnisse erörtern.

Reisebilder aus der romanischen Schweiz.

Von Bernhard Endrulat.

II.

Pontresina und seine nächste Umgebung. — Roseg- und Morteratsch-Gletscher. — Berninastraße. — Eine Wasserscheide.

Die jetzt allgemein angenommene Deutung des Namens Pontresina hat auf den ersten Blick etwas Befremdendes, Abenteuerliches, doch wird man bei ruhiger Prüfung der Umstände nicht umhin können, sie als die richtige anzuerkennen. Der Name soll nicht mehr und nicht weniger sein, als eine Umformung und Zusammenziehung von pons saracenicus — Sarazenen-Brücke. Freilich erscheint es auf den ersten Blick sehr gewagt, Sarazenen oder Araber mit diesem abgelegenen Alpenthale in Verbindung zu bringen, doch sagt uns die Geschichte in der That, daß diese „Ungläubigen" auf ihren Raubzügen namentlich im 10. Jahrhundert auch bis in die Alpenlande vorgedrungen seien und in ihnen fürchterlich gehaust haben. Sie zu bändigen, wählte Graf Hugo von Provence, der damalige Herrscher auch über diese Gegend, das Mittel, ihnen Frieden und Freundschaft anzutragen und ihnen durch einen Vertrag die Bewachung der Alpenpässe, welche „Schwaben von Italien" trennen, zu übergeben. So mag auch in unserm Thale das Standquartier sarazeni-

scher Grenzhüter gewesen sein, ja es befindet sich noch am Walde über dem obern Theile des Dorfes ein uralter fünfeckiger Thurm, der in Chroniken des 16. Jahrhunderts bald Propugnaculum bald Pontresina genannt wird, den man als einen Rest aus jener Zeit und als den Anfangs- und Kernpunkt des ganzen Ortes ansieht. Als die Macht der Sarazenen gebrochen war, ihre große Masse sich aus Mitteleuropa zurückzog, blieben, wie durch geschichtliche Zeugnisse bewiesen werden kann, Einzelne im Lande zurück, traten zum Christenthum über und vermählten sich mit Töchtern ihrer neuen Landsleute. In Urkunden des Bisthums Chur kommt bereits im 12. Jahrhundert das Geschlecht de Ponte Sarisino, Sarrazino, Sarazeno und der gleichnamige Ort vor. Der Familienname Sarazin ist noch heutigen Tages ein in der Schweiz wie auch in Frankreich nicht seltener, und im Engadin, wie in Pontresina selbst, blüht eine Familie Saraz. So erscheint die Bedeutung „Sarazenen-Brücke“ nicht so gesucht und unbegründet; jedenfalls ist sie einleuchtender als die „Harzbrücke“ — pons resinae —, die man früher in „Pontresina“ hat sehen wollen, ohne das zu dieser Benennung gehörige Harz nachweisen zu können; oder gar als die „Rasener-Brücke“ — pons Rasenorum —, wobei „Rasener“ eine sonst nicht vorkommende Bezeichnung der Etrusker sein sollte.

Die historischen Erinnerungen, welche uns sonst noch in Pontresina entgegentreten, knüpfen an die Geschichte der Reformation an. Man zeigt uns zunächst der hochgelegenen, alten, ehemaligen Hauptkirche des Orts, die jetzt nur noch zu Leichenpredigten benutzt wird, da sich der Kirchhof bei ihr befindet, ein alt-eigenthümliches Haus, von welchem aus das Licht der Reformation sich durchs Engadin verbreitet hat.

Es war an einem Novemberabende des Jahres 1549, als ein Italiener, von Süden her über den Bernina gekommen, in jenem Hause, dem damaligen Wirthshause, eintraf, um über Nacht zu bleiben. Der Wirth, zugleich Ammann des Orts, theilte dem Fremden im Laufe des Gesprächs unter Anderm mit, daß die Gemeinde gerade ohne Geistlichen sei und daß die Bürger noch denselben Abend sich bei ihm versammeln würden, um über die Wahl eines solchen zu berathen. Der Fremde ward hierauf nachdenklich, nahm dann den Wirth bei Seite und entdeckte sich ihm als Pietro Paolo Vergerio, ehemals Bischof von Capo d'Istria, jetzt vor der römischen Inquisition flüchtig in den Bergen Rhätiens weilend und ihre Bewohner zum reinern Glauben bekehrend. Bereits sei ihm die Reformation des benachbarten Puschlaver Thals gelungen, und er wünsche, noch diesen Abend vor der Versammlung der Bürger von Pontresina zu reden. Es ward ihm gewillfahrt. Der Eindruck, den seine ganze Erscheinung machte, das Feuer und die Ueberzeugung, mit welchen er gegen die Mißbräuche in der Kirche sprach, gewannen sofort die Mehrzahl seiner Zuhörer; zwei Predigten, die er an den folgenden Tagen öffentlich hielt, entschieden das Schicksal des Katholicismus in diesem Thale.

Unweit jenes geschichtlich denkwürdigen Hauses befindet sich eine Brücke, punt ota, die obere Brücke, hoch über dem vom Bernina kommenden, zum Inn strömenden Wasser, das sich hier eine tiefe, grausige Schlucht in die Felsen hineingewühlt hat. Von dieser Brücke stürzten die Pontresiner nach ihrer Bekehrung in Vergerio's Gegenwart Altar und Bilder, die dem frühern Glauben gedient hatten, hinab. Einen sehr hübschen Charakterzug berichtet die Chronik bei dieser Gelegenheit. Einige speculative Köpfe hatten vorgeschlagen, jene Dinge nicht zu zerstören, sondern sie an Gemeinden, welche beim Katholicismus verblieben, zu verkaufen. Die ehrliche Mehrheit aber erwiderte: „Nicht also! denn was uns nicht frommt, das kann auch Anderen nicht heilsam sein!“

Das vielbewegte, höchst anziehende Leben des rhätischen Reformators Vergerius, der im Jahre 1565 starb, nachdem er im Interesse der Kirchenverbesserung Reisen durch Deutschland, Polen und Oesterreich gemacht hatte, ist größeren Leserkreisen vor einigen Jahren durch ausführliche Biographien von Sixt und von Findel erschlossen worden. —

Man kann in Pontresina vielleicht nicht eine Stunde weilen, ohne daß Einem der Name einer Berühmtheit neuern Datums und andern Schlages auf die eine oder die andere Weise entgegenträte. Ich meine den Namen Colani, den die Leser von Tschudi's „Thierleben der Alpenwelt“, von Lenz' „Gemeinnütziger Naturgeschichte“ und zahlreichen Reisewerken als den eines wahrhaft unheimlichen Usurpators der Jagdgebiete am Bernina kennen gelernt haben werden. Das Leben dieses im Jahre 1837 im Alter von 66 Jahren verstorbenen Mannes ist von wundersüchtigen, Alles übertreibenden Reisebeschreibern mit so vielen zum Theil schauerlichen Mythen umkleidet worden, wie es kaum einem Andern, der noch zu unseren Zeitgenossen gehört hat, widerfahren sein möchte. Wahrheitsliebende Leute an Ort und Stelle, die den alten Colani noch recht wohl gekannt haben, versicherten uns, daß er nicht mehr und nicht weniger gewesen sei, als ein äußerst kühner, kundiger und glücklicher Jäger, der durch Energie und ein gewisses geheimnißvolles Wesen, das er anzunehmen liebte, sich bei seinen Genossen in Respect zu setzen und sein Jagdrevier von ihren Eingriffen frei zu halten gewußt habe. Ein Sohn Colani's lebt gegenwärtig in Pontresina als einer der erfahrensten und vorsichtigsten Fremdenführer. Wenn ich den Mann beobachtete, kam es mir immer vor, als ob er sich unter dem Ruhme des väterlichen Namens ein wenig gedrückt fühle; möglich ist es freilich auch, daß seine Verschlossenheit und Einsilbigkeit den Zweck haben, vorwitzige, tactlose Fragen von Reisenden nach der Wahrheit der abenteuerlichen Sagen über seinen verstorbenen Vater von vornherein abzuschneiden. Wie weit übrigens die haarsträubenden Mittheilungen über den alten Colani gehen, zeigt unter Anderm Lenz in seiner vorhin erwähnten Naturgeschichte, in welcher er einem englischen Blatte, dem „New Monthly and London Magazine“ von 1830, das also noch zu Lebzeiten Colani's berichtete, nacherzählt, daß es Princip des Alten gewesen sei, alle Jäger, die er auf seinem usurpirten Jagdgebiete anträfe, namentlich die Tiroler, zu erschießen, und daß er auf diese Weise bereits die Kleinigkeit von 20 bis 30 Morden auf seine Seele geladen habe; mit den Waffen und Jagdgeräthen der Ermordeten aber tapeziere er eine Stube seiner Wohnung aus. Ist für diese Angaben der englische Berichterstatter verantwortlich, so hat für alles Abenteuerliche, was Lenz über seinen eigenen persönlichen Verkehr und seine Erlebnisse mit Colani an derselben Stelle erzählt, natürlich er selbst die Verantwortung zu übernehmen.

Der jüngere Colani hat sich auch auf die Botanik geworfen, und von ihm rühren die zierlichen Albums her, welche auch im Gastzimmer des „Kreuzes“ zur Ansicht und zum Kauf ausliegen. Ihr romanischer Titel lautet: „Flora alpina d'Engiadina ota. Fluors del Piz Languard etc., racoltas ed indichedas con lur nom botanic da Gian Colani,“ d. h. Alpenflora des Oberengadins. Pflanzen vom Piz Languard &c., gesammelt und mit ihrem botanischen Namen versehen von Joh. Colani. Sie empfehlen sich dem Laien als freundliche Andenken an den Alpenaufenthalt und auch dem Botaniker von Fach durch einige Seltenheiten, die sie enthalten.

Nachdem wir einige bemerkenswerthe Einzelnheiten im Innern Pontresinas, wie vorstehend geschehen, flüchtig berührt haben, treten wir ins Freie hinaus, um uns über die Umgebung unseres neuen Aufenthaltes ein wenig zu orien-

tiren. Der Austritt aus den „beengenden Häusermassen" ins Freie ist bald geschehen, denn da der ganze Ort nur höchstens 300 Seelen beherbergt, reichen überall wenige Schritte hin, uns von den Behausungen der Menschen hinlänglich weit zu freier Betrachtung der Natur zu entfernen. Doch bleibt der beste Standpunkt wohl an jenem Waldrande, der sich parallel mit der Hauptstraße des Ortes, ein wenig über demselben und zwar nordöstlich von ihm hinzieht. Von hier rückwärts ins Thal gewandt, hat man ein Stück ebenso reizender wie großartiger Gebirgswelt vor sich, das von einem Felsen- und Gletscherpanorama eingeschlossen wird, wie es kaum ein anderer Theil der Schweiz herrlicher, gigantischer aufzuweisen haben möchte. Die an und für sich schon sehr hohe Lage Pontresinas bewirkt es, daß jene Wunder der Alpenwelt, die man anderswo erst nach mühseligem Steigen erreicht, hier so zu sagen zu ebener Erde anzutreffen sind. Man macht einen Spaziergang ohne andere Vorbereitungen, als anderswo zu einem Gang vors Thor, und steht plötzlich vor dem Großartigsten, Erschütterndsten, was die Natur hervorgebracht hat, vor einem jener unabsehbaren Gletscherströme, die uns wie die krystallene, riesige Frageschrift: ob Anfang, ob Ende der Schöpfung? ins Antlitz starren.

Zwischen zwei imposanten Felsenmassen dicht bei Pontresina, unserm oben angegebenen Standpunkt gegenüber, dem Piz Rosatsch rechts und dem Piz Chalchagn (etwa zu sprechen: Tschal-dschannj = Ferse) links, öffnet sich ein langes liebliches Waldthal, Val Roseg (sprich Rosedsch), in dessen Hintergrunde der ausgedehnteste Gletscher der Berninagruppe, der Vadret da Roseg, lagert. Das schmale Thal ist von dem rauschenden, eiskalten Gletscherbache durchströmt, seine Sohle sowie die es einschließenden Abhänge zu beiden Seiten hoch hinauf sind mit Nadelbäumen: Tannen, Fichten, Lärchen und Arven, bestanden. Letzterer Baum, die Arve oder Zirbelnußkiefer, von den Botanikern Pinus cembra, Linn., von Poeten die „Ceder der Alpen" genannt, ist ein für die rhätischen Berge charakteristischer Baum. In den Thälern des Engadin ist er leider allzu schonungslos weggehauen worden und gegen die Lärche bereits in die entschiedenste Minderheit getreten. Uebrigens sticht er gegen das Lichtgrün dieser mit der dunkeln Färbung seiner Nadeln sehr ansprechend ab. Seine harzigen, dunkelbläulichen Zapfen enthalten zwischen ihren Schuppen 30 bis 60 ölreiche, angenehm schmeckende Kerne, die sogenannten Zirbelnüßchen, die ebenso eifrig wie von Vögeln und Eichhörnchen von Jung und Alt der Einwohnerschaft dieser Thäler gesucht werden. Das Holz der Arven ist ursprünglich weiß, geht aber an der Luft ins Röthliche über; diese Farbe sowie ein angenehmer Duft, den es verbreitet, haben es von jeher zum Austäfeln von Zimmern empfohlen, und diese Verwendung hat den Baum allmälig zu einem seltenen gemacht.

Noch ehe man den Hintergrund des Thales erreicht hat, sieht man zur Linken in schwindelnder Höhe über sich ein bläulich schimmerndes Gletscherthor sich öffnen; es ist das Ende des Vadret Misaun, der zu früh abzuschmelzen pflegt, als daß er noch um diese Jahreszeit bis auf den Grund des Thales reichen könnte. Neben dem Misaun-Gletscher steigt fast senkrecht die ungeheure Felsenzinne des Piz Tschierva zu über 12,000 Fuß Meereshöhe empor, daran schließen sich wilde, zerrissene Abstürze des Piz Morteratsch und dann steht man vor dem unabsehbaren, blendenden Eismeere, das aus dem Zusammenstrom des Tschierva-Gletschers mit dem eigentlichen Roseg-Gletscher gebildet wird. Beide Gletscherarme umschließen — ein seltener und entzückender Anblick — hoch über uns eine grünende Insel, eine lebendige, gras- und blumenprangende Oase inmitten der ewig-starren, ewig-todten Eiswülste der Gletscherwelt. Einzelne Streifen sendet dieses Raseneiland hoch an den Eisabhängen zum Piz Roseg hinauf wie Spitzen oder Hörner, daher dem Ganzen der romanische Name Agagliouls (von Agnagl = Stachel) geworden ist. Das Eiland bildet einen Lieblingsweideplatz der leider im Engadin auch schon selten gewordenen Gemsen. Sie finden hier eine jener würzigen Alpenpflanzen, die ihre Lieblingsnahrung ausmachen, das Iva-Kraut (Achillea moschata, Wulfen), die hochgeborene Schwester der gemeinen Schafgarbe.

Ist der Roseg-Gletscher an Flächeninhalt der bedeutendste in der Nähe Pontresinas, so übertrifft ihn doch an Länge der Morteratsch-Gletscher, der bis dicht an die Berninastraße herantritt. Man erreicht seinen Fuß auf dem ebensten, bequemsten Wege von Pontresina aus in einer guten Stunde.

Die schon mehrfach erwähnte Berninastraße, welche das Innthal mit dem noch zu Graubündten gehörigen, aber schon durchaus italienischen Puschlaver Thal (Valle di Poschiavo) verbindet und einen der Hauptübergänge aus der östlichen Schweiz nach Italien bildet, ist gleichsam der Faden, an welchem man eine Anzahl der herrlichsten Naturschönheiten des Thals von Pontresina aufgereiht sieht. Ist man vom Dorfe aus kaum eine Viertelstunde weit auf dieser Straße fortgeschritten, so wird man schon durch einen prächtigen Wasserfall gefesselt. Ein Theil des vom Piz Languard niederströmenden Wassers stürzt sich hier an der fast senkrechten, himmelhohen Felsenwand herab, bald in Staub aufgelöst, bald wie ein gleitendes Silberband anzusehen. Unten angekommen, gesammelt und von der sausenden Hast der Reise ein wenig beruhigt, treibt es friedlich eine Säge. Manch stürmischer menschlicher Lebenslauf entspricht diesem Bilde!

Die ein wenig weiter aufwärts zu unserer Linken befindlichen, romantisch zerklüfteten Mauern und Grate heißen Paradis und Munt Albris. Um die wild zerrissenen Zinnen des letztern sieht man häufig die in ihnen horstenden Steinadler kreisen. Hinter ihm ragt ein wunderlich geformter Bergkegel, der „Zuckerhut" (Paun d'zücher), empor.

Ehe die Straße nun zu den sogenannten Plattas, d. h. mächtigen, aus dem berasten Boden zu Tage tretenden Granitplatten, zwischen denen sie sich in zahllosen Krümmungen hindurch zu winden hat, emporsteigt, verlassen wir sie für einen Augenblick, um uns rechts dem großartigen Schauspiel des Bernina-Wasserfalls, der zwischen denselben Plattas seinen Weg hinab wie die Straße hinauf sucht, zuzuwenden. Das ist ein gewaltiger Wasserschwall, der da aus beträchtlicher Höhe vielfach gespalten und in zahlreichen Abstufungen sich herniederwälzt! Es donnert und schäumt, daß Auge und Ohr fast überwältigt ihren Dienst versagen. Auf einem von der Erschütterung des Falls zitternden hölzernen Stege, das Gesicht gebadet von dem feinen, eiskalten Wasserstaube, genießt man den majestätischen Anblick, von dem abzulassen man sich nur schwer entschließen kann. Unterhalb dieses Stegs mündet in das krystallklare Wasser des Berninastroms der schmutzig-milchfarbige Gletscherbach des Morteratsch. Lange noch sträubt sich das reine, helle Bergwasser gegen die Vermischung mit dem unsaubern Gesellen, endlich aber vollzieht sie sich doch. Auch dies ein Bild menschlicher Lebenserscheinungen!

Unweit des Berninafalls befindet sich der Fuß des Morteratsch-Gletschers, dessen mit grauem Geröll bedeckten Rücken wir schon aus größerer Entfernung sehen konnten. Haushoch, wild zerrissen, neben schmutzigem Grau das blendendste Weiß, das zarteste Himmelsblau zeigend, steigt die Eiswand vor uns auf, welche das Thal schließt und in welcher der Gletscher, der sich in einer Länge von mehr als 30,000 Fuß herab erstreckt, sein Ende erreicht. Unten bildet die Eismasse eine flache, hohle Wölbung, aus welcher das trübe Schmelz-

wasser, die sogenannte Gletschermilch, entfließt. Man könnte hier nahe genug an die Eiswand hinantreten, um sie mit der Hand zu berühren, doch ist die Anbahnung einer so intimen Bekanntschaft wenig rathsam. Denn oft bröckeln von dem Proceß des Aufthauens große Eisstücke von der Wand los und schlagen krachend nieder, noch häufiger stürzen von der Oberfläche des Gletschers, die in langen Streifen mit aufgehäuftem Geröll bedeckt ist, große oder kleine, ins Rollen gerathene Steine mit großer Gewalt herab. Eines mitleidigen Gefühls kann man sich nicht erwehren, wenn man die Bäume betrachtet, die dem Gletscher zunächst stehen. Nicht wegen der ewigen Kälte, in der sie nur zu einem kümmerlichen, verkrüppelten Dasein gelangen können, auch nicht wegen der zerschmetterten Aeste, die, von den niedergestürzten Steinen abgeschlagen, traurig um die Stämme herumhängen, sondern wegen des sichern, eisigkalten Todes, dem sie verfallen sind. Der Morteratsch-Gletscher rückt nämlich in Folge des Drucks der oberen Eismassen auf die unteren, wie sorgsame Beobachtungen ergeben haben, langsam aber regelmäßig weiter ins Thal vor. Einer eisigen Lava gleich schiebt er sich langsam näher, ergreift und umschlingt so ein armes grünes Bäumchen und tödtet es in grausiger, kalter Umarmung.

Wenden wir uns wieder zur Berninastraße zurück und schreiten wir auf ihr in der ursprünglichen Richtung fort, so erreichen wir sehr bald die Bernina-Wirthshäuser. Es sind ihrer drei von sehr einfacher, bäurisch-dürftiger Einrichtung. Nur eins von ihnen wird gegenwärtig noch bewohnt, und auch dieses hat sich nicht gerade besondern Zuspruchs zu erfreuen. Ein Paar Kärrner und Säumer tagüber, zweimal die Passagiere der Post zu kurzem Weilen und in den Sommermonaten als ständige Gäste ein Paar studienzeichnende Maler — das ist der ganze Verkehr. Einst war es anders; einst reichten oft alle drei Wirthshäuser nicht hin, die Menge derer, welche vom Paß herabkamen oder zu ihm hinaufwollten, unterzubringen, und damals ging es hoch her in ihnen. Das war zu jener Zeit, als eine Hauptquelle der Beschäftigung und des Reichthums vieler Bewohner dieser Thäler noch nicht versiecht war, als der edle, dunkelroth-glühende Veltliner noch im benachbarten Thale der Lombardei, der Valtellina, wuchs, und der Handel mit diesem Weine wie sein Transport viele Hunderte im Puschlav und im Engadin beschäftigte. Seit 1848 zerstört die verderbliche Traubenkrankheit in ganz Ober-, zum Theil auch noch in Mittelitalien alljährlich mit Unerbittlichkeit die Hoffnungen des Weinbauers. Im Veltlin sowie in den benachbarten Schweizerthälern, dem Puschlav und dem Engadin, ist dies Versiechen einer Hauptlebensader von enormem Eindruck gewesen, den man noch heute nicht verwinden kann, und es giebt einfache, fromme Gemüther genug, die in der unerklärten Erscheinung eine Strafe des Himmels sehen. So sagte mir ein alter Fuhrmann aus Pontresina: „Wir haben's verdient, Herr! Wir sind gar zu sündhaft mit der lieben Gottesgabe umgegangen. Hätten wir heute nur das zum Trinken, was wir vor der Krankheit verschwemmt und verspült haben!"

Die Bernina-Häuser liegen etwa 6500 Fuß über dem Meere. Natürlich deckt sie im langen Winter tiefer Schnee; aber auch mitten im Sommer kann man schon hier das Schauspiel treibender Schneeflocken über den grünen Matten ringsum und den auf ihnen weidenden Herden gewahren.

Die Höhe des Bernina-Passes, den das deutsche Mittelalter als Berlinger- oder Perlinger-Paß kannte, ist von den Bernina-Häusern noch etwa anderthalb Stunden entfernt; auf ihr befindet man sich über 7000 Fuß über dem Meere, so daß der Bernina-Paß zu den höchsten Gebirgsübergängen gehört. Trotzdem ist die Straße, eins der Meisterwerke moderner Straßenbaukunst, wenig gefährlich; ihre den Lawinen ausgesetzten Strecken laufen unter starken steinernen Gallerien hin, und nur selten raffen auf ihr Schneestürme oder Lawinenstürze ein Opfer hinweg.

Gerade unter der Paßhöhe, rechts von der Straße, befindet sich ein so interessantes Stückchen Erde, wie es kaum anderswo ähnlich anzutreffen sein möchte. Es besteht aus zwei kleinen Seen und einem schmalen, niedrigen Erdrücken zwischen beiden. Der kleinere, nördliche See ruht über schwarzbraunem Moorgrunde; sein daher dunkel scheinendes Wasser hat ihm den romanischen Namen lej nair, italienisch lago nero, schwarzer See, eingetragen. Der südliche, größere See wird durch das milchig aussehende Gletscherwasser von der Vedretta di Cambrena her gespeist; er heißt also lej alv, lago bianco, weißer See. Der schwarze See sendet seinen Ueberfluß an Wasser nach Norden mit den anderen Berninawassern in den Inn, durch diesen gelangt es also in die Donau und durch diese schließlich in das Schwarze Meer. Der weiße See dagegen hat seinen Abfluß nach Süden zum Poschiavino, durch diesen in die Adda und so zum Po. Seine Gewässer gelangen mithin schließlich in das Adriatische Meer. Es ist also jener schmale, niedrige Streifen Landes, der die beiden Seen von einander trennt, auf dem, beiläufig bemerkt, eine Menge seltener Moose, die das Entzücken jedes Bryologen ausmachen würden, zu finden sind, die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und dem Adriatischen Meere. Bisweilen nun ereignet es sich, daß dem weißen See von dem ihn speisenden Gletscher so reiche Nahrung zugeführt wird, daß er seine Ufer überquillt; dann fluthet er über den Damm, der ihn von seinem etwas tiefer gelegenen schwarzen Nachbar trennt, und ergießt in ihn den Ueberfluß seiner weißen Wellen. Wenn dann von hier das so entstandene Gemisch aus lago nero und lago bianco gen Norden abfließt, so hat der letztgenannte See zu gleicher Zeit beide Meere, das Adriatische wie das Schwarze, mit seinen Gewässern gespeist.

Die vulcanischen Ausbrüche auf den Sandwichs-Inseln.

Im Juni 1867 bemerkten die Seefahrer, daß in der Nähe der Azoren eine starke vulcanische Thätigkeit sich zeige; das Meer wallte hoch auf, namentlich etwa 9 Miles westlich von der Insel Terceira, und die auffallenden Erscheinungen, welche auf ein submarines Erdbeben hindeuteten, dauerten den ganzen Monat hindurch. Seit jener Zeit ist die Erde nicht mehr ruhig geworden; von allen Strichen der Windrose her sind vulcanische Eruptionen und Erd- oder Seebeben gemeldet worden, die theilweise entsetzliche Verwüstungen angerichtet haben. Wir erinnern nur an die Katastrophe auf der westindischen Jungferninsel St. Thomas. An manchen Punkten zeigten Vulcane, die lange Zeit geruht hatten, plötzlich eine Bewegung; so z. B. der Mount Gambier in Südaustralien im September 1867. Man war überrascht, als man in seinem Innern starke Detonationen hörte, als leichte Erderschütterungen sich einstellten und aus dem

Krater Schwefelgeruch hervordrang. Fast gleichzeitig verspürte man auf den Navigatoren (Samoa-Inseln) in der Südsee am 7. September ein Erdbeben, das sich viermal in jeder Stunde wiederholte; in der Nacht vom 9. fanden nicht weniger als 30 Oscillationen statt. Seit Menschengedenken war dort keine Erderschütterung bemerkt worden. Der Missionär Turner, welcher damals auf der Manua-Gruppe, welche zu den Navigatoren gehört, sich befand, berichtet, daß bei den unweit von einander liegenden Eilanden Tohu und Olosingo am 12. September auffallende Bewegungen im Meere sich zeigten. Sie dauerten Tag und Nacht an. Die Eruption wiederholte sich am 15. und in jeder Stunde fanden etwa 50 einzelne Ausbrüche statt, bei denen das Meer allemal ungewöhnlich hohe Wellen schlug. Diese Explosionen dauerten länger als 72 Stunden ohne alle Unterbrechung. Aus dem Meere stiegen dicke Säulen von Schlamm und vulcanischen Stoffen „mehr als 2000 Fuß hoch" empor; die Luft wurde durch Rauchwolken verfinstert; von der einen Insel aus konnte man die andere nicht sehen. Bruchstücke von Felsen, mit glühender Lava bedeckt, wurden hoch in die Luft geschleudert; aber Flammen bemerkte man gar nicht, Funken nur höchst selten. Das Meer war fortwährend in höchst unruhiger Bewegung und auf einer Strecke von etwa 2 deutschen Meilen mit einem phosphorartigen Glanz überzogen. Allmälig wurden die Ausbrüche schwächer; am 11. November beobachtete man deren nur 3 bis 4 binnen 12 Stunden und die vulcanischen Massen wurden nur 20 bis 30 Fuß empor geschleudert. Die Navigatoren liegen unter etwa 171° östl. v. P. 14° südl. Breite.

Die Sandwichs-Inseln oder die Hawaiigruppe wurden vor nun gerade 90 Jahren (1778) von Cook entdeckt. Sie liegen zwischen etwa 19 und 22 Grad nördlicher Breite und bestehen aus 12 Inseln, von denen 8 bewohnt sind; die größte, Hawaii, hat etwa 190 Geviertmeilen. Sie sind vulcanisch.

Wir haben Berichte aus San Francisco vor uns liegen, in welchen die neuesten vulcanischen Ausbrüche bis zum 15. April von Augenzeugen geschildert werden. Wir theilen dieselben mit und knüpfen einige andere Schilderungen an dieselben, welche die Eigenthümlichkeiten der Vulcane auf Hawaii deutlich machen können.

* * *

In den Sommermonaten des Jahres 1867 fing der Kilauea auf Hawaii nach längerer Zeit wieder zu rumoren an. Das war gleichsam ein Vorspiel zu den gewaltigen Ausbrüchen des Mauna Loa. Am 8. März wurde der District Kona durch Erdstöße erschüttert. Die Eingeborenen konnten daraus abnehmen, daß der große Vulcan sich auf seine Arbeit vorbereite. Am 3. April wurde in der Hafenstadt Honolulu ein Erdbeben verspürt.

Der Ausbruch des Mauna Loa, welcher am 27. März begann, ist einer der gewaltigsten und großartigsten, der jemals stattgefunden hat. Wenn man 10 Eruptionen von Hekla, Vesuv und Aetna zusammennähme, so würden sie doch nur ein schwaches Bild dieser über alle Vorstellung großartigen und kolossalen Erscheinung geben. Man kann in der That sagen, die Natur sei aus den Fugen gegangen. Binnen 12 Tagen zählte man mehr als 2000 Erdstöße, während gleichzeitig der Ocean im wildesten Aufruhr sich befand und eine gewaltige Fluthwelle nach der andern so tief ins Land hineinwälzte, daß der Wogenschwall viele Wohnstätten fleißiger Menschen hinwegriß. Man zählt die Todten nach Hunderten.

Ein Augenzeuge, der am 15. April schrieb, und dessen Brief am 8. Mai nach San Francisco gelangte, entwirft folgende Schilderung:

Seit etwa 14 Tagen war der Bezirk Kona (im Süden der Insel) Mittelpunkt für die vulcanische Thätigkeit. Wir durften einen Ausbruch erwarten, und dieser ließ denn auch nicht auf sich warten. Ein gigantischer Lavastrom begann herabzufließen über die Fluren von Kakuka und Poalini bis zum Meere hinab, dorthin, wo der Landeplatz Kaaluala liegt. Bei einem etwa 1500 Fuß hohen Berge wurde der Abhang sammt einem Theile des Gipfels durch das Erdbeben völlig emporgehoben, gleichsam umgestülpt und mehr als 1000 Fuß weit hinweggeschleudert; im Niederfallen überdeckten die Erdmassen einen ganzen Wald. Bei Wahoini kam ein Bach zum Vorschein. So weit das Auge reicht, überblickt man an den Abhängen des Mauna Loa einen bis zu etwa 7 Fuß breiten Lavastrom. Auf der einen Seite warf der Berg ungeheure Massen von Thon aus und schleuderte sie in der Breite von fast einer halben Wegstunde binnen ein paar Minuten ins Unterland. Diese grauenvolle Eruption überdeckte Häuser, Menschen und Herden.

Dann stieg eine Rauchsäule aus dem Mauna Loa empor, und welch eine Rauchsäule! Sie erreichte eine Höhe von 7⁴/₅ englischen Meilen und verdunkelte die Luft; hell war es nur dort, wo spiralförmige Feuersäulen aus dem Vulcan hervordrangen. Ich bin außer Stande, den furchtbaren, über alle Beschreibung großartigen Eindruck zu schildern, welchen diese Naturerscheinung auf uns machte. Gleichzeitig rollten nun die Fluthwogen heran, so gewaltig, daß sie über die Gipfel der höchsten Kokospalmen an der Konaküste hinwegschlugen.

Den heftigsten Erdstoß hatten wir am 2. April. Dabei konnte keine lebendige Creatur auf den Beinen stehen bleiben; denn während Alles wankte und schwankte, wurden ungeheure Erdmassen weithin umhergeschleudert wie Federn, welche der Wind vor sich hertreibt. Hier in unserm ganzen Districte steht und liegt auch nicht ein einziger Stein noch so wie früher. Tiefe Abgründe sind entstanden, in welche wir mit Schauder hinabblicken; an vielen Stellen, wo sonst der Boden flach und eben war, ist er nun voll von Klüften und tiefen Spalten. Der ganze topographische Anblick des Landes ist so völlig verändert, daß selbst die Eingeborenen sich nicht mehr zurechtfinden. Zum Glücke war diese Gegend immer nur schwach bevölkert und bloß ein Theil derselben unter Anbau.

Bis jetzt haben wir in 4 Dörfern 80 Todte gezählt; wie viele Menschen überhaupt umgekommen sind, wird sich erst späterhin ermitteln lassen. Während ich diese Zeilen schreibe, ist die ganze Inselgruppe in dichten Rauch gehüllt und der Mauna Loa ununterbrochen in Thätigkeit. —

Ein zweiter Bericht, aus Honolulu, enthält folgende Angaben. Der erste Lavastrom am Mauna Loa brach etwa 2 Miles oberhalb der Besitzung des Capitäns Robert Brown aus und nahm seine Richtung geradezu auf dieselbe. Er drang in einer breiten, mehrere Fuß tiefen Fluth so schnell abwärts, daß die Familie Brown's sich nur mit genauer Noth retten und nichts als die Kleider mitnehmen konnte. Auf der Flucht hatte sie noch ganz freie Bahn, aber eine Viertelstunde später war auch diese Strecke völlig mit glühender Lava überdeckt. Der feurige Strom floß dann ins Meer und drängte das Wasser mit solcher Allgewalt zurück, daß dasselbe förmlich convulsivisch bewegt wurde. Mächtige Wogen rollten weit hinaus, als ob ein Orkan sie vor sich hertriebe. Nun ist dort, wo bisher Seewasser sich befand, eine Lavabank von einer Mile Länge; der Feuerstrom nimmt noch immer seinen Fortgang und so wird die Bank fortan einen Bestandtheil der Insel bilden.

Bei dem furchtbar-gewaltigen Stoße vom 2. April barst die Erde beim Dorfe Waischina weit aus einander, und in diesen Abgrund rollte eine fürchterliche Fluthwelle hinein. Sie hatte eine Höhe von mehr als 50 Fuß und richtete entsetzliche Verwüstungen an. Man fühlte den Stoß überall auf Hawaii und unzählige Gebäude sind eingestürzt oder beschädigt.

Und nun die Krater! Sie schleuderten mächtige Steinblöcke bis zu mehr als 1000 Fuß empor, während die Lavaströme nach abwärts flossen mit einer Schnelligkeit von etwa 10 Miles in der Stunde. Am 27. März hat sich ein neuer Krater gebildet, der mehr als 2 Miles im Umfang hat. Er warf glühendes Gestein und Lavaströme in solcher Menge aus, daß während der Nacht ein Umkreis von 50 Miles taghell war.

Es ist oben gesagt worden, daß die Lava eine weit vorspringende Landzunge im Meere gebildet hat. Gleichzeitig floß aber noch ein anderer Strom auf einer Strecke von 3 Miles abwärts und gebot dem Meere Schranken, während wieder ein Erdbeben erfolgte. Sofort erhob sich eine Insel von etwa 400 Fuß Höhe über das Wasser. Sie ist jetzt vermittelst eines Lavastromes mit Hawaii verbunden.

Der rothe Thon, welcher während des heftigsten Erdstoßes weit umhergeschleudert wurde, ließ einen Seitenkrater zurück, aus welchem nun ein mächtiger Wasserstrom hervorbringt. Weit und breit ist das Land in eine entsetzliche Wüstenei verwandelt worden. Die Basis des Vulcans hat etwa 30 Miles im Umfange; an vielen Stellen dringen Dämpfe aus der Erde hervor und aller Pflanzenwuchs ist zerstört.

Die Eruption dauert jetzt (15. April) mit ungeschwächter Heftigkeit fort und der Anblick ist wunderbar großartig. Aus dem Krater steigt für und für die gewaltige Rauchsäule hoch empor und verdunkelt theilweise die Luft. Dann und wann schießen mächtige Lavaströme mitten aus dem dicken Qualm in die Höhe, der dann auf einige Augenblicke unheimlich erleuchtet wird. Aus der Lava springen Hunderte von Feuerflammen empor und werden weit weggeworfen. Das Ganze bildet ein Feuerwerk, wie des Menschen Auge es schwerlich je zuvor gesehen hat. Es ist eine Pracht ohne Gleichen, aber man fühlt sich beklommen, denn ein erschütternder Erdstoß folgt rasch dem andern, und das dumpfrollende oder rasselnde Getöse, von welchem das durch die Eruptionen verursachte Geräusch übertäubt wird, deutet uns an, daß die Erde wieder aus einander gerissen worden ist, oder daß die Gipfel von Hügeln und Bergen emporgehoben und dann tief hinuntergeworfen worden sind.

Bislang hat nur allein Hawaii Schaden gelitten; die übrigen Eilande werden indeß nicht minder die schlimmen Wirkungen verspüren, falls die Erdstöße fortdauern. Man veranschlagt den bis jetzt angerichteten Schaden auf etwa eine halbe Million Dollars. —

* * *

Der Mauna Loa, 12,909 Pariser Fuß, ist einer der thätigsten und gewaltigsten Vulcane; er liegt so ziemlich im Centrum der Insel Hawaii, etwas nach Süden hin, während der etwas höhere Mauna Kea (13,089 Pariser Fuß) im Nördlichen, und der Mauna Huatali sich im Westen erhebt. Oestlich vor dem Mauna Loa steht der nur 3724 Fuß hohe Kilauea.

Der Mauna Loa oder Roa ist mehrfach beschrieben worden, auch von Wilkes in der United States Exploring Expedition, voyage round the world etc. Kleine Ausgabe, Newyork 1851, S. 484 ff. Er bestieg den Vulcan im December 1840 und fand die Höhe 13,758 engl. Fuß. Der Berg hat dieselbe durch Anhäufung bekommen, wie denn die ganze Insel aus Lava besteht, welche der Berg im Verlaufe der Jahrtausende ausgeworfen. Der untere Theil des Berges hat fruchtbares Erdreich und Wälder, weiter nach oben hin ist Alles furchtbare Wüstenei, und am obersten Krater fand Wilkes rothen Thon, der fast so hart war wie Feuerstein. Der Berg ist mit Kratern gleichsam bedeckt. Der Hauptkrater, Mokn a wio wio, hat 15,000 Fuß Länge und 8000 Fuß Breite, eine Tiefe von 470 bis 780 Fuß; am Boden laufen Reihen oder Leisten von 10 bis zu 50 Fuß Höhe; sie wechseln ab mit tiefen Schlünden und glatten Lavaflächen. Ein gleichfalls furchtbarer aber kleinerer Krater heißt Po ha kno ha na lei. Bei dem oben beschriebenen Ausbruche scheinen sie beide betheiligt zu sein; so weit sich aus dem oben mitgetheilten Berichte abnehmen läßt, scheint derselbe sich nicht auf den Kilauea zu beziehen. Dieser ist im Sommer 1867 von einem californischen Deutschen besucht und beschrieben worden, und ich habe dessen Schilderung im „Globus“ (XII, S. 249 ff.) mitgetheilt. Der Vulcan fing eben damals, nachdem er sich längere Zeit ruhig verhalten hatte, wieder zu arbeiten an. Der Krater enthält einen großen Feuersee, den sogenannten Lavapfuhl, und Wilkes kam im Januar 1841 gerade zu rechter Zeit, um beobachten zu können, wie dieser Pfuhl überfloß, was er nur selten thut. Er berechnete, daß aus dem Krater in einer einzigen Nacht 15,000,000 Cubikfuß Lava abflossen. Die Eruption von 1855 dauerte 13 Monate und überdeckte eine Fläche von etwa 300 englischen Geviertmeilen mit Lava. Im Januar 1859 fand die bis dahin gewaltigste Eruption statt, bei welcher sich drei neue Krater öffneten. Damals dauerte die vulcanische Thätigkeit etwa 10 Monate hindurch.

Eine ganz vortreffliche Schilderung des Kilauea finde ich in dem Buche des englischen Generalconsuls Hopkins. (Hawaii, the past, present and future of the island-kingdom, by Manley Hopkins. London 1862, S. 15 ff.) Er weist darauf hin, daß Anzeichen von unterseeischer vulcanischer Thätigkeit im Stillen Oceane sehr häufig vorkommen. Nicht selten empfinden Schiffe Stöße von unten her; es ist dann, als ob sie plötzlich auf einen Felsen festgefahren seien. Nach der südamerikanischen Küste zu kommen Erscheinungen im Meere vor, welche man mit dem Geyser auf Island vergleichen kann. Aus einem kleinen, kreisförmigen Raume steigt Wasserdampf empor, der siedend heiß ist. Die gewaltigen Erhebungen des Meeres, welche dann und wann stattfinden und nicht selten erheblichen Schaden anrichten, rühren wahrscheinlich von unterseeischen Ausbrüchen oder Erdbeben her. Im December 1860 stieg bei schönem Wetter und schwachem Winde urplötzlich die See im Hafen von Kahului, auf der Hawaii zunächst gelegenen Insel Maui, 10 Fuß über den höchsten Pegelstand und fluthete ins Land hinein. Noch am andern Tage, als das Meer wieder niedrig war, siedete das Wasser im Hafen wie in einem Kessel.

Auf den Sandwichs-Inseln hat man im Laufe dieses Jahrhunderts mehrmals Erhebungen der See beobachtet; z. B. 1809 im Hafen von Honolulu auf Oahu; dann 1819 und wieder 1837. In dem letztern Jahre hatte sich das Meer etwa 20 Faden zurückgezogen, dann aber kam plötzlich die Fluth in einer einzigen, gewaltigen Woge herangebraust und riß Kähne, Häuser, Menschen, Bäume mit sich fort. Zu Kahului auf Maui waren die Eingeborenen lustig auf der rückweichenden Woge ins Meer hinausgeschwommen; da stieg diese plötzlich wie eine Mauer empor und stürmte landein. Aber so gute Schwimmer sind die Insulaner, daß nur zwei von ihnen ihr Leben verloren. Tragischer war gleichzeitig ein Vorgang in der Byrons-Bay auf Hawaii. Die Dorfbewohner hatten sich Abends halb 7 Uhr zum Gebete versammelt. Da wich urplötzlich das Meer zurück und ein gro-

ßer Theil des Hafens lag nun ganz trocken da. Die Menge staunte vom Ufer aus das ungewohnte Schauspiel an. Da brauste urplötzlich eine gigantische Welle mit einer Schnelligkeit von 8 Miles in der Stunde heran und stürzte mit Donnergetöse über das Gestade hinaus. Sie war 20 Fuß höher als der höchste Pegelstand und riß Alles mit sich ins Verderben. Sie schlug über einen im Hafen liegenden englischen Walfischfahrer hoch hinweg. Der Mannschaft desselben gelang es dann, eine Anzahl Menschen zu retten. Aber in einem benachbarten Dorfe wurden 67 Wohnungen zerstört und 11 Menschen verloren das Leben. Der Krater des Kilauea war in der Nacht vorher sehr thätig gewesen, doch hatte man kein Erdbeben verspürt.

Der Kilauea liegt an der Ostseite des Mauna Loa. Sein Krater ist beinahe stets in Thätigkeit, stößt aber keinen Qualm aus. Er hat seit Menschengedenken mehrere äußerst heftige Ausbrüche gehabt. Der Krater liegt etwa 4000 englische Fuß über der Basis und man kann ohne große Anstrengung zu demselben hinaufgelangen. Der Pfad führt zuerst durch dichte Wälder, dann über Lavagetrümmer. Oben am Rande starrt dem Beschauer ein Abgrund entgegen, der so breit ist, daß man die entgegengesetzte Seite nicht erblicken kann; wohl aber sieht man tief unten die feuerflüssige Masse, welche unablässig ihre Formen verändert. In diesem Feuerpfuhl, so glaubten die Insulaner, wohnte *die Göttin Pele*, die am meisten gefürchtete des hawaiischen Pantheons. Dort, in den Schwefelwellen des feurigen Abgrundes, pflegte sie, gemeinschaftlich mit ihren Untergöttern, ein Bad zu nehmen. Als 1825 Kapiolani, ein weiblicher Häuptling, zum Christenthum bekehrt war, trotzte sie dem Zorn und der Rache jener Göttin. Sie stieg in den Krater hinab, warf die heiligen Beeren in die brodelnde Lava und rief der Pele Verwünschungen und Flüche zu.

Aus dem Krater des Kilauea steigt, wie gesagt, kein Qualm empor, wohl aber ein dünner Dampf, welcher bei Tage wie eine silberne Wolke über ihm hängt. Gegen Abend treten verschiedene Lichtreflexe auf. Dann sieht man schon aus meilenweiter Entfernung, wie ein schwaches Licht vom Vulcan aufdämmert, wenn aber die Nacht hereingebrochen ist, sieht es aus, als ob ein ganzer Wald in Flammen stände. Die Wirkung ist um so größer, da kurz vorher, wenn die Dämmerung zugenommen hat, das Licht in überraschender Weise Aehnlichkeit mit dem Nordlichte zeigt. Ueber dem Flammenwalde lagert dann Dampf, welcher seinen Reflex auf das Feuer wirft.

Als 1849 der Engländer Hill den Kilauea bestieg und am Rande des Pfuhles stand, sah er, wie Lava aus einem dunkeln Kegel im Mittelpunkte des Pfuhles herausquoll und, einen breiten Strom flüssigen Feuers bildend, in ein Bett lichtheller Dämpfe hinabströmte. Bei Sonnenaufgang gewährte der Krater abermals einen andern großartigen Anblick.

Der Krater ist oval, 3½ Miles lang, 2½ Miles breit und hat einen Umfang von 9 Miles. Nach den neuesten Ermittelungen soll er etwa 6000 englische Fuß über der Meereshöhe liegen. Innerhalb desselben starren zwei hohe schwarze Kegel inmitten einer Ebene von schwarzer und rosenfarbiger Lava empor; auf dieser liegen Steinmassen in hügelförmigen Haufen umher. Um diese Kegel herum fluthet ein See flüssigen Feuers. Am Rande des Kraters bemerkt man eine merkwürdige, faserige Substanz, welche Flachsfäden ähnlich sieht, aber zerbrechlich ist wie Glas. An manchen Stellen ist das Strauchwerk gleich Spinngewebe damit überzogen. Das ist „Pele's Haar", wie die Eingeborenen sagen.

Etwa 800 Fuß unter dem Rande des Abgrundes ist der Feuerpfuhl von einer Leiste harter Lava ringförmig eingeschlossen. Der Weg abwärts ist sehr schwierig und voller Gefahr, aber Hill kam doch in etwa einer halben Stunde glücklich hinunter. Er ging dann eine Viertelstunde weit auf der Leiste hin; hier versperrten ihm gewaltige Basaltblöcke den Weg; sie waren, in wilder Unordnung über einander geworfen, etwa 400 Fuß hoch. Er mußte deshalb nebst seinen Begleitern einen andern Pfad suchen und sich dem Rande des Kraters wieder nähern. An einer Stelle fand er ungemein mächtige Ablagerungen von reinem Schwefel. Dann kam er über eine ziemlich regelmäßige Ebene, auf welcher aber manche tiefe Löcher sich befanden, eine Folge des Verkühlens der Lava. Nach einer weitern Wanderung von etwa zwei Stunden kam er zum „feuerflüssigen Styx", in welchem die oben erwähnten beiden Kegel stehen. In Zwischenräumen stiegen Feuermassen empor, aus den festliegenden Lavaspalten zischten Dämpfe hervor. An den inneren Wänden des Kraters bemerkte man unregelmäßige Flecke von Kalkerde und anderen Erdarten.

Die waghalsigen Wanderer stiegen dann noch etwa einhundert Fuß tiefer hinab auf Leisten und durch Spalten, bis sie an kleinen Pfuhlen geschmolzener Elemente standen. Diese waren gleichsam Vorposten des großen Feuersees. Hill suchte den hohen Kegeln so nahe als möglich zu kommen, ging über eine Leiste fester Lava und kam an eine Art von natürlicher Brücke, welche über den Pfuhl hinwegführte und den Kegel mit der Leiste verband. Der obere Theil dieses Dammes war von einer dünnen, zerbrechlichen Kruste gebildet, die eine Dicke von 1 bis zu 5 Fuß hatte und auf einer festen Unterlage ruhete. Etwa in der Mitte der Brücke blieb Hill stehen, um das furchtbare Schauspiel zu betrachten. *Unter ihm*, in großer Tiefe, brodelte der Feuersee; *über ihm* erschien eine lange Röhre, ein Abzug von Feuer; auf allen Seiten war Feuer und Verwüstung. Als die Wanderer weiter aufwärts klimmen wollten, begann die zerbrechliche Kruste unter ihnen zu wanken, während aus der Mündung des Kegels dumpfes Getöse hervordrang. Nach dem ersten Schrecken traten sie so rasch als möglich den Rückweg auf der Brücke an; sie waren aber noch nicht weit gekommen, als unter donnerähnlichem Krachen ungeheure Massen heißer Lava hoch emporgeschleudert wurden. Schutz war nirgends; sie waren verloren, sobald sie getroffen wurden. Zuerst stiegen die Lavablöcke senkrecht empor und fielen also in den Krater zurück; bald aber stürzten sie auch außerhalb desselben nieder in den Feuerpfuhl und das zu beiden Seiten der Brücke, oftmals ganz in der Nähe der Wanderer. Diese kamen indessen mit dem Schrecken davon. Sie fanden innerhalb des großen Kraters mehrere kleine vulcanische Hügel; von diesen scheinen einige erloschen zu sein, während andere in Zwischenräumen Zeichen von Thätigkeit gaben.

Von der Mitte des Jahres 1856 war der Vulcan drei Jahre lang in ganz ungewöhnlichem Aufruhr. Gewaltige Lavaströme rollten hinab und vernichteten manches Dorf; sie drangen bis ins Meer hinab.

Die bisher heftigste Eruption des *Mauna Loa* begann am 23. Januar 1859. Die Lava ergoß sich in nördlicher Richtung, um einen andern Berg herum, über ein Plateau und erreichte am 28. Januar den Ocean. Gleichzeitig fand eine Unterbrechung des Passatwindes statt, die vielleicht im Zusammenhange mit dem vulcanischen Ereignisse stand. Das Feuer stieg etwa 250 Fuß über den Krater, manchmal in einer kegelförmigen Flamme, oder auch als eine Art von Feuerwerk, die kein Pyrotechniker nachahmen kann.

Nachschrift. Nachdem wir das Vorstehende in die Druckerei gesandt hatten, erhielten wir weitere Nachrichten von den Sandwichs-Inseln, die bis zum 9. Mai reichen. Sie bestätigen die obigen Nachrichten in vollem Umfange

und geben eine Menge von Einzelnheiten. Wir lesen, daß es der Mauna Loa selber war, der die gewaltige Eruption zeigte. Schon am 27. März begann aus seinem Gipfelkrater Rauch emporzusteigen, am 28. zählte man von früh 6 Uhr bis Mittag 79 Erdstöße. An der Westküste und im Süden waren manche Erdstöße von gewaltigen Fluthwellen begleitet, die mehrere Dörfer zerstörten. Manchmal war der Erdboden sechs bis acht Stunden lang ununterbrochen in Bewegung. Der gewaltige Stoß vom 2. April wurde auf der ganzen Inselgruppe gleichzeitig verspürt und war auf Hawaii von der stärksten Fluthwelle begleitet, welche dort überhaupt beobachtet wurde. Am 28. März drang das Feuer aus dem Mauna Loa an vier Stellen hervor; die verschiedenen Lavaströme vereinigten sich weiter nach unten hin und flossen drei Tage lang als Gesammtmasse in der Breite einer halben Wegstunde mit einer Schnelligkeit von 10 Miles am Tage gegen Süden hin. Daß die Rauchsäule aus dem Mauna Loa fast 8 Miles hoch emporstieg, wird durch den Pastor Bishop, der von seinem Wohnplatze, dem Seminarium Lahamaluna auf Maui, aus beobachten konnte, bestätigt. Der Boden des Kraters im Kilauea ist um etwa 100 Fuß gesunken.

Theodor Kirchhoff's Reise von der Mormonenstadt am Salzsee nach dem Goldlande Idaho.

III.

3. Nach den Goldminen.

Als ich am Morgen des 14. Mai in der Wüste erwachte, war ich mutterseelenallein. Vor mir auf der Wollendecke lag ein Zettel, worauf Hans in classischem Deutsch-Amerikanisch mit Bleifeder geschrieben: „daß er mit de Muhls und Bull nach der Bruck gestartet sei, um de Bruck zu fixen“ (daß er mit den Mauleseln und Bull — der Hund — nach der Brücke gegangen sei, um die Brücke zu repariren). Da die Sonne bereits hoch am Himmel stand, ehe ich mich aus dem Heu erhob, so beschloß ich, Frühstück und Mittagsmahl in einer Mahlzeit zu vereinen und Hans bei seiner Heimkehr mit einem pompösen Diner zu überraschen.

Gesagt, gethan! — Zuvörderst ging ich in das Sage-Gestrüpp, an dem in der Nähe der „Wüste“ eben kein Mangel war, um mir einen guten Vorrath von Feuerungsmaterial zu verschaffen. Mit meinem Dolchmesser hieb ich in die Sage-Büsche ein, daß die Fetzen nur so davon flogen, und schleppte einen ganzen Chimborasso von dürrem Sage-Holz nach der „Wüste“. Als Koch zeichnete ich mich leider nicht aus; doch legte ich dem miserablen Feuerungsmaterial all mein Mißgeschick zur Last. Das dürre Sage-Gestrüpp verbrannte so schnell und mit solch einer intensiven Hitze — bald schlug die Flamme lichterloh im Kamin empor, bald hatte ich nur ein Häuflein Asche auf dem Herd —, daß ein besserer Koch als ich auch keine Pasteten dabei hätte backen können. Das Brot sah gottsjämmerlich aus, halb schwarz verkohlt und dabei doch nur halb ausgebacken; die Erbsen wollten gar nicht weich werden; der Speck fing ein paar Mal in der Pfanne an zu brennen und die Suppe, aus Reis, Speck, Pfeffer, Salz, Brotkrusten, Mehlbrei und Wasser künstlich componirt, hätte ein französischer Koch schwerlich als mustergültig angesehen.

Punkt zwölf Uhr Mittags langte Hans mit den Muhls und Bull von der Bruck wieder an, die er gefixt hatte, und war höchlich erstaunt, als er mich mit rosafarbenen Wangen vor einem lichterloh aufprasselnden Sage-Feuer, mit meinem Dolchmesser im Suppentopf herumrührend, am Herde dastehen fand, wo ich eben damit beschäftigt war, der Suppe durch neue Zuthaten von Pfeffer und Salz die letzte Weihe zu geben. Zu meinem Aerger erklärte Hans meine sämmtlichen Gerichte, auch die Suppe, auf deren Vortrefflichkeit ich mir etwas einbildete, für „no account“ (nichts nutz). Sogar Bull wandte sich verächtlich davon ab. Ich überließ Hans wohlweislich das Departement der Küche und übernahm es, die Muhls zu füttern und in dem dicht hinter der Station strömenden Rock Creek zu tränken, welches Amt ich zur vollsten Zufriedenheit meines Wirths verwaltete. Mittlerweile hatte Hans ein superbes Diner aufgetischt, dem wir alle drei — Hans, Bull und meine Wenigkeit — volle Ehre anthaten. Nach Tische plauderte ich mit Hans über den Shoshone, die „Bruck“ und die „Muhls“, über Bull und die „Injuns“, wie er die Indianer nannte. Ich rauchte dabei meinen Meerschaum und machte mir's bequem auf meinem Heulager, bis die Stage-Kutsche anlangen würde, auf der ich ohne fernern Aufenthalt nach den Goldminen von Idaho City weiter zu reisen gedachte.

Ich kann nicht sagen, daß ich Hans um seinen Wüstenpalast sehr beneidete. Seine nächsten Nachbarn wohnten zehn und funfzehn englische Meilen von ihm entfernt. Jeden Tag passirte nur eine Stage-Kutsche vorbei, die etwa zehn Minuten lang an der Station hielt, um Pferde oder Maulesel zu wechseln. Hierauf beschränkte sich Hausen's Verkehr mit der Außenwelt. Nachts störte ihn, wie er mir klagte, oft das Geheul von Wölfen und Coyotes, auf die er eine besondere Malice zu haben schien, und denen er bei passender Gelegenheit eins auf den Pelz brannte. Die in letzter Zeit in dieser Gegend umherstreifenden Indianer trugen auch eben nicht zur Gemüthlichkeit seines Stilllebens bei. Doch hatte er seine aus Felsblöcken erbaute Wohnung mit Schießscharten wohl versehen und konnte zum Nothfall in der Wüste eine längere Belagerung von den Rothhäuten aushalten.

Hans vertraute mir an, daß er bevor lang nach den „Staaten“ zurückwollte und zwar allein auf einem Muhl über die von feindlichen Indianern umschwärmten Steppen. Auf seine Bitten überließ ich ihm meinen Marinerevolver, den ich von jetzt an nicht mehr nöthig hätte, da die Indianer noch nie eine Postkutsche auf der Landstraße von hier nach Boise City belästigt. Mit einem guten Revolver bewaffnet wie der meinige, den er besonders lieb gewonnen, fürchte er sich nicht vor allen Sioux, Arapahoes, Cheyennes und wie die lumpigen „Injuns“ alle heißen*).

*) Hans ist seinem Entschlusse treu geblieben; er trat im Sommer seinen Don-Quixote-Ritt nach den „Staaten“ richtig an, wie mir der Zahlmeister von Wells, Fargo und Comp. im Herbste dieses Jahres in Boise City erzählte. A. d. V.

Um halb sechs Uhr Abends langte die ersehnte Stage-Kutsche, welche den Namen „oro coriete“ (kleiner Goldwagen) auf dem Kutschenschlag führte, bei der „Wüste“ an, ich sagte Hans „good-bye“ und bald darauf rollte ich weiter dem Goldlande entgegen. Wieder war ich der einzige Reisende in der Stage. Passagiere giebt es in den Stages vom Bärenflusse nach Boise City nur wenige. Die meisten Reisenden von Idaho nach San Francisco oder nach den „Staaten“ ziehen den Weg über die Blauen Berge und den Columbia hinunter oder den über die Humboldt-Route nach Californien der bei Salt Lake City vor. Die Einnahmen auf dieser Stage-Linie beschränken sich zum größten Theil auf die von den Vereinigten Staaten an Wells, Fargo und Comp. gezahlten Subsidien für den Transport der Postsäcke, welche Summen allerdings enorm sind.

Zehn englische Meilen von der Desert-Station kamen wir an den Schlangenfluß. Auf abschüssigem Wege rollten wir schnell hinunter in das felsenumgürtete tiefe Thal, das hier dieselben vulcanischen Formationen zeigte, welche mich am Shoshone so in Erstaunen gesetzt — himmelanstrebende schwarze Felswände und poröses gebranntes Gestein wohin das Auge sah. Das wilde Felsenthal hallte wieder von einem einförmigen Getön, welches von einem an der nördlichen Felswand aus bedeutender Höhe herabfallenden nicht unansehnlichen Wasserfall herrührte. Als wir die Thalsohle erreicht hatten, bemerkte ich mit Erstaunen, daß genannter Wasserfall nicht vom Rande der Felswand oder aus einer in dieselbe mündenden Schlucht herabstürzte, sondern in der Mitte der Wand aus halber Felshöhe als ein mächtiger Strom hervorbrach, denn eine Quelle konnte man den Wasserfall nicht wohl nennen. Es war dieses der sogenannte „Unbekannte Fluß“ (unknown river), wahrscheinlich die Mündung eines unterirdischen Stromes, vielleicht einer jener vielen Flüsse, die in dem großen Lavafelde, 35 englische Meilen nordnordöstlich von diesem Punkte gelegen, plötzlich verschwinden, und der hier wieder zu Tage tritt. Genanntes Lavafeld ist 53 englische Meilen lang bei 37 Meilen Breite, mit einer Menge von ausgebrannten Kratern darin. Die vielleicht vor Jahrtausenden dort aus der Erde hervorgebrochene Lava muß sich wie ein flammender wogender See nach allen Richtungen hin über die flache Gegend ausgebreitet haben, bis sie allmälig erkaltete und sich in festes Gestein verwandelte. Die finstere Einöde soll ein Bild trostloser Starrheit geben, welche den Wanderer, der daran vorübereilt, um die Eldorados von Montana und des nördlichen Idaho zu erreichen, mit Schrecken erfüllt. Alle Flüsse, die so zu sagen in das ungeheure Lavafeld münden, verschwinden darin, z. B. der „Holzfluß“ (wood river), der „verloren gegangene Fluß“ (lost river), der „Birkenbach“ (birch creek) und viele andere.

Bei Sonnenuntergang überschritten wir den hier an 200 Ellen breiten Schlangenfluß auf einer Fähre. Als wir in der Mitte des Stromes waren, brauste plötzlich ein Sturmwind das Felsenthal herauf und erfüllte dasselbe mit donnerähnlichem Getöse. Mit genauer Noth erreichten wir das jenseitige Ufer, wo ein Stoßwind das breite Fährboot an der Seite faßte und am Ufer hintrieb. Die Bootsleute sprangen mit Tauen durch das Wasser ans Land und waren so glücklich, dieselben um ein festes Felsstück zu schlingen und so die Fähre festzulegen, während ich dem Kutscher nach Kräften half, die wildgewordenen Pferde zu beruhigen. Froh war ich, als die Stage glücklich vom Fährboot herunter und am Ufer war. Diese Stoßwinde sollen hier nicht selten sein und machen die Ueberfahrt über den Schlangenfluß, der zum Ueberfluß auch noch mit gefährlichen Wasserwirbeln gesegnet ist, mitunter sehr schwierig und an besonders windigen Tagen geradezu unmöglich. Als die Nacht hereinbrach, fuhren wir von der jenseits des Schlangenflusses liegenden Stage-Station mit frischem Vorspann auf steilem aus den Felsen gehauenem Wege am nördlichen Abhange hinauf. Schroff ragten die schwarzen Felswände rechts am schmalen Wege empor, während linker Hand der Berg unter uns nicht minder steil mehrere hundert Fuß bis an den Fluß abfiel. Ich ging neben der Kutsche her und griff kräftig in die Speichen, wenn die Pferde den Wagen nicht weiter fortschleppen konnten, während einer der Stationswächter, der uns bis zur Höhe begleitete, auf den gegebenen Zuruf des Kutschers jedesmal große Steine hinter die Räder legte, um das Zurückrollen des Wagens zu hindern. Da außerdem ein Rad durch den Hemmschuh festgehalten wurde, so kann man sich denken, daß der Berg ziemlich steil war.

Glücklich hatten wir die Höhe erreicht, wo sich eine öde Hochebene vor uns ausbreitete. Da wir nach der Aussage des Kutschers während der nächsten neun Meilen einen tiefen und sandigen Weg hatten, so benutzte ich die Gelegenheit zu einem sanften Schläfchen in der Kutsche. Um drei Uhr in der Nacht weckte mich ein wildes Gebrause. Als ich aus dem Kutschenfenster schaute, passirten wir soeben einen mit erstaunlicher Schnelligkeit in felsigem Bette dahinschießenden Fluß. Der Mond schien hell und beleuchtete eine wilde Landschaft. Es war der Maladefluß, den wir soeben passirt. Sein Bett ist in kleinerm Maßstabe wie das des Schlangenflusses eine zerrissene Lavaspalte. Weiter unterhalb stehen hohe Trachytsäulen inmitten seiner reißenden Fluth und ausgedehnte Lavahöhlen liegen an seinen Ufern, durch welche die wilden Gewässer donnernd hinbrausen. Seiner fast beispiellos wilden Fluth, welche mich an die Reuß erinnerte, und die in früheren Jahren, als der Strom noch nicht überbrückt war, die Passage sehr gefährlich machte, sowie seinen düsteren Umgebungen hat der Malade seinen Namen zu verdanken.

In der Malade-Station, wo wir bis nach dem Frühstück verweilten, wurde ich sofort von den Wirthsleuten nach den großen Shoshonefällen befragt. Der Zahlmeister von Wells, Fargo und Comp. oder die Kutscher der letzten Stages mußten von meiner Excursion nach den Fällen erzählt haben, denn bis nach Boise City war mir das Gerücht davon vorangegangen, und auf jeder Station musterte man mich mit neugierigen Blicken. Die Frage: „Sind Sie der Mann, der zu Fuß ganz allein nach dem Shoshone gegangen?“ — wurde mir zu meiner nicht geringen Befriedigung öfters gestellt. Es that mir gut, von diesen verwegenen Pionieren der Civilisation in den Wildnissen des fernen Westens mit Respect betrachtet zu werden.

Der 15. Mai, der sechste Tag meiner Reise, seit ich das neue Jerusalem verlassen und der mich nach Boise City, der Hauptstadt des Territoriums Idaho, bringen sollte, bot wieder manches Neue und Interessante. Die mit grünlichem Sage bedeckten Hügel nahmen sich von fern oft recht malerisch aus, und die vielen vulcanischen Formationen, welche ich auf dieser Strecke sah, interessirten mich sehr. Ein silbergrauer Wolf, ein prächtiges Thier, der uns keine hundert Schritte weit vom Wege in sitzender Stellung ungestört angaffte, ließ mich meinen Handel mit Hans wegen der Pistole fast gereuen. Gar zu gern hätte ich dem naseweisen Burschen ein paar Kugeln als passenden Morgengruß zugeschickt. Siebenzehn englische Meilen vom Malade bei den sogenannten „Kleequellen“ (clover springs) lief ein Bach rauschend unter mehreren natürlichen Felsbrücken hin, über welche die Kutsche sicher hinüberfuhr. Alle diese Brücken waren aus zusammengeschobenem gebrannten Gestein gebildet. Jenseits der „Kleequellen“ kamen wir durch eine breite Niederung.

Die verschiedenen Brückenübergänge auf den sumpfigsten Stellen waren einfach aus lose hingeworfenen Feldsteinen gemacht, in Vergleich mit denen der ärgste Knüppeldamm in Mississippi oder Arkansas mir eine treffliche Chaussee schien.

Wir begegneten jetzt öfters Goldgräbern, einzeln und in kleinen Gesellschaften, zu Fuß und zu Roß, mit Flinte, Wollendecke und Lebensmitteln beladen, und langen mit Werkzeugen zum Bergbau und mit Waaren aller Art bepackten Maulthier- und Ponykarawanen (pack trains), die von Oregon und dem Boise-Bassin in Idaho kamen und über die Malade-Brücke nach den neuentdeckten Goldminen von Lemhi (Lemhei) zogen, am obern Lachsflusse (salmon river), 300 englische Meilen nordöstlich von hier an der Grenze der Territorien Idaho und Montana gelegen. Meine alten Bekannten von Oregon, die Kaiuhß-Ponies, erkannte ich gleich wieder. Immer noch waren sie die störrischen und bissigen Creaturen, wie ich sie in „The Dalles" in früheren Jahren so oft bewundert. Eine besondere Malice hatten sie auf die schweren Packe, die sie herzlich gern vom Rücken herabgeworfen hätten. Mancher der giftigen Ponies rollte sich im Uebermaße der Bosheit im Sage-Gestrüpp mit Kisten und Ballen auf dem Rücken, bis ein ergrimmter Mexicaner — zu welcher Nation hier die meisten Lastthiertreiber gehören —, den klingenden Radsporn am Stiefel und mit der bunten mit Ledertroddeln behängten Schabracke unter dem hochgehörnten prächtigen Sattel, unter einer Fluth von „carajos" und „carambas" herangesprengt kam und die schlechtgelaunten Pferdchen mit der gewichtigen Lederpeitsche Mores lehrte.

Einmal begegnete uns eine Karawane von mehr als hundert Packthieren, Ponies und Maulesel, die sämmtlich wild geworden und auf einer regelrechten „Stampede" begriffen waren. Unser Viergespann von muthigen Braunen schloß sich der wilden Jagd sofort an und querfeldein ging's durch das Sage-Gestrüpp in sausendem Galop, mit den Mexicanern hinter uns drein, unter Halloh, Peitschenknall und grimmigen Flüchen, und die Stage schaukelte und machte Sätze, daß es alle meine Geschicklichkeit in Anspruch nahm, nicht von dem hohen Bock hinunter zu fallen. Blücher, unser muthigster Brauner, zeigte sich bei dieser Hetzjagd ganz besonders eifrig und wollte von unserm ihn mit Peitschenhieben erbarmungslos bearbeitenden Kutscher gar keine Raison annehmen. Endlich athmete ich wieder auf; die Kaiuhß-Ponies und die Maulesel waren der Stampede müde, Blücher machte seine letzten Kraftsprünge und wir erreichten glücklich wieder die Landstraße, nachdem unser Kutscher die „verdammten Greaser" (Grieser — Schmutzpelze —, der bei den Amerikanern übliche Spottname für Mexicaner) noch mit einer Fluth der ausgewähltesten Schimpfwörter gesegnet.

Wir kamen jetzt auf eine weite Hochebene. Linker Hand gewahrte ich noch einmal den Schlangenfluß, der in tiefen Cañons strömte, und vor uns erhob sich die lange, weißliche Façade des „Königsbergs" (Kings mountain), hier und da von dunkleren, zerrissenen Felsen gekrönt. Das ganze Plateau war buchstäblich lebendig von hunderttausend Billionen von Crickets (eine Heuschreckenart ohne Flügel), welche sich in abgesonderten Heerschaaren von etwa je 50,000 wie Cavalleriebrigaden mit höchst eleganten Seitensprüngen alle nach einer Richtung hin bewegten. Erbarmungslos fuhren wir durch ihre dichten Schwadronen, welche die Landstraße kreuzten, und zerquetschten Tausende davon mit unseren Rädern. Die Crickets sind eine große Landplage für die Gegenden im fernen Westen von Nordamerika. Im Sage-Gestrüpp allerdings können sie keinen Schaden anrichten; überfallen sie aber, wie nicht selten geschieht, eins der angebauten Thäler, so zerstören sie die Ernten in kurzer Zeit mit Stumpf und Stiel. Mitunter schützen die Farmer ihre Felder durch einen Fuß hohe Bretterwände mit wagerecht nach außen daran genagelten drei Zoll breiten Zinnstreifen (cricket fences), über welche die Crickets nicht hinüber voltigiren können. Ueber ein Haus klettern sie mit Leichtigkeit hinweg. Durch nichts sind sie von ihrer einmal angenommenen Marschroute abzubringen. Millionenweise stürzen sie sich in die Bäche und lassen sich von der Fluth forttreiben, und diejenigen von ihnen, welche ans andere Ufer geschwemmt werden, setzen dort ihre Reise fort. Alles fressen sie auf, Leder, alte Kleider, Wollendecken; Pferdedünger ist für sie eine besondere Delicatesse und sogar die Leichname ihrer Brüder verzehren sie. Sind die springenden Vielfresser einmal in den Feldern, so nützt weiter nichts als etwa die Hülfe vom lieben Gott, wie derselbe sie auf Brigham's Wunsch durch die Möven des Salzsees einst den Mormonen zu Theil werden ließ. Es wird behauptet, daß die Civilisation, theilweise durch Zerstörung der Eier durch Pflügen und namentlich durch die Schweine, welche die Crickets mit Wollust fressen, der Vermehrung derselben Einhalt thut und sie nach und nach ausrottet. Wer aber wie der Verfasser ihre Armeen hier und auf dem Königsberge gesehen hat, dem muß ihr baldiges Aussterben sehr problematisch scheinen. Für die Indianer sind die lustigen Springinsfeld ein „gefundenes Fressen"; sie greifen die Crickets mit der Hand und verzehren dieselben lebendig mit Haut und Haaren und erklären sie für den besten „muk-a-muk" (Bissen) unter der Sonne.

Langsam fuhren wir den Königsberg hinan, der weiter nichts als ein terrassenartiger Abfall eines höhern Plateaus ist. Er war mit unzähligen goldgelben Sternblumen wie besäet, die ihm das Ansehen einer Frühlingswiese gaben. Das ganze Plateau war von zerbröckeltem gebrannten Gestein bedeckt und hatte augenscheinlich einer vulcanischen Hebung seine Entstehung zu verdanken. Vor uns am Horizonte zeigten sich schneegekrönte Bergzüge und der Rückblick auf das soeben von uns verlassene niedrigere Plateau war recht malerisch. Neuen Abtheilungen von Goldjägern und langen Zügen von schwer beladenen Packthieren begegneten wir fast jede halbe Stunde — alle nach dem neuen Eldorado Lemhi unterwegs —, und die zahllosen Cricket-Heerschaaren schienen, nach ihren siegesmuthigen Sprüngen zu urtheilen, den Königsberg soeben mit Sturm eingenommen zu haben.

Die Fahrt über den Königsberg war sonst keineswegs eine angenehme. Unser Viergespann, welches im schlanken Trab dahineilte, ließ die Stage-Kutsche über das eisenharte Gestein tanzen, daß ich à la Greeley jeden Augenblick von einer Wagenecke in die andere flog. Um die Situation zu vergessen, versuchte ich, ein Buch über den Mormonenkrieg zu lesen, das ich mir in Salt Lake City gekauft. Ich brachte es kaum fertig, ein paar Sätze zu entziffern, als der Mormonenkrieg bereits unter einen der Sitze flog. Meine hochverrätherischen Gedanken über den Königsberg mit Bemerkungen über die Könige im Allgemeinen wollte ich, ergrimmt über die schlechte Behandlung, welche mir auf diesem „Terrain von Gottes Gnaden" zu Theil ward, in mein Tagebuch notiren. Die Figuren, welche ich mit der Bleifeder schrieb, sahen eher ägyptischen Hieroglyphen als deutschen Buchstaben ähnlich, und ich war selber nicht im Stande, das Geschreibsel zu lesen. Eben so gut hätte ich „Agnes, ich liebe Dich!" an die blaue Himmelsdecke, als einen leserlichen Satz in mein Tagebuch schreiben können. Daß ich Alles haßte — Himmel, Sonne, die ganze Welt, das elende Sage, das Wetter, die Stage, die Pferde, den Kutscher, die Könige aller Groß- und Kleinstaaten und insbesondere den Königsberg —, war unter den Umständen wohl zu entschuldigen. Zuletzt flüchtete ich mich auf den Bock, wo es mir noch schlimmer erging. Bei den entsetzlichen Sprüngen, welche die Stage

fast fortwährend machte, konnte ich nur mit genauer Noth das Herabfallen von dem hohen Sitze verhindern. Der Kutscher warf mir malitiöse Seitenblicke zu, als ich mich, die Zähne fest zusammengesetzt, mit aller Macht am Bock festklammerte, und hieb nur um so grimmiger auf die Pferde ein. Er machte mich auf einen nahen Gebirgszug aufmerksam, der voll von merkwürdigen heißen Quellen sei. Ich wünschte (ganz im Stillen) ihn, den Kutscher, und Pluto mit seinem gebrannten Felsgeröll, seinen merkwürdigen heißen Quellen und dem elenden Königsberge bis weit hinter den Planeten Kolob, in den siebenten Abgrund von Brigham's unterster Hölle. So arg ward ich bei dieser Fahrt über den Königsberg zusammengerüttelt, daß ich dabei heftig aus der Nase zu bluten anfing.

Der Weg wurde jetzt etwas weniger holperig, und ich nahm mir Muße, die Gegend genauer zu betrachten. Linker Hand vor uns tauchten die schneegekrönten Gebirge von Owyhee (Oweihi) auf. In ihnen liegen reiche Silbergänge, darunter die „Poor-Man-Mine", welche in der großen Pariser Exposition vom Jahre 1867 die erste Goldmedaille für das reichste Silbererz in der Welt davontrug. Wie fuhren an dem Berge hin, der nach Aussage des Kutschers voll von heißen Quellen war. Bei einer derselben kamen wir nahe vorbei, welche so heiß sein soll, daß man sich beim Hineinstecken den Finger verbrennt. Goldgelbe Sternblumen und hellgrüne Gräser wuchsen hart am Rande des dampfenden Bassins, das die Quelle sich gebildet.

Bei der Station „Rattelsnake" mußten wir anderthalb Stunden auf die Boise-Stage warten. Neue Heerschaaren von Millionen von Crickets und mehrere Lemhi-Goldtouristen zogen hier an uns vorbei. Endlich langte die Boise-Stage an. Wir spannten vier elegante Maulesel ein, die sich aber entschieden weigerten anzuziehen. Nachdem der Kutscher eine halbe Stunde mit Peitschenhieben und Schimpfreden auf die störrischen Maulesel vergeudet, steckten er und meine Wenigkeit uns alle Taschen voll mit spitzigen Steinen und fingen an, die Esel vom Bock damit zu bombardiren, bis diese sich eines Bessern besannen und sich plötzlich erst in muntern Trab und dann in Galop setzten. Als die Esel sich einmal zur Weiterreise entschlossen hatten, thaten sie ohne Frage ihr Bestes. Schneller als unsere vier Maulesel die nächsten fünf Meilen liefen, sind vier Maulesel schwerlich jemals vor einer Stage-Kutsche gelaufen. Aber wir hatten kein Erbarmen mit den Eseln und hörten nicht eher auf sie mit Steinen zu bombardiren, bis unsere Munition erschöpft war. Der Wagen tanzte dabei auf den eisenharten Steinen, mit denen der Weg wie gepflastert war, als ob Alles daran kurz und klein brechen müßte. Gegen Abend kamen wir nach der „Cañon-Station". Die Hochebene war hier gleichsam auseinandergespalten. Die schmucken Stationsgebäude in dem hellgrünen Thalgrunde, durch den ein silberklarer an köstlichen Forellen reicher Bach sprudelte, mit Weidenbüschen und smaragdenen Wiesengründen an seinen Ufern, gaben ein anmuthiges Bild.

Weiter fuhren wir die Nacht durch bis nach Boise City. Ein neuer Kutscher, der den Bock bestiegen hatte, ein schweigsamer, finsterer Gesell, war nicht dazu zu bewegen, mit mir ein Gespräch anzuknüpfen. Da die Gegend, eine öde Sage-Ebene, durchaus nichts Anziehendes bot, so überließ ich den unfreundlichen Kutscher sich selbst und quartierte mich im Coupé der Stage ein, wo ich bald in Schlummer sank. Als ich bei Tagesanbruch erwachte, kreuzten wir eben einen nicht unansehnlichen Strom mit flachen Ufern, den Boisefluß, auf einer Fähre. Ein schönes Thal, mit grünen Bäumen und Feldern geschmückt, lag vor uns, die erste einem civilisirten Lande ähnliche Gegend, welche ich sah, seit ich die Mormonenniederlassungen verlassen. Bald hatten wir das andere Ufer erreicht und fuhren der nahen Stadt Boise City zu, wo wir, 473 englische Meilen von Salt Lake City, um vier Uhr Morgens vor dem „Overland Hotel" zu Halt kamen.

Boise (Boiße) City ist die Hauptstadt des 96,000 englische Quadratmeilen großen Territoriums Idaho (Eidaho). Die Einwohnerzahl von Idaho beträgt etwa 30,000 und die von Boise City 2000. Die Stadt hat ein schmuckes Aeußeres und ist der bedeutendste Handelsplatz zwischen den Städten Portland in Oregon und Helena in Montana. Die Miethe für einen hölzernen Laden mit leeren Wänden beträgt an der Hauptstraße 100 Dollars per Monat in Gold. Während der Wintermonate halten sich hier viele Miner auf, Abenteurer, Spieler und ähnliche Subjecte, meistens aus den reichen Bergbaudistricten von Idaho, welche diesen Platz seines milden Klimas halber den rauheren Minenstädten zum Ueberwintern vorziehen und ihr während der Sommermonate in den Goldminen erworbenes Kleingeld hier anständig unter die Leute bringen. In Boise City fällt das Thermometer im Winter selten unter 18 Grad Réaumur Kälte, was den Goldgräbern in den Minen, wo 26 bis 30 Grad Réaumur Kälte keine Seltenheit ist, gemüthlich warm dünkt. Die in jeder Minenstadt an dieser Küste üblichen Vergnügungslocale, wie Hurdy-Gurdy-Tanzhäuser, öffentliche Spielhöllen, Arenas für Hahnen- und Hundekämpfe &c., sind selbstverständlich auch in Boise City zahlreich vertreten, und Trinksalons giebt es hier wie Sand am Meere.

Das fruchtbare Boise-Thal ist 50 bis 60 englische Meilen lang und liegt auf beiden Ufern des Boise-Flusses. Der angebaute Theil desselben ist jedoch nur 2 bis 3 englische Meilen breit mit einer öden und sandigen Sage-Ebene zu beiden Seiten bis nach den nächsten Hügelreihen. Gerste und Weizen gedeihen hier vorzüglich. Erstere giebt, wenn die Crickets und Heuschrecken die Ernten nicht zerstören, was nicht selten der Fall, einen Durchschnittsertrag von 45 Scheffel pro Acker, letzterer einen von 35 Scheffel. Es befinden sich bereits drei Mehlmühlen im Thal. Die Heuernte ist bedeutend und kann zu 15 bis 25 Dollars die Tonne (20 Centner) leicht verwerthet werden. Gartenfrüchte aller Art, Butter, Hühner, Eier und dergleichen mehr finden in den umliegenden Minendistricten stets einen profitablen Absatz. Minen giebt es in und um Boise City keine. Sechs englische Meilen unterhalb der Stadt liegen einige Goldwäschereien im Boise-Fluß, die aber nicht von Belang sind. Die nächsten Goldminen von Bedeutung sind die im Boise-Bassin, 30 bis 40 englische Meilen von hier. Täglich rollen vier bis fünf Stage-Kutschen in die Stadt — von Umatilla am Columbia, von Californien über die Humboldt-Route, von Salt Lake City und von den Minen von Idaho City und Süd-Boise — und der Fremdenverkehr ist beträchtlich. Ein ansehnlicher Vereinigter-Staaten-Militärposten in der Nähe der Stadt (Fort Boise) sowie die vielen Territorialbeamten, welche in Boise City mit ihren Familien wohnen, tragen nicht wenig dazu bei, Handel und Wandel hier lebhaft zu machen.

Außer den reichen Golddistricten des Boise-Bassin sind die Silber- und Goldminen von Owyhee (Oweihi) und die von Süd-Boise für Boise City die wichtigsten. Die Owyhee-Gebirge, welche bis im Sommer hinein schneebedeckt sind, sieht man deutlich von Boise City aus. Der höchste Berg in jener Kette ist der „Kriegsadlerberg" (war eagle mountain), nach barometrischer Messung von Karl v. Liebenau*)

*) Karl v. Liebenau, Berg- und Hütten-Ingenieur der Freiberger Bergschule, dem der Verfasser die meisten der in diesen Skizzen angeführten bergmännischen Notizen zu verdanken hat. A. d. V.

9260 Fuß über dem Meere. Die Hauptminenstadt in Owyhee ist Silver City, 8301 Fuß über dem Meere. Owyhee führt seinen Namen nach einigen in früheren Jahren im alten Fort Boise wohnenden Sandwichinsulanern. Weihi heißt in der Kanaka-Sprache Mann und o ist Interjection.

Die Minen von Owyhee liegen 60 englische Meilen in südwestlicher Richtung von Boise City. Die Goldproduction (meistens im Silber enthalten) der dortigen Minen ist ihrer Silberproduction an Werth beinahe gleich. In neuerer Zeit haben die Minen von Owyhee einen bedeutenden Aufschwung genommen. 1866 z. B. wurden im December nur 9386 Dollars an edlen Metallen von dort verschickt, 1867 dagegen im selben Monat 105,000 Dollars. Da aber durchaus kein fremdes Capital dorthin eingeführt wird, so ist die Production dieser Minen sehr schwankend und der Bergbau beschränkt sich auf die geringen Mittel der daselbst Ansässigen, die jedoch zuweilen sehr reichlich für ihre Mühe belohnt werden und schon Hunderttausende von Dollars dem Nationalvermögen zugeführt haben. Mit genügendem Capital möchte Owyhee vielleicht bald ein Rivale der berühmten Washoe-Silberminen im Staate Nevada werden. Die edlen Metalle von Owyhee werden über die Humboldt-Route direct nach San Francisco „verschifft" und Boise City zieht außer durch den Productenhandel nur wenig Nutzen aus jenen Minen.

Die erzführende Gangzone im Silver-City-Minendistrict (Owyhee) ist zwei englische Meilen lang und eine Meile breit. Die darin auftretenden Gänge sind in ihrer Zusammensetzung einander sehr ähnlich. Alle führen in Quarz und lettigen Saalbändern Gold, Hornsilber, Glaserz und Rothgültigerz; oft sind die Stufen durch einen geringen Kupfergehalt grün und blau gefärbt. In der Mächtigkeit sind die Gänge sehr verschieden; von wenigen Zollen weiten sie bis zu vier Fuß aus. Während in der „Oro-Fino-Mine" stets geschossen werden muß, wird in der „Poor-Man-Mine" nur die Picke gebraucht. Beide genannten Hauptminen dieses Bergbaudistrictes liegen am Kriegsadlerberge. Die in Owyhee gewonnenen Erze werden in zehn Stampfmühlen, welche theils am Sinkerbach, theils am Jordanbach liegen und 128 Stempel führen, verarbeitet und das freie Gold und Silber wird in eisernen Pfannen mittelst Amalgamation gewonnen.

Der Süd-Boise-Minendistrict, der seinen natürlichen Handelsweg nach Boise City nimmt, liegt 120 englische Meilen in südöstlicher Richtung von dieser Stadt und zeichnet sich vor den Owyhee-Minen durch Mächtigkeit der Gänge aus, die hier von 10 bis über 30 Fuß weit sind. Das Silber und Gold kommen stärker vererzt vor und widerstreben dem Amalgamationsproceß in rohem Zustande. Das Gold ist hier hauptsächlich in Schwefel- und Arsenkies vorhanden und das Silber als Rothgültig und Polybasit. Ebenso wie in Owyhee ist das Nebengestein der Gänge Granit. Eine Mühle mit 10 Stempeln ist unfähig mehr als 10 bis 15 Procent des Gehalts an edlen Metallen den Erzen zu entziehen und will man deshalb im nächsten Jahre einige Oefen bauen. Ein halbes Dutzend Stampfmühlen, welche von Neuyorker Compagnien unter der Leitung von geriebenen Jungen als Superintendenten nach Süd-Boise geschickt wurden, liegen im Gebirge zerstreut und warten wie ihre Leidensgenossen in Colorado auf die Entdeckung eines neuen Goldgewinnungsprocesses, der ihnen Thätigkeit verschaffen soll. Rocky Bar, der Hauptort dieses Minendistricts, giebt mit seinen zerfallenen Häusern rc. ein treffendes Bild einer heruntergekommenen Minenstadt. Doch ist der Reichthum von Süd-Boise an edlen Metallen kaum angetastet und die Zeit wird kommen und ist vielleicht nicht fern, wo seine Felsenthäler von dem Lärm thätiger Pochwerke wiederhallen und die von dort zu verschiffenden Schätze die Welt in Erstaunen setzen werden. Die Hauptminen in Süd-Boise sind die „Atlanta-Mine" und die „Red-Warrior-Mine". In beiden findet sich reines Gold- und reines Silbererz neben einander in denselben Gängen und jede Erzsorte wird für sich verarbeitet.

Mein Aufenthalt in Boise City beschränkte sich auf ein paar Stunden. Wenig dachte ich damals, daß dieser Ort mir als Heimath für die kommenden Herbst- und Wintermonate dienen sollte, und noch weniger ahnte ich, daß ich in seinen Mauern diese Skizzen schreiben würde. Freunde habe ich dort gefunden, die mir lieb und theuer geworden, und von denen ich doch so bald wieder scheiden sollte. Aber so ist das Leben eines quecksilberigen Kosmopoliten, und hat Apoll ihn noch obendrein mit seinem Zauberstabe, wenn auch nur flüchtig, berührt, so ist er doppelt zu beklagen. Wer hieß mich auch die liebe Heimath verlassen und wie ein fahrender Ritter mit Gänsekiel und Kaufmannselle über den halben Erdball wandern! Mercurius hat den Gott mit der goldenen Leier von jeher gehaßt, und daß es auch in meinem Geiste zwischen den zwei antagonistischen Göttern, die ich beide auf einmal zu Besuch geladen, recht oft zu Raufereien kommen mußte, hätte ich voraus wissen sollen.

Freundlich schien die Morgensonne des 16. Mai, als ich Boise City Lebewohl sagte und, am letzten Tage meiner Stage-Fahrt über den Continent, der Minenstadt Idaho City entgegeneilte. Vorbei ging es bei den schmucken Garnisonsgebäuden von Fort Boise und bald lag das grüne Boise-Thal hinter uns und wir fuhren hinaus in die Berge auf sandiger Landstraße. Mit Ausnahme einiger felsigen Pässe bot die Gegend wenig Interessantes. Die Berge waren meistens kahl oder nur mit Sage bewachsen, und nur selten zeigte sich spärlicher Fichtenwuchs auf den Höhen. Eine Schande war es, wie rücksichtslos die Bewohner dieser Gegend mit den Bäumen umgingen und alle vereinzelt dastehenden Fichten umhauten. Die jetzige Generation in diesen Ländern nimmt offenbar nur auf ihren eigenen Vortheil Bedacht, ihre Nachfolger mögen selber zusehen, wo sie Holz herbekommen. Es ist der Fluch aller Minenländer in Amerika, daß Niemand, der dorthin wandert, dieselben als seine zweite Heimath betrachtet. Jeder will in so kurzer Zeit als möglich ein seinen Begriffen von Reichthum entsprechendes Capital zusammenscharren, um mit dem Erworbenen nach den östlichen Unionsstaaten oder nach Europa zurückzukehren. Ich glaube nicht, daß unter hundert Einwohnern Einer ist, der länger als fünf, in der Regel nur zwei oder drei Jahre in diesen Ländern zu wohnen beabsichtigt. Bleibt er länger hier, so ist es ihm sicherlich in Geldangelegenheiten nicht nach Wunsche gegangen. Sollte das Glück ihm nur halbwegs hold sein, so wird er sein Eldorado schon weit früher verlassen. Wer nur nach drei Jahren an einen frühern Wohnort in den Minenländern zurückkehrt, der wird sehr wenige alte Freunde dort antreffen. So ist es in fast allen Plätzen an dieser Küste, mit alleiniger Ausnahme von San Francisco und Portland und einigen größeren Inlandstädten.

Die ersten 15 englischen Meilen unserer Stage-Fahrt behielt das Land seinen einförmigen und öden Charakter. Dann hatte das Tausendmeilenreich des Sage-Gestrüpps gottlob ein Ende. Schneegekrönte Berggipfel, rauschende Fichtenwälder, murmelnde Bäche und grüne Seitenthäler begrüßten uns, und die Fernsichten auf eine wilde Gebirgslandschaft waren mitunter herrlich. Wir fuhren am „Moore's Bach" (Moore's creek) hin, der allen Minenwassern des ausgedehnten und goldreichen sogenannten „Boise-Bassin" (Boise-Thalkessel) zum Abfluß dient. Rauschend brauste er links am Wege zwischen zerrissenen Felsabhängen hin. Die Land-

straße wurde jetzt außerordentlich felsig und rauh und war dabei so enge, daß die zahlreichen uns begegnenden mit acht und zehn Joch Stieren bespannten Frachtwagen uns oft halbstundenlang aufhielten. Einmal mußten wir Passagiere die Stage-Kutsche mit Stangen und Hebeln an einem Abhange stützen, um eine mit zehn Maulthieren bespannte Fuhre vorbeizulassen. Zuguterletzt begegneten wir an der engsten und gefährlichsten Stelle der Landstraße der Idaho-City-Stage und zehn riesigen Frachtwagen auf einmal. Eine Stunde lang setzte ich mich auf einen Felsblock am Rande des mit gelblichen Wogen wild hinbrausenden Moore's Baches und betrachtete, meinen Meerschaum rauchend, in aller Gemüthsruhe das nicht uninteressante Schauspiel. Düstere Fichtenwaldungen hoben sich auf den felsigen Bergabhängen nahe am Fahrwege hoch empor und blickten ernst herab auf das wirre Getümmel von Menschen, Pferden, Maulthieren, Stieren und Wagen, die sich in scheinbar unauflöslichem Knäuel auf dem engen Bergpfade zusammenpreßten. Flüche, Halloh und Peitschengeknall machten die Thalschlucht laut wiederhallen, und nicht viel fehlte daran, so wäre es zwischen den erbosten Fuhrleuten, von denen Keiner dem Andern weichen wollte, zum Handgemenge gekommen. Eine Gesellschaft von Lemhi-Minern, die von Idaho kamen und Frieden stiften wollten, vermehrten nur den allgemeinen Aufruhr.

Endlich hatte sich unsere Stage aus dem Wirrwarr herausgearbeitet, ich nahm meinen Sitz beim Kutscher auf dem Bocke wieder ein und fort ging's im gestreckten Galop, um die verlorene Zeit wieder einzuholen. Mitunter kamen wir an Ranches (Farmen und Viehhürden) vorbei, wo die Bewohner die Waldungen etwas gelichtet und Gärten und Kartoffelfelder angelegt hatten. Die Kartoffelernte soll hier sehr ergiebig und 200 Scheffel pro Acker nichts Seltenes sein. Bergauf ging es und bergab; bald waren die grasreichen Abhänge mit Millionen von goldgelben Sternblumen geschmückt, bald mit herrlichen Fichtenwaldungen, dann wieder traten nackte Felsen auf ihnen zu Tage. Hier las ich an einer Wegstation den poetischen Namen Minnehaha (lachendes Wasser), deren Inhaber das schöne Gedicht „Hiawatha“ von dem amerikanischen Dichter Longfellow gelesen haben mußte und seiner Wohnung den Namen der Schönsten der indianischen Schönen gegeben hatte. Mit Benennung der Berge waren die Bewohner dieser Gegend weniger glücklich gewesen. Die höchste Bergkuppe an der Landstraße z. B. führte den interessanten Namen „Schweinsrücken“ (hogs back).

Weiter fuhren wir an Seitenthälern vorbei, aus denen rauschende Gebirgsbäche hervorstürzten, alle reich an Gold. Endlich öffneten sich die Berge und ein weiter von bewaldeten Höhenzügen eingeschlossener Thalkessel lag vor uns, ein Theil des berühmten Boise-Bassin, aus dessen Schluchten, Thälern und Bächen bereits ungezählte Millionen von blankem Mammon gewonnen wurden und dessen jährliches Goldproduct noch immer $2\frac{1}{2}$ Millionen Dollars beträgt. Den Moore's-Bach, der hier seicht und breit in sandigem Bette hinfloß, überschritten wir auf einer primitiv gebauten Holzbrücke. Lustig ging es auf dem andern Ufer weiter. Wasserleitungen zogen sich zu beiden Seiten der Straße hin, bald in Gräben eine über der andern an den Bergabhängen herum-, bald auf hohen Holzböcken in Rinnen hinlaufend. Wasserräder rauschten in den Gräben und hoben die Fluthen, welche bereits zum Auswaschen goldhaltiger Erde gedient, auf ein höheres Niveau, um dieselbe Arbeit nochmals zu verrichten. Wo ich hinsah, waren Miner fleißig bei der Arbeit, denn dieses war zum Goldwaschen die günstigste Jahreszeit, da das unentbehrliche Wasser in Hülle und Fülle vorhanden war. Hier standen die Goldwäscher mit Hacke und Spaten in langen Gummistiefeln im rauschenden Wasser oder an den Gräben und schaufelten Erde in die Goldwaschrinnen, dort warfen Andere mit dichtgezahnten Eisengabeln die Steine aus den Rinnen heraus. Die Rinnen (sluice boxes) sind mit runden Blöcken oder mit Latten ausgesetzt, zwischen welche Quecksilber geschüttet wird. Das schwerere Gold sinkt aus der durch die Rinnen geschwemmten goldhaltigen und zu einem Brei aufgelösten Erde zu Boden und bleibt zwischen den Blöcken oder Latten liegen, wo es sich mit dem Quecksilber amalgamirt, und wird später von diesem durch Verdunstung befreit. Schaaren von langgezopften Chinesen karrten Erde aus dem Moore's-Bach, dessen Wasser sie mit Dämmen abgeleitet, um den goldhaltigen Grund nach einander in Strichen bloßzulegen.

Hier waren wir bei den „Warmen Quellen“ (warm springs), dem Pyrmont der Bewohner von Idaho City. Eine schmucke Badeanstalt mit Wannenbädern und großem Schwimmbassin, ein Gasthaus und freundliche Gartenanlagen lagen am Fuße eines mit herrlichen Fichten bewachsenen Berges, aus dem die heißen Mineralquellen mit einem Wärmegrade von 102 Grad Fahrenheit hervorsprudeln. Omnibusse fahren von den Bädern den Tag über bis spät in die Nacht nach der nur zwei englische Meilen entfernten Goldstadt. Breit in seichtem Bette floß rechter Hand der Moore's-Bach, voll von Schutthaufen und Sandbänken. Jenseits desselben erhoben sich waldige um diese Jahreszeit theilweise schneegekrönte Berge, an deren Abhängen zahlreiche kahle Baumstämme lagen. Die Zweige benutzt man zu Böschungen an Gräben, in denen das Wasser an den Bergen herumgeleitet wird. Hohe Wasserleitungen, sogenannte „Telegraphen“, auf langbeinigen Holzböcken ruhend, traten an verschiedenen Stellen aus dem Berge hervor. Glänzende Cascaden fielen aus den gegen das Thal gewendeten höheren offenen Enden der „Telegraphen“ herab. Hydraulische Schläuche sind oben an den Holzrinnen befestigt, um den Grund des Berges durch gewaltigen Wasserdruck, der ähnlich wie eine Feuerspritze, nur mit zwanzigfacher Kraft arbeitet, bloßzulegen und die goldhaltigen Tiefen zu erreichen.

Nach kurzem Aufenthalte bei den „warm springs“ jagten wir weiter, dem ersehnten Goldhafen entgegen. Unter triefenden Wasserleitungen fuhren wir hin; rechter Hand war das ganze Ufer des Moore's-Baches buchstäblich unterst zu oberst gekehrt, — ein Chaos von tiefen Canälen und Gräben, Steinhaufen, Bergen von Erde und Schutt, hausgroßen Löchern, Wasserleitungen, Goldwaschrinnen 2c. Wo man hinsah, waren die Miner bei der Arbeit. Die goldhaltige Buena Vista Bar war es, welche sich hier uns präsentirte. Rauschende Wasser brausten quer über die Landstraße und nach allen Richtungen hin, in Gräben, Rinnen und Wasserleitungen, über und neben einander. Dann kutschirten wir durch eine lange Straße zwischen Holzgebäuden hin — Minerhütten, Trinksalons, Kaufmannshäuser 2c. —, wie der Grund, worauf sie stand, „Buena Vista Bar“ genannt. Ein breites Querthal lag vor uns, das des Elk-Bachs (elk creek), der sich hier in den Moore's-Bach ergießt. Jenseits des Elk-Bachs lagen die Häuser von Idaho City. Eine riesige, haushohe Wasserleitung überspannte einen Theil von Idaho City und den Elk-Bach und schien wie ein Hunderttausendfüßler der Urzeit vom jenseits der Stadt liegenden Bergabhange herüberzukriechen. In schneller Fahrt ging's durch die hier über eine viertel englische Meile breite Niederung des Elk-Bachs, neben uns die hohe triefende Wasserleitung, — und jetzt endlich hatte ich das Ziel meiner Reise erreicht, die Goldstadt Idaho City.

Durch eine unsaubere Gasse fuhren wir zunächst; sie war voll von auf hohen Kahnpantoffeln umherschlürfenden Chinesen,

wo die angemalten Gesichter der Dirnen des himmlischen Reichs uns aus niedrigen Fenstern frech angafften. Bald hatten wir die lange Hauptstraße von Idaho City erreicht, die von Minern und Herumlungerern lebendig war. Reiche Kaufläden, Trinksalons und Geschäftshäuser aller Art, meistens aus Holz gebaut und alle mit riesigen bunten Schildern und Anzeigetafeln geziert, drängten sich an derselben, Musik und fröhliches Zechgelage schallten aus den offenen Thüren, Lärm und Getümmel aller Arten. Große Höhlungen befanden sich inmitten der Straße, in denen rauschende Wasser hinflossen und wo tief unten Miner mit Picke, Spaten und Eisengabeln fleißig bei der Arbeit waren. Schutthaufen, Berge von losen Brettern lagen hier und da mitten in der Straße; hoch aufprasselnde Feuer brannten in derselben, an welchen die zahlreichen Müßiggänger sich den Rücken wärmten. Langsam fuhren wir durch das Getümmel; und hier hielten wir endlich vor dem Stage-Bureau und waren bald von einer lärmenden Menschenmenge umgeben. Freudiges Händeschütteln und frohe Grüße von alten Bekannten, — das war mein Empfang in der wüsten Goldstadt des fernen Idaho nach einer Reise von drittehalbtausend Meilen durch die Wildnisse und über die halbe Breite des großen nordamerikanischen Continents.

Das Fürstenthum Serbien.

Ueber dem „illyrischen Dreieck" hängt seit langer Zeit eine drohende Wetterwolke, in welcher der Donner grollt und aus der in Zwischenräumen zuckende Blitze hervorschießen. Es liegt eine unheimliche Schwüle über dem ganzen danubischen Völkergewimmel. Die weite Region von Preßburg und den Karpathen an bis nach Stambul und dem Cap Matapan bildet eine buntscheckige ethnologische Musterkarte, auf welcher die Völker sich selber nur mit Mühe zurechtfinden. Sie gehören verschiedenen Racen und Religionen an, und die Idiosynkrasien sind bei ihnen stärker als die Zuneigungen und volksthümlichen Wahlverwandtschaften. Die Oberherrschaft ist beim Sultan der Osmanen, aber wie lange wird sie es noch bleiben? Die Pforte wankt, die Zerbröckelung des Reiches hat begonnen; im Süden ist Griechenland ganz unabhängig geworden, Rumänien und Serbien sind es thatsächlich, wenn auch der äußern Form nach dem Padischah lehnpflichtig. Wir müssen sie als autonome Staaten betrachten. Die Bulgaren rühren sich und suchen ihre Nationalität durch höhere Bildungselemente zu kräftigen; die in Griechisch-Orthodoxe und in Mohammedaner gespaltenen Albanesen sind unruhig wie immer.

Offenbar bereitet sich ein Zersetzungsproceß vor, und nun, in der zwölften Stunde, macht man in Konstantinopel Ernst mit den Reformen, wahrscheinlich zu spät. Rußland liegt auf der Lauer, unterhält die Gährung bei seinen Glaubensverwandten und wartet seine Zeit ab; die Petersburger Politik weiß wohl, wie mächtig bei zumeist wenig entwickelten Völkern der geistliche Einfluß ist, und sie zieht deshalb die Popen in ihr Interesse. Gleichzeitig werden auch panslavistische Hebel angesetzt.

Was soll aus diesem danubischen Gewimmel werden, falls einmal die Pforte zusammenstürzt? In jener ganzen Region ist kein Culturvolk in höherm Sinne vorhanden, keine Nation, die einen kräftigen Bürgerstamm aus sich herausgearbeitet hätte. Auch ist keine da, welche an Zahl den übrigen so weit überlegen wäre, daß sie das Erbe des Sultans, die Herrschaft, für sich in Anspruch nehmen könnte. Jenes Gebiet wird in Fragmente zerfallen müssen; man spricht indeß von einer „Donauconföderation". Würden die einzelnen Theile lebensfähig sein und welche derselben hätten eine Zukunft? Auf die „Rumänen", die Moldo-Wallachen, darf man keine großen Hoffnungen bauen, eben so wenig auf die Albanesen, und was die „Hellenen" aus und mit sich gemacht haben, liegt zu Tage; sie sind, gleich den Rumänen, in ganz Europa übel beleumundet.

Als die tüchtigsten Leute im Dreieck erscheinen die Völkerschaften serbischen Stammes, die zusammen auf etwa sechstehalb Millionen Seelen veranschlagt werden können. Von diesen kommen freilich drittehalb Millionen auf die ungarischen Lande, die übrigen auf Montenegro und Bosnien, wo sie zumeist noch sehr roh sind, und auf das Fürstenthum Serbien, das „Land der Schweinehirten", in welchem jedoch ein Streben nach Culturentwickelung nicht zu verkennen ist. Der gründlichste Kenner des Landes, F. Kanitz, giebt ihm das Zeugniß, daß es „auf allen Gebieten des staatlichen Lebens überraschende Fortschritte mache und einen wichtigen Krystallisationspunkt donaustaatlicher Bestrebungen bilde"; auch sei sein Morawathal bestimmt, einen Theil der großen Eisenstraße aufzunehmen, welche bald auf kürzestem Wege Europa mit dem Oriente verbinden soll. Serbien erscheint jedenfalls zu einer wichtigen Rolle berufen. In der jüngsten Zeit ist die allgemeine Aufmerksamkeit durch die Ermordung des Fürsten Michail auf dasselbe hingelenkt worden.

Ein Geschichtschreiber hat geäußert: „Es ist nicht genug, daß Jemand ein großer Mann sei, er muß auch zu rechter Zeit kommen." Wir wollen auf ein Buch hinweisen, das zu rechter Zeit erschienen ist *).

Wir haben in diesem Werk eine ganz musterhafte Monographie von reichem Inhalt vor uns; sie erschöpft geradezu den Stoff, der angemessen gruppirt und in sehr ansprechender Weise behandelt worden ist. Herr Kanitz ist einer der gründlichsten Kenner des illyrischen Dreiecks, welches er seit zehn Jahren fast nach allen Richtungen zu wissenschaftlichen Zwecken durchwanderte; eben jetzt, im Sommer 1868, bereist er Bulgarien, von welchem er einen Theil schon früher besuchte; wir können den Lesern des „Globus" Reiseberichte von dorther aus seiner Feder in Aussicht stellen. Seine Verdienste um die Berichtigung der Karte der unteren Donauländer sind namentlich auch von Ami Boué und Heinrich Kiepert gewürdigt worden, und seine Illustrationen, welche eine Zierde der „Illustrirten Zeitung" sind, und deren auch wir viele in früheren Jahrgängen unserer Zeitschrift mitgetheilt haben, bekunden die geniale Auffassung und die scharfe Beobachtung des Künstlers, der zugleich ein gründlicher Forscher auf wissenschaftlichem Gebiet ist. Für das hier Gesagte liefert sein neuestes Buch abermals Belege. Herr Kanitz ist für die

*) Serbien. Historisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1859 bis 1868. Von F. Kanitz. Mit 40 Illustrationen im Texte, 20 Tafeln und 1 Karte. Leipzig, Hermann Fries. 1868. 744 Seiten groß Octav, elegant gedruckt, aber wegen der Dickleibigkeit eben so unbequem zu handhaben, wie die Bände von Reumont's Geschichte der Stadt Rom.

Gegenden an der untern Donau und des Balkan eine Specialität.

Wir können keine Inhaltsanzeige geben, wollen aber bemerken, daß der Verfasser nicht nur die gesammte Literatur über Serbien benutzt hat, sondern daß die meisten Mittheilungen auf eigener Forschung beruhen. So erhalten wir ein vollständiges Bild von Serbien bis auf unsere Tage; eine Schilderung von Staat und Gesellschaft, über Geographie und Kartographie, Geschichte, Ethnographie, Staatsrecht und Verwaltung; Heer, Communicationen, Landwirthschaft, Gewerbe, Finanzen, Handel, Bergbau, Justiz, Kirche, Unterricht, Literatur, Poesie, Theater, Musik, Baukunst, Sculptur und Malerei. Dazu kommen dann noch die sehr anziehenden Reiseschilderungen. Wir wollen Einiges herausheben.

Das Fürstenthum Serbien liegt in seiner heutigen Begrenzung zwischen dem 43. und 45. Grade nördlicher Breite und dem 37. und etwas über dem 40. Grade östlicher Länge von Ferro hinaus, hat 998 Geviertmeilen nach Engelhardt, nach Jakschitsch aber nur 760. Die Gesammtbevölkerung betrug 1866: 1,222,000 Seelen mit Einschluß der Zigeuner, 1834 nur 668,822. Die bulgarische und die vereinigte Morawa bilden die große ethnologische Scheidelinie des Fürstenthums. Serben bewohnen ausschließlich deren linkes Ufer, das rechte wird von ihnen gemeinschaftlich mit eingewanderten Bulgaren und Rumänen bewohnt. Am reinsten und in der vollen Eigenthümlichkeit seines Charakters hat sich der Serbe in dem von der Morawa, der Drina und dem Ibar umflossenen Berglande erhalten; dort ist er nicht von fremden Einflüssen berührt worden; dagegen hat er an der Donau, und namentlich in der zu Ungarn gehörenden Woiwodina, in stetem Verkehre mit Magyaren, Deutschen und Rumänen, von seiner Ursprünglichkeit Manches verloren.

„Der Serbe zeichnet sich aus durch scharfes Gesichtsprofil und kräftige Körperformen. Er ist von Wuchs mehr groß als klein, breitschulterig und selten feist. Der Kopf erscheint gut proportionirt, das Oberhaupt mehr spitz, die Stirn wohlgebildet; die Backenknochen sind etwas hervorragend. Die Nase ist von mittler Größe, oft eingedrückt, doch auch geradlinig und manchmal von schönem Adlerschnitt. Das Haar ist meistens blond oder braun, seltener schwarz; der Haarwuchs reich. Nur die Geistlichkeit trägt langes Haar und Vollbärte, der Städter manchmal einen Backenbart, der Landbewohner stets nur den Schnurrbart. Bei den Frauen in den Städten gilt schwarzes Haar als eine unentbehrliche Zierde, deshalb ist das Färben der Haare, gleich dem Schminken, ganz allgemein. Die Gesichtszüge der Frauen sind regelmäßig ohne schön zu sein; in den Städten begegnet man oft tadellosen, edlen Profilen. Es giebt in Serbien weit mehr hübsche Frauen als in Montenegro, doch fehlt ihnen und zum Theil auch den Männern jene Leichtigkeit und Elasticität der Bewegung, welche die Bewohner der Schwarzen Berge charakterisirt. Die serbische Frau steht rücksichtlich äußerer Vorzüge zwischen der Nordslavin, Rumänin und Griechin in glücklicher Mitte."

Das ganze Capitel über „Ethnographie" ist vortrefflich und giebt uns einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben der Serben; wir gehen aber heute nicht auf diesen Gegenstand ein, sondern geben einige Mittheilungen über die staatlichen Verhältnisse. Serbien gilt für einen integrirenden Bestandtheil des türkischen Reiches und erkennt als solcher die Oberherrlichkeit der Pforte an. Bei dieser ist es durch einen Residenten, einen Kapu Kihaja, vertreten und bezahlt dem Sultan einen Jahrestribut von 41,552 Ducaten. Seine heutigen Grenzen sind durch den Bucharester Frieden von 1834 festgestellt worden. Durch völkerrechtliche Verträge, namentlich durch den Pariser Tractat von 1856, ist ihm das Recht unverletzbarer Integrität und volle Autonomie bei Gestaltung seiner inneren Angelegenheiten zugesprochen worden. Außerdem machte im März 1867 die Pforte große Zugeständnisse an Serbien und dieses ist nun thatsächlich unabhängig; der Sultan verzichtete auf sein Besatzungsrecht in den serbischen Festungen.

Von dem Rechte der freien Fürstenwahl machte Serbien 1842 und 1858 Gebrauch. Nach dem Staatsvertrage vom Jahre 1830 ist die fürstliche Würde nach dem Erstgeburtsrechte im Mannesstamme des regierenden Fürstenhauses erblich. Erlischt derselbe, so steht dem Fürsten das Ernennungsrecht seines Nachfolgers zu unter Approbirung des Senates. In diesem Sinne trat auch der jüngst in Toptschider ermordete Fürst Michail die Regierung nach dem Ableben seines Vaters an. Er führte den Titel Knjas Serbski, Fürst von Serbien, mit dem Prädicate Svjetlost, Durchlaucht. Michail proclamirte sich 1860 als: „Michail Obrenowitsch der Dritte, durch Gottes Gnade und den Willen des serbischen Volkes, in Uebereinstimmung mit dem kaiserlichen Hatischerif vom Jahre 1830 und dem Gesetze von 1859, welches die Erbfolge regelt, erblicher Fürst von Serbien."

Beim Regierungsantritte wird der Fürst durch den Metropoliten auf die Verfassung schriftlich und mündlich vereidigt. Nachher wird er gesalbt und die Würdenträger huldigen ihm. Seine Civilliste beträgt 200,000 Gulden. Ihm zur Seite steht der Senat, Sovjet, der alle Budget- und Gesetzesvorschläge begutachtet; er gilt als permanente juristische Vertretung der Volksinteressen und hat unmittelbaren Antheil an der Gesetzgebung und an der Controle der Staatsverwaltung. Der vom Fürsten auf Lebensdauer ernannte Präsident erhält 7000, der Vicepräsident 5000 Gulden Gehalt; die 17 Mitglieder, welche auch vom Fürsten ernannt werden, bekommen 4000 Gulden Jahresgehalt. Die Nationalversammlung, Narodna Skuptschtschina, soll alle drei Jahre zusammentreten, dann aber auch bei wichtigen Veranlassungen. Sie hat das Recht, auch ihrerseits Gesetzentwürfe einzubringen, und ohne ihre Zustimmung dürfen weder die Verfassung noch die Steuergesetze verändert werden. Stirbt der Fürst kinderlos und ohne seinen Nachfolger bezeichnet zu haben, so schreitet die Nationalversammlung zur Wahl eines solchen. Wähler ist Jeder, der Steuer zahlt, wählbar, wer das dreißigste Lebensjahr erreicht hat. Auf je 10,000 Seelen kommt ein Abgeordneter; Beamte und Militärs haben weder actives noch passives Wahlrecht. Jeder Deputirte erhält 1 Thaler Taggeld. Die Gemeinde wählt ihren Vorstand selbst; er spielt eine wichtige Rolle in allen Zweigen des Communallebens. Im März 1866 wurde ein neues Gemeindegesetz erlassen, durch welches die Erörterung der Vorschläge in einer von den „Hauscommunionen gewählten engern Vertretung stattfindet." Durch diese neue Einrichtung scheint die Regierung den Widerstand verringern zu wollen, welchen früher die vielköpfigen Dorfparlamente (in denen alle Gemeindemitglieder an den Berathungen sich betheiligten) als Feinde jeder Neuerung, oft den wohlgemeinten Gesetzen, z. B. den Steuer- und Forstverordnungen, entgegensetzten. Die neue Einrichtung der Gemeinde ist ein weiterer Schritt zur Umwandlung der Institutionen nach europäischem Muster.

Sehr eingehend wird von Herrn Kanitz die Literatur und Poesie der Serben behandelt. Seit etwa 35 Jahren haben auch die Croaten anstatt ihres nationalen Volksdialektes das Serbische zu ihrer Schriftsprache erhoben; die Verschiedenheit zwischen beiden besteht nur in einigen Provincialismen. Der Agramer Landtag von 1867 proclamirte die

„Serben des dreieinigen Königreichs“ (Croatien, Slavonien, Dalmatien) als eine Nation, „denn ein Volk können sich nur solche Stämme nennen, welche bei aller Verschiedenheit der Mundarten doch nur eine Allen gemeinsame Schriftsprache und Literatur besitzen. Sollten auch die Slovenen (in Krain ꝛc.) das Serbische zu ihrer Literatursprache wählen, so würden die eigentlichen Serben im Fürstenthume und in den noch jetzt türkischen Landestheilen Altserbiens, sodann die Montenegriner, Herzegowiner, Bosniacken mit den österreichischen Südslaven ein alle vereinigendes geistiges Band umschlingen, das schon heute, im Gegensatze zu der ehemaligen Zersplitterung, eine erhöhete, geistige Wechselseitigkeit zwischen diesen engverwandten serbischen Stämmen herstellt.“

Herr Kanitz erwähnt des bekannten Vorschlages, die russische Sprache zur Schriftsprache aller Slaven zu erheben, und der Bemühungen des russischen Gelehrten Lamansky, diesem panslavistischen Plan Eingang zu verschaffen. Die intelligenten Leute in Serbien wollen sich aber verständigerweise nicht dazu herbeilassen; sie wissen sehr wohl, daß sie dabei nichts gewinnen, sondern nur verlieren könnten. Kanitz sagt Herrn Lamansky gegenüber:

„Sollte die wunderbare, oft dankbar gepriesene Erhaltung der serbischen Nationalität nur deshalb erfolgt sein, damit man sich derselben, nachdem die Selbständigkeit mit unsäglichen Opfern errungen worden ist, freiwillig entäußere? Ist ferner eine solche Selbsttödtung eine wahrhaft nothwendige Vorbedingung zur Erfüllung der civilisatorischen Mission des christlich-slavischen Elementes im europäischen Osten? Und könnte man sich wirklich dem Wahn hingeben, daß ein Volk, welches auf eine Stelle unter den europäischen Nationen Anspruch erhebt, ohne eine selbständig fortgebildete, aus seinem Geiste und seiner Sprache hervorgegangene und auf dessen ganze geistige Entwickelung zurückwirkende Literatur dauernd leben könne?“

Die Serben verhalten sich gegen die panslavistischen Bestrebungen des Großmoskowiterthums kühler, als jene Böhmacken, welche einen etwas wunderlichen Enthusiasmus für dieselben zur Schau tragen.

Aus allen Erdtheilen.

Barbarei und Aberglauben in Frankreich.

Ein französischer Diplomat, der zugleich ein gründlicher Gelehrter ist, Graf Gobineau, hat in seinem Werke über die „Ungleichheit der Menschenracen“ sehr vorurtheilsfrei erörtert, wie es sich denn eigentlich mit der so viel gepriesenen „Civilisation“ in Frankreich verhalte. Er gelangt (1856) zu folgendem Ergebnisse:

„Will man eine annähernde Statistik entwerfen, so kann man, meiner Ueberzeugung nach, sagen, daß in Frankreich etwa 10 Millionen Menschen innerhalb unseres Ideen-, Gesittungs- und Gesellschaftskreises leben, daß aber 26 Millionen völlig außerhalb desselben sich befinden. Diese Annahme ist eher zu niedrig als zu hoch.“

Graf Gobineau weist ausführlich nach, daß durchschnittlich der keltisch-französische Bauer einen tief eingewurzelten Haß hege gegen Alles, was Bildung ist und heißt. Er betrachtet es als eine Art von Ehrenpunkt, nicht lesen und schreiben zu können. „Er hat ein unüberwindliches inneres Widerstreben gegen unsere Civilisation.“

„Sehen wir genau zu, wie es sich mit dem Glauben und den Ansichten unseres Volkes verhält, so stellt sich deutlich heraus, wie fern es der Civilisation steht. Bischöfe und Pfarrer haben noch heute wie vor 100, wie vor 500, ja wie vor 1500 Jahren gegen erblich überkommene Wahnvorstellungen und Vorurtheile anzukämpfen, und diese sind um so gefährlicher, da sie fast nie offen hervortreten oder eingestanden werden; deshalb kann man sie nicht leicht fassen und besiegen. Jeder umsichtige Dorfprediger weiß, mit welcher List und Verschlagenheit selbst der andächtige Bauer Manches in sich versteckt hält, mit dem er nie herausgeht. Spricht man mit ihm davon, so leugnet er, läßt sich auf Erörterungen nicht ein und bleibt bei seinem Wahn. Zu seinem Geistlichen hat er wohl Vertrauen, nur nicht in Bezug auf das, was man als seine geheime Religion bezeichnen könnte. Deshalb ist beinahe in allen Provinzen (— die einst zum deutschen Reiche gehörenden: Elsaß, Lothringen, sodann das vlamische Norddepartement ausgenommen —) der Bauer so schweigsam und verschlossen gegen den von ihm sogenannten Bourgeois; deshalb ist die Scheidelinie zwischen ihm und dem gebildeten Gutsbesitzer, auch einem solchen, den er im Uebrigen ganz gern hat, nicht zu überschreiten. So verhält es sich mit der Mehrzahl dieses Volkes, welches angeblich der Civilisation vorzugsweise zugethan sein soll, und so ist seine Stellung der Civilisation gegenüber.“

„Die Masse der Bevölkerung ist ein Abgrund, über welchem die Civilisation in der Luft hängt, und die tiefen stagnirenden Gewässer, welche auf dem Boden dieses Abgrundes schlummern, werden dermaleinst hervorbrechen und auflösend und zersetzend wirken. — Der französische Bauer betrachtet uns gebildeten Menschen, uns Leute der Civilisation als seine Feinde.“

Ich habe schon früher diese Ansichten Gobineau's hervorgehoben (Geographische Wanderungen von Karl Andree, in dem Aufsatze: „Frankreich und die Franzosen“); sie werden durch die neuesten Ereignisse bestätigt. Der Charakter, welchen die jüngsten Bauernunruhen hatten, zeigt, wie es mit dem Abgrund, über welchem die Civilisation hängt, beschaffen ist. Völkerpsychologisch sind jene Ereignisse von Wichtigkeit; deshalb registriren wir, was in einer Pariser Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung“ enthalten ist. —

„Sowohl die liberalen als die clericalen Blätter sind einig über die ungemeine Unwissenheit und Rohheit der Landbevölkerung in denjenigen Gegenden, welche kürzlich der Schauplatz so schwerer, zunächst an einzelnen Kirchen und Geistlichen verübter Excesse gewesen sind. Es werden hierüber die unglaublichsten Dinge berichtet, und aus ihnen, je nach dem Standpunkt der Berichterstatter, die verschiedenartigsten Folgerungen gezogen. So schreibt die „Guienne“, ein ultramontan-legitimistisches Organ von Bordeaux, um einen Begriff von dem bodenlosen Aberglauben der Bevölkerung jener südwestlichen Departements zu geben: „Voriges Jahr verheerte ein furchtbares Hagelwetter die Felder und Weinberge der Umgegend von Blaye. Die Bauern des Dorfes Donnezac schrieben einfach ihrem Pfarrer die Schuld dieses Unheils zu. In der Gemeinde erzählte man sich, daß der Abbé Sérafon während des Gewitters auf den Wolken herumgewandelt sei, und fortwährend einen großen Topf voll Wasser geschüttelt habe. Streckte er die Hand je nach der rechten oder linken Seite aus, so fing es an rechts oder links zu hageln. Und diese Dinge erzählte ein Steuerbeamter, der als

einer der aufgeklärtesten Köpfe des Dorfes galt!" Diese Unwissenheit, fügt das genannte Blatt bei, beutet man bei jeder Wahl aus, aber freilich nie zum Nachtheil der officiellen Candidaturen. Das „Siecle" bemerkt zu dieser wunderbaren Erzählung: . . . . „Es genügt nicht, daß die Clericalen selber den kläglichen intellectuellen Zustand unserer Landbevölkerung constatiren. Sie müßten in einer Zeit, in der man so wuthentbrannte Angriffe gegen die von dem Dogma emancipirte Wissenschaft unternimmt, selbst in sich gehen, und die wirkliche Ursache eines so betrübenden Schauspiels eingestehen. Wer erzieht unsere Landleute? Der Priester. Welches Buch lesen sie, wenn sie überhaupt lesen können? Den Katechismus. Wer lehrt sie an Wunder, an den Teufel, an Besessene glauben? Die katholische Tradition. Haben wohl, wir fragen jeden ehrlichen Menschen, in der Schule der Herren Robin, Littré, Franck, Sée, Vulpian &c., in der sogenannten materialistischen Schule, die Bewohner der Charente und des Blayais gelernt, daß ein Mensch nach Belieben über die Elemente verfügen, und daß ein geistlicher Hexenmeister kraft eines mit dem bösen Feind abgeschlossenen Bundes bald rechts, bald links hageln lassen kann? . . . . Heute nun ist es der katholische Clerus, der sich über die Dummheit und den Aberglauben des wackern Landvolks beschwert. Er soll nur getrost sein mea culpa sagen, denn er ist seit Jahrhunderten dessen Führer und einziger Lehrer." Das „Journal des Villes et Campagnes", dasselbe Blatt, welchem Herr Léopold Giraud, der Urheber der famosen Senatspetition gegen den Materialismus, angehört, theilt in einem aus der Charente ihm zugegangenen Schreiben Folgendes mit: „Der Pfarrer von Sigogne hatte Schweres zu bestehen. Nachdem man ihn in der Kirche und in der Sacristei mehrmals niedergeworfen, fing man damit an, ihm die Kleider herunterzureißen. Eine Frau hielt Messer und Scheere bereit, um an ihm eine Verstümmelung vorzunehmen. Zum Glück kam der Bürgermeister herbei und erlangte von dem Haufen einen Aufschub, so daß die Gendarmen Zeit hatten von Jarnac herbeizueilen und den Unglücklichen den Klauen der Wüthenden zu entreißen." Auf einem gemalten Kirchenfenster sah man den heiligen Joseph mit dem Zimmermannsbeil und einem Lilienzweig in der Hand. Das Bild war mit einem Kranz von Aehren und Trauben eingefaßt. Die Lilie soll die Rückkehr der Feudalherrschaft bedeuten, hieß es unter den Bauern, die des Kranzes die Wiedereinführung des Zehnten, und wer sich widersetzt, dem wird mit dem Beile der Kopf abgehackt. Das Bild wurde in Trümmer geschlagen, und der darunter stehende Familienwahlspruch: Virtus virtutem fovet hieß nach der Interpretation eines ländlichen Schriftgelehrten: Vire-toi à droite, vire-toi à gauche, tu es f.... (Dreh' dich rechts, dreh' dich links — caput bist du doch.) Die Aufrührer schrien: „Nieder mit den Priestern! Nieder mit den Edelleuten! Es lebe der Kaiser!" Sie sollen sich außerdem derartige Ausdrücke gegen gewisse hohe Persönlichkeiten in Paris und — Rom bedient haben, daß sie der Briefschreiber aus Respect und Schamgefühl gar nicht zu wiederholen wagt. Zum Schlusse noch folgender charakteristische Vorfall. „Ein Priester sagte in seiner Predigt, daß Jesus Christus der König der Könige sei. Da erhob ein Mitglied der andächtigen Versammlung die Stimme und rief: Wir wollen keinen König, sondern den Kaiser. Vive l'Empereur!" Wie man aus Vorstehendem sieht, verdienen diese Vorgänge eine besondere Beachtung. Sie decken gerade in denjenigen Departements, die man bisher als beinahe ausschließlich unter dem Einflusse der Geistlichkeit und der legitimistischen Tradition stehend ansah, eine ganz neue Strömung auf. Nach dem, was man dieser Tage darüber erfahren hat, dürfte man beinahe glauben: es sei in dieser verkommenen Masse Zeug genug vorhanden, um daraus im Nothfall eine Art imperialistischer Jacquerie zu organisiren."

Theodor Kinzelbach in Ostafrika gestorben. Also noch ein Opfer! Richard Brenner, der glücklich von seiner Reise in den Galla-Ländern heimgekehrt ist, giebt in Petermann's „Mittheilungen" einen Bericht. „In den Tagen vom 20. bis 26. Januar 1868 ist Kinzelbach in der Somalistadt Jilledy, 4 Stunden von Makdischu, im Hause des Sultans Achmed Jussuf gestorben. Sein Leichnam ist nach Makdischu transportirt und dort am Meeresstrande begraben worden." Kinzelbach war in der letzten Zeit wegen der mancherlei Kümmernisse, die ihn in kurzer Reihenfolge betroffen haben, leidend gewesen und tief melancholisch gestimmt. Er war fast ein ganzes Jahr lang in Barava und Makdischu festgebannt, wurde täglich mit neuen Lügen und Versprechungen hingehalten und von allen Seiten mit den freundlichsten Mienen betrogen und bestohlen, zuletzt sogar von seinem Gefährten Hadschi Osman, dem er sich, trotz Brenner's Warnungen, ganz und gar anvertraut hatte.

Die französische Expedition auf dem Mekong. Wir haben derselben mehrfach erwähnt (z. B. „Globus" XII, S. 127, XIII, S. 62); sie ist, abgesehen von der geographischen Erforschung der oberen Regionen des Stromes, schon deshalb von Interesse, weil sie ein Nebenstück zu den oftmals von uns besprochenen Fahrten der Engländer auf dem Irawaddy bildet. Das Ziel der einen wie der anderen ist das südwestliche China, die Eröffnung eines Handelsweges nach Yünnan. Die Engländer möchten den Verkehr nach Ranguhn, die Franzosen nach Saïgong lenken. Jetzt erfahren wir, daß die Expedition der letzteren, die von Capitän Lagrée befehligt wurde, bis nach Yünnan vorgedrungen war. Die Nachricht ist vom 8. Januar. Sie hatte am 5. Juni 1866 in zwei Kanonenbooten Saïgong verlassen und bestand aus dem Commandanten, zwei Marineoffizieren, zwei Aerzten, einem Beamten des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, zwei Dolmetschern und dem erforderlichen Arbeitspersonal. Oberhalb Laos wurde auf dem Strome Yünnan erreicht und dort führt der Mekong den Namen Lan tsan kiang. Seine Quelle liegt nicht weit vom Yangtsekiang und vom Lukiang, welcher letztere dort die Grenze zwischen den birmanischen Besitzungen und Siam bildet. Der nähere Reisebericht wird ohne Zweifel manche interessante Mittheilungen bringen.

Reisen durch Südamerika, von J. J. Tschudi. Von diesem vortrefflichen Buche ist soeben der vierte Band erschienen (Leipzig, F. A. Brockhaus). Derselbe enthält einen Besuch der brasilianischen Provinz Rio grande do Sul und eine Küstenreise von Rio de Janeiro nach S. Pedro de Rio grande. Damit sind die Capitel, welche Brasilien behandeln, geschlossen. Die beiden anderen Hauptstücke behandeln die La-Plata-Region. Herr v. Tschudi besuchte und schildert zunächst die Städte Montevideo und Buenos Ayres; er fuhr den Strom bis Rosario hinauf, ging von dort landein auf der großen Karawanenstraße zunächst bis Cordova und weiter nach Catamarca. Hier schließt der Band; der fünfte wird vorzugsweise über Bolivia und Peru handeln und das Werk zum Abschlusse bringen. Wir werden mehrmals auf dasselbe zurückkommen müssen, wollen aber gleich hier bemerken, daß wir das günstige Urtheil, welches wir über die früheren Bände gefällt, auch jetzt zu bestätigen haben. Herr v. Tschudi bleibt der ruhige, praktische Beobachter mit dem klaren Blicke; seine Erörterungen sind überzeugend, sein Urtheil ist billig und verständig und stets fühlt man heraus, daß es ihm entschieden darum zu thun ist, die reine Wahrheit zu sagen. Das ist bei einem gediegenen Manne von reicher Lebenserfahrung von doppeltem Werthe, wenn es sich, wie hier, um die Beurtheilung brasilianischer Verhältnisse handelt. Theils durch die wilde Leidenschaftlichkeit einzelner Individuen, die sich verletzt glaubten, theils durch die Unkunde des Publicums und jene der Redacteure politischer Zeitungen, welche in Betreff der Länder- und Völker-

kunde nicht selten einen kläglichen Mangel an nothwendigen Kenntnissen verrathen, — sind irrthümliche Ansichten in Menge verbreitet werden.

Die südbrasilianische Provinz Rio grande zieht gegenwärtig die Blicke vieler Auswanderer auf sich und wir können nur wünschen, daß sie zu Tausenden dorthin gehen. Herr v. Tschudi schildert diese Gegend und ihre wichtigsten Städte: Rio grande, Porto Alegre und Pelotas. Von großem Interesse sind seine Mittheilungen über das Municipium São Leopoldo; er besuchte diese deutsche Colonie im Jahre 1860. Seitdem hat dieselbe an Aufschwung gewonnen, an Bewohnerzahl zugenommen und während so viele unserer Landsleute in Nordamerika in widerwärtiger und unwürdiger Weise sich verbauern, bleiben sie in Rio grande gute Deutsche, die nicht zu Mauleselcarricaturen werden, wie z. B. „Johann Jacob Bäuchle“, der sich flugs in einen „John James Bäuchle“ travestirt und flugs sich stellt, als hätte er niemals in Bopfingen oder Sindelfingen Schwäbisch geredet; er ist aber trotzdem ein damned dutchmen und daneben ein plumper Geck. „Sie verbauern in schmachvoller Weise zu Hunderttausenden,“ so sagte uns der alte Constanzer Fickler vor drei Jahren in Bremen, als er aus Neuyork zurückgekommen war, damit sein müder Leib in vaterländischer Erde ruhe.

São Leopoldo liegt 7 portugiesische Meilen von der Provinzialhauptstadt Porto Alegre entfernt, mit welcher es Verbindung durch Dampfer hat. Die ersten Ansiedler, 127 an der Zahl, kamen 1824; bis 1830 waren im Ganzen 4856 Individuen angelangt. Dann stockte die Einwanderung von 1831 bis 1844, und die Colonie hatte schwere Zeiten zu durchleben, welche Herr v. Tschudi schildert. Von 1844 fand sich wieder Zuwachs ein und 1860 zählte das Municipium 12,500 Einwohner; 1400 Kinder besuchten die Schulen. Heute beträgt die Volkszahl etwa 16,000. Das Klima ist sehr gesund, hat Aehnlichkeit mit dem italienischen, ist aber feuchter. Zuckerrohr gedeiht nur an geschützten Stellen und der Kaffeebaum wird nur ausnahmsweise gezogen; der Wein gedeiht vortrefflich, vorzugsweise jener von der blauen nordamerikanischen Traube. „Abgesehen von dem exotischen Pflanzenwuchse kann man sich dort leicht in eine wohlhabende, ackerbautreibende Gegend Deutschlands versetzt glauben. Nirgends habe ich Armuth und Elend gesehen, überall ist der Ausdruck einer gewissen Behäbigkeit und Zufriedenheit vorherrschend. Die Feinde all und jeder brasilianischen Colonisation sollten doch einmal hier nachfragen, wie viele dieser Colonisten ihr Loos mit ihrem frühern in Deutschland vertauschen möchten oder wie viele überhaupt Lust hätten, wieder in ihre Heimath zurückzukehren.“

„Ohne zu idealisiren kann man sagen: Die Deutschen in São Leopoldo sind durchschnittlich ein schöner Menschenschlag; sie sind aber noch weit mehr als dies: sie sind ihrer Mehrzahl nach unabhängige, sich selbst bewußte Leute, nicht bloße Arbeitsmaschinen, die sich vom ersten besten Ortsrichter oder von einem gnädigen Herrn Landrath blind leiten lassen. Sie haben ihre deutschen Sitten und Gebräuche bewahrt, aber größtentheils den Servilismus abgestreift. Und wie sie an ihren heimischen Sitten festhalten, so bewahren sie auch ihre deutsche Sprache. Diese im gewöhnlichen Umgange in den verschiedenen Dialekten. Der Grund, weshalb die deutsche Sprache im Districte São Leopoldo die Herrschaft behauptet, liegt hauptsächlich in der großen Ausdehnung der Ansiedelung und der steten excentrischen Ausbreitung des deutschen Elementes. Die brasilianischen Besitzungen im Coloniengürtel werden nach und nach durch Kauf Eigenthum der Deutschen. Es ist vielleicht bis jetzt noch gewagt, behaupten zu wollen, daß — gleichwie die Portugiesen die indianische Bevölkerung durch Waffen verdrängt haben — die Deutschen mit der Zeit durch Geld die Brasilianer aus einem großen und fruchtbaren Theile der Provinz verdrängen werden. Aber es ist unbestreitbar, daß das Deutschthum in der Provinz São Pedro do Rio Grande do Sul jetzt schon eine Macht geworden ist, gegen deren unaufhaltsames Wachsthum die Eifersucht der Brasilianer vergeblich ankämpft. Es wäre ein großer Irrthum von der Regierung, diese Machtentwickelung hemmen zu wollen, denn sie ist der gewaltigste Hebel für die künftige Größe der Provinz. Was war dieses herrliche Land vor der deutschen Einwanderung und was ist es heute? Handel, Industrie und Ackerbau sind erst durch die Deutschen zur wahren Geltung gekommen; der Wohlstand der Provinz hat sich durch sie mehr als verdoppelt.“

„Die Hauptstadt der Provinz, Porto Alegre, trägt zwar nicht einen vorherrschend deutschen Charakter, aber immerhin ist das germanische Element in ihr stark vertreten und deutsche Aufschriften über Kaufmannsgewölben, Werkstätten, Gasthöfen rc. sind beinahe so häufig wie die brasilianischen. Die Mehrzahl der dort ansässigen Deutschen stammt von alten San Leopoldenser Colonisten ab, denen sich viele Soldaten und Offiziere der aufgelösten deutschen Legion angeschlossen haben. Der bedeutende Großhandel ist hauptsächlich in Händen höchst achtungswerther deutscher Häuser.“ —

So äußert sich Herr v. Tschudi. Es ist sehr zu wünschen, daß das deutsche Element in den drei südlichen Provinzen Brasiliens — denn nur diese können für die deutsche Auswanderung in Betracht kommen — recht bald und in möglichst großer Menge Verstärkung bekomme und daß der Zug der Auswanderung endlich dorthin wenigstens theilweise seine Richtung nehme. —

Zum Schluß eine hübsche Anekdote. Ein Pastor Klingelhöfer hatte einen „Schlingel von Neger“, welcher das Deutsche im reinsten Dialekte des Hunsrücken sprach. Wenn Schiffe mit Auswanderern anlangten, machte er sich den Spaß, die Ankömmlinge als Landsleute zu begrüßen. Sobald dann irgend einer der ihn angaffenden Bauern schüchtern bemerkte: „Aber Ihr seid ja schwarz!“ dann erwiederte der Neger mit trauriger Miene: „Wenn Ihr erst einmal, wie ich, dreißig Jahre in diesem Lande gelebt habt, dann werdet Ihr auch schwarz aussehen.“ Da hat dann manches Mädchen bitterlich über seine schwarze Zukunft geweint.

Die Russen in Samarkand. Nun ist auch die alte Hauptstadt Timurs im Besitze des weißen Czars, dessen Thron an der Newa steht. Die Städte Taschkend, Chodschend und Uratüpe waren im Laufe der letztverflossenen Jahre in die Gewalt seiner Truppen gefallen, das Chanat Chokand thatsächlich von ihm abhängig geworden und die russische Grenze war nur ein paar Tagereisen von Samarkand entfernt. Der mehrmals von den Russen besiegte Emir von Buchara war erbittert über seine Niederlagen, und es stand vorauszusehen, daß er, in seiner Verblendung über die ihm zur Verfügung stehende Macht, doch den Frieden nicht halten werde. Wir sagten „Globus“ XIII, S. 228 (im April): „Mit dem Emir von Buchara werden die Russen wohl demnächst wieder Krieg führen müssen. Er unterstützt die Raubnomaden, welche das russische Gebiet beunruhigen und auch russische Soldaten gefangen genommen haben, deren Herausgabe der Emir verweigert.“

Während wir diese Zeilen schrieben, war der Krieg schon wieder ausgebrochen. Russische Berichte, die vor der Einnahme von Samarkand in Europa eintrafen, melden Ausführliches über die Vorgänge, welche Veranlassung zu demselben gaben. An der Südwestgrenze der nun russischen Provinz Turkestan liegt die Stadt Dschusak — (auf Heinrich Kiepert's vortrefflicher Karte von Vorderasien, im neuesten Handatlas, Berlin, Dietrich Reimer, Nr. 28, Djizak) —; westlich von derselben „haust der räuberische Auswurf unseres und des bucharischen Gebietes“. Um die friedlichen Bewohner vor den Ueberfällen jener Räuber zu schützen, wurde beschlossen, ein Fort auf der südwestlichen Grenze zu erbauen. Die zur Auswahl einer passenden Stelle

befehligte Truppenabtheilung rückte am 23. Februar von Jany-Kurgan aus und kam am 7. März zu dem Engpasse, welcher zu den Dörfern Uchum und Chosat führt. Sie fand, daß die Höhen von bucharischen Fußgängern und Reitern besetzt waren; sie hatten gemauerte Werke aufgeführt und diese mit 11 Gebirgskanonen besetzt. Ein Capitän vom Generalstabe, Dennet, war bei der Recognoscirung eines Passes auf dem Rückmarsche von bucharischen Truppen angegriffen worden. Unter diesen Umständen beschlossen die Russen ihrerseits den Angriff, der von Erfolg begleitet war; die Bucharen wurden geworfen und aus ihren festen Stellungen vertrieben und Uchum von den Russen besetzt. Die Vorsteher der benachbarten Dörfer kamen dann, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. So entstand der Krieg.

Wir finden, daß der „Russische Invalide" gegen die Behauptung, Rußland hege in Innerasien „Eroberungsgelüste", entschieden Protest einlegt. Wir gedenken demnächst die in hohem Grade wichtigen Bewegungen und Verhältnisse jener Regionen eingehend zu erörtern; heute mögen folgende Bemerkungen des „Invaliden" hier eine Stelle finden. Wir werden an geeigneter Stelle nachweisen, was namentlich der mit Chokand abgeschlossene Handelsvertrag bedeuten will, und wie er den Russen freien Verkehr nach Yarkend und Kaschgar eröffnet.

„Was die Eroberungsgelüste anbelangt, so hätte Rußland schon mehrfach Gelegenheit gehabt, sie zu befriedigen, wenn sie ihm nicht wirklich fremd wären. Und wenn wir auch zuweilen genöthigt sind, kriegerische Operationen gegen den stärksten unserer centralasiatischen Nachbarn, den Emir von Buchara, zu unternehmen, wie denn sein treubrüchiges Verhalten uns schon oft genug dazu genöthigt hat, so ist dabei nicht außer Acht zu lassen, daß daneben noch ein Chanat liegt, und zwar ein sehr schwaches, dessen Eroberung uns geradezu nichts kosten würde. Es ist dies das Chanat Chokand, welches uns in früherer Zeit auch zuweilen zu kriegerischen Unternehmungen genöthigt hat. Dennoch erfreut sich das Chanat Chokand ungeachtet seiner Schwäche und der Eroberungssucht, welche Rußland zuweilen vorgeworfen wird, Dank demselben Rußland, seiner Unabhängigkeit in aller Ruhe und in vollkommener Sicherheit vor seinem Nachbar, dem Emir von Buchara, der in früherer Zeit dieses schwache Chanat oft bedroht hat. Jetzt behandelt unsere Regierung dieses Chanat wie ein vollkommen unabhängiges und freies Land. Der jetzige Generalgouverneur von Turkestan ist mit dem Chan von Chokand in Unterhandlung getreten und hat eine Handelsübereinkunft geschlossen, welche beiden Theilen vortheilhaft sein muß. Die vereinbarten Bedingungen für den Handel zwischen Rußland und Chokand sind im Wesentlichen folgende: Alle Städte und Dörfer des Chanats Chokand ohne Ausnahme stehen den russischen Kaufleuten offen, wie auch alle russischen Märkte den chokandschen Händlern zugänglich sind. — Den russischen Kaufleuten ist gestattet, in den Städten Chokands, wo sie es wünschen, ihre Karawanserais zur Deponirung ihrer Waaren zu halten. Desselben Rechtes erfreuen sich die chokandschen Kaufleute in den russischen Städten. —

Zur Beaufsichtigung eines regelmäßigen Handelsganges und der Zahlung der gesetzlichen Zölle erhalten die russischen Kaufleute das Recht, in allen Städten des Chanats Chokand Handelsagenten (Karawan-Baschis) zu halten. Dieses Recht ist auch den chokandschen Händlern in allen Städten des Gebiets Turkestan gestattet. — Von allen Waaren, welche aus Rußland nach Chokand oder von da nach Rußland gehen, wird eben so viel erhoben, wie im Gebiete Turkestan, d. h. $2\frac{1}{2}$ Procent des Waarenwerthes, jedenfalls nicht mehr als von den muselmännischen Unterthanen Chokands erhoben wird.

Den russischen Kaufleuten und deren Karawanen wird ein freier und ungefährdeter Durchzug durch das chokandsche Territorium nach den mit Chokand benachbarten Besitzungen gestattet, ebenso wie die chokandschen Karawanen ungehindert und sicher durch russisches Gebiet ziehen können."

Erdbeben zu Taschkend in Turkestan, in Guatemala und auf Formosa. Selbst tief in Innerasien rumort es unter der Erde. Aus Taschkend, der jetzt im Besitze der Russen befindlichen großen Handelsstadt in Turkestan, wird gemeldet, daß am 23. März, 2 Uhr 15 Minuten früh, eine heftige Erderschütterung stattfand, welche eine volle Minute lang dauerte. Auf die ersten verticalen Stöße erfolgten rollende Schwankungen in der Richtung von Südwest nach Nordost, und nach Verlauf von 13 Minuten erfolgte wieder ein sehr heftiger verticaler Stoß. Fast alle Häuser sind stark beschädigt worden, 3 Moscheen, 4 Medressehs und 321 Wohngebäude haben viel gelitten; 9 Menschenleben sind verloren gegangen. Auch in anderen Städten Turkestans, z. B. in Tschemkend, Chodschend, Tschinar und Stadt Turkestan, hat man dieses Erdbeben verspürt; in den Gebirgen südlich und östlich von Taschkend sollen viele Kirgisen durch Bergstürze, welche in Folge der Erderschütterung stattfanden, umgekommen sein. Am 26. März fand in Taschkend abermals eine Erschütterung statt; eine solche wurde an demselben Tage zu Irkutsk in Sibirien verspürt und gleichzeitig auch in Georgien und Armenien, zu Tiflis und in Erzerum.

Im „Newyork Herald" vom 20. Mai finden wir die Notiz, daß am 8. April und an den folgenden Tagen heftige Erdstöße in Guatemala verspürt worden sind. Die „Newyork Tribune" meldet aus Schanghai, daß dort am 18. December ein Erdstoß bemerkt wurde. Um dieselbe Zeit wurden die Hafenstädte Tamsui und Kilong im nördlichen Formosa zum Theil in Ruinen verwandelt. In Kilong stieg eine gewaltige Dampfsäule aus dem Meere empor; dann folgten einige gewaltige Fluthwellen. Es gingen viele Menschenleben verloren.

Das sibirische Gouvernement Tomsk zählte am 1. Januar 1867 387,152 männliche und 377,525 weibliche Bewohner, im Ganzen also 764,677 Köpfe. Davon gehörten 670,000 zur griechischen Kirche; außerdem gab es etwas über 10,000 Ketzer, 36,000 Altgläubige, 7519 Katholiken (größtentheils Polen), 121 Protestanten, 2486 Juden, 9500 Mohammedaner und ungefähr 28,000 Heiden. Die Hauptmasse der Bevölkerung (gegen 570,000 Individuen) gehört dem Bauernstande an; Nichtrussen sind nicht mehr als 67,000. Der Viehstand belief sich auf mehr als 670,000 Pferde, 550,000 Stück Hornvieh, 650,000 Schafe, 200,000 Schweine und 20,000 Ziegen. Der Ertrag der industriellen Etablissements (mit Ausnahme der dem Staate gehörigen) wird mit 3 Millionen Rubel veranschlagt. Im Gouvernement befanden sich 57 massive und 265 hölzerne Kirchen, in den Städten 150 massive und 7300 hölzerne Häuser.

Volksmenge und Sterblichkeit in Calcutta. Darüber hat ein Herr Tait in der dortigen ostindischen Gesellschaft Nachweisungen gegeben. Die jüngste amtliche Zählung vom 8. Januar 1866 ergab für die eigentliche Stadt Calcutta 377,924 Seelen. Davon waren Europäer nur 11,224; Anglo-Hindus (sogenannte Eurasier, Mischlinge von beiden) 11,036; Hindus 239,190, Mohammedaner 113,059; andere Asiaten 1441; Armenier 103, Juden 681, Chinesen 409, Parsis 98, Afrikaner 53, Griechen 30. Die Bewohnerzahl der Vorstädte wurde auf etwa 250,000 Seelen geschätzt, es ist aber ungemein schwierig, richtige Ziffern zu bekommen. Bei der erwähnten Zählung fand man 149 Häuser leer, weil die Insassen geflohen waren; sie meinten, die Zählung bringe ihnen neue Steuern. Unter den Hindus war ein Mann von 116 Jahren. Was die Krankheiten anbelangt, so entfielen in den Jahren 1865 und 1866 von 100 Fällen nicht weniger als 80 auf Dysenterie, Cholera, Fieber und Blattern; im Jahr 1866 kam überhaupt ein Drittel aller Sterbefälle auf Cholera.

Calcutta hat zumeist keine Abzugscanäle, schlechtes Trinkwasser, schlechte Luft und die meisten Eingeborenen sind sehr unreinlich. So ist es kein Wunder, daß im Jahre auf 1000 Individuen 50 Sterbefälle kommen. Die Engländer geben sich übrigens große Mühe, die Uebelstände zu beseitigen, treffen aber dabei wegen der Gleichgültigkeit der Asiaten auf manche Hindernisse.

* * *

— Die „Sonnenhöhe der Corruption“ in Nordamerika. Die zu Chicago erscheinende „Illinois Staatszeitung“ ist ein der Partei der Radicalen angehörendes Blatt; die Legislatur des Staates Neuyork, welche zu Albany ihre Sitzungen hält, bestand bisher überwiegend aus Radicalen. Nun bemerkt jene Zeitung: „Daß in der Neuyorker Gesetzgebung keine Bill durchging, ohne daß Geld die Räder der Bericht erstattenden Comiteen schmierten, war längst bekannt. Wiederholt rettete nur das Veto des Gouverneurs Fenton den Staat vor dem Siege der Neuyorker Centralbahn, welche bis zu 10,000 Dollars für die Stimme zahlte, um die Aufhebung der Clausel zu erzielen, welche das Fahrgeld auf 2 Cents für die Mile feststellt. Wiederholt wurde das Volk durch seine Vertreter der Ausbeutung durch die Eisenbahngesellschaften überliefert und bis jetzt nur durch das Einschreiten des Gouverneurs gerettet. Nun hat ein Mitglied jener Gesetzgebung, Herr Glenn, erfahren, was es heißt, in ein Hornissennest zu stechen. Er erklärte, daß der Comiteebericht zu Gunsten der Eriebahn erkauft sei, ebenso jener zu Gunsten einer Harlem-Milch-Bill, daß überhaupt mehrere Comiteen sich für ihre Berichte bezahlen ließen, daß man ihm selber 500 Dollars für seine Stimme geboten habe, während ein anderes Mitglied 1200 und noch ein anderes 500 Dollars annahm. Er beantragte einen Untersuchungsausschuß, den das Haus auch bewilligte. Dann verlangte er einen Advocaten anzunehmen, dessen Gebühren der Staat zu bezahlen habe, weil es sich hier um ein öffentliches, allgemeines Interesse handle. Das schlug man ihm ab. Er verlangte Urlaub auf sieben Tage und kam nicht wieder. Er ist im wahren Sinne des Wortes so geärgert worden, daß er in der Flucht die einzige Rettung vor einem Schlaganfalle fand. Und was das Schlimmste ist, weil es die Hoffnungslosigkeit der Situation kennzeichnet, — ein Theil der Neuyorker Presse behandelt die Sache eher humoristisch als sittlich entrüstet.“

Das genannte Blatt stellt dann folgende Betrachtungen an, die allerdings niederschlagend genug aber charakteristisch für die Zustände sind.

„Die thatsächliche Ausstoßung eines alten, ehrlichen und braven Mannes, weil er ehrlich und brav war und sich weder selbst kaufen lassen noch ruhig mit ansehen wollte, wie zwei Drittel der Volksvertreter sich kaufen ließen; — diese offene Achtung der Ehrlichkeit durch eine Genossenschaft von Spitzbuben bezeichnet wohl die Sonnenhöhe der Corruption in unserm öffentlichen Leben. Wenigstens können wir uns nicht entsinnen, daß jemals die Käuflichkeit mit ähnlicher Schamlosigkeit und gleich starkem Bewußtsein ihrer vollkommenen Berechtigung aufgetreten wäre. Bisher hat die Spitzbüberei doch wenigstens der Ehrlichkeit das Compliment gemacht, daß sie sich vor ihr versteckte. Viel war damit nicht geholfen, allein es blieb doch immerhin das Jahrhunderte alte Vorurtheil unangetastet, daß eigentlich die Spitzbüberei das Verdammliche sei und nicht die Ehrlichkeit. Doch in Albany hat man den Muth gefunden, auch dieses Vorurtheil zu beseitigen. Dort erhebt sich triumphirend die Canaillerie und wirft mit verächtlichem Fußstoß die Ehrlichkeit in den Staub hinab.

So muß es erst kommen, wenn jemals auf den Eintritt einer Besserung gehofft werden soll. Die Dieberei muß sich offen und frech für das berechtigte und die Ehrlichkeit für das unberechtigte Element im Staatsleben erklären, ehe derjenigen Majorität des Volks, die nicht aus sittlicher Verderbtheit, sondern aus Gleichgültigkeit und Trägheit die bestehende Corruption nährt und pflegt, die Nothwendigkeit einer gründlichen Reform zum Bewußtsein gelangt.

Daß das geschehe, ist sehr nothig, in Anbetracht, daß das Volk selbst durch bornirte „Sparsamkeit“ einen großen Theil der Schuld an der bestehenden Corruption hat. Jede deutsche Hausfrau kennt das Sprüchwort: „Das Beste ist der beste Kauf“ und Jedermann den Satz: „Am theuersten ist, was am wenigsten Geld kostet.“ Aber das amerikanische Volk scheint weder den einen noch den andern Satz gekannt zu haben. In allen Einzelstaaten des Nordens ist die Bezahlung der Volksvertreter so erbärmlich niedrig angesetzt, daß nur Rentiers oder Spitzbuben eine Wahl zur Staatslegislatur annehmen können. In Albany zahlt man im Gasthaus für den Tag (ohne Extras) 4 Dollars; aber die Mitglieder der Gesetzgebung erhalten nur 3 Dollars und auch die nur für 100 Tage. Währt die Sitzung, wie es vorgekommen ist, 120 Tage, so erhalten sie immer nur 300 Dollars als Gesammtbezahlung. Noch toller hat man die Sparsamkeit hier in Illinois verstanden, wo die Gesetzgeber nur für 40 Tage Bezahlung à 2 Dollars per Tag erhalten!

Das heißt doch nichts anderes, als eine Prämie auf die Käuflichkeit setzen. Das Volk mag nicht aus lauter Goethe's und Hegel's bestehen, aber so dumm ist es doch sicherlich nicht, um sich einzubilden, daß die Hunderte von Patrioten, welche sich um Stellen in der Gesetzgebung bewerben, lauter opferfreudige Volksfreunde seien, welche die Ehre, das Volk zu vertreten, mit 500 oder 1000 Thaler bezahlen, — denn mit den Wahlkosten, den Subsistenz- und Reisekosten wird wohl so viel herauskommen. Das Volk weiß, es muß wissen, wenn es sich nicht aller Ansprüche auf den Besitz gewöhnlichen Menschenverstandes begeben will, daß die Mitglieder der Staatsgesetzgebungen ihre Stimmen verkaufen müssen, um „auf ihre Kosten zu kommen“ und daß drei Viertel derselben darauf angewiesen sind, „auf ihre Kosten kommen“ zu müssen, weil diese ihr ganzes geschäftliches Anlagecapital bilden. In der That bestehen auch auf Seiten des Volkes eigentlich keine Zweifel über diesen Punkt. Es wählt sich seine Vertreter mit dem klaren Bewußtsein, daß sie corrupt sein müssen, und findet, nachdem es sie gewählt hat, sein Behagen darin, sagen zu können: „Die Kerle sind alle Spitzbuben.“ Aber damit nicht genug. Ist einmal durch Zufall ein armer, ehrlicher Teufel gewählt und bleibt er arm, nachdem er jahrelang seine besten Kräfte dem Gemeinwohle gewidmet hat, so — werden ihm etwa Bürgerkronen votirt? Nicht doch; — sondern so zuckt man über ihn die Achseln und sagt: „Der muß doch ein rechter Einfaltspinsel gewesen sein, daß er so wenig verstanden hat, sich Pfeifen zu schneiden, während er im Rohre saß.“

In dieser gänzlichen Abwesenheit alles sittlichen Gefühls in der öffentlichen Meinung des Volkes steckt die Grundwurzel der allgemeinen Corruption. Es ist zwecklose Sisyphusarbeit, fortwährend auf die geilen Schößlinge loszuhacken, die aus der Wurzel hervorsprießen, oder diese selbst zu schonen. Die öffentlichen Gauner und Spitzbuben können, wenn ihnen ihre Untugenden vorgehalten werden, mit Frosch in Auerbach's Keller sagen: „Ihr wollt es ja, man soll es sein!“ Und sie haben Recht, wenn sie das sagen. Wie der Herr, so der Diener. Das Volk ist der Herr, seine Diener sind die öffentlichen Beamten. Wäre nicht der Herr voll chevaleresker Gleichgültigkeit gegen Redlichkeit und Pflichttreue, würden auch die Diener anders sein als sie sind. — Es ist freilich bequem, über spitzbübische Diener zu schwadroniren, aber damit erfüllt man noch nicht die Pflicht, sich ehrliche auszusuchen. — Die Ehrlichkeit wird in unserm öffentlichen Leben so lange als gleichbedeutend mit Dummheit oder Ueberspanntheit verachtet werden, als nicht im gesellschaftlichen Leben aller unredlicher Erwerb, ja aller Erwerb, dessen Redlichkeit auch nur der leiseste Zweifel anhängt, gebrandmarkt und geächtet ist. So lange aber das Volk,

unbeschadet der ihm von feigen Schmeichlern verschwenderisch ertheilten Prädicate: „edles, braves, intelligentes ꝛc. Volk“ erfolgreiche Spitzbuben ebenso hoch achtet, wie es die verdienstvollsten und redlichsten Männer achten — sollte, so lange wird im Staatsleben die Gaunerei Trumpf sein.“

— Ueber den Mißbrauch geistiger Getränke in Rußland hat der Hospitaloberarzt Dr. Hermann in St. Petersburg im Vereine der dortigen deutschen Aerzte einen Vortrag gehalten, welchem die folgenden Angaben entlehnt sind.

„Schon im 17. Jahrhundert bezog die russische Regierung einen guten Theil ihrer Staatseinkünfte aus dem Handel mit geistigen Getränken. Aber erst seit dem Jahre 1749 sind die näheren Angaben über die Nettoeinkünfte vom Branntwein aus den großrussischen Provinzen vorhanden; sie betrugen damals 1,786,955 Rubel, funfzig Jahre später bereits 12,752,119 R., nach abermals funfzig Jahren (1849) schon 38,582,944 R., 1859 74,171,015 R. und im Budget pro 1866 figurirt die Branntweinsteuer mit $115\frac{5}{6}$ Mill. R. S. Der stetige Aufschwung bei einer langsam anwachsenden Bevölkerung läßt sich nur durch einen größern Verbrauch erklären. Daß ein solcher Aufschwung des Branntweinhandels einen verderblichen Einfluß auf die Bevölkerung ausüben mußte, unterliegt keinem Zweifel, auch fehlte es nicht an Vorschlägen und Versuchen, ihn zu beschränken, von Seiten der Regierung sowohl wie von Privaten; sie scheiterten aber an dem Widerstande des Volkes und der Gefahr für die Finanzen. Die Steuer macht in Rußland 46 Procent Brutto sämmtlicher Staatseinnahmen, in England 24 Proc., in Schweden und Norwegen 24 Proc., in Oesterreich 10 Proc., in Frankreich 9 Proc. und in Preußen 6 Proc. aus. Durchschnittlich trinkt jeder Mensch in Rußland so viel Branntwein, daß er davon dem Staate einen Nettogewinn von 2 R. 18 K. im Jahre einträgt. Dieser Tribut ist natürlich in den größeren Städten bedeutender als auf dem Lande; in Petersburg repräsentirt jeder männliche Bewohner einen jährlichen Nettotribut für Accise im Betrage von 16 R. 55 K., in Moskau 11 R. 79 K., in Orenburg dagegen nur 1 R. 88 K. Jeder Einwohner männlichen und weiblichen Geschlechts und jedes Alters trank durchschnittlich im Jahre 1859 in Petersburg 1,68, in Moskau 1,07, in Orenburg, der mäßigsten Stadt des Reiches, 0,25 Eimer Branntwein.

In Petersburg kamen im Jahre 1859 auf 539,475 Einwohner 1840 Branntweinschenken, d. h. 293 Einwohner beiderlei Geschlechts mußten eine Schenke ernähren. Diesen müssen noch 299 Weinkeller, 563 Tracteure, 399 Porterbuden, 108 Lager (Stofbuden) und 99 Keller, welche alle gleichfalls Branntwein verkaufen, hinzugezählt werden. Diese ganze Ziffer begreift nur die Stadt selbst in sich. Die geringste Anzahl Branntweinschenken kommt auf den Admiralitäts- (56) und die größte auf den Moskauer Stadttheil (266). Diese Zahlen sprechen dafür, daß Branntweinschenken zu unseren lucrativsten Unternehmungen gehören, doch ist zu bezweifeln, daß alle schmutzigen Winkelschenken bei ehrlichem Betriebe ihre Rechnung finden können.

Jedenfalls muß ihre Unzahl, selbst bei guter Waare und gewissenhaftem Betriebe, das Mark der Bevölkerung aussaugen und Arbeit wie Wohlstand, Sitte wie Gesundheit zu Grunde richten. Auch hat das Volk selbst über die ungewöhnliche Zahl plötzlicher Erkrankungen und Todesfälle bereits nachzudenken begonnen und ihre Ursache in Verfälschung des Branntweins mit scharfen und betäubenden Stoffen gesucht; mit Unrecht, da die ersten den Geschmack beleidigen, die letztern eine vorzeitige Betäubung hervorrufen, beide mithin dem Interesse der Händler zuwiderlaufen. Nicht die schlechtere Waare, sondern die durch Concurrenz stärker und billiger gewordene Waare und deren größerer Verbrauch bedingen die raschere und heftigere Wirkung des Branntweins.

Um diese Wirkung in einem Bilde aus der Vogelperspective darzustellen, geben wir hier noch die Ziffern sämmtlicher an acutem Säuferwahnsinn in den Privat- und öffentlichen Hospitälern der Stadt Petersburg im Jahre 1863 Behandelten. Man möge darüber aber auch die Zahl der häuslichen Kranken nicht vergessen. Ferner sind diese Hospitalkranken respectvoll nach Stand und Rang geordnet, damit jeder Leser seine etwaigen Collegen herausfinden und — sich wie jener Pharisäer voll Bewußtsein an die Brust schlagen kann. Diese Gesammtziffer für alle Hospitäler betrug 297 Individuen. Darunter befanden sich 107 Beamte in und außer Dienst, 99 Handwerker und Kleinbürger, 32 Tagelöhner, 19 Kleinhändler, 8 verabschiedete Offiziere, 5 Künstler, 5 Kutscher, 5 Kaufleute und deren Söhne, 5 Schauspieler, 5 Lohndiener, 3 mit unbestimmter Beschäftigung, 2 verabschiedete Soldaten, 1 Arzt und 1 Lehrer. Diese trocknen statistischen Zahlen liefern den Beweis, daß nicht der gemeine, jeder Bildung bare Pöbel das Hauptcontingent liefert, sondern der kleine in und außer Dienst befindliche Beamte, also eine relativ gebildete Classe alle übrigen überflügelt. Seit also der Branntwein billiger geworden, seit die Accise verringert worden, ist nicht dem Bauer und Tagelöhner, dessen Lohn mit dem steigenden Preise des Lebens Schritt hält, der also auch den theuereren Branntwein bezahlen konnte, nein, dem kleinen, auf einen festen Sold oder solche Pension angewiesenen Beamten und kleinen Handwerker der billigere Trunk zu Gute gekommen.“

— Der philosophische König von Siam hat amtlich eine Liste drucken lassen, in welcher die Kinder seiner Familie aufgezählt werden, mit Geburtstag, Namen ꝛc. Seine Majestät hat bis Dato 81 Kinder erzielt; das älteste wurde 1823, das jüngste 1868 geboren. Von der Totalsumme befinden sich 66 Prinzen und Prinzessinnen am Leben. Der im vorigen Jahre verstorbene zweite König (Siam hat bekanntlich einen Ober- und einen Nebenkönig) hat es im Ganzen nur bis zu 63 Sprößlingen gebracht; davon sind 30 am Leben.

— Die nordamerikanische Dampfercompagnie, welche bisher den Transit durch Nicaragua besorgte, wird diese Linie aufgeben; sie hat sich als zu unbequem herausgestellt. Sie will statt derselben eine solche zwischen Neuyork und Aspinwall-Panama einrichten und in jedem Monate zweimal fahren. Auf dem Isthmus von Panama wird sehr darüber geklagt, daß dort seit Monaten eine ganz ungewöhnliche Menge der gefährlichsten Menschen aus Nordamerika sich gleichsam ein Stelldichein gegeben hätten und großen Unfug verüben. „Wir haben schon übergenug an unserm schwarzen und Mischlingspöbel und nun werden wir noch mit Schaaren weißer Rowdies und Verbrecher gesegnet, die viel gefährlicher sind als jene.“

— Selbst am Kaukasus war es im Innern der Erde unruhig. Zu Tiflis in Georgien wurde am 6. Februar Abends 8 Uhr 39 Minuten ein Erdbeben verspürt.

— Zu Hamburg in Südcarolina wurden am 28. Mai sechs weiße Bürger von Seiten der Militärbehörde verhaftet. Die Neger in jenem Städtchen hatten sich in den Kopf gesetzt, eine politische Versammlung in einer Kirche zu halten, die anderen Leuten gehört. Dagegen erheben dann jene Sechs Einsprache. Negern in einer fremden Kirche das Abhalten einer politischen Versammlung zu verbieten, das zeugt von Rebellionsgelüsten, und deshalb ließ der Unionsmilitärsatrap General Canby jene Sechs beim Kragen nehmen, um sie einer zu Gericht sitzenden Militärcommission zu überweisen. Man nennt dergleichen in Nordamerika „Freiheit“.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaction verantwortlich: H. Vieweg in Braunschweig
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.